Die Grenzboten

Die

Grenzboten

Zeitschrift

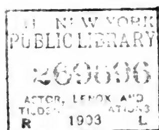
für

Politik, Litteratur und Kunst

61. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1902


N W YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
R 1903 L

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1902. Viertes Vierteljahr

Politik, Geschichte, Heer, Marine

Nach dem Burenkriege. S. 1.
Adel und Land in England. Von Houg Bartels. S. 8. 69. 131.
Marokko. S. 65.
Der Schiffbau in Deutschland und im Auslande. Von Georg Wislicenus. S. 113.
Österreich. Von Albin Geyer. S. 169. 235.
Deutschland und Dänemark. Von H. Petersen. S. 176.
Das Eisenbahnnetz Indiens vom militärischen Standpunkt aus. S. 243.
Zur Mittelmeerfrage. Von Georg Wislicenus. S. 298.
Gerichtsoffizier oder Regimentsjustizbeamte? S. 402.
Am St. Gotthard. Von Otto Kaemmel. S. 406. 481. 536.
Reichsfinanzen und Partikularismus. S. 449.
Deutsch-Österreich. S. 505. 572.
Eine neue Geschichte Bismarcks. Von Johannes Kreutzer. S. 528.
Wilhelms I. und Bismarcks Stellung zur Reichsgründung. S. 621.
Was uns nicht retten kann! Offene Antwort an Herrn Professor Mommsen. S 655.
Klassendünkel und Sozialpolitik. S. 681.

Volkswirtschaft, Verwaltung, Justiz, Kirche, Schule

Die wirtschaftliche Lage Rußlands. S. 57. 122.
Die Bodenbenutzung im Deutschen Reiche. S. 225.
Französische Justiz. Von Wolfg. Drechsler. S. 250.
Der Siegeszug des Kapitalismus. S. 281. 343.
Russische Kultur. S. 290. 354.
Zur Beamtenfrage in der Provinz Posen. S. 337.
Deutschlands Exportbedürfnis und die gegenwärtige Wirtschaftskrisis. S. 393.
Der Frankfurter Warenhandel von 1750 bis 1866. 1. Die Verkehrsmittel. 2. Die Stände in ihrer Beziehung zum Warenhandel. 3. Die Frankfurter Handelspolitik. Von E. Gerland. S. 460.
Zur Bankreform. S. 467.
Die Entwicklung und Bedeutung der deutschen Lebensversicherung. S. 520.
Schulreform und kein Ende. Von Otto Kaemmel. S. 562.
Die türkischen Finanzen. Von F. Moos. S. 580.
Die brandenburgische Provinzialsynode und die Vorbildung der evangelischen Theologen. Von Heinrich Lehmann. S. 641.
Catholica. Von Joseph Mayer. 9. Die katholische Universität von Amerika. S. 692.

Litteratur und Kunst

Homer und Mycene. S. 15.
Jörn Uhl und Niels Glambäk. S. 24.
Musikalische Zeitfragen. Von Herm. Kretzschmar. 7. Weiterbildung und Erwerbsverhältnisse der Musiker. S. 76. 8. Die Musik als dienende Kunst. S. 190. 9. Die Musik als freie Kunst. 10. Stand oder Staat. S. 303.
Die Anfänge der Bildnerei Von Heinrich Reichau. S. 140. 196.
Goethe und der italienische Dichter Vincenzo Monti. S. 255.
Elizabeth Barrett-Browning und George Sand. Von M. J. Minkwitz. S. 368.
Der Dichter der griechischen Aufklärung. Von R. Busche. S. 415.
Gabriele d'Annunzios Tote Stadt. S. 473.

Verschiednes

Von einer Weltreise. Von Georg Schiele. 1. Die Blutsaristokratie der Europäer in den Tropen. S. 37. 2. Ursprung der Überlegenheit der Weißen über die andern Rassen. S. 84. 3. Die Psychologie des Tropenkollers. S. 261. 4. Freiheit oder Hörigkeit der Neger. S. 263. 5. Über den politischen und den wirtschaftlichen Wert der Tropenkolonien. 6. Was lockt den Europäer in die Tropen? 7. Ideale in der Politik. S. 424.
Des Freiherrn Augustin v. Mörsperg Bericht über seinen Besuch bei Tycho de Brahe auf der Insel Hvenn. Mitgeteilt von Joh. Bärwinkel. S. 90.
Geographische und Koloniallitteratur. S. 149.
Hellenentum und Christentum. 10. Schlußbetrachtung. S. 183.
Wie steht es? Von G. St. S. 317.
Etwas zur Diakonissensache. S. 361.
Von der Religion Altroms. S. 513. 594.
Die Muttersprache in Elsaß-Lothringen. S. 631.
Konrad Widerhold. Von Albert Landenberger. S. 649.
Erinnerungen aus dem polnischen Insurrektionskriege in der preußischen Provinz Posen im Jahre 1848. Von Fedor v. Köppen. S. 659.
Eine Silvesterfeier im Zuchthaus. S. 704.
Griechische Kultur in der modernen. Von Johannes Geffcken. S. 713.

Heimkehr. Von M. N. Fischer. S. 41. 94. 155. 205. 265.
Enfantillage. Von Luise Glaß. S. 319. 372.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. Von Fritz Anders. Dritte Reihe. 9. Auf absteigendem Aste. S. 430. 10. Die Wohnungsgenossenschaft. S. 720.
Am Fuße des Hradschins. Von Georg Stellanus. S. 490. 544. 601.
Der Professor, Onkel Zinnober, Rosamunde und Ännchen. Eine Weihnachtsgeschichte von Hans Grunow. S. 666.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ehrhard und seine Kritiker. Traub. S. 50. — Eine Lanze für den Train. S. 51. — Mit Schwert und Feder. S. 53. — An der Schwelle des Orients. S. 55. — Ententrike. S. 56. — Zur Geschichte des Sozialismus. S. 103. — Das Deutschtum in Tirol. S. 105. — Philosophische Schriften. S. 106. — Das jüdische Hehlerrecht. S. 109. — Bibel und Babel. S. 109. — Memoiren über Friedrich den Großen. S. 110. — Die ultramontane Moral. S. 165. — Der Befähigungsnachweis im Baugewerbe. S. 166. — Russische Emissionspolitik. S. 213. — Heimatfeste. S. 217. — Die Gefahr öffentlicher Vorträge von Ärzten. S. 220. — Nationale Bildung und humanistisches Gymnasium. S. 221. — Nachschrift. S. 224. — Die Burengenerale in Berlin. S. 274. — Zur Organisation der Wasserwirtschaft. S. 275. — Das jüdische Hehlerrecht. S. 276. — Der reinste Germanentypus. S. 277. — Marskanäle. S. 277. — König Johanns Gedicht auf die Geburt König Alberts. S. 278. — Zur Frage des Reformgymnasiums. S. 329. — Die Haftpflicht der Lehrer. S. 333. — Ein Schritt zum Christentum der Zukunft. S. 335. — Die Diva und andre Satiren. S. 336. — Berichtigung. S. 336. — Agrarsozialismus. S. 385. — Vagabunden. S. 387. — Anton Springers Kunstgeschichte. S. 388. — Die Meisterwerke der Nationalgalerie in London. S. 390. — Berichtigung. S. 392. — Die Obstruktion S. 440. — Zwei Städte der Rheinprovinz. S. 444. — Anti-Nitzscheana. S. 447. —. Verständigung und Obstruktion. S. 408. — Ein Hoffnungsschimmer. S. 501. — Hessisches Trachtenbuch von Ferdinand Justi. S. 501. — Wir! Ja wir! S. 503. — Parlament und Verfassung in Österreich. S. 556. — Paris und seine Befestigungen. S. 557. — Darwinisches. S. 558. — Ein neues Buch über Rußland. S. 611. — Ein ausgezeichneter Balte. S. 612. — Ein Heldenbuch. S. 616. — Buschens Graf Bismarck und seine Leute. S. 618. — Europa, die Vereinigten Staaten und Südamerika. S. 730. — Venezolanisches Staatsrecht. S. 734. — Ein Gnostiker. S. 736. — Eine konfessionelle Friedensliga. S. 738.
An die alten und an die neuen Grenzbotenleser. S. 680.

Litteratur

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

Baldamus, Alfred. Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. S. 619.
Behaghel, Otto. Die deutsche Sprache. S. 390.
Brand, M. von. 33 Jahre in Ostasien. S. 153.
Brandt, Otto. Studien zur Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte der Stadt Düsseldorf. S. 444.
*Bröndsted, K. G. Niels Glambäk. Wie er ein Mann wurde. S. 24.
Brüggen, Ernst v. d. Das heutige Rußland. S. 611.
Busse, Karl. Vagabunden. S. 387.
*d'Annunzio, Gabriele. Die tote Stadt. S. 473.
Delitzsch, Friedrich. Babel und Bibel. S. 109.
Dennert, E. Vom Sterbelager des Darwinismus. S. 559.
Der Protestantismus am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. S. 620.
Deußen, Paul. Die Elemente der Metaphysik. S. 108.
Die Meisterwerke der Nationalgalerie in London. S. 390.
Dodel, Arnold. Entweder — Oder! S. 559.
Dohna, G. Graf zu. An der Schwelle des Orients. S. 55.
Duboc, Julius. Streiflichter. S. 109.
Ehrhard. Liberaler Katholizismus. S. 49.
Eisenschitz, Friedrich. Ja Wir! S. 503.
Flügel, O. Die Seelenfrage mit Rücksicht auf die neuern Wandlungen gewisser naturwissenschaftlicher Begriffe. S. 280.
*Frenssen, Gustav. Jörn Uhl. S. 24.
Grohmann, A. Ernstes und Heiteres aus meinem Verkehr mit Schwachsinnigen. S. 504.
Grunzel, Josef. Über Kartelle. S. 111.
Günther, L. Recht und Sprache. S. 390.
*Gurlitt, Ludwig. Der Deutsche und sein Vaterland. S. 562.
Hoensbroech. Das Papsttum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit. S. 165.
Hutter, Franz. Wanderungen und Forschungen im Nordhinterlande von Kamerun. S. 151.
Johann, König von Sachsen. Dichtungen. S. 278.
Justi, Ferdinand. Hessisches Trachtenbuch. S. 501.
Kant. Vom Übergang von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik. Herausgegeben von Albrecht Krause. S. 107.
*Kanter, Hugo. Volkswirtschaftliche Abhandlungen (V, 3). S. 461.
Kolmer, Gustav. Parlament und Verfassung in Österreich. S. 556.
König, Edmund. Wilhelm Wundt, seine Philosophie und Psychologie. S. 107.
König, Eduard. Bibel und Babel. S. 109.
*Köppe, Hans. Die Reichsfinanzreform. S. 449.
Krause, Albrecht. Die letzten Gedanken Immanuel Kants. S. 107.
Kreßmann, Albert. Zur Gründung einer deutschen Nationalschule. S. 150.
Langhans, Paul. Deutsche Erde. S. 149.
*Lenz, Max. Geschichte Bismarcks. S. 528.
Liebmann, Otto. Gedanken und Thatsachen. S. 107.
*Lorenz, Ottokar. Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs 1866 bis 1871. S. 621.
Marx und Engels. Schriften, herausgegeben von Franz Mehring. S. 103.

Massow, Wilhelm v. Aus Krim und Kaukasus. S. 151.
*Mayet. Die Ergebnisse der Ermittlung der landwirtschaftlichen Bodenbenutzung im Jahre 1900. (3. Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reichs 1902.) S. 225.
Mendner, Rich. Unterwegs und Daheim. S. 152.
Meyer. Von den Diakonissen und ihrem Beruf. S. 365.
Meyers großes Konversationslexikon. S. 560.
Milukow, Paul. Skizzen russischer Kulturgeschichte. S. 291.
Nabert, H. Das Deutschtum in Tirol. S. 105.
*Nestle, W. Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung. S. 416.
Nossig, Alfred. System des Sozialismus. S. 385.
Oertzen, Emma v. Entenrike und andre hinterpommersche Geschichten. S. 56.
Oestéren, Van. Wir! S. 503.
Paulsen, Friedrich. Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium. S. 681.
Pestalozzi, Johannes. Vertiefte Gottes-, Welt- und Selbsterkenntnis. S. 737.
Presber, Rudolf. Die Diva und andre Satiren. S. 336.
Révai, Samuel. Grundbedingungen der gesellschaftlichen Wohlfahrt. S. 280.
*Ridgeway, William. The Early Age of Greece. S. 15.
Scheibert, J. Mit Schwert und Feder. S. 53.
Schiel, Dreiundzwanzig Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika. S. 616.
Schmidt, Heinrich. Haeckels biogenetisches Grundgesetz und seine Gegner. S. 558.
*Schwarz und Dr. von Halle. Die Schiffbauindustrie in Deutschland und im Auslande. S. 113.
Sienkiewicz, Henryk. Briefe aus Afrika. S. 152.
Sohr-Berghaus, Handatlas über alle Teile der Erde. Entworfen und unter Mitwirkung von Otto Herkt herausgegeben von Alois Bludau. S. 150.
Sombart, Werner. Der moderne Kapitalismus. S. 281.
Springer, Anton. Handbuch der Kunstgeschichte. S. 388.
*Statistik des Deutschen Reichs. 3. Vierteljahrsheft 1902. S. 225.
Taube von der Issen, Helene von. Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild. S. 612.
Thiébault, Dieudonné. Mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin. S. 110.
Traub, G. Materialien zum Verständnis und zur Kritik des katholischen Sozialismus. S. 50.
Trost, Karl. Goethe und der Protestantismus des 20. Jahrhunderts. S. 335.
Weise, O. Unsre Muttersprache. S. 390.
Wilamowitz-Möllendorff, Griechisches Lesebuch. S. 571.
Wissowa, Georg. Religion und Kultus der Römer. S. 513.
Wundt, Wilhelm. Einleitung in die Philosophie. S. 106.
Zabel, Rudolf. Deutschland in China. S. 154.
Zanten, J. H. van. Die Arbeiterschutzgesetzgebung in den europäischen Ländern. S. 503.
Zetsche, Eduard. Bilder aus der Ostmark. S. 149.
Zweigert. Die Verwaltung der Stadt Essen. S. 446.





Nach dem Burenkriege

it dem Friedensschluß von Pretoria am 31. Mai dieses Jahres ist der südafrikanische Krieg nach dem mehr als zweiundeinhalbjährigen heldenmütigen, zähen Widerstande eines kleinen Völkchens gegen die erdrückende Übermacht eines Weltreichs mit der Unterwerfung der beiden Burenrepubliken unter England beendet worden. Trotz anfänglich günstiger Aussichten war dieser Ausgang, seitdem die Buren die ersten Wochen nicht zu einem entscheidenden Schlage benutzt hatten, unvermeidlich, sobald nicht eine Wendung in der Weltlage ihnen zu Hilfe kam. Eben diese hatten sie in ihrem festen, fast fatalistischen, aber echt kalvinischen Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache bei dem Entschlusse zum Kriege offenbar zu wenig in Rechnung gezogen, und die Hoffnung auf die Erhebung der Kapholländer erfüllte sich nur in bescheidnem Umfange; der Mehrheit dieser behäbigen Bevölkerung fiel es gar nicht ein, ihre Existenz aufs Spiel zu setzen. Wenn bei dem Entschlusse der Burenführer zum Kriege etwa die Erinnerung an den niederländischen Freiheitskampf gegen Spanien oder an den Abfall der amerikanischen Kolonien von England eine Rolle gespielt hätte, so wäre übersehen worden, daß die Niederländer an der allgemeinen Gegenwehr der europäischen Nationen gegen das spanisch-habsburgische Übergewicht teilnahmen, in einem großen politischen Zusammenhange standen und also von außen fortwährend unterstützt wurden, die Nordamerikaner ohne die Hilfe der Franzosen sicherlich unterlegen wären. Allein gelassen sind kleine Bauernvölker, wenn sie nicht von ganz besonders günstigen geographischen Umständen Vorteil zogen, wie die Urkantone der Schweiz, größern Staatenbildungen regelmäßig erlegen, die friesischen Stedinger den vom Erzbistum Bremen gegen sie aufgebotenen Kreuzheeren 1234, die holsteinischen Dietmarschen dem dänischen und holsteinischen Adel 1559. Denn das Vertrauen auf die Gerechtigkeit der eignen Sache ist etwas Großes, oft Entscheidendes, aber auch der gerechtesten Sache schafft nur die Stärke den Sieg, und die historische Gerechtigkeit ist nicht die Gerechtigkeit von heute, die Weltgeschichte ist das Weltgericht, aber nicht der nächste Tag vollzieht es. Auch ist es in Wirklichkeit so, daß Recht oder Unrecht niemals ganz und rein auf einer Seite steht, wie eine naive Auf-

fassung zu glauben liebt, und wer die großen politischen Ereignisse nur nach den Regeln der bürgerlichen Moral beurteilen will, der übersieht, daß die Staaten als große souveräne Gemeinschaften vor allem dem Selbsterhaltungstriebe gehorchen müssen, genau wie der einzelne Mensch, wenn er allein in der Notwehr ist.

Recht und Unrecht im Burenkriege abzuwägen, das war und ist eine mißliche Sache. Daß sich die menschliche Sympathie fast allgemein auf die Seite des Schwachen, also der Buren stellte, war selbstverständlich und eine edle Regung. Dagegen wäre also weiter nichts zu sagen. Aber die Mehrheit des deutschen Volks und damit der deutschen Presse wollte auch schlechtweg alles Recht auf seiten der Buren, alles Unrecht auf seiten der Engländer sehen; sie sah nur, daß die Burenstaaten um ihre Existenz fochten, hatte aber kein Auge dafür, daß die Engländer um die Behauptung ihrer Herrschaft in Südafrika, also um ihre Weltstellung rangen, und daß es sich dabei zugleich um den Kampf zweier Kultur- oder Wirtschaftsformen, einer höhern und einer niedern, handelte. In ihrer leidenschaftlichen Parteinahme für die Buren ging sie sogar über jedes billige Maß weit hinaus; sie begrüßte jede Niederlage der Engländer mit schadenfrohem Hohn und lautem Jubel und wurde nicht müde, auch auf einseitige und übertriebne Berichte hin, die englische Armee und die englische Regierung der Unfähigkeit und Grausamkeit anzuklagen; kurz sie gebärdete sich, als ob die Sache der Buren eine nationaldeutsche und England auch unser Feind wäre, und unsre politischen Witzblätter leisteten in Plattheit und Roheit geradezu Beschämendes. Gewiß, die englische Politik und noch viel mehr ein Teil der englischen Presse hatte durch hochmütige Überhebung und übelwollende Behandlung unsrer nationalen Interessen seit Jahrzehnten reichlich Gelegenheit zur Verstimmung gegeben; aber daß darüber einem großen Teil unsrer Presse und ihrer Leser jede ruhige Erwägung völlig abhanden kam, daß ihm sozusagen der Kopf mit dem Herzen durchging und lediglich Gefühlspolitik getrieben wurde, das ist wahrhaftig kein Zeichen unsrer politischen Reife. Fast noch bedenklicher war es, wenn zahlreiche deutsch-evangelische Theologen in der Burensache schlechtweg Gottes Sache sahen und deshalb ihren Sieg erwarteten, weil ihnen die Buren als ein frommes, schlicht bibelgläubiges Volk erschienen. Sie hätten doch den Spruch des Jesaias (55, 8) besser berücksichtigen sollen: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege, spricht der Herr.“ Theologen haben nicht den Beruf, schwere und verwickelte politische Fragen zu beurteilen.

Nun ist der Krieg zu Ende; eine Fortsetzung der erbitterten Polemik, die doch nur die absolute Ohnmacht der deutschen Presse in großen auswärtigen Fragen dargethan und den Buren nicht das Geringste genutzt hat, die hat vollends jetzt nicht den mindesten Zweck mehr, wir sind mit der feindseligen Haltung eines Teils der englischen Presse seit 1863 quitt. Es ist an der Zeit, uns wieder auf die zahllosen Beziehungen geistiger und materieller Art, die uns mit England verknüpfen, zu besinnen, vor allem aber uns die nüchterne Frage vorzulegen: Was ergiebt sich für Deutschland, für die Welt aus dem Siege Englands? Wie stehn wir überhaupt jetzt in der Welt?



So viel steht fest: Das britische Weltreich ist nicht geschwächt, sondern gestärkt aus dem schweren Kampfe hervorgegangen. Die englische Heerführung ist im ganzen und im einzelnen vielfach gewiß höchst mangelhaft gewesen, ist aber doch schließlich durch zähe Ausdauer zum Ziele gekommen; das britische Volk hat eine höchst achtungswerte, sehr nachahmungswerte Opferwilligkeit bewiesen, und die Kolonien haben ihrer Anhänglichkeit an das Mutterland durch Truppensendungen praktisch Ausdruck gegeben; zweifellos hat also der imperialistische Gedanke, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zwischen den einzelnen Teilen des Reichs eine wesentliche Kräftigung erfahren, mag auch jetzt der Plan eines engern, militärischen Zusammesschlusses der Reichsteile noch abgewiesen worden sein, und die Verwirklichung eines Reichszollvereins noch in viel weiterer Ferne liegen. Zugleich hat die englische Diplomatie auch ihre sonstigen Interessen keineswegs aus dem Auge verloren. Sie hat in China ihre alte, vorherrschende Stellung allerdings nicht behaupten können, sondern hat ihren Einfluß dort mit Rußland und Deutschland teilen müssen, aber sie hat dem Zarenreiche in dem Bunde mit Japan ganz überraschend ein starkes Gegengewicht geschaffen und den Kampf um die Vorherrschaft in Persien nachdrücklich aufgenommen.

Einem solchen lebenskräftigen Reiche gegenüber ist doch wohl auch die deutsche Presse verpflichtet, die Frage recht ernsthaft zu stellen: Was kann uns Englands Feindschaft schaden, was kann uns seine Freundschaft nützen?

Was die englische Seeherrschaft bedeutet, das ist gerade im Burenkriege klar hervorgetreten, obwohl kein englisches Kriegsschiff auch nur einen Schuß abgefeuert hat; nur die Überlegenheit der englischen Flotte erlaubte es, das Mutterland fast gänzlich von Truppen zu entblößen, sicherte die großen Truppentransporte nach Südafrika, auf diese ungeheure Entfernung hin die größten der Geschichte, und machte jedes Eingreifen einer fremden Macht in den Krieg von vornherein unmöglich. Daß wir dieser Flotte noch nicht entfernt gewachsen sind, sieht ein Kind; daß sie uns also im Falle eines Krieges sehr viel böses zufügen könnte, ja daß unsre Kolonialpolitik im feindlichen Widerspruch mit England gar nicht durchführbar wäre, schon weil wir sie ohne Benutzung englischer Häfen nicht führen könnten, das muß auch der größte Engländerfeind zugeben. Jedenfalls könnten wir fürs erste den Engländern viel weniger zu leide thun, als sie uns. Da ist also doch wohl die Politik unsers Kaisers die richtige: gegenüber England keine Schwäche zu zeigen, aber es auch nicht unnütz zu reizen und von Fall zu Fall sich mit ihm zu verständigen, wo es sich um gemeinsame Interessen handelt. So ist es in China geschehn, wo das deutsch-englische Einvernehmen uns das Jangtsethal geöffnet und den russischen Plänen auf die stillschweigende Verwandlung des Riesenreichs in einen russischen Schutzstaat entgegengewirkt hat. Das persönliche Verhältnis unsers Kaisers zum englischen Hofe und die Sympathien, die er im englischen Volke genießt, sind für eine solche Politik besonders wertvoll. Dabei ist unser Verhältnis zu Rußland eher befestigt als gelockert worden, wobei ebenfalls das persönliche Verhältnis zwischen den beiden Kaisern, wie es jüngst wieder auf der Reede von Reval hervorgetreten ist, eine größere Rolle spielen mag, als unsre

Zeitungspolitiker, die dergleichen mit geringschätzigem Lächeln zu behandeln pflegen, anzunehmen belieben. Dadurch wird wieder Frankreichs gelegentlich immer noch hervorbrechender Revanchedurst unschädlich gemacht, und die unglaublichen Tischreden gewisser französischer Minister, die mit der kindlichen Naivität des Radikalismus alle Welt anzurempeln für zweckmäßig halten, werden auf ihren wahren Wert herabgedrückt, denn solange der Zar den Frieden will — und er will ihn offenbar aufrichtig aus persönlicher Überzeugung und unter dem Druck innerer Schwierigkeiten —, können die Franzosen gar nicht wagen, ihn zu stören; sie haben gegen ihre Erwartungen im Zweibunde nicht eine Förderung, sondern ein Hemmnis ihrer Lieblingspläne gefunden. So steht Deutschland zu den beiden großen Weltmächten, die um die Herrschaft Asiens ringen, in gleich guten Beziehungen, ohne sich der einen oder der andern hinzugeben. Dasselbe Verhältnis tritt in Ostasien hervor. Gegenüber dem russisch-französischen Zweibunde, der jetzt seine Wirksamkeit auch auf diesen fernsten Osten erstreckt hat, und dem neuen englisch-japanischen Bündnis, das ihm die Wage halten soll, behauptet Deutschland seine Neutralität, gestützt auf seine feste Stellung in Tsingtau und zufrieden damit, seine wirtschaftlichen Unternehmungen in China friedlich weiter zu fördern.

Eine ähnliche Position nimmt Deutschland im nähern Orient ein. Im guten Einvernehmen mit der Regierung des Sultans will es die wirtschaftlichen Kräfte vor allem Kleinasiens durch deutsches Kapital und deutsche Arbeit entwickeln und so das türkische Reich in dem Umfange, worin es vielleicht lebensfähig ist, weil hier die Christen nur schwache Minderheiten sind, so lange wie möglich erhalten, statt auch diese Gebiete zum Zankapfel der Weltmächte werden oder in ohnmächtige Kleinstaaten zerfallen zu lassen. Und wenn es so zwischen England und Rußland nach wie vor die Mitte hält, so hat sich der Kaiser auch bemüht, mit der jungen nordamerikanischen Weltmacht, die so viele Millionen von Bürgern deutscher Abkunft zählt, so viel deutsche Kultur in ihre Bildung aufgenommen hat und mit Deutschland in so regem wirtschaftlichem Wechselverkehr steht, daß die große Republik halb und halb ebenso gut ein deutsches Kolonialgebiet ist wie ein angelsächsisches, engere Beziehungen anzuknüpfen, indem er seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, zu einem äußerlich wenigstens ganz unpolitischen Zwecke hinübersandte. Ohne die überaus freundliche Aufnahme des Prinzen in ihrem politischen Werte irgendwie zu überschätzen, wird man sagen dürfen, daß seine Reise wie die mannigfachen Aufmerksamkeiten des Kaisers einen wärmern Ton in die Beziehungen der beiden Nationen gebracht und die meist von England ausgehenden Versuche, Mißtrauen zwischen ihnen zu säen, um die dort von vielen gewünschte größere Annäherung der Vereinigten Staaten an England herbeizuführen, gekreuzt hat, daß sie ebenso das Selbstbewußtsein der Deutsch-Amerikaner gestärkt hat. Dabei ist der Dreibund die feste kontinentale Grundlage der deutschen Politik geblieben und am 28. Juni unverändert erneuert worden, während zugleich die deutsche Wehrkraft zu Lande auf ihrer vollen Höhe erhalten wird, unsre Flotte in raschem Ausbau begriffen ist.

Für Deutschland Raum zu schaffen unter den Weltmächten, unsre wirt-

schaftliche und geistige Kraft nach allen Richtungen zu entfalten, das ist das klare Ziel der auswärtigen Politik des Reichs. Deshalb erstrebt sie ein gewisses Gleichgewicht der Weltmächte und die Bewahrung des Friedens, weil sich ihre Ziele nur unter diesen Bedingungen erreichen lassen. So geht ein großer Zug durch sie. Von der Sprunghaftigkeit und der Launenhaftigkeit, die ihr ein gewisser Teil der deutschen Presse nicht müde wird vorzuwerfen, vermögen wir nichts zu entdecken. Wenn es nicht eine Lächerlichkeit ohne gleichen wäre, so könnte eher behauptet werden (wie es in den ersten Jahren wirklich behauptet worden ist), daß Bismarcks Politik etwas „Sprunghaftes" gehabt habe, da er 1862 Österreich riet, seinen Schwerpunkt nach Pest-Ofen zu verlegen, sich 1864 mit ihm gegen Dänemark verbündete, also seine deutsche Position verstärkte, 1866 mit ihm Krieg führte, um es aus Deutschland hinauszudrängen, 1871 mit ihm und Rußland das Dreikaiserbündnis schloß, 1879 sich mit ihm gegen Rußland verständigte. Die Mittel wechselten wohl, wie es immer geschehn wird, aber niemals das Ziel, das sich nur erweiterte: erst war es die Gleichberechtigung Preußens neben Österreich, dann die Hegemonie Preußens in Deutschland, endlich die Sicherung der Stellung des neuen Reichs in Europa. Über den Rahmen der Bismarckischen Politik ist die gegenwärtige Politik natürlich hinausgeschritten, aber die neuen Ziele hält sie so fest im Auge, wie einst Fürst Bismarck die seinigen. Es mögen gelegentlich Fehler im einzelnen gemacht worden sein oder werden, aber sie sind für die fernerstehenden — und dazu gehört fast die gesamte deutsche Presse — nicht so leicht zu entdecken und noch schwerer zu beurteilen. Die unleugbare Annäherung an England auf Familienbeziehungen und persönliche Vorliebe des Kaisers statt auf politische Erwägungen zurückzuführen, ist eine Albernheit und eine schwere Beleidigung zugleich, da diese Unterstellung den Vorwurf der Pflichtwidrigkeit enthält. Einen Widerspruch zwischen der Glückwunschdepesche des Kaisers an den Präsidenten Krüger zur Abwehr des Jamesonschen Freibeuterzugs und der deutschen Politik im Burenkriege konstruieren zu wollen, verrät einen erstaunlichen Mangel an Logik; denn damals handelte es sich um einen rechtlosen Einfall, dessen Urheberschaft die englische Regierung durchaus ablehnte, jetzt um einen Krieg zwischen unabhängigen Staaten, den unzweifelhaft die Buren gegen den wiederholten Rat Deutschlands begonnen hatten, und wenn 1896 die deutsche Diplomatie die Erhaltung der Unabhängigkeit Transvaals als ein deutsches Interesse bezeichnete, 1899 bis 1901 aber nichts dafür that, so hatte sich eben die Lage völlig verändert: was sich 1896 mit diplomatischen Mitteln erreichen ließ, das wäre 1899 ohne Krieg nicht möglich gewesen, und einen solchen konnten und wollten wir auch gar nicht führen, soviel war uns die an sich erwünschte Selbständigkeit der Burenstaaten eben nicht wert. Oder ist es etwa dem Fürsten Bismarck jemals eingefallen, sich wegen der brutalen Unterdrückung des baltischen Deutschtums, das uns der Abkunft und der Geschichte nach doch sehr viel näher steht, als die Buren in Südafrika, mit Rußland zu überwerfen? Auch den europäischen Nachbarn Deutschlands wäre es jedenfalls lieber gewesen, wenn der Deutsche Bund in seiner Ohnmacht fortbestanden hätte; es hat schließlich doch keiner

außer Frankreich ernsthaft versucht, die deutsche Einheit zu hindern, sie haben sich alle mit ihr abgefunden. Stellt man obendrein die Frage so, wie sie thatsächlich stand, wenn die Buren einen wirklich entscheidenden Sieg erfochten: Ist für die deutschen Interessen in Afrika ein selbständiges Südafrika oder ein Südafrika unter englischer Herrschaft vorteilhafter? so wird die Antwort kaum zweifelhaft sein. Ein unabhängiges, von den Afrikandern beherrschtes Südafrika würde der Versuchung, Deutsch-Südwestafrika zu nehmen, nur schwer widerstehn, und wäre nicht leicht daran zu hindern; für England als Herrin des englisch-holländischen Südafrikas ist das gute Verhältnis zu Deutschland viel zu wertvoll, als daß es dieses wegen eines solchen ihm selbst völlig entbehrlichen Besitzes aufs Spiel setzen könnte.

Was den Schein einer schwankenden Politik zuweilen erwecken kann, das sind keine Thaten, sondern gelegentliche, einer augenblicklichen Stimmung entspringende temperamentvolle Äußerungen des Kaisers, die deshalb eine mehr psychologische als politische Bedeutung haben. Was aber mitunter Beunruhigung erregt, das sind gar nicht solche Äußerungen selbst, das ist vielmehr die Sucht einer gewissen Presse, sie zu kommentieren, zu kritisieren, breitzutreten — spaltenlang, wochenlang — und große politische Aktionen daraus zu machen, ein Verfahren, das sie bei wirklich bedenklichen Reden andrer hoher Häupter zartfühlend zu vermeiden pflegt. Wieviel Druckerschwärze ist z. B. über die Swinemünder Depesche an den Prinzregenten von Bayern vergossen worden!

Der Kaiser ist eine kraftvolle, ungewöhnlich begabte, auf sich selbst ruhende Herrscherpersönlichkeit, die von ihren Rechten einen ebenso hohen Begriff hat wie von ihren Pflichten, und die sich nicht knebeln läßt ganz undeutschen und parlamentarischen Theorien zu liebe. Wir Deutschen wollen ja auch gar keinen Monarchen, der nur das Pünktchen aufs i zu setzen hat, wir wollen und haben Gott sei Dank die lebendige Monarchie, wir sind auch in dieser Beziehung ein Volk der Mitte, das weder den Absolutismns noch den Parlamentarismus, d. h. die Scheinmonarchie mag, und wir werden deshalb weder dort noch hier recht verstanden. Scheinmonarchen sind auch die konstitutionellen Könige des Hohenzollernhauses niemals gewesen. Wilhelm I. wollte eher abdanken, als das preußische Abgeordnetenhaus zur herrschenden Macht im Staate werden lassen, und wenn er später in allen entscheidenden Momenten dem genialen Rate des Fürsten Bismarck folgte, die Entscheidung behielt er sich doch immer vor, und in jede Entscheidung hat er ein Stück seiner eignen Anschauung, seines eignen Wesens hineingebracht, der Herr blieb er immer, ein Ludwig XIII. war er niemals. Sein Enkel ist anders geartet. Bei allem Selbstbewußtsein hat er nie den leisesten Versuch gemacht, konstitutionellen Rechten zu nahe zu treten oder gar den Rechten der Bundesfürsten. Aber er giebt seiner Politik einen stärkern persönlichen Zug, er ist nicht zurückhaltend, er sagt immer, was er denkt. Und es mag sein, wie es will: wie durch seine Politik, so geht auch durch die Reden des Kaisers ein hochherziger Zug, der auf die guten Eigenschaften der Menschen rechnet, nicht auf ihre Schwächen, und gerade deshalb zuweilen Enttäuschungen erfährt. Wie er die Franzosen behandelt, wie er den Yankees feinsinnige Höflichkeiten bezeigt, ihnen die Statue Friedrichs des Großen

und ihrer Harwarduniversität ein deutsches Museum, den Italienern das Standbild Goethes schenkt, wie er die Polen zu behandeln versuchte, wie er der katholischen Kirche, weil sie eben eine Macht ist, jedes mögliche Entgegenkommen erweist, ohne jemals seinen evangelischen Standpunkt zu verleugnen, wie er die Traditionen seiner hannöverschen und hessischen Truppenteile wieder zu beleben sucht, wie er sich bei dem allen des großen geschichtlichen Zusammenhangs immer bewußt bleibt, das ist etwas ganz Persönliches und der Ausfluß einer edeln, warmherzigen Natur, nicht kühler Berechnung.

Im Auslande wird das alles willig anerkannt, dort gilt der Kaiser für die bedeutendste Persönlichkeit unter den Monarchen der Gegenwart, und Graf Bülow als einer der ersten Staatsmänner. Aber dort sieht man offenbar durch starke Vergrößerungsgläser; ein guter Teil der deutschen Presse und leider auch der gebildeten Leser vermag davon nichts wahrzunehmen! Sie beklagen immer wieder, daß Graf Bülow nicht Fürst Bismarck, Wilhelm II. nicht Wilhelm I. ist. Sie finden, daß die That häufig nicht den Worten entspreche, und daß sich der Kaiser immer mehr von der Empfindung der Nation entferne. Daß sie selbst alles thun, um einen Spalt aufzureißen, wo thatsächlich gar keiner vorhanden ist, wo der Kaiser bei seinem Erscheinen überall doch wahrhaftig nicht mit gemachtem Jubel begrüßt wird, daß sie durch solche unverzeihliche Thorheiten den Partikularisten und den Sozialdemokraten, den grundsätzlichen und unversöhnlichen Gegnern des Reichs, Wasser auf die Mühle treiben und ohne Überlegung das ihrige thun, das monarchische Prinzip zu erschüttern, daß hinter dieser Abneigung gegen eine bedeutende, eigentümliche Persönlichkeit eine gute Dosis des echt demokratischen Neides steckt, für den es „Sünde ist, ob dem Schwarm zu ragen," das merken sie nicht oder wollen es sich wenigstens nicht eingestehn.

Auf der andern Seite giebt es wiederum sehr gebildete und sehr kluge Leute, die zwar zugeben, daß der Kaiser ein hochbegabter Mann sei, dies aber keineswegs für ein Glück halten, sondern eher Gefahren daraus hervorgehn sehen. Eine mittelmäßige Durchschnittsbegabung, meinen sie, sei das beste für einen Monarchen; ein genialer Herrscher könne leicht in die Versuchung kommen, in einem entscheidenden Augenblick, auf seine Kraft vertrauend, zuviel aufs Spiel zu setzen und schweres Unheil heraufzubeschwören. Nun, auch ein genialer Minister kann das, und wenn er hinterher entlassen wird, was bei einem Monarchen allerdings nicht geht, so hilft das auch nichts mehr. Wenn Bismarcks Politik 1866 bei Königgrätz gescheitert wäre, statt zu siegen, welche Fülle von Haß und Hohn hätte sich dann über sein Haupt ergossen, und er war doch auch schon damals der geniale Staatsmann, der er später war. Auch ein König mit bloßer Durchschnittsbegabung, namentlich ein willensschwacher Monarch, kann großes Unglück anrichten, wie unzweifelhaft Friedrich Wilhelm III. die Niederlagen Preußens 1806 durch seine Entschlußlosigkeit wesentlich verschuldet und die Erhebung von 1813 eben nur zugelassen hat. Wenn Friedrich Wilhelm IV. im ganzen so wenig Erfolge hatte, ja gerade die Aufgabe, die seinem Staate gestellt schien, nicht löste, so trug daran nicht seine reiche Begabung die Schuld, sondern eine Lücke in dieser Begabung, der

Mangel an festem, klarem Willen und nüchterner Einsicht. Dagegen hat der genialste Hohenzoller, Friedrich der Große, seinen Staat niemals unbedacht in Gefahr gestürzt, wohl aber ihn aus den verzweifeltsten Lagen gerettet. Auch heute noch, und heute vielleicht mehr als je, ist das persönliche, sittliche Verantwortlichkeitsbewußtsein eines Monarchen, das unsern Kaiser in so hohem Grade beseelt, viel mehr wert als alle Ministerverantwortlichkeit gegenüber der Volksvertretung, die thatsächlich doch nur auf dem Papier steht. Es wäre doch auch ein trauriges Armutszeugnis für unser Volk, wenn es hochbegabte Männer an seiner Spitze nicht ertragen könnte. Es bedarf ihrer nur allzusehr, gerade heute, mindestens ebensoviel wie vor vierzig Jahren, wo Bismarck gegen John Lothrop Motley zornig über die „kindische" Art des Abgeordnetenhauses klagte. Die Unfähigkeit der Mehrheit, die große Politik auch nur zu begreifen, die alte, unausrottbare Neigung, immer nur nach dem Gefühl zu urteilen, die Zerfahrenheit der Parteien, die leider die Reichsregierung geradezu zwingt, mit der mächtigsten, dem Zentrum, zu paktieren, die ängstlich kleinliche Zurückhaltung des deutschen Großkapitals von unsern Kolonien — bei allem Unternehmungsgeist, den es sonst auch im überseeischen Verkehr entfaltet —, der geradezu schimpfliche Mangel also an dem kühnen Wagemut der Engländer, der allein aus ihnen etwas machen kann, dazu der Niedergang der Demokratie und des Parlamentarismus allerorten, der immer deutlicher hervortritt, je verwickelter die Kultur- und Weltverhältnisse ringsum werden, je geringer also die Zahl derer wird, die sie zu beurteilen und zu lenken verstehn, das alles zeigt, daß die beste Kraft, die größte Begabung an seiner leitenden Stelle für Deutschland in den Gefahren der Gegenwart und der Zukunft gerade gut genug ist. *



Adel und Land in England

Von Hugo Bartels



Den sogenannten unveräußerlichen Menschenrechten zufolge sollten alle Menschen gleich sein. Daß sie es nicht sind, daran ist die Natur schuld, die, aller Gleichmacherei feind, alles, was lebt, zu einem fortwährenden Ringen miteinander bestimmt, bei dem sich die Starken behaupten, die Schwachen untergehn. In der menschlichen Gesellschaft sind die Unterschiede schon mit ihrem Entstehn eingetreten, sodaß die altgermanische Überlieferung im Rigsmal die Stände der Knechte,

Bauern und Edeln geradezu auf göttliche Einsetzung zurückführt. Man darf nun zwar die in der Edda geschilderten nordischen Zustände nicht schlankweg als auch für die andern Germanen geltend annehmen. Doch unsre deutsche Geschichte giebt uns auch in der ältesten Zeit schon die Abstufungen der Edeln, Freien und Hörigen mit entsprechender Verschiedenheit des Besitzes.

Wie Tacitus berichtet, geschah die Verteilung des Landes bei unsern Altvordern secundum dignationem, und nach demselben Maßstabe sind sie in der spätern Zeit ihrer Eroberungen verfahren. Wenn irgendwo, so hätte eine gleiche Verteilung des Landes in Britannien stattfinden können, wo die Angelsachsen, wenigstens in den östlichen Teilen, rein germanische Gemeinwesen gründeten und nicht, wie die Germanen in den romanischen Ländern, nur eine Aristokratie inmitten einer zahlreichern unterworfnen Bevölkerung bildeten. Doch in England zeigt sich schon von Anbeginn eine sehr große Ungleichheit des Besitzes.

Leider läßt sich die Eroberung und die Besiedlung nicht im einzelnen verfolgen. Wir haben es nicht mit einem Heerzuge wie dem der Goten unter Dietrich zu thun, der in einer Schlacht ein Reich gewinnt, sondern mit einem anscheinend planlosen, sich über hundert Jahre erstreckenden Ringen, worin germanische Zähigkeit und Ausdauer die Kelten nach Westen drängen. Angelockt von dem Reichtum des Landes und der Schwäche seiner Bewohner zieht ein abenteuernder Haufe nach dem andern aus den Sitzen an der Elbe übers Meer und nimmt, was er erlangen und behaupten kann. Am Schlusse des Jahrhunderts der Eroberung bestand in England eine große Zahl kleiner selbständiger Königreiche, die ebenso oft gegeneinander als miteinander gegen die Briten fochten. Gemeinsam aber war ihnen allen neben der Sprache und dem alten Glauben an Wodan die germanische Rechtsanschauung. Die endliche Vereinigung hatte nicht mit verschiednen Auffassungen zu kämpfen, alle Teile des angelsächsischen Reiches hatten dasselbe Recht.

Wie gesagt, Berichte über die Art und Weise der Landverteilung bei der Eroberung fehlen uns, doch sie muß wie in der alten Heimat secundum dignationem geschehn sein. Denn der genauere Einblick, den uns eine nicht viel spätere Zeit erlaubt, giebt eine solche Abstufung der Stände und der Besitzverhältnisse mit einem Überwiegen grundherrlicher Rechte, daß von einigen sogar die Frage hat aufgeworfen werden können, ob in England die freie Dorfgemeinschaft überhaupt jemals bestanden, und ob nicht von Anfang an ein Unterthänigkeitsverhältnis obgewaltet hat. Es ist ja richtig, daß nicht das ganze Volk der Angeln und Sachsen mit Sack und Pack hinüberwanderte, und man könnte ganz wohl annehmen, daß die einzelnen Führer nur von der Gefolgschaft begleitet waren, die sich ihnen zu persönlicher Treue verpflichtet hatte. Aber die Gefolgschaft bestand aus freien Männern, und nichts ist unwahrscheinlicher, als daß diese sich auf dem neuen von ihnen errungnen Boden freiwillig und ohne Not in eine Unterthänigkeit begeben hätten.

Nach allem, was wir wissen, kann kein Zweifel sein, daß die heimischen Verhältnisse nach England hinübergenommen wurden, und obenan stand das alte Volksrecht, das noch kein Eigentum an Grund und Boden, sondern nur einen Besitz kannte. Ob die Anteile nach den Standesunterschieden groß oder

klein waren, sie wurden besessen gemäß dem Volksrechte, das keine freie Verfügung zuließ. Das Eigentum lag beim ganzen Stamme, mochte das Land dem Könige zugewiesen sein oder einem Edeln oder einem freien Manne. Es war ursprünglich alles folkland.

Das folkland ist also dem ager publicus des alten römischen Rechtes gleichzustellen. Der römische ager privatus mit der civilis possessio fand sein Seitenstück durch römischen Einfluß erst später im bôcland (Buchland = Urkundenland). Es lag in der Natur der Sache, daß die Fesseln, die das Volksrecht der freien Verfügung über das Land anlegte, von vielen als lästig empfunden wurden, so wohlbegründet sie auch in der germanischen Anschauung waren. Als dann das Christentum eindrang, und die Kirche ausgestattet werden mußte, da fanden sich Mittel, die ursprüngliche Landordnung zu durchbrechen, und mit Zustimmung der Witena vermochte der König durch Urkunden, von denen viele erhalten sind, folkland in bôcland zu verwandeln und dem Besitzer als erb und eigen zu übermachen. Nachdem die Umwandlung einmal möglich geworden war, wurde sie in großem Umfange ausgeführt, besonders zu Gunsten der Großen, deren Macht dadurch stark wuchs.

Neben den freien Bauern auf ihrer Scholle von Volkland oder Buchland gab es eine große Menge, die von den Großgrundbesitzern Land zu Lehen trugen, laenland. Wenn sie auch persönlich frei waren, mußte doch ihre wirtschaftliche Abhängigkeit sie auch politisch herabdrücken, und die Umwandlung des Bodens ihres Herrn in freies Eigentum war nicht darauf berechnet, sie wieder unabhängig zu machen. Die häufigen Kriege zwischen den einzelnen Staaten und die dänischen Einfälle thaten ferner das ihrige, die alten Verhältnisse zu zerrütten und den freien Bauern in einen unfreien zu verwandeln. Wer nicht stark genug war, sein Land selbst zu schützen, fand es weise, sich unter den Schutz eines Großen zu stellen, und wer nicht selbst Land hatte — der ursprüngliche Anteil reichte ja nicht für alle Nachkommen aus —, mußte sich unter einen Herrn stellen, wollte er nicht friedlos und vogelfrei werden. Alles wirkte so zusammen, den Stand der freien Bauern einzuschränken und den Großen alle Gewalt in die Hände zu spielen.

Schon lange vor der normännischen Eroberung gehörte ein großer Teil des ganzen bebauten Bodens einer kleinen Zahl von Großgrundbesitzern, denen auch mit Hintansetzung des alten Volksgerichts die Gerichtsbarkeit über ihre Hintersassen zustand, und die Gliederung des Staates trug schon unverkennbare Züge des Feudalwesens. Der alte Ehrenname des freien Mannes, ceorl, fiel in seiner Bedeutung, bis aus ihm der neuenglische Schimpfname churl wurde, in derselben Weise, wie der deutsche Karl, der gut genug war, Königen und Kaisern als Name zu dienen, zum Kerl herabgesunken ist. Die Vereinigung der kleinen Königreiche unter Wessex schloß die Gliederung ab. Was sie noch von dem Feudalwesen der spätern Zeit unterschied, war hauptsächlich, daß das Buchland der Großen nicht ein Lehen vom Könige war, sondern mehr dem deutschen Allodbesitz entsprach. Auf der obersten Sprosse der gesellschaftlichen Leiter standen als hoher Adel die Großthane oder Earls. Ihnen folgten die Thane als niedrer Adel, und dann die Masse der Gemein-

freien, der noch selbständigen wie der in abhängiger Stellung, darunter endlich die rechtlosen Leibeignen. Dem Besitze entsprechend war die Verteilung der Staatsämter und der Verwaltung der Grafschaften. Manchen der Großthane, wie z. B. dem Earl Godwin zur Zeit des Bekenners, war ein Gebiet untergeben, das sich mit dem eines der frühern Königreiche deckte und ihnen eine fürstliche, dem Könige sehr gefährliche Macht verlieh.

Ganz wie ihre Standesgenossen in Deutschland strebten sie danach, mit Hilfe ihrer Hausmacht die Erblichkeit der ihnen vom Könige übertragnen Ämter und damit eine landschaftliche Selbständigkeit zu gewinnen. Aber einer Entwicklung der Adelsmacht in dieser Richtung wurde durch die normännische Eroberung ein jähes Ende bereitet. Der alte hohe Adel, angelsächsischer wie dänischer Abkunft, verschwand, und der normännisch-französische rückte ein, unter wesentlich verschiednen Bedingungen.

Vor allem wurde ein bis dahin unbekannter, aus dem Rechte der Eroberung abgeleiteter Grundsatz für das Eigentum an Grund und Boden aufgestellt, der theoretisch, aber auch nur theoretisch, noch gilt, wonach der König der alleinige Grundherr, und ein Allodium staatsrechtlich eine Unmöglichkeit war. Der rechtliche Damm des Feudalwesens wäre jedoch nicht ausreichend gewesen gegen Sonderbestrebungen ohne eine andre Maßregel, die von dem staatordnenden Geiste des Eroberers Zeugnis ablegt. Bei der Verteilung der eingezognen Güter des angelsächsischen Adels hütete sich Wilhelm, sie wieder als geschlossenes Ganzes zu vergeben. Das Land eines normännischen Barons mochte in seiner Gesamtheit dem eines frühern sächsischen Earls gleichkommen, aber es bildete kein geschlossenes Gebiet, sondern lag über eine Anzahl von Grafschaften zerstreut, nirgends groß genug, dem Besitzer eine überwiegende Stellung innerhalb der Grafschaft zu gewähren und als Kern einer Hausmacht zu dienen.

In Deutschland hat der zusammenhängende Allodialbesitz die alten Grafen befähigt, die schwächern Nachbarn unter ihre Botmäßigkeit zu bringen und sich zu Reichsfürsten zu erheben. Einem ähnlichen Ausgange beugte Wilhelms Landpolitik vor. Allen Gefahren, die dem Könige vom Adel drohten, konnte er freilich damit nicht begegnen, manche hat er geradezu heraufbeschworen. Denn nicht an eine einzelne Landschaft gebunden, wurde der Adel gezwungen, seine Augen auf das Ganze zu richten, und die Durcheinandermischung der Güter führte ihn enger zusammen, als bei größerer Geschlossenheit des Besitzes wahrscheinlich oder möglich gewesen wäre. Daraus erklärt sich die Schwierigkeit, einen Teil des Adels gegen den andern auszuspielen, und die Erscheinung, daß die Könige so oft den gesamten Adel gegen sich hatten.

Für die Erhaltung der Reichseinheit hätte Wilhelm keinen bessern Plan finden können. Aber England hatte auch die Kehrseite mit in den Kauf zu nehmen. Daß schwache Herrscher sich dabei nicht wohl befanden, will nicht viel sagen. Schwächlingen pflegen auch die besten Hilfsmittel wenig zu nützen. Die Kehrseite war das wirtschaftliche Übergewicht, das der Adel durch die Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Lage in die Schale warf. Die Städte konnten sich, von London und Bristol abgesehen, nicht im entferntesten mit denen

des Festlandes messen. Der Außenhandel war so gut wie ganz in fremden Händen, das Gewerbe war noch wenig entwickelt und ging kaum über den heimischen Bedarf hinaus, sodaß der Reichtum nur in Liegenschaften und nicht in beweglichem Vermögen bestehn konnte.

Das Streben des Adels war nun, nicht nur möglichst viel dieses Reichtums zu erlangen, sondern auch für immer für sich als Stand fest zu halten, und das gelang ihm so gut, daß noch heute, obgleich das eigentliche Feudalwesen längst dahin ist, die Landgesetzgebung die Züge trägt, die ihr vom mittelalterlichen Adel gegeben worden sind.

Das Feudalwesen erhielt seine volle Ausbildung nicht von heute auf morgen. Dazu bedurfte es der ganzen Zeit der normännischen Könige, und erst unter Heinrich II. stellte es sich als das feste Gebäude dar, worin dann für das alte Volksrecht kein Platz mehr war. Freie Bauern, freeholders, gab es nicht mehr viel. Die Hörigen, die als villani und später als copyholders, Erbpächter bezeichnet wurden, sind wahrscheinlich als die Nachfolger derer anzusehen, die ihr Land nach dem alten Volksrecht als folkland besaßen. Zum Teil mögen sie schon in angelsächsischer Zeit ihre frühere Stellung eingebüßt haben, ohne doch auf die Stufe der auch unter den Normannen weiter bestehenden Leibeignen herabzusinken. Jetzt aber war überall der feudale Grundherr an die Stelle des Volksrechts getreten, anstatt der Gewere nach Volksrecht gab es nur noch die Gewere nach Hofrecht. Die ganze Dorfgemeinschaft stand unter dem feudalen Herrn als dem Lord of the Manor, der das ganze Gebiet von der Krone oder einem großen Kronvasallen zu Lehen trug. Alle Einwohner sahen in ihm die Obrigkeit, sei es, daß sie als Hörige dem Frondienste unterlagen, sei es, daß sie als Freie für ihr Land Heerfolge zu leisten oder bloß eine Abgabe zu entrichten hatten. Um seine Macht noch zu vergrößern, galt nach der Anschauung der feudalen Rechtsgelehrten auch das ganze nicht verteilte Gemeinland als dem Lord gehörig, und das Statut von Merton vom Jahre 1235, ein Gesetz, dem man die Vaterschaft auf den ersten Blick ansieht, ermächtigte ihn, von diesem Gemeinlande für seinen Nutzen soviel zu nehmen, wie er wollte, vorausgesetzt, daß er genug übrig ließ für die Bedürfnisse der zur Nutznießung an Weide, Holz usw. berechtigten. Für die damalige Zeit wird das unverteilte Land auf etwa zwei Drittel der ganzen Oberfläche veranschlagt, und im Laufe der Jahrhunderte — das Gesetz von 1235 ist erst 1893 unschädlich gemacht, aber noch nicht aufgehoben worden — ist diese ganze Masse Privateigentum der Lords geworden bis auf etwas über zwei Millionen Acker, etwa fünf Prozent des ganzen Flächeninhalts. Was so noch übrig geblieben ist, ist meistens unfruchtbares Ödland, das den Anbau nicht lohnt. In bergigen Landschaften wie Cumberland findet sich deshalb weit mehr als in fruchtbaren wie Leicestershire oder Kent. In Kent beläuft sich das Gemeinland nur noch auf achtzehntel Prozent.

Solange das Feudalwesen in voller Blüte stand, waren dem Landhunger der Lords gewisse Grenzen gesteckt durch die Notwendigkeit, die ihnen auferlegte Zahl bewaffneter Mannschaften zu erhalten, für deren Bedürfnisse Land frei bleiben mußte. Mit dem Niedergang des Feudalwesens fiel diese Notwendig-

keit weg, und die Grundherren fanden es vorteilhafter, sich der Schafzucht zu widmen, die bei der Vorliebe, deren sich „lündisches“ Tuch bei den Patriziern der reichen deutschen Städte erfreute, guten Ertrag brachte. Sie zäunten deshalb nicht nur einen großen Teil des Gemeinlandes für ihre Schafweide ein, sondern vertrieben auch viele der abhängigen Bauern von ihrem Lande, wenn es ihnen gelegen war. Sir Thomas Morus führt in seiner um 1515 geschriebnen Utopia auf das daraus entstandne Elend die große Zunahme der Verbrechen zurück. Auf diese Weise wurde das Land entvölkert, aber die Großen bekamen es in ihre Hände, und sie haben es noch. Die Umwandlung der meisten Erbpachtstellen (copyhold) in freies Eigentum (freehold) hat das erdrückende Übergewicht des Großgrundbesitzes kaum berührt.

Wenn nun bei den Angelsachsen die Wehrpflicht eine Folge des Besitzes war, so erschien umgekehrt unter dem normännischen feudalen Königtum der Besitz als eine Folge des Waffendienstes, als die Ausstattung eines Amtes. Je größer die Leistung, je größer der dafür ausgesetzte Lohn. Ganz folgerichtig ergab sich daraus, daß Stand und Rang von der Leistung abhingen, oder kurz gesagt, die neue Aristokratie, die mit dem Feudalwesen aufkam, war im Grunde eine Beamtenaristokratie. Vor der strengen feudalen Anschauung konnte darum ein Recht auf Erblichkeit der Lehngüter so wenig bestehn, wie ein Recht, sie frei zu veräußern oder letztwillig über sie zu verfügen. Diese Anschauung lief jedoch dem natürlichen Gefühle stracks zuwider, und ihre Befolgung hätte die ganze Einrichtung unmöglich gemacht. Brauch und später gesetzliche Regel war, daß sich die Lehngüter vererbten, aber nur auf den ältesten Sohn, um den neuen Besitzer in den Stand zu setzen, allen Anforderungen seiner Stellung zu genügen. Die Bedürfnisse des Staates überwogen die natürlichen Ansprüche der jüngern Söhne. Töchter waren sowieso ausgeschlossen, außer wenn kein Sohn vorhanden war. In diesem Falle war auch eine Teilung erlaubt. Von den Lehngütern dehnte sich dann das Recht der Erstgeburt auch auf andern Landbesitz aus. Nur hier und dort hat sich ausnahmsweise eine andre Erbfolge erhalten. In Kent herrscht noch heute gleiches Erbrecht aller Söhne, und an einigen Orten erbt der jüngste Sohn mit Ausschluß der ältern; doch nur selten treten diese Sonderrechte in Kraft, da Intestaterbfolge nicht oft vorkommt, und seit der Aufhebung des Lehnsverbandes der Besitzer letztwillig über sein Land verfügen kann.

Den großen Lehnsherren mußte natürlich sehr viel daran liegen, daß die von ihnen verliehenen Güter den Bedingungen des ursprünglichen Lehnsvertrags unterworfen blieben und nicht freihändig veräußert werden durften. Viele Lehnsbriefe enthielten Bestimmungen über eine feste Erbfolge in Hinsicht auf einen möglichen Heimfall des Lehens und schlossen einen Verkauf aus. Es herrschte aber eine sehr weite Auslegung dieser Bestimmungen, und oft genug fanden sich die Lehnsherren dadurch schwer geschädigt. Sie strebten deshalb danach, sich durch Gesetze vor Nachteil zu schützen und, wo immer angängig, das Land dem Verkehr zu entziehn.

Zwei Gesetze kommen hier in Betracht, das Statut De Donis conditionalibus vom Jahre 1285 und das Statut Quia Emptores von 1290. Das erste ver-

ordnete eine strenge Einhaltung der Bedingungen des Lehnsvertrags, die eine feste Erbfolge festsetzten und einen Verkauf nicht erlaubten. Eine große Beschwerde fanden die Barone ferner in der häufigen Veräußerung von Teilen der unter ihnen stehenden Lehen durch die Schaffung neuer Aftervasallen, wodurch die Leistungsfähigkeit des ihnen verpflichteten Lehnsträgers gemindert wurde. Um diese Zeit hatte das Lehnswesen schon seine ursprüngliche Art eingebüßt, und der Lehnsdienst war in Geldzahlungen umgewandelt worden. Das militärische Verhältnis hatte sich in ein wirtschaftliches verändert. Der Oberlehnsherr konnte sich nun für die schuldigen Zahlungen nur an seine unmittelbaren Vasallen halten; gegen einen säumigen Untervasallen stand ihm kein Rechtsmittel zu, und nicht minder fühlte er sich in den aus einer Vormundschaft erfolgenden Einkünften oder bei einem Heimfalle des Hauptlehens beeinträchtigt. Diesen Nachteilen der Aftervasallenschaft trat das Gesetz Quia emptores entgegen, indem es Subinfeudation untersagte. Wenn also B, der Vasall von A, einen Teil seines Lehens an C abtrat, so durfte C nicht wie früher Vasall von B werden, sondern mußte das Gut von A zu Lehen nehmen und seine Leistungen mit Umgehung von B unmittelbar an A entrichten.

Mit dieser Maßregel hatten die Barone Erfolg. Das Statut De Donis dagegen traf überall auf hartnäckigen Widerstand bei den Richtern, die von einer Bindung des Landes an eine für alle Zeit festgesetzte und unabänderliche Erbfolge nichts wissen wollten und alle Advokatenkniffe nicht bloß nicht hinderten, sondern geradezu begünstigten, um dem verhaßten Gesetze des Parlaments der Barone ein Schnippchen zu schlagen. Der Scharfsinn der Rechtsgelehrten erfand im Laufe der Zeit ein Verfahren, das man nur als offenbaren Schwindel bezeichnen kann, das aber von den Richtern ruhig hingenommen wurde und das Statut De Donis zu einem toten Buchstaben machte.

Die Absicht der großen Barone wurde so vereitelt, doch die krummen Wege, die dazu eingeschlagen wurden, haben den ganzen Verkehr mit Land in der ungünstigsten Weise beeinflußt. Nirgends ist Öffentlichkeit des Vertrags so nötig wie beim Kauf und Verkauf von Land. Das alte germanische Recht und ebenso das Feudalrecht verlangte dabei feste öffentliche Formen der Übergabe. Diese Öffentlichkeit schwand in England im Kampfe gegen das Gesetz De Donis. Seitdem hüllt sich alles in tiefes Geheimnis. Für den Unbeteiligten giebt es kein sichres Mittel zu erfahren, wem ein gewisses Stück Land gehört, und kein Rechtsgeschäft ist verwickelter und darum kostspieliger als der Kauf von Land. In jedem Falle hat der Käufer durch einen in solchen Sachen besonders erfahrnen Anwalt die Pergamente, die des Verkäufers Besitzrecht beweisen sollen, prüfen zu lassen, um sicher zu sein, daß nicht später ein andrer mit bessern Ansprüchen auftrete. Aus demselben Grunde ist das Beleihen eines Gutes oft mit Gefahr verknüpft. Es giebt kein Grundbuch, und Hypotheken werden nicht gerichtlich eingetragen. Der Darleiher kann deshalb nicht mit Sicherheit erfahren, ob und wie hoch das Gut schon belastet ist, und hat sich ganz auf die Ehrlichkeit des Geldnehmers und die Findigkeit seines Anwalts zu verlassen. Nur für Middlesex und Yorkshire

ist schon vor längerer Zeit der Versuch eines Landregisters gemacht worden, ohne aber Nachfolge zu finden. Die Anwälte sind aus leicht erklärlichen Gründen gegen eine Einrichtung, die ihnen eine gewinnreiche Thätigkeit verkürzt, und viele Eigentumsrechte sind nicht so einwandfrei, daß ihre Inhaber sie ohne Not eine Prüfung durchmachen lassen. Für die Grafschaft London ist 1899 und für die City 1902 eine Registration der Landverkäufe eingeführt worden. Der Zweck war nur, den Landumsatz zu erleichtern; denn Hypotheken werden nicht eingetragen, und das Register ist ohne besondre Erlaubnis nicht zugänglich. Aber sehr billig ist der Landkauf immer noch nicht. Eine kürzliche Eintragung über einen Gegenstand im Werte von 250 Pfund kostete den glücklichen Käufer 12 Pfund 14 Schillinge und 3 Pence. In den übrigen Grafschaften ist noch alles beim alten.

Die Geheimthuerei war die natürliche Folge des Streits zwischen den Gesetzen der großen Barone und ihrer Auslegung durch die Richter, die mit den Anwälten einer freiern Anschauung huldigten. Der Streit endete mit dem Untergange der großen Geschlechter durch die Rosenkriege, und die Gesetze wurden ganz hinfällig mit der Aufhebung des Lehnsverbands, 1636 durch das lange Parlament und 1660 durch Karl II. Das Land der Vasallen war hinfort freies Eigentum.

Was nun die großen Lehnsherren mit der Macht der Gesetze des Parlaments nicht hatten erzwingen können, das wurde zur Regel durch den Ehrgeiz des Landadels, der darin mit den Großen einer Meinung war, so gern er sich den Anforderungen der Großen entzog.

(Fortsetzung folgt)



Homer und Mycene



Die von Schliemann inaugurierten Ausgrabungen haben der Homerforschung eine Menge Schwierigkeiten bereitet, ihr aber doch auch zugleich eine neue, solidere Grundlage geschaffen, und während die Forscher noch immer neue Hypothesen über einzelnes zu Tage fördern, hat ein englischer Gelehrter, William Ridgeway, mit kühnem Griff das Ganze umfaßt und auf der neuen archäologischen Grundlage eine Geschichte des Urgriechentums aufgebaut, die er, mit allem antiquarischen, historischen und philologischen Material und Werkzeug ausgerüstet, in hohem Grade glaubhaft macht. Wir versuchen, vom Hauptinhalt des ersten Bandes seines Werkes: The Early Age of Greece (Cambridge, University Press, 1901; der zweite Band soll erschienen sein, ist aber auf der Bibliothek, die uns freundlich versorgt, noch nicht vorhanden) einen Abriß zu geben.

Die Ausgrabungen haben eine Kultur nachgewiesen, die nach dem Hauptfundorte ihrer Produkte die mycenische genannt wird. Außer dem Peloponnes

ist Kreta reich an Erzeugnissen dieses Kulturabschnitts, sie sind aber über alle Inseln und Küsten des Ägäischen Meeres verbreitet, und nach Dörpfeld gehört ihm auch die sechste der sieben Schichten von Hissarlik an. (Die sechste von oben, also die zweitunterste.) Als Ausgangspunkt dieser Kultur ist der Peloponnes anzusehen. Sie unterscheidet sich durch deutliche Merkmale von der jüngern Kultur, von der die homerischen Gedichte Kunde geben. Die Menschen der mycenischen Zeit sind langschädlig, das sind die Achäer Homers auch, aber diese sind blond, während die Mycener gleich den Griechen der historischen Zeit eine braue Haut, schwarze Haare und Augen haben. Die auch an Gold reichen Mycener lebten im Bronzezeitalter, die Achäer führten eiserne Waffen, und da die Griffe der eisernen Schwerter länger sind als die der in Mycene gefundnen Bronzeschwerter, so ist daraus zu schließen, daß sie größere Hände hatten, also überhaupt größer und stärker waren. Die Männer der mycenischen Zeit, die sich eines milden Klimas erfreuten, gingen teils nackt, teils waren sie nur mit Schurz oder Schwimmhose bekleidet; die aus dem Norden stammenden Achäer trugen Chiton und Mantel. Diesen zu befestigen, waren Nadeln nötig (die erste Nadel ist ein Dorn gewesen), und aus diesen haben sich die Spangen, Broschen und Schnallen entwickelt (unsre Frauen würden sich wundern, wenn sie erführen, wieviel Schweiß, Augenlicht und Kopfzerbrechen gelehrte Männer auf diese niedlichen Kleinigkeiten verwenden); die mycenischen Funde enthalten nichts dergleichen, weil es eben bei der oben erwähnten Tracht nicht nötig war; dagegen sind die der Eisenzeit angehörenden Fundstätten reich daran. Die Kriegsrüstung der Mycener bestand aus einem Lederwams mit Leibbinde, einer Lederkappe und dem sogenannten Kuppelschilde: einem langen Schilde, der fast den ganzen Leib bedeckte, und den man, nach Carl Roberts Beschreibung, beinah wie einen Chiton anzog, indem man ihn auf die Erde stellte und in die Schlinge des Tragbands hineinkroch. Dieser Schild bestand aus einem Holzgestell, mehreren Schichten Stierhaut und war manchmal noch mit Metallplatten besetzt. Die Achäer trugen Panzer, Beinschienen, Helm und bedienten sich des kleinen metallnen Rundschilds. Den Unterschied der Schilde und überhaupt der Bewaffnung hat Carl Robert in seinen vorm Jahre erschienenen Studien zur Ilias sehr ausführlich behandelt. Er hält aber den Unterschied für bloß chronologisch und schließt, da in der Ilias beide Arten von Rüstung erwähnt werden, so müßten die Teile des Epos, in denen die spätere Art beschrieben wird, jünger sein als die andern. Außerdem findet er, daß die mycenischen Stücke im äolischen Dialekt geschrieben sind, die andern viele Jonismen zeigen. Ridgeway hält den Unterschied für einen ethnologischen und glaubt, daß neben der Rüstungs- und Bewaffnungsart der eingewanderten Achäer die der Urbewohner in Brauch geblieben sei, sodaß der Dichter beide Arten vor Augen gehabt habe, aus ihrer Erwähnung also nicht gegen die einheitliche Abfassung des Gedichts geschlossen werden dürfe.

Jünger als die mycenische Kultur ist freilich die achäische, denn sie fällt in die Eisenzeit; deren Ursprung muß man in Mitteleuropa, und zwar vorzugsweise in den Ostalpen suchen, denn von hier aus hat sich das Eisen nach Norden und Süden verbreitet. Auf die Benutzung der Metalle ist man natürlich

durch glückliche Zufälle gekommen. Das Kupfer wird weit häufiger gediegen gefunden als das Eisen, und nicht selten lagert Zinn daneben; vulkanisch zusammengeschmolzenes Kupfer und Zinn hat den Menschen die erste Bronze, eine auf demselben Wege entstandne Legierung des Kupfers mit Zink das erste Messing geliefert. Auch zur Benutzung des Eisens muß den Menschen die Natur behilflich gewesen sein; es aus Eisenerzen zu gewinnen, daran können die ersten Bearbeiter unmöglich gedacht haben. Sie müssen Meteoreisen oder, was wahrscheinlicher ist, tellurisches Reineisen gefunden haben. Nach den Zeugnissen von Cook und Nordenskjöld haben die Eskimos solches, das sie in Basalt finden. Ridgeway schließt, daß auch in diesem Falle Vulkane die Hüttenarbeit besorgt haben, und daß es auch in Kärnten, Krain, Steiermark, sowie im Jura, von wo die Eisenbenutzung um das Jahr 1400 v. Chr. ausgegangen ist, große Massen solchen Eisens gegeben haben muß. Daß es jetzt keins mehr giebt, darüber darf man sich nicht wundern, denn Eisenerze zu graben wird man eben nicht eher angefangen haben, als bis der letzte Rest des gediegnen Eisens verbraucht war. Übrigens sind nach der Ansicht eines englischen Naturforschers, R. S. Ball, den Ridgeway anführt, die Meteoriten auf keinem andern Wege entstanden. Sie sind irdischen Ursprungs; durch Vulkanausbrüche in solche Höhen geschleudert, daß die Zentrifugalkraft lange Zeit überwiegt, nähern sie sich in ihrer Kreisbewegung der Mutter Erde allmählich und werden schließlich gezwungen, sich wieder mit ihr zu vereinigen. Zeugen der achäischen Kultur haben die Ausgrabungen in den Alpen und nördlich von den Alpen, namentlich die von Hallstatt zu Tage gefördert. Sie bezeugen die homerische Kultur u. a. auch dadurch, daß die Wagenräder acht Speichen haben, während das Rad der mycenischen Zeit vierspeichig ist.

Einen Hauptunterschied der beiden Kulturen macht die Bestattungsweise aus. Die Mycener beerdigen, die Achäer verbrennen die Leichen. Die Sitte der Leichenverbrennung konnte nur in einem holzreichen Lande entstehn, und das war Mitteleuropa, das alte Germanien. Aber diese natürliche Bedingung der Sitte ist nicht ihr Entstehungsgrund gewesen; dieser liegt im verschiednen Seelenglauben der Völker. Die meisten Völker, auch die Stammväter der Griechen, glaubten, die Seele verweile in der Nähe der bestatteten Leiche. Sie hielten die Seele für den sozusagen schwindsüchtigen Doppelgänger des lebenden Menschen, schrieben ihr leibliche Bedürfnisse zu und versorgten sie deshalb mit Kleidung, Speise und Trank, und war es die eines Fürsten, auch mit Weibern und Gefolge. Da die Seele fortwirkte, und ihr Wirkungskreis an den Leichnam gebunden war, so suchte man durch sorgfältige Bestattung die Seelen von Königen und Heroen als Schützer und Helfer an das eigne Land zu fesseln; die Leichname von Feinden, die man zu fürchten hatte, schaffte man fort. Der Glaube an Spukgeister und der katholische Reliquienkult sind Ausgeburten dieser Vorstellung.

Bei Homer erscheint die Seele nur so lange an den Leichnam gefesselt, als dieser unverbrannt daliegt, und so lange stellt man sich den Leichnam auch noch als empfindend vor. Cicero hat (Tusc. Disp. I, 105) wahrscheinlich richtig vermutet, daß Achill den Hektor zu peinigen glaubte, als er seine Leiche um

Ilion schleifte. Aber war die Leiche verbrannt, so waren der Seele die Pforten des Hades geöffnet, und schlossen sich diese hinter ihr, so war sie auf ewig von den Lebendigen geschieden, hatte, außer wenn sie Blut zu kosten bekam auf Augenblicke, kein Bewußtsein und übte keinen Einfluß mehr auf die irdischen Dinge. Diesen Unterschied des homerischen Seelenglaubens von dem gewöhnlichen hat Erwin Rohde ausführlich behandelt in seiner Schrift: „Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen.“ Ferdinand Dümmler schließt sich (II, 261 ff. der gesammelten kleinen Schriften) seiner Auffassung an, preist die homerische Ansicht als aufgeklärt auch in diesem wichtigen Punkte und schreibt S. 265: „So stellt denn das stille und unwirksame Totenreich Homers, das vom Erdenleben durch tiefe Ströme geschieden ist, eine Kulturerrungenschaft dar, der auf der andern Seite die Loslösung der Götter aus den Fesseln des Naturgeschehens, ihre Transzendentierung zu einem olympischen Staate entspricht. So wurde Raum für die lebenskräftigen Instinkte der homerischen Heldenzeit, für ein freudiges Bejahen des Erdenlebens. Wie weit diese Aufklärung einzelnen hervorragenden Geistern, den Schöpfern und Bewahrern der epischen Tradition, zu danken ist, wie weit sie jemals das Volk oder einen bestimmten Stamm durchdrungen hat, läßt sich mit unsern Mitteln nicht mehr feststellen. Mit Recht beschränkt Rohde die Anschauungen des Epos auf die asiatischen Jonier, noch richtiger würde man sie wohl auf den ionischen Adel beschränken, dessen Organ die Sänger waren. In einem aristokratischen Zeitalter war das Epos darum doch volkstümlich, wenn es auch Glauben und Bräuche der beherrschten Volksschichten so wenig wie deren Kriegsthaten zum Ausdruck brachte.“ Ob es gerade die asiatischen Jonier gewesen sind, denen der aufgeklärtere Seelenglaube zu danken ist, darüber später; vorläufig mag nur daran erinnert werden, daß der gröbste Gespensterglaube teils als ganz gewöhnliche Gespensterfurcht, teils als Spiritismus mitten im christlichen Europa bis über das naturwissenschaftliche neunzehnte Jahrhundert hinaus floriert hat, woraus wieder einmal klar wird, wie sehr man sich hüten muß, aus dem Grade von Aufklärung, den ein Buch oder ein Teil eines Buches bekundet, auf die Zeit seiner Abfassung zu schließen, wie auch Rohde zu thun scheint, da er Gewicht darauf legt, daß die Nekyia (Totenbeschwörung) im elften Buche der Odyssee zu den jüngsten Teilen des Gedichts gehöre. Die Aufklärung folgt dem Aberglauben nicht chronologisch nach, sondern beide sind Geschwister, die Hand in Hand durch alle Zeiten wandeln, weil eben in allen Zeiten die Fassungskräfte, Gemütsarten und Bildungsstufen der Menschen verschieden sind.

Ridgeway hat Rohde ebenfalls benutzt, dessen Grundgedanken aber selbständig fortgebildet. Auch er sieht in den homerischen Vorstellungen eine höhere Stufe des Seelenglaubens, aber nicht eine Frucht ionischer Aufklärung, sondern nordischen Volkstums. Die Leichenverbrennung findet sich überall mit dem Odinkult zusammen (alle Länder werden durchgegangen und ihre Bestattungsgebräuche geschildert); ganz ausschließlich hat die Verbrennung nirgends geherrscht; es ist überall daneben noch die Beisetzung unversehrter Leichen vorgekommen, namentlich Kinderleichen blieben meistens von der Verbrennung ausgeschlossen. Das Feuer ist das Vehikel, mit dem der Verstorbne samt allem,

was man ihm mitgiebt, nach Walhall befördert wird, wie Elias mit dem Feuerwagen in den Himmel. (Wenn in der Nekyia der Odyssee Orion auf der Asphodeloswiese der Jagd obliegt, so ist das eine Erinnerung an Walhall, wo die Helden ihr irdisches Kampfspiel fortsetzen.) Gleicherweise ist dem arischen Inder Agni, das Feuer, der Bote, der seine Gaben zu Gott emporträgt. Zugleich reinigt das Feuer, vernichtet alles Vergängliche und löst die Seele vollständig von allen irdischen Banden. Im 29. Kapitel des Phädon erinnert Plato an den gewöhnlichen Seelenglauben, der sich zu seiner Zeit doch schon so weit geläutert hatte, daß man besonders von den ungebesserten Sündern und den sehr sinnlichen Menschen glaubte, sie könnten nach dem Tode nicht von ihren Leibern loskommen und seien deshalb verurteilt, zu spuken; daraus folgt aber schon, daß nicht sowohl das Feuer, als die Besserung, oder wie Plato es nennt, die Philosophie als Läuterungsmittel angewandt werden muß und von der Fesselung an den Leichnam erlöst. Der Glaube, daß Selbstmörder und Ermordete umgehn müssen, weil sie keine Zeit gehabt haben, sich vor dem Tode von ihrer Sündenschuld zu reinigen, hat sich in der Christenzeit ganz allgemein erhalten; Ridgeway erinnert an den in seiner Sünden Maienblüte hingerafften Vater Hamlets.

Wenn Ridgeway, um den homerischen Seelenglauben dem nordischen Walhallglauben noch näher zu bringen, behauptet, Homer kenne keine Unterwelt, so ist das wohl zu viel gesagt, wie schon gleich der dritte Vers des ersten Buchs der Ilias zeigt, der die Seelen der Helden in den Hades fahren läßt. Aber daß Odysseus in der Nekyia nicht in die Unterwelt zu steigen braucht, wenn er mit den Seelen verkehren will, daß demnach der Aufenthalt der Seelen, ebenso wie in der dem Menelaus gewordnen Verheißung, an den nördlichen oder westlichen Enden der Erde, aber nicht unterirdisch gedacht wird, das ist wohl schon jedem denkenden Homerleser aufgefallen. Ridgeway hilft sich mit der Annahme, daß, wie die Waffen und Rüstungen der mycenischen Kultur, so auch deren Bestattungsweise und Seelenglaube neben denen der achäischen fortbestanden habe, und daß beide Glaubensmeinungen mit einander verquickt worden seien. Das ist ja eigentlich auch gar keine bloße Annahme, sondern bezeugte Thatsache. Plutarch schließt die Lebensgeschichte Solons mit den Worten: „Nach Verbrennung der Leiche soll man die Asche Solons auf der Insel herumgestreut haben; doch ist diese Sage zu abgeschmackt, als daß man sie glauben könnte, obwohl sie sich nicht allein bei andern Männern von Bedeutung, sondern sogar in den Schriften des Philosophen Aristoteles findet.“ Ridgeway hält die Sage für geschichtliche Wahrheit; die Athener waren einmal abergläubisch. Sie hatten mit der Leichenverbrennung (die übrigens bei ihnen so wenig wie im übrigen Griechenland allgemeine Sitte wurde) nicht auch den aufgeklärten Seelenglauben angenommen; Solons Seele sollte ihnen den Besitz der Insel sichern; deshalb vermischten sie mit deren Erdboden die Asche des Heros so unlöslich, daß die Salaminier nicht imstande waren, seine Überreste und damit ihn selbst fortzuschaffen. Von dem Volke, das die Leichenverbrennung eingeführt hat, glaubt Ridgeway, es müsse die materialistische Auffassung des Seelenlebens überwunden und den Begriff eines unkörperlichen

Geistes erfaßt haben, der nicht in Gräber eingesperrt, nicht mit dem Staub vom Wüstenwind verweht, ja auch nicht einmal von den Feuerflammen zerstört werden könne. Sollte diese Ansicht richtig sein, so würde der nordisch-achäische Seelenglaube zu einem Ergebnis geführt haben, das dem von Dümmler angenommnen entgegengesetzt ist, und das hat er ja schließlich auch in den orphischen Mysterien und im Platonismus, die beide den Schwerpunkt des Daseins ins Jenseits verlegen. Aber Dümmlers Ansicht läßt sich trotzdem mit der von Ridgeway ganz gut vereinigen. In die freundliche Umgebung des Ägäischen Meeres und in das Behagen versetzt, das der Reichtum in Verbindung mit einem milden Klima gewährte, hat sich das jugendkräftige Volk zunächst mit ganzem Herzen seiner Lebenslust hingegeben und aus seinem Seelenglauben weiter nichts gefolgert, als daß es von den Seelen der Verstorbnen, da sie die bewohnte Erde gänzlich verlassen hätten, keine Störungen mehr zu befürchten habe. Es ließ deshalb die Seelen zu Schatten verblassen. Der Begriff des unzerstörbaren Geistes liegt allerdings schon drin in der Annahme einer vom Leibe völlig getrennt lebenden Seele, aber entwickelt hat ihn erst eine spätere reflektierende und vom Pessimismus stark beeinflußte Zeit.

Wir kehren zu Ridgeways Gedankengange zurück. Alle Charakterzüge der homerischen Helden und ihre Lebensgewohnheiten weisen nach Mittel- und Nordeuropa; so z. B. auch, daß sie das Fleisch braten; die Bewohner waldarmer Länder pflegen die Speisen zu kochen, nicht zu braten, weil das Braten mehr Holz erfordert. Eine deutliche Erinnerung an den hohen Norden verrät die Beschreibung des Landes der riesenhaften Lästrygonen und der Heimat der Kimmerier in der Odyssee. Der Dichter hat die nordische Winternacht und den langen Sommertag des hohen Nordens an zwei verschiedne Völker verteilt. Bei den Lästrygonen könnte ein Hirt, der keinen Schlaf brauchte, doppelten Tagelohn verdienen, „denn nah bei einander liegen die Pfade der Nacht und des Tages," und der eintreibende Hirt begegnet dem austreibenden. Die unglücklichen Kimmerier dagegen (die Cimbern) leben in ewigem Dunkel; nimmer schaut Helios auf sie, weder wenn er am Himmel emporsteigt noch wenn er sich abwärts wendet. Wir haben es also in den homerischen Gedichten mit zwei verschiednen Rassen zu thun. Die eine, die Mittelmeerrasse, ist in den drei südlichen Halbinseln Europas und an der Westküste Asiens einheimisch und hat ihre Kultur von der Steinzeit bis in die Eisenzeit ganz folgerichtig entwickelt; kein Bruch, keine plötzliche Änderung ist in ihren ausgegrabnen Erzeugnissen sichtbar. Die Menschen dieser Rasse werden von den alten Autoren bald Pelasger, bald Minyer genannt, aber auch die Namen Äolier und Jonier bezeichnen keine von ihr verschiednen Völker. Sie hat sich ganz rein erhalten unter anderm in Arkadien und in Attika, Landschaften, die beide ihre Bevölkerung niemals gewechselt haben. Diese Rasse ist es, die die von den mycenischen Funden bezeugte Kultur geschaffen hat, und von ihr stammen die Griechen der historischen Zeit ab. Sie ist, wie gesagt, langschädlig und brünett, aber durchaus nicht negerartig, sondern rein von Negerblut. Sie war und ist noch heute durch ihren feinen Formen- und Farbensinn ausgezeichnet, der ohne Zweifel dem Klima und der Schönheit der Landschaften

dieser Länder zu verdanken ist. (Die ungeheuerliche Ansicht Gobineaus, daß die künstlerische Begabung, wo sie vorkommt, aus beigemischtem Negerblut stammen soll, erwähnt Ridgeway nicht.) Aber diese Verfeinerung der Sinne bringt unvermeidlich die Neigung zur Sinnlichkeit und die Gefahr der Ausartung des Charakters ins Weibische mit sich. In das Gebiet dieser friedlichen, fleißigen und fröhlich genießenden Mittelmeerrasse sind nach 1400 vor Christo die nordischen Eroberer eingedrungen, die Männer von Hesiods eisernem Zeitalter, die Homer Achäer nennt. Die Völkerwelle, die damals den Süden überflutet hat, ist ja nur eine von den unzähligen, die vorangegangen und nachgefolgt sind. Die andern beiden Halbinseln wurden nicht weniger oft heimgesucht als die Balkanhalbinsel, und die Römer selbst sind nichts andres gewesen als ein Schwarm der „Gallier,“ von denen sie später bedroht wurden.

Kelten werden von den Alten alle weißhäutigen Nordländer mit lichtem Haar und lichten Augen genannt. Wir unterscheiden heut von den eigentlichen Kelten, die rundschädlig und von untersetzter Statur waren, breite Gesichter und dicke Nasen hatten, die Germanen oder Teutonen, die sich durch Langschädel, hohen Wuchs, lange schmale Gesichter und dünne Adlernasen auszeichneten, und deren Heimat Skandinavien war. Die Alpen waren meist von eigentlichen Kelten bewohnt. Aber alle diese Völker waren in beständiger unruhiger Bewegung und entsandten unaufhörlich Schwärme nach Süden und Osten — bis nach Indien hin. Der Weg, auf dem die Achäer nach Griechenland kamen, war die große Heerstraße, die an der nordöstlichen Bucht des Adriatischen Meeres vorbei südostwärts führt; durch Epirus sind die Einwandrer zuerst nach Thessalien gekommen. Sie haben, gleich allen spätern südwärts gewanderten Nordländern, Weiber der unterworfnen Ureinwohner geheiratet und durch Vermischung und unter dem Einflusse des Klimas ihre anatomischen und Charaktereigenschaften eingebüßt, sind verschwunden, ohne andre Spuren zu hinterlassen als die in den homerischen Gedichten und in einigen andern Schriftwerken aufbewahrten. In kühlern gebirgigen Gegenden, wie in Macedonien, haben sie sich etwas länger und besser gehalten. Die Vermischung ging um so leichter von statten, als sie eine der pelasgischen ähnliche Sprache redeten. Das ist nicht zu verwundern, da sie mit der Mittelmeerbevölkerung eines Stammes waren. Die Wiege der europäischen Menschheit kann natürlich nicht im arktischen Eise gestanden haben, sondern muß in der Nähe der heißen Zone gesucht werden. Von dort aus sind Westasien und Europa bevölkert worden, an den Mittelmeerküsten hat sich der dunkle Typus befestigt, im Norden ist unter der Einwirkung des Klimas der helle entstanden, der jetzt arisch genannt zu werden pflegt, und ist dann den nach dem Süden zurückgewanderten Ariern wieder verloren gegangen.

Die Achäer haben die mediterrane Bevölkerung einiger Landschaften in Thessalien, Hellas und dem Peloponnes unterjocht und die einheimischen Fürstengeschlechter verdrängt. Die in reichem Metallschmuck (Gold, Silber, Bronze, dazu Bernstein und Elfenbein wird erwähnt; auch Stahl, was nicht auffallen kann, da ja die Künstler der pelasgischen Bevölkerung das von den

Achäern eingeführte Eisen gewiß nicht verschmäht haben) prangenden Paläste des Menelaus und des Alkinous waren Erzeugnisse der myceniſchen Kunst (Menelaus war ein Sprößling der Eroberer, die Phäaken waren im ungestörten Besitz gebliebne Urbewohner); Odysseus hat sein einfaches Haus nach nordischem Brauch um einen Baum herum gezimmert und dessen Stumpf zum Fuße des Ehebetts gemacht. Menelaus erzählt dem Telemach, er habe die Absicht gehabt, seinem Vater, falls dieser zurückgekehrt wäre, eine Stadt einzuräumen, in die er mit seinem Volk aus Ithaka hätte übersiedeln sollen; das hat nur unter der Voraussetzung Sinn, daß der König von Lacedämon über Unterjochte herrschte und die achäische Besatzung zu verstärken wünschte; Leute des eignen Stammes zu vertreiben, um ihre Stadt einem befreundeten Häuptlinge zu übergeben, würde ihm nicht eingefallen sein. Auch kann man, nach Ridgeway, mehrere von den Namen achäischer Helden (Achilleus, Odysseus, Aiakos, Aias, Laertes, Peleus) nicht aus dem Griechischen erklären. Die Achäer brachten den Zeus mit, dem sie zuerst in Dodona einen Kult einrichteten, und auf den ihre vornehmsten Helden ihr Geschlecht zurückführten, während die Pelasger den Poseidon verehrten, von dem sich viele ihrer Helden abzustammen rühmten.

Die Achäer waren, als sie einwanderten, nicht unkultiviert; ihre Bewaffnung setzt einen hohen Grad technischer Fertigkeit voraus; aber ihre Kultur war eben von der der Pelasger verschieden und noch nicht so verfeinert. Selbstverständlich benützten die Herren die Kunstfertigkeit ihrer Knechte und ließen von ihnen ihre Rüstungen, Schwerter und Schilde mit Bildwerken schmücken, deren Schönheit und Reichtum Homer bei der Beschreibung des Schildes des Achill ins märchenhafte übertrieben hat. Auch die Sänger der vertriebnen Herrschergeschlechter übernahm der siegreiche Achäer, und Dichter der pelasgischen oder äolischen Urbevölkerung waren es, denen wir die Ilias und die Odyssee verdanken. Denn, meint der englische Forscher, die vollendete Form dieser Epen setzt eine lange litterarische Entwicklung voraus; der Hexameter, „diese vollkommenste Ausdrucksform, die der Menschengeist erfunden hat,“ die zuerst beim delphischen Orakel ausgebildet worden zu sein scheint, bezeugt für sich allein schon die Höhe der geistigen Kultur des Volkes, dem der oder die Dichter dieser Gesänge angehört haben. Das achäische Wandervolk konnte weder den Hexameter mitgebracht haben noch ein Epos erzeugen; es wird höchstens Balladen gesungen haben. Und zwar sind die Dichter der beiden Epen Sänger peloponnesischer Fürstenhöfe gewesen, nicht Ionier. Mit allen Orten und Begebenheiten des Peloponnes, auch noch der übrigen griechischen Landschaften, zeigen sie sich wohl vertraut, dagegen fehlt die asiatische Lokalfarbe gänzlich, was undenkbar wäre, wenn die Gedichte an der asiatischen Küste entstanden wären; von den griechischen Kolonien dieser Küste wird keine erwähnt. Gerade die entgegengesetzte Meinung sucht Dümmler (II, 336 bis 341) zu begründen. „Alle Widersprüche und Dunkelheiten [der Ilias] erklären sich nur aus der Geschichte der troischen Sage und des troischen Epos, da aber auch vollkommen. Der Räuber des göttlichen Weibes, der seine That mit dem Tode und dem Untergange seines Reiches büßt, war ur-

sprünglich natürlich nicht ein minorenner Prinz, der auch einem mittelmäßigen Gegner im Zweikampf nicht gewachsen ist, sondern ein gewaltiger König und Held. Das einfache Motiv verwitterter Göttersage, den Raub und die Wiedereroberung der göttlichen Frau, das ja auch für andre nationale Epen der Lebensnerv geworden ist, trugen nun achäische Stämme nach Kleinasien hinüber, nachdem sich vielleicht schon im Mutterlande allerhand Züge aus selbstbestandnen Kämpfen hineinverwebt hatten. In Kleinasien wurde dies Epos darauf zum Gefäß der gesamten Wanderungserlebnisse der nachmals äolischen und ionischen Stämme; kein Wunder, daß da vielfach die Form zersprengt und der Riß mit mehr oder weniger Geschick geflickt wurde. Im Wetteifer fügten die achäischen Stämme ihre nationalen Heroen in das nationale Epos ein, sie nur notdürftig dem durch Sage und Epos gegebnen Rahmen anpassend." Thucydides und Aristoteles haben Homer historisch verstanden und an das erste große gemeinsame Unternehmen der griechischen Stämme, den Krieg gegen Troja, geglaubt. „Von modernen Forschern stehn wohl nur noch die allermutigsten auf diesem Standpunkt. Bei der großen Mehrzahl ist die einleuchtende Bemerkung von Völcker durchgedrungen, daß Erinnerungen an die äolisch-ionische Kolonisation Kleinasiens den historischen Einschlag des großen nationalen Epos bilden. Diese historischen Erinnerungen haben sich um das mythische Motiv der Rückeroberung der Helena krystallisiert; dieses Motiv verlangt die Rückkehr der siegreichen Helden in die alte Heimat, und so mußte aus den Kämpfen wandernder Völker ein wohlorganisierter Rachefeldzug von festen Sitzen aus werden."

Die beiden Epen sind also in dem üppigen Jonien entstanden; die Homeriden haben in den adlichen Häusern der reichen und glücklichen Aristokratie des eroberten Koloniallandes gesungen und sind selbst Sprößlinge der dortigen Adelsgeschlechter gewesen, daher kommt es, daß die Religion dieser Gedichte, als Religion einer „Lebewelt," aufgeklärt ist „bis zur Frivolität." Später tritt eine Reaktion ein; die alte Frömmigkeit und der alte Aberglaube werden wieder mächtig. Darin, daß die homerischen Gesänge keine Volksdichtungen, sondern höfische Kunstepen und von adlichen Dichtern an Fürstenhöfen geschaffen sind, stimmt Ridgeway mit Dümmler überein (dessen vor 1901 noch nicht gesammelten Schriften er schwerlich gekannt hat); aber sie sind nach ihm, wie gesagt, nicht in Jonien, sondern in Griechenland entstanden; auch bei dieser Annahme erscheint es nicht ausgeschlossen, daß die Erinnerung an die Kolonisationskriege auf der kleinasiatischen Küste zur Entstehung mitgewirkt hat. Ridgeway findet in Homer Gemeinbesitz an Grund und Boden; nur für den Fürsten sei Privateigentum ausgesondert gewesen; bei Hesiod sei das Sondereigentum, wenigstens in seiner Heimat Böotien, allgemein; auch kenne Homer weder gemünztes Geld noch das Talent; seine Münzeinheit sei der Wert einer Kuh in Gold. Daraus gehe hervor, daß er ein paar hundert Jahre vor Hesiod geschrieben haben müsse. Und aus dem Umstande, daß weder kleinasiatische noch sizilische Kolonien der Griechen erwähnt werden, schließt er, daß die Epen vor der dorischen Wanderung geschrieben sein müssen, jedenfalls nicht nach dem Jahre 1000 entstanden sein können; auch von der

dorischen Wanderung selbst und den durch sie bewirkten Umwälzungen finde sich ja keine Spur in den Gedichten. Für unsre deutschen Sezierkünstler, die die vermeintlichen einzelnen Bestandteile präparieren und meinen, das Ganze sei von einem Redakteur mehr oder weniger geschickt zusammengeflickt, hat der Engländer nichts als Spott und Hohn. Warten wir ab, wie sie ihn strafen werden, mit schweigender Verachtung oder mit beschämender Widerlegung.



Jörn Uhl und Niels Glambäk



Es sind die Namen zweier Jungen, eines holsteinischen und eines dänischen, und die Geschichte ihrer Entwicklung bildet den Inhalt zweier Romane, die dadurch mancherlei Verwandtes bekommen haben. Mit dem ersten (Berlin, G. Grote) hat ein holsteinischer Pastor, Gustav Frenssen, einen glücklichen Wurf gethan, auf dem Titelblatt steht „Zwanzigstes Tausend"; der Verfasser hat, wie die Zeitungen melden, sein Amt niedergelegt und sich in seinem Heimatlande einen Bauernhof gekauft, um ganz seiner Feder zu leben. Der andre: „Niels Glambäk. Wie er ein Mann wurde," von dem bekannten ausgezeichneten dänischen Schriftsteller K. G. Bröndsted, ist den Grenzbotenlesern soeben in einer sorgfältigen und feinen Übersetzung vorgeführt worden. Die Ähnlichkeit des Eindrucks der beiden Romane beruht zunächst auf der Stammesverwandtschaft ihrer Menschen und der Art, wie sie sich äußern, einer naturwüchsigen und treffenden kurzen Sprache, die in ihrer durchsichtigen Gedankenbildung an das Plattdeutsche anklingt, sodann auf dem einfachen Erzählungsinhalt, der dem innern Erlebnis nur als Einkleidung dient, damit dieses das volle Licht erhält; höchstens bei Bröndsted laufen einige wenig hervortretende romanhafte Züge mit unter. Bei Frenssen fehlen sie ganz. Alles Interesse richtet sich auf das Psychologische, das Fertigwerden des Menschen, der die Hauptperson ist. Frenssens Roman ist in der Art, wie er die sinnlichen Grundlagen der menschlichen Natur bloß legt, ganz eigentümlich und neu, neu auch in dem Sinne, daß er schon allein um deswillen solchen Modernen zusagen muß, denen diese Seite des Lebens die Hauptsache ist, und die nur in der Offenheit noch einige Schritte weiter gehn. Ernstere Leser, denen hierin schon Frenssen zu weit gehn möchte, finden bei ihm ein reichliches Gegengewicht an sonstiger Lebenserfahrung, an Gemütswärme und sogar an der religiösen Stimmung eines auch für unreligiöse Menschen noch annehmbaren natürlichen Christentums. Dazu kommt, daß uns das Buch das viel bewegte Problem des arbeitenden Landmanns mit seinen Sorgen und seiner Not vor Augen stellt, aus eigner Anschauung und in wahrer, ergreifender Schilderung, sodaß der ungewöhnliche Beifall, mit dem es von der öffentlichen Beurteilung aufgenommen ist, seine Berechtigung hat.

Das tiefernste Leben eines Bauerjungen, dem die Mutter früh gestorben ist, der dann von einer guten alten Magd mitsamt seiner kleinen Schwester aufgezogen wird, der, weil er ein stiller Grübler ist, aufs Gymnasium möchte, aber aus freiem Entschluß als Stalljunge auf seines Vaters Hofe bleibt, weil er früh begreift, daß keiner nach dem Rechten sieht, wo Vater und die erwachsenen Brüder alles vertrinken und verspielen, der dann schließlich den reichen Marschhof, nachdem er sich jahrelang gequält hat, und Vater und Brüder elend umgekommen sind, doch verlassen muß, weil er ihn bei der hohen Überschuldung mit seiner Hände Arbeit nicht halten kann, eine so traurige Geschichte kann selbstverständlich nicht fröhlich enden. Eher noch mit einem Unglück, auf dessen Ton der ganze Verlauf gestimmt scheint, das würde tieferschütternd wirken und könnte durch eine vollkommne künstlerische Gestaltung wie in einem Trauerspiel gemildert sein. Hier greift das gute Herz des Dichters ein und baut vorsorglich hinter die tragische Katastrophe einen bürgerlich behaglichen Schluß. Jörn Uhl geht als Dreißigjähriger auf das Polytechnikum nach Hannover, wird Ingenieur, arbeitet an dem großen Kanal, unterrichtet im Winter an einer Gewerbeschule in Kiel, während er die Sommer auf einem kleinen Geesthof zubringt, der dem Bruder seiner Mutter gehört, und der nun sein eigen wird. Den väterlichen Marschhof hat sein Jugendfreund, der in Amerika reich geworden ist, gekauft; der Vater hatte ihn im Zorn weggejagt, weil er mit der kleinen Schwester Jörns im Scherz Liebeleien angefangen hatte, und er ist nächst Jörn die am meisten ausgeführte Figur des Romans. Dieser Schluß ist, um es mit einem Worte zu sagen, philiströs. Wir verlieren nach dieser Wendung in Jörn Uhls Leben die Teilnahme an dem Helden. Wir gönnen ihm die Ruhe, in die er selbst sich nur mit Resignation findet und fügt, aber sein Leben interessiert uns nicht mehr; wir sind mit unsern Gedanken an ihn da zu Ende, wo er den langsam gereiften Entschluß, den väterlichen Hof zu verlassen, in die That umsetzt, seine Leute ablohnt und sich mit seinem einzigen Kind auf den Wagen setzt, den seiner Mutter Bruder davon lenkt, zu dem er sagt: Ich lasse die Uhl nun fahren samt allen ihren Sorgen. Ich bin ein Mensch, ich habe in fünfzehn Jahren keinen Sonntag gehabt; ich glaube, ich bin ein armer, unglücklicher Mann gewesen. Aber nun will ich wirklich versuchen, was du gestern sagtest; ich will sehen, daß ich meine Seele wiederbekomme, die hier in der Uhl gesteckt hat. Her mit meiner Seele! Die gehört mir.

Das neue Leben von Jörns Seele nimmt nur noch hundert Seiten, ein Fünftel des Buches, in Anspruch. Es war Hochmut von ihm, daß er Marschbauer bleiben zu können hoffte, er ist hart darüber geworden, und seine Frau ist dabei zu Grunde gegangen, eine arme, tapfere kleine Frau, die vielleicht nur nicht klug genug für ihn war, ihm nicht Gedanken genug bieten konnte zum Ersatz für seine Grübeleien. Nun hat er keine Angst mehr um das Tägliche, er hat das Gefühl, etwas zu nützen, ohne die Verantwortung dessen, der für sein eignes Risiko schafft, aber wenn er zum Nachdenken kommt, so hat er doch mehr Wehmut als Befriedigung. Ihm ist immer, als wäre an seinem Leben etwas zerrissen, als wäre er früher einmal, vor Jahren, falsch gefahren,

und als sähe er die rechte Straße immer erst nur von ferne. Aber freilich, das erfahren alle ernstern Menschen, daß etwas in ihrem Leben nicht stimmt; wenn alles genau stimmte, würde es dünn klingen, und wenn wir immer so gegangen wären, wie die Mutter wollte, als sie ihren Arm über uns streckte, so wären wir glatt und platt geworden; wir müssen alle in die Sandwege hinein, damit die Geschichte Fülle und Tiefe bekommt. Früher, als er noch jung war, hat er gemeint, es könnten einem nur zwei Dinge gegenüber treten, nämlich solche, die sich biegen lassen, und solche, die sich brechen lassen. In den traurigen Jahren nachher hat er erfahren, daß es noch eine dritte Sorte von Dingen giebt. Die stehn einen Augenblick oder auch jahrelang vor einem als ein wildes, schwarzes, überstarkes Ungeheuer, das seine fürchterliche Tatze gehoben hat. Was soll man dagegen thun? Beiseite biegen, schmeicheln, lügen? Hat keinen Sinn. Da steht es dicht vor dir, und es ist irre, hat keinen Verstand, ein grausig, wüstes Wesen. Darauf loshauen? Hat keinen Sinn, es ist viel stärker als du. Also was bleibt gegenüber solchem Ungeheuer, solchem übergroßen Schicksal noch übrig, als daß man zu ihm sagt: Ob du mich sterben oder leben lässest, ob du mich und was ich lieb habe, frißt oder nicht, ob du durch dein ewiges Drohen und den Anblick deiner Tatze mir den Verstand verwirrst oder nicht, ganz wie es dir paßt. Aber das sage ich dir: beides geschieht im Namen Gottes, von dem ich fest traue, daß seine Sache, das ist das Gute, überall siegen wird. Und als sein Ohm Thieß einwendet: Glaubst du wirklich, daß alles, was so geschieht, auch das Traurige, was wir alle erlebt haben, einen guten Zweck hat, ich meine, daß da Sinn darin liegt? meint Jörn: Wenn man das nicht glaubt, woher soll dann ein ernster, nachdenklicher Mensch den Mut zum Leben nehmen? Man erkennt deutlich, daß alles Geschaffne unter Mühe und Not gestellt ist, es wühlt auf und nieder, aber in dem Mühen und Wühlen ist ein Sinn, das Böse sinkt widerwillig, das Gute ringt mühsam nach oben, und eine verborgne Kraft hilft, stößt und schiebt, wie die Hand des Schäfers und seine Hunde, und wohl dem Menschen, der dann des Hirten leisen Ruf durch den Sturm hört. Aber freilich, was auf der dreihundertjährigen Hochzeitstruhe, die er von der Uhl jetzt mitnimmt, zu lesen ist: Der Segen des Herrn machet reich ohne Mühe, sodaß man die Wahl hätte: ich bitte um etwas Segen ohne Mühe, ich bitte um etwas Segen mit Mühe, wenn das in der Bibel steht, so ist die ganze Bibel nichts wert, und der Herrgott auch nichts.

Der Verfasser läßt auf diesen letzten hundert Seiten Jörn Uhl auch noch einmal wieder heiraten, und zwar eine Jugendliebe, die Enkelin seines alten Dorfschulmeisters, die inzwischen ihr Lehrerinnenexamen gemacht und in dem Ladengeschäft ihrer Tante in Hamburg Hefte und Schulbücher an Gymnasiasten verkauft hat. Nach unserm Geschmack, der ja aber für Jörn Uhl nicht verbindlich zu sein braucht, hat sie etwas Gouvernantenhaftes, und es will uns in der Erinnerung an das stille, kurze Schaffen der ersten Frau und ihren wundervoll geschilderten rührenden Tod im ersten Kindbett nicht recht in die Sinne, daß diese zweite Verlobung nicht ohne eine gewisse Schäkerei vor sich geht. Zumal da die erste Ehe unter besondern Aspekten gestanden hatte. Sie folgte

auf einen Fehltritt, den zwar die bäuerliche Auffassung übrigens kaum als solchen rechnet, der aber hier einige deutliche Schatten wirft, namentlich in das Gemüt der Frau, sodaß der Leser wenigstens das dunkle Gefühl nicht los wird, als sollte mit dem jähen Abbruch des kurzen Glücks so etwas von Sühne mit hineinfließen. Für das, was Jörn Uhl erfahren, was ihn vor den Jahren alt gemacht hat, geht er nach unserm Eindruck zu leichtfüßig in das zweite Verhältnis hinein. Er hätte uns als Witwer, allein mit seinem Sohne, mehr zugesagt, und ihm selbst würde seine letzte Lebensaufgabe ebenso gut möglich gewesen sein, nicht nur die äußere, die bald erzählt ist, sondern auch die in der Ökonomie des Romans liegende einer Abrechnung über Gewinn und Verlust, die uns mit ihrer ganzen Psychologie und Ethik dieses Teils, worin der Verfasser nicht mehr dichtet wie in dem ersten, sondern eher doziert wie ein Professor, mindestens ebenso gut zugänglich gewesen wäre ohne die umrahmende Erzählung, die wir künstlerisch für einen Mißgriff halten.

Die Komposition fällt hier in Stücke auseinander. Eines Abends unterbricht Jörns Frau das Schweigen und wendet sich an den ehemaligen Stalljungen, der nun den Uhlenhof besitzt, er soll ihnen erzählen, wie es ihm mit seiner Frau ergangen sei, die einst Jungmagd auf dem Hofe gewesen und dann mit ihm nach Amerika gegangen war. Da bekommen wir auf noch nicht zehn Seiten eine rührende Geschichte, aus der ein andrer einen ganzen Roman gemacht hätte, so ergreifend, daß sie nicht im Auszug zerblättert werden darf. Das kann alles so erlebt werden und ist vielleicht auch aus Erlebnissen zusammengesetzt. Der Geistliche in Chicago hätte dazu gesagt, wir thäten gut zu glauben, daß Gott sich in einer bittern Notwendigkeit befunden habe und gezwungen dies Unheil habe geschehn lassen müssen. Ein ehrlicher, verständiger und guter Mann, der nicht redete, wie viele andre Prediger, die jeden Katzenweg kennen, den die Engel gehn, wenn sie mit Aufträgen Gottes über die Erde schleichen, und die reden, als wären sie dabei gewesen, als „dich die Morgensterne lobten."

Um das schwere Schicksal seines geprüften Helden versöhnlich ausklingen zu lassen, hat Frenssen den Weg gewählt, daß er die Personen seiner Erzählung, die es verdienen, nachdem die andern untergegangen sind, in diesem zweiten Teil nach den Stürmen ihres Lebens in friedlichem Zusammensein vereinigt und sie ihre Erfahrungen in Betrachtungen miteinander austauschen läßt. Außer den Genannten sind es noch der Ohm Thieß, dessen äußerliches Wesen mit vielen Wunderlichkeiten allein unter allen Figuren des Romans das komische Element vertritt, aber eine tief angelegte, spintisierende Natur, deren kluge Urteile sich zu einer Art von Philosophie zusammenschließen, sodann die alte Magd, die an Jörn Mutterstelle vertreten hat. Sie hatte eine bunte Welt in sich. Was sich in den letzten fünfzig Jahren zutrug in dem kleinen Dreieck, das zwischen diesem stillen Wasser und der alten Stadt drüben und dem Kirchtum von Schenefeld liegt, und das ist nicht wenig, das wußte sie, und das sah sie deutlich vor sich. Sie war verschlossen und hatte rund um ihre Welt eine hohe Mauer bauen müssen, weil dumme Leute lachten, wenn sie hineinsahen. Aus diesem Grunde sind viele ernste und tiefe Menschen

schweigsam. Aber einzelnen hat sie zuweilen das Thor geöffnet und das ganze Haus gezeigt, ein gutes, altsächsisches Bauernhaus, ein wenig niedrig vom Boden und mit dunkeln Winkeln, aber fest und fromm. Sie hat auch eine Jugend gehabt, aber eine solche, daß sie ernst danach wurde. Sie diente einst auf einem Hofe, wo die Tochter den Knecht ihres Vaters geheiratet hatte, hingerissen in Bewunderung von seiner männlichen Kraft und Schönheit. Das gab eine ungleiche Ehe voller Unglück, eine lange und am Schluß grausige Geschichte, die einem Alten in den Mund gelegt wird, der sie selbst mit erlebt hat. Sie könnte uns hier, da sie recht viel merkwürdiges enthält von dem vergeblichen Kampfe unsrer Vorstellungswelt gegen das wirkliche Leben, eine ganze Weile beschäftigen, wenn wir in jeden Nebenweg einlenken dürften. Für die Haupthandlung ergiebt sich daraus nur soviel, daß nach solchen Erfahrungen ihrer Kindheit die kleine Magd den Mut zu eignem Heiraten verloren hatte, auf der Uhl lange vor Jörns Geburt in Dienst getreten war und ihn selbst nun nicht mehr verließ. Ohne sie wäre das Ganze schon in seiner Kindheit zusammengebrochen. Aber Fröhlichkeit kannte sie nicht, und alles Unglück, das noch kommen sollte, mußte sie in Erscheinungen und Vorwarnungen lange voraussehen.

Von den frühern Insassen des Uhlhofs fehlt nur noch eine, Jörns jüngere Schwester, die schon als Kind ein völlig andres Naturell gezeigt hatte als er. Frühreif, leicht und nach Zerstreuungen begehrlich, war sie einem reichen Bauernjungen in die Hände gefallen, einem wilden Taugenichts, war mit ihm nach Amerika gegangen und nun längst verschollen. Die Sorge um die Verlorne beschäftigt und quält Jörn, je mehr er seine eignen Verhältnisse befestigt hat, und die andern teilen sie mit ihm. Immer geht eins von ihnen hinaus auf die Heide, von wo man die Straße weit hinunter sieht, die über Itzehoe nach Hamburg führt. Alle hatten das Gefühl, daß sie unterwegs wäre. Sie warteten, und sie kam nicht. Ihre heimathungrige Seele streckte die Arme aus und griff nach den Seelen derer, die sie in der Heimat lieb hatte. Ihre Seele ging schon alle die alten Wege und machte sich denen bemerkbar, die im Hause wohnten. Endlich wurde es Weihnachten. Gerade da, als sie den Baum angezündet haben, kommt die Verirrte, blaß und müde, durch den Schnee an die Fenster. Sie hat ihr Kind bei sich, der Mann ist in Amerika verkommen.

Die Erzählung dieses Ereignisses ist ohne Frage das schönste Stück in dem ganzen zweiten Teil. Da ist wirklich wieder, wie so oft in dem ersten, Handlung, der wir mit Teilnahme folgen, nicht bloß Auseinanderrechnung von Verhältnissen mit erbaulicher Betrachtung über das Ergebnis. Wir gehn hier auf einiges etwas näher ein, weil es kennzeichnend ist für die schriftstellerische Art, die sich Frenssen bis jetzt gebildet hat.

Zuerst eine zum Teil sehr schöne Schilderung der winterlichen Natur, aus der wir das beste herausheben. Es kam ein kalter Nebel und zog mit einem trägen Winde dünne, graue Tücher über das ganze Land. Die Sonne stand wie ein weißlich trüber Fleck am Himmel, und vorbeiziehend ließ der Nebel an jedem Baum und an jeder Hecke, an der er vorüberging, von seinem

losen Gewebe hängen, da lag das ganze Land im Rauhreif. Die Tannen am Waldrande standen gerade und schlank, vom Scheitel bis zu den Füßen in Silberbrokat, Bräute, bereit zur Hochzeit, und hinter ihnen in fallenden, weißen Schleiern die dichte Schar der Jungfrauen. Halb schön erschien ihnen der Zauber, halb schaurig, und erstaunt sah jedes auf seinen Nachbarn, so lange das geringe Tageslicht da war. Als es aber Abend wurde, wandelte sich die seltsame Herrlichkeit. Da sahen sie einer den andern im Totenhemd, das war mit vielen weißen Spitzen kalt und steif besetzt; da nahm das Grauen überhand. Das Dorf lag glänzend und neu, als wäre es zu diesem Weihnachtsfeste als ein saubres Spielzeug wie in eine neue Schachtel in dieses weiche, weiße Thal gelegt. Als kämen bald Riesen aus dem Walde vom Meere her und setzten sich rund umher auf die Hügel und fingen an mit den weißen Häusern und den schmucken weißen Bäumen zu spielen, setzten die Häuser durcheinander und stellten die Menschen hin und her, und stellten zwei zusammen und dann Kinder daneben und ließen sie alt werden, und brächten sie nach dem Kirchhof und grüben ein kleines Loch im weißen Schnee. Und dieses Spiel der Riesen dauerte schon tausend Jahre, und die Menschen im Dorfe merkten es nicht.

Auf diese so originelle Verbildlichung der Natur in ein Riesenspielzeug folgt eine Betrachtung über das Weihnachtswunder: Man glaubt es ja jetzt nicht mehr, weil man es nicht mehr sieht. Man sieht es nicht mehr, weil man es nicht mehr glaubt. Wunderbare Dinge sind aber nicht aus der Welt geschafft, wenn die Menschen die Augen zuhalten und sagen: Ich sehe nichts, oder die Augen aufreißen und sagen: Ich sehe alles. Es soll ja damals in Bethlehem ein Engel gewesen sein, der war flink und vorlaut. Er sprach einen Prolog, der nicht vorgesehen war, und verwirrte das ganze Programm, wie die Erzählung deutlich zeigt. Die andern, die nachkamen, waren mehr aristokratisch, mehr himmlisch, mehr von der Sorte: da freien sie nicht und lassen sich nicht freien. (Das ist aber weniger deutlich, Herr Pastor, wie auch das folgende, das wir darum weglassen.)

Nun kommt Jörns kleine Schwester mit dem ermatteten Kinde über das Feld gegangen durch die Winternacht, ein Mann hat ihr den Weg gezeigt bis vor das Haus, wo sie den Weihnachtstisch richten. Jörns Frau legt für jeden etwas hinauf, für ihn zwei wertvolle Bücher, die die Tante gestiftet hat. Ein junger Hilfslehrer der Mathematik hatte sie ihr empfohlen (ein recht philiströser Zusatz), der oft in den Laden gekommen war, nicht um ein Abenteuer zu haben, wie sie anfangs dachte, sondern weil er eine fühlende Seele suchte, mit der er von seinem Liebesglück reden könnte usw. (also wieder eine Nebengeschichte). Und endlich tritt die Verlorne ein, sie findet nach einem bewegten Wiedersehen ihre Heimat, und alle feiern das Fest, in dessen tiefempfundner Schildrung kein Wort zuviel gesagt ist.

In dem ersten Teil des Romans, dem wir uns nun zuwenden, ist die Komposition zwar auch durch entbehrliche Episoden gelockert, aber die Fäden haben ihren natürlichen Zusammenhalt in der biographieartigen Behandlung der Hauptperson, hinter der sich in kräftig gezeichneten Linien die westholsteinische

Landschaft aufbaut mit ihren auf die Bevölkerung abgedruckten Gegensätzen von Marsch und Geest. Jörns Vater ist der Typus des protzigen Marschbauern, und seine Stiefkinder aus des Vaters erster Ehe sind von derselben Art. Seine sanfte Mutter und alle die gemütvollern, bescheidnen Menschen, von denen er umgeben ist, auch die Dienstleute, stammen von der Geest. Dieser Gegensatz geht durch das Leben der Alten in Arbeit und Lustbarkeit, durch die Spiele der Kinder, durch Schule und Kirche, er zeigt sich in der körperlichen Erscheinung, im Auftreten und Reden, er trennt das heranwachsende Geschlecht in zwei sich instinktiv zusammenschließende Hälften, denen er auch das Leben so verschieden ausbaut, wie es ihre Ansprüche sind.

Seit in der Marsch nicht mehr der Weizenbau den Ausschlag giebt, sondern alles grün geworden ist und zur Weide liegt, seit der Bauer ein Viehzüchter geworden ist, da fängt das Geschlecht an dumm zu werden. Von einem erzählt man, daß er seine Ochsen jeden Morgen besucht und sich mit ihnen also unterhalten habe: Guten Morgen, alle miteinander. Kinder, nun dauert es nicht lange, dann seid ihr fett. Mit dir, mein Lieber, steht es allerdings schwach, namentlich im Achterviertel, was doch die Hauptsache ist. Aber einerlei, ihr kommt nun weg, alle miteinander. Erst nach Husum, das ist eine feine Stadt, Haus an Haus. Dann auf die Eisenbahn, nach Rheinland hinunter, da werdet ihr euch wundern: Schornstein an Schornstein, und überall wird geglüht, gehämmert und gefeilt. Und dort — dort werdet ihr dann . . . nun ja, dort bekommt ihr einen andern Herrn, und ich, ich bekomme mein Geld, und dann sind wir vergnügt, alle miteinander.

Von Natur hat dieser Menschenschlag Anlage für Philosophie und Mathematik und ist zum Grübeln und Plänemachen geneigt. Ein solcher Mann war ja, wie wir sahen, Jörns Onkel Thieß. Manche ziehn sich nach den Stunden ihrer Arbeit ganz auf ihre Gedanken und wenige Bücher zurück, die sie irgendwo in einer verstaubten Truhe vorgefunden oder sich auch durch einen scheuen, schweren Gang zum Buchhändler in der nächsten Stadt erworben haben. Einer malt an die kahlen Kalkwände seiner Schlafkammer alles, was es in der Welt giebt, von jeder Gattung eins, wie er sagt. Da waren Menschen und Tierklassen zu sehen, Himmelskörper, die bösen und die guten Engel, sogar die Dreieinigkeit, und dann ist er mitten unter seinen Werken an einer Gehirnentzündung unter schönen und wilden Phantasien gestorben. Manche Bauernsöhne müssen von dem Vater auf das Gymnasium gezwungen werden, weil sie sich mit ihrer Seele nicht losmachen können von den Scheunen und Dielen. Bei dem Brummen ihres Religionslehrers, denn viele Religionslehrer brummen, denken sie an das satte Brummen ihrer Fetten, und wenn zu den Horazoden der Takt geschlagen wird, so hören sie winterlichen Drescherschlag. Meint das Schicksal es gut mit einem solchen, so versetzt es ihn später wieder zu irgend einem Beruf auf das Land, wo er den gefüllten Stall eines Bauern wenigstens sehen kann. Ist das Schicksal hart, so läßt es ihn sein Gelehrtenbrot in einer großen Stadt suchen, in die sich vielleicht seine Kinder einstmals gewöhnen werden, während ihn selbst seine Gedanken zeitlebens in das Dorf zurückziehn. Und doch sind die Jungen fast noch unglücklicher, die aus Drang nach Wissen

studieren möchten und es nicht dürfen, weil sie in den Ställen und hinterm Pflug bleiben sollen. Die sitzen dann bis in die Nacht und verwirren sich mit Dingen, die sie nicht begreifen, werden ihrer Umgebung unverständlich und lästig: du taugst nicht unter die Menschen. Geht ein solcher vor der Zeit aus dem Leben, so machen sie ihm ein stattliches Bauernbegräbnis und wundern sich weiter nicht viel. Es ist ihm durcheinander gegangen.

Man wird sich denken können, daß aus dem Leben Jörn Uhls, der zu dieser letzten Klasse gehört, in dem aber immer wieder über das Denken das Handeln den Sieg gewinnt, durch Frenssens Darstellungskunst ein wirklich bedeutendes Bild geworden ist. Die Kinderzeit hat für ihn noch ihre kleinen Freuden. Er ist scheu, ernst, anständig, ungelenk und noch vieles mehr, woraus etwas gutes werden kann, und das Schwere seines Lebens, z. B. daß sein Vater sich eigentlich seiner schämt, fühlt er noch nicht. Auch die vergebliche Fahrt nach Meldorf auf das Gymnasium, wo er auf den Landvogt studieren will und in der untersten Klasse der Längste geworden wäre, weil ihn sein Schulmeister englisch gelehrt hatte — und lateinisch sollte es doch sein —, hat noch etwas Humoristisches. Aber dann fängt die Bitterkeit damit an, daß er beinahe gegen den Willen des Vaters, dem alles außer seinen wüsten Vergnügungen gleichgiltig ist, alle Sorgen um den Hof auf sich nimmt. „Kein Buch kann ich mehr anfassen. Nun bleib ich so dumm wie alle die andern." Der Konfirmandenunterricht war ihm unverständlich und quälig. Der praktische Junge, der alles auf die Uhl und ihre Bewohner bezog, konnte weder die Sünde noch die Gnade verstehn, die da gelehrt wurde. Die Sünde kam ihm viel zu spät, und die Gnade kam ihm viel zu früh. Die Sünde fing ja erst mit Diebstahl, Raub und Totschlag an, und die Gnade war da, wenn einer seine Sünde „auf den Herrn warf." Jörn Uhl konnte diesen lieben Gott nicht verstehn; er schien ihm ein ganz unpraktischer Rechenmensch zu sein, der in seiner Stube seine Bücher stolz in Ordnung hielt und draußen von seinen Leuten ungeheuerlich betrogen wurde. Arbeiten und nüchtern sein und sparsam und klug wirtschaften, das war für ihn die frohe Botschaft. (Daß man freilich diese Botschaft nicht in der Kirche verkündigen kann, hat der Verfasser inzwischen selbst eingesehen.) — Einige Zeit nach der Konfirmation ging Jörn wieder in die Kirche. Er sah, daß es die Sparsamen, Nüchternen und die altmodischen Leute thaten, und er hatte sich vorgenommen, ebenso zu werden. Der eine war ein reicher Mann geworden, der andre galt für hartherzig und geizig, aber es empfahl ihn, daß er noch den Rock trug, mit dem er schon vor fünfzig Jahren zum Abendmahl gegangen war. Eine Frau, deren Mann ein wilder Trinker und Kartenspieler war, saß mit zusammengepreßten Lippen und strengem Gesicht jeden Sonntag in ihrem Kirchenstuhl. Aber die Jungen und die Wilden und die Staatmacher, die gingen nicht hin. Jörn Uhl saß da und langweilte sich. Er konnte zunächst nicht darüber hinweg, daß der Pastor, der seit einem Jahre in der Kirche das große Wort führte, als fester Trinker und sicherer Spieler bekannt war, und dann ging ihm die rechte Lehre, die der kleine, starke Mann verkündete, ganz und gar gegen den Strich. Er konnte nicht entdecken, was unser von Jugend auf böses Dichten und Trachten und die Dreieinigkeit und

der Sohn Gottes von Ewigkeit geboren mit dem wilden Leben im Dorf und mit seinem eignen Pflügen und Eggen zu thun hätten, und er wunderte sich im stillen, daß das Wort Gottes so unpraktisch war. Nach ihm hätte es heißen müssen: Der Bauer, der nicht jätet, wird nicht selig, und für jeden Wirtshausabend wird ihm ein Jahr im Himmel abgezogen; so ungefähr hätte er die Bibel gemacht. (Also etwa, wie wir in unsrer Kindheit noch die letzten Nachtreter des alten Rationalismus haben predigen hören.) Du mußt immer auf demselben Platz sitzen, hatte ihm sein alter Tagelöhner gesagt; seit sechzig Jahren sitze ich jeden Sonntag da in der dritten Reihe, bloß die zwei Jahre abgerechnet, als ich gegen die Dänen im Felde lag. Und so blieb nichts weiter nach, als daß Jörn Uhl darum etwas auf Gott hielt, weil der so etwas altmodisches hatte.

Eingehend wird die Entwicklung seines Sinnenlebens analysiert, vom ersten Erwachen aus einem heißen Traum bis zu seiner Heirat. Als Zwischenhandlung spielt ein Verhältnis zu einem walkürenähnlichen, viel ältern Mädchen, das ihn stärker und fester macht, ihn gleichsam an dem Rand des Schuldigwerdens entlang führt und mit eindringlichem Zuspruch bewahrt. Dieses psychologisch kaum mögliche Verhältnis mit Reflexionen, die anstößig wirken müssen, wenn sie zu Zwiegesprächen werden, soll offenbar Jörn zur Heirat reifmachen. Als Gegenbild wird noch eine spröde Braut eingeführt, die ihre Abneigung gegen die Männer überwindet durch den Anblick eines noch nicht erwachsenen Bauernjungen, der ahnungslos ihr Wohlgefallen erweckt. Nachdem die beiden weiblichen Figuren diesen Zweck für die Exposition erfüllt haben, verschwinden sie spurlos von der Schaubühne. In dieses Gebiet gehören noch zahlreiche Einzelheiten, die mit Jörn Uhls eignem Leben nicht zusammenhängen, und endlich die schon früher angedeuteten Vorgänge, die seiner eignen ersten Heirat vorangehn, und für die wir auch hier die Leser nur auf das Buch selbst verweisen mögen. Bereitwillig erkennen wir Frenssen das Lob eines starken und wahren Realisten zu („So ist das Leben," heißt der Titel eines nichtsnutzigen allermodernsten Theaterstücks), wir sind aber dieser Art von Realismus in einem ernsten Roman der höhern Gattung noch nicht begegnet und können uns wirklich nicht vorstellen, wie dieser das erstemal so reichlich abgeerntete Acker dem Verfasser noch weitere Früchte tragen soll. Sein Erzählungstalent findet ohnedies Aufgaben genug.

Die Darstellung des täglichen Lebens und der bäuerlichen Berufsarbeit Jörn Uhls ist, wie sich das bei dem Verfasser eines solchen Buchs von selbst versteht, nicht bloß korrekt, sondern auch anschaulich, dabei keineswegs monoton. Eher wirkt die Menge von Einschiebungen, über die man, ohne am Ganzen zu verlieren, hinweglesen könnte, zerstreuend. Der Verfasser hat uns viel zu sagen, und er giebt von seinem Überfluß, wie es ihm kommt, unbefangen und natürlich, und diese naturalistische Art hat ja namentlich für den Bauersmann ihr Recht und außerdem noch den Vorzug, daß sie nicht leicht ins Gezierte fällt. An wichtigen Stellen seines Buchs wendet er aber auch die verweilende, ausführende Schilderung an, und diese Teile sind nach unsrer Meinung die wertvollern. Wir denken dabei nicht an die Szenen aus den Feldzügen, die in ihrem abgerissenen Plakatstil weiter keinen Eindruck auf uns gemacht haben,

als daß sie uns stark an Taneras letzte Manier und an den Prosa schreibenden Liliencron erinnerten, sondern an die viel einfachern Dinge, die sich, mit jahrelangen Zwischenräumen, auf dem Uhlenhof zugetragen haben, und die dann für diese kleine Welt große Ereignisse waren. Zuerst das Ende der Frau, lauter höchst einfache Worte, aber von welcher Deutlichkeit! Gegen Abend nahm das Fieber zu. Sie brauchte das ganze, große Bett. Sie gingen durch die Stube hin und her, gingen nach der Küche und kamen wieder. — Gegen Morgen wurde sie wieder ruhiger, war aber todesmatt und redete mühselig. Er sollte Vater (dem nichtsnutzigen alten Uhlbauern) sagen, daß sie ihn lieb gehabt hätte. Jörn schluchzte heiß auf: Der hat kein einzig gutes Wort zu dir gesagt, du arme Deern. Sie versuchte zu lächeln. Du hast nichts wie Mühe und Arbeit gehabt, sagte er. Da machte sie ihm mit schwerer Zunge verständlich, daß sie sehr glücklich gewesen wäre. Er beugte sich tief zu ihr nieder, und sie versuchte seine Hand zu streicheln. Um andre kümmerte sie sich nicht mehr; auch ihr Kind hatte sie vergessen. — Nachmittag, Spätnachmittag, Abend bilden ähnlich kurze Abschnitte. In der Nacht kommt der Arzt zum letztenmal angefahren. Die Laternen seines Wagens wehten im eiskalten Winde. Er sah die Kranke und rief Jörn Uhl beiseite und sagte, daß keine Hoffnung mehr wäre. Wenn da noch etwas zu ordnen wäre ... Jörn Uhl ging wieder ans Bett zurück, an dem er seit sechzehn Stunden stand. Ja, da war noch etwas zu ordnen. Etwas. Er beugte sich zu ihr nieder, und mit seinen schwerfälligen Worten sagte er ihr, wie lieb er sie gehabt hätte. Sie versuchte ihn anzusehen. Es sollte ein langer, verwunderter Blick sein. Sie sah ja zum erstenmal in seine Seele. Aber die Augenlider waren zu schwer. Nach Mitternacht wurde sie ein wenig wacher. — Dann kommen die letzten Fieberphantasien, Kindheitserinnerungen, Spaziergänge über die blühende Heide, die in das himmlische Paradies führen, ebenfalls sehr schön, wie nach Fiesole oder Gabriel Dante Rossetti, dazwischen auch ein wenig mystisch-modern (der Weg stieg an, von vorn kam es wie Licht oder wie Gesang) und für das holsteinische Bauernmädchen vielleicht zu entlegen.

Jörn Uhls Vater ist schon lange nach einem Unfall beim Pflügen krank und geistig gestört, er bildet sich ein, er sei sein Ahnherr, der Stifter des Hofs, und seine Nachkommen brächten durch, was er erworben hätte. Da, in einer Nacht, finden sie den Trunkenbold von Bruder an einer Leiter erhängt. Der Knecht ging nach dem Pferdestalle zu und sagte zu dem Jungen, der mit bleichem Gesicht in der Thür stand: Mach, daß du nach der Stube kommst, dies ist nichts für dich. Der Amtsrichter kam, und der Gemeindevorsteher kam auch, und Jörn Uhl war kalt wie Eis und gefährlich wie zertretnes Glas. Der Vorsteher fragte, wer den Sarg machen sollte. Er antwortete: Was gehts mich an? Ja, wir können ihn doch nicht als Armenleiche begraben lassen? Jörn Uhl sah ihn stolz an: Warum nicht? Wer konzessioniert in dieser Gemeinde die Wirtschaften, in denen die Menschen sich betrinken dürfen, bis sie Schweine sind? Thu ich das oder die Gemeinde? Dann mag die Gemeinde die Schweine begraben, die sie selber groß zieht. Da kam am selben Abend der Armensarg und wurde in die Kammer gestellt, die rechts vom Kuh-

stall ist; sie ist früher Häckselkammer gewesen. Jörn und der Tischler legten den Toten hinein. Die Armensärge werden im voraus gemacht, sagte er. Er ist zu lang, er hat bei der Garde du corps gedient. Es geht so. Wieten (die alte Dienerin) kam und hatte den alten Mann, den sie notdürftig angekleidet hatte, an der Hand wie ein Kind. In der andern Hand hatte sie die leere Flasche und den Strick. Wir wollen ihm alles mitgeben, sagte sie; es nutzt doch nichts, daß man Gott was vormacht. Nun kann er gleich sehen, was seine Not und sein Tod gewesen ist. Und sie legten ihm beides unter die Kniee. Jörn schüttelte den Kopf und ließ die beiden allein und ging hinaus und vor dem Hofe hin und her wie ein Wachtposten, daß nicht noch mehr Unglück und Schande ins Haus hineindringe. Als er wieder hineinging, um den Vater zu Bett zu bringen, fand er ihn schon drin, und die Alte saß vor seinem Bett und las die Geschichte von Eli, dem starken, dicken Mann, der seine Kinder nicht erzog. Laß das Lesen, sagte Jörn, es nutzt nichts, das hätte früher geschehn müssen.

Danach trafen Jörn noch zwei Schläge, und dann war seines Bleibens nicht mehr auf der Uhl. Zuerst eine Mäuseplage, die über seine Weizenfelder kam, alle Hoffnungen zerstörte und die Zinszahlung für dieses Jahr unmöglich machte. Das ist meisterhaft erzählt, wie es in den Halmen lebendig wird, einer und der andre es bemerkt und noch nicht glauben mag, der schwerblütige Jörn dann bald die ganze Gefahr erkennt, und endlich Haufen an Haufen am Boden liegt, in der Nässe des regnerischen Herbstes ausschlägt und verfault. Es ist außer unsrer Macht. Nun hat es keinen Zweck mehr, nach den Weizenfeldern zu gehn; da ist nichts mehr zu suchen. In demselben Jahre brennt das Haus auf der Uhl bis auf den Grund nieder. Das Unglück hat sich mit vielen Vorzeichen angekündigt. Alles wartet darauf mit Spannung und Angst. Endlich zieht ein Gewitter herauf am späten Nachmittag. Das war ein Schlag, es hat eingeschlagen. Die Leute traten heraus und sagten einer zum andern: Es ist nichts zu sehen. Sie haben das ganze Haus durchsucht bis unters Dach. Es war nichts zu sehen, es wurde zehn, und sie waren zur Ruhe gegangen. Da meinte der Blitz, daß Haus und Menschen sein wären, und machte sich auf den Weg. Er wand sich mit langem, glattem Leib, blank wie ein gut gebrauchter Spaten, langsam zwischen Heu und Dach. Wo er mit den dünnen Armen vorlangend hingriff, schwelte rote Glut auf. Dieses Personifizieren der Natur versteht Frenssen aus dem Grunde. Ein andermal heißt es bei ihm: Es war ein kalter, rauher, dunkler Frühlingsmorgen. Trübe Nebel lagen wie große, faule Tiere dumm und stumm in den Senkungen der Felder. — Wir wollen die Feuersbrunst nicht ausschreiben, sie zieht sich in lauter kleinen dramatischen Abschnitten über mehrere Seiten hin. Die Menschen können sich retten, das Vieh ist draußen auf der Weide. Der Alte wird in das Nachbarhaus getragen und stirbt in derselben Nacht. Als die Kälte des Morgens kam, verliefen sich die Menschen. Als der Himmel grau wurde, verließ auch Jörn die Brandstätte. Einige Sterne standen noch hoch am Himmel, wie übermüde, glänzende Augen in einem blassen, überwachten Gesicht. Jörn tritt an das Bett des Toten und sieht ihn lange an. Dann geht er auf

Wieten zu, greift nach ihrer Hand, hält sie lange fest und sagt weich und leise: Es ist nur gut, daß meine alte Mutter noch lebt. Den Auszug vom Uhlenhof, mit dem der künstlerisch gebaute erste Teil des Romans abschließt, kennen wir schon.

„Jörn Uhl“ ist ein gehaltreiches, tüchtiges Werk, aber ein Rohguß, dem die Ziselierung gefehlt hat: die Sorge eines feinsinnigen Freundes, der schärfer sieht, als wir selbst, oder eines kritischen Verlegers, dem es dazu freilich nicht an Zeit fehlen dürfte. Wir können uns nicht denken, daß sich Frenssens schriftstellerischer Ehrgeiz mit dem Zerrissenen der modernen Mache, deren Ästhetik sich am besten bei einem Flickschneider erlernen ließe, zufrieden geben wird.

Wir möchten aber nun unsre Leser nicht noch mit einer gleich ausgedehnten Besprechung des Bröndstedschen Romans ermüden, sondern ihnen nur noch sagen, warum wir, während wir diesen lasen, immer wieder an den Jörn Uhl zurückdenken mußten. „Niels Glambäk“ erschüttert uns nicht durch wuchtige Handlung oder sehr tief gehenden Seelenschmerz. Nur an einzelnen Punkten nimmt die Situation etwas von Tragik an, meistens hält sie sich sogar im Bereich eines gewissen Humors. Schon der ästhetischen Absicht nach haben wir hier die kleinere Gattung vor uns, zugleich aber die Komposition eines wirklichen Kunstwerks, abgewogen und vollendet, einen Eindruck also wie von einer Kleinbronze feinster Qualität, an der alles gut ist bis auf den letzten Strich der Ziselierung. Der Schauplatz wechselt nur einmal, zwischen dem Landsitz des dänischen Ministers und der Stadt Kopenhagen. Das Problem ist einfach und schon beim Beginn der Exposition sichtbar. Wird dieser arme Student, so ungelenk und jungenhaft, wie wir uns in Deutschland kaum einen Studenten vorzustellen pflegen, sich die Gunst des reichen Gutsherrn, der sein Verwandter ist, gewinnen und dazu die Hand der kleinen Baroneß von dem Nachbargute, die zu dem Minister auf Besuch kommt, weil sie ebenfalls mit ihm verwandt ist? Das tiefere Interesse bekommt diese Frage erst durch eine seltsame Verschlingung, die dem Leser allmählich und Niels Glambäk erst ganz zuletzt klar wird. Seine Mutter ist verschollen, sie hat ihn als zweijähriges Kind verlassen und ist nach Spanien gegangen, wie es heißt. Sie war die Schwester des stolzen Jägermeisters, des Vaters der kleinen Baroneß, und sie war einst mit dem Minister, ihrem Vetter, verlobt gewesen. Niels weiß nur, daß er selbst ein Glambäk ist, und daß der radikale Zeitungsredakteur dieses Namens in Kopenhagen, in dessen Hause er eine Art kümmerlicher Erziehung erhalten hat, seines Vaters Bruder ist. Seine Mutter ist leichtsinnig, sehr leichtsinnig gewesen, aber nicht schlecht, sagen die andern, die sie gekannt haben. Er weiß davon nichts. Nun hat ihn der Minister, der wohl irgend ein Interesse an ihm haben muß, auf seinen Landsitz eingeladen, Niels ist oft dagewesen, zuerst ärmlich gekleidet und so schüchtern, daß er Mühe hatte, sich vor den Verwaltern und der Dienerschaft notdürftig zu behaupten. Dann hat ihn der Minister beschenkt und äußerlich ausgestattet, er ist ein Herr geworden und verkehrt mit seiner vornehmen Cousine beinahe auf gleichem Fuß, und innerlich knüpft sich zwischen ihnen in der Stille das Verhältnis. Sein Glück scheint auf der Höhe, als ihm eines Abends der Minister erklärt, er nehme ihn an

Sohnesstatt an. Aber keiner hat es gehört, und gleich darauf wird der alte Herr von einem Verrückten, dem er seit Jahren Aufenthalt gewährt, ermordet. So leicht sollte es also Niels Glambäk nicht werden. Nicht er, sondern der künftige Schwiegervater Jägermeister wird der Erbe des größten Grundbesitzers von Dänemark, und er selbst muß wieder in sein bescheidnes Studentenquartier zurück. Daß ihm die Versprochne noch einmal zu teil werden wird, so unerhört und bis zur Unmöglichkeit unwahrscheinlich es auch für den Augenblick ist, fühlt der Leser zwar aus einer ästhetischen Notwendigkeit voraus, da sonst die Ökonomie des Romans verfehlt wäre, er wird aber doch noch durch die Kunst der Darstellung in Spannung gehalten, und die Lösung erfolgt dann nicht bloß ästhetisch, sondern mit einer tiefern Gemütswirkung so, daß Niels seine Braut nicht eher gewinnen kann, als bis er die Mutter wieder gefunden und die von allen ihren Angehörigen Zurückgestoßene bei sich aufgenommen hat.

Dieses Verhältnis von Mutter und Sohn, das ganz allmählich zuerst mit Andeutungen und Ahnungen in die Handlungsführung des Romans einfließt, erzeugt die schönsten Eindrücke, still und weich und nicht minder tief als die lautere Bewegung des viel derber aufgebauten „Jörn Uhl." Niels träumt zweimal von der Mutter, in Augenblicken, wo sie ihm ganz nahe ist, ohne daß er es weiß. Das zweitemal fühlt er beim Erwachen auf seiner Hand eine Thräne, die er für einen Tautropfen hält; er war draußen auf der Veranda eingeschlafen. Aber er findet auch einen Shawl um sich gedeckt, den er nicht hatte, als er sich hinsetzte, das weiß er ganz bestimmt. Jener erste Traum war auch wehmütig, aber so angstvoll und schwer wie dieser zweite war er nicht. Dieses mal hat der Träumende ein Gefühl von Widerwillen und Bitterkeit gegen die Erscheinung, die mit Thränen seinen Namen spricht; er muß nach ihr greifen wie mit einer Kinderhand, aber es ist zu spät, er ist erwachsen. Er hat auch davon geträumt, daß etwas seine Wange berührt und über sein Haar gestrichen habe. Und nun hört er einen Wagen davonrollen. In dieser Nacht hatte der Minister eine lange Unterredung gehabt mit einer fremden, schmalen Frau in ärmlichen, schwarzen Kleidern, es war vergebens gewesen. Die Geliebte seiner Jugend hatte er verloren, aber ihr Sohn war da, den er soeben zu adoptieren beschlossen hatte. Gottlob, daß ich jedenfalls dich habe, flüsterte er. Und ich dich, antwortet Niels. Das ist alles sehr schön, die Szene zwischen dem Minister und Nielsens Mutter in ihrer Einfachheit geradezu großartig, und wenn man von hier aus an Frenssens Buch zurückdenkt, so fühlt man, daß es zweierlei Arten von poetischer Stimmung oder Stilisierung giebt, die eine mehr für das Volk, die andre für die leichter erregbaren Nerven der Gebildeten, und daß diese zweite Art jedenfalls noch mehr Kunst verlangt. Oder vielmehr natürliche Anmut, die wie Hauch und Duft über den Dingen liegt, wie der schillernde Staub auf Schmetterlingsflügeln. So in den zarten und feinen Begegnungen Nielsens und seiner künftigen Braut. Wie kann nur so ein junges Mädchen einem Heimat und Mutter und alles zugleich sein, wie einst Hektor der Andromache Eltern und Geschwister ersetzten mußte! Und Niels, der noch so weit vom Ziele entfernt ist, fühlt sich doch bloß in seinen Gedanken und Hoffnungen schon so sicher. Da führt uns Bröndsted fürwahr

nicht bloß in die äußerlich feinern Verhältnisse, sondern auch in die höhern Sphären, darinnen, wie der Dichter sagt, das Ohr viel feiner hören und das Auge weiter tragen kann.

In der äußern Darstellung gehn Erzählung und Ortsschilderung bei Bröndsted weniger in die Breite, der Nachdruck liegt auf dem bei manchmal äußerster Knappheit — die Menschen des Nordens sind einsilbig — vielsagenden Dialog; geradezu erstaunlich ist es, wie die Unterdrückungen, die nicht zu Ende gesprochnen Sätze, typographisch ausgedrückt die Gedankenstriche, wirken. Das Personifizieren lebloser Gegenstände, die mit Eindrücken zu den Menschen sprechen, findet sich auch bei Bröndsted, wenn er z. B. Niels sich mit seiner Studierlampe unterhalten läßt, ebenso das Meditieren, das zum Selbstgespräch wird. Die psychologische Kunst ist mindestens ebenso groß wie bei Frenssen, z. B. in der Haushälterin des Ministers und in dem für die Exposition wichtigen Vertrauensverhältnis, das sich zwischen ihr und ihrem Schützling Niels leise anspinnt. Die Figur des Verrückten hat für manchen Geschmack vielleicht etwas mehr Licht bekommen, als für ihre Aufgabe, durch die Ermordung des Ministers die Katastrophe herbeizuführen und die Hauptperson über die flache Rolle eines Hans im Glück zu erheben, erforderlich war. Übrigens herrscht volles Ebenmaß in der Abwägung der Rollenfächer und der Folge der Szenen, sodaß man nichts hinwegnehmen könnte. Da das Milieu Bröndsteds weltförmiger ist, so ist das Pathos weniger stark, aber der Gesamteindruck darum doch nur scheinbar flacher als bei Frenssen, wo nach unserm Gefühl wenigstens der mehr an die Nerven gehende Predigerton manchmal der künstlerischen Wirkung im Wege steht.

Wir meinen also, und das sollte mit dieser kurzen Parallele gesagt sein, daß Bröndsted der größere Künstler ist, wogegen sich ja vielleicht in Frenssen noch das stärkere Talent wird offenbaren können.



Von einer Weltreise

1. Die Blutsaristokratie der Europäer in den Tropen



Als ich als Schiffsarzt um Afrika fuhr, lief unser Schiff auch einige kleinere Häfen des portugiesischen Ostafrikas an. Es ist Sitte, daß die Herren vom Land den Ankömmlingen an Bord den ersten Besuch machen. Darum hatten wir bald die ganze deutsche Kolonie an Bord versammelt. Denn es locken nicht bloß Bier und Rheinwein, die ja auch an Land zu haben sind, sondern als die kostbarsten aller Delikatessen Schwarzbrot, Butter und Käse, die nur, wenn ein Schiff von der Heimat kommt, zu haben sind. Die Unterhaltung kam schnell in Gang. Denn jeder fragt, worauf er eben neugierig ist, und an berechtigter Neugierde ist ja auf beiden Seiten kein Mangel. So fragte ich:

Wieviel Europäer sind Sie denn hier? Antwort: Wir sind etwa acht Deutsche hier, vielleicht zehn Engländer, dann die Herren vom französischen Haus, die meist Schweizer sind und sich zu uns halten, außerdem die Holländer, im ganzen etwa so und so viel! Frage: Außerdem haben Sie doch Portugiesen hier? Die werden ja wohl in ihrer eignen Kolonie ziemlich zahlreich sein. Antwort: Ja, wenn Sie die Portugiesen zu den Europäern rechnen! Frage: Sind das etwa keine Europäer? Antwort: Nein, die rechnet hier niemand dazu. Europäer sind nur Deutsche, Holländer, Engländer, Skandinavier, Franzosen, auch Nordamerikaner würden so genannt werden, wenn es welche gäbe. — Aber Portugiesen, auch wenn sie aus Portugal direkt kommen, etwa als Offiziere oder Gouverneure, und dazu adliche Namen tragen, rechnen nicht zu den Europäern und zur europäischen Gefolgschaft, nicht einmal in ihrer eignen Kolonie? — Der Grund ist, daß sie eben Portugiesen sind, und von diesen weiß man nie genau, ob sie reines Blut haben. Hier in der Provinz Mozambique haben sie seit dreihundert Jahren ihr Blut mit Negerblut gemischt. Das Halbblut, das sie zeugen, geht nicht ein, wie das von Germanen gezeugte, sondern hat ein Volk geschaffen, das seit ebenso langer Zeit christlich und katholisch ist und die Lebensführung der Europäer nachahmt, das sich aber von unten her aus der Negerbevölkerung ergänzt. Alle Grade der Blutmischung giebt es in diesem Volke, vom fast reinen Negerblut bis zum fast reinen Portugiesenblut. Aber sie alle, mitsamt den reinblütigen Portugiesen, trennt eine scharfe Linie vom Europäer im eigentlichen Sinne des Wortes. Sie sind halfcast oder outcast. Man verkehrt wohl geschäftlich mit ihnen, weil man muß, aber man setzt sich nicht mit ihnen zur Tafel und läßt sie nicht in die Klubs. Den Offizieren und Beamten der Kolonie gegenüber kann man diesen Grundsatz manchmal nicht durchsetzen, aber man versucht es.

Sogar der Neger unterscheidet scharf und sicher zwischen einem echten Europäer, er sei Kapitän oder Matrose, Offizier oder Soldat, Chef oder Lehrling, reich oder arm, der ihm immer mit einem gewissen Herrenblick gegenüber tritt, und dem Talmieuropäer, für den er einen bestimmten Ausdruck hat, den ich wieder vergessen habe, dem Griechen, Italiener, Halbblutportugiesen, der sich wohl europäisch kleidet, aber der mit ihm gaunert und ihn betrügt.

Es gab eine Zeit, wo der Indische Ozean ein portugiesischer See war. Darum ist er noch jetzt mit alten Portugiesenkolonien bevölkert, die kenntlich sind durch ansehnliche, alte katholische Kirchen im Barock- oder Jesuitenstil. Solche Orte giebt es sowohl in Ostafrika, wo sie noch portugiesisch sind, wie in Vorderindien und Hinterindien bis nach Macao in China. Jetzt lebt in vielen alten Handelsstädten, die nunmehr englisch sind, zwischen der Masse der Eingebornen und der Aristokratie der germanischen Europäer eine portugiesisch-katholische Halbblutbevölkerung und liefert die Diener, Friseure, Köche, Schreiber und Dolmetscher in die europäischen Häuser. Man erkennt sie, wie Südeuropäer, am eleganten Anzug, schwarzen Rock und Lackstiefeln. Sie mögen aber so elegant sein, wie sie wollen, ja, was sie gewöhnlich nicht sind, reich dazu, so ist es ihnen doch für ewig unmöglich, in die Aristokratie der reinen Europäer einzudringen.

In einer dieser Städte lernte ich einen Herrn mit adlichem deutschem Namen kennen, der in Deutschland als Kaufmann ausgebildet worden war, vollendete Manieren hatte und fließend deutsch sprach. Trotzdem gehörte er nicht zur Gesellschaft, denn er war in dieser Gegend geboren, stammte von einem ausgewanderten Deutschen und von einer Mutter, die nicht etwa eine heidnische Malaiin gewesen war, sondern eine portugiesische Christin; aber sie konnte doch aus frühern Generationen etwas Malaienblut haben und hatte es wohl auch. Ja, nicht nur dieser Mann wird zu keiner Tafel geladen, wo europäische Damen sind, sondern auch seine Frau nicht, die er aus Deutschland mitgebracht hat. Sie war aus einfachen Verhältnissen, aber das hätte ihre Gesellschaftsfähigkeit nicht gehindert, wenn sie einen reinblütigen Deutschen geheiratet hätte. So lernte sie deutsche Häuser bloß als Krankenpflegerin kennen.

Ist ein reicher Europäer mit einer halbblütigen Einheimischen regelrecht verheiratet, und hat er aus dieser Ehe etwa Töchter, so kann er sie, wenn er reich genug ist, in Genfer Pensionen erziehn lassen. Dort werden sie vielleicht gerade wegen ihres Halbbluts interessant sein und gute Partien machen. Draußen nicht. Unser Kapitän erzählte von einer deutschen Dame, die er einmal an Bord gehabt hätte, die als Braut eines vornehmen und reichen hinterindischen Fürsten hinausging, der sie in Europa kennen gelernt hatte, eines Mohammedaners, der ihr aber die Einehe versprochen hatte. Auf dem Dampfer mieden sie alle, besonders die Damen, denn sie würde draußen outcast sein. Sie hielt das für Neid und spielte in ihrer Kabine die gekränkte Fürstin. Sie glaubte wunder, was sie draußen würde, wenn sie einen hinterindischen regierenden, wenn auch mediatisierten Fürsten heiratete. Draußen giebt es nur eine Aristokratie, die des blutreinen Europäers, eigentlich der Germanen, zu denen nur die Franzosen noch hinzugerechnet werden.

Diesen Rassenhochmut giebt es überall, wo englische Kultur ist, also auch in Nordamerika. Obwohl dort Neger und Weiße schon eine Generation hindurch unter denselben Gesetzen miteinander leben, ist Konnubium die Ausnahme. Noch vor nicht langer Zeit ging die Notiz durch die Blätter, daß Präsident Roosevelt einen angesehenen Negergeistlichen an seine Tafel geladen habe. Wir in Europa haben gar keine rechte Vorstellung, was das den Anschauungen des amerikanischen Volkes gegenüber bedeutet. Ist es nicht wunderbar, daß unsre in Europa doch arg demokratisierte Welt Kolonialstaaten erzeugt, in denen sich die Menschen nach ihrer Abstammung scheiden, und in denen ein Blutsadel herrscht, der viel exklusiver und hochmütiger ist, als der Adel früherer Zeiten je gewesen ist? Freilich ein Adel, der nicht innerhalb eines Volkes Grenzen zieht, sondern zwischen den Völkern. Es giebt auch deutliche Unterschiede zwischen der Denkweise der Heimat und der draußen lebenden Europäer. Diese werden es immer wunderlich finden, wenn z. B. der deutsche Kaiser oder der König von England ein paar marokkanische Häuptlinge oder indische Fürsten mit einem Pomp empfängt, als wären sie, wenn auch nur im kleinen, seinesgleichen. Draußen macht man nicht soviel Umstände mit ihnen, sondern läßt sie, wenn die Gelegenheit es erlaubt, den Europäerhochmut fühlen. Sie

finden es auch nicht in der Ordnung, wenn der deutsche Kaiser erlaubt, daß japanische oder türkische oder sonst ausländische Offiziere gelegentlich seinen deutschen Unterthanen Kommandos geben oder sich von ihnen militärisch grüßen lassen. Matrosen, die auf Handelsschiffen im Ausland gewesen sind, werden es schwer begreifen, daß sie in der eignen Heimat den Fremden gegenüber Respekt heucheln sollen, den sie in deren Heimat geflissentlich zu verleugnen gewohnt sind. Ich glaube auch nicht, daß englische Soldaten in Indien indischen Offizieren gehorchen, und sie sind doch nur geworbne Soldaten und nicht die Söhne des Volks in Waffen. Ganz skandalös aber wird man es draußen finden, wenn deutsche Damen Neger interessant finden oder sozusagen poussieren, wie das bei der Ausstellung in Berlin beobachtet sein soll. Das wird direkt als unmoralisch und wider die Natur empfunden.

Die kolonisierenden Holländer denken eher noch strenger. Sie haben es verstanden, wenn ich recht berichtet bin, in ihren östlichen Kolonien auch die Rechtsungleichheit zwischen Farbigen und Weißen noch aufrecht zu erhalten, während die öffentliche Meinung Englands, weil sie die Gleichheit aller Menschen will, immer gegen den Wunsch der draußen lebenden den Schein der Gleichheit auch zwischen den Menschenrassen aufrecht erhalten will.

Auch die frommen Buren machen einen dicken Strich zwischen sich und den Negern. Sie nennen sie schöpsel, d. h. Geschöpfe. Die Engländer übersetzen das mit animals, d. h. Tiere, um zu beweisen, wie gottlos die Buren mit den Kaffern umgehn.

Die europäischen und zumal die protestantischen Missionare können nicht anders, als den Farbigen die Gleichheit aller Menschen vor Gott lehren; denn das ist einer der Grundsätze des Christentums. Da sie nun leicht die großen Unterschiede zwischen den Menschenrassen unterschätzen, so wünschen sie, daß mit der idealen Gleichheit auch im wirklichen geselligen und politischen Leben Ernst gemacht werde, und damit rennen sie gegen die Sitten der draußen lebenden Europäer. Darum ist die Mission von den Buren vielfach mit Mißtrauen angesehen worden. Sie wollen wohl auch Christentum für die Kaffern, aber eben sozusagen ein Christentum für Kaffern. Andrerseits haben manche der Missionare, z. B. ein so alter Afrikaner wie Merenski, in den Buren ihre Gegner gesehen und waren bei Beginn des Kriegs auf seiten der Engländer.

Der tiefere Sinn dieses Rassenhochmuts ist wohl ein instinktiver Selbstschutz der Rasse. Man weiß, daß Mischlinge mit farbigen Rassen gewöhnlich moralisch von geringerm Wert sind. Sie verderben dann auch die Sitten der Reinblütigen. Darum soll mit den Farbigen keine Gemeinschaft sein. Man rühmt heute zuweilen an den Russen ihr kolonisatorisches Talent, weil sie dem fremden Volke gegenüber keinen Rassenhochmut herauskehrten, ebenso bescheiden zu leben verstünden wie die Einheimischen und ihnen damit das politische Los leicht machten. Freilich die Kolonisationsart der germanischen Holländer, Engländer, Amerikaner, Deutschen und aller Mitläufer ist Herrenkolonisation. Eine andre ist auch für uns Deutsche unmöglich. Nur der thörichte Engländerhaß kann die Methode der Russen loben, die nur einige dürftige Nomadenvölker unterworfen hat, gegenüber der germanischen Kolonisation, die fast den ganzen

übrigen Erdball beherrscht, eine Methode, die die Russen nur darum üben, weil sie zu der andern unfähig sind. Es giebt auch, von draußen angesehen, kein deutsches, französisches, englisches Kolonisieren, sondern nur ein europäisches in dem oben beschriebnen Wortsinn. Die europäischen Nationen draußen sind nicht wie Hirsche, die um die Herrschaft miteinander kämpfen, sondern wie Pferde, die in einer Bahn laufen.

So wie die Bruderkriege der Griechen uns im besten Fall als eine schöne Tragödie mit Schuld und Sühne auf beiden Seiten, nicht aber als ein Glücksfall in der griechischen Geschichte erscheinen, so wird den spätern Freunden der europäischen Geschichte der Neid der europäischen Völker um die Tropenkolonien nur wie eine kurzsichtige Verirrung erscheinen. Zumal wir Deutschen haben, so lange die Engländer uns die Thore ihrer Kolonien so weit öffnen wie bisher, nicht das Recht und gar nicht das Interesse, sie zu beneiden. Denn ohne diese Liberalität hätten wir zunächst nur einen geringen Anteil an dem Herrentum der Europäer in den Tropen. Georg Schiele



Heimkehr

Von Marthe Renate Fischer



Die dicken, übermütigen Pferdchen liefen wie besessen, der offne Wagen schleuderte gelegentlich oder that einen kleinen Sprung, und der alte Adam Jahn, der sonst immer in der Furcht lebte, die Racker würden noch einmal teuer zu stehn kommen, indem sie Wagen und Geschirr zerstörten und die Beine oder die Hälse brächen, fing an zu loben.

Ja, sagte er, die haben Feuer! Aber wenn du fährst, da sitzt ma wie in Abrahams Schoße. Wenn du die mal verkaufst, die mußt du selber vorführen, die hast du großartig in der Faust.

Der Schwiegersohn, ein breiter, behäbiger, dunkler Mann mit jovialem, rundem Gesicht, lachte gutmütig und sagte: Ja, das verstehn wir! Hü hü hü!

Die Tiere hatten eine kurze Strecke zurückgelegt, vom Hof herunter, durch die beim Hofthor beginnende Pappelallee, die hinab zur Landstraße führte, und jetzt die Landstraße links herum, als die beiden Männer einen jungen Menschen quer durch die Äcker dahintraben sahen, in der Absicht, ihnen den Weg abzuschneiden. Er lief mit hängenden Armen, merkte bald, daß der Wagen sich dem Schnittpunkt allzu schnell näherte, und verfiel nun in einen springenden Schritt, wobei er die linke Hand fest unter die Brust drückte. Dabei lachte sein rundes, leicht gebräuntes Gesicht, das er den beiden Männern zukehrte.

Als er den Graben erreicht hatte, der die Landstraße von den Feldern trennte, machte er halt, schwenkte den Hut und rief zum Wagen hinüber, während er lachend nach Atem rang: Glückliche Reise, Großvater! setzte sich aber gleich wieder in Trab und lief, immer diesseits des Grabens, in der Fahrtrichtung mit. Denn der Wagen war wohl herangekommen, aber den Vater faßte der Schalk, und er zügelte die Pferdchen nicht, ließ vielmehr die Leinen so gefährlich locker, daß sich die Tiere vor Wonne schüttelten und wie die Wahnsinnigen davonstürzten.

Der alte Jahn schmunzelte und schrie mit aller Kraft seiner fünfundsiebzig Jahre: Schönen Dank, Fritze!

Nun blieb der junge Mann zurück, machte aus seinen Händen ein Sprachrohr und schmetterte jauchzend hinterdrein: Grüße — e — an die schönen Mädchen in Thüringen!

Der Großvater drehte sich um und winkte mit dem Arm. Wollen wir ausrichten! Eine Weile blieb er zurück gewandt sitzen, die Augen still auf den Enkelsohn gerichtet. Dann aber vergrößerte sich die Entfernung zu sehr, er setzte sich wieder zurecht und sagte beredsam zum Schwiegersohn: Der ist dir wie aus den Augen geschnitten, der Fritze. Das ist eine Freude, den Jungen zu sehen. Der hat Gemüt. Ja, das hat der. Und Knochen hat der auch — he! — Das ist wirklich eine große Freude, daß wir den Burschen haben.

Ja ja! antwortete der Schwiegersohn und nahm die Leinen kürzer. Aber er wird ja wohl auch Fehler haben.

Na — wo sind denn die? ich weiß keine, fuhr der Alte auf. Na — ja — du bist der Vater — du därfst deine Kinder nicht rausstreichen — von dir stammen die Kinder her. — Aber ich bin der Großvater, ich därf sie rausstreichen. — Er brach ab. Kucke da, hub er von neuem an, was der Frost für Schaden angericht hat, nachten, das ganze Feld sieht weiß. S' is ja freilich an der Zeit — aber dennoch. — Kucke da, wiederholte er, das ist ein Jammer mit den Bäumen, das giebt einen Obstschaden — ja. Das ist wirklich ein Jammer.

Der Herbst war zuerst sommerlich mild gewesen, danach flau mit Regen oder bedecktem Himmel; in der vergangnen Nacht aber war unvermutet Frost gekommen. Die Bäume standen noch im vollen Schmuck ihrer grünen, regentriefenden Blätter, als der Frost über sie herfiel. Das Doppelgewicht, das die Äste zu tragen bekamen, war so schwer, daß viele herunterbrachen. Die andern hingen weit zur Erde, man hörte gelegentlich ein leises Ächzen, und es wurde noch manche Wunde gerissen, bis am hohen Mittag die Sonne soweit zu Kräften kam, daß sie ein wenig von der Last heruntertaute. Jetzt, im Morgenwind, der den beiden Männern um die Köpfe pfiff, klapperten die Blätter, als wären sie von Glas, und das bereifte Erdreich mit Gras und Kräutern sah aus wie mit Zucker bestäubt.

Die Bahnstation war erreicht, das Fuhrwerk hielt, der alte Adam Jahn turnte eilfertig herunter, rückte die breite Ledertasche zurecht, die er am Riemen über der Achsel trug, faßte den Stock und lief los, als wolle er ohne Aufenthalt in sein geliebtes Thüringer Land, das er vor fünfzig Jahren als ein junger Mensch verlassen hatte, hineinmarschieren. Doch ging die Reise vorerst nur bis auf den Bahnsteig, wo sich auch bald der Schwiegersohn zu ihm gesellte. Bald lief dann auch der Zug ein, der Alte stieg in sein Coupee, und sein hagerer Kopf tauchte am Fenster auf.

Und da am Fenster blieb der Mann und sah Landschaft um Landschaft vorüberziehn.

Vorläufig interessierte ihn der Frostbruch. Die Fahrt brachte ihn an Baumgärten vorüber, die aussahen, als hätten die Baummannen einander eine Schlacht geliefert, Äste und Wipfel hingen zerbrochen herab. Aber bald wurde der Ausblick freundlicher, und um die Mittagszeit, als Halle erreicht war, da war nichts von Frost und Reif mehr zu spüren, da regten die Bäume im schönsten Sonnenschein ihre vollbelaubten Wipfel.

Adam Jahn war immer ein wortkarger Mensch gewesen und hatte auch damals, als er, ein stattlicher Bursch von fünfundzwanzig Jahren, in das gesegnete Oderbruch hinüberheiratete, nicht viel Worte gemacht; heute jedoch floß er über von Beredsamkeit; sein fahles, faltiges, scharf geschnittenes Gesicht belebte sich, seine sonst ruhigen Augen blitzten beinahe übermütig. Und dann fuhr er, während er sprach, gelegentlich einmal mit der Hand um Kinn und Wangen, und weil da seine tastenden Finger keinem Bartstoppel begegneten, sondern glatt über die sauber rasierte Fläche liefen, so war ihm das eine angenehme Erinnerung, daß heute Feiertag sei, ein auserlesener Tag, den er doch wohl als einen Werktag sondergleichen betrachten mußte.

Jahns Leben zerfiel in zwei Teile, in die Zeit vor seiner Verheiratung und in die Zeit nach seiner Verheiratung, und diese Teile waren um so schärfer voneinander geschieden, als sie sich in räumlich weit getrennten und landschaftlich ungleichen Gegenden abgespielt hatten. Er war in Thüringen zwischen Berg und Wald geboren und hatte ins platte Land in eine Wirtschaft des Oderbruchs hineingeheiratet — nicht zu seinem Schaden, denn er war heute ein reichbegüterter Mann. Mit seiner Frau hatte er verträglich gehaust, seine einzige Tochter war gut eingeschlagen, und mit dem Schwiegersohn hatte er das große Los gezogen. Und dann die Enkel, gut gewachsen und gut geraten, zwei Jungen und ein Mädchen, und von den Jungen der ältere schon verheiratet.

Jahn nahm den Hut vom Kopf und legte ihn neben sich auf die Bank, dann faßte er nach dem Scheitel, ob der unversehrt geblieben sei, zog ein Bürstchen heraus und glättete die Haare. Dabei weitete sich seine Brust aus, und ein wehmütig schalkhaftes Lächeln erschien auf seinen Lippen. Er dachte an Thüringen! an sein Thüringen! — an sein Thüringen, wo er jung gewesen war! Es zog ihm ganz wunderbar durch den Sinn, als ob ihm einer ein Märchen erzählte, wie er sich jetzt vorstellte, daß er einmal ein kleiner Junge gewesen sei, mit nackten Beinen und kurzen Höschen, und danach ein junger Bursch, der die eine nicht kriegte und die andre nicht haben wollte. Seit zehn Jahren, wo er ins Altenteil gegangen war, hatte der Gedanke an ihm gezogen: er wolle einmal in sein Heimatsörtchen reisen, da die Wege und Stege sehen, die Berge, den Fichtenwald, die Saale mit den grünen Wiesen. Er war auch neugierig, was aus seiner frühern Wirtschaft geworden war. Und von Jahr zu Jahr wurden die Neugier und das Verlangen stärker, bis ihn das richtige Heimweh packte.

Wenn er des Abends mit den Seinen vor der Hausthür saß, that er unvermutet den Mund auf und fing an von Thüringen zu erzählen, von Beckmanns Herbert, seinem besten Freunde, von der Alma vom Dietzel-Schmied aus Etzelmünde und von des Tätscherbäckers Tochter Priska. Mit stiller Neugier sprach er auch wohl einmal vom Pfeiff-Schneider.

Es war seiner Familie wohl bekannt, daß der Schneider Thomas Pfeiffer ein hinterlistiges, nichtsnutziges, rosthaariges Bengelchen gewesen war, das dem Großvater zu mancher Züchtigung durch seine strenge Mutter verholfen hatte. Fast immer war es ihm gelungen, was er selber verbrochen hatte, auf Adams Schultern abzuwälzen. Beinahe hätte er dann auch dessen Tod auf dem Gewissen gehabt. Nach einer Prügelei, bei der er dem Adam die Jacke zerrissen hatte, jagte er ihn mit Geschrei über die Saalwiesen vor sich her und erreichte richtig, daß Adam Jahn, aus Furcht vor dem, was Thomas noch anstiften könnte, nicht auf den Weg achtete und mit zurückgewandtem Gesicht vorwärts lief. Und dann brach Thomas in johlendes Gelächter aus — Adam Jahn war in die Saale gestürzt. Flößer zogen den Knaben heraus, als er schon steif und kalt war und nur mit Mühe wieder ins Leben gerufen werden konnte.

Auch späterhin, als junger Bursch, mochte er dem Großvater zu nahe getreten sein. Jahn sprach sich hierüber nicht aus; aber sein Groll saß tief. Er ging so weit, daß er einem Knecht abgeneigt war, nur weil er den Rufnamen seines Feindes führte. Ein Fohlen, das nicht einschlagen wollte, erhielt den Namen Thomas von ihm. Als es sich dann späterhin doch herausmachte, war der Alte beinahe mißmutig.

So hatte er sich immer mehr in Jugenderinnerungen vertieft, bis der Schwiegersohn eines Tages gesagt hatte: Was hilft das alles, der Großvater fährt eben mal hin.

Die Großmutter hatte eine Familienreise daraus machen wollen. Aber der Schwiegersohn widersprach. Wie ein Wanderbursch, mit dem Ränzel auf der Schulter und dem Stab in der Hand, müsse der Großvater in seine alte Heimat einziehn. An jedem Berg, den er wieder erkenne, müsse er sich erst satt sehen, in jeder Ortschaft müsse er sich erst wieder zurecht finden, jede Veränderung müsse er erst überwinden, ohne daß ein andres Auge sehe, wie schwer es ihm falle.

Veränderungen? hatte der Alte aufhorchend gefragt.

Ja, da werde sich doch manches verändert haben; fünfzig Jahre seien ein starker Zeitabschnitt. Er werde auch manchen nicht mehr antreffen.

Was das heißen solle? hatte der Alte aufbegehrt. Da ziehe keiner so leicht fort, da aus den Bergen. Er war still geworden. Kann sein, hatte er hinzugesetzt, daß einer oder der andre unter der Zeit gestorben ist, von den ganzen Alten ... leichte der Dietzel-Schmied ... oder der Tätscherbäcker ... ja ... das kann schon sein ...

Der Schwiegersohn hatte abgelenkt. Sie hätten ja da auch eine Eisenbahn gebaut, die längs der Saale laufe. Das verändre doch auch viel an der Gegend und weise auch dem Handel und Wandel andre Bahnen.

Freilich! freilich! hatte der Alte gesagt. Na man muß abwarten, man findt sich schon wieder nein. —

An dieses Gespräch dachte Adam Jahn, während der Zug ihn immer weiter führte. Er holte seine kurze Pfeife aus der Seitentasche, stopfte sie, brannte sie an und qualmte vor sich hin. Auf den letzten Stationen hatten die Mitfahrenden gewechselt, sodaß sein Schweigen nach der vorherigen Beredsamkeit nicht auffiel. Denn er saß nun wieder, schaute in die Landschaft hinaus und wehrte seinen Gedanken nicht, die in die Vergangenheit zurückkehrten.

Verwandte fand er keine in der alten Heimat vor. Seine Mutter, die zeitig Witfrau geworden war, hatte das Zeitliche gesegnet, als er zweiundzwanzig Jahre alt geworden war. Mit zweiundzwanzig Jahren war er sein eigner Herr auf dem Hofe gewesen.

Er dachte an Herbert Beckmann, seinen Freund. Sie hatten als Kinder miteinander gespielt, waren zusammen zur Schule gegangen und hatten sich in dasselbe Mädchen verliebt. — Sie hatten einander um die Dämmerzeit auf dem Weg nach Etzelmünde getroffen, wo der Dietzel-Schmied wohnte. — Erst fielen nur Worte zwischen den beiden heiß blickenden Burschen — dann kam es unversehens zu Thätlichkeiten — und plötzlich schnappten die Messer. Es war ein Wunder, daß keiner auf dem Platz geblieben war. — Heute begriff der alte Jahn nicht, daß er um ein Mädchen seine heilen Glieder hatte wagen können.

Das war um die Alma, dachte er.

Alma Dietzel hatte den beiden Burschen die Köpfe heiß gemacht. Es kam aber schließlich heraus, daß sie einen ganz andern in ihr Herz geschlossen hatte, gerade den, der den Adam Jahn, als dieser ein zwölfjähriger Knabe gewesen war, in die Saale gejagt hatte.

Um diese Zeit lernte Jahn seine spätere Frau kennen, und da ihm die Heimat verleidet war, so entschloß er sich kurz, verkaufte seine Wirtschaft und siedelte um.

Als er aus der Heimat wegfuhr, der Ort hieß Seitengoschen, und auf Goschen zukam, das eine halbe Stunde unterhalb liegt, zog ein sonderbares Gefährt vor ihm her ein kleiner Kastenwagen, vor den ein Mädchen gespannt war. Im Wagen aufrecht stand eine schöne braun und weißgefleckte Ziege.

Da er in vollem Trab heranfuhr, drehte das Mädchen den Kopf, ließ die Deichsel fallen und schlüpfte aus der Schlinge, die ihr schräg über die Achsel lief.

Hatjeh, Priska! rief ihr Jahn hinüber.

Hatjeh, Adam!

Er brachte die Pferde zum Stehn; sie trat unsicher heran, reichte ihm die Hand und sah ihn an mit ihren guten blauen Augen, die voll bitterer Thränen standen. Und als er weiter fuhr und nach einer Weile zurücksah, stand sie noch immer auf dem alten Platz und hatte ihre Schürze vor ihr Antlitz geschlagen.

Jahre gingen dahin. Allmählich gelang es ihm, sich an die neue Wirtschaft zu gewöhnen. Es wurde ihm nicht leicht, denn die alte lag ihm zu sehr im Sinn, seine ererbte, auf der er noch hätte sitzen können, wenn Alma Dietzel ihm nicht den Pfeiff-Schneider vorgezogen hätte. — —

Der alte Mann im Coupee rauchte nicht mehr, die Pfeife hing kalt im Mundwinkel, und er rutschte unruhig auf seinem Platze hin und her. Die Bergzüge zu beiden Seiten des Weges wurden höher und rückten dichter heran. Da trat Fels zu Tage. — Da war der Fluß. — Da tauchten Wiesen auf — steil ansteigende Felder — und Fichtenwald in weiter schwarzer Flucht — bergauf — bergab. — Das war Thüringen! — sein Heimatland! Er steckte die Pfeife in die Seitentasche, schneuzte sich mit zitternden Händen und rieb an seinen Augen, er wußte nicht, warum.

* * *

Ein paar Stationen weiter stieg er aus, hängte seine Ledertasche über die Achsel, faßte den Stock, fragte der Vorsorge halber, wo der Weg nach Goschen führe, und schritt rüstig dem Bescheide gemäß aus. Hierbei mußte er sich dann freilich sagen, daß sich doch viel an Weg und Ortschaft verändert habe in den vielen Jahren seiner Abwesenheit. Aber die Berge waren die alten geblieben, wie der Fluß und die ertragreiche Ackerkrume. Und der blaue Himmel und die liebe Sonne. Denn hier grünte es und duftete es, als ob noch Sommerzeit wäre, die hochstämmigen Rosen standen voller Blüten, und es hatte noch kein Frost an ihre Farbenpracht gerührt.

So recht für die Sommerfreude und die Wiedersehensfreude gemacht schien dem alten Wandersmann die hochzeitliche Ehrenpforte von vier schlanken Fichten, die in der Hauptstraße des Orts, zu dem die Station gehörte, errichtet war. Der Brautwagen hielt vor der Thür. Unter Lachen und Jauchzen ging das junge Volk daran, den Hochzeitskranz der Kranzwindermädchen von seinem Platz zwischen den ersten Stämmen der Ehrenpforte herabzunehmen und hinten an dem zurückgeschlagnen Kutschenverdeck zu befestigen. Da bildete er mit seiner breiten rosafarbnen Atlasschärpe den prächtigen Abschluß einer Guirlande, die in reichen Bogen den Wagen umschlang.

Die jungen Eheleute traten aus dem Hause, die Frau in sonntäglichem Gewande, der Mann im Hochzeitsstaat, dem schwarzen Rock mit weißer Kravatte und mit dem Cylinder auf dem Haupt.

Zu den Brautleuten in den Wagen schlüpfte eine lachlustige, durchtriebne Frau, die das Puppenwickelkind auf ihrem Schoße hielt, in einem feinverzierten Tragekissen mit dem Erstlingszeug, mit Hemdchen, Jäckchen und Mützchen angethan, ein Puppenkind, das das junge Ehepaar daran erinnern sollte, sich der Elternfreude bald zu befleißigen, und zwar der Freude an einem Knaben; so deutete der blaue Schleifenschmuck an.

Dem Führer des Wagens, einem schneidigen Burschen, steckte ein Sträußchen mit flatternden Seidenbändern am Hut. Lange, bunte, lustig tanzende Seidenbänder waren an der Peitschenspitze eingeschlungen. Über des Burschen Rücken blähte sich ein seidnes Tuch in feinen bunten Farben, das vorn am Rockaufschlag festgesteckt war.

Dem Brautwagen folgte der Wagen mit den Gästen, ein großer Leiterwagen mit zwei längsseits angebrachten langen bretternen Sitzreihen. Den Beschluß machte das Fuhrwerk mit Hausrat und Hochzeitsgeschenken.

Hier sah man Stunzen und Gefäße für die Wäsche, Wagen und Badewanne für das künftige Kindchen, das Spinnrad, um dessen dicken Flachswocken ein leuchtend rotes Wockenband geschlungen und mit allerlei Ziernadeln, die Blumen und Täubchen vorstellten, festgesteckt war. Alles sorglich aufgestellt, sodaß nichts übersehen werden konnte, und vorn auf einer Unterlage von Brettern die breiten prall gestopften Betten. Die Wohnung des jungen Ehepaars mochte schon eingerichtet sein, denn die Möbel fehlten, die aufrecht stehenden Schränke, die Tische und Stühle und das Kanapee, das man hinten quer über den Wagen stellte, und auf dessen Polstern die Hütejungen der Möbelfuhre mit rückwärts herabbaumelnden Beinen zu sitzen pflegten.

Mit Jauchzen und Gelärm setzte sich der Zug in Bewegung. Weithin klingende Jauchzer drangen zu dem Wandersmann hinauf, der rüstig fürbaß geschritten war und jetzt die Wegsteigung schon überwunden hatte. Hoch oben am Bergabsturz neben dem Wege, den er einhielt, klar gegen den lichten Himmel gestellt, standen drei junge Birkenstämmchen mit wenigen rotgoldigen Blättern, die unruhig, vom Sonnenschein durchleuchtet, wie winzige Fähnchen von Rauschgold winkten.

Jahn war zur Seite getreten und wartete, um den Hochzeitseinzug vorüber zu lassen. Hufschlag drang zu ihm herauf, helltönend das Lachen von Männer- und Frauenstimmen. Dazwischen wieder der Juchzer! der Juchzer! Wie ein Weckruf zog er daher aus jenen Tagen, die vor den letztverflossenen fünfzig Jahren lagen.

Jahn kniff die alten Augen zwinkernd zu, und stockend, als probiere er nur, löste auch ihm sich ein Juchzer in der Kehle. Ganz sacht stieg er herauf, ein gestammeltes, kaum hörbares Juuhh-hu-hu-huhhh, das in der wunderbaren weichen Herbstluft verklang, ohne eines Menschen Ohr erreicht zu haben.

Und dann rollte der Zug an ihm vorüber, während er seinen Hut vom Kopfe nahm. Der buntumwundne Brautwagen mit Kranz- und Bänderschmuck, darin das aufrechtsitzende Brautpaar und die neckende junge Frau mit der Wickelpuppe; vorn der stattliche Führer mit dem tanzenden Bänderschmuck an Hut und Peitsche und dem wehenden Seidentuche, danach der Wagen mit den jauchzenden und lärmenden Gästen und zuletzt die Fuhre mit Spinnrad und Kinderwagen und den aufgeschichteten Bettstücken mit ihren prallsitzenden, zweifarbigen Überzügen — alles vom wärmsten Sonnenschein umflossen und umstrahlt und verschönt. Und zur Seite der rötliche Bergsturz mit seinen Birkenstämmchen, die ihre Fähnlein von Rauschgold schwenkten, und unten im Thal zwischen grünen Wiesen der rauschende, wie von silbernen Schuppen bedeckte Wasserlauf der Saale, mit seinem Saumbesatz von grauen Weidenbüschen, und drüben der lang hinlaufende Bergzug, und zwischen den einzelnen fichtengekrönten Gipfeln hindurch lugend, als seien sie mit feinem grauen Schleier verhängt, die Häupter ferner Höhenzüge.

Der alte Jahn stand und starrte hinterdrein und blickte umher. Wehrlos und schwach wie ein ganz altes Männchen machte ihn die Wiedersehensfreude, und doch auch so stark, als sänken fünfzig Jahre von ihm ab, und er sei wieder der junge Bursch mit den straffen Beinen, dem gehobnen Nacken und der breiten Brust, die sich herauswölbte.

Er holte sein Pfeiflein hervor und stopfte es. Dann that er ein paar Züge, mußte den Pfeifenkopf aber festhalten, weil seine Lippen zitterten. Aus seinen Augen rannen Thränen über die faltigen Wangen, in seiner Kehle gluckste es, als wolle sich ein Bach erschließen. Und dann rückte er die Tasche zurecht, schwang den Stock und marschierte weiter und brummte aus dem einen Mundwinkel etwas wie eine Melodie, während ihm im andern die Pfeife hing. Er hätte mit der Bahn bis Goschen fahren können, war aber ein paar Stationen vorher ausgestiegen; denn er wollte zu Fuß, wie der Schwiegersohn geraten hatte, seinen Einzug halten.

Wenn bei der Biegung des Wegs ein neuer Bergzug auftauchte, faßte der alte Jahn an den Hutrand und grüßte hinüber, und ihm fiel allerlei ein, was ihn in frühern Tagen hier die Straße herauf geführt hatte.

Hinter ihm, vor ihm versperrten ferne duftige Bergzüge die Landschaft, die sich unversehens doch wieder aufthat. Der Weg senkte sich zu Thal und mündete in eine Ortschaft ein.

Als der alte Jahn vor einem der netten lichten Häuser mitten im Dorf die hochzeitliche Ehrenpforte aufgepflanzt sah, verging ihm die Wanderlust, und er beschloß Rasttag zu machen, gleich dem Hochzeitseinzug, der hier sein Ziel gefunden hatte; denn hier wehten über den Kranz der Kranzbindermädchen die brandroten Atlasbänder des Bräutigams hernieder, und zur Seite standen noch die geschmückte Brautkutsche und die beiden andern Wagen, die die Gäste und das Wirtschaftszeug hergebracht hatte. Dem Hochzeitshaus gegenüber aber lag ein Gasthaus,

das ihm von früherer Zeit her in Erinnerung war. Freilich, den alten Wirt, der damals schon ein Mann in reifen Jahren gewesen war, den würde er heute kaum noch antreffen.

Er trat ein und bestellte Speise und Trank. Mit der Wirtin ließ er sich wohlaufgeräumt sogleich in ein Gespräch ein, ob sie in Goschen und Seitengoschen und in Etzelmünde bekannt sei.

Jawohl, das sei sie, antwortete die Frau und zog einen Stuhl unter dem Tisch hervor, um sich niederzusetzen. Als er dann aber von seinen Leuten begann, stand sie wieder auf und versetzte sorglos lächelnd: Wer weiß auch, ob die noch am Leben sind!

Der alte Jahn hatte auch sonst kein Glück mit seinen Erkundigungen gehabt. Sobald er unterwegs von einem Mitreisenden die vertraute thüringische Mundart hörte, hatte er nach seinem Heimatsörtchen gefragt; aber der eine wußte von dem Bezirk überhaupt nichts, der andre wieder kannte Goschen und Seitengoschen nur, weil ihn der Weg einmal vorübergeführt hatte, wieder ein andrer konnte notdürftig Auskunft geben: ja, er war schon in Goschen gewesen, zu einer Kirmes. Als Jahn dann nach dem Tätscherbäcker fragte, der in Goschen seine Wirtschaft hatte, wußte der Mann ihm nichts zu erzählen.

Und so hatte Jahn nun selbst erzählt, daß der Tätscherbäcker, als seine Frau mit einem kleinen Mädchen in Wochen gelegen sei, das dann Priska getauft wurde, denen, die ihn gefragt hatten, was er seiner Wöchnerin denn Gutes koche, sorglos geantwortet habe, er habe Tätscher gebacken. Dafür sei ihm der Name Tätscherbäcker aufgelegt worden, sodaß sein wirklicher Name, der Adler gelautet habe, fast in Vergessenheit geraten sei.

Jahn sah mit Kennerblick die Ehrenpforte an, die vier schlanken im Viereck aufgepflanzten Fichtenstämme, die von Stamm zu Stamm geführte mit Blumen durchflochtene Guirlande, und in der Mitte frei herabhängend des Bräutigams Hochzeitskranz, mit dunkelrotem Atlasband in Zacken besteckt und von frei herabwehenden, breiten roten Atlasbändern umflattert.

Als der Imbiß aufgetragen war, fuhr ein offner Wagen mit zwei wohlgenährten jungen Pferden vor. Die Frau hielt die Leinen, während der Mann hineinlief und mit dem Wirt um einen Kuhkauf unterhandelte, über den die beiden Männer so schnell nicht einig wurden. Nun war es sonderbar, mit anzusehen, wie aller paar Minuten die Frau einen Boten ins Haus schickte, ihr Mann solle kommen, und wie dann der Mann bis auf die Schwelle lief und ihr durch Winken klar zu machen suchte, das Geschäft sei noch nicht abgewickelt.

Wer ist denn der? fragte Jahn die Wirtin, die wieder in der Stube war.

Das is der reiche Schunke aus Wißberg.

Und die Frau — von wo stammt denn die?

Die war zuvor mit den dicken Vork aus Räsch verheirat.

Hm . . . machte Jahn.

Er mußte immer wieder nach dem Wagen hinaussehen, wie die Frau ihren Mann turbierte. Und an dem Mann fiel ihm eine Verschlagenheit auf, als sähe der wohl, wo er bleibe. Er war lang und hatte einen krummen Nacken; die Frau, nur mittelgroß, war sehr in die Breite gegangen. Sie hatte einen großen, flachen Mund, der eingekniffen war, als sei sie immerwährend unzufrieden und bereit aufzutrumpfen.

Es kam noch ein Mann in mittlern Jahren dazu und stieg auf den' Wagen. Die Frau gab ihm die Leinen und verlangte, er solle zufahren. Aber der Mann saß mißmutig, wartete auf den Vater und rief den Männern zu, die Mutter wolle nicht mehr warten. Unter bösen Worten und Blicken von der Frau ging endlich die Fahrt von statten. Der Mann that kaltblütig, aus dem Sohn fuhr die Wut heraus, daß er wild in die Pferde hieb.

Hm . . . machte Jahn. Ihm ging seine Familie durch den Sinn, seine Frau,

die ruhig und verständig ihr Tagewerk vollbrachte, seine Tochter, die ja auch gern mehr Worte machte, als nötig waren, aber doch immer in erlaubten Grenzen blieb, der Schwiegersohn und die Enkelkinder. Sein ganzes Hauswesen war vernünftig eingerichtet und gut geführt, Zank und Streit standen nicht auf der Tagesordnung.

Er trat vor die Thür und ging durch den Ort. Es war nun schon ein wenig dämmerig geworden, und das rege Leben um Feierabend hatte begonnen.

Quer durch das Dorf floß ein Bach. An der Pumpe mitten im Dorf sah er Frauen mit ihren Blechbutten zum Wasserholen. Aber so eilig sie es hatten, so verweilten sie doch ein wenig und schwatzten miteinander. Andre kamen mit dem hochgeladnen Holzkorb aus der Heide dahergeschritten und blieben gleichfalls stehn. Kinder spielten auf der Gasse und hockten vor den Thüren. Aber die ganz Kleinen wurden im Mantel getragen, von dem Großvater oder der Großmutter, die solchergestalt Rasttag hielten, oder von der Mutter auf einem Gang zum Kaufmann.

Jahn war sacht hinausgekommen. An Stelle der Häuser breiteten sich nun wieder Felder und Wiesen im Saalthal aus. Die Dämmerung war schnell in Dunkelheit übergegangen.

Über den Mond, der im ersten Viertel stand, wölbte sich ein breiter, weißleuchtender, durchsichtiger Reifen, der unten auf kleine weißflockige Wolken stieß, die ihn zu tragen schienen. Nun sah es aus, als sei das himmlische Licht von einem halbrunden, weiten, fremdartigen Fensterrahmen umgeben. Der schwarzblaue Himmel schloß sich an, reich mit Sternen bedeckt.

Jahn kehrte endlich um und ging heim.

Dicht vor ihm her schritt ein Mann mit einer Ladung Stämme auf der Achsel. Wenig Schritte noch, dann warf der Mann ab und setzte sich auf die Barriere zur Seite des Weges, um auszuruhen. Die Chaussee war dem diesseitigen Höhenzug abgewonnen worden, lief aber nicht immer am Fuß der Berge dahin, hob und senkte sich vielmehr mit den ansteigenden Hängen. Streckenweis war sogar durch Sprengung der Felspartien Raum geschafft worden, sodaß das Rotliegende zu Tage trat.

Jahn gesellte sich dem andern zu, sagte vor ihm stehn bleibend, daß er ein geborner Thüringer sei, der weit fort in das flache Land hinunter geheiratet habe und jetzt gekommen sei, um sein Heimatland wieder zu sehen. Dann sprach er eifrig von der Feldarbeit, wie bequem er das in seiner neuen Heimat habe, die platt wie ein Tisch sei, und wie mühselig es dagegen hier von statten gehe. Er habe in seiner alten Wirtschaft in Seitengoschen einen Berg gehabt, den er ausschließlich mit der Hacke habe beackern müssen, so unzugänglich habe das Land gelegen. Alles habe auf dem Rücken hinauf und herab gebracht werden müssen. Ob er bekannt in Seitengoschen sei?

Das sei er nicht, antwortete der Mann.

Jahn erzählte vom Hochzeitseinzug, den er getroffen habe; er habe schmerzlich die alte thüringische Tracht vermißt.

Ja, sagte der Mann darauf, das ist nicht nach der Mode. Er besann sich noch gut. Seine Mutter hatte auch noch den breitkragigen, schwarzen Tuchmantel und die prächtig bebänderte, thüringische Haube getragen. Jetzt liegt das in Kasten, das ist nicht merre wichtig.

Und nun wunderte sich Jahn, daß er so wenig alte Leute getroffen habe, so die ganz alten von sechsundachtzig Jahren etwa.

Die sterben wag, sagte der Mann.

Auch eigentlich keine achtzigjährigen und siebzigjährigen mehr.

Ja, die sterben auch wag.

Der Mann trug über dem Hemd eine dunkle Wolljacke, er hatte einen langen roten Bart und ein verwittertes Gesicht.

Wie alt er denn sei, fragte Jahn.

Sechzig gewasen. Er blickte frohgemut vor sich hin, streckte sich und sagte:

Ma muß machen, daß ma häm kommt. Dabei begann er aufzuhucken, wobei Jahn ihm half.

Vor dem Hochzeitshaus standen die Leute Kopf bei Kopf und guckten durch die Fenster in die Stube, wo getafelt wurde. Die jungen Bursche flüsterten den Mädchen Schalkereien zu, über die Geschrei und Gelächter entstand. Die Mädchen hatten sich untergefaßt, als halte sich eine an der andern, und bildeten so eine Kette, hinter der die Burschen sich aufgepflanzt hatten. Trotz der anzüglichen Worte und der gelegentlichen Aufschreie ging es gesittet her.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ehrhard und seine Kritiker. Traub. Seit der Restauration des Katholizismus in der Zeit der Romantik sind alle Versuche erleuchteter und wohlmeinender Katholiken, ihre Kirche ein wenig zu reformieren, nach folgendem Schema verlaufen. Dem ersten Worte der Kritik, das sie aussprachen, jubelten alle nichtkatholischen Preßstimmen zu, die Zionswächter erklärten die Kritik und den Reformvorschlag für Rebellion, für einen Angriff auf die Kirche, und das Volk sagte sich schon selbst, noch ehe es ihm seine ultramontanen Führer gesagt hatten: Der Mann, dem die „Protestanten, Juden und Freimaurer“ beistimmen, ist sicherlich ein Kirchenfeind. Der Reformer sah sich darum immer bald vor die Wahl gestellt, ob er widerrufen oder die Kirche verlassen wollte. Dank den in der Besprechung von Ehrhards Buch im 27. Heft angedeuteten Umständen dürfte von den heutigen Reformkatholiken keiner auf diese grausame Probe gestellt werden, am wenigsten Ehrhard. Er hat sich in dem soeben bei Jos. Roth in Stuttgart und Wien erschienenen Buche: „Liberaler Katholizismus? Ein Wort an meine Kritiker,“ mit diesen auseinandergesetzt. Man sieht aus seiner Antikritik, daß ihm der Beifall der politisch Liberalen und wie sie ihn, als „liberalen Katholiken,“ halb und halb zu den Ihrigen rechnen, äußerst peinlich ist, und er verwahrt sich auf das feierlichste dagegen, dem „edeln Dulder“ Pius IX. zu nahe getreten zu sein (wir möchten wissen, was der zu dulden gehabt hat!), aber er behauptet tapfer seinen einmal eingenommnen Standpunkt, und ein kirchliches Disziplinarverfahren ist trotzdem weder gegen ihn eingeleitet worden, noch wird das in Zukunft geschehn. Von den Kritikern erwähnen wir nur, daß sich der Redemptorist Rösler (im Vaterland) vor den andern durch Verbohrtheit und Fanatismus auszeichnet, daß die Kritiken der beiden Jesuiten Blötzer und Duhr nach Ehrhards Urteil „weitaus die wohlwollendsten und gerechtesten“ sind, und daß es die meisten übrigen Kritiker namentlich an Loyalität und Ehrlichkeit fehlen lassen. Die einzelnen Kontroversen interessieren uns nicht. Wir wollen die Gelegenheit nur wieder dazu benutzen, sowohl den Protestanten wie den Katholiken je ein Meditationsthema vorzulegen, das geeignet ist, die Verständigung anzubahnen. Eine der Kontroversen des Buches dreht sich um die dogmatische Bedeutung des Syllabus, die uns natürlich gleichgiltig ist; aber über die geschichtliche Rolle, die er gespielt hat, ist ein Wort zu sagen. Seine Veröffentlichung ist unter den vielen thörichten Handlungen des bigotten Pius keine der gescheitesten gewesen, aber das wütende Geschrei, das die nichtkatholische Welt darüber erhoben hat, war unbegründet, und wenn man heute noch mit dem Syllabus beweisen zu können glaubt, daß Rom ein Monstrum sei, so täuscht man sich. Bekanntlich ist dieses Aktenstück eine Zusammenstellung von Sätzen, die die Kurie bei verschiednen Gelegenheiten verworfen hatte; welche Ansicht wahr sei, die der zur

Häresie gestempelten Behauptung entgegengesetzt ist, wird nicht gesagt, und die meisten dieser Sätze haben mehr als ein Gegenteil. Gerade die vier berüchtigtsten Sätze nun sind oder vielmehr ihre Verwerfung ist ganz harmlos, wie die Übersetzungen ins Nichtkatholische, die wir dahinter einklammern, schlagend darthun. 1. In unsrer Zeit ist es nicht mehr zuträglich, daß die katholische Religion mit Ausschluß aller übrigen als einzige Staatsreligion gelte. (In unsrer Zeit ist es nicht mehr zuträglich, daß die lutherische Religion in Sachsen, Braunschweig und Mecklenburg als Staatsreligion gilt.) 2. Darum ist es zu loben, daß in gewissen katholischen Ländern den Einwandrern andrer Religionen erlaubt wird, ihren Kultus öffentlich auszuüben. (Darum wäre es zu loben, wenn die genannten drei Staaten den Katholiken die unbeschränkte öffentliche Ausübung ihres Kultus erlauben.) 3. Denn es ist falsch, daß die gesetzlich anerkannte Freiheit eines jeden, jede beliebige Meinung öffentlich auszusprechen, die Sitten und Gesinnungen der Völker verderbe. (Denn es ist ein Irrtum, zu glauben, daß die Freiheit, den Sozialismus, Anarchismus und alle beliebigen Sektenlehren öffentlich zu verbreiten, irgend welchen Schaden anrichte.) 4. Der römische Papst kann und soll sich mit dem Fortschritt, mit dem Liberalismus und mit der modernen Bildung aussöhnen und verständigen. (Die preußische Regierung und die Kreuzzeitung können und sollen sich mit Eugen Richter, mit Bebel, mit Häckel und Nietzsche aussöhnen und verständigen. Daß im Syllabus weder der technische Fortschritt noch die moderne Schulbildung gemeint sein kann, geht daraus hervor, daß die Katholiken unter Führung ihrer geistlichen Häupter soviel Gebrauch davon machen, als sie nur irgend können.) — Nun etwas für die Katholiken! Einer von Ehrhards Kritikern schreibt: „Statt der kleinlauten Aufforderung, sich selbst zu prüfen, hätte E., wenn er etwas leisten wollte, laut und offen den Ruf an die Protestanten richten sollen, zur Mutter aller Christen, zur heiligen katholischen Kirche zurückzukehren.“ Welche Verblendung, sich einzubilden, es werde auch nur ein einziger verständiger Protestant der Einladung zum Eintritt in eine Kirche folgen, die solche Früchte zeitigt, wie wir sie in den romanischen Ländern und in Österreich reifen sehen! Der katholischen Kirche als einer großartigen Institution, die gewaltige Aufgaben gelöst und dabei, wie es das Schicksal menschlicher Institutionen zu sein pflegt, im Guten wie im Bösen Großes vollbracht hat, weigern wir die geziemende Ehrfurcht nicht; aber wenn sie sich heute als Retterin aus sozialen und politischen Nöten empfiehlt, so macht sie sich lächerlich, und wenn sie uns gar die Gnade Gottes und das ewige Leben verbürgen will, begeht sie Gotteslästerung; daß sie, wo ihre Geistlichen ihre Schuldigkeit thun, die Wahrheiten, Tröstungen und nützlichen Übungen, die uns zur Gnade Gottes und zum ewigen Leben verhelfen können, ebenso wirksam vermittelt wie die übrigen Kirchen und Sekten, bestreiten wir ihr nicht.

Zwei Gründe bestimmen uns, an dieser Stelle das vor kurzem erschienene Buch eines evangelischen Verfassers zu erwähnen: Materialien zum Verständnis und zur Kritik des katholischen Sozialismus von Lic. theol. G. Traub. (Zweites Heft der von J. F. Lehmanns Verlag in München herausgegebnen Sammlung: Geschichtswahrheiten; zwanglose Hefte zur Aufklärung über konfessionelle Zeit- und Streitfragen.) Der Verfasser stellt die katholische Gesellschaftslehre dar, deren Großartigkeit, Harmonie und Geschlossenheit er anerkennt, kritisiert sie und berichtet sodann über einige geschichtliche Dokumente (Schriften von Ketteler und Hitze, die Schulen von Angers und Lüttich, die päpstlichen Enzykliken) und über die sozialen Organisationen der Katholiken (Gesellen-, Arbeiter-, Bauern-, Gewerkvereine). Einmal bedeutet die Schrift einen Schritt zur Verständigung von protestantischer Seite; dann aber ladet sie zu einem Blick auf die sozialen Zustände der katholischen Länder ein, der sofort davon überzeugt, wie eitel der Anspruch der Kurie ist, die Völker retten zu wollen; sie kann froh sein, wenn sie selbst von den Völkern, nicht am wenigsten von den protestantischen, aus der Falle, in der sie sich selbst gefangen hat, erlöst wird. Die katholische Kirche hat die schönste soziale Theorie, aber die katholischen Völker üben die elendeste soziale Praxis. Wenn die

Werke der Barmherzigkeit gezählt und gemessen werden könnten, so würde sich vielleicht für die katholischen Völker, dank ihren charitativen Klosterorden, ein Überschuß ergeben, und die Thätigkeit der modernen katholischen Sozialpolitiker und Organisationen verdient die höchste Anerkennung. Aber diese moderne Sozialthätigkeit blüht doch vorzugsweise in Deutschland, wo die protestantische Konkurrenz dazu nötigt und die Wechselwirkung mit dem protestantischen Geistesleben und einer guten Staatsverwaltung sie fördert, in den katholischen Ländern aber fehlt es gänzlich an dem, was besser ist als Barmherzigkeit, an einer vernünftigen Staats- und Gesellschaftsordnung, die der Entstehung des Elends vorbeugt. Leo XIII. redet und schreibt so unendlich viel, aber nie hat er ein Wort gesagt gegen die Greuel der Kinderausbeutung, die, wie die weltbekannten Zustände in den sizilianischen Schwefelgruben und die Schriften des Staatsanwalts Ferriani*) beweisen, heute in Italien beinahe schlimmer sind, als sie vor achtzig Jahren in England waren. In so rohem Aberglauben wird doch kein katholischer Theologe mehr befangen sein, daß er sich einbildete, die priesterliche Absolution könne einen Menschen von der Hölle in seinem Innern befreien (und eine andre Hölle, als die sich die verdorbne Seele selbst bereitet, giebt es nicht), die notwendigerweise mit einem Menschen heranwächst, der seine Kindheit unter beständigen Mißhandlungen in einer physisch und moralisch verpesteten Atmosphäre verbracht hat. Weit entfernt davon nun, eine katholische Bewegung zu begünstigen, die im Bunde mit der sozialdemokratischen diesem Verderb von Millionen italienischer Leiber und Seelen gesteuert haben würde, hat die Kurie diese katholisch-demokratische Bewegung unterdrückt, weil sie will, daß alle Kräfte der katholisch gesinnten unter den Italienern (welches Zeugnis gegen das Papsttum liegt schon darin, daß die nur eine schwache Minderheit sind!) auf die Wiederherstellung des Kirchenstaats verwendet werden sollen. (Traub S. 114 bis 115.) Also die Befriedigung eines ganz unevangelischen Herrschaftsanspruchs, die als vorübergehende geschichtliche Notwendigkeit seinerzeit verziehn werden konnte, heute aber unverzeihlich ist, bleibt auch dem gegenwärtigen Papste die Hauptsache; das Verderben von Millionen Leibern und Seelen seiner Landeskinder rührt ihn nicht, der sich einbildet, der Vertreter Jesu von Nazareth zu sein! Diese einzige Thatsache sollte doch eigentlich genügen, denkende Katholiken von ihrem dogmatischen Wahne zu heilen, sie bescheiden von ihrer Kirche denken zu lehren und zur Verständigung mit den Protestanten geneigt zu machen.

Eine Lanze für den Train. Vor kurzem ist Freiherr von Wechmar in der Täglichen Rundschau energisch für den Train eingetreten. Er ist der Ansicht, daß in unserm militärischen Leben der Grundsatz: gleiche Pflichten — gleiche Rechte dem Train gegenüber nicht immer befolgt werde. Zugeben muß man ihm allerdings, daß die Versetzung des Gumbinner Artilleristen in das zweite Trainbataillon, eine der unerfreulichen Begleiterscheinungen, wie sie das Abschiedsliebesmahl des Oberleutnants Hildebrandt zeitigte, von dem gesamten Train, der ohnedies durch die vielen Einschübe schon etwas nervös geworden ist, unangenehm empfunden wird. Bekanntlich erhielten die vier ältern beteiligten Herren den Abschied, der Leutnant ist „mit der Versetzung zum Train davongekommen," wie es in den Zeitungen hieß. Schön klingt das ja nicht, aber deswegen braucht man noch nicht „armer Train!" zu rufen, wie das v. W. thut. Wenn mancher stolze Grenadier oft aus seiner schönen Garnison zur hohen Hausnummer nach Lothringens oder Westpreußens Gefilden abgerufen wird und den Haarbusch einpacken muß — schreit kein Mensch: arme Lothringer, arme hohe Nummer, denn des Königs Rock trägt der Versetzte auch da mit Ehren weiter. Aber beim Train soll die Sache anders sein. Herr v. W. erwähnt z. B. den Tschako, den die Trainmannschaften tragen. Es ist genau das Modell des Jägertschakos; bei den Jägern findet ihn kein Mensch unschön,

*) Eben jetzt hat dieser Philanthrop wieder einen neuen Greuel aufgedeckt: den wohlorganisierten Massenhandel mit italienischen Kindern, die größtenteils ins Ausland verkauft werden zu allerlei scheußlichen Zwecken.

aber beim Train heißt es: Seht nur den scheußlichen Cylinder, den die Leute aufhaben! Wenn sich v. W. wundert, daß der oberste Kriegsherr die Trainuniform nicht anlegt, so müßte er sich ebenso darüber aufhalten, daß man von einem Anlegen der Pionier- oder der Luftschifferuniform auch noch nichts gehört hat. Es wird immer und überall so sein, daß die Ehre und der Ruhm zunächst der kämpfenden oder für den unmittelbaren Kampf in Betracht kommenden Truppe gehört, also der Infanterie, der Kavallerie und der Artillerie; das liegt auch schon in der stillern, sozusagen latentern Art der Arbeit und des Dienstes der übrigen Heeresformationen.

Woran der Train krankt sind nicht Äußerlichkeiten, wie sie von dem Freiherrn von Wechmar erwähnt werden, z. B. daß sich die Trainoffiziere beim Schießen nicht um den Ehrensäbel mit bewerben dürfen, der Grund liegt in der mangelnden Vertretung im Kabinett, wo die Trainsachen von der Artillerie mitbearbeitet werden. Hier freilich könnte eine Änderung von großem Nutzen sein; aber sehr unrecht wäre es, vor dem vielen Guten, was die letzten zwölf Jahre dem Train gebracht haben, die Augen zu verschließen. Denn auch hier hat das scharfe Auge des obersten Kriegsherrn schon sichtbar gewaltet.

Abgesehen von den schon etwas ältern dritten Kompagnien sind neu geschaffen worden eine Brigadekommandeur- und drei Regimentskommandeurstellungen, von denen allerdings zu wünschen wäre, daß sie Trainoffizieren vorbehalten blieben und nicht den aus andern Waffengattungen versetzten Offizieren gegeben würden. Die Wechmarsche Auffassung von den Charakteroberstleutnants als ausschließlichen Bataillonskommandeuren trifft auch nicht zu; so hat z. B. der vorige Inspekteur das Kasseler Bataillon lange als Oberst gehabt, ehe er Traininspekteur wurde, auch das sechste und das vierte Bataillon wurden lange Jahre von Obersten (von Eynatten und Müller) befehligt. Das Avancement regelt sich zur Zeit im Train sehr günstig, und zwar so, daß die Beförderung zum Rittmeister ein bis anderthalb Jahre vor den Altersgenossen z. B. der Infanterie erfolgt, wobei den Herren noch ein Sprung bei dem Aufrücken in die erste Gehaltsklasse in Aussicht steht, wenn die vierte Rittmeisterstelle, der „Rittmeister beim Stabe," eingeführt wird, der den Bataillonskommandeur von der vielen Arbeit als Traindepotvorstand etwas entlasten soll. Über den Kapitän hinaus — Hand aufs Herz: wieviele schaffen es denn bei andern Waffen wesentlich weiter? Unter den Majoren z. D. treffen wir heute sogar schon manchen Kriegsakademiker. Dabei hat der Train, Forbach und Damm ausgenommen, schöne und große Garnisonen, um die ihn manche Truppe beneidet.

Das Pferdematerial beim Train ist gegen früher bedeutend besser geworden: die Zeiten, wo der Schwadronschef dem aussuchenden Trainoffizier lediglich die ältesten fünf Hunkepunken zur Auswahl präsentieren durfte, sind für immer dahin. Die Offizierpferde sind heute durchweg rittige und schnittige Gäule, und auch das Chargenpferd wird kommen. Bezüglich der Remonten gehn übrigens im Train selbst die Ansichten auseinander, da es ohnehin schon Dienst genug giebt. Die drei Wechmarschen Trompeter, die sich beim Königs Geburtstag in der Garderobe verstecken und dort patriotisch schmettern, sind längst fast bei allen Bataillonen einem vierzehn bis zwanzig Mann starken Trompeterchor gewichen, und den Musikinstrumenten, zu deren Klange der Train heute zum Exerzieren ausrückt, hört man es nicht an, daß sie keine königlichen Utensilien, sondern aus irgend einem Fonds bezahlt oder von den alten Herren und Reserveoffizieren gestiftet worden sind. Den Offiziersersatz regeln die seit acht Jahren wieder zugelassenen Avantageure.

Auch der Dienst im Sommer ist beim Train seit drei Jahren, wo die Felddienstübungen kriegsmäßig, auf Grund einer taktischen Idee, mit einer Abschlußbesichtigung eingeführt worden sind, interessanter geworden und wird von der abgesessenen Kompagnie sowie im Bataillon mit allen Chikanen: Burentaktik, markiertem Feind, Sprung, Halt, Nieder, Schützenfeuer usw. wie bei der Infanterie intensiv betrieben. Im Kriege werden allerdings dem Kolonnenführer seine Schützen rechtes Kopfzerbrechen machen, wenn er sich wirksam decken will, da er lediglich seine paar

Reservefahrer ins Feuer bringen kann, denen er auch nicht den einzigen Leutnant, den er bei seinen achtzig und mehr Fahrzeugen hat, als Führer ins Gefecht mitgeben kann, weil er sonst entblößt ist. Ganz überflüssig aber ist der von Wechmar verlangte etatsmäßige Trompeter bei jedem Zuge. Ich empfehle Herrn v. Wechmar, sich einmal eine Proviantkolonne auf dem Marsch anzusehen, die der Führer nur mit Zeichen und Trillerpfeife regiert und dirigiert, wobei die Sektionsführer die Zeichen nach hinten weiter geben. Er würde sich von Herzen freuen, wie vorzüglich das klappt. Das Rasseln der Fahrzeuge stört heute niemand mehr beim Train, das war ehemals. Kurz gesagt: „Der Trainschlaf ist raus."

Im übrigen schadet es nichts, daß auch die Trainfrage einmal angeschnitten worden ist und von ernsthaften Blättern besprochen wird. Manches bleibt noch zu thun und muß angestrebt werden, so z. B. die vierte Kompagnie für jedes Bataillon. Im Reichstage dürfte jegliche Neuforderung für den Train, dieser für unser Heer und seine Schlagfertigkeit so wichtigen Truppe, einer glatten Bewilligung sicher sein.

K.

Mit Schwert und Feder. Unter diesem Titel hat der als militärischer Schriftsteller und als Redakteur der Kreuzzeitung bekannte Major z. D. J. Scheibert seine Lebenserinnerungen veröffentlicht. Sie gehören zu den besten Beiträgen der neuen Memoirenlitteratur, weil der Verfasser mehr als andre erlebt hat, hauptsächlich aber weil er eine Persönlichkeit ist, die an Frische ihresgleichen sucht. Auch im Militär, das an wagemutigen, allezeit schlagfertigen Naturen reicher ist als das Zivil, herrscht an Männern, die mit diesen Tugenden eine so unerschöpfliche und selbstverständliche Liebenswürdigkeit verbinden, wie Scheibert, kein Überfluß. Eine Zeit lang haben ihm diese Gaben auch den Lebensweg erleichtert, er war der Liebling des alten Wrangel und vieler Fürstlichkeiten, und eine große Karriere schien ihm sicher zu sein. Da muß es ihm, dem gebornen Soldaten, furchtbar schwer geworden sein, sich an der bekannten Ecke von dem Kleid des Königs zu trennen, aber als richtiger Mann hat sich Scheibert in die neuen, unsympathischen Lebensverhältnisse gefunden und auch in ihnen eine hervorragende Stellung errungen. Den jüngern Standesgenossen schärft sein Lebensgang aufs neue die Lehre ein: „Wacht über euern Freimut!" Unbefangne Meinungsäußerung wird nur selten so sachlich aufgenommen, wie das arglose, größer angelegte Naturen immer voraussetzen, namentlich dann nicht, wenn sie schriftlich erfolgt. Auch Scheiberts Mitteilungen lassen keinen Zweifel darüber, daß er durch unbefangne Kritik, durch dienstliche, militärwissenschaftliche Arbeiten bei Vorgesetzten angestoßen, daß ihn die Feder ums Schwert gebracht hat. Originell wie die ganze Person ist Scheiberts Eintritt in die Militärschriftstellerei. Hören wir das aus seinem eignen Munde:

„Als ich (während des italienischen Krieges von 1859) eines Tages in der damals als illustriertes Blatt fast allein dastehenden »Illustrierten Zeitung« eine militärische Einleitung zu dem Feldzug in der Lombardei las, die nicht gehauen und gestochen war, schrieb ich einen ärgerlichen Brief an die Redaktion, nachweisend, wie solch ein Feldzug sich einleitet, und mit welchen Friktionen eine Armee zu rechnen habe. Ich bekam als Antwort die Nachricht, daß man den Inhalt des Briefes in einen Artikel verwandelt habe und mich dringend bäte, weiter über den Feldzug zu berichten, und zwar unter pekuniär sehr gentilen Bedingungen. Ich ging mit Freuden darauf ein, besorgte mir ausgezeichnete Karten, las die telegraphischen Bulletins beider Parteien, sorgsam die Zeitungen vergleichend, durch, berechnete die täglichen Marschleistungen aller Korps nach dem Durchschnitte, konnte dadurch die Etappen, in welchen die Korps marschiert waren, genau angeben und entwarf nun Schlachtberichte, die ungefähr der Wahrheit sich näherten, jedenfalls bedeutend richtiger waren als die damals von dem bekannten Rüstow gegebnen Feldzugsschilderungen. Für mich viel zu früh wurde der Friede von Villafranca geschlossen, weil mir eine angemessne und anregende Arbeit und meiner Kasse eine höchst willkommne Einnahme damit verloren ging.

Die Geschichte hatte ein mich erfreuendes Nachspiel. Ich erzählte später in Neiße im Kameradenkreise meine italienische Berichterstattung »von Magdeburg aus«. Da fragte mich der anwesende Direktor der Kriegsschule, Major Stiehle (der spätere Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl), auf Ehrenwort: ob dies wahr sei? Als ich dies bejahte, erzählte er lachend, daß er damals im Großen Generalstabe gestanden habe und alles darüber ungehalten gewesen wäre, daß nicht eine Zeitung vernünftige Berichte aus dem Kriege in Italien zu bringen vermöge. Eines Morgens aber sei General v. Moltke zufriednen Antlitzes unter sie getreten mit einer großen Karte von Italien und — der »Illustrierten Zeitung« in der Hand. »Endlich — hat er gesagt — finde ich einen trefflich orientierten Berichterstatter, auf den wir uns verlassen können!« Von nun an seien alle acht Tage nach Erscheinen der Zeitung die Herren vom Generalstabe zusammengetrommelt, mit Fähnchen die Marschrouten der Korps bezeichnet und verfolgt worden, und Moltke hätte ihnen dabei nach dem Wortlaut des »trefflichen Berichterstatters« aus Italien den Fortgang des Feldzugs erläutert."

Nach diesem Erfolg kommt bald eine kleine Schrift „Über den Einfluß der gezognen Geschütze auf den Festungskrieg," dann ein „Sappeur-Reglementsentwurf," kurzum der Dienst an der Feder wird immer eifriger. Aber auch als praktischer Militär macht Scheibert seinem guten Kopfe soviel Ehre, daß ihm ein schwieriger Auftrag nach dem andern und eine ganze Reihe ungewöhnlicher Spezialkommandos übergeben wird. Durch die Vermittlung des Fürsten Radziwill, dessen besondre Zuneigung er sich durch Leistungen und Wesen erwirbt, wird er dann 1863 als „Rentier Scheibert" zu der Armee der Konföderierten geschickt, um in dem belagerten Charleston Beobachtungen über Panzerplatten und gezogne Geschütze zu machen. Seine Erlebnisse im Sezessionskriege nehmen fast die Hälfte des Buches ein und machen wohl seinen geschichtlich wichtigsten Teil aus. Die fernere Litteratur über den sogenannten und vermeintlichen Sklavenkrieg wird es zu beachten haben, daß ein in Motive und Getriebe der Parteien so tief eingeweihter Zeuge wie Scheibert für die Nordamerikaner keine Sympathien hat. Jedenfalls ist es immer wieder von Wert, die Verhältnisse, die die neuen Geschicke des andern Kontinents bestimmt haben, mit andern Augen als den der Mrs. Beecher-Stowe betrachtet zu sehen und höchst anerkennende Urteile über die Führer der Südländer zu hören. Noch mehr als Lee und Stuart bewundert S. den alten Jackson, diesen „herrlichen General" und ist des Lobes voll über den Cromwellschen Geist, der im Heer der Konföderierten lebte. Von der Armee der Nordstaaten bekam er dagegen gleich in New-York einen übeln Begriff. „Was ich (von Soldaten) sah, schreibt er, machte auf mich, den Zögling eines stehenden Heeres, natürlich einen sehr wenig imposanten Eindruck; einige ölgeleckte swells, die in irgend einem Militärbureau als Söhne großer Lichter ein sichres Dasein führten, einige Schildwachen, die gähnend sich auf ihr Gewehr lehnten, die schlobbrig herumflankierenden volunteers, sowie nachlässig einherschlendernde Patrouillen reizten mich damals zur Heiterkeit, bis ich mich daran gewöhnt hatte, Milizen vor mir zu sehen, die man mit anderm Maßstabe messen muß als reguläre Truppen. An eins konnte ich mich allerdings nicht gewöhnen, an die sogenannten Zuaven-Regimenter der Yankees, die eines großen Ansehens — nicht etwa bei ihren Gegnern! sondern in der Stadt — genossen. Diese habe ich nie ohne inneres Ergötzen sehen können. Den Eindruck, den ich in New-York von der Armee der zukünftigen Gegner empfing, war daher kein glänzender; er ist, wie wir sehen werden, auch später im Kriege kein erheblich besserer geworden." Eine besonders schlechte Zensur erhalten die Deutschamerikaner, und nicht bloß wegen der Schlacht bei Wilderneß.

Außer der politischen und militärischen Bedeutung hat der amerikanische Abschnitt von Scheiberts Erinnerungen auch einen großen Lesewert durch die Fülle spannender Abenteuer und Bravourstückchen des Kriegers oder des Reisenden, die er mitteilt. Es ist nach dieser Seite hin eins von den Büchern, an denen das reifere Knabenalter sich nicht satt lesen kann, an denen es den Wert von Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart schätzen lernt.

li

Nach seiner Rückkehr wurde Scheibert zum Stabe Wrangels kommandiert. „Als ich, erzählt er, eines Tages die Linden entlang ging, stand zu meinem Schrecken der alte Feldmarschall von Wrangel an der Ecke der Friedrichstraße. Aus der Fähnrichszeit her gewohnt, durch Eintreten in irgend ein Haus rechtzeitig dem alten Herrn auszuweichen, der an uns Pionierfähnrichen stets — und mit Recht — irgend ein unvorschriftsmäßiges Kleidungsstück zu entdecken und uns alsdann rücksichtslos mit Arrest bestrafen zu lassen pflegte, wollte ich auch diesmal entweichen, doch der Feldmarschall sah mich so scharf an, daß ich schüchtern, alle Knöpfe noch einmal revidierend und mich überzeugend, daß ich wirklich Waschhandschuhe und keine verpönten Glaceehandschuhe oder gar Lackstiefel trug, mich ihm grüßend näherte. Weshalb steh ich hier, mein Sohn? fragte er mich. Ich weiß es nicht, Exzellenz! war meine Antwort. Um dir die Hand zu drücken. Ich habe Seine Majestät gebeten, daß er dich in meinen Stab nach Schleswig-Holstein kommandieren möchte, und Seine Majestät haben meinen Wunsch gewährt. Ist dir das recht, mein Sohn?" Das ist eins von den vielen liebenswürdigen Stücken, mit denen Scheiberts Buch die Litteratur der Wrangelanekdoten ergötzlich bereichert. Sie treten hervor durch die Originalität des alten Feldmarschalls selbst, ihnen stehn aber eine Menge Porträts andrer hoher Militärs aus den großen deutschen Kriegen zur Seite, die nicht minder die Beobachtungs- und Darstellungskunst des Verfassers glänzend belegen. Er hat das Glück des Verkehrs mit bedeutenden Männern, der Mitwirkung bei großen Ereignissen gehabt, hat aber auch wie wenige das Talent, die Leser in diese eignen Erlebnisse hinein zu versetzen. Ein köstliches Augenblicksbild löst das andre ab, namentlich der Dänische Krieg zieht auf lange Strecken wie ein Unterhaltungsstück beim ersten Lesen vorüber. Dann kommen aber wieder Stellen, aus denen man die Weltgeschichte merkt, in denen die Schwere und Härte der Zeit zu ihrem vollen Recht kommt. Sie gab Scheibert reiche Gelegenheit, sich zu bewähren und auch zu zeigen, daß er in Amerika gelernt hatte, sich zu behelfen und schwierige Situationen zu beherrschen. Aus vielen der kleinen launig mitgeteilten Geschichten vom Brücken- und Bahnbau geht hervor, daß 1864 die Armeeverwaltung den vollen Umfang der Kriegsaufgaben nicht vorausgesehen hatte, und daß nur die außerordentliche Leistungsfähigkeit von Offizieren und Mannschaften die gefährlichsten Verlegenheiten überwand. Es steckte etwas Unverwüstliches in diesem Menschenmaterial, ein Überschuß von Lebenskraft, der sich durch die ungeheuersten Anstrengungen und Gefahren nicht die Fröhlichkeit verderben ließ. Der Attaché der französischen Gesandtschaft, der eines Abends zugesehen hatte, wie sich auch Prinz Albrecht ungezwungen an einer improvisierten tollen Balletaufführung beteiligte, brach in die Worte aus: „Meine Herren, das ist in keiner Armee der Welt möglich, nur in der preußischen!" Es giebt kaum ein zweites Buch aus der neuern Kriegslitteratur, das den Reichtum von Charakter und Intelligenz, über den die preußische Armee verfügt, so glänzend zur Anschauung brächte, wie das Scheibertsche. Dabei sagt er nie ein ausdrückliches Wort des Lobes, läßt sich auf keine allgemeine Bemerkung ein, geht scheinbar ganz im virtuosen Plaudern auf. Es ist ein Buch, das man fast Seite auf Seite ausschreiben möchte, schon heute durch Inhalt und Form so fesselnd wie wenig andre, in hundert Jahren sicher eines der reichsten und köstlichsten Quellenwerke zur Einführung in eine von Deutschlands größten Perioden.

An der Schwelle des Orients. Die Plewnafeier und die von den Vereinigten Staaten für die rumänischen Juden eingeleitete Aktion bieten erwünschte Veranlassung, auf ein Buch aufmerksam zu machen, das von dem Generalmajor H. Grafen zu Dohna unter dem an die Spitze dieser Zeilen gesetzten Titel vor fünf Jahren veröffentlicht, unter die klassischen Reisewerke der deutschen Litteratur gehört.

Dem Hauptcharakter nach ist das Buch eine kriegsgeschichtliche Arbeit. Der Verfasser hat die Balkanländer bereist, um den letzten russisch-türkischen Krieg, dessen Ausgang zu Dreibund und Zweibund und zur heutigen politischen Weltlage

geführt hat, an Ort und Stelle nachzustudieren. Die Ergebnisse dieser Besichtigung bringen dem Fachmann manche wichtige Ergänzung zu den Berichten der Parteien und klären über Vorgänge auf, die an sich unverständlich erscheinen. Aber auch den Laien, wenn er nur eine Karte zur Hand hat, muß die Darstellung, die der Graf von den militärischen Ereignissen giebt, in jeder Hinsicht fesseln. In Stil und Geist steht sie auf der künstlerischen Höhe, die wir an den Alten bei solchen Aufgaben bewundern, der sich bei uns durch Moltke die gesamte offizielle Kriegslitteratur wieder genähert hat. Aus der gemeinverständlichen Schilderung der Hauptzüge tritt das psychologische Element hervor, das diesen Feldzug so merkwürdig macht. Die Türken lassen die Vorteile des Bodens, die Russen ihre Übermacht ungenutzt, auf beiden Seiten treiben angestammte Nationalfehler zu Unterlassungs- und Begehungssünden unbegreiflicher Art, aber ebenso entwickeln beide Völker wieder die höchsten kriegerischen Tugenden. Parat zu sein, große, heroische Persönlichkeiten zu erziehn und sie an die rechte Stelle zu bringen, ist und bleibt die vornehmste Pflicht einer Nation! Das ist die Moral, mit der der Leser von dem Feldzugsbild des Grafen scheidet.

Aber das Buch ist mehr als ein Beitrag zur neusten Kriegsgeschichte, es ist zugleich ein höchst wertvolles Stück Länder- und Völkerkunde, die Frucht von Beobachtungen eines nach jeder Richtung aus dem Vollen schöpfenden Geistes. So, mit dem vielseitigen Rüstzeug des Politikers, des Historikers, des Philosophen, des Poeten reisen wenige, sogar aus unsern besten Kreisen. Das giebt den Beschreibungen des Buches einen bleibenden Wert, seinen Urteilen und Ansichten über das Wesen und die Entwicklungsfähigkeit der einzelnen Balkanvölker eine hervorragende Bedeutung. Anschaulicher, naturgetreuer und überzeugender können die Typen des Menschengemischs, das sich am Eingang zum Orient auf engem Raum zusammendrängt, nicht skizziert werden. Nirgends doziert der Verfasser, und er giebt doch überall tiefgegründete Begriffe; überall spricht bei ihm das Leben selbst. Groß ist die Versuchung, die Bilder, die er vom Türken, vom Rumänen, vom Juden, vom Zigeuner giebt, die meisterhaften, stimmungsvollen Schilderungen von Landschaft und Volkstum abzuschreiben; es ist aber besser, den Leser an die Quelle selbst zu verweisen. Er lernt ein Buch kennen, das an Belehrung und Genuß Außerordentliches bietet.

Entenrike. Ab und zu kommt aus Norddeutschland wieder ein poetisches Lebenszeichen, das jedermann beweist, daß diese Leute droben an der Küste für unsre Litteratur in ihrer stillen, wortkargen Art doch sehr viel zu bedeuten haben. Auch das kleine Buch, das Emma von Oertzen unter dem Titel „Entenrike und andre hinterpommersche Geschichten“ (Wolfenbüttel, J. Zwißler) vorlegt, gehört zu dieser Klasse. Es sind Dorfgeschichten, außerordentlich einfache Erzählungen, die auf seelische Vertiefung, auf Stimmungsmalerei und alle Novellistenkünste verzichten. Wir hören da von einer alten Viehmagd, der Entenrike, die auf dem Totenbett ihre größte Sünde beichten will: sie hat einigemal Eier aus dem großen Küchenkorb genommen, um die im Wachstum zurückgebliebnen Küken zu füttern. Dann kommt eine Kinderfrau, die, von Jung und Alt im Hause geliebt und selbst allen innigst zugethan, doch davonläuft,als ihr vor Jahren davongelaufner liederlicher Mann scheinbar reuig zurückkommt. Weiter eine halb alberne Gouvernante, die „ich liebe sie“ mit „Ich liebe Sie“ verwechselt, und so fort eine Reihe billiger Originale. Reuters „Läuschen“ usw. und andre Anekdotensammlungen bieten ähnliches. Und doch wirkt das Buch im Leser lange nach. Denn diese Volksgestalten sind aus dem Leben geholt, mit Liebe beobachtet und schlicht, aber in höchster Anschaulichkeit geschildert. Drum sei das Buch empfohlen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Die wirtschaftliche Lage Rußlands

Unser Interesse wird durch den Zusammentritt von Reichstag und Zolltarifkommission in erhöhtem Grade auf die Länder gelenkt, mit denen uns handelspolitische Beziehungen verbinden. Da unter diesen unser östlicher Grenznachbar für die zu erneuernden Handelsverträge in erster Reihe in Betracht kommt, ist es Pflicht der öffentlichen Meinung, soweit sie auf die deutsche Politik und Volkswirtschaft einen berechtigten Einfluß ausüben will, sich mit der augenblicklichen wirtschaftlichen Lage Rußlands bekannt zu machen, um beurteilen zu können, wie weit man bei einem künftigen Vertrage seinen eignen wirtschaftlichen Vorteil wahren kann, ohne seine Anforderungen dem andern Teil gegenüber unpolitischerweise höher zu spannen, als in dessen Leistungsfähigkeit liegt. Daß diese, das wirtschaftliche Rüstzeug unsers Nachbarn für einen etwa in Frage kommenden Zollkonflikt, nicht so hoch ist, daß wir mit Besorgnis dem spannenden Augenblick entgegenzusehen brauchten, wo durch die Erneuerung des Handelsvertrags der Grundstein für ein weiteres Dezennium unsrer wirtschaftlichen Entwicklung gelegt werden soll, dafür will nachstehende Betrachtung den Beweis erbringen.

Die Finanzen

Die Gesamtwirtschaftslage eines Landes findet allgemein ihren Ausdruck in seinen Staatsfinanzen und seiner Kreditfähigkeit. Wenn man aber auch bei Rußland ohne weiteres einen Schluß von seinen Staatshaushaltungszahlen, wie sie vom Finanzminister von Witte veröffentlicht werden, auf seine wirtschaftliche Leistungsfähigkeit ziehen wollte, würde man stark irre gehn. Rein finanzpolitisch betrachtet ist ja ein Fortschritt in der Finanzlage des russischen Staates nicht zu bestreiten. Die Konversion der Staatsschulden aus 5- und $4^1/_2$ prozentigen in 4- und $3^1/_2$ prozentige, die allmähliche Verstaatlichung der Eisenbahnen, der erfolgreiche Kampf gegen die Rubelspekulation, die zur Durchführung der Währungsreform nötige Anhäufung eines Goldschatzes, die gänzliche Tilgung der „schwebenden Schuld,“ die 1888 noch über $^1/_2$ Milliarde Rubel betrug, und endlich die Einführung der Goldwährung und damit die Hebung und Festigung des russischen Staatskredits — das sind etwa die

Etappen dieses Fortschritts der hier in Betracht kommenden letzten Periode. Auch das Bild der Entwicklung der russischen Staatsschuld ist an sich nicht unerfreulich:

	Die Staatsschuld betrug:	Die Zinsen dafür:
	in Millionen Rubel	
1892	5389,2 (1935,0)*)	262,6 (75,4)*)
1893	5434,1 (2027,4)	273,3 (75,5)
1894	5830,6 (2219,5)	277,5 (89,0)
1895	6592,6 (2333,1)	285,0 (104,1)
1896	6615,0 (2347,7)	268,2 (113,1)
1897	6735,4 (2323,0)	260,4 (114,8)
1898	6341,9 (2415,7)	273,5 (114,6)
1899	6265,0 (2439,3)	275,8 (117,3)
1900	6233,7 (2784,5)	267,0 (112,3)
1901	6193,4 (2805,6)	274,9 } Voranschlag
1902	6497,3 (3551,6)	286,5 } Voranschlag

Dieses Bild erscheint auf den ersten Blick um so vorteilhafter, als erstens die Verzinsung im letzten Jahrzehnt ganz unbedeutend gestiegen ist — eine Folge der in den Jahren 1894 bis 1897 vorgenommnen Konvertierungen; und zweitens die Eisenbahnschuld 1902 fast das Doppelte der von 1892 beträgt, während die Gesamtschuld nur um etwa 17 Prozent gestiegen ist; eine Eisenbahnanleihe ist aber für gewöhnlich eine produktive Anlage. Für eine Kritik aber, die vorurteilslos der Sache auf den Grund geht, verändert sich das Bild der russischen Finanzlage bedeutend.

Um in der Widerlegung mit dem letzten scheinbaren Vorzug anzufangen: In Rußland rentieren sich die Eisenbahnen bis jetzt nicht, sie haben in den ersten vierzehn Jahren ihres Großbetriebes (1887 bis 1900) einen Staatszuschuß von 200,1 Millionen Rubel gebraucht, und für die sieben Jahre 1896 bis 1902 (für das letzte Voranschlag) läßt sich sogar ein Staatszuschuß von 300 Millionen Rubeln herausrechnen.

Die Gründe hierfür liegen erstens in dem teuern Erwerb und Bau — die Verstaatlichung erfolgte meist zu sehr hohem Kurs, der Bau kostet im Durchschnitt 20 Prozent mehr als in Deutschland; zweitens in unrationeller übereilter Anlage, woraus sich ständige sehr kostspielige Ausbesserungen ergeben — so erhält z. B. schon jetzt die sibirische Bahn stärkere Schienen, weil die bisherigen nicht genügen —; drittens im geringen Frachtenverkehr, der in Deutschland auf dieselbe Betriebslänge fast das Vierfache beträgt. Trotzdem daß für absehbare Zeit eine Besserung der russischen Eisenbahnkonjunkturen nicht zu erwarten ist, muß das Bahnnetz doch immer noch weiter ausgebaut werden, wenn Rußland nichts an seiner politischen und wirtschaftlichen Stellung einbüßen will. Während in Deutschland nämlich auf 1000 Quadratkilometer etwa 100, in Frankreich 84 Kilometer Eisenbahnen kommen, sind es in Rußland nur 9 Kilometer!

Was nun die Höhe der Gesamtstaatsschuld betrifft, so muß man zunächst feststellen, daß an ihrer absoluten Zahl fehlen 1. die dem Staat zur Verfügung stehenden Bardepots der Staatssparkassen (eingezahlte Ersparnisse der

*) Die eingeklammerten Zahlen bedeuten die Eisenbahnschuld und -Zinsen und sind in der nebenstehenden Zahl mit enthalten.

Bevölkerung), die nichts andres als eine regelrecht zu verzinsende innere Anleihe sind; sie betrugen am 1. Mai 1902: 742 Millionen Rubel. Und 2. die vom Staat garantierten Privatbahnanleihen, die finanzpolitisch genau die Bedeutung direkter Staatsanleihen haben und 400 Millionen Rubel betragen. Rechnet man diese Summen, sowie die am 3. April d. J. in Berlin emittierte Anleihe von 182 Millionen Rubeln zu den von Witte am 1. Januar 1902 angegebnen Zahlen hinzu, so erhält man den augenblicklichen Stand von 7821,3 Millionen Rubeln = 16894 Millionen Mark. Zum Bewußtsein der Höhe dieser Summe kommt man aber erst, wenn man sie in die richtige Beziehung zum Nationalvermögen bringt. Dieses beträgt in Rußland auf den Kopf 1000 Mark, die Verschuldung 130 Mark, in Deutschland beträgt das Nationalvermögen auf den Kopf etwa 3000 Mark, die Schuld 231 Mark; würde also der Russe in demselben Verhältnis wie der Deutsche belastet sein, so dürften auf die Person nur 77 Mark entfallen, während in der That mit 130 Mark fast das Doppelte erreicht wird.

Doch das mag noch hingehn! Viele werden den Standpunkt Wittes teilen, daß die Aufnahme so zahlreicher und hoher Anleihen notwendig war im Interesse der Eisenbahnpolitik, die den Vorsprung des übrigen Europas in Wirtschaft und Kultur schneller einholen sollte, als dies in der langsamern aber gesündern Entwicklungsform z. B. Deutschlands möglich gewesen wäre. Doch diese Kapitalanlage konnte und kann nur geschehn in der Voraussetzung, daß sie sich einmal gut rentieren werde. In Frage kommt hier die Zeit, in der dieses Rentieren eintreten soll, und das ist der springende Punkt, wo unsre Kritik einsetzen muß: Werden die Stützen der russischen Finanzpolitik halten, bis ein klingender Erfolg gezeitigt ist, oder werden sie vorher zusammenbrechen?

Zur Belehrung über diese Stützen, die Steuerkräfte des Landes, muß ein kleiner Überblick über das Staatsbudget vorausgeschickt werden.

Da Voranschläge und Ausführung des Budgets in Rußland neuerdings nur wenig voneinander abweichen, wollen wir uns mit dem neusten Material, dem Voranschlage für 1902, bekannt machen, dessen Einnahmen, in Summa 1947 Millionen Rubel, sich aus folgenden Hauptposten zusammensetzen:

1. Direkte Steuern (Grundsteuer, Gewerbesteuer usw.): 130,5 Millionen Rubel, davon Grundsteuer 47 Millionen Rubel. 2. Indirekte Steuern: Getränkesteuer 34,6 Millionen Rubel, Tabak 43 Millionen, Zucker 69,4 Millionen, Naphtha 27 Millionen, Zündhölzer 7,4 Millionen, Zölle 205,7 Millionen; zusammen 387,1 Millionen Rubel. 3. Gebühren (Stempel-, Gerichts- usw.): 91,9 Millionen Rubel. 4. Regalien: Bergwerke, Post, Münze 58,9 Millionen, Schankmonopol 462,8 Millionen; zusammen 521,7 Millionen Rubel. 5. Einnahmen aus Staatsbesitztum: 508,4 Millionen Rubel, davon die Eisenbahnen 396 Millionen Rubel. 6. Ablösungszahlungen der Bauern: 86,4 Millionen Rubel. Außerdem noch einige unbedeutende Summen, die hier nicht in Betracht kommen.

Für die Beurteilung der einzelnen Posten bezüglich ihrer Aufbringung möchte ich die hauptsächlichsten in folgende Gruppen teilen: 1. Die Zölle,

die mit 205 Millionen Rubel über 11 Prozent der Einnahmen betragen. Sie schädigen einerseits in ihrer Höhe die gerade genügend daniederliegende Landwirtschaft durch Verteuerung landwirtschaftlicher Maschinen und haben andrerseits eine Industriekrisis nicht verhindern können; ihr Nutzen ist also auf die Dauer problematisch. 2. Der Branntwein. Er liefert mit 497,4 Millionen Rubel 28 Prozent des Budgets 1902 und zwar durch die Branntweinsteuer und das Monopol. Die Branntweinsteuer versagte in demselben Maße, wie die Kaufkraft der Bevölkerung infolge Steuerdrucks und Mißernten Jahr für Jahr nachließ. Die jedesmalige Antwort darauf war die Erhöhung der Steuersätze, die jetzt $2^1/_2$ mal so hoch wie in Deutschland sind. Wenn dies auch die absoluten Erträge steigerte, so verminderte sich doch erneut der Konsum, sodaß schließlich ein Versagen dieser Methode zu befürchten war, und das Schankmonopol eingeführt wurde. Dieses machte die Schankwirte brotlos, raubte den Gemeindekassen die Lizenzgebühren und vergrößerte dadurch die Steuerrückstände, was auch von der Regierung offen zugegeben wird. Hier wird also mit der einen Hand genommen, was die andre giebt. 3. Die Eisenbahnen. Überschüsse existieren hier, wie schon erwähnt worden ist, nur in Wittes Fiktion, in Wirklichkeit schießt der Staat bis jetzt zu. 4. Die Landwirtschaft. Da Zölle und Branntwein keine dauernde Sicherheit bieten, die Bahnen sogar Zuschüsse brauchen, eine allgemeine Einkommensteuer aber in Rußland fehlt, muß sich der Staat an die Landwirtschaft halten, die durch 84 Prozent der Bevölkerung vertreten wird. Wenn man mit Rücksicht auf die geringere Kaufkraft der Landbevölkerung von den in Gruppe 2 aufgeführten indirekten Steuern (außer Zöllen) der Landwirtschaft nur 50 Prozent statt 84 Prozent zur Aufbringung anrechnen will, so betragen ihre Lasten für 1902 an indirekten Steuern (außer Zöllen) 90,9 Millionen, an Grundsteuern 47 Millionen, an Ablösungsgeldern 86,4 Millionen; zusammen 224,3 Millionen Rubel.

Wie bringt nun die Landwirtschaft, die Hauptstütze des Budgets, diese hohen Summen auf? Hauptsächlich durch den Verkauf und den Export von Getreide, also durch eine von der Regierung gewissermaßen erzwungne Maßnahme, die mit ihren Folgen zu besprechen die Pflicht einer erschöpfenden Darstellung der wirtschaftlichen Lage Rußlands ist.

Die Landwirtschaft

Es betrug in den sechzig europäischen Gouvernements Rußlands (vom 1. Juli bis zum 30. Juni gerechnet):

	die Ernte	die Ausfuhr
	in Mill. Zentnern:	
1	2	3
1897/98	817,2	145,2
1898/99	955,7	101,9
1899/1900	1085,2	69,1
1900/01	1057,1	116,9
1901/02	915,7	133,2

Aus dieser Tabelle sieht man, daß die Menge der Ausfuhr nicht eine unmittelbare Folge der Ernte ist, wie man zunächst annehmen sollte, da die Jahresausfuhrberechnung vom 1. Juli bis zum 30. Juni erfolgt ist, also die

Ausfuhrzahl immer das Spiegelbild der letzten Ernte sein müßte. Man erfährt vielmehr, daß trotz einer Steigerung der Ernten von 1897 bis 1899 die Ausfuhr in den drei entsprechenden Rechnungsjahren gefallen ist, dann aber bis 1901/02 steigt, trotz zurückgehender Ernten.

Für die Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Ernte, also Produktion, und Export muß zunächst festgestellt werden, daß das russische Zentralkomitee zur Hebung des Notstands im Schwarzerdegebiet als Mindestjahresbedarf für den Kopf der Bevölkerung 300 Kilogramm Getreide für notwendig erachtet hat. Zieht man, unter Zugrundelegung dieser Zahl, für den Gesamtgetreideverbrauch der Bevölkerung Rußlands Saatgetreide und Ausfuhr von der jedesmaligen Jahresernte ab, so erfährt man, daß für den Verbrauch des Volkes

	fehlten:	mehr vorhanden waren:
	in Mill. Zentnern:	
	4	5
1897/98	179,9	
1898/99	14,6	
1899/1900		107,0
1900/01	105,3	
1901/02	135,4	

Rußland hätte demnach nur im Jahre 1899/1900 soviel Getreide — oder etwas mehr — ausführen dürfen, als es thatsächlich ausgeführt hat, in den andern Jahren dagegen den Fehlbetrag in Spalte 4 weniger — das heißt also für die Jahre 1897/98 und 1901/02 hätte es noch Getreide einführen müssen, wenn für den Kopf das Mindestmaß von 300 Kilogramm vorhanden sein sollte. Thatsächlich sind zum Verbrauch für Kopf und Jahr geblieben im Durchschnitt dieser fünf Jahre 270 Kilogramm, wogegen der Getreideverbrauch in Durchschnitt pro Kopf beträgt in Österreich-Ungarn 397 Kilogramm, in England 440 Kilogramm, in Deutschland 463 Kilogramm, in Frankreich 560 Kilogramm, in Dänemark 950 Kilogramm, in den Vereinigten Staaten 1031 Kilogramm. Wenn hierbei auch, besonders in Nordamerika und Dänemark, Getreide in erhöhtem Maße zu Gewerbezwecken, Brennereien, Brauereien usw., sowie zur Viehfütterung benutzt wird, so muß doch die in Rußland hierfür verwandte Menge, wenn sie auch geringer ist, ebenfalls von dem für den Kopf verbleibenden Getreide bestritten werden. Zieht man hierbei noch in Betracht, daß sich der reiche Bürger den Luxus des Sattessens — in Rußland kann mans kaum anders nennen — in vollem Maße erlaubt, so kommt man zu dem Schluß, daß der arme Mann, der Bauer noch nicht einmal die 270 Kilogramm im Durchschnitt der letzten fünf Jahre verbraucht hat, also auf deutsch: fast beständig gehungert hat.

Daß thatsächlich der ärmere Bauer zumeist in dieser traurigen Lage ist, ist allgemein bekannt, nicht aber, welchen Grad und welche Ausdehnung dieser Zustand oft erreicht. Ohne daß in Einzelheiten eingegangen wird, soll hier nur erwähnt werden, daß sich allein der letzte Notstand (1901/02) auf fünfzehn europäische Gouvernements mit 35 Millionen Einwohnern und das ganze Getreide bauende Westsibirien mit $5^1/_2$ Millionen Einwohnern erstreckt hat, und daß die Staatsaufwendungen (in Rußland leistet außerdem die Privathilfe oft mehr als der Staat) dafür $27^1/_2$ Millionen Rubel überstiegen haben. (Preußen hat

für den Notstand 1901 leihweise $3^1/_2$ Millionen Rubel ausgegeben.) Nach Schätzungen der im Notstandsgebiet thätigen Ärzte gab es im verflossenen Jahre in vielen Gouvernements Skorbutkranke (die Folge andauernden Hungers) nicht nach Tausenden, sondern nach Zehntausenden. Aber auch der sonst so bedürfnislose russische Bauer hält die Unterernährung auf die Dauer nicht aus, und so muß von der Regierung — auch bei einer bessern Ernte — durch Steuernachlaß der Ausfuhr Einhalt gethan werden, damit der Bauer wieder zu Kräften kommen kann.

Daß die russische Landwirtschaft jedenfalls augenblicklich nicht in der Lage ist, der an sie gestellten Anforderung gerecht zu werden, eine auf wirklicher Überproduktion ruhende Getreideausfuhr zu bewerkstelligen, dürfte vorstehend nachgewiesen sein. Am Platze sind darum die Fragen: Warum wird augenblicklich so wenig produziert? Und: Wodurch und in welcher Zeit kann die Produktion bis zur nötigen Höhe gesteigert werden?

Die Gründe für die geringe Produktion liegen weit zurück; sie haben ihren Ursprung hauptsächlich in der Bauernbefreiung von 1861. Danach wurden die bis dahin leibeignen Bauern mit Land bedacht, das den Gütern entnommen wurde, die Gutsbesitzer aber wurden durch Geldsummen vom Staate entschädigt, die den Bauerngemeinden als Schuld gebucht wurden in der trügerischen Voraussetzung, die Tilgung würde durch die nunmehr freien Bauern leicht erfolgen können. Die Verteilung des Landbesitzes stellte sich nach offizieller Statistik für den Anfang der neunziger Jahre (außer für Polen und Finnland) folgendermaßen: 155 Millionen Hektar Staatsland, 135 Millionen Hektar Bauernland, 95 Millionen Hektar Privateigentum. Ein verhältnismäßig kleiner Teil gehört der Krone, der Kirche und einigen Städten.

Das Staatseigentum liegt größtenteils im Norden, besteht hauptsächlich aus Wald oder Unland und kommt darum agrarisch nicht in Betracht. Von Privateigentum besitzt der Adel etwa neunzig Prozent, der Rest verteilt sich unter Kaufleute, Bürger usw. Der Adel hat die bei der Bauernbefreiung erhaltnen Ablösungsgelder vielfach unproduktiv aufgebraucht; er schritt dann zur Hypothecierung seiner Güter und griff, nachdem auch diese Summen hingeschwunden waren, das Kapital seiner Wälder an, womit er auch die klimatischen Verhältnisse ungünstig beeinflußte. Waren die Barmittel erschöpft, so hörte die gutsherrliche Eigenwirtschaft auf, und es wurde wieder, wie einst, das Gutsland mit bäuerlichem Inventar bestellt.

Im russischen Bauern, der außerdem seine 135 Millionen Hektar Bauernland zu bestellen hat, liegt also der Schwerpunkt der russischen Landwirtschaft. Dieser Bauer stand nach seiner Befreiung den Verhältnissen gänzlich unvorbereitet gegenüber. Bis dahin hatte der Gutsherr vorwiegend Naturalabgaben und Fronden bezogen, jetzt forderte der Staat Geld. Dies setzte einen Grad geldwirtschaftlicher Entwicklung voraus, den der Bauer nicht hatte. Gegenüber der bäuerlichen Naturalwirtschaft und dem niedrigen Stande der Technik, wie er von der Leibeigenschaft herübergekommen war, erreichten, ja überstiegen die Ablösungszahlen vielfach die Erträgnisse des Grund und Bodens. Dieses Mißverhältnis wurde noch durch zwei Umstände vergrößert, die es dem Bauern erschwerten, sich aus den auf ihn gekommnen Verhältnissen loszuarbeiten: seine

geistige Natur selbst als eines gewesenen Leibeignen, und die Form seines Landbesitzes, der nicht Privatbesitz, sondern — in 34 Gouvernements — Gemeindebesitz ist. Dieser Gemeindebesitz erleichtert, von seiner volkswirtschaftlichen Bedeutung abgesehen, dem Staat die Eintreibung der Steuern (Grundsteuer und Ablösungsgelder), für die die Gemeinde in ihrer Gesamtheit haftbar ist. Die Regierung hält sich also nur an den Gemeindeältesten und entsendet ihre Steuerbeamten unmittelbar nach Eingang der Ernte; sie ermöglicht zwar dadurch der Gemeinde einerseits meist die sofortige Zahlung überhaupt (soweit genug Getreide geerntet ist), veranlaßt aber andrerseits den Bauern, mehr — dazu unter Preisdruck — zu verkaufen, als er mit Rücksicht auf seinen Verbrauch und die künftige Aussaat eigentlich dürfte. Es kommt dann oft zu der wunderlichen Erscheinung, daß die Regierung im Frühjahr für die Notstandsgebiete Getreide zu weit höherm Preise kaufen muß, als es der Bauer seinerzeit verkauft hat, um es diesem, wenn er infolge Hungers zusammengebrochen ist, durch Schenkung wieder zukommen zu lassen. Der Bauer empfindet aber wegen seiner aus dem Landbesitz hervorgehenden Haftbarkeit für die Steuer diesen mehr als eine drückende Pflicht, als als ein Recht; das Recht am Besitz kommt einer gesund naiven Auffassung eben erst zum Bewußtsein, wenn im Bewirtschaftungskonto das Haben höher ist als das Soll. Oft genug sucht sich der russische Bauer dieser Landpflicht durch die Flucht zu entziehn, indem er seinen drückenden Besitz gern preisgiebt.

Da außerdem der Acker in den meisten Gemeinden des Schwarzerdegebiets nach einer kürzern oder längern Reihe von Jahren neu umgeteilt wird, hält es der Bauer für zwecklos, Meliorationen vorzunehmen, die doch nicht ihm, sondern seinem Nachfolger im Besitz zu gute kommen würden. Stillstand in der technischen Bearbeitung, vermehrter Anbau (zur Steueraufbringung) und Raubbau ohne Düngung ist die Folge. Damit ist ein allgemeiner Rückgang der Landwirtschaft eingetreten, der sich in den periodisch seit Anfang der achtziger Jahre wiederkehrenden Mißernten, in stetiger Verringerung der Bodenerträgnisse, des Viehstandes und des Volkswohlstandes kundgiebt. Der Durchschnittsertrag für den Hektar stellte sich für die Jahre 1887 bis 1899 nur auf zehn Zentner, während er in Deutschland 22 Zentner, in Frankreich 23 und in Nordamerika 25 Zentner betrug.

Der Viehbestand stellte sich 1899 auf 100 Hektar:

	in Deutschland	in Rußland
Pferde	28	27
Rindvieh	132	41
Schafe	78	61
Schweine	102	15

Der Rückgang des Viehbestands in Rußland ergiebt sich aus folgender Tabelle:

	Es waren vorhanden:		auf 1000 Einwohner kommen:	
	1888	1889	1888	1890
	Millionen Stück		Stück	
Pferde	20,9	18,4	223	177
Rindvieh	27,9	27,7	297	267
Schafe	48,2	41,4	515	399
Schweine	10,8	10,7	115	103

Zur Besserung dieses Zustandes und Hebung der landwirtschaftlichen Produktion sind Mittel der verschiedensten Art von Russen und Ausländern vorgeschlagen worden; folgende erscheinen mir als die geeignetsten: 1. Übergang vom Gemeinde- in den Privatbesitz, 2. Einführung einer allgemeinen Einkommensteuer und Erlaß der landwirtschaftlichen Steuer, 3. Hebung des geistigen Niveaus des Bauern durch Errichtung von Schulen, durch landwirtschaftliche Belehrung in Form von Vorträgen, Versuchsanstalten, Musterwirtschaften usw., 4. Aufforstung weiter Gebiete.

Der Umwandlung der Besitzform soll Witte selbst nicht unsympathisch gegenüberstehn; aber er hat hierbei den Widerstand der russischen Ideologen, der Panslawisten und Slawophilen zu überwinden, die im Gemeindebesitz das Heil des Russentums sehen. Die technische Schwierigkeit wird dabei von vielen Seiten zu hoch angeschlagen; die Hälfte der Arbeit wäre durch den legislativen Akt der Erhebung der Besitzer zu Eigentümern schon gethan; die Verteilung der gemeinsamen Ländereien braucht ebenso wie die Streulegung durchaus nicht sofort in Angriff genommen werden.

Mit der Steuerreform würde sich Herr von Witte als anerkannt großer Finanzkünstler technisch abfinden, aber auch hier ist ein Widerstand der bisher unbesteuerten Beamten sowie sonst mit hohem Einkommen gesegneter Leute zu überwinden. Zu den unter 3 und 4 genannten Kulturaufwendungen gehört vor allem Geld, und das ist dafür nicht vorhanden, weil die staatlichen Ausgaben für andre Zwecke zu groß sind: Heer, Marine, Bahnbauten — Ausgaben, die notwendig waren zur Durchführung der russischen Weltmachtpolitik und es noch sind zur Erhaltung der Großmachtstellung Rußlands. Den Einwand, daß Staat und Kirche daran interessiert seien, die Masse des Volks ungebildet zu erhalten, kann man nicht gelten lassen. Ein Einfallsthor für die Sozialdemokratie, was viele befürchten, würde durch eine Bauernbildung, die sich außer auf die elementarsten Fächer nur auf landwirtschaftlich-technische Fertigkeiten erstreckte, keinesfalls geöffnet werden. Von dieser Tendenz ist der russische Bauer sehr weit entfernt. So ist es bei den diesjährigen Bauernunruhen im Gouvernement Charkow vorgekommen, daß Bauern bei einer Ansammlung riefen: „Es lebe die Anarchie." Als aber einer rief: „Nieder mit dem Zaren," wurde er von den andern totgeschlagen. Die diesjährigen Bauernunruhen sind wohl ein Zeichen für den hohen Grad des Elends, das geherrscht haben muß, sodaß es den russischen Bauern aus seiner stoischen Apathie aufrütteln konnte, nicht aber der Anfang einer sozialdemokratischen Stimmung unter ihnen. Sobald der Staat für die Sättigung des Bauern sorgt, ist dieser auch weiterhin seine beste Stütze.

Allerdings steht die Regierung augenblicklich vor einem Dilemma: Soll sie den Bauern von nun an sich sattessen lassen, also vorläufig auf Getreideausfuhr und damit auf ihre Weltpolitik verzichten — oder soll sie weiter exportieren und das Schwarzerdegebiet völlig ruinieren? Sie wird dies ja wohl vermeiden und trotzdem Getreide ausführen wollen; aber mag sie auch alle zur Hebung ihrer landwirtschaftlichen Produktion tauglichen Mittel anwenden: darüber ist nicht hinwegzukommen, daß Jahrzehnte bis zum Eintreten

des gewünschten Erfolges dahingehn werden. Bis dahin wird die Regierung wohl das ihrer Auffassung nach kleinere Übel wählen und — so lange es geht — auf Kosten der Volksernährung weiter Getreide ausführen; sie hat sich mit ihrer ganzen Politik so festgelegt, daß ihr kaum etwas andres übrig bleibt. Auf das neuste Hilfsmittel Wittes zur Erleichterung der Ausfuhr, die angestrebte internationale Preisbildung, komme ich später.

(Schluß folgt)



Marokko



Eine augenscheinlich voreilige Nachricht aus S. Sebastian wollte, gestützt auf das Zeugnis einer angeblich hohen Persönlichkeit, wissen, das spanisch-französische Bündnis sei eine vollzogne Thatsache. Die Grundlagen seien beiderseits gut geheißen, doch noch nicht veröffentlicht worden, weil hinsichtlich Mahon und Ceuta die französischen Forderungen zu weit gingen. Die halb offiziöse Correspondencia glaubte, die Veröffentlichung werde nicht lange ausstehn. So weit ist es aber nun noch nicht, und die Sache ist von Madrid aus offiziös dementiert worden. Aber offenbar ist ein solcher Gang der Dinge im Bereich der Möglichkeit, und dabei verhält sich das deutsche Publikum in einer Gleichgiltigkeit, die nur verrät, wie wenig ihm die Tragweite dieser Angelegenheit klar geworden ist. Man läßt sich von dem Worte des Fürsten Bismarck, daß wir im Mittelmeer nicht interessiert seien, einlullen und bedenkt nicht, wie wenig Bürgschaft man dafür hat, daß der große Lenker der deutschen Politik bei der Verkündigung dieser Ansicht einen längern Zeitraum als den Bereich des Berliner Kongresses im Auge gehabt hat, und ob das, was er öffentlich aussprach, die letzte Weisheit seiner tiefen Seele erschöpfte. Jedenfalls sind inzwischen Dinge eingetreten, die die Wichtigkeit der Mittelmeerpolitik und der freien Mittelmeerschiffahrt auch in Deutschland in ein ungemein helleres Licht stellen, als 1878 geahnt werden konnte.

Daß Deutschland keine Mittelmeerinteressen habe, weil es keinen Fußbreit Landes an seinen Ufern besitze, ist natürlich eine Simpelei. Hat denn England Mittelmeerinteressen, weil es Gibraltar und Malta besitzt, oder hat es diese Punkte besetzt und befestigt zum Schutze seiner Mittelmeerinteressen? Die Frage aufwerfen heißt sie beantworten. Seit dreißig Jahren geht aufs neue der Weltverkehr nach dem fernen Osten durch das Mittelmeer, und Deutschland beteiligt sich an diesem mit erfreulich wachsender Lebhaftigkeit. Ließen wir uns davon abdrängen, so ließen wir uns aus der Reihe der ersten Handelsnationen herausmanövrieren. Unser Vaterland hat inzwischen die Bahn der Kolonialpolitik beschritten, woran man 1878 noch nicht dachte; die Hälfte unsrer Besitzungen liegt jenseits des Suezkanals. Noch wichtiger als uns ist das freie Mittelmeer unsern Bundesgenossen Italien und Öster-

reich, denn beide haben keine andern Meeresküsten als die des Mittelmeers. Nur die Wogen, die der antiken Welt mit der See annähernd gleichbedeutend waren, vermitteln ihnen den Zugang zu den seitdem erschlossenen großen Ozeanen. Gerät das Gewässer zwischen Gibraltar und Suez jemals in die Gewalt einer andern Macht, so ist die politische und militärische Selbständigkeit Italiens dahin, und die von Österreich-Ungarn beeinträchtigt. Italien kann sich nicht den Eisenklammern dessen entziehn, der die Obmacht über das Tyrrhenische Meer und die Adria hat, und der österreichische Aar wird mindestens an einem Flügel gelähmt sein. Daß das auf ihre Freiheit im Bündnisschließen zurückwirkt, kann doch am Ende ein Kind begreifen. Unser Bündnis mit Italien und Österreich-Ungarn ist also neben dem Handel mit dem fernen Osten und unsern Kolonien die dritte Klammer, die uns an die Mittelmeerpolitik bindet. Sie ist die wichtigste, sie ist aber nicht die letzte. Denn bedenken wir, welchen Gewinn Frankreich mit der Herrschaft über das Mittelmeer machte, wie ihm dann erleichtert würde, seine sämtlichen militärischen und maritimen Kräfte gegen uns zu verwenden, so thun sich Perspektiven auf, die sich einer Behandlung in so knappem Raum gänzlich entziehn.

In der Mittelmeerpolitik spielt das zukünftige Schicksal Marokkos eine bedeutsame Rolle. Denn Gibraltar ist nicht mehr uneinnehmbares Sperrfort für die nach ihm benannte Meeresstraße, seitdem die Kanonen bequem über die Bucht von Algeciras tragen. Am gegenüberliegenden marokkanischen Ufer sind Tanger und das spanische Ceuta von keinen feindlichen Landbefestigungen bedroht. Wer eins oder beide hat, ist an den Säulen des Herkules eben so mächtig wie England, vielleicht mächtiger. Seit Jahrzehnten konkurrieren um Marokko Spanien, Frankreich und England. Spanien schreibt sich einen natürlichen Anspruch zu, weil es der nächste Nachbar sei, und weil Marokko von dem islamitischen Volke beherrscht werde, dessen Erbe auf europäischem Boden eben Spanien sei; Frankreich bestreitet das; durch seine algerischen Besitzungen sei es jetzt zum nächsten Nachbar des Sultans geworden. England hat keine solche „Hinterland"-Theorie, verteidigt aber seinen Handel und seine Stellung in Gibraltar, indem es Marokkos Unabhängigkeit unterstützt. An Erwerbung des ganzen Landes kann es gar nicht denken; höchstens das kostbare Kleinod Tanger möchte es aus der arabischen Mißwirtschaft herausheben. Das leidet aber Frankreich nicht, während sich mit Spanien vielleicht ein Arrangement treffen ließe.

Spanien ist durch den Verlust der Antillen und der Philippinen und durch den amerikanischen Krieg sehr geschwächt, zugleich aber auf einen gewissen Ersatz an der nahen afrikanischen Küste doppelt erpicht. Aus eignen Kräften an die Eroberung des acht bis neun Millionen Einwohner zählenden, großen, mit Verkehrsstraßen wenig ausgerüsteten Landes zu gehn, ist ihm versagt. Dagegen wird es von beiden andern Mächten umworben. Auch Frankreich wagt die Sache nicht recht, hauptsächlich weil es fürchtet, so viele Streitkräfte darin festzulegen, daß es in seiner europäischen Politik gehindert werde. Das war vor Jahresfrist der ausgesprochne Grund, weshalb es die von vielen empfohlene Gelegenheit von Grenzstörungen nicht benutzte, mit der

Selbständigkeit Marokkos ein Ende zu machen. Solche Grenzstreitigkeiten unterhält es immer; sie können nach Bedarf auch leicht geschaffen werden. Die Republik begnügte sich, die Oasengruppe Gurara in der Wüste und die Oase Tafilelt am Atlas zu nehmen und den Sultan ihre Macht fühlen zu lassen.

In Marokko selbst sind die Zustände so verworren, daß sie zu einem Eingreifen geradezu auffordern. Sultan Mulay Hassan hatte, als er am 6. Juni 1894 starb, sein Land einundzwanzig Jahre lang auf alte barbarische Art regiert, aber doch eine gewisse Ordnung aufrecht erhalten. Er hatte die Macht zum Regieren. Sein Sohn Abdul Asiz folgte ihm als ganz unreifer Jüngling und war ein Spielball in der Hand der Wessire und der auswärtigen Vertreter, unter denen namentlich der französische, gestützt auf den französischen Leibarzt, einen großen Einfluß gewann. Von einer geordneten Wirtschaft kann in Marokko keine Rede sein, namentlich auch nicht von einer finanziellen. Die Kosten der Hofhaltung bestreitet der Sultan, indem er in eine leidlich wohlhabende Provinz einrückt und sich von ihr so lange ernähren läßt, bis sie ausgesogen ist und nichts mehr hergeben kann. Kleinere und größere Aufstände sind an der Tagesordnung. Sie werden grausam unterdrückt. So baufällig der Thron des Sultans ist, so leicht er umgestürzt werden kann, so ist doch zu erwarten, daß muselmanischer Fanatismus die Bevölkerung eint, wenn eine christliche Macht das Land angreift. Frankreich fürchtet sogar in einem solchen Falle eine unbequeme Erregung unter seinen eignen islamitischen Atlasstämmen. Deshalb steckt im gegenwärtigen Regiment immer noch eine gewisse vis inertiae.

Einer Verbindung mehrerer Mächte wären diese Verhältnisse wohl weniger gewachsen. An Projekten für eine solche hat es natürlich nicht gefehlt. Und immer war Spanien dann in der glücklichen Lage, der Teil zu sein, dem Geschenke von andrer Seite auf Marokkos Kosten mühelos in den Schoß fallen sollten. Ernstes Gewicht bekamen sie, als vor etwa einem Jahre der frühere spanische Minister Silvela, Führer einer konservativen Gruppe in den Cortes, sich für ein Abkommen mit Frankreich aussprach. Er hoffte, dann so viel vom Lande der scherifischen Sultane für Spanien erlangen zu können, daß eine ersprießliche kolonisatorische Thätigkeit darauf zu entfalten wäre. Ceuta und eine Reihe andrer Punkte an der marokkanischen Mittelmeerküste, die sogenannten Presidios, sind schon lange in spanischem Besitz. Von ihnen aus könnte man zum Atlas emporsteigen, der wohlbewässerte Oasen, fruchtbare Hochthäler und beackerbare Hochflächen in Menge hat. Frankreich sollte natürlich Tanger und einen sehr großen Teil des übrigen Landes erhalten. Anklang fand Herr Silvela nicht. Frankreich gegenüber sind die Spanier zu sehr von dem timeo Danaos beherrscht.

Vor kurzem hatte die Erörterung eines solchen Gedankens einen neuen Anstoß genommen, obgleich Silvela noch immer auf die Opposition beschränkt ist. Die französische Republik berief einen ihrer bewährtesten und befähigtsten Diplomaten, Herrn Cambon, aus Washington ab und setzte ihn nach Madrid. Es lag nahe, zu vermuten, daß eine so ungewöhnliche Verschiebung auf einen

geringern Posten einen besondern Grund haben müsse. Frische Nahrung bekamen die Kombinationen, als der spanische Botschafter in Paris, Leon y Castillo, plötzlich nach Madrid berufen wurde, und in den französischen Zeitungen ein auffallendes Bemühen um die Gunst Spaniens hervortrat. Daran mag man die Nachricht reihen, die wir an der Spitze dieser Zeilen erwähnt haben: das spanisch-französische Bündnis sei abgeschlossen worden.

Auf alle derartigen Kombinationen brauchte man nichts zu geben, wenn nicht ein Untergrund allgemeiner Wahrscheinlichkeit für sie vorhanden wäre. Marokko selbst ist so tief zerrüttet, daß seine Selbständigkeit nur noch geduldet wird. Wenn es den andern Mächten einfällt, ihr ein Ende zu machen, so ist sie verloren. Es liegt ganz ähnlich damit, wie mit der Türkei, die auch nur noch von der Uneinigkeit und vom Gleichgewicht der Nachbarn ihr Dasein fristet. Kommt es zu einer Verständigung zwischen zwei Nachbarmächten, vor der die dritte die Segel streicht, so ist über Marokko ebenso unbedingt entschieden, wie über Tunis oder Ägypten. Das wird wahrscheinlich nicht mit offner Eroberung vor sich gehn, sondern in der Weise, daß der bisherige Herrscher nominell Haupt des Landes bleibt und die Gerichtsbarkeit über seine Stammesgenossen behält, sich aber in allem nach den Anweisungen der wahren Gewalt richten muß. Tunis, Ägypten, viele indische Staaten geben das Vorbild dafür.

Wenn Madrid jetzt erklärt, ein Bündnis mit Frankreich sei nicht abgeschlossen worden, so glauben wir es gern. Noch ist ja auch Sagasta am Ruder, der den Gedanken verworfen hat. Aber wenn der Führer der Konservativen ein solches Ziel offen verkündet, dann ist es eine der Realpolitik angehörende Eventualität. Wird Silvela einmal wieder Minister, so kann die Gefahr akut werden. Und eine solche Wendung ist am Ende nicht fern. Das marokkanische Problem sollte also nicht nur in England und Italien, sondern auch in Deutschland sehr aufmerksam im Auge behalten werden.

Am meisten würde England betroffen werden. Seine ehemals so glänzende Stellung im Mittelmeer ist durch das Emporkommen Frankreichs (man denke nur an Tunis mit Bizerta) und Rußlands (dem die Türkei jetzt nur noch wie eine morsche Planke entgegensteht) sehr verdunkelt. Die türkischen Befestigungen und Kriegsschiffe bannen Rußland nicht mehr in den Bosporus. England hat Ägypten gewonnen, aber seine Angreifbarkeit ist dadurch nur noch mehr gewachsen. Die offne Verbindung mit dem fernen Osten durch den Suezkanal ist ihm eine Lebensfrage. Die hierdurch angedeuteten Interessen vervielfältigen und verfeinern sich von Jahr zu Jahr.

In dieser subtilen Lage der Dinge hat sich die englische Politik verleiten lassen, ihre ehemalige Intimität mit Italien dem Verlangen nach Versöhnung mit Frankreich zu opfern. Um über Faschoda ein heilendes Pflaster zu kleben, hat sie mit Frankreich den Vertrag über das Hinterland von Tripolis geschlossen, wodurch diese italienische Zukunftshoffnung ein entwertetes Ziel vor sich sah. Geärgert dadurch hat sich Italien der französischen Republik genähert und dieser die Erklärung abgegeben, in Marokko „desinteressiert“ zu sein; dafür hat es dann als französische Gegengabe die Versicherung empfangen,

daß die französische Republik in Tripolis „desinteressiert“ sei — ein Geschenk auf türkische Kosten! Offenbar bedeutet das eine Kette von Fehlern auf englischer und italienischer Seite, und Frankreich hat den Vorteil davon. Zwei Mächte, die so an der Aufrechterhaltung des Gleichgewichts im Mittelmeer interessiert sind und jede für sich so wenig Aussicht haben, es zu erhalten, hätten sich nicht eine Abkühlung ihrer alten Freundschaft erlauben dürfen. Sie sind darauf angewiesen, mit vereinten Kräften der französisch-russischen Kombination ein Gegengewicht zu geben und zu verhindern, daß das Mittelmeer ein französisch-russischer See wird, den Frankreich im Westen, Rußland durch die Operation eines Landheeres auf Suez im Osten schließt. Die letztgenannten Mächte werden diesem Ziel wesentlich näher gekommen sein, wenn Frankreich Marokko in seinen Besitz bringt. Darum liegt soviel daran, ob sich Spanien dem französischen Vorgehn anbequemt oder nicht.

Endlich scheint auch die englische Presse diesen Angelegenheiten wieder mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Einzelne Blätter fangen doch an, den tiefgehenden Unterschied zu begreifen, der sich durch die Entfremdung mit Italien vollzogen hat. Um so argwöhnischer betrachten sie die Anzeichen einer Verständigung zwischen Spanien und Frankreich über Marokko. Deutschlands Interesse ist viel kleiner als das von England. Aber daß eine so wichtige Position wie Tanger nicht in Frankreichs Hände übergehn kann, ohne große Nachteile auf für Deutschland hervorzurufen, liegt doch am Ende wohl auf der Hand. Auch wir müssen dazu beitragen, daß Marokkos Unabhängigkeit erhalten bleibe.

E. F.



Adel und Land in England

Von Hugo Bartels

(Fortsetzung)



In Deutschland haben sich die ritterbürtigen Geschlechter zu einer nach außen abgeschlossenen und schon im Namen durch das Wörtchen „von“ gegen die übrige Menschheit abgegrenzten Kaste entwickelt. In den meisten Fällen freilich enthält die Bezeichnung einen Widerspruch, indem der Träger des Namens weder die betreffende Ortschaft besitzt noch die geringste Aussicht hat, sie jemals zu besitzen. Noch stärker wird der Widerspruch, wenn das Wörtchen „von“ sich einem Namen wie Müller oder Schulze vorgesetzt findet, der überhaupt keine Ortschaft bezeichnet. Solcher Briefadel zeigt, daß in Deutschland der ursprüngliche Sinn des Wortes Adel verwischt und verdunkelt worden ist. Als Begriffskern liegt ihm zu Grunde das Vererbte, Angestammte; das althochdeutsche uodil bedeutete Erbsitz. Voraussetzung des Adels war also ererbter, angestammter Grundbesitz. Doch nur bei einem Teile des deutschen Adels trifft diese Voraussetzung noch zu; der allgemeine Begriff Adel bezieht

sich heute bloß auf das Blut. Damit soll nichts gegen den landlosen deutschen Adel gesagt sein, der keineswegs die Abneigung verdient, die ihm von manchen Kreisen entgegengetragen wird. Nicht mit Unrecht weist Sallust auf den Einfluß hin, den die Bilder der Vorfahren auf den Geist der Nachkommen ausüben, und ohne Zweifel ist die Familienüberlieferung ein starker Ansporn für den landlosen Adel, sich im Dienste des Staates auszuzeichnen. Dafür Beispiele zu geben ist nicht nötig.

In England ist die Familienüberlieferung nicht minder stark, aber das Blut allein giebt keinen Anspruch auf Auszeichnung. Immer hat der Grundsatz geherrscht, daß der Rang auf der Leistung beruht, und in der ältern Zeit, die noch kein Beamtentum in unserm Sinne kannte, war die Leistung vom Besitz, d. h. Landbesitz abhängig. Für das Ansehen und den Einfluß eines Geschlechts war es notwendig, den Landbesitz festzuhalten und vor Zersplitterung zu hüten. Bei einer Zersplitterung des Besitzes hätte die Gesamtleistung der Mitglieder des Hauses gleich bleiben können, aber die Stellung des Hauses hätte nicht höher gestanden als die des reichsten Gliedes und wäre endlich auf eine sehr niedrige Stufe gesunken. Beim Zusammenhalten des Ganzen bei dem Haupte des Geschlechts blieb der Rang und der Einfluß ungeschmälert. Es hat lange gedauert, bevor die deutschen Fürsten diese einfache Wahrheit einsahen. Die Wettiner und vor ihnen die Askanier haben durch Teilungen die führende Stellung in Deutschland verscherzt, die Hohenzollern haben durch Zusammenhalten der märkischen Besitzungen den Grund zu ihrer spätern Macht gelegt. Die deutsche Teilungssucht ging hervor aus einem übertriebnen Gerechtigkeitsgefühl, das den Gedanken an die Größe des Hauses überwog und den Staatsgedanken überhaupt nicht aufkommen ließ.

Um den Staatsgedanken brauchten sich die englischen Grundherren nicht zu kümmern; ihnen schwebte nur der Glanz des Hauses vor, und dem opferten sie die Gerechtigkeit gegen jüngere Söhne. Ob sie dem großen Adel oder dem Ritterstande angehörten, sie fühlten sich alle eins in der Absicht, ihren Besitz auf alle Zeit als ein unteilbares Ganzes zu vererben und so die erworbne Stellung zum mindesten zu behaupten, wenn möglich zu erhöhen.

Bei den häufigen Thronstreitigkeiten im Mittelalter war die Erhaltung des Besitzes durchaus nicht leicht. Der Inhaber eines Ritterlehens war keineswegs durch seinen Lehnsherrn vor Schaden gedeckt, da die Gesetzgebung Wilhelms des Eroberers von allen, auch von den nicht unmittelbaren Kronvasallen verlangte, daß sie der Krone den Treueid leisteten. Standen sich nun, wie in den Rosenkriegen, zwei Nebenbuhler gegenüber, so fand sich ein Vasall in schwieriger Lage. Beide Könige beanspruchten Treue von ihm. Wenn die Seite, für die er kämpfte, unterlag, dann half ihm seine Treue wenig, und er hatte, wenn er selbst mit dem Leben davon kam, den Verlust seines Lehens zu erwarten. Diese Unsicherheit des Besitzes regte die Rechtsgelehrten wieder zum Denken an, und der Ausweg, den ihre Gehirnthätigkeit fand, war der, daß der Grundbesitz der Form nach einem andern oder der Sicherheit halber mehreren andern übertragen wurde, mit dem Vorbehalte des Nießbrauchs für den eigentlichen Besitzer und seine Erben. Wenn dann das Unglück hereinbrach,

dann gab es nichts einzuziehn, und auf alle Fälle blieben die Güter dem Erben erhalten.

Dem Könige mußten solche Fideikommisse unter den Umständen als ein Mißbrauch erscheinen, und nicht minder sahen die großen Lehnsherren das neue Verfahren mit scheelen Augen an, da die Pflegschaft als juristische Person niemals zu Ende kam, und ihnen so die Lehnware entging, die übliche Abgabe beim Wechsel des Lehninhabers. Das Statute of Uses vom Jahre 1535 sollte dem entgegentreten und die Heimlichkeit der Landübertragung verhindern. Aber wieder hatte die Gesetzgebung ohne die Advokaten gerechnet, die findig genug waren, die Absichten des Gesetzes zu vereiteln. Die ganze Geschichte des Bodenrechts in England ist ein Kampf zwischen der Gesetzgebung und den Rechtsanwälten, wo kein Teil einen vollen Sieg davongetragen hat. Was den Anwälten und den aus ihnen hervorgegangnen Richtern an dem Statute of Uses mißfiel, wurde umgangen, wo es zu umgehn war, und als eine Art Kompromiß wurde das überaus kunstvolle Verfahren in Landsachen ausgebaut, das für den Unkundigen oder Unvorsichtigen voller Fallen ist, aber noch heute, obwohl etwas vereinfacht, in Blüte steht.

Einer Bindung des Landes auf unbegrenzte Zeit stand die ganze juristische Schule entgegen, weil damit der größte Teil einer weltlichen toten Hand verfallen wäre. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ist der Grundsatz nicht mehr angefochten worden, daß niemand befugt ist, das Verfügungsrecht noch nicht geborner Personen zu beschränken. Ein Fideikommiß hat somit Giltigkeit bloß für die Lebensdauer der Urheber, und darüber hinaus nur bis zur Volljährigkeit des Erben, also höchstens etwas über einundzwanzig Jahre.

Der Plan eines englischen Fideikommisses ist etwa folgender. A überantwortet seine Güter an die Fideikommißpfleger (trustees) und bestimmt, daß sein Sohn B ihm im Genusse folgen soll, auf B dessen ältester Sohn C, mit Vorbehalt des Erbrechts der andern Söhne von B. Hier ist angenommen, daß B schon mündig ist und sich selbst durch Unterzeichnung des Vertrags bindet. Es ist gleichgiltig, ob C schon geboren ist oder nicht. Wenn nun C volljährig wird, so kann er das Fideikommiß aufheben, soweit es seine eignen Nachkommen betrifft, kann aber die Rechte der Agnaten nicht beiseite setzen. Er kann also, da er selbst nur den Nießbrauch hat, die Güter nicht veräußern, sondern bloß, falls er selbst einen Sohn hat, diesem die Freiheit eines Verkaufs geben. Da es aber die Absicht ist, die Güter in der Familie zu erhalten, so errichten B und C ein neues Fideikommiß, das auch Cs Sohn D nur den lebenslänglichen Nießbrauch giebt. In derselben Weise wird mit dem Heranwachsen jedes neuen Geschlechts verfahren. Eine landesherrliche Genehmigung ist nicht nötig zu einem solchen Familienabkommen, und solange es erneuert wird, sind die Güter unveräußerlich und können für Schulden nicht haftbar gemacht werden.

In der Hauptsache haben also die Feudalherren ihre Absicht erreicht. Die Juristen haben die Bindung des Landes auf unbegrenzte Zeit verhindert, doch die allgemeine Politik der Familien hält es gebunden, und bei weitem der größte Teil des ganzen englischen Bodens ist thatsächlich Fideikommiß.

In den andern Teilen des Vereinigten Königreichs, in Schottland und Irland, ist es ebenso.

Aber die Juristen haben doch nicht vergebens gewirkt. Ihnen ist es zuzuschreiben — man ist versucht zu sagen, leider —, daß die Sache so dehnbar ist, daß sie überhaupt erträglich ist. Die Notwendigkeit, das Familienabkommen von Zeit zu Zeit zu erneuern, giebt Gelegenheit, nicht nur den festen Hausbesitz zu vergrößern, sondern auch zu beschränken. Auch reicht der väterliche Druck nicht immer hin, den Erben zu einer Erneuerung zu bestimmen, und dadurch kommen umfangreiche Stücke Bodens in den Verkehr. An Käufern, die willig sind, einen guten Preis zu zahlen, fehlt es nicht. Die Grundherren lieben es, ihren Besitz auszudehnen, und dann ist es der Ehrgeiz der durch Handel und Gewerbe reich gewordnen Leute, eine „Familie" zu gründen und in die gentry, den Landadel, aufgenommen zu werden, vielleicht gar, wenns dazu langt, die Peerwürde zu erhalten. Ohne eine gewisse Anzahl von Ackern Landes geht weder das eine noch das andre. Ein großes Guthaben bei der Bank giebt Ansehen und Gewicht in der Londoner City. Auch auf dem Lande weiß man Bankanweisungen zu schätzen; aber eine gesellschaftliche und politische Stellung giebt nur der Landbesitz.

An Bewerbern um die Ehre, dem Landadel zugerechnet zu werden, fehlt es also nicht, und die Notwendigkeit einer Ergänzung ist nicht zu leugnen. Denn der künstliche Schutz der Fideikommisse reicht doch nicht überall hin. Ein leichtsinniger Erbe, dessen Hände nicht gebunden sind, kann in wenig Jahren die Güter vergeuden, die jahrhundertelang mit seinem Namen verknüpft gewesen sind, und mit dem Glanze des Hauses, ja mit dem ganzen Hause ist es aus. Natürlich giebt es tausend andre Ursachen, die den Niedergang eines Geschlechts herbeiführen. In alten Chroniken findet sich mancher Name von gutem Klange, der heute aus der breiten Masse nicht mehr hervortritt. Thomas Hardy schildert in seinem Romane Tess of the D'Urbervilles ein solches ehemals angesehenes Geschlecht, dem sogar die Kunde seiner Vorzeit so weit geschwunden ist, daß es den alten Namen nur noch in verderbter Form führt, während ein gemeiner Emporkömmling sich den geschichtlichen Namen anmaßt und die Tochter einer langen Reihe tapfrer Ritter zu Grunde richtet. Ein Recht auf den Namen hatte der Mann nicht; aber in England kann sich jeder nennen, wie er will.*)

Die Käufer von Gütern und die Begründer neuer Familien sind jedoch durchaus nicht immer Emporkömmlinge. Der englische Mittelstand, aus dem sich der Landadel ergänzt, erhält fortwährend Zufluß aus den Kreisen des Adels. Die jüngern Glieder auch des vornehmsten Hauses sind wie andre gewöhnliche Sterbliche. Die Söhne eines Peers erhalten noch einen Höflichkeitstitel, die Enkel nicht mehr. Um ein Beispiel zu geben: der verstorbne Lord Randolph Churchill hatte gesellschaftlich den Titel Lord als jüngerer Sohn eines Herzogs von Marlborough, vor Gericht wäre er bezeichnet worden als Randolph Churchill, gewöhnlich Lord Randolph Churchill genannt; sein ältester

*) Ein treffendes Beispiel hierfür bietet der Abgeordnete für Romford, der nicht zufrieden mit seinem eigentlichen Namen Louis Schlesinger, sich den des noch blühenden, berühmten schottischen Hauses Sinclair beigelegt hat.

Sohn Winston Churchill hat keinerlei Titel, und in der Hofrangordnung hat er seinen Platz noch weit unter dem ehemaligen Mayor von Richmond, Sir James Szlumper. Auch die Führung des Geschlechtswappens steht nur dem Haupte zu; die andern Mitglieder müssen sich mit der Helmzier begnügen, um ihre Zugehörigkeit zu bekunden. Mit der Helmzier, crest, wird freilich viel grober Unfug getrieben, zum großen Leidwesen der Heraldiker, aber zur Freude des Schatzkanzlers, dem die Eitelkeit der Menschen ein gutes Stück Geld einbringt. Wer sein Briefpapier mit Wappenzeichen schmücken will, hat dafür jährlich ein Pfund zu erlegen, und für denselben Zierat auf dem Wagenschlage zwei Pfund. Nach der Berechtigung oder Richtigkeit fragen die Steuerbeamten nicht, und die Sonne scheint auf mancherlei unmögliches Wappengetier, das der Hausindustrie entstammt und im Heroldamte unbekannt ist. Es kommt wohl auch vor, daß das Helmkleinod eines Geschlechts mit gleichlautendem Namen einfach entlehnt wird. In Thackerays Vanity Fair antwortet Osborne auf die Frage, ob er mit dem Herzoge von Leeds, dessen Geschlechtsname Osborne ist, verwandt sei, er wisse das nicht, aber das Helmkleinod sei dasselbe. Wäre Thackerays Osborne wirklich berechtigt gewesen, so hätte er auf der Stelle den genauen Grad der Verwandtschaft angeben können; denn auf Stammbäume wird in England viel gehalten, besonders in Geschlechtern, deren Haupt einen Titel führt, weil immer die Möglichkeit einer Nachfolge besteht. Der gemeinsame Stammvater des gegenwärtigen und des verstorbnen Herzogs von Hamilton lebte vor zweihundert Jahren.

So viel unberechtigte Wappenzeichen es im Mittelstande geben mag, die Mehrzahl wird doch mit Fug und Recht geführt, und der Sproß eines alten Hauses, der im Handel reich geworden ist, kann nicht als ein Eindringling und Emporkömmling betrachtet werden, wenn er sein Vermögen in Land anlegt. Er wird mit offnen Armen empfangen. Aber auch der Ahnenlose hat nichts zu befürchten, wenn er nur sonst dem Maßstabe entspricht, den man an einen Gentleman legt. Die Verleihung eines Wappens durch das Heroldamt führt ihn dann in aller Form in die Reihen des Adels ein.

Die vorstehenden Ausführungen ergeben, daß das Wort Adel, wie es hier auf englische Verhältnisse angewandt ist, sich nur zum Teil mit dem Begriffe deckt, den man in Deutschland damit verbindet. In der ältern Zeit bestand eine größere äußere Ähnlichkeit, indem es Sitte war für den Inhaber eines Ritterlehens, den Ritterschlag und damit den Titel Sir zum Namen*) zu erhalten. Jakob I. war noch sehr darauf bedacht, daß jeder ritterbürtige Herr die Ritterwürde erwarb, weil die Gebühren ihm Geld in seine ewig leere Kasse brachten. Doch gerade die Gebühren ließen die äußerliche Auszeichnung als wenig begehrenswert erscheinen, und sobald der Zwang schwand, bewarb sich kaum einer noch um einen Titel, der das Gewicht des Trägers im Staate in keiner Weise vermehrte. Seitdem ist die Ritterwürde nur eine persönliche Auszeichnung ohne Verbindung mit Landbesitz und der Begleiter der höhern Ordensklassen.

*) Der Titel Sir wird immer zum Vornamen gesetzt, nicht, wie so oft in deutschen Zeitungen geschieht, zum Geschlechtsnamen. Sir Harcourt ist falsch. Richtig ist nur Sir William Harcourt, oder wenn keine Verwechslung zu befürchten ist, kurzweg Sir William.

Das deutsche Wort Adel läßt sich in seiner ganzen Bedeutung im Englischen überhaupt nicht wiedergeben. Die naheliegende Übertragung nobility geht nicht an als viel zu eng, da in England wie in Rom der nobilis vom eques unterschieden wird, die beide im deutschen Adel begriffen sind. Zur nobility gehören nur die Peers, Herzöge, Marquesses, Earls, Viscounts und Barons, deren Titel sämtlich erblich sind. Die Baronets, Ritter und Esquires, die dem deutschen niedern Adel entsprechen, werden als gentry bezeichnet. Man könnte demnach die nobility dem deutschen hohen Adel an die Seite stellen wollen. Aber nichts würde verfehlter sein. Die alten Reichsfürsten und Reichsgrafen, die den deutschen hohen Adel bilden, haben zumeist eine Geschichte von vielen Jahrhunderten, die englische nobility dagegen ist in ihrer Mehrheit ein neugebacknes Gebilde aus einem Teige, der neben Schießpulver auch mit Bierhefe angerührt ist. Von den angelsächsischen Earls und Thanes ist nichts übrig geblieben, von den normannischen großen Baronen so gut wie nichts. Nur etwa dreißig englische Lordstitel sind älter als 1500, mehr als die Hälfte aller bestehenden stammt erst aus der Welfenzeit als Erzeugnis eines Peerschubs, und sehr viele von ihnen ruhen auf Namen, die in der ältern Zeit völlig unbekannt waren.

Unter dem titellosen Landadel dagegen finden sich viele wirklich alte Geschlechter, die sich der Abstammung von einem der Leute rühmen, die mit dem Eroberer herüber kamen. Über den Eroberer pflegt man nicht hinauszugehn, und wenn mans könnte, würde man manchmal von dem Vorleben des gepriesenen Ahnherrn wenig erbaut sein. In Irland, wo einst die Könige mandelweise zu haben waren, hat sich, obwohl ein unnatürlicher Tod das natürliche Ende eines Königs war, und trotz der englischen Unterjochung noch eine kleine Zahl alter Clanhäupter erhalten. Sie haben von den englischen Königen weder Titel noch Würden erhalten. Aber ihre Geschichte verliert sich im Dunkel der grauen Vorzeit, und unter den Iren gelten der Mac Dermott, Prinz von Coolavin, der O'Conor Don, der Ritter von Glin, der Ritter von Kerry usw. mehr als ein englischer Herzog.

Ganz titellos ist freilich der englische Landadel auch nicht, da ihm die Baronets zugehören. Sie sind eine Erfindung Jakobs I., der in seiner Geldnot auf den Gedanken kam, die herkömmlichen Gebühren für den Ritterschlag, die seinen Nachfolgern zugekommen wären, zu kapitalisieren und für sich vorauszunehmen. Er verkaufte die erbliche Ritterwürde mit dem Titel Sir, und um die Vögel auf den Leim zu locken, verlieh er den erblichen Rittern als Zugabe den Namen eines Baronets und einen Rang, höher als der Ritterstand, aber noch weit unter der letzten der bevorrechteten Klassen der erblichen Gesetzgeber, der Peers. Der Baronet nötigt deshalb den Briten auch nicht die heilige Ehrfurcht ab, die dem wirklichen Lord gezollt wird. In den Romanen, die das geistige Futter der Halbgebildeten sind, pflegt der alte aus dem Angelsachsentum stammende Earl äußerst tugendhaft zu sein, die Baronets jedoch kommen schlecht weg. Alle Baronets sind schlecht, heißt es deshalb geradezu in Sullivans Oper Ruddigore.

Innerhalb des Landadels hängt das Ansehen eines Baronets weniger von seinem Titel ab, als von seiner Persönlichkeit und vor allem von dem

Umfange seiner Güter, die oft geringer sind als die unbetitelter Nachbarn und nur selten so groß, daß sie ihn über den einfachen Squire hinausheben und den Peers an die Seite stellen. Im Vereinigten Königreiche beträgt durchschnittlich der Umfang der Güter bei einem Herzoge 140000 Acker ($2^1/_2$ Acker gleich 1 Hektar), bei einem Marqueß 47000, einem Earl 30000, bei einem Viscount oder Baron 14000 Acker. Darunter kommen dann die Güter der Gentry bis auf 1000 Acker hinunter.

Von den 72 Millionen Ackern des ganzen Vereinigten Königreichs sollen dreißig Millionen von nur tausend Personen besessen werden. Genauere Nachweisungen giebt es nur für England und Wales in dem neuen Domesdaybuche (Return of the owners of Land), das jedoch London außer acht läßt. Eifrige Vergleichung und Durcharbeitung hat die groben Fehler dieser Aufstellung verbessert, und danach gab es 1875 in England und Wales höchstens viertausend Besitzer von mehr als tausend Ackern, die zusammen über $18^1/_2$ Millionen Acker oder die Hälfte des Ganzen ausmachen. Ländereien, die dem Staate, der Kirche, den Universitäten oder andern Körperschaften gehören, werden mit weniger als anderthalb Millionen Ackern angegeben. Etwa zwei Millionen sind noch unangebautes Gemeinland, sodaß aus den siebenunddreißig Millionen Ackern, die England mit Wales enthält, höchstens fünfzehn Millionen in den Händen kleinerer Besitzer sind. Die Gesamtzahl der Eigentümer von mehr als einem Acker wird von G. Ch. Brodrick auf etwa 150000 veranschlagt, wonach also, wenn die Besitzer von weniger als einem Acker gar nicht berücksichtigt werden, 2,8 Prozent der Eigentümer die Hälfte der ganzen Oberfläche oder $^{11}/_{20}$ alles Privatlandes besitzen.

Ein Viertel des ganzen Landes gehört einer kleinen Zahl von nur 710 Personen. In einigen Grafschaften tritt jedoch das Mißverhältnis zwischen großem und kleinem Besitz noch weit schärfer hervor. Z. B. in Northumberland, das 1236655 Acker enthält, davon 53000 Gemeinland, teilen sich 10036 Personen in 1424 Acker. Nur ein Viertel der Grafschaft besteht aus Gütern von weniger als 2000 Ackern. Aber 44 Grundherren besitzen drei Fünftel, 26 fast die Hälfte, und der Herzog von Northumberland allein nennt mehr als ein Siebentel sein eigen, wozu noch seine Ländereien in andern Grafschaften kommen.

Die Klasse der kleinern und der größern Yeomen, der Eigentümer von einhundert bis dreihundert und dreihundert bis tausend Ackern zählt nach den amtlichen Erhebungen des neuen Domesdaybuches von 1875 nicht ganz 34000 mit weniger als neun Millionen Ackern. Nach dem alten Domesdaybuche sind dagegen für die Zeit Wilhelms des Eroberers über 53000 freie Eigentümer der Yeomanklasse anzunehmen, die zusammen mit den burgenses und villani etwa zwei Drittel des in Privatbesitz befindlichen Bodens hatten, und der feudale Adel umfaßte 1400 Kronvasallen und 7871 subfeudarii oder Untervasallen, weit mehr als das Doppelte des jetzigen. Die adlichen Besitzer waren danach nicht nur zahlreicher, sondern ihre Güter auch viel kleiner, und um ihre Stellung im Staatshaushalt richtig zu verstehn, muß man berücksichtigen, daß England damals — Wales gehörte noch nicht dazu — wohl wenig mehr als zwei Millionen Einwohner zählte, und ferner, daß zwei Drittel

des ganzen Gebiets noch brach lag, ohne besondern Eigentümer, während jetzt nur noch etwas über zwei Millionen Acker oder ein Sechzehntel des Ganzen unter den Begriff Gemeinland, common, fallen. Wenn also damals auf jeden sechzehnten männlichen Engländer, ganz gleich ob erwachsen oder noch in den Windeln, Grundbesitz von einer zum Leben genügenden Größe kam, so ist heute nur noch einer aus etwa vierhundert in dieser Lage, trotzdem daß der benutzte Boden dreimal so groß ist. Wird dieses letzte auch in Rechnung gezogen, so ergiebt sich, daß wo die alte Zeit 75 Besitzer hatte, die neüe nur noch einen aufweist.

Die Urbarmachung des Wüstlandes, Gemeinlandes, ist nicht dem Volke zu gute gekommen, sondern nur denen, die schon großen Besitz hatten. Die Klasse der Yeomen, die im Mittelalter das Rückgrat des englischen Volkes war, ist im Laufe der Jahrhunderte zur Seite gedrückt worden, und der Kreis der Besitzenden hat sich beständig verengt. So reich die Grundherren auch sind, sie suchen doch ihre Güter noch zu vergrößern. Wo ein Stück Land verkäuflich ist, kann man sicher sein, daß der eine oder der andre der benachbarten Magnaten es zur Ausdehnung seines Grundbesitzes und damit seines Einflusses zu erwerben sucht. Auch die Reste des Gemeinlandes sind keineswegs vor ihrer Begehrlichkeit sicher. Erschwert auch die neuere Gesetzgebung die Aneignung, der Versuch wird doch gemacht in der Hoffnung, daß die Dörfler es nicht wagen, sich dagegen aufzulehnen.*)

(Schluß folgt)



Musikalische Zeitfragen

Von Hermann Kretzschmar

7. Weiterbildung und Erwerbsverhältnisse der Musiker



Der Schlußstein einer guten Fachbildung besteht darin, daß sie die Schüler treibt und befähigt, sich selbständig weiter zu bilden. Die Weiterbildung ist auch für die Künstler unerläßlich, für den modernen Musiker darum doppelt unerläßlich, weil die Tonkunst zur Zeit in lebhafter Entwicklung begriffen ist. Dem Musikerstand müssen also die üblichen Mittel dieser Weiterbildung bequem und ausreichend zur Verfügung stehn. Es sind dieselben wie in den gelehrten

*) In einem kentischen Dorfe soll gegenwärtig das Aufsichtsrecht über den Dorfanger von dem Lord of the Manor auf den Gemeinderat übertragen werden. Der Lord bezieht aus diesem Rechte keinen Pfennig und kann nie einen Pfennig daraus beziehn; höchstens könnten ihm Kosten entstehn. Als Entschädigung aber verlangt er die Überweisung von mehr als drei Acker wertvollen Baugrundes aus dem Gemeinlande einer benachbarten Stadt, die zu dem Manor gehört.

In demselben Dorfe hat kürzlich ein Großgrundbesitzer mir nichts dir nichts drei Acker Gemeinland eingezäunt, obwohl das Land seit Menschengedenken als freie Weide benutzt worden ist. Der Widerstand, der sich erhoben hat, scheint aber gute Aussicht auf Erfolg zu haben.

Berufen und im höhern Gewerbe, nämlich: geregelter Verkehr mit Fachgenossen, Bibliotheken, Fachpresse und Reisen.

Das erste dieser Mittel ist zur Zeit vorhanden in: Tonkünstlervereinen, Musiklehrervereinen, Wagnervereinen, neuerdings sind hinzugetreten: Ortsgruppen der Internationalen Musikgesellschaft. Die Wagnervereine arbeiten für das Verständnis Wagnerscher Kunst, die Musiklehrervereine hauptsächlich für die Verbesserung des Unterrichtswesens, die Ortsgruppen für alte Tonkunst und für Musikwissenschaft, die Tonkünstlervereine veranstalten Übungsabende und Aufführungen. Alle diese Institute vertreten spezielle Teile musikalischer Fortbildung und lassen andre beiseite. Sie sind zweitens, vielleicht mit Ausnahme der Wagnervereine, nicht zahlreich genug; gerade die am universellsten angelegten, die Tonkünstlervereine, beschränken sich auf Köln, Dresden, Hamburg, Wien und wenig andre große Städte. Wir haben innerlich wie äußerlich Ansätze, aber kein Ganzes, und der Musik geht somit von der Bildungskraft des für Juristen und Philologen schon durch die amtliche Thätigkeit gegebnen, bei Medizinern durch Ärztevereine, bei Theologen durch Pastoral- und Ephoralkonferenzen, sogar im reinen Geschäftsleben durch Handels- und Gewerbekammern, durch Innungen und Zünfte gesicherten Kollegialverkehrs sehr viel verloren. Es ist deshalb sehr wünschenswert, das Institut der Tonkünstlervereine weiter auszubauen; einmal solche Vereine in jeder Stadt zu errichten, in der eine genügende Anzahl von konservatoristisch oder in andrer Weise hinlänglich gebildeten Musikern wirkt, die der kleinen Orte anzuschließen oder in Bezirksvereinen zusammenzufassen, zweitens aber auch ihre Thätigkeit zu erweitern. Daß es bisher gelungen ist, vom Beruf ermattete Musiker an einzelnen Orten ausschließlich mit praktischer Musik zusammenzuhalten, ist überraschend und rühmlich. Aber zur Norm eignet sich das Verfahren so wenig als etwa der Versuch, in Pastoralvereinen nur zu predigen, in Lehrervereinen Schule zu halten. Die Aufgabe der Tonkünstlervereine muß dahin gefaßt werden, daß sie ihre Mitglieder mit allen wichtigen neuen Erscheinungen der Musik bekannt machen und über alle frisch auftauchenden, schwierigen Fragen aufklären. Fortwährend trägt der Strom der Kunstentwicklung neue Leistungen und Ideen heran, bald auf diesem, bald auf jenem Gebiet, bald vom Inland, bald vom Ausland her. Da fehlt es nun in der Musik gar häufig an der rechtzeitigen und klar begründeten Stellungnahme des Standes als solchen; seine Sachkenntnis kommt nicht zur Geltung, das Schicksal wichtiger Neuerungen wird vom Zufall und von lauten Stimmen entschieden. Daraus kann langdauernde Verwirrung entstehn, wie beim Fall Wagner, es kann auch positiver Verlust entstehn, wie bei der Jankoklaviatur, die man in fünfzig oder hundert Jahren nochmals, dann hoffentlich gleich vervollkommnet, erfinden wird. Die Musik bedarf eines engern Zusammenschlusses aller Musiker, eines regen und wohlgeordneten Vereinslebens im Interesse der Entwicklung der Kunst, die der Einzelne von seinem Platz aus in der Regel nicht übersehen, noch weniger beherrschen kann, dann aber auch im Interesse der Künstler. Für sie sollen die Vereine Fortbildungsschulen sein. Dem entsprechen die Tonkünstlervereine nicht genug, wenn in ihnen nur gespielt, gesungen und Geselligkeit gepflogen

wird. Sie müssen auf Lehren und Lernen, auf Vermehrung des Wissens und strenge Gedankenarbeit ausgehn und zu diesem Zweck, so wie es in den Ortsgruppen der J. M. G. schon Brauch ist, Referate und Debatten einführen, so oft unbekannte und ungewöhnliche Kunst dazu Veranlassung bietet. Dadurch wird ein Gegengewicht gegen die berufsmäßige Bevorzugung der Phantasie- und Gemütskräfte gewonnen, die Verpflichtung, künstlerische Eindrücke gemeinverständlich zu umschreiben und zu begründen, hält den Geist klar und frisch. Solche Vereinsarbeit zwingt auch die Mitglieder, ihren Bildungsbedarf wach und auf der Höhe der Zeit zu erhalten.

Bei allen, die Gelegenheit zum Vergleichen haben, besteht keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß es unter den jungen Musikern, schon physiognomisch erkennbar, einen ungewöhnlich hohen Prozentsatz idealer und geistig hervorragend begabter Naturen giebt; aber ebensowenig unterliegt es einem Zweifel, daß nur wenige von ihnen halten, was sie versprechen. Das liegt nicht bloß an den allgemeinen Gefahren musikalischer Berufsarbeit, ihrem psychisch ermüdenden, aufreibenden, sinnlich erregenden Charakter, nicht bloß daran, daß die Schulen die allgemeine Bildung zu gleichgiltig nehmen, sondern dazu kommt, daß den Musikern der Sporn durch Examina, durch Avancementsverhältnisse und sonstige in andern Ständen die Fortbildung regelnde Bedingungen fehlt. Konzertieren ist ja auch eine Art peinlicher Prüfung, aber eine einseitige. Unter diesen Umständen ist die Weiterentwicklung eines jungen Musikers viel mehr gefährdet, als die eines jungen Gelehrten, eines bildenden Künstlers. Nur die planvollen, energischen Köpfe, die ein früh gestecktes äußeres Ziel, die das Feuer der Begeisterung, der Segen eines anregenden, pflichtenreichen Amtes treibt, reifen voll aus; die andern bleiben stehn oder verlieren sich in Behaglichkeit und in großstädtische Tändeleien. Es wartet demnach der Tonkünstlervereine eine wichtige, erzieherische Mission. Nur wird es schwer sein, sie aus dem Nichts hervorzurufen und in großen Verbänden aneinanderzufügen. Der Natur der Sache nach fiele diese Aufgabe den Generalmusikdirektoren zu, sobald dem Titel Befugnisse beigegeben würden.

Das andre Mittel der Weiterbildung, das durch Bibliotheken, ist zur Zeit den Musikern schwerer erreichbar als andern Ständen. Die Zahl öffentlicher Musikbibliotheken ist zu klein, die Beschaffung eines umfassenden Schatzes eigner Noten und musikalischer Bücher ziemlich kostspielig. Mit Ausnahme der musikalischen Abteilung der königlichen Bibliothek in Berlin stammen alle großen Musikbibliotheken der deutschen Höfe, Städte und Schulen aus alter Zeit. Die Gegenwart hat keine neuen hinzugefügt, bei den alten hier und da auf zeitgemäße Vervollständigung des Materials verzichtet. Hochherzigen Musikfreunden von der Art des verstorbnen Dr. Max Abraham, des Gründers der für die Leipziger Studien schnell segensreich gewordnen „Musikbibliothek Peters," bietet sich hier die Gelegenheit zu einem dauernden Gedächtnis. Die Unzulänglichkeit ihres öffentlichen Bibliothekwesens hat den Musikern den Sinn für dieses Bildungsmittel überhaupt ziemlich verkümmert. Das zeigt sich einmal in der schwachen, hier und da auch unnötig erschwerten Benutzung der vorhandnen Bibliotheken, zum andern darin, daß nur der kleinere Teil der

Fachmusiker auf eigne, wohlgeordnete Privatbibliotheken Wert legt. Es giebt allerdings nicht bloß hochgestellte Tonkünstler, die, auf diesen Besitz stolz, zu allem Nötigen auch noch Seltenheiten, außermusikalische dazu, aufzuweisen haben, wie das bei Brahms der Fall war, sondern auch bescheidne Musiklehrer wenden ein Übriges an den Erwerb teurer Gesamtausgaben. Aber der Durchschnittsmusiker bleibt mit den Ausgaben für die eigne Bibliothek unter seiner Kaufkraft, auch wenn er sie für Konzerte und Theater unbedenklich überschreitet. Die musikalischen Denkmäler, die das neunzehnte Jahrhundert der Tonkunst der Vergangenheit errichtet hat, haben ihn wenig interessiert, klassische Bücher wie die Händelbiographie Chrysanders, die Bachbiographie Spittas haben zum Absatz der ersten Auflage dreißig Jahre gebraucht. Es werden Broschüren über die Sinfonie nach Beethoven, Zeitungsaufsätze über Haydn in England veröffentlicht, ohne daß die Verfasser die jahrzehntealten Hauptwerke der einschlagenden Litteratur kennen. Wir haben Musiker, die, um unentbehrliche Unterrichts- und Meisterwerke einmal nachzuschlagen, den Gang ins Leihinstitut thun müssen, andre, die wohl Schopenhauer und Nietzsche, aber kein Musikerlexikon bei der Hand haben. Unzweifelhaft zeigt sich hier das musikalische Bildungsniveau sehr niedrig. Die Konservatorien können es heben, indem sie erstens nach dem Muster der Königlichen Hochschule in Berlin die Institutsbibliotheken auf den gehörigen Stand bringen, indem sie zweitens in der Geschichte der Musik auf regelrechte Prüfungen halten. Von den Musikern der Schulchorperiode dürfen wir aus Nachlaßverzeichnissen und aus dem Charakter damaliger Musikschriftstellerei schließen, daß ihre Bücherei in Ordnung war.

Anders ists mit dem Verhalten zur Fachpresse. Nur wenig Musiker halten keine Musikzeitung, ohne Ausnahme lesen sie welche. Die Blätter haben sich in den letzten Generationen stark vermehrt und verzweigt; für die verschiedensten Interessen und Spezialitäten sind eigne Organe entstanden. Wie überall in der modernen Kulturarbeit, so sind auch hier die Leistungen desto besser, je beschränkter das Gebiet ist, auf dem sie sich bewegen. In den Musikzeitungen, die über die Kunst im ganzen orientieren wollen, wird die ernste Richtung stark durch eine lediglich unterhaltende bedrängt, Belehrung und sachliche Vertiefung haben einen schweren Stand gegen das Neuigkeitsbedürfnis und die Berichterstattung über ephemere Thaten. Ihren tiefsten Punkt hat die deutsche Musikpresse im letzten Jahrzehnt mit einer Reihe kurzlebiger Sensationsblättchen erreicht, deren jugendliche Mitarbeiter Trompete und Horn verwechselten, als Warren tadelten, was sie als Wolf lobten, und jeglicher Einbläserei zu Diensten standen. Da sich dagegen und sogar gegen gemeingefährliche Gaukeleien, wie die Dinge in der Musik liegen, nichts thun läßt, und da jeder Beruf die Presse hat, die er verdient, müssen wir uns über die Zeichen der Besserung freuen, die neuerdings in der Vervollständigung des chronistischen Teils, in der Veredlung des Tons und namentlich darin zu Tage treten, daß in Deutschland wieder wissenschaftliche Musikzeitungen großen Stils möglich geworden sind. Die Musik auf den Universitäten hat daran ein Verdienst. Das letzte Mittel musikalischer Weiterbildung, das Reisen, ist auffälligerweise in demselben Maß, wie es erleichtert worden ist, außer

Gebrauch gekommen. Der deutsche Musiker reist heute zur Erholung, zum Vergnügen, aber er macht keine Studienreisen mehr; er hat dafür auch das Talent verloren. Führt ihn der Weg nach Italien, nach England, klagt er dort über die schlechte Kirchenmusik, hier über die Salonmusik, die Blüte der Oper in dem einen, des Chorwesens im andern Lande, und eine Menge kleinerer oder größerer Vorzüge kommen gegen heimische Anschauungen und Nationalbewußtsein nicht durch. Franzosen und Norweger fördern noch gegenwärtig hervorragende junge Musiker durch Stipendien ins Ausland. Auch für Deutschland ist dieses alte Mittel der Weiterbildung zwar nicht mehr unentbehrlich, aber noch sehr wertvoll.

Am letzten Ende hängt aber nicht bloß die Weiterbildung, sondern die Leistungsfähigkeit des Musikerstandes überhaupt eng mit seinen Erwerbsverhältnissen zusammen. Mens sana in corpore sano! Frische des Geistes setzt eine gewisse Sorgenfreiheit voraus, und es fragt sich, ob diese dem tüchtigen Musiker in demselben Grade gesichert ist, wie den Angehörigen andrer Stände. Da muß zunächst entschieden werden, mit welchen Ständen sich der musikalische vergleichen darf. Seiner Bedeutung und seinem Wesen nach gehört er zu den privilegierten Berufsarten, denn er verrichtet im wesentlichen eine Kulturarbeit, die wie die der Kirche und der Schule des Schutzes und der strengen Regelung bedarf. Er hat diesen Schutz in der Zeit der Zünfte auch genossen, ist aber im neunzehnten Jahrhundert mit andern Leidensgefährten in das Experiment der Gewerbefreiheit hineingezogen worden und der neuen Lage als freier Gewerbetreibender bisher außerordentlich viel schuldig geblieben. In den Erwerbsverhältnissen aller Musikerklassen, Komponisten, Virtuosen, Lehrer herrscht eine übergroße Ungleichheit und Unsicherheit, und nur wenige Zweige des Gewerbes, z. B. die Angehörigen der Zivilkapellen, haben etwas dagegen gethan.

Zum guten Teil stehn wir bei dem Mißverhältnis zwischen Leistung und äußerm Ertrag in der Musik vor einer unabänderlichen Thatsache. Etwas unpraktischer, träumerischer Sinn ist von den meisten musikalischen Naturen unzertrennlich, nur ausnahmsweise halten sich Talent und Weltklugheit die Wage, und viele setzen ihre Kraft zu lang an falsche Ziele. Besonders groß ist die Zahl der enttäuschten Komponisten und Virtuosen.

Der ältern Zeit war die Trennung zwischen schaffenden und ausübenden Musikern unbekannt, weil ein zum Teil aus realen Verhältnissen, aus der Unzulänglichkeit von Handel und Verkehr namentlich, entsprungner Partikularismus die Ansprüche an die Komposition beherrschte. Kirchenkantaten waren meistens nur für den Entstehungsort zu brauchen, in der Nachbarstadt schon wichen die zu Grunde liegenden Choräle in Text und Melodie ab. Jeder Hof verlangte seine eignen Opern, Sinfonien und Konzerte, jede Bürgerfamilie für ihre Freuden- und Trauertage Motetten und Lieder nach ihrem Sinn. Jeder Kapellmeister, jeder Kantor und Organist mußte Komponist sein. Sitte und Brauch zwangen zur Fruchtbarkeit, verhinderten die Talente brach zu liegen und machten manchen zum Meister wider Willen. Zustände und Anschauungen haben sich mittlerweile umgewandelt. Heute würde Händel keine

Tedeums, keine Begräbnishymne, keine Krönungsanthems, Bach keine Ratswahlkantaten, keine Gratulationsdramen, keine Parentationsmotetten mehr zu schreiben haben. Die Gelegenheitskomposition hat alle Bedeutung verloren, mit Ausnahme von Liszts Graner, seiner Ungarischen Krönungsmesse und seiner Heiligen Elisabeth, sind in unsrer Zeit auch keine nennenswerten Kompositionen aus amtlichen Aufträgen hervorgegangen. Der einzige Auftraggeber und Abnehmer ist heute der Verleger. Der Komponist arbeitet nicht mehr für einen kleinen Kreis, sondern für die weite Welt, sub specie aeterni. So hofft er wenigstens. Nur hat er gar keine Gewähr, daß ihn die weite Welt beachtet; oft genug kommt er nicht dazu, seine Chöre und Orchesterwerke nur ein einziges mal zu hören und seine Phantasie an der Wirklichkeit zu prüfen.

Trotzdem soll sich jeder junge Musiker auf die Komposition einrichten, sei es auch nur, damit er die Werke der Meister besser versteht, damit er die Wonne musikalischen Schaffens kostet. Glücklicher ist kein Sterblicher als der Komponist, dem eine schöne Melodie, dem der Abschluß eines großen Satzes eben gelang; so warm wirds auch dem Dichter und dem bildenden Künstler nicht, und wiederum liegt das an dem physischen Element der Musik. Aber auf die Komponistenthätigkeit eine bürgerliche Existenz aufzubauen, bleibt ein Wagnis, das Los großer Komponisten ist so unsicher wie das der großen Philosophen und mit der besondern Schwierigkeit belastet, überhaupt zu Gehör zu kommen. Anders als beim Schriftsteller thut beim Komponisten der Druck der Werke nur wenig, sie wollen verständig und liebevoll aufgeführt sein. Das läßt sich mit Bagatellen durch Hilfe einiger guten Freunde schon ermöglichen, aber für Opern, Sinfonien und große Chorwerke Paten zu finden, ist für den konnexionslosen Neuling eine harte Arbeit. Die Musiker haben versäumt, den Verlust der alten Absatzstellen der Komposition irgendwie auszugleichen; es konnten und können in großen Städten zunächst mit Beihilfe der Verleger regelmäßige Novitätenkonzerte eingerichtet, die allgemeinen und die sezessionistischen Ausstellungen der bildenden Künstler nachgeahmt werden. Auch hierfür fehlen Tonkünstlervereine, auch hier rächt sich der Mangel jeglicher Organisation. Erst in allerletzter Zeit ist man dieser wichtigen Zeitfrage mit dem Gedanken der Errichtung einer „musikalischen Fakultät," einer „musikalischen Staatszeitung" als autoritativen Zensurbehörden näher getreten. Wer garantiert deren Autorität? Wer zwingt die Theater und Konzertinstitute, die von der Fakultät belobten Werke aufzuführen?

Angenommen aber, daß sich das Durchdringen junger Komponisten in Zukunft wesentlich erleichtern läßt, so bleibt noch die zweite Aufgabe, den materiellen Ertrag der Kompositionsthätigkeit sicher zu stellen. Nur für die Opernkomponisten hat das Tantiemengesetz von 1870 vorzüglich gesorgt, die Komponisten für Haus und Konzert sind eben erst verdienstlich daran gegangen, berechtigte Wünsche zur Kenntnis zu bringen. Da Musikverlag und Volksvertretung die Möglichkeit, ihnen statt zu geben, bestreiten, steht ein Kampf bevor, dessen Ausgang wesentlich von der Einsicht der Musikfreunde abhängt. Diese können sich die Sachlage an der einfachen Frage klar machen: Was ist vorzuziehn: daß ein Komponist wie seinerzeit Franz Schubert für

ein Heft der herrlichsten Lieder mit einem Gulden abgefunden wird, oder daß er wie der Engländer Sullivan durch ein einziges gelungnes Stück — sein Lost Chord — zu Wohlstand gelangt? Kurz formuliert heißt die Frage: Pauschalhonorar oder Anteil am Absatz, Tantiemen? Das Tantiemenwesen entspricht der Billigkeit, es beherrscht den deutschen Buchhandel, es hat sich im Ausland auch für den Musikverlag bewährt. Die Opfer, die es in Deutschland von Verlegern und Publikum fordert, müssen gebracht, oder aber die Methoden des Kompositionvertriebs geändert werden. Die Komponisten waren in alter Zeit, in Frankreich noch bis ins neunzehnte Jahrhundert sehr häufig ihre eignen Verleger; es wäre auch heute wieder möglich, daß sie ihre Geschäfte selbst in die Hand nähmen. Auf alle Fälle ist die Revision des deutschen musikalischen Verlagsrechts und des damit verbundnen Aufführungsrechts wünschenswert und dringlich. Die Kunst braucht uneigennützige Begeisterung, gelegentlich auch ein Märtyrertum. Aber sie ist gefährdet, wenn sie ihre Vertreter vorzugsweise auf den idealen Ertrag verweisen muß. Auch der Gegner der weichlichen heroship, die alle Lebensschwierigkeiten geistiger Größen zu Verbrechen der Mitwelt umschmiedet, muß zugeben, daß diese Gefahr für den deutschen Komponistenstand besteht. Wenn wir für einen Robert Franz und für andre Tonkünstler, deren Werke noch verbreiteter sind, sogenannte Ehrensolde sammeln müssen, dann ists nicht zu verwundern, daß einige unsrer besten Talente den Fleiß verlernt haben. Auch von dem Genie giebt es eine bequeme Spielart. Solange aber diese Verhältnisse nicht geändert sind, läßt sich dem jungen Musiker nur raten, die Komposition als Erwerbsquelle erst dann ins Auge zu fassen, wenn sie sich als solche bewährt hat. Goethe und Schiller haben im Nebenamt gedichtet, Liszt und Brahms lange nur in dienstfreien Stunden komponieren können. Brahms freute sich der Zeit, wo er um des Brotes willen beim Tanz aufgespielt hatte. Der echte Pegasus bleibts auch im Joch!

Auch die Laufbahn des Virtuosen ist heute reicher an Nieten als in frühern Jahrhunderten. Sie hat an Eleganz gewonnen, seitdem die konzertierenden Künstler nicht mehr mit dem Subskriptionsbogen hausieren müssen, für die vom Glück begünstigten auch an Ertragsfähigkeit, seitdem man in einem Monat an dreißig verschiednen Orten auftreten kann. Aber es ist trotz vermehrter und beschleunigter Berichterstattung schwerer geworden, bemerkt und befördert zu werden. Hier besonders macht sich der Mangel des Mäcenatentums geltend, an dem das ganze moderne Musikwesen leidet. Wer in älterer Zeit sich auszeichnete, den nahm unfehlbar ein hoher Herr in seinen Schutz, sorgte für die Vollendung seiner Ausbildung im Inland oder Ausland, gab ihm in seiner Nähe einen Ehrenplatz und eine mindestens sorgenfreie Stellung. In diese Lücke ist heute die Konzertagentur getreten. Der Agent ist aber kein Mäcen, er interessiert sich für einen Virtuosen um des eignen Vorteils willen. Den erreicht er am besten, wenn er auf etliche hohe Nummern hält. Für die stars miniert er so eifrig, daß für andre gleich gute oder bessere Kräfte der Boden abgegraben ist. Der Mitbewerb der Provinz hat durch dieses Verfahren aufgehört, nur die Großstädte erzeugen noch Virtuosen, auf ihre teuern Säle

sind alle jungen Talente angewiesen. Dabei bleibt reichliche Virtuosenkraft an den hintern Orchesterpulten unentwickelt, unbelohnt oder auf die Dankbarkeit und die Bewunderung weniger Schüler und Freunde beschränkt. Das ist zu bedauern, weil das Virtuosentum nicht bloß äußern, sinnlichen Wert hat. Es veranschaulicht wirksamer als alles andre die Macht und die Bedeutung von Persönlichkeit und Individualität in der Kunst und verdient die Kränze, die ihm in der Sage gereicht werden. Darum darf es nicht zur Handelsware werden, und die Konzertinstitute haben die Verpflichtung, die bisher gescheiterten Versuche, das Agententum aus dem modernen Musikwesen auszuschalten, wieder aufzunehmen. Ein deutscher Konzertverband und eine rein von künstlerischen Interessen geleitete Zentralstelle für Solistenvermittlung ist da!

Wenn der Dirigentenstand in neuster Zeit ebenfalls in den Agenturdienst getreten ist, so liegt hier durchaus kein Postulat der modernen Musik vor, die an die Qualität der Dirigenten hie und da andre, aber keine größern Anforderungen stellt, als die alte, sondern eine zeitgemäße Spekulation, die Erweiterung früherer Ausnahmen zur Regel. An sich können diese Gastreisen nützen, wenn die Dirigenten wirklich Kräfte ohnegleichen sind, wirklich ihre ganze Zeit an Wissen und künstlerischem Charakter überragen. Andernfalls führt die Neuerung irre. Die ganz überwiegende Mehrzahl unsrer Konzertbesucher ist außer stande, einen falschen Weingartner von einem echten zu unterscheiden. Zweitens aber drückt eine künstlich geschaffne Elite den Wert der tüchtigen Lokaldirigenten herab und vermehrt die Neigung zum Götzendienst und zur Zentralisierung, die der deutschen Musik verderblich und ihrer Geschichte unwürdig ist. Reisender Orchester bedarfs für unsre Großstädte ebenfalls nicht, wohl aber könnte sich ein Unternehmer durch Ausschicken eines Musterchors, wie es seinerzeit der Amsterdamer Kirchenchor war, verdient machen. Auch die reisenden Gesangsquartette, deren wir mehrere haben, ergänzen das heutige Musikwesen an notleidenden Stellen und verdienen deshalb Förderung.

Unter allen Klassen der deutschen Musiker sind es die Musikdirektoren, deren Erwerbsverhältnisse am meisten der Aufbesserung bedürfen. Die Thätigkeit eines Dirigenten, dem gute Kräfte zur Verfügung stehn, ist innerlich so befriedigend, daß um ihretwillen mancher angesehene Virtuos seine Laufbahn aufgegeben hat. Aber von den mindestens fünftausend Dirigentenstellen, die sich mit Ausschluß der Oper und mit Einschluß der Liedertafeln in deutschen Musikerkalendern nachrechnen lassen, ist kaum der hundertste Teil so dotiert, daß ihre Inhaber auf Nebenerwerb verzichten können; bei der Mehrzahl ist die Direktion das Nebenamt. Das scheint in der Ordnung, wo es sich um wenig Aufführungen handelt; ists aber doch nicht. Das Amt verlangt einen starken Einsatz von persönlicher Begabung, von Schule und Vorbereitung. Jedem, der am Vormittag eine mehrstündige Orchesterprobe geleitet hat, ist für den Rest des Tages Ruhe zu gönnen, wer abends auch nur die Übungen eines schlichten Männerchors leiten soll, darf seine Frische nicht in Lektionen verausgaben. Diesem Punkt wird besonders von den deutschen Chorvereinen, mit einer einzigen Ausnahme, keine Rechnung getragen, und daran krankt dieses ganze Chorwesen. Wie diese Dilettantenchöre sind, hätten die meisten, soll es

in Deutschland auf diesem Gebiete dem Ausland gegenüber nicht ähnlich gehn wie im Schulgesang, Chorschulen und Privatkurse nötig und müßten ihre Dirigenten so stellen, daß sie ihnen die volle Kraft widmen könnten. Von diesem Ziele trennen uns noch außerordentliche Schwierigkeiten; aber es ist für die Klärung der Sachlage förderlich, es aufzustellen. Dazu, daß es allmählich erreicht wird, können die Musikzeitungen, unter denen es Spezialorgane des Chorgesangs giebt, viel beitragen.

Auf dem Wege, die Einkommensfrage günstig zu lösen, sind die Musiklehrer und die Orchestermusiker, die einzigen Gruppen des Standes, die gemeinsame Interessen geschlossen zu vertreten begonnen haben, vielleicht, weil in beiden die Not am drückendsten war. Auch heute leiden beide noch an der Überfüllung des Berufs, die Orchestermusiker so sehr, daß ein Anfänger froh ist, wenn er nach langer, mit einem dreijährigen Konservatoriumskursus beendeter Lehrzeit einen Jahresgehalt von tausend Mark erreicht. Die Mitglieder angesehener Kapellen stehn in ihrem Fixum ungefähr den Volksschullehrern gleich, die Konzertmeister den Schuldirektoren, in der Mitte die Vertreter wichtiger Soloinstrumente; bei der aufreibenden, zu frühem Alter führenden Natur ihrer Arbeit eine immerhin bescheidne Lage. Die Musiklehrervereine haben ihr Hauptaugenmerk zunächst auf die Verbesserung der Leistungen gerichtet; auf dem materiellen Gebiete werden sie das Teil von Ungleichheit und Zufall, das in der Natur der freien Gewerbe liegt, immer ertragen und es dulden müssen, daß persönliche Verbindungen und Geschäftstalent die Begabung und die Tüchtigkeit überfliegen. Für alles aber, was am Los des Musikers mangelhaft ist, läßt sich Besserung nur unter zwei Bedingungen ermöglichen: das sind nüchterner Blick und Zusammengehn!



Von einer Weltreise

2. Ursprung der Überlegenheit der Weißen über die andern Rassen



Die Europäer, die die Gesellschaft in den Tropen oder in Nordamerika zusammensetzen, stammen bekanntlich keineswegs aus besonders ahnenstolzen oder vornehmen Kreisen, im Gegenteil, zumal die Deutschen. Hierin liegt der Grund, warum die Deutschen draußen so leicht zu Engländern werden. Sie stammen aus zu einfachen Kreisen. Zu Hause haben sie keine gute deutsche Gesellschaft zu sehen bekommen. Werden sie nun draußen reich, so wollen sie auch vornehm werden, und wissen doch nicht, wie sie sich benehmen sollen. Sie haben nur das englische Vorbild, und diesem müssen sie folgen. Das Vornehmwerden geht in den Tropenkolonien sehr schnell. Jeder junge Kaufmann, der hier in Deutschland für Gleichheit schwärmt, weil er ohne Vermögen fürchten muß, sein Leben in Dunkelheit zu verbringen, wird draußen

in einem halben Jahre zum Bluts- und Rassenaristokraten, der einen Farbigen nicht für einen Menschen von seiner Art ansieht. Dieser Rassenstolz und Hochmut führt auch nicht etwa ein verschwiegnes Dasein im Subjekt, sondern wird von seinem Objekt, dem Chinesen, Inder und Neger erkannt, um nicht zu sagen anerkannt, und mit dem entsprechenden Haß beantwortet. Wie rechtfertigt sich dieser Hochmut? Ist die Überlegenheit des Weißen über den Farbigen so groß, daß man ihn damit erklären darf?

Ist es ein Vorrang der Intelligenz, der die Weißen so stolz macht und machen darf? Keineswegs. Der Neger ist nicht dümmer als der Weiße. Man setze einen Negerknaben in eine deutsche Knabenklasse, so wird er Rechnen und Schreiben und fremde Sprachen mindestens ebenso schnell lernen wie die deutschen Kinder. Die Inder und die Chinesen sind erst recht, auch ohne unsre Schule, klüger als die Weißen.

Ist es die Kultur, die uns überlegen macht? Ein Schatz überlieferter, höchster Geistesarbeit, geschulte Kraft abstrakten, philosophischen Denkens? Aber wie man auch Kultur definieren mag — ein vornehmer Inder, ein gelehrter Chinese hat viel mehr Kultur als wir Europäer. Ihre Kultur ist nicht nur viel älter als die unsrige, die der vornehmen Inder ist auch viel tiefer und feiner. Diese Leute haben dem Europäer gegenüber nicht das Gefühl, vor einem höher kultivierten Menschen zu stehn, sondern vor einem noch ziemlich rohen Barbaren, roh in seiner Verkehrsweise, in seinen Gefühlsäußerungen, in seinem Geschmack, in seiner Lebensführung, in seiner Philosophie.

Ist es die Moral, die uns überlegen macht? Die Tropeneuropäer machen keinen Anspruch darauf, als moralische Leute zu gelten. Im Gegenteil. Besonders im Verkehr mit der weiblichen Hälfte der farbigen Völker sind sie durchaus nicht gewissenhaft, nicht einmal vorsichtig oder wählerisch, ihr Hochmut hindert sie nicht, hier ganz intim und häufig recht gemein zu werden. Sie wollen auch in andern Hinsichten keine Tugendspiegel sein. Sie fühlen sich dort als aller moralischen Fesseln ledig und frei und meiden nur, was ihre Vorrangstellung beeinträchtigen könnte.

Aber die Weißen sind doch allen andern Völkern überlegen, und zwar durch ihre viel größere Willenskraft. Die andern Völker fürchten sie als die mutigern, willensstärkern. Zwar haben die farbigen Völker auch Mut, z. B. den Mut der Verzweiflung, der Todesangst, des Hasses, der Blutgier. Sie sind aber nicht Herren ihres Muts. Etwa wie dem Tiger, der für gewöhnlich den Menschen nicht anzugreifen wagt, wohl aber, wenn er gereizt, verwundet ist oder die Jungen in Gefahr sieht — so kommt ihnen der Mut mit den Umständen. Oder um ganz im allgemeinen von der Fähigkeit zu handeln, der motorischen Kraft der Hirnrinde, der Energie zu sprechen: wie der Hund, wenn man zu ihm sagt: Wie spricht der Hund? sich vergebens abmüht, einen Ton aus der Kehle zu bringen; sobald man aber zur Thür geht, als wollte man zum Spaziergang, läßt ihn die Freude sofort seine Sprache wiederfinden: so braucht auch der wilde Mensch den Affekt, um seine Handlungen auszulösen. Er hat Mut, nur wenn sein Affekt es ihm erlaubt. Der Weiße aber hat kaltblütigen Mut. Auch der Gefahr gegenüber behält er sein klares

Denken. Seine Leidenschaften verwirren und fesseln ihn nicht. Er kann sie festhalten, wie Hunde an der Leine, und loslassen wie Hunde von der Leine. Das können in dem Maße die andern Rassen nicht; entweder sie haben keinen Mut, oder sie haben nicht die Ruhe des Mutes.

Wenn man von wilden Menschen spricht, so möge man sich unter dem Worte Wildheit nur Unberührtheit von jeder Zucht vorstellen, so wie man von einem wilden Reh, einer Gemse spricht, nicht aber Gefährlichkeit. Natürlich können Neger, Chinesen und Malaien auch gefährlich sein. Aber die wildesten und gefährlichsten Menschen auf der Erde, das sind nie Farbige, sondern das sind verwilderte Weiße. Man erzählt von den gefährlichsten chinesischen Seeräuberhorden, daß ihre Anführer Weiße gewesen seien. Wenn man von Wilden spricht, so setze man hinzu: arme Wilde. Das zeichnet die Wirklichkeit am besten.

Es ist doch lächerlich, mit wie geringen Waffenmitteln die Engländer ihr großes Kolonialreich, darunter das Reich von dreihundert Millionen, Indien, bisher beherrscht haben.

Hunderttausend weiße Soldaten sind es vielleicht, die das leisten müssen und bald in den Bergen des Himalaya, bald im Sudan, bald an der Goldküste oder gegen die Kaffern Siege gegen große Überzahl erfochten haben. Wie gering diese Machtmittel bisher gewesen sind, das sieht man jetzt erst, da es ihnen nicht gelingt, ein kleines Völkchen von 30000 holländischen Bauern zu überwinden. Warum gelingt ihnen hier nicht, was sie sonst gegen die zehnfache Überzahl vermocht haben? Weil es eben auch Weiße sind, Germanen, die einen Willen haben, der ebenso stark ist wie der ihrige, ebenso ausdauernd und langatmig und ebenso vorausdenkend ist.

Die Beherrschung der farbigen Rassen ist für den Weißen nur allzu leicht. Trotz des Rassenhasses des Unterworfnen, trotz des Hochmuts und der Roheit, womit man sie gewöhnlich behandelt, trotz der lächerlich geringen Minderzahl der Weißen unter der tausendfachen Mehrheit der Einheimischen kennt man draußen keine Gefahr. In manchen europäischen und manchen amerikanischen Großstädten ist es vielleicht nicht feig, sondern vorsichtig, wenn man nur mit dem Revolver in der Nacht ausgeht. In den afrikanischen und asiatischen Küstenstädten würde der ausgelacht werden, der mit der Waffe ginge. Ich erinnere mich an eine Nacht in einem kleinen afrikanischen Hafen, wo es nur wenig Europäer gab. Einer war bis spät in die Nacht an Bord geblieben und hatte sich schwer betrunken. Am Fallreep lag sein Boot mit acht Negern bemannt, die sich schwatzend die langen Stunden vertrieben. Schließlich verluden wir ihn mit sehr viel Schwierigkeit in sein Boot, und als er taumelnd sich am Ruder niedergelassen hatte, gab er das Zeichen zum Losfahren, indem er mit seinem Stiefel die vor ihm sitzenden Neger in den Nacken trat. Die treuen Kerle hatten ihn noch zwanzig Minuten lang durch die dunkle Nacht an Land zu rudern.

Auf der Reise von Singapore nach Hongkong hatten wir dreihundert chinesische Deckpassagiere, während wir an Bord, Schiffsleute und Passagiere, höchstens dreißig Weiße waren. Diese Chinesen wurden auf dem Vorderschiff

von den Matrosen herab bis zum Schiffsjungen mit dem Tauende geprügelt und hinten von den Schiffsoffizieren, obwohl sie teures Geld für die Überfahrt bezahlen mußten. Sie lagen so eng an Deck, daß sie immer über die ihrem Aufenthalt gezognen Grenzen überquollen. Eine einfache Leine sperrte sie ein und wurde natürlich oft genug von der eingeengten Menschenmasse nicht respektiert. Das gab immer neue Gelegenheiten zu Handgreiflichkeiten. Wollte man durch sie hindurch gehn, so schob man die liegenden mit dem Stiefel beiseite, und nachts trat man darauf; ich erinnere mich noch des wunderbaren Gefühls, auf schlafende Menschenleiber getreten zu sein, aber man scheute sich davor weniger, als unter sie zu fallen. Für alle Mißachtungen hatten sie nur Verwünschungen. Sie konnten jeden Augenblick das Schiff in die Hand bekommen, indem sie vorn und hinten die Weißen einsperrten und mitschiffs die sechs bis acht Mann überwältigten. Es ist das auch schon einmal vorgekommen vor einigen Jahren. Nachdem die Europäer zum Teil getötet, zum Teil eingesperrt waren, kamen seeräubernde Chinesen auf einigen Dutzend Segelschiffen nach Verabredung längsseit und plünderten mit den chinesischen Passagieren das Schiff, das sie schließlich sich selbst überließen. Das Schiff erreichte mit dem Reste der Besatzung den Hafen. Es gab eine lange Untersuchung. Einige Chinesen wurden geköpft. Aber in solchen Fällen erlaubt man sich immer zu zweifeln, ob es auch die richtigen waren. Danach hat man auf einigen Reisen für Waffen gesorgt. Aber zu meiner Zeit wurde das schon wieder außer acht gelassen. Wir bekamen dann einen drei Tage währenden Taifun. Damit die dreihundert Chinesen nicht über Bord gespült würden, mußten sie in die Kohlenbunker und haben dort drei schreckliche Tage verbracht unter dem furchtbaren Tosen des Sturmes, das einem das Wort im Munde überdröhnte, in stockfinstrer Nacht, ohne Essen und Trinken, im Dunkeln alle Katastrophen der Seekrankheit erlebend, mit Frauen und Kindern, auf einem unebnen und hin und her rollenden Boden, sie selbst in der Dunkelheit beständig über- und durcheinander geschüttelt.

Am Tage nach dem Sturm, als die See noch unruhig, aber die Lage doch nicht mehr gefährlich war, wurde an der Luke, die in die Kohlenbunker führte, eine Bohle gelüftet. Eine Galerie von Köpfen garnierte beständig diese Öffnung, um frische Luft zu schöpfen. Über der Luke stand ein Matrose mit einem Knüppel, um den, der herausklettern wollte, auf die Nase zu schlagen. Schließlich durften sie alle wieder ans Tageslicht, schwarz wie die Neger von den Kohlen gefärbt, froh, daß sie ihr Leben noch hatten. Einer allerdings kam sterbend heraus.

In den ostafrikanischen Häfen kommen indische Kaufleute an Bord und breiten an Deck ihre Waren aus. Während der Tage im Hafen ist der Kapitän meist an Land, und der erste Offizier Herr im Schiff. Er kann von den Händlern von Bord jagen, wen er will. Darum müssen diese ihn bei guter Laune halten, ihm Vorzugspreise, zuweilen auch Geschenke geben. Manchmal hat auch der Offizier etwas zu verkaufen. So sah ich unsern ersten Offizier einmal einen wertvollen Bambusstuhl verhandeln, den ihm ein Passagier hinterlassen. Das gab folgende Szene: Der Inder bietet, der Seemann ver-

langt mehr mit allerlei halb scherzhaften, halb ernsthaften Drohungen. Nachdem eine Stunde gemakelt ist, kommen sie überein, und schließlich sagt der Seemann, indem er das Geld nimmt: Da hol dir deinen Stuhl, und wirft den Rohrstuhl über Bord in weitem Bogen ins Meer. Der Inder läuft erschreckt hinter seinem Stuhl her. Ein paar nackte Neger apportieren ihn schnell, und unser Lachen begleitet die Szene.

Der Nordeuropäer ist den meisten Tropenbewohnern auch an Körperkraft überlegen. Herkulische Neger habe ich auf meiner Reise nicht gesehen unter den vielen hundert, die auf unserm Schiff gearbeitet haben. Einmal machte mich der Ingenieur auf einen aufmerksam, der wirklich unter seinen Kameraden an Kraft und Schönheit auffiel, und es auch merkte, daß er uns gefiel. Der paßt in die Garde, sagte der Ingenieur, der selbst ein großer und starker Mann war. Ich rief den Neger heran und stellte ihn neben meinen Germanen, da verschwand denn freilich der Neger vollkommen. Weil diese Menschen schwarze Farbe haben und nackend gehn, sodaß man das Spiel der Muskeln sieht, erscheinen sie uns viel kräftiger, als sie sind. Thatsächlich sind sie meist schöner und können sich darum eher nackend sehen lassen als der Kultureuropäer. Das hat aber auch seine besondern Gründe. Weil die Sterblichkeit unter ihnen größer ist, und weil sich die Küstenbevölkerung durch Zuwandrung verstärkt, so sieht man unter ihnen mehr junge Leute als unter den Europäern. Körperschönheit gehört aber nur der Jugend. Man würde auch bei den Deutschen mehr Körperschönheit sehen, wenn nicht der Biergenuß bei der großen Mehrzahl von unsern Landsleuten das Ebenmaß verdürbe.

Weil unsre Seeleute zumeist kräftiger als die Tropenbewohner sind, so fühlen sie sich, ebenso wie manche Gebildete, immer versucht, ihre Kräfte an den Kerls zu probieren. Der Unterschied der Kräfte wird noch erhöht dadurch, daß der Weiße die Muskulatur, die er hat, viel mehr unter seinen Willen stellt und mehr anspannen kann als der Farbige. Das zeigt sich sogar bei der körperlichen Arbeit, die doch in dem heißen Klima oder gar in den Heizräumen eines Schiffes, wo die Hitze über Bluttemperatur steigt, für den Weißen mit so viel größern Strapazen verbunden ist. In Aden wechselten wir die Heizer. Die deutschen Leute fuhren nach Hause, und Schwarze wurden angeworben. Hierbei nahm man für zwei deutsche drei Schwarze, weil in diesem Verhältnisse die Leistungen zu einander stehn. Der Schwarze spielt bei der Arbeit. Sein Wille reicht zu andauernd gleichmäßiger Anstrengung nicht aus.

Noch eine Geschichte von der Sorglosigkeit der Europäer unter den Farbigen. Singapore ist eine Stadt, wo ungefähr 50000 bis 100000 Chinesen und Malaien wohnen. Die englische Besatzung ist lächerlich gering. Vielleicht 1000 Europäer, hoch gerechnet, leben dort. Sie haben ihre Häuser zum Teil weit vor der Stadt im Walde. Dort wohnen die Damen tagsüber allein mit einer farbigen Dienerschaft von vielleicht zwölf Köpfen, und nicht nur tags, sondern auch nachts allein, wenn sich der Gatte aus dem Klub nicht rechtzeitig nach Hause findet. Einmal gab es in Singapore eine kleine Revolte, weil die nackten Kuli, die als Pferdchen und Kutscher zugleich die zweirädrigen Wagen ziehn, von der Polizei gezwungen wurden, sich eine Droschkennummer

und eine Jacke, beides in einem Gegenstand vereint, umzuhängen. Einige Tage ging man mit dem Revolver durch die Stadt. Dann aber wurden wieder Faust und Stock die einzige Waffe. Auch eine Mehrzahl von Chinesen greift einen Weißen so leicht nicht an, es sei denn, daß er hilflos betrunken ist. Ein Herr hat sich im Klub verspätet. Spät in der Nacht verläßt er erst das Haus und setzt sich in so eine kleine Kulikutsche. Ohne zu fragen, läuft der Kuli los. Der Herr wird schon sagen, wenn der Weg nicht der rechte ist. Aber der Herr schläft ein. Der Kuli läuft immer gerade aus, bis er alle Häuser hinter sich hat, bis die Gasbeleuchtung aufhört, und der Weg sich teilt. Hier sieht er sich nach seinem Herrn um, um zu fragen, wohin er sich wenden soll, und sieht, daß der Herr eingeschlafen ist. Da er nun weiß, daß es gefährlich ist, einen betrunknen Deutschen zu wecken, so senkt er die Gabel seines Cabs auf den Boden, setzt sich hinzu und schläft auch. Die aufgehende Sonne weckt dann die beiden.

Der Neger folgt dem Weißen auch gegen die zwanzigfache Übermacht, er mißachtet die Gefahr, eigentlich nicht aus Mut, sondern aus Mangel an Energie, aus blindem Vertrauen in seinen Herrn. Solange der weiße Mann aufrecht steht, steht auch sein Mut aufrecht; sowie aber der Weiße gefallen ist, wird er die Beute seiner Affekte: der Angst und der Unbesonnenheit. Mit seiner guten Waffe in der Hand läßt er sich vom Feind wie ein wehrloser Hund erschlagen. Das Vertrauen auf den Weißen unterscheidet auch nicht, ob dieser Offizier oder Arzt oder Apotheker oder Handwerker oder Kaufmann oder Unteroffizier ist. Es sei nur ein Weißer, so ist er seines Führerberufs sicher.

So ist der Weiße in allen Erdteilen Herr über die Farbigen. Nicht durch ein großes Aufgebot von Waffengewalt. Das ist immer nur sehr gering. Nicht durch Einkerkern und grausame Leibesstrafen, die giebt es nur, wo die Gefahr für die Weißen sehr groß ist, z. B. unter den Muhammedanern von Holländisch-Hinterindien. Für gewöhnlich werden nur die Faust, der Stock und etwa der Stiefel gebraucht, auch der Kiboko, der Stock aus Nilpferdhaut. Das, was eigentlich die Herrschaft der Weißen überall gründet, ist, daß sie wissen, was sie wollen, daß sie kaltblütig wollen auch der Gefahr gegenüber, und daß sie ausdauernd wollen. Sie sind nicht moralischer, nicht kultivierter, nicht intelligenter, sondern willenskräftiger, als die meisten andern Rassen. Einer annähernd gleichen Kraft begegnen sie nur in den Muhammedanern. An allen Küsten des Indischen Ozeans findet der Europäer alte muhammedanische Staatengründungen vor, Feudalstaaten, nur in ihrer Spitze von arabischer Rasse bevölkert, die noch in der Vermischung erkennbar ist, in den untern Schichten von dem einheimischen Volk, Negern hier, Indern und Malaien dort. Alle aber befähigt der muhammedanische Fanatismus, mit Todesverachtung in die Schlacht zu gehn so, wie die Chinesen im letzten Kriege, die der Überzeugung waren, sie würden nach drei Tagen wieder erwachen. Wohl die gefährdetste Europäerherrschaft und zugleich die strengste ist die der Holländer unter den muhammedanischen Malaien Hinterindiens. Auch die muhammedanische Religion lehrt die Gleichheit aller Menschen vor Gott. Überall, besonders auch in Afrika, sind die kräftigsten Völker muhammedanisch,

entweder weil gerade diese Völker für den Muhammedanismus reif waren, oder weil eben diese Religion ihnen Kraft giebt. Aber auch der Muhammedaner, er sei schwarz, gelb oder weiß, braucht, um seiner Energie einzuheizen, den Affekt, besonders den des religiösen Fanatismus, der ansteckend von einem Menschen zum andern springt. An der faulen Schlaffheit und Thatenlosigkeit der heutigen Türken sieht man aber auch, was dieser Affekt nicht kann, nämlich nicht den verständig nachdenkenden Einzelwillen ersetzen. Der nüchterne Einzelwille, das ist die Kraft der europäischen Kultur. Aus Hunderttausenden von solchen Willen besteht der endlose Thatendurst eines Volkes, das sich in Unternehmungen und Erfindungen nicht genug thun kann, aus ihnen folgt die unerschöpfliche Flut neuer fruchtbarer Gedanken. Dem Orientalen sind die Ruhelosigkeit des Europäers, die beständige Unzufriedenheit mit seiner Lage, seine zahllosen Bedürfnisse und Wünsche, die Arbeitslust und die Erwerbslust und die Ausdauer seines Willens, die auch vor den langwierigsten Schwierigkeiten nicht müde wird, einfach unheimlich. Er hat nicht den rastlosen Willen des Europäers, fühlt das und fühlt sich unterliegend. Georg Schiele



Des Freiherrn Augustin von Mörsperg Bericht
über seinen Besuch bei Tycho de Brahe auf der Insel Hvenn

Mitgeteilt von Johannes Bärwinkel



Der deutsche Malteserritter Freiherr Augustin zu Mörsperg und Beffort, dessen sehr interessantes, reich mit bildlichen Beigaben ausgestattetes Reisewerk als stattlicher Folioband handschriftlich im Fürstlichen Landesarchiv zu Sondershausen liegt und erst 1893, nachdem es bis dahin als verloren gegolten hatte, von Martin Wagner wieder ans Licht gezogen wurde (man sehe dessen Aufsatz in den „Preußischen Jahrbüchern“ 1893, Band 73, Heft 3, Seite 484 ff.), kam auf seiner dritten großen Reise durch die Länder Europas 1592 auch nach Dänemark. Hier besuchte er mit dem jungen Könige Christian, der ihn sehr liebenswürdig aufnahm und ihm viel Ehre erwies, auch Tycho de Brahe („Tuybrott“) auf seiner Insel Hvenn („Wien“) und schildert uns nun ziemlich ausführlich die vielen Wunder, die er dort zu sehen bekam. Als Nachklang zu der jüngsten Gedächtnisfeier für den großen Astronomen dürfte es vielleicht nicht uninteressant sein, des vielgereisten Maltesers Bericht über diesen Besuch im Wortlaut zu hören. Mörsperg war nach einem Aufenthalte von drei Wochen in England von London über Hamburg nach Holstein zu Herzog Johannes und nach achttägigem Verweilen am Hofe zu Sonderburg nach Kopenhagen und Kronenburg gekommen. König Christian weilte aber mit seinen Räten auf seinem Lustschloß Hirschholm. Als er durch den Gubernator von Kronenburg „Stein Moltzen“ (Molsheim) dem Könige seine Empfehlungsschreiben hatte übermitteln lassen,

wurde er anderntags zu Wagen abgeholt, mit dem Könige die Wunderinsel zu besuchen.

Nachdem er in seiner Schrift auf der vorhergehenden Seite das eingeklebte, kolorierte Porträt des Königs in Stich und darunter in Aquarell und Gold sauber ausgeführt das königliche Wappen gebracht hat, berichtet er im folgenden Abschnitte über diesen Besuch wie folgt:

Von dem König Cristianus vnd seynenn Rhätten, wie von der Insell Wien vnd auch dem Astromus Tuybrott In Dennemarck. 1592.

Diser Konig fuert noch diser zeytt kein Regiment. Sonder die Richs Rhett so da whar Petter Monck Richs Admirall. Hock Halgerschen Landhoffmeister. Rosenkrantz landt Marschalck. Nelus der Cantzler. Item Broben Bilt, Item einer von Byli hoffmarschalck, Jacob Krab, hoffrhat, vnd vil ander herren mit welchen Ich In guette Kuntschafft kame, so das Regiment fhuertten In Dennemarck. dißmal doch zimliche Stattliche Konigliche Hoffhaltung Jerem Konig den sie merers Theil nennten vnser Printz.

Den andern Dag zog der Konig mit sampt den Rhatten vff die Insell Wien dahin man zu gutschen vnd schiff mueßt, wie ein klein meil zu wasser so ligt zwischen Coppenhagen vnd Kronneburg, dohin mich der Konig auch gnedig mit nam wegen meinen Recomandation schreiben.

Dise Insell vf ein klein meil lang vnd breit, da In der Mitten das Astronomisch schloß geformiert fast wie vier stern gebaut worden durch den furnemen Astronomus Tuybrot so whar einer von Adell noch ledig*) so alda whont vnd das gantz hauß schloß wie auch ausserhalb so wol Inerhalb alles voller Kunstück vnd Astronomische Zeichen vol whar. vber die maß kunstlich vnd lustig zu sehen mit verwundern.

Vmb 9. Vhr kamen wier zu landt an die Insell, da vnder andern fhueren des Tuybrotz Astromischen gutschen stient, die aller kunstück vol whar, drauf mich der Konig mit 2 richsrhetten vnd Astromus namb. Also wol ein meil zuuor In der Insel romb fhueren allerhant zu besehen vmb das schloß Im seldt. Vff der gutsch vornen stundt ein schönner Klobus, so sich selber bewegt arttlichen. Item ein Instrument so do zeigt vnd schlieg ettlich Klöckle. Namlich die viertel meil wegs vnd gantze meyl, wan man die fartt, so do zugieng durch geschwindigkeit wie vmbghen eines Radtz an der gutschen das do zuegericht wie offt das in einer meil vmbghen mueßt. vnd man fhuer starck oder gemach so gieng der zaiger vnd schluegen die viertel meil das klein Klöckly wie die gantz meil das größ, vnd wie Ich verstandt man es In alle landt richten kan dem die meylen bekant. In der gutschen romb als vf den knöpfen vnd wincklen, waren allerhant von Compassen vhrwerck vnd narrenbossen wan man etwas druckt selber vffsprang vnd sich erzaigt.

In disem hauß verbrachten wier wol 3. stundt alle ort vnden vnd oben vnd allenthalben wo wirdig was zu sehen, dessen genuegsam vnd wunderbarlich wie kunstrich das gantz hauß voll whar so vnß diser Astromus zeigt. vnd gar weitleuffig dorvon zue beschreiben wher vnd mit wenig worten doch ettlich die furnempsten vermelden will.

Vnden neben dem weinkeller ein groß gewelb, darin er Tuybrott sein diestenlierwerck vnd offen, darauf ein grosse menge von distenlier glesser stuenden, alle in der arbeit, vf allerhant formb. vf einem offen. ettlich gar krumb oben von kupfer so durch ettlich fenster hinaußgiengen vnd zu andern wider hinein, dorin distenliert er sondere Sachen, wie sonderlich ein großer Alchimist, neben der Astronomi starck braucht vnd zue solcher arbeit woll allain vff 8. oder 9. dienner halt, so deglich

*) Am Ende des vorhergehenden Abschnitts wird er „ein man vf 40 Jaren" genannt und gesagt, daß er vor Jahren die Insel von des Königs Vater zum Geschenk erhalten habe.

vnd stundtlich by disem werck verbleiben miessen, vnd achtung drauff geben, vnd Jeder besonder, Nun hatt er ein arttlich register wie an einer orgell wie zapffen wol an 7. ortten Im hauß, namlich do er ligt neben dem bett, neben dem disch, do er Ißt, Item do er studiert, vnd andern ortten, allenthalben Im hauß, vnd so offt er ein dienner begert, grifft er der register oder zapffen einen oder mer an, In einer belde Ist auß dem keller, der dienner vor der dhur ankomen, fragent was man sein well, welches der Konig selber an ettlich vnderschidlichen ortten probiert hat, mit verwundern, volgentz vnß gezeigt so sondere glockly by Inen donden, neben einander steent, do Jeder die sein kent.

Weitters*) donden Jn einem andern gewelb ein offen, do man glesser macht, vnd brent, drauf auch vf 4. oder 6. personen, vnd mer bestelt, so in presentia des Konigs ettlich gemacht haben.

Item oberthalb ein ziemlichen saal, dorin ein große menge abconterfeichungen, sonderlich von den furnempsten Astronomi, dorunder auch Landtgraff Wilhelm Jn Hessen alle gar lebhafft, auß disem Saal kan, in ein schönnen dhurn geen, neben disem Saal.

Item Jn disem Turn so Rond, steet Ein Astrologischer Klobus, so groß als ein vaß, ront von Mösch (Messing) hol, dorumb alle himelische Zeichen, die welt vnd was dorin, noch artt der Klobbus, vnd man das dach oben arttlich hinweg heben vnd dises Instrument noch des himels lauff richten kan, wie man will.

Jn disem Hauß hatt es noch 4. Turn, Jn welchen alle solche vnd derglichen Astrologische oder Astronomische Instrumenta, hangent, steent, vf allerhant manier, wunderlichen zue sehen. von Kupffer, Mösch, Isen, vnd andern Mettall als groß wie fesser, Item Reder, hoch wie die hallenbartten vnd schier zen spieß hoch vnd lang, die er richten, keren, wenden kan, noch des himels Lauff, wie er will, vnd durch ettlich löchly vnd wortzeichen, seine sternen vnd planetten absehen kan.

Auch Jn seiner kamer neben disem Saal, neben seinem bett steet ein groß hoch Rad, so ein Deil zu der maur hinauß also gemacht, so er vmbkeren kan, im bett, des himels lauf durch ettlich lochly, by der nacht, hindurch zue sehen, vnd der Konig wie wier all dorbey vnß mit genuegsamb verwundern konnen, der seltzamen abenthurlichen sachen, so ein groß gelt kost haben, vnd nit glaub oder dorfur halt, das ein solche Menge vnd große Astronomische Instrumenta weit vnd breit gefonden werden.

Item Sonst Jm gantzen hauß an allen ortten vnd winckten, es voller kunstücke steckt, vnd Ist vnd**) weitleuffig zu beschriben, Ja ein gantz libell vnd buech von nötten wher sonderlichen mit seltzamen dhüren so vf beden seitten vfghent, mit wunderlichen dischen, do allerhant Musica, wie haußrhatt, vnd vil seltzams dorin steckt, Item werckliche fenster, stuel, sessel, winckell, wendt, betstat, vnd Jn somma nit bald vil derglichen sachen gefonden werden.

Jn mitten dem hoff, ein lustiger brun, mit hundertfeltigen, arttifitiosischen Inventionen, von roren, bildern, dhieren, voglen, vff vnd vmb den brunen romb.

Vor dem schloß noch ein ander konsthauß, aller voll derglichen mit vil Zimern, dorin erstlich ein buechdruckery, mit vil personen, do vor dem Konig, vnd vnß andern, gleich ettlich bletter gedruckt worden, vnd sonderlichen von Astronomischen biechern, do er zwey schier drey kammer vol biecher dorneben schon hatt, so hin vnd wider Jn die welt verschickt werden.

Jn disem andern Kunsthauß auch die glaßhutten steett sampt neben kamern voller glesser schon gemacht vf den kauf von allerhant sortten.

Weitters steet noch das dritt Kunsthauß etwas weitters dorvon gegen dem

*) Über dieser Zeile steht die Bemerkung: notta diß glaßhutten vor dem schloß, im andern kunsthauß.

**) Hier ist ein nicht mehr leserliches Wort überschrieben.

Mör zue. So ist ein Mullen, Alda vnder andern ein groß Rad, so gar mit wenig *wasser* 3. oder 4. wurckung dhuett.

Erstlich das korn zue Mell noch begeren Malt, vnd macht.

Zue dem andern ein schliffmullen dribt vnd fhiert.

Zum dritten ein stampff mullen, sonderlich von lumpen zu papier.

Zum 4. diß Rad ein ander wasser werck fhuert zu ettlich brunen werck.

Also auch neben diser Mullen, do man das papier macht, vf allerhant manier, wie solches vor dem Konig apropierbt vnd vill bletter gemacht worden in einer geschwinde.

Item ob diser kunstmille hat es noch vil dych vnd wasserfeell, so zuegericht die seltzame effectus dhuent, und Jme nit vil wasser leer abget, dorfon kein vberfluß.

Item das viert Konsthauß, nit weit von der Müll so ein Maierhoff, der nit allain nutzlich sonder lustig, mit allerhant nutzlichen pratica, allerhandt erziechung huner, pfahen, genß, enten, vnd dauben, wie von vichzucht, vnd pfertt. Item seltzame bachoffen, 3. 4. auch 5. vf, vnd neben ein ander, die mit einer hitz alle, oder so vil man will, gewermbt konnen werden.

Diß alles vnd noch vil mer gesehen vnd allain das wirdigest beschriben wellen.

Noch disem huelt diser Astronomus dem Konig, seinen Rhetten, vnd hofgesint, ein lustige Mittag Moltzeit, do man frolich whar mit grosser verwundern, der gesehenen sachen. Vmb Vesperzeit whart man wider vf zu gutschen, vnd schiff gegen abent gen hirßholm, so gar ein lustigs furstlichs lusthauß.

Mit Jr Konigliche May· vnd Richsrhett Jch in guette conuersation Kame vff disem hauß, so mich alle gar wol leyden mochten, vnd gar gern bey sich hatten. Sonderlich an der Koniglichen Daffell, do er Konig vnd die seynigen wol leiden vnd mier zuhören möchten, wie auch sonst wol erfarne gelertten Hoffrhett hatt, die auch zimlicher massen was gesehen, Sonderlich herr Jacob Krabbe, ein furnemmer richer Lantzherr so Jn Dennemarck wonhafft Jn Schonlant (Schonen), so mier hernach, wie man horen wirt grosse freundtschafft, vnd Ehr erzoigt, by Jr May: hoff verhartt Jch vff 6. Dag. Nochgeentz mein vndertheuigst abscheidt nam, da Jr May: sich gantz mer dan gnedigst gegen mier erbott, wie auch vf den faal Jch mich Jn seinen dienst zu hoff begeben wolt, stattliche anerbiettung vnd vnderhaltung anerbott. Lueß mich also vff gutschen mit dem obristen vnd gubernatorn Stein Mols heim, zu Cronnenburg, dohin fhieren vnd geleitten, mit befelch mier dosselbig gantz werck zu zeigen, wie beschach dan. Dieweil mier dan biß anhero mit Astronomischen Jnstrumenta, vnd Zeichen vmgangen, hab ich hir vnden etlich so Jch vnd(?) vnder andern gesehen abrissen wellen lossen, so vil mier möglichen gewesen, den ich Jn dieser Kunst wenig erfaren, sonder die sternen gugger mit des himels lauff vmbghen lassen, vnd mich vf dem Erdrich, vnd wasser so weit Jch ghen, faren vnd geriethen mogen, beholfen hab. biß anhero.

Die am Schlusse ausgesprochne Absicht, seinem Berichte erläuternde, nach seinen Angaben angefertigte Bilder beizufügen, hat Mörsperg nicht ausführen können. Zum Ersatz hat er (ein Mittel, zu dem er auch sonst oft seine Zuflucht nimmt) die kolorierten Ausschnitte eines Globus und des südlichen und des nördlichen Sternhimmels in Stich eingeklebt. Das Bild des Globus ist aber so groß, daß der für die Risse ausgesparte Raum nicht zureichte und er damit einen Teil der Schlußworte überkleben mußte.





Heimkehr

Von Marthe Renate Fischer

(Fortsetzung)



Ein wenig später saß Jahn wieder hinter seinem Seidel und fing von Goschen und Seitengoschen zu sprechen an. Der Gastwirt, ein flinker, wohlgenährter Mann, hatte sich zu ihm gesetzt und erzählte, den Tätscherbäcker aus Goschen kenne er wohl, der sei schon öfter bei ihm eingekehrt. Es gebe eigentlich deren dreie in der Wirtschaft, einen in reifen Jahren, einen ganz alten im Altenteil, den er aber noch nicht gesehen habe, und einen, der mit der Priska verheiratet sei.

Nun wollte Jahn von der Priska wissen.

Die habe ihren Jungfernkranz zu Recht getragen, versetzte der Wirt.

Der Alte nickte. Wen sie denn geheiratet habe?

Die hat Hannfrieden seinen Großen geheirot.

Der alte Jahn wußte nicht, wer Hannfriede war. Aber er wollte weiter von der Priska wissen.

Ja, sagte der Wirt, die sei ein propres, schönes Weib, arbeitsam, flink...

Jahn unterbrach ihn mißtrauisch: Daß sie das noch so hinbringt. Is doch itze auch schon bei Jahren, die Priska.

Da kam es heraus, daß die Priska vom Tätscherbäcker ein junges Weib von fünfundzwanzig Jahren sei.

Der alte Jahn fing an zu lachen. Nein, die Priska, nach der er frage, die habe die Siebzig schon überschritten.

Und dann saß er und rechnete. Seine Priska, die er zuletzt gesehen hatte, wie sie, die Schürze vor das Gesicht geschlagen, ihre bitterlichen Thränen um sein Scheiden weinte, seine Priska mochte doch wohl schon die Großmutter der jungen Priska sein. Gewißheit hatte er sich nicht verschaffen können, der Wirt wußte weiter nichts zu sagen.

Oben stellte sich allmählich die Hochzeitsgesellschaft zum Tanzen ein. Das ganze Haus wurde unruhig davon. Jahn hörte dem Laufen und Rutschen zu und den sachten Tönen, die von der Musik herunter drangen. Dann bat er, ihm sein Logis zu zeigen, er wolle zur Ruhe gehn.

Man wies ihn nach oben. Hier aber war er dem Tanzen und Rutschen und der Musik so nahe gerückt, daß er an Schlaf nicht denken konnte.

Er saß am Tisch, horchte hinüber.

Kleine Begebnisse aus seiner Jugend und Kindheit stiegen ihm auf, an die er ein ganzes Menschenleben nicht mehr gedacht hatte. Da er räumlich näher gekommen war, stellte sich die Einnerung ein, wie eine schwatzhafte Person, die alles weiß und von allem berichten möchte. Immer lebendiger wurde die Vergangenheit, immer weiter trat die Gegenwart zurück, als würden all die Schleier, die von jener abgehoben wurden, über diese gebreitet. Der Gedanke, der zu den Seinen hinübersprang, faßte zuletzt kaum dort Fuß.

Auf dem Tisch brannte ein Licht, vor ihm neben dem Leuchter auf der weißen Decke lag seine Ledertasche. Er stand auf, hängte sie an den Fensterriegel und sah in die Nacht hinaus, nach dem langen Zug der Berghäupter, der sich wie eine sacht gewellte Linie, wie ein hingezeichneter feiner, geschwungner Strich von dem

schwarzen nächtlichen Himmel abhob. Der Mond war untergegangen, nur das matte, stille Licht der Sterne leuchtete.

Vor seiner Thür war ein beständiges Hin- und Herlaufen der Hochzeitsgäste und der Bedienung, die Bier und Limonade heranschleppte; wenn die Saalthür geöffnet wurde, flutete die Musik heraus.

Jahn dachte daran, um ein abgelegneres Zimmer zu fragen, da er ruhen wolle. Aber als er kaum hinaustrat, erschaute ihn der Gastwirt, winkte ihm, in seinen Schankstand zu kommen, und führte ihm einen jungen Menschen zu, einen der Hochzeitsgäste, einen Schneider aus Seitengoschen, der eben aufbrach.

Der Schneider, der sich noch mit seiner Liebsten treffen wollte, stand mit der Uhr in der Hand, indes Jahn seine Fragen stellte. Wie es seinem Freunde Herbert Beckmann gehe, fragte er; aber die Eile machte ihn mißgestimmt, und die Antwort, daß er keine Auskunft geben könne, verwunderte ihn schon nicht mehr. Es kam auch bald heraus, daß der Schneider erst seit kurzer Zeit in Seitengoschen ansässig war und nicht einmal von seinem Konkurrenten, dem Pfeiff-Schneider, etwas gehört hatte. Denn der alte Jahn, da er so wenig Anhalt fand, vergaß sich niedergeschlagen so weit, daß er sich sogar nach seinem Feind erkundigte. Jedenfalls sei der Pfeiff-Schneider tot, folgerte er, und er war ein guter Christ, sargte seinen Feind ein und begrub ihn in Frieden.

In seinem ziemlich neuen grauen Rock, dem saubern Vorhemdchen, der schwarzen Krawatte und dem peinlich gebürsteten Haar konnte er sehr wohl für einen Hochzeitsgast gelten, und als der Bräutigam, dem man erzählt hatte, daß er ein alter Thüringer und nach fünfzig Jahren in sein Vaterland zurückgekehrt sei, ihn aufforderte, in den Saal zu kommen, nahm er die Einladung an.

Die Musik saß auf der Galerie. Unter der Galerie zur einen Seite der Thür war der Schankstand, zur andern Seite auf einem Podium saß das junge Ehepaar; auf Bänken rechts und links den Saal entlang hatten sich die Tanzlustigen niedergelassen, und unten am Ende standen zwei Tische für die Zecher.

Zu diesen hatte sich der alte Jahn gesellt. Er sah aufmerksam dem Tanze zu und freute sich, mit welcher Hingebung sich Tänzer und Tänzerinnen drehten. Sie kreiselten aufrecht mit ganz ernsten Gesichtern um die Saalweite, und der schlichte alte Mensch, der irgend einem Verwandtschaftsgrad seine Anwesenheit verdankte, drehte sein Eheweib im weiten Blaudruckkleide mit den stricknadeldünnen Zöpfchen und dem ausgedörrten, lederbraunen Gesicht mit demselben Anstand, womit die Burschen ihre jungen Tänzerinnen drehten, die mit aller Anmut der neusten Mode, mit hellen Blusen und weißen Kleidern angethan waren.

Neben Jahn saß ein Hofbesitzer, mit dem er über die Landwirtschaft sprach. Der Mann war schon ein wenig angeheitert. Er hieß Bork und war aus Näsch.

Als er seinen Namen und seinen Heimatsort nannte, fiel dem alten Jahn das Fuhrwerk ein, das am Nachmittag vor dem Gasthof gehalten hatte, und er fragte den Mann, ob er in verwandtschaftlicher Beziehung zu den Schunkes aus Wißberg stehe; die Frau sei doch in erster Ehe, wie er gehört zu haben meine, mit einem gewissen Bork aus Näsch verheiratet gewesen.

Der Mann seufzte, kraute verdrießlich den Kopf und sagte: Ja, aber die Mutter lebe jetzt schon in dritter Ehe. Aus der ersten Ehe, die kaum ein Jahr gewährt habe, habe sie keine Kinder gehabt. Er sei der einzige Sohn aus zweiter Ehe. Aus der dritten Ehe seien drei Geschwister am Leben. Die Mädchen hätten den ersten besten genommen, bloß um aus dem Hause zu kommen. Die jüngste davon, ein Nachkömmling, erst fünfundzwanzigjährig, habe kürzlich Hochzeit gehalten. Der Sohn aber weiche nicht, weil es sich für ihn doch um die Wirtschaft handle. Die Mutter denke indessen noch lange nicht daran, ins Altenteil zu gehn. Und ehe das nicht geschehn sei, kriege der Bruder keine Frau ins Haus. Zu der Schwiegermutter gebe sich keine hin, ohne daß ihr Rechte eingeräumt würden. Der Bruder sei ein lustiger, frischer Mensch gewesen, jetzt sei er aber auch schon giftig geworden.

Der sei nun zweiunddreißig Jahre alt, er selber zweiundvierzig. Er wurde geschwätzig und begann von seiner Kindheit zu erzählen, wie viel Zwist im Hause geherrscht habe.

Jahn hörte zu und hörte doch auch nichts, sein ernstes, fahles, scharf geschnittenes Gesicht war den Tanzenden zugewandt, wie sie sich eifrig drehten und sich kaum dabei bewegten und ihre heißen Blicke zu Boden gerichtet hielten.

Ein junges Paar fiel ihm auf, beide groß und schlank gewachsen, beide mit geradblickenden Augen, die sich nur beim Tanze zu senken schienen, das Mädchen jung und fröhlich wie ein Frühlingsmorgen, mit blondem Haar und roten Wangen, schwellenden Lippen und wundervollen kleinen Zähnen, die bei der Kürze der Oberlippe fast immer zu sehen waren. Der Bursch ernst, mit braunem Haar und lockerm Schnurrbart. Sie drehten sich so anmutig und so ernst und in so schöner, sachter Harmonie, daß der alte Wandersmann seine Augen nicht abwenden konnte.

Wer sind die — die dahier — die beiden? fragte er, als das Paar wieder hinten an der Tanzkette, von der sich immer nur sechs Paar zum Tanze ablösten, angetreten war.

Welche denn?

Na — eiferte er und zeigte auf sie: Die dahier! Das is Thüringer Schlag, so in der Statur, und die Gesichtszüge auch. Überhaupt! sagte er.

Das is Webers Arno und Webers Emma, berichtete der Hofbesitzer aus Räsch.

Sollen das epper Geschwister sein — gelle?

Das sind sie. — Der Bursch ist meiner Stiefschwester zu Gefallen gelaufe, die itze geheirot hat. Sie sprechen Nippe auf ihn. Auf Emman, da sprechen sie Scheckgs Emma, weil sie immer bein Großeltern ist.

Von wo stammen sie denn?

Von Goschen.

Na — da weiß ich doch nicht — da weiß ich doch nicht —

Der Hofbesitzer aus Räsch stand auf und schritt zum Schankstand hinüber, wo er stehn blieb, mit dem Gastwirt sprach und Glas um Glas hinunter schüttete.

In der Tanzpause schritt ein Mann mit einer Düte über den Saal und streute Wachs auf die Dielen. Bier, Limonade und Zigarren wurden präsentiert. Nachher traten die Paare zur Polka an.

Jahn reckte seinen Hals: zwischen den Tanzpaaren sah er zwei Alte stehn, der Mann dürr, behend, hohlbäuchig, schon ein wenig gebückt im Nacken, ein Weißkopf und ein Fuchsgesicht, die Frau größer und aufrechter und dennoch ein wenig vornüber geneigt; aber geneigt von den Hüften aus, von der schweren Last des Korbtragens. Ihr Haar war ergraut, ihr Gesicht war faltig mit geröteten Wangen, ihr Mund sacht lächelnd eingezogen. Ein Schimmer von Scham lag auf dem Gesicht der Frau, als sie jetzt anfing, sich mit ihrem Alten zu schwingen. Und der alte Fuchs setzte seine Füße mit Bedacht und blinzelte aus halb zugekniffnen Augen, über denen die Brauen wie bereifte Büsche standen.

Das Paar hatte den Saal zur Hälfte umkreist, als die andern tanzenden Paare zur Seite traten, sodaß sich die beiden Alten ganz allein um die Saalweite drehten. Das war hier alte Sitte, wenn man einem Pärchen dahinter gekommen war, daß es insgeheim einander zu Gefallen lief.

Die Frau, als sie den Schelmenstreich gewahrte, wollte sich frei machen, um zu entschlüpfen; aber ihr Ehemann hielt sie mit den großen verarbeiteten Händen fest und drehte sie weiter im Kreise, und seine Augen sahen so verschmitzt und durchtrieben aus, als ob er gar nicht leben könne, ohne daß er einen losen Streich im Anschlag habe.

Irgend einer schrie über den Saal: Das ist das neuste Brautpaar, was wir haben! Und nun brach Gelächter los. Der alte Schelm machte noch einen Entrechat und ließ sein Eheweib fahren, das taumelnd und verschämt das Gesicht in den Händen verbarg.

Jahn fragte seinen Nachbar und wies auf das Fuchsgesicht: Wer is denn der?

Die Antwort lautete: Das is der alte Scheckg.

So, sagte Jahn, so —

Der alte Scheckg trieb dann seine Leute zusammen. Mir müssen häm. Mir erreichen nicht merre den Zug. Macht!

Er schüttelte rund herum die Hand. Mit schmunzelndem Gesicht schoß er umher, als ob ihm immerwährend der Himmel voll Geigen hinge. Der hatte etwas im Leben genossen, was Jahn vorübergegangen war. Jahn empfand es aber mehr, als daß er es dachte.

Dann legte der alte Schelm auch ihm die Hand auf die Schulter: Na — wen hunn mir denn hier? — Na — das is schöne! Na — hatjeh auch! und er rief: Arno! Emma! Nu mal keine Winkelzüge weiter! Der Zug wart nicht, bis mir hinkomm! So trieb er die beiden jungen, schönen Menschen, die freundlich und lachend gehorchten, vor sich her.

Seine Frau aber stand noch hinten im Saal, hatte ein zusammengelegtes, weißes Taschentuch in ihren Händen, das sie abwechselnd von der Linken in die Rechte und von der Rechten in die Linke legte.

So stand sie ein wenig vorgebückt vor Adam Jahn und fragte den, ein Lächeln der Scham und der Bescheidenheit um den Mund: Ich ha gehört, Ihr seid bei uns derhäme, aber Ihr seid lange fort gewasen — haußen . . . Sie schwieg, es war beinah, als könne sie nicht weiter sprechen vor Verlegenheit, daß sie so aufdringlich sei.

Jahn antwortete: Ja; aber nu will ich mal sieh, wie es hier geht.

Willkommen auch! sagte sie.

Schönen Dank. — Na — sagte er, und ein wenig von der Schalkheit des Alten war auf ihn übergegangen: wie ist denn Euch das Tanzen bekommen? Ging noch ganz schöne! Da habt Ihr wohl so lange torbiert, bis der Alte ran gemußt hat?

Ach, das ha ich nicht! sagte sie und legte verlegen die Hände an ihre Wangen, aber der hats hintern Ohren, der hat ein Temperment, das hat der liebe Gott gesegnet. Ist ein guter Mann. Ja. Der hat mir nie zuviel gethan, do kann ich nicht klage. — Und das alles mit dem Lächeln um die eingefallnen Lippen und mit einem erwartenden und fragenden Zug in dem lieben alten Gesicht, das nun fast ein wenig neugierig aussah. Sie trug ein hübsches wollnes braunes Kleid mit seidnem Knüpftuch.

Da schoß der alte Scheckg heran und schrie: Das muß ich sage! Der Zug thut nicht warten! Muß ich mir meine Frau Gemohlin schon mit der Gewalt hole! — packte sie mit einem gefährlichen Diener beim Arm und zog mit ihr ab, während sie verlegen nach ihm schlug und sich zu wehren suchte.

Auch das Enkeltöchterchen stob heran: Großemutter! Großemutter! wie solln mir denn häm komme? und breitete einen großen, rötlichen Kattunmantel um den Nacken der alten Frau.

So verschwanden sie — der alte Scheckg voran, kurzschrittig, mit den Gebärden eines, der eine Last vom Platze zieht, und die Frau wehrend und sich ein wenig sträubend, mit einer verschämten Würde, die ihr gar wohl stand. Hinterher die schöne Enkeltochter in ihrem weißen Piqueekleid mit Spitzensattel. In der Thür stand Rippe und lachte, der ernste Mensch.

Und unter der Thür drehte der alte Scheckg sich zurück und schrie über den Saal: Na — denn auf Wiedersehen auch! Wiedersehen, das macht Freude!

Und zurück rief es von allen Ecken: Gudden Abend, Wiedersehen!

Der Nachbar erläuterte dem alten Jahn: Sie heißen ihn Wiedersehen, weil er immer die Redensart in Gange hat: Wiedersehen macht Freude!

Der Hofbesitzer aus Räsch saß wieder da, nun völlig betrunken und zum Streiten aufgelegt. Als er Jahn ins Auge faßte, fing er aufs neue an auf seine Mutter zu schelten.

Die is schuld an uns allen, sagte er. Das is ein Gesteckchen, das Weib, das! Er weinte und lallte.

Dann kam der Wirt und sagte: Dein Wagen is da!

Er fuhr auf: Hab ich den epper bestellt?

Doch! sagte der Wirt; du hast Auftrag gegeben.

Er ließ sich zureden und ging mit hinaus, ein großer, dicker Mann mit gedunsenem Gesicht und schwimmenden Augen.

Als sie ihn glücklich im Wagen hatten, wurde er wütend, schlug um sich und wollte wieder in den Saal hinauf, denn sie hätten ihn hinausgeworfen. Aber der Knecht ließ die Leinen locker und fuhr mit dem tobenden Manne davon.

Oben im Saal aber drehte sich das junge Ehepaar mit seinen Gästen, kreiselten die schönen jungen Mädchen mit gesenkten Augenlidern, schwenkte der Mann sein Weib mit den stricknadeldünnen Zöpfchen. Und die Schneider bliesen Horn und Trompete, daß es schmetterte. Das Tenorhorn blies der Gastwirt vom Weidmannsheil in Wißberg. Er war Gastwirt und Schneider und Dirigent der Kapelle, und keiner konnte dem Tenorhorn lieblichere Töne entlocken als er. Wenn die Schuster aufspielten, die in Goschen ansässig waren, wurde immer ein Trompetensolo eingelegt, denn hier war die Hauptkraft der Kapelle der Trompetenbläser. Wer spielt denn? pflegte gefragt zu werden. Spielen die Schuster oder die Schneider?

Als Jahn am andern Morgen gefrühstückt hatte, fragte er den Wirt, wo der Böttcher wohne; er wollte nachträglich ein kleines Hochzeitsgeschenk machen.

Der Wirt gab Bescheid, und Jahn machte sich auf den Weg. Der Gedanke an den Böttcher war ihm ganz plötzlich gekommen, ganz plötzlich war ihm eingefallen, daß er als blutjunger Bursch mit Beckmanns Herbert hier im Ort zur Kirmes gewesen war und beim Böttcher gegessen und getrunken hatte. Der Böttcher, der damals noch zweite Hand gewesen war bei seinem Schwiegervater, mochte jetzt vierundachtzig Jahre alt sein. Die Handwerker verzogen hier nicht, da sie zugleich Ackerwirte waren und ihr eignes Besitztum hatten.

Der Morgen war kühl aber schön. Vor ihm her auf der Dorfstraße ging ein kleiner Junge mit dem Schultornister auf dem Rücken. Auf die Klappe des Tornisters war der Kopf des Kaisers eingewirkt, von einem grünen Lorbeerkranz umgeben. Ein wenig weiterhin schaukelte im schwachen Sonnenschein am Straßenrand ein junger Mann sein Kindchen im übergeschlagnen Barchentmantel. Es mochte der Sonntagsmantel seiner Frau sein, er war weißgrundig mit zarten lila Blütensträußen, reich mit Frisuren und Rüschen verziert. Das Kindchen war ein kleines, lachendes Mädel, das selig mit seinen Ärmchen ruderte. Die Mutter hatte dem Kind ein weißes Jäckchen mit roten Armbändern, dem Kennzeichen der kleinen Mädchen, angezogen. Der Vater aber trug zu seinem lichten, feinen Mantel die Reservistenmütze auf dem Kopfe.

Jahn trat in den Böttcherhof.

Der Meister, ein Mann in den besten Jahren, war eben dabei, einem Weinfaß den Boden einzufügen.

Guten Tag, und er wolle eine Stunze kaufen.

Der Meister zeigte vor, Jahn wählte, erlegte den Preis und fing seine Erkundigungen an.

Der alte Böttcher war längst tot, auch der damals junge Böttcher war schon gestorben. Der jetzige Meister war der Schwiegersohn des letztgenannten.

Nun erzählte Jahn, daß er vor etwa fünfundfünfzig Jahren mit seinem Freunde Herbert Beckmann Gast im Hause gewesen wäre.

Nachdem er eine Weile am Reifen gerückt hatte, fragte der Mann, ob das der Tischler Beckmann aus Seitengoschen sei.

Das treffe zu.

Ja, mit dem sei irgend etwas vorgefallen, er wisse nicht mehr was. Da er

aber nichts weiter von ihm gehört habe, so müsse er doch wohl tot oder verzogen sein. Und er setzte sein Eisen auf und begann den Reifen hinabzutreiben.

Die Frau, eine straffe, hübsche Person, die ein kleines Kind im Arme trug, das mit einem roten, weißdurchwirkten, handbreiten Band in ein bunt gewürfeltes Kissen wie in eine spitze Tüte eingebunden war, kam von der Hausschwelle heran, und mit einem freundlichen Blick, der den Alten willkommen hieß, fragte sie ihren Mann: Wie wor denn das mit den Dinkrige, den sie neulichst eingekerkert hatten ...?

Der Böttcher schüttelte den Kopf. Mit Herbert Beckmann, das sei etwas ganz andres gewesen. Aber er wisse nicht mehr ... und er pochte weiter an seinem Weinfaß und blickte, zum Zeichen, daß er es eilig habe, zur Straße hinüber, als erwarte er den Boten, der das Faß abholen werde.

* * *

Jahn war nun wieder unterwegs. Der Tag war herrlich lau und lind geworden. Dünne Nebel zogen noch über die Wiesen und hingen zwischen den Bergen; aber sie senkten sich mehr und mehr, lagerten sich und wurden vom Erdboden aufgenommen.

Der alte Mann schritt hastig dahin, reckte die große, hagere Gestalt und sah sich um nach rechts und nach links.

Aber er ging doch dahin wie einer, der über ein Gräberfeld geht, und konnte zu keiner rechten Festfreude kommen. Noch keine vertraute Stimme hatte ihm die Tageszeit geboten. Noch keinen von denen hatte er angetroffen, mit denen er jung gewesen war. Noch von keinem von ihnen war ihm Kunde geworden. Wer wußte, ob noch ein einziger von ihnen allen lebte. Seine Gedanken wurden wehmütig und glichen in ihrem schwerfälligen Zug einem Schwarm einförmig dahinziehender ungelenker Vögel, die sich langsam fortbewegten.

Und doch wurde ihm die Gegend vertrauter, je weiter er kam. Er erkannte die Bergzüge wieder und wußte, wann hüben oder drüben am Stromufer eine neue Ortschaft auftauchen würde. Und er grüßte Berg uud Thal und Ortschaft mit seinen Augen, die sich röteten in wehmütiger Wiedersehensfreude.

Dabei hatte er überhört, daß ein hurtiger Schritt herangekommen war. Eine junge, klingende Stimme bot ihm den Tagesgruß. Ein großes blondes Mädchen mit breiten, flatternden Röcken, den Korb auf dem Rücken, hatte ihn überholt.

Der alte Jahn handhabte mit der Rechten emsig den Stock und wischte mit der Linken über seine Augen, während er den Gruß erwiderte.

Wart e bischen! rief er ihr nach. Wo gehst denn du hin? Leichte haben wir denselben Weg.

Ich gieh auf Goschen, klang es zurück, und das Mädchen hob die Hand und wies auf ein Geschiebe, woran der Weg, der zu einem großen Bogen ausholte, vorüber führte. Sie legte wieder die Arme unter der Brust übereinander, wie die Frauen dieser Gegend zu thun pflegen, wenn sie den Korb oder die Butte tragen.

Jahn betrachtete sie, wie sie wartend mitten im Wege stand. Zu ihrem dunkelblauen Waschkleid hatte sie eine weiße Schürze mit breiter, gehäkelter Abschlußzacke vorgebunden.

Er war herangekommen und fragte jetzt: Bist du von da gebürtig, von Goschen?

Ja, antwortete sie.

Es wurde ihm schwer, mit dem Mädchen gleichen Schritt zu halten, und er gab der Tasche die Schuld, die seine fünfundsiebzig Jahre traf. So rückte er am Riemen und wiederholte: Wart e bischen. Ich will sie mal anders hängen. Ich bin schon seit gestern früh um Fünfen auf der Reise.

I gar!

Ja, sagte er und wurde redeemsig vor stiller Freude; ich komme drußßen vom platten Lande her, da bin ich zu Hause. Er blieb stehn und strich mit der flachen

Hand breit durch die Luft. Da kannst du blicken, so weit du magst, da ist die ganze Gegend platt wie e Tisch, da sieht ma keine Berge, wo ich zu Hause bin! Halt mal den Stock, sagte er. So wirds gehn!

Er hatte glücklich die Tasche über die andre Achsel gehängt, nahm seinen Stock wieder dem Mädchen ab, das unter der Last des Korbes ein wenig vornüber gebückt vor ihm stand und ihn mit ihren lachenden Blauaugen von unten herauf anschaute.

Wo ist denn das, wo Ihr derhäme seid?

Das liegt weit weg — liegt noch hinter Berlin. Er schmunzelte. Mein Dorf heißt Neulieben. Hast du das in der Schule gelernt, wo das liegt?

Nee.

Aber wo Seitengoschen liegt, das hast du gelernt.

Sie brach in lustiges Gelächter aus, in das er einstimmte.

Da will ich hin . . . sagte er. Zugleich stutzte er, und dann fuhrs ihm heraus: Na — was ist das? Dich sollt ich doch kennen? Bist denn du nicht Scheckgs Emma — gelle?

Ja, die bin ich.

Ich hab dich doch nachten auf der Hochzig gesehen mit deinen Großeltern . . . Na, wart mal — wo kommst denn du daher?

Ach, ich hab Beeren ausgetragen. Meine Schwester, die is gestern in Beeren gewesen.

Da bist du aber zeitig aus den Federn, das muß ich sagen!

Ja, sagte sie und seufzte ein wenig, der Vater, der läßt uns kei Gras unter den Füßen wachse. Da därf man nicht einfältig thun, wenn ma zu Tanze war. Er könnts sonst verweigre, wenn ma wieder drum ansprechen thut.

Spring nicht so scharf, ereiferte sich Jahn, ich kann dir nicht folge. — Ich will auf Seitengoschen bei meinem Freund, sagte er, bei Beckmanns Herbert. Kennst du den epper?

Den kenn ich nicht, gab das Mädchen zur Antwort.

Es kam ihm auf die Lippe, daß er auch nach dem Pfeiff-Schneider fragen wollte. Aber er dachte zugleich: Der ist tot, und es fielen ihm allerlei von den kleinen Schandthaten ein, die der Pfeiff-Schneider an ihm begangen hatte.

Das Mädchen sagte noch einmal: Den kenn ich nicht. Und ich weßß doch gut Bescheid in Seitengoschen. Habt Ihrs ihm denn geschrieben, daß Ihr kommen wollt?

Ich hab keinen Briefwechsel eingeführt.

Kann sein, er ist nicht merre da . . .

Jahn räusperte sich und antwortete mit Bedacht, indem er vor sich nieder auf den Weg sah: Dann haben wir eben andre Leute, bei denen wir einkehren.

Das Mädchen hatte den Kopf auf der Seite und betrachtete ihn, sah ihn teilnahmvoll an, daß er hier nach Thüringen zurückkehre, um seine Freunde zu besuchen, ein so alter Mann, wie er schon war. Sie hatte auch einen Blick der Anerkennung dafür, daß seine Kleidung die eines wohlgestellten Menschen war. Und zuletzt that er ihr leid, weil ihm keiner entgegenkam. So mäßigte sie denn ihre Schritte aufs neue, um ihm noch ein Stücklein Gesellschaft zu leisten.

Neander is auch von Seitengoschen, sagte sie.

Neander?

Ja, der Vater. Wir heißen Weber.

Er wiederholte den Namen, als besinne er sich. Es war in seinem Ort ein Musiker und Tischler gewesen, der so geheißen hatte.

Aber das Mädchen stellte die Sache richtig: Vaters Vater ist vom Walde her gekommen.

Und jetzt seid ihr in Goschen zu Hause?

Ja.

So . . . sagte der alte Jahn.

Er trug seinen Kopf ein wenig gesenkt. Dachte an die Priska, der das Scheiden von ihm so schwer geworden war, daß sie in bitterliche Thränen zer-

flossen war. Dachte immerfort an die Priska, die auch in Goschen wohnte. Aber er wagte keine Frage zu stellen, weil er sich vor dem Bescheide fürchtete. Der Mann mit der Fichtenladung auf der Achsel hatte gesagt: Die sterben weg. Dann hatte er sich, als er vom Böttcher weggegangen war, auch vorgenommen, zuerst nach seinem Heimatsort zu wandern und späterhin, wie es sich passen würde, in Etzelmünde und Goschen vorzusprechen. Und hiervon wollte er nicht abweichen.

Mit ihnen dieselbe Straße zog ein Fuhrwerk, das Fichtenzweige geladen hatte. Das Pferd, hohlrückig, mit müdem Kopf und langen steifen Beinen, die es bedachtsam voreinandersetzte, blieb bei der Berganfahrt aller paar Schritte stehn. Dann setzte der Fuhrmann, ein hagerer Mensch, seinen Fuß in die Radspeichen, damit der Wagen nicht zurückrolle. Ging es nachher bergab, so drehte er die Bremse an. Ein kurzer knurrender Ton antwortete sogleich und wiederholte sich, solange die Bremse in Thätigkeit war, als ob ein bissiger Hund neben dem Wagen herlaufe. Was das Gespann bei der Berganfahrt zurückblieb, das brachte es nachher bei der Bergabfahrt wieder ein, sodaß es immer neben den beiden Wandrern blieb.

Der alte Jahn sagte zu seiner Begleiterin: Wart ein bischen! reichte ihr den Stock zum Halten und holte sein Pfeifchen hervor. Das stopfte er und fing an zu dampfen. Wir wollen den Mann erst mal ein Stückchen vorne weg lasse, sagte er, der braucht nicht zu wissen, was wir zweie uns anvertrauen. Er stocherte und schüttelte am Pfeifchen. Mit dem Daumen drückte er den Tabak nach und knipste zu. Dann hob er die Augen und sah sie an, wie sie mit ihren sprunghaften Gelenken vor ihm stand, den Stock vor sich auf den Erdboden gestellt, die Hände übereinander auf den Handgriff gelegt, und ihm mit ihren blauen Augen voll lachender Neugier zusah, wie er mit seinem Pfeifchen hantierte, das er jetzt glücklich im Mundwinkel untergebracht hatte. Es wurde ihm ganz sonderbar zu Mut, als ob sie ihm etwas zu sagen hätte. Aber er wußte nicht, was das sein könne.

Und dann fragte er unvermutet: Nach wem haben sie dich denn Emma geheißen, epper nach deiner Pate?

Ich heiß so nach Vaters Mutter, antwortete sie.

Sie waren am Geschiebe vorüber, der Weg senkte sich jetzt, am Fuße sah man eine Ortschaft liegen. Als sie kaum hindurch waren, fing der Weg wieder an zu steigen. Wie in einem flachen Hohlweg lief er dahin zwischen leicht aufstrebenden, mit Dorn und Brombeergebüsch bewachsenen Böschungen; Feld schloß sich zu beiden Seiten an. Jenseits des Thales reckten sich rundkuglige Berghäupter, nebeneinander und hintereinander; hin und wieder that sich der Blick nach unten auf, und man sah dann die Bahnlinie zwischen den Wiesen. Jetzt schallte auch ein Pfiff herauf, und mit gemessener Eile kam ein Lokalzug dahergedampft.

Das ist früher alles anders gewasen, sagte er in Gedanken.

Sie hatte keine Zeit mehr für den behaglichen Schlendergang neben dem alten Wandersmann. Gras mußte noch eingeholt werden. Am Nachmittag sollte sie mit der Schwester wieder in die Preißelbeeren, davon die Mutter einbraten wollte. Morgen sollten die letzten Erdäpfel ausgepflügt werden. Die Arbeit riß das ganze Jahr über nicht ab. Der Vater war ein scharfer Wirt, und die Mutter verlangte auch, was irgend zu erschaffen war. Aber sie war immer mehr das Kind der Großeltern gewesen, der Eltern ihrer Mutter, die mit im Haus im Altenteil lebten, das Töchterchen vom alten schalkhaften Großvater und von der guten Großmutter Priska. Sie hießen sie Tätscherbäckers, und das mochte sie nicht leiden. Und wie der aufgelegte Name vom Vater der Großmutter herrühre, der, als sein kleines Mädchen, eben die Großmutter, geboren worden, die Wöchnerin mit selbst gebacknem Tätscher verpflegt hatte, das wollte sie eben erzählen, als Wagengeroll daherschallte, ein schmuckes Fuhrwerk hinter ihnen auftauchte und im flotten Tempo vorüberfuhr.

Das sind Schunkes aus Wißberg, sagte Emma, noch ehe der Wagen neben ihnen war.

Die beiden Alten saßen wieder hinten. Der Sohn fuhr. Die Frau musterte das Paar am Wege, das zur Seite getreten war; denn der Weg war nicht allzu

breit, und die Pferde waren junge mutige Tiere, die scharf im Zügel gehalten werden mußten.

Das Mädchen rückte am Korb, an den schönen Tragebändern von Glanzleder, denen eine feine Rosenguirlande aufgemalt war nebst Namenszug der Trägerin und Datum und Jahreszahl des Geschenktages.

Die wills nich wahr haben, daß die unsern Großvater zu Gefallen gelaufen ist. Die hat enne Rache auf uns. Unser Arno hats mußt büße. Der hat ihre Linna wollt heirate, aber sie hats nicht zugegeben. Der ist heute noch nicht drüber weg. Sie sprechen Rippe auf ihn, auf meinen Bruder, aber ich weiß nicht wegen was.

Wenn er die gekriegt hätte, da würde er nicht so finzen,*) wie er itze thut, antwortete der alte Jahn mit Bezug auf den Großvater. Das Weibsbild, das würd ihn schon kuriert haben von seiner guten Laune. Ich hab ihr gestern ä linzchen zugeschaut, wie sie ihren Mann torbiert hat, das Deibelsluder, das die is.

Ja, da muß ma sich hüten, sagte das Mädchen wichtig. Großvater spricht, das hätt er gleich weisgekriegt, was die für einen Charakter hat. Nachher ist er nach der Großemutter gelaufen, die hatte er in sei Herze eingeschlossen. Aber die hat ihn nicht wollt nehmen, die hat gesagt, sie woll nich heiraten. Zwei Jahre ist er ihr wegen gelaufen. Dann hat er sie mal in Holze getroffen. Erst hat er ihr helft auflesen und packen und verschnüren, und dann hat er gesprochen: Hast denn du dir das nune überlegt, ob du mich willst? — Ach, ich mag dich schon gerne, hat sie gesagt. Du bist nicht schlecht — nein! — Na, willst denn du mich nune heiraten? hat er weiter gesprochen. — Aber unsre Großemutter hat gesagt: Zum Heiroten, da thuts das nicht, daß man einen bloß mag. Da muß man einen schon sehre lieb haben. Die Weibsen, die sind ja dazu da, daß sie den Mannsen was nachsehen. — So hat sie gesprochen. Und der Großvater hat zu ihr gesagt: Wenn du mich nicht willst, dann geh ich unter. Dann werde ich ein schlechter Mensch. Ich kann mir das vürstelle, hat er gesagt, daß ich einen könnte überfallen und den windelweich hauen aus blußen Spaß an der Sache. Und wenn man erst soweit is, da kommt man leichte weiter. Da thut man leichte mehr vom Guten einbüßen. Und da fängt man an zu sinken und zu fallen. Und da ist ein Schritt, da is man ganz verloren. Wenn du mich aber nimmst, hat er gesagt, du sollst nie keine Klage zu führen haben. Ich will dich auf meinen Händen durch das Leben tragen. Der König soll nicht besser zu seiner Fraue sein, wie ich zu dir bin. — Aber sie hat nicht gemocht, so viel er auch in sie hinein geredt hat. Da hat er sich hingesetzt und hat angefangen zu weinen. Mit den Händen vor seinem Gesicht hat er dagesessen und hat so aus tiefen Herzen geweint, daß die Großemutter das nicht hat konnt mit ansehen. — Ach, hat sie gesagt, du überfällst ja mich gar! Das kann ich nicht hören. — Und da hat sie auch geweint. Er hat aber ihren Korb aufgehuckelt und hat ihn rab getragen. Und wie er ihr den Korb hat wieder gegeben, da hat er gesagt: Ich muß noch einmal mit dir reden, wie ein Bettelmann: Willst du mir denn nicht ein Stückchen Brot gebe, daß ich nicht Hungers sterbe? Damit hat er gemeint, ob sie ihm nicht wolle ein linzchen Hoffnung losse. — Die Großemutter hat nachen gesagt: Na, denn in Gottes Namen sags dem Vater, der wird nicht nein spreche. — Da hat sich der Großvater auf die Wiese niedergeworfen und hat gebrüllt wie ein Stier, so voll ist sein Herz gewesen.

Das Mädchen hatte ein hellgrundiges Taschentuch herausgezogen, das es mit beiden Händen vor seine Augen hielt. Dann rückte sie wieder an den Tragbändern.

Nu hab ichs aber notwendig, sagte sie. Ich bin mit dem Zug nauf gefahren, daß ich rascher sollte retour kommen. Sie stand doch noch einen Augenblick, als wolle sie etwas fragen, nickte aber schließlich und sagte: Hatjeh — na ich wünsch auch gute Reise. Darauf nickte sie wieder und verfiel sogleich in einen kräftigen Schritt, dem der alte Jahn wohl nicht hätte folgen können.

Der nahm die Pfeife aus dem Munde und rief hinterdrein: Spring zu!

*) lachen.

Ich muß schon! schallte es zurück.

Während er ihr noch nachschaute, fiel ihm plötzlich die Bestellung seines Enkels ein; er brachte hastig die Pfeife in der Brusttasche unter, legte die Hände als Schallfänger seitlich an den Mund und rief: Emma!

Na?

Ich soll dir auch einen Gruß ausrichten.

I gar! Wer läßt denn mich grüßen? Sie blieb stehn, ohne sich umzuwenden, den Kopf aufmerkend ein wenig zur Seite gewandt.

Mein Enkelsohn läßt dich grüßen — er heißt Fritze!

Er hörte sie fröhlich lachen, während sie hurtig fürbaß schritt.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Geschichte des Sozialismus. Im 12. und 13. Heft haben wir den ersten Band der Sammlung von Briefen und Aufsätzen der drei Häupter der deutschen Sozialdemokratie, die Franz Mehring bei J. H. W. Dietz Nachf. in Stuttgart herausgiebt, ausführlich gewürdigt, weil er zeigt, wie einer der einflußreichsten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts das geworden ist, was er war. Dem zweiten, soeben erschienenen Bande, der Schriften von Marx und Engels aus der Zeit vom Juli 1844 bis November 1847 enthält, ist eine gleiche Bedeutung nicht beizumessen; die Katzbalgereien zwischen den Sozialisten und den Hegelianern und die der damaligen Sozialisten untereinander haben keine weltgeschichtliche Bedeutung und für uns Heutige kein Interesse. Doch findet man in dem dickleibigen Buche hie und da eine geschichtliche Thatsache, einen geistreichen oder richtigen Gedanken, die der Aufbewahrung wert sind, und die in einem kleinen Heftchen zusammenzustellen ein Verdienst gewesen wäre. Dahin gehört einiges aus der Verspottung der „Heiligen Familie" (Bruno und Edgar Bauer), die Marx und Engels unter diesem Titel veröffentlicht haben. Die beiden Sozialisten sind den genannten Hegelianern gegenüber im Recht, soweit sie die Begriffsabgötterei bekämpfen: die Vorstellung, daß die Menschen nur dazu da seien, mit ihren Bestrebungen und Schicksalen abstrakte Wahrheiten zu beweisen, die Methode, Begriffe wie Geschichte, Selbstbewußtsein, Idee zu hypostasieren und sie wie wirkliche Wesen thätig sein zu lassen. Auch geißeln die Verfasser nach Gebühr die Anmaßung, daß sich jeder dieser Herren einbildete, in höchst eigner Person der absolute Geist zu sein. Dagegen waren sie im Unrecht, wenn sie den echt Hegelschen Gedanken von der Priorität des Geistes ablehnten und spotteten, bei Hegel erzeuge der Sohn, der Geist, die Mutter: die Natur. (Genau ausgedrückt, ist es bei Hegel die Idee, die als Natur von sich selbst abfällt und als Geist zu sich zurückkehrt.) Daß der Materialismus seit beinahe fünfzig Jahren wissenschaftlich überwunden und der Geist als das allein wahrhaft Seiende von der heutigen Philosophie anerkannt ist, durfte natürlich der Herausgeber im einleitenden Kommentar den Genossen nicht verraten. In dem Streit über das Verhältnis des Geistes zur Masse hatten beide Parteien Unrecht. Die Bauers verachteten die Masse und haßten sie als einen Hemmschuh des Geistes, während doch die führenden Geister ohne Volksmassen so wenig etwas vermögen wie der Einzelgeist ohne den Leib. Marx und Engels dagegen sehen in der Masse, und zwar gerade in der untersten Schicht der Masse die Trägerin des Geistes und halten sie für befähigt zur Durchführung einer erfolgreichen Revolution, wofern sie nur ihr wahres Interesse erkenne; denn wenn nicht hinter der revolutionären Idee ein mächtiges Interesse stehe, sei sie allerdings ohnmächtig. Hier vermittelt das

Christentum, das die Gliederung der Gesellschaft in Führer und Geführte, in Herren und Knechte, in verschiedne Berufstände für göttliche Ordnung erklärt und den Herrschenden die Masse als Werkzeug und Material übergiebt mit dem Vorbehalt, daß sie die Pflicht haben, die Masse nach Möglichkeit zu durchgeistigen, und daß kein Herrschender das Recht hat, zu seinem eignen Genuß und Vorteil den Untergebnen seines Menschentums, seiner Persönlichkeit und seines Glücks zu berauben. Wo das in größerm Umfange der Fall ist, hat die Masse das Recht auf Revolution, freilich je länger je weniger die Kraft dazu, sodaß also der wirkliche Weg der Geschichte dem ihr von Marx vorgezeichneten gerade entgegengesetzt ist. Jenes Recht aber wird verstärkt durch einen Mißbrauch des Geistes, der häufig genug vorkommt, wenn er auch nicht die unverbrüchliche Regel ist, als die ihn Marx hinstellt. „Alle kommunistischen und sozialistischen Schriftsteller gingen von der Beobachtung aus, einerseits, daß selbst die günstigsten Glanzthaten ohne glänzende Resultate zu bleiben und in Trivialitäten auszulaufen scheinen, andrerseits, daß alle Fortschritte des Geistes bisher Fortschritte gegen die Menschheit waren, die in eine immer entmenschtere Lage hineingetrieben wurde."

Zu den in dem Buche erwähnten oder beleuchteten Thatsachen, die nicht genügend bekannt sind, gehört, daß die englischen Arbeiter der Chartistenzeit nicht die Freihändler, die Antikornzolliga, sondern die Tories zu Bundesgenossen gehabt haben. Engels und Marx unterstützten die deutschen Schutzzöllner aus folgendem Grunde. „Da die Bourgeoisie in Deutschland des Schutzes gegen das Ausland bedarf, um mit den mittelalterlichen Resten einer Feudalaristokratie und dem modernen »von Gottes Gnaden« aufzuräumen und ihr eigenstes, innerstes Wesen rein und lauter zu entfalten, so hat auch die arbeitende Klasse ein Interesse an dem, was der Bourgeoisie zur ungeschmälerten Herrschaft verhilft. Erst wenn nur noch eine Klasse, die Bourgeoisie, ausbeutend und unterdrückend dasteht, wenn Not und Elend nicht mehr bald dem, bald jenem Stande oder bloß dem unbeschränkten Königtum und seinen Bureaukraten ins Schuldbuch geschrieben werden können: erst dann entspinnt sich der letzte entscheidende Kampf, der Kampf zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen, der Kampf zwischen der Bourgeoisie und dem Proletariat. Dann ist das Schlachtfeld von allen unnötigen Schranken, von jedem irreführenden Beiwerk gesäubert, die Stellung der beiden feindlichen Heere klar und übersichtlich." Der Leiter und Ordner der Weltgeschichte spinnt sehr langsam, und sein Gespinst fällt allemal anders aus, als es seine menschlichen Handlanger planen. Heute, fünfundfünfzig Jahre später, sind die Feudalen noch nicht vernichtet; sie, die damals Freihändler waren, betreiben die Hochschutzzöllnerei im Bunde mit der Großbourgeoisie, und die Sozialdemokraten verstärken beiden gegenüber das schwache Häuflein der Freihändler. Daß für sie viel damit gewonnen wäre, wenn sie nur noch einen Heerhaufen sich gegenüber hätten, das heißt, wenn die „Soldateska" bloß noch im Dienste des Großk..pitals stünde, was ja in Belgien, in Frankreich, in England, in Nordamerika einigermaßen erreicht ist, das glauben sie heute wohl selber nicht mehr. Zudem sind wir von dieser reinlichen Scheidung heute weiter entfernt als damals. Die Zahl der einander kreuz und quer bekämpfenden Interessengruppen ist Legion, und die organisierten Lohnarbeiter sind noch lange nicht die stärkste dieser Gruppen. Engels hat sich übrigens im damaligen Zollstreit als einen so schlechten Propheten erwiesen wie Marx mit der weltgeschichtlichen Rolle, die er dem Proletariat zumutete. Engels glaubt nicht daran, daß Deutschland nach dem Rezepte Lists ein England ebenbürtiger Industriestaat werden könne; das sind wir aber bekanntlich geworden. Und sollte dennoch das Unglaubliche geschehen, so, prophezeit Engels, würde die soziale Revolution die unmittelbare Folge davon sein; diese würde zunächst in dem ruinierten England ausbrechen und von da aus das Festland ergreifen. — Was Marx für die Nationalökonomie, und was die organisierte Lohnarbeiterbewegung für die Gesellschaft und den Staat geleistet hat, wird von allen Unterrichteten anerkannt. Das Marxische Evangelium aber hat der Gang der Entwicklung als reine Utopie enthüllt. Wenn sich nun der sehr gescheite

Herausgeber immer noch dumm stellt und glauben machen will, er halte dieses Evangelium für den Inbegriff aller Wahrheit und Weisheit und jeden, der nicht daran glaubt, für einen beschränkten Kopf, so wirkt das doppelt komisch in diesen Tagen, wo die belgischen und die schwedischen Arbeiter der Welt so arithmetisch genau gezeigt haben, wie viel und wie wenig sie vermögen, wo die englischen organisierten Arbeiter nach der richtigen Charakteristik, die der Vorwärts von ihnen entwirft, reaktionäre Zünftler sind, die nichtorganisierten aber Nullen, die kein Politiker in Rechnung stellt, und wo das „Fest der Arbeit" aus dem Stadium der Lächerlichkeit in das der Vergessenheit eingetreten ist.

Das Deutschtum in Tirol. Der Alldeutsche Verband giebt bei J. F. Lehmann in München ein Werk: Der Kampf um das Deutschtum in zwanzig Heften heraus. Im siebenten, 1901 erschienen, behandelt H. Nabert: Das Deutschtum in Tirol. Seine Schrift ist kein Pamphlet, sondern eine mühsame historisch-statistische Studie, aber dem aufgewandten Fleiß entspricht leider nicht der Wert; sie ist eine wüste Materialiensammlung, die über die Ursachen und den innern Zusammenhang der erzählten Vorgänge keinen Aufschluß giebt. Der Verfasser teilt seinen Stoff in die vier Abschnitte: Allgemeines; Kirchliches; Unterricht; Industrie, Handel, Land- und Forstwirtschaft, sowie Fremdenverkehr in der Gegenwart. Diese Einteilung verursacht zwei Übelstände, einmal, daß manche Dinge, wie der Bauernaufstand des sechzehnten Jahrhunderts, wiederholt abgehandelt werden, sodann, daß die Kirchen- und Unterrichtsgeschichte von ganz Österreich eingeflochten wird samt einem Stück politischer Geschichte der Monarchie einschließlich der Schicksale der Christlich-sozialen Partei und der Los-von-Rom-Bewegung. Der Verfasser hätte besser gethan, wenn er zum Einteilungsgrunde die zwei Fragen gewählt hätte, die ihm vorgeschwebt haben, die er aber nicht ausspricht: Wie wirkt das Italienertum, und wie wirkt der Klerikalismus auf das Tiroler Deutschtum ein? So wie in den Sudetenländern wirken das nationale und das religiöse Element in Tirol gewiß nicht zusammen. Dort liegt die Sache so, daß die Leute von Besitz und Bildung meist Deutsche und dabei seit der josephinischen Zeit unkirchlich, zum Teil entschieden kirchenfeindlich sind, der katholische Klerus sich darum meist aus dem Tschechentum rekrutiert, womit zwei Gründe für die antideutsche Gesinnung des Klerus gegeben sind. In Tirol dagegen sind die Deutschen fromme, ja bigotte und fanatische Katholiken, und der Verfasser giebt ihnen das Zeugnis, daß sie trotzdem gute Deutsche bleiben; daß sich aber deutsche Gemeinden italienische Seelsorger oder Lehrer gefallen lassen müssen, kommt nicht vor. Der Kampf gegen den Klerikalismus kann also in Tirol nur den Sinn haben, daß nach einer bei den Protestanten ziemlich allgemein herrschenden Meinung der Katholizismus an sich etwas Undeutsches sei, und daß man die Tiroler von ihm befreien müsse, um sie wieder zu echten Deutschen zu machen. Daran arbeiten nun auch der Scherer und seine Freunde, und es wäre also darzulegen gewesen, wie stark die Anhängerschaft dieses Blattes ist, und ob wirklich in ihm der echt deutsche Geist lebt, was nach den Geschichten, die seinem Herausgeber in Schönerers Organ nachgesagt werden, bezweifelt werden darf. Vor allem würde ein Mann, der eine auch noch so kurze Geschichte des Tiroler Deutschtums vom protestantischen Standpunkt aus schreibt, das Rätsel zu lösen haben, wie diese Tiroler Bauern, die sich im sechzehnten Jahrhundert so energisch gegen ihren Klerus erhoben haben, so bigotte Katholiken geworden sind, daß ihr Landtag den Toleranz- und Schulgesetzen der neuen Zeit den größten Widerstand entgegengesetzt und die Glaubenseinheit des Landes bis vor zehn Jahren als sein heiligstes Gut verfochten hat? Mit dem Worte Jesuiten ist doch nichts erklärt, wenn man diesen Ordensleuten nicht übermenschliche Kraft zuschreiben will, und die Soldateska der Ferdinande thuts auch noch nicht. Man muß bedenken, daß behauptet wird, 29 Dreißigstel der Bewohner der österreichischen Monarchie seien vor der Gegenreformation Protestanten gewesen (S. 91 der vorliegenden Schrift), daß die Iren in dreihundertjähriger beispielloser Unterdrückung treue, ja fanatische Katholiken ge-

blieben sind, und daß die Kalvinisten des winzigen Hollands zu der Zeit, wo sie der spanischen Weltmacht siegreichen Widerstand leisteten, auch noch die katholische Mehrheit ihres kleinen Staates daniederzuhalten hatten, denn — es klingt unglaublich, ist aber, wie Wenzelburger nachgewiesen hat, wahr — die Reformierten blieben bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein in der Minderheit. Diese Thatsache ist so merkwürdig und dabei so unbekannt, daß wir die entscheidende Stelle aus dem zweiten Bande seiner Geschichte der Niederlande (S. 809) abschreiben müssen. „Trotz aller Gewaltmaßregeln war es nicht gelungen, den Katholizismus so zu vertilgen, wie dies in katholischen Ländern mit dem Protestantismus geschehn ist; zur Zeit Oldenbarnevelts bilden die Katholiken seiner Behauptung nach noch die Mehrheit, und zwar nicht nur in Gelderland, Friesland, Overyssel, Groningen und Utrecht, sondern selbst in Holland, wo in einer Konferenz von Prädikanten und Deputierten im Jahre 1587 konstatiert wurde, daß nicht der zehnte Teil der Einwohner der Provinz reformiert sei, und 1618 gab Oldenbarnevelt dem englischen Gesandten Carleton die Versicherung, daß die Papisten noch immer den reichsten und angesehensten Teil der Bevölkerung bildeten, und daß die Protestanten nicht den dritten Teil der Bewohner ausmachten. Und dennoch hat diese Minderheit den andern Teil zu rechtlosen Staatsbürgern herabgedrückt, die kein öffentliches Amt bekleiden durften, aber zu den öffentlichen Lasten und den vom Kriege geforderten Opfern in derselben Weise herangezogen wurden wie die Protestanten.“ Holland beweist also die Unüberwindlichkeit eines wirklich vorhandnen religiösen Glaubens in doppelter Weise, indem weder die Spanier den Kalvinismus, noch die Kalvinisten den Katholizismus auszurotten vermocht haben. — Auch der letzte Teil von Naberts Schrift enthält trotz seiner ganz unangemessenen Kürze (5 Seiten!) meist nur statistische Angaben, die mit dem Tiroler Deutschtum wenig zu thun haben; nur die kurzen Angaben über den Unterschied in der Lage der deutschen und der welschen Weinbauern und über die wirtschaftlichen Ursachen der Ausbreitung der italienischen Sprache und Nationalität gehören hierher, und diese wären zu einer ausführlichen Darstellung zu erweitern gewesen. Möge ein wirklicher Historiker den interessanten und wichtigen Gegenstand anpacken! Die Nabertsche Stoffsammlung wird ihm dabei einige Dienste leisten.

Philosophische Schriften. Wilhelm Wundt gliedert seine Einleitung in die Philosophie (Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1901) in drei Abschnitte. Der erste behandelt „die Aufgabe und das System der Philosophie“ und beweist, daß sie keineswegs durch die Ausbildung der Einzelwissenschaften ihr Dasein und ihre Berechtigung eingebüßt hat. Sie ist „die allgemeine Wissenschaft, welche die durch die Einzelwissenschaften vermittelten Erkenntnisse zu einem widerspruchslosen System zu vereinigen und die von der Wissenschaft benützten allgemeinen Methoden und Voraussetzungen des Erkennens auf ihre Prinzipien zurückzuführen hat.“ Der zweite Abschnitt giebt eine vortreffliche kurz gefaßte Geschichte der Philosophie, in der auch die patristische und die scholastische Periode gebührend gewürdigt werden. Die Kirchenlehre charakterisiert folgender Satz: „Gegenüber allen Tendenzen, die entweder darauf ausgehn, den Glaubensinhalt zu rationalisieren, oder bemüht sind, ihm eine anschauliche, der Phantasie zugängliche mystische Form zu geben, ist das Streben der sieghaften Lehre immer dahin gerichtet, die Glaubenslehre als eine absolut mystische festzuhalten, welche ebensowenig von dem Verstande begriffen wie von der Phantasie anschaulich vorgestellt werden könne. Der rationalistischen und der phantastisch-mystischen setzt die orthodoxe Lehre die rein mystische Auffassung gegenüber.“ Der dritte Abschnitt stellt die Hauptrichtungen der Philosophie dar, die erkenntnistheoretischen (Empirismus, Rationalismus, Kritizismus), die metaphysischen (Materialismus, Idealismus, Realismus) und die ethischen (heteronome, transcendente und immanente Moralsysteme). Im Rationalismus werden wieder drei Richtungen unterschieden: der Apriorismus, der Ontologismus und der Panlogismus. Die Begründer des Panlogismus sind Fichte und Hegel. Wenn den zweiten Wundt

richtig verstanden hat, so konnte sich Marx die bekannte Umstülpung seines Meisters ersparen. Wundt meint nämlich, da bei Hegel das Sein an sich das reine Nichts und nur in seinen Erscheinungen wirklich sei, so sei damit der Gedanke einer jenseitigen Welt beseitigt und die Welt unsrer Erfahrung für die einzig wirkliche Welt erklärt. — Der berühmte Physiologe, der sich allmählich zum Philosophen entwickelt hat, hatte schon vor Hartmann seinen Drews gefunden in Edmund König, der „W. Wundt, seine Philosophie und Psychologie“ als 13. Band von Frommanns Klassikern der Philosophie (Stuttgart, 1901) herausgegeben hat, allerdings nur ein zierliches Bändchen, während der Hartmann von Drews ein umfangreiches Werk ist. Streng wissenschaftlich gehalten ist auch die Arbeit von König.

Als eine vortreffliche Einführung in die Philosophie haben wir Otto Liebmanns Gedanken und Thatsachen wiederholt empfohlen. Im vorigen Jahre ist (bei Karl J. Trübner in Straßburg) vom zweiten Bande das zweite Heft erschienen. In behaglicher Breite und ansprechender Form erörtert und beleuchtet der Verfasser die Gedanken und Thatsachen, mit denen die Forscher seit Jahrtausenden ihr Hirn zermartern, im vorliegenden Hefte Subjekt und Objekt, Sein und Geschehen, Stoff und Form, Materie und Geist, Einheit und Vielheit. Er zeigt, daß die Grundgedanken der ältesten Philosophie, wie des Parmenides unveränderliches Sein und des Heraklit unfaßbarer Werdefluß (nicht zweimal tauchst du in denselben Strom) typische Gedanken sind, die sich allen Zeiten in immer neuen Verkleidungen unabweisbar aufdrängen, und er lehrt uns sogar von Zenos Paradoxien (Achill kann die Schildkröte nicht einholen) den Sinn verstehn. Die heutigen Kämpfe um die Descendenztheorie z. B. sind nur eine neue Form des alten Streits zwischen Realisten und Nominalisten, zwischen Platonikern und Aristotelikern. „Wir brauchen, schreibt Liebmann, nur die Definition aufzustellen: unter der platonischen Idee einer Naturgattung ist das Naturgesetz zu verstehn, nach welchem beim Zusammentreffen gewisser Bedingungen stets und überall ein Wesen von dem Typus dieser Gattung entstehn muß — dann stimmt die Ideenlehre mit den wesentlichen Grundgedanken der modernen Naturansicht viel besser überein, als der aus empirischer Beobachtung der Phänomene abstrahierte, über die Grundrätsel des organischen Lebens ratlos oder gleichgiltig hinweggehende Gedankenapparat der Descendenztheorie.“ Die Unlösbarkeit dieser Grundrätsel macht Liebmann auch im vorliegenden Heft wiederum so unwiderleglich klar, daß wir am liebsten den ganzen Abschnitt abschreiben möchten, der mit dem Satze beginnt: „Nur über das Ungewöhnliche wundert sich der gewöhnliche Kopf; über das Gewöhnliche erstaunt der ungewöhnliche Kopf. So erstaunte Newton darüber, daß ein Apfel vom Baume herunterfiel, und entdeckte infolgedessen das Gesetz der Gravitation. Nichts ist unbegreiflicher, als daß es Philosophen gegeben hat, die alles begreiflich fanden.“ Zu ihnen gehören auch die Herren, die aus Erblichkeit, Variabilität, Entwicklungsfähigkeit und Fortpflanzungsfähigkeit die Artenbildung erklären, ohne eine Ahnung davon, daß gerade diese vier Eigenschaften der Organismen das sind, was zu erklären wäre, wenn je die Möglichkeit der Erklärung geschafft werden könnte.

Kant hat ein Manuskript hinterlassen, das gedruckt etwa 1000 Seiten groß Oktav füllen würde. Es enthält ein vollständiges und ein unvollständiges Werk. Das vollständige: „Vom Übergang von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik“ hat Albrecht Krause herausgegeben. Das unvollständige: „Der Transcendentalphilosophie höchster Standpunkt: von Gott, der Welt und dem Menschen“ benutzt der genannte Gelehrte dazu, in dem Buche: Die letzten Gedanken Immanuel Kants (Hamburg, C. Boysen, 1902) die eigentliche Meinung Kants darzustellen, die in seinen gedruckten Werken vielfach durch eine ungeschickte Terminologie verdunkelt werde. Die beiden wichtigsten Enthüllungen, die uns hier dargeboten werden, sind, daß Kants Gott nicht der Erklärungsgrund der Welt, sondern nur eine Forderung der praktischen Vernunft und der Erklärungsgrund für das menschliche Pflichtgefühl ist, und daß man Kants Ding an sich allgemein mißverstanden hat. Nicht kantisch sei die unter dem Namen Kantianismus

bekannte Lehre, daß wir die wirkliche Welt nicht kennten und nicht kennen könnten, daß wir nur die Erscheinungen kennen könnten, die wirkliche Welt aber, die Welt der Dinge an sich, uns unbekannt bleiben müsse. Vielmehr lehre Kant ganz dasselbe wie der gesunde Menschenverstand: „daß sowohl das Menschengeschlecht wie der einzelne Mensch in eine längst bestehende Welt hineingeboren ist, deren Gegenstände die Eigentümlichkeit haben, daß sie auf den schlummernden Geist des Kindes einwirken können, sodaß es Bewußtsein, Erkenntnis und Erfahrung bekommt. Die Gegenstände erzeugen weder unsern Geist, noch erzeugt unser Geist die Welt, aber wir können erst dann behaupten, daß die Welt sei, wenn wir mit Bewußtsein die Erfahrung davon gemacht haben." Das uns zu sagen, brauchte wohl eigentlich kein Säkulargeist zu erstehn, denn daß einer, der kein Bewußtsein hat, überhaupt etwas behaupten könne, ist auch vor Kant keinem Menschen eingefallen. Daß die Welt, wie man aus Kants Schriften gefolgert hat, ohne wahrnehmende Wesen nicht existieren würde, oder daß sie zwar auch unabhängig vom Menschen existiert, aber ohne die Qualitäten, wie Töne und Farben, die erst mittels der Sinne im menschlichen Bewußtsein erzeugt werden, das ist nach Krause ein augenfälliger Unsinn. — Welches Glück, daß Kant so dunkel geschrieben hat! Was hätten denn alle die Professoren, die ihr Leben der Kanterklärung gewidmet haben, wohl anfangen sollen, wenn sie gewußt hätten, daß Kant über Welt und Mensch nicht anders denkt als ihr Stiefelputzer? Vielleicht wäre ihnen nichts übrig geblieben, als diesem Konkurrenz zu machen. Und auch Dr. Paul Deußen, ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Kiel, hätte sein letztes Werk: Die Elemente der Metaphysik (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1902) ungeschrieben lassen müssen; denn er lehrt, den Standpunkt der Versöhnung aller Gegensätze habe die Menschheit „der Hauptsache nach erreicht in dem von Kant begründeten, von Schopenhauer zu Ende gedachten Idealismus, der an der ersten und ursprünglichsten aller Thatsachen festhält, daran nämlich, daß die ganze räumlich ausgebreitete Welt nie und nirgends besteht außer in dem Bewußtsein und daher nur ideal, d. h. nur Vorstellung ist." Dem Widerspruch, daß das Gehirn, ein Teil der räumlichen Welt, das Bewußtsein, dieses aber die räumliche Welt erzeugen soll, sucht er dadurch zu entkommen, daß er zwischen dem empirischen und dem transcendentalen Bewußtsein unterscheidet; jenes wird von der Welt erzeugt, dieses erzeugt und trägt die Welt. Wir nennen Gott, was er transcendentales Bewußtsein nennt, und denken uns im übrigen den Zusammenhang ebenso. Unsern Gottesbegriff kann Deußen freilich nicht annehmen, denn ihm, dem Schüler der weisen Brahmanen, ist Gott „das Prinzip der Verneinung" und unpersönlich; wäre er persönlich, so wäre er ein begrenztes, „folglich egoistisches, folglich sündiges Wesen"; als Individuum da sein, das ist ja die Ursünde. „Darum kann die Philosophie das höchste Ziel alles menschlichen Strebens, dem alle reine Gerechtigkeit, Nächstenliebe und Entsagung, alle Tugend und Heiligkeit entgegenführt, immer nur negativ als die Verneinung des Willens zum Leben und dieser ganzen Welt, in der er erscheint, zum Ausdruck bringen, wiewohl an sich vielmehr die Bejahung des Willens als Sinnlichkeit, Feigheit, weichliche Genußsucht und kleinliches Kleben am eignen Ich das negative und verwerfliche, hingegen das, was wir im Anschluß an einen Ausspruch Jesu Verneinung nennen, die Quelle alles Heroismus, aller Tapferkeit, Ausdauer und uneigennützigen Arbeit, aller Treue und Lauterkeit der Gesinnung und somit an sich nichts weniger als negativ, sondern vielmehr das wahrhaft Positive, Göttliche und Beseligende ist." Als moralisch läßt Deußen gute Handlungen nur gelten, soweit sie Akte der Selbstverneinung sind. Man kann den zartsinnigen und gemütvollen Deußen als die weibliche Seele des heutigen Pessimismus bezeichnen gegenüber dem verstandesscharfen, abstrakten und, wo er praktisch wird, husarenmäßigen Hartmann. Darin stimmt jener mit diesem überein, daß er ebenfalls weder zum Selbstmord noch zum Quietismus oder zur indischen Askese verführen will, sondern in der leidbringenden Erfüllung der Berufspflichten die Selbstsucht überwinden lehrt. — Daß Tapferkeit und Pflichterfüllung oft zur Selbstvernichtung führen, ist richtig, daß sie der Selbstverneinung

entspringen, dagegen nur in einzelnen Fällen wahr. Der Wille zum Leben, sei es auch nur der Wille, daß andre glücklich leben sollen, erzeugt sicherlich im ganzen mehr Heroismus. Mag der Pessimismus manchem Ausnahmemenschen zur höchsten Vollendung seiner Persönlichkeit verhelfen, der Durchschnittsmensch kann nur eine optimistische Philosophie brauchen; falls er nicht Christ zu sein vermag, etwa eine von der Art, wie sie Julius Duboc darbietet, der das Leben, und zwar das gesunde Leben, als ein Gut schätzt und glaubt, daß sich das Menschengeschlecht im ganzen langsam dem Ziel alles Lebens: völliger Gesundheit, nähere. Er begründet und verteidigt diese Ansicht auch in den philosophischen, ästhetischen, kultur- und zeitgeschichtlichen Studien und Skizzen, die er in seinem neusten Buche unter dem Titel Streiflichter (Leipzig, Otto Wigand, 1902) zusammengefaßt hat.

Das jüdische Hehlerrecht. Aus Leserkreisen haben wir folgende Zuschrift erhalten: Mit vielem Interesse habe ich den Artikel von Herbert Meyer „Das jüdische Hehlerrecht" in Nr. 29 der Grenzboten gelesen. Es sei mir erlaubt, die Angaben des Verfassers zu berichtigen. An einer Stelle heißt es: „Auch nach dem unter den europäischen Juden geltenden talmudischen Recht konnte der Käufer oder Pfandnehmer einer gestohlnen Sache immer Ersatz des darauf gegebnen verlangen, wenn er nur nicht gewußt hatte, daß die Sache gestohlen sei. Verdächtig konnte sie ihm vorkommen; er durfte sie auch von einem notorischen Diebe oder um einen Hehlerpreis kaufen, das schadete ihm in seinem Rechte nicht." Dies ist nicht ganz richtig. Nach § 356 des Schulchan Aruch Choschen Mischpat (worin das talmudische Recht niedergelegt ist) hat der Käufer eine Sache, die er von einem notorischen Diebe gekauft hat, dem frühern Eigentümer unentgeltlich zurückzugeben. Im § 358 heißt es: Jede Sache, bei der vorauszusetzen ist, daß sie gestohlen ist, ist verboten zu kaufen; deshalb darf man vom Viehhirten Wolle, Fett oder Lämmer nicht kaufen; überhaupt darf man von einer Person, die beim Verkaufen eines Gegenstandes dem Käufer sagt, daß er sie geheim halten soll, nicht kaufen. Der § 356 beginnt mit den Worten: Es ist verboten, einen gestohlenen Gegenstand zu kaufen; es ist dies eine große Sünde, da man den Übelthäter dadurch unterstützen würde und veranlassen, daß er noch mehr stehlen würde. Hiernach trifft die Bemerkung des Herrn Verfassers: „Und genau dieselben Rechtsgrundsätze, die uns so unmoralisch erscheinen, die aber der Talmud mit dem Bestreben nach Erleichterung des Verkehrs rechtfertigt, wurden von deutschen Königen in Privilegien zu Gunsten von Reichsfremden anerkannt!" soweit es den Talmud betrifft, nicht zu. M. E.

Bibel und Babel. Der Assyriologe Friedrich Delitzsch hat bekanntlich am 13. Januar für die deutsche Orientgesellschaft in Gegenwart des Kaisers einen Vortrag gehalten, worin er nachzuweisen sucht, daß die jüdische Religion ein Ableger der assyrischen und die babylonisch-assyrische Litteratur die Quelle der Erzählungen des ersten Buches Mosis sei. Diesen Vortrag hat er, mit schönen Illustrationen unter dem Titel: Babel und Bibel bei J. C. Hinrichs in Leipzig herausgegeben. Für die überraschenden Aufschlüsse über die assyrisch-babylonische Kultur, die uns die Assyriologen gewähren, sind wir selbstverständlich sehr dankbar, aber mit dem Versuch, die Erzählungen des ersten Buches Mosis zu Plagiaten von assyrischen Schriftwerken zu stempeln, sind auch nicht alle Fachgelehrten einverstanden. Einer von ihnen, der des Assyrischen kundige Professor der Philosophie und Theologie Eduard König in Bonn, hat den Vortrag seines Kollegen in der Schrift: Bibel und Babel, eine kulturgeschichtliche Skizze (Berlin, Martin Warneck, 1902) sehr scharf kritisiert. Er führt darin hauptsächlich folgende Sätze aus. Man darf nicht glauben, daß die Keilschriften, weil sie auf unverwesliches Material eingegraben sind, sämtlich Urkundenwert hätten; Thontafeln waren eben das gewöhnliche Schreibmaterial am Euphrat und Tigris, und der Thon war so geduldig, wie heute das Papier. Viele der Keilschriften sind nicht Originalurkunden, sondern Abschriften von solchen, die in späterer Zeit, besonders unter Asurpanibal (668 bis 628

v. Chr.) angefertigt wurden, und zwar mit der Tendenz, den König zu verherrlichen, der sie verfertigen ließ, sodaß es also den Autoren wahrscheinlich nicht auf gewissenhafte Geschichtschreibung angekommen sein wird. Die Thontafeln sind zum Teil zerbrochen, die richtige Reihenfolge der Stücke ist nicht sicher zu ermitteln; die Schrift ist schwer lesbar und noch schwieriger zu deuten, viele Deutungen sind unsicher und zweifelhaft. Wäre aber auch in allen Fällen die Deutung, die Delitzsch vorzieht, unzweifelhaft richtig, so würde daraus weder das höhere Alter der assyrisch-babylonischen Schriftwerke, noch ihre Überlegenheit über die biblischen folgen. Sie und die biblischen Erzählungen können aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft sein, und das für die Wertschätzung Entscheidende ist nicht, was beide gemeinsam haben, sondern das, worin sie voneinander abweichen. Und gerade die charakteristischen Abweichungen der babylonischen Mythen von der Bibel: die wüsten polytheistischen Fabeln und die Verherrlichung der Unzucht, dazu die durch Bildwerke und Inschriften bezeugte wilde Grausamkeit des Volkes und seiner Religion hat Delitzsch gar nicht erwähnt. In seinem kurzen Abriß der babylonischen Schöpfungsgeschichte z. B. läßt er gerade die Hauptsache weg, den Anfang, aus dem hervorgeht, daß die Götter ebenso entstanden gedacht werden wie die Menschen, und seine Deutung des Bildes zweier zu beiden Seiten eines Baumes sitzenden Personen auf die biblische Geschichte vom Sündenfall ist ganz willkürlich und höchst unwahrscheinlich. Daß in den Keilschriften einige biblische Erzählungen, wie Delitzsch behauptet, in ursprünglicherer Form ans Licht getreten seien, ist also unerwiesen; völlig unberechtigt aber ist es, wenn diese Form auch noch dazu die reinere genannt wird, man müßte denn das trübe Wasser des Gießbachs für rein und das durch menschliche Arbeit gereinigte für unrein erklären. Die Ausgrabungen am Euphrat fördern wertvolle Ergänzungen der Bibel zu Tage, aber darin liegt ihre Bedeutung nicht, daß sie zur Totengräberarbeit für die Wertschätzung der Bibel würden. Delitzsch mag Babel mit Recht das Hirn Vorderasiens nennen — was in der Bibel lebt, das stammt nicht aus der Welt: „In Babel strebte die Menschheit zum Himmel, in der Bibel ragt der Himmel in das arme Menschenherz hinein.“

Memoiren über Friedrich den Großen. Bei Robert Lutz in Stuttgart sind in einer zweibändigen deutschen Übersetzung erschienen Mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin von Dieudonné Thiébault (1804). Der Verfasser, dessen Sohn nachmals unter dem ersten Napoleon ein ausgezeichneter Generalstabsoffizier gewesen ist, kam auf Veranlassung D'Alemberts als Sprachlehrer 1765 an die Militärakademie nach Berlin, kehrte 1784 nach Frankreich zurück und vertrat mit Eifer und litterarischem Geschick die Ideen der neuen Zeit. Ein Jahr vor seinem Tode gab er sein Memoirenwerk über Friedrich den Großen heraus, das in einem wundervoll leichten, angenehm lesbaren Französisch geschrieben ist, denn er war ein vortrefflicher Stilist und hatte schon 1774 eins der besten Bücher über den Gebrauch seiner Muttersprache veröffentlicht: Essai sur le style. Der König, der ihn auch als Ratgeber und Korrektor für seine Briefe und Akademieabhandlungen gebrauchte, hatte ihn gern; er war ein bescheidner Mann, der seine untergeordnete, aber wichtige Stellung mit Takt versah und, von aufrichtiger Verehrung für seinen hohen Herrn beseelt, seine Berliner Aufzeichnungen ohne allen Anspruch als die „Beobachtungen eines Kammerdieners“ veröffentlicht hat. In vier Gruppen geordnet behandeln sie die Person des Königs und seiner Geschwister, die fremden Gesandten und die Hofgesellschaft, die Zivil- und Militärverwaltung, alles in kurzen Schilderungen, persönlichen Zügen und anekdotischen Erzählungen. Die Mitteilungen haben durch ihre Lebendigkeit einigen Wert und bringen auch wohl noch etwas Neues für die Zeit, die Thiébault selbst erlebt hat; von den berühmten Männern aus des Königs Kreise hat er nur noch wenige und diese im hohen Alter kennen gelernt, Zieten, Möllendorf, Leopold von Dessau und Lentulus, und was er von ihnen und andern sagt, geht dem Standpunkt seiner Wahrnehmungen entsprechend durchaus auf das Persönliche ihres Privatlebens. Ebenso

was er von dem König erzählt, seinem einzigen Luxus, den 1500 Tabaksdosen, deren er vier bis sechs zur Zeit in Gebrauch hatte, der Lieblingsfarbe seiner Möbel, Rosa, und den Windspielen, die sie ihm zerkratzten und zerbissen, so oft er sie auch neu überziehn ließ. Das koste zwar viel, pflegte der König zu sagen, aber eine Marquise de Pompadour würde ihm doch noch mehr kosten und dabei weniger anhänglich sein. Der König habe es übel vermerkt, wenn ein in Audienz Empfangner eins der anspringenden Tiere unversehens auf die Pfoten getreten habe, und es sei auf seine Stimmung einem Eintretenden gegenüber nicht ganz ohne Einfluß gewesen, ob diesen die Windspiele freundlich oder unwillig begrüßten. Ihn selbst — Thiébault — hätten sie niemals angebellt! Zu dem Kapitel der Einfachheit des Königs merkt er den Besitz von sechs Hemden an, die man jährlich erneut habe. Auch die königlichen Prinzen hätten nur soviel gehabt und namentlich nicht mehr ins Feld und zu den Manövern mitnehmen dürfen. Der ganze Troß des Prinzen Heinrich einschließlich seiner Kanzlei sei, wenn er in den Krieg zog, von zwölf Maultieren befördert worden. Wir zweifeln nicht, daß sich die Leser von unserm sympathischen Kammerdiener gern noch mehr erzählen lassen werden.

Litteratur

Über Kartelle. Von Dr. Josef Grunzel. Leipzig, Duncker und Humblot, 1902

Das Buch ist eine vortreffliche Thatsachen- und Materialiensammlung, in der der Leser nicht nur möglichst erschöpfend über die bestehenden Kartelle, ihre Entstehungsgründe, ihr Wesen und ihre bisherigen Wirkungen, sondern auch über die sehr verschiednen Urteile, die von Volkswirten über sie gefällt sind, und über die eben so verschiednen Vorschläge und Versuche eines staatlichen Eingreifens in die Kartellfrage reichliche Belehrung findet. Grunzel betont mit einem gewissen Stolz, daß er, wie in seinen frühern Schriften, auch in dieser an der Methode festhalte, „sich ein Urteil erst durch Beobachtung der Thatsachen zu bilden, statt aus der Theorie die Thatsachen zu erklären." Aber wie es vielen unsrer modernen Antitheoretiker in der Wirtschaftspolitik geht, so scheint auch er bei seiner Beobachtung der Thatsachen von theoretischen Voreingenommenheiten nicht ganz unbeeinflußt zu sein. Jedenfalls ist die folgende grundsätzliche Äußerung zur Kartellfrage entschieden „doktrinär."

Entweder — so führt er aus — man bekenne sich „mit den Theoretikern zu dem Axiom der möglichst uneingeschränkten rücksichtslosen Bethätigung der individuellen Kräfte, mit einem Worte, zum wirtschaftlichen Individualismus," dann müsse man konsequenterweise „alle Kartelle verwerfen." Oder man glaube, daß für unser heutiges Verkehrsleben „ein andrer Grundsatz, nämlich der der gemeinwirtschaftlichen Organisation notwendig" geworden sei, dann werde man die Kartelle von hier aus beurteilen müssen. Vor dem Kartellproblem stehe also die Vorfrage: welcher von den beiden genannten Ausgangspunkten zu wählen sei. Daß für unsre heutigen Verhältnisse der „Individualismus in der Wirtschaftspolitik" gerechtfertigt sei, daß uns die „freie Konkurrenz unter allen Umständen" den Fortschritt verbürge, sei zu verneinen, denn es bestehe kein Zweifel, daß der übermäßige Wettbewerb den doppelten Nachteil, „Kostensteigerung und Wertzerstörung, in vielen Produktionszweigen" schon herbeigeführt habe. Das Heilmittel biete die „gemeinwirtschaftliche Organisation je nach den Bedürfnissen der einzelnen Interessengruppen." Die Kartelle seien der Versuch einer solchen Organisation. Die Behauptung: es gebe gute und schlechte Kartelle, sei ein „billiger Opportunismus." „Entweder ist das Prinzip des wirtschaftlichen Individualismus richtig, dann sind alle Kartelle von Natur aus schlecht, und es kann im einzelnen Fall nur auf mildernde Umstände plaidiert werden. Oder man redet einer gemeinwirtschaftlichen Organisation das Wort, dann hat jedes Kartell durch seine bloße Entstehung den Beweis seiner Not-

wendigkeit erbracht. Wenn im einzelnen Falle eine Organisation mißbraucht wird, so kann dies nur deshalb geschehn, weil die heutige Gesetzgebung der neuen Erscheinung noch ratlos gegenübersteht."

Dieses „Entweder — oder" ist ein großer Irrtum. Man wird weder auf die „freie Konkurrenz" oder den „Individualismus" noch auf die „gemeinwirtschaftliche Organisation" als alleingiltiges Prinzip schwören dürfen, wenn man die Thatsachen des Wirtschaftslebens wissenschaftlich richtig erfassen und seinen praktischen Bedürfnissen politisch gerecht werden will. Grunzels doktrinäre Abneigung gegen die freie Konkurrenz, oder was er Individualismus nennt, und seine doktrinäre Vorliebe für das Prinzip der gemeinwirtschaftlichen Organisation, wie das Schlagwort heißt, verleitet ihn offenbar zum Optimismus in der Kartellfrage, macht, daß er die guten Wirkungen der Kartelle vielfach überschätzt, vor allem aber die Gefahren, die daraus erwachsen können, unterschätzt. Die Kartelle sind legitime Sprößlinge der Gewerbefreiheit, der „freien Konkurrenz." Sie können als gesundes, natürliches Korrektiv gegen ungesunde auf demselben Boden erwachsende Erscheinungen segensreich wirken, aber sie können auch zu den ärgsten Mißbräuchen dieser Freiheit, zur rücksichtslosen Ausbeutung und zur Vernichtung wohlberechtigter Existenzen und schließlich zur Gefährdung des Gemeinwohls führen und damit das Eingreifen der Staatsgewalt herausfordern.

Sein eignes Urteil faßt Grunzel ganz allgemein dahin zusammen: Er gelange auf diesem Wege zu dem Resultat, daß die Kartelle als solche — also nicht bloß einige davon — eine durchaus berechtigte und notwendige Organisationsform der modernen Volkswirtschaft seien. Deshalb lehne er aber „staatliche Eingriffe" keineswegs ab, da er die Überzeugung habe, daß gerade die „unsichre rechtliche Stellung" der Kartelle Mißbräuche gezeitigt, in noch viel höherm Maße aber den Glauben an solche gezüchtet habe. Die gesetzliche Regelung sei notwendig, dürfe aber ihrerseits nicht in eine Bevormundung der wirtschaftlichen Erwerbsthätigkeit ausarten, sondern habe ihre nächste Aufgabe darin zu erkennen, „die rechtliche Stellung der Kartelle zu präzisieren und die Kartellbewegung an die volle Öffentlichkeit zu ziehn." Wie sich der Verfasser die staatlichen Eingriffe denkt, sucht er in einem Abschnitt über die „Grundlinien für eine gesetzliche Regelung des Kartellwesens" vorzulegen. Er lehnt dabei eine strafrechtliche wie eine zivilrechtliche Intervention des Staats ab, indem er unter der ersten das Verbot von Kartellen unter Strafandrohung versteht, unter der zweiten die verschiednen Versuche zusammenfaßt, die Kartellverträge durch Aufhebung ihrer Klagbarkeit unwirksam zu machen. Warum er auch die Bezeichnung der doch auch von ihm empfohlnen „Regelung" als eine „verwaltungsrechtliche" Maßnahme abweist, ist wenig klar begründet. Er sagt: eine „Rechtsnorm" petrifiziere einen Zustand, der oft im nächsten Augenblicke durch die Ereignisse überholt werde. Elastisch und anpassungsfähig sei nur ein Grundsatz der „Wirtschaftspolitik," und deshalb könne der Staat dem Kartellproblem nicht auf dem Rechtsgebiete, sondern nur auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik beikommen. Ja wie soll dann aber die Regelung erfolgen und die „rechtliche Stellung" der Kartelle präzisiert werden? Die von Grunzel gebilligte Einführung eines Kartellregisters, die Statuierung einer Anzeigepflicht und eines gewissen Kontrollrechts, das die Staatsregierung in den Stand setzen würde, „mehr zu erfahren, als was aus dem Kartellregister herauszulesen ist," wären doch immerhin Rechtsnormen, die man als verwaltungsrechtliche bezeichnen könnte. Vielleicht unterliegt der Verfasser in seiner Auffassung der etwa zu lösenden Gesetzgebungsfrage etwas zu sehr dem modernen horror juris. Wir unsrerseits wünschen, daß die Regelung des Kartellwesens nur unter ernster Mitarbeit der Rechtswissenschaft versucht werden möge, da sonst Unheil herauskommen würde. *β*

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Der Schiffbau in Deutschland und im Auslande

m ein genaues Urteil über die Leistungsfähigkeit des deutschen Schiffbaugewerbes zu gewinnen, ordnete vor einiger Zeit der Staatssekretär des Reichsmarineamts, Vizeadmiral von Tirpitz, eine eingehende Untersuchung aller Betriebe an, die am Schiffbau beteiligt sind; auch wurden zu dem Zweck, Erfahrungen zu sammeln und einen Maßstab zum Vergleich zu gewinnen, sehr viele ausländische Schiffswerften und Maschinenfabriken von deutschen Sachverständigen besichtigt. Zwölf Fachleute, darunter die beiden Kontreadmirale von Ahlefeld und von Eickstedt, bearbeiteten die verschiednen Gebiete. Marineoberbaurat Schwarz und Professor Dr. von Halle wurden dann damit beauftragt, die Einzeluntersuchungen zu verarbeiten und in einem systematischen Handbuche zusammenzustellen; ihr stattliches zweibändiges Werk trägt den Titel: Die Schiffbauindustrie in Deutschland und im Auslande (im Verlage von E. S. Mittler und Sohn in Berlin kürzlich erschienen). Infolge seiner streng sachlichen Form ist das Werk reich an Anregung für Fachleute des Schiffbaues, wie auch für Reeder, Schiffsbefrachter und Volkswirte, und bei der Wichtigkeit, die das Schiffbaugewerbe in Deutschland schon jetzt hat, wird auch der gebildete Binnenländer gut thun, seine Aufmerksamkeit ein wenig diesem nur anscheinend nüchternen Stoffe zu widmen; denn es hängt ja die Geltung des Deutschen Reichs zwischen den Seemächten der Erde zu einem guten Teile von der Leistungsfähigkeit des heimischen Schiffbaugewerbes ab. Im folgenden soll in aller Kürze ein Überblick über die Hauptergebnisse der amtlichen Untersuchungen gegeben werden, der hoffentlich dazu führt, dem ausgezeichneten Werke Freunde zu gewinnen.

Jede moderne Schiffbauwerft vereinigt in sich sehr verschiedenartige Betriebe, und zwar hauptsächlich die folgenden: die eigentliche Baustelle, die Helling, wo alle in den einzelnen Werkstätten hergestellten Schiffsteile zum Ganzen zusammengefügt werden; die Schiffbauwerkstatt mit der Schiffsschmiede, wo die Spanten und Platten und alle die verschiedenartigen Winkeleisen des Schiffsrumpfes zurechtgeschnitten, gebogen und bearbeitet werden; die Tischlerei für alle Holzarbeiten am Schiffskörper; die Maschinenbauwerk-

statt, in der die Schiffsmaschine fertig hergestellt wird, ehe sie ins Schiff hineingebaut wird; die Kesselschmiede für den Bau der Schiffskessel; die Hammerschmiede, wo die größten Schmiedestücke, wie Vor- und Achtersteven, Schraubenwelle, Ruderschaft und andre gefertigt werden. Dazu kommen dann noch eine Schlosserwerkstatt, eine Kupferschmiede für allerlei feinere Arbeiten an Schiff und Maschine, ferner die Malerwerkstatt und die Modelltischlerei. Natürlich sind auch größere Lagerräume nötig für das Rohmaterial an Stahl und Eisen, Gelbmetall und Holz, für Arbeitsgerät und Ausrüstungsstücke, wie Anker, Ketten, Boote und vieles andre. Der Betrieb jeder größern Eisenschiffbauwerft ist so groß, daß die Leitung von drei Direktoren besorgt werden muß. Man hat gewöhnlich zwei gesonderte technische Betriebe, von denen der eine nur den Bau des Schiffrumpfes, den Schiffbau im engern Sinne, umfaßt, während dem andern der Maschinenbau zufällt, also die Herstellung sämtlicher Maschinen und Kesselanlagen auf dem Schiffe. Als dritter wichtiger Zweig, der für die wirtschaftliche Verwaltung zu sorgen hat, kommt der kaufmännische Betrieb hinzu, dem nicht nur das Ergattern von Bauaufträgen und der Vertragsabschluß mit den Bauherren obliegt, sondern der auch das gesamte Material zu beschaffen und zu verwalten, sowie das Personal zu löhnen hat.

Jeder dieser drei Werftbetriebe arbeitet mit je einem großen Stabe besonders vorgebildeter Techniker, Zeichner und Kaufleute. Die Arbeit beginnt im Zeichensaal, wo die Pläne des Schiffs und seiner Maschinen entworfen und berechnet werden; es giebt im gesamten Bauwesen keinen Zweig, der höhere theoretische, insbesondre mathematische Vorbildung fordert, als der des modernen Schiffbaumeisters, der ungefähr soviel auf die Integralrechnung angewiesen ist wie der gewöhnliche Sterbliche auf sein Einmaleins. Ganz abgesehen von den Stabilitätsverhältnissen, die ihren Ausdruck in dem berühmten Metazentrum finden, sind schon im Schiffsplan eine Menge der kniffflichsten Rechenaufgaben zu lösen, die eine vorzügliche Schulung des leitenden Baumeisters fordern. Die sonderbarsten Meßwerkzeuge, Flächenmesser und Kurvenmesser mit Rechenmaschine werden bei der Berechnung der Schiffspläne verwandt. Auch die Übertragung des Planes auf die Modellteile in der wirklichen Größe fordert sehr geschickte und sorgfältige Arbeit; auf dem sogenannten Schnürboden werden die Malle hergestellt, d. h. die Modelle für die Spanten, die Schiffsrippen, die die Form des Schiffs bestimmen; entsprechend der Krümmung der Malle werden dann auf dem Spantenbiegeplan die in einem riesigen Glühofen erhitzten Winkeleisen in die Form der Spanten gebogen.

Um jede Platte in die richtige Form und Krümmung zu bringen, müssen in der Schiffbauwerkstatt ungefähr folgende Arten von besondern Maschinen vorhanden sein: Lochmaschinen und Scheren zum Plattenschneiden, Bohrmaschinen, Versenkbohrer, Kantenhobelmaschinen, Blechwalzen, Plattenrichtmaschinen, Kielplattenbiegemaschinen, Pressen zum Biegen der Platten, Stanzen für Mannlöcher und zum Börteln von Platten, Schleifmaschinen, Nietmaschinen, Stemmmaschinen und Deckhobelmaschinen. Ähnliche Maschinen, aber von ganz gewaltiger Kraftleistung, sind auch für die Bearbeitung der Panzerplatten er-

forderlich. Für das Fortschaffen der Platten von einer Maschine zur andern und schließlich zur Schiffbauhelling sind mannigfaltige Einrichtungen vorgesehen. Wo es irgend möglich ist, wird Maschinenkraft, sei es Dampf, elektrische oder hydraulische, zur Bearbeitung, zum Heben und Fortschaffen der einzelnen Stücke verwandt, sodaß die menschliche Thätigkeit auch der einzelnen Arbeiter fast nur noch in der Leitung und Führung der einzelnen Arbeitsmaschinen beruht. Der Materialbedarf an Platten und Winkeleisen, schweren Schmiede- und Gußstücken wird für jedes Schiff entsprechend dem Plane in bestimmter Größe und auch in bestimmter Reihenfolge für die Lieferung von den Hüttenwerken gedeckt. Die verschiednen Gegenstände der Schiffsausrüstung werden zumeist von Spezialfabriken beschafft.

Um ein Schiff fix und fertig dem Besteller abzuliefern, müssen sehr viel verschiedenartige Gewerbe Hand in Hand arbeiten; alle Einzelarbeiten müssen zur rechten Zeit angeordnet, vorbereitet und ausgeführt werden, damit sie sich harmonisch in die Gesamtarbeit einfügen und weder den Werftbetrieb im ganzen, noch den Bau des einzelnen Schiffes hemmen. Eine Schiffswerft kann alle ihre Einzelbetriebe nur dann wirtschaftlich ausnutzen, wenn sie zugleich mehrere Schiffe, und zwar in verschiednen Entwicklungsstadien in Arbeit hat. Dabei bildet jedes auf der Helling stehende Schiff eine besondre Aufgabe, die gewissermaßen eine individualistische Behandlung fordert. Bei der großen Verschiedenheit der modernen Schiffsgattungen hat sich ferner eine Trennung der Arbeitsgebiete auf verschiedne Werftbetriebe aus wirtschaftlichen Gründen als notwendig herausgestellt. Denn die Anforderungen, die an gewisse Schiffsgattungen in Rücksicht auf die Güte und Feinheit der Arbeitsausführung gestellt werden, verlangen ganz andre Werfteinrichtungen, als die Herstellung von Schiffen, bei denen es lediglich auf den billigen Preis und geringe Betriebskosten ankommt. Der Bau der modernen Kriegsschiffe und Schnelldampfer fordert die höchste Arbeitsleistung, die größte Güte an Material und Personal im Werftbetrieb. Das Kriegsschiff soll dauerhaft aus bestem Stoff hergestellt sein, und alle seine sehr schwierigen Einzelheiten sollen auf das gründlichste durchgearbeitet sein. Auch für den Bau des Schnelldampfers dürfen die Kosten keine Rolle spielen, wo es sich um die Sicherheit, Schnelligkeit, auch um die wohnliche feine Ausstattung des Schiffes handelt. Beim Frachtdampfer dagegen genügt es für den Zweck, wenn der Schiffskörper in seiner Bauweise gerade den Anforderungen der Klassifikations- und Versicherungsgesellschaften genügt; er muß ohne jede andre Rücksicht billig hergestellt werden und Maschinen haben, die sparsam arbeiten, wenig Kohlen fressen und wenig Platz beanspruchen, damit der Schiffsraum eine möglichst große Gütermenge aufnehmen kann. Der Frachtdampfer fordert weniger geschulte Arbeitskräfte; Hauptsache ist, daß die Bauarbeit schnell und billig ausgeführt wird. Deshalb ist die „fabrikmäßige“ Herstellung vieler Frachtdampfer nach ein und derselben Schablone eine Aufgabe, der sich gewisse englische Schiffswerften mit gutem pekuniären Erfolg hingeben; wie bei manchen andern heutigen Kunstprodukten zweifelhaften Wertes ist auch bei solchem schnell zusammengehämmerten Schiffsschund schon auf schnellen Verschleiß gerechnet, der den Absatz der Schundware erhöhen muß. Dagegen

muß man für einen guten Preis die beste technische Ausführung verlangen, das gilt für den Schiffbau so gut wie für jedes andre Gewerbe. Auch die Schiffsgröße hat eine Arbeitsteilung auf den Werften herbeigeführt; es giebt heutzutage Schiffswerften, die sich lediglich mit dem Bau großer Schiffe befassen, und solche, die trotz Großbetriebs doch nur kleine Fahrzeuge bauen. Eine Werft, die darauf eingerichtet ist, in verhältnismäßig langen Arbeitszeiten hauptsächlich große Schiffe zu bauen, wird in ihrem Gesamtbetrieb vielfach gestört, wenn sie zu gleicher Zeit den Bau kleiner Schiffe unternimmt. So hat sich eine natürliche Arbeitsteilung herausgebildet, der zufolge große Kriegsschiffe, Schnelldampfer, Frachtdampfer, große Segelschiffe (die immer nur Frachtschiffe sind), kleine Kriegsschiffe und kleine Postdampfer, kleine feine Sportfahrzeuge, Hafendampfer, Hafenfrachtkähne (Schuten und Leichter) in ganz getrennten Betrieben von verschiednen Unternehmern oder gelegentlich auf großen Werften wenigstens doch in getrennten Abteilungen (Betriebsgruppen) hergestellt werden.

Gewinnbringender moderner Werftbetrieb zum Bau großer Schiffe verlangt große Kapitalanlagen, wenn er bestehn soll; denn nur in Ländern mit großen Reedereien und mit einer diesen entsprechenden Kriegsflotte werden ihm dauernde Aufträge sicher sein. Das Ausland bestellt, wie die Erfahrung lehrt, auf einer Werft nur solche Schiffsarten, die schon im heimischen Gebrauch gute Leistungen aufweisen können. Außerdem müssen im Lande technische Schulen zur Ausbildung der Schiffbaumeister und ihres Personals sein. Ferner ist es sehr förderlich für den Werftbetrieb, wenn der Stahl und das Eisen für den Schiffbau im eignen Lande nicht weit von der Werft gewonnen und zubereitet wird, und wenn die Betriebsmittel, also Stahl, Eisen und Kohlen, auf rasche und billige Art an die Werft geschafft werden können. Schließlich kann auch die Landesregierung durch zweckmäßige Gesetze und Verfügungen den Werftbetrieb sichern und erleichtern.

Was die Gesamtleistung der Schiffbauwerften aller Länder betrifft, so hat der Norweger Kiär in ausführlicher Statistik dargelegt, aus der man sehen kann, daß seit 1873 die jährliche Bauleistung durchschnittlich ungefähr eine Million Dampfer- und Seglertonnen ausmacht; nur das Verhältnis des Dampferbaus zum Seglerbau hat sich seitdem vollständig umgekehrt. Um 1890 fallen auf Segler kaum ein Drittel der Bestellungen, die der Dampferbau auszuführen hatte. Schon in den achtziger Jahren sind die Leistungen im Dampferbau doppelt so groß als in den siebziger Jahren. In den letzten Jahrzehnten zeigt der Seglerbau jähe Schwankungen, die den Kampf ums Dasein mit dem Dampfer veranschaulichen. Nach den Zusammenstellungen des Britischen Lloyd machen die Seglerbauten in der ersten Hälfte der neunziger Jahre unter den Neubauten nur noch ein Fünftel und von 1896 bis 1900 sogar nur noch ein Zwölftel aus. Die Tage der großen Segelschiffe sind also gezählt. Dabei muß man wissen, daß die Statistik unter die Segler von heutzutage auch Schiffe ohne Masten oder nur mit Lademasten, nämlich allerlei Seeleichter mitrechnet, die nie ohne die Dampferkraft eines vorgespannten Schleppdampfers fortbewegt werden. In den letzten Jahren ist der Dampferbau

noch stark gewachsen; er war im Jahre 1900 dem Raumgehalt nach bei rund 2 Millionen Registertonnen Brutto doppelt so groß als 1895. Die Hauptrolle im Dampferbau spielt England, es hat aber doch im letzten Jahrzehnt an auswärtiger Kundschaft verloren, sodaß im Jahre 1900 zwar noch vier Fünftel aller Neubauten in England hergestellt wurden, aber doch schon 10 Prozent aller Neubauten den Vereinigten Staaten und 9 Prozent Deutschland zugefallen sind. Auch Italiens Schiffbau, der 1895 kaum ¼ Prozent des Gesamtbaues umfaßte, ist 1900 auf 2,3 Prozent angewachsen. Norwegen, früher als Segelschiffbauland bedeutend, ist fast gänzlich zum Dampferbau übergegangen, kauft aber den Hauptbedarf an Schiffen „billig und schlecht“ im Ausland und verbraucht vielfach alte Schiffe, die andre Länder abstoßen. Frankreich baut wenig selbst, und zwar fast nur Segelschiffe; infolge einer sonderbaren Prämienpolitik ist nämlich die Prämie für die Unterhaltung der in Frankreich gebauten und unter französischer Flagge fahrenden Segelschiffe so groß ausgefallen, daß diese Schiffe noch Gewinn bringen, auch wenn sie ohne Fracht fahren! Auch ein famoser Beweis dafür, was für Karikaturgesetze zuweilen zustande kommen.

Leider ist Deutschland bis heute noch sehr stark darauf angewiesen, den eignen Bedarf an Handelsschiffen aus dem Auslande, namentlich aus England, zu decken. Im Durchschnitt des letzten Jahrfünfts wurden nämlich zwar 133000 Dampfertonnen Neubauten für eigne und 21000 Tonnen für fremde Rechnung jährlich gebaut, aber doch zugleich noch jährlich 71500 Dampfertonnen Neubauten von ausländischen Werften und 36500 Dampfertonnen an fertigen fremden Schiffen für deutsche Rechnung angekauft; auch war die deutsche Seglerflotte fast zu 90 Prozent auf eine Ergänzung vom Auslande angewiesen. Also dem Aufschwung des Reedereibetriebs konnte der deutsche Schiffbaubetrieb bis heute bei weitem nicht folgen. So ist es erklärlich, daß vom Gesamtbesitz der deutschen Handelsflotte, nämlich von 1293 Dampfern und 493 Seglern Anfang 1902 nicht weniger als 399 Dampfer und 170 Segler in England gebaut sind. Freilich liegen die englischen Werften besonders günstig zu den Eisen- und Kohlenwerken, die ihnen den Baustoff liefern; in keinem andern Seestaate ist die Fracht des Baustoffs nach den Schiffbauwerften darum so niedrig wie in England. Auch die günstigen Wasserverhältnisse vor den englischen Schiffswerften haben ebenfalls dazu beigetragen, den Wettbewerb andrer Länder in Schranken zu halten. Aber unzweifelhaft trägt die Cromwellsche Schiffahrtsakte das Hauptverdienst an dem Umstande, daß England seit dem Niedergang Hollands zum Seefrachtfuhrmann der Erde wurde; ein Volk, das gesetzlich gezwungen war, zwei Jahrhunderte lang nur auf selbstgebauten Schiffen Seehandel zu treiben und — last not least — alle Meere der Erde fast ohne Mitbewerber zu beherrschen, ein solches Volk mußte seinen Schiffbaubetrieb auf das äußerste entwickeln. Die schlechte Wasserverbindung zwischen unsern Stahl- und Eisenwerken im Rheinland und in Westfalen mit unsern Schiffswerften an den Mündungen der Ems, Jade, Weser, Elbe, Oder und Weichsel und an der Kieler Föhrde, die erst kürzlich an die Elbe durch den Kaiser Wilhelm-Kanal angeschlossen wurde, erschwert unserm Schiffbaugewerbe den Wettbewerb mit England sehr; noch heute ist zuweilen die Beschaffung englischen Eisens und

englischer Kohlen für die deutschen Werften billiger, als die Verwertung des reichlich vorhandnen und gleich guten deutschen Stahls und Eisens und der freilich etwas weniger guten deutschen Kohlen. Immerhin ist schon manches geschehn, daß durch verständige Eisenbahntarife dem deutschen Schiffbaugewerbe die Verwendung deutschen Baustoffs überhaupt möglich gemacht wird.

Die meisten modernen Schiffbaubetriebe im Ausland und in Deutschland sind Aktiengesellschaften, die sich bisher zumeist darauf beschränken, die Schiffe aus solchen Baustoffen herzustellen, die von andern Unternehmungen gewonnen und vorbereitet sind. Aber wie bei so manchem Großbetriebe tritt auch im Schiffbau schon vielfach das Streben hervor, den gesamten Herstellungsprozeß von A bis Z in die Hand zu bekommen und dadurch von den Lieferungspreisen und Lieferungsfristen fremder Betriebe unabhängig zu werden. Das Ziel dieser Entwicklung ist also, Kohlenzechen, Eisenerzgruben, Hochöfen, Walzwerke, Panzerplattenwerke, Geschützfabriken, Maschinenfabriken mit der Schiffswerft zu vereinigen. Einzelne Großgewerbetreibende haben dieses Ziel schon erreicht: nämlich die Cockerillwerke in Belgien, Vickers und Maxim sowie Brown in England und Krupp in Deutschland. Durch den Ankauf der Germaniawerft in Kiel ist Krupp in der glücklichen Lage, Schiffe in allen ihren Teilen aus selbstbereitetem Stahl mit selbstgewonnenen Kohlen herzustellen. Auch eine andre Betriebsausdehnung ist erwähnenswert, nämlich die Verschmelzung des Schiffbaubetriebs mit dem Reedereibetriebe; sie ist gewissermaßen schon historisch geworden, da sie bei alten Seehandelskompagnien sehr beliebt war. Man findet sie bei den großen französischen Dampfergesellschaften, den Messageries Maritimes und der Compagnie Générale Transatlantique, die seit 1851 und 1861 eigne Bauwerften in La Ciotat und Saint Nazaire besitzen. In England hat die Wilson-Dampferlinie kürzlich eine Werft angekauft. Andre Dampferlinien haben feste Lieferungsverträge mit bestimmten Werften für ihren ganzen Schiffsbedarf. In Deutschland soll der Norddeutsche Lloyd dem Stettiner Vulkan für Schiffsneubauten nicht einen vorher festgesetzten Kontraktpreis, sondern den wirklichen Herstellungspreis vermehrt durch einen gewissen Gewinnprozentsatz zahlen; solche Abmachung nähert sich wohl der idealen Form eines für Käufer wie Verkäufer gleich befriedigenden Vertrags, denn sie schließt jede Übervorteilung eines Teils aus.

Über den jetzigen Stand in der Entwicklung des Schiffbaugewerbes ist folgendes zu bemerken: In England hat man bisher moderne Betriebskräfte, die Arbeiter sparen könnten, nur wenig verwandt; das Maschinengewerbe liefert bewährte Arten von Hilfsmaschinen und andern Schiffsausrüstungsstücken rasch und billig; die Schiffbauer und Arbeiter sind gut geschult, aber Neuerungen in der Arbeitsweise wenig zugänglich. Die englischen Werften kennen die Bedürfnisse ihres großen Kundenkreises genau, können sich schon im voraus auf sicher zu erwartende Aufträge einrichten und können, weil sie meist „auf Vorrat“ bauen, sehr kurze Lieferungsfristen gewähren, was für den Reedereibetrieb oft sehr wichtig ist.

In Amerika sind die Schiffbauwerften vorzüglich mit modernen Betriebskräften, Arbeitsmaschinen und Transportmitteln ausgerüstet. Die Baustoffgewerbe sind leistungsfähig, aber die Herstellung schwerer Schiffbaumaschinen,

sowie die von Hilfsmaschinen und allerlei Schiffsausrüstungsstücken ist noch nicht genügend entwickelt, sodaß die Mehrzahl der Küstenwerften noch nicht alle verschiednen Bedürfnisse der Reederei zu decken vermag. Die Schiffbauer und Arbeiter haben noch weniger Erfahrung und geringere Schulung als die englischen, verfügen aber über bessere Arbeitsmaschinen, sodaß sie voraussichtlich schon bald erfolgreich mit dem englischen Schiffbau in Wettbewerb treten werden. Freilich sind in Amerika sowohl die Preise für die Baustoffe wie die Löhne für die Arbeiter sehr hoch. Die geringe Entwicklung der nordamerikanischen Reederei hat zur Folge, daß die Bauthätigkeit vorläufig nicht bedeutend ist.

In Frankreich ist das Schiffbaugewerbe eine Treibhauspflanze; es ist schon oben gesagt worden, welchem Irrtum der Segelschiffbau seine schwache Blüte dankt. Einige Werften sind mit modernen Arbeitsmaschinen gut ausgerüstet und wenigstens im Kriegsschiffbau sehr leistungsfähig, aber auch sehr teuer. Die Schiffbauer sind theoretisch vortrefflich ausgebildet, haben aber weniger praktische Erfahrung als ihre englischen Kollegen; die Arbeiter sind durchschnittlich weniger leistungsfähig, aber freilich begnügsamer, als die der germanischen Völker. Die Unternehmer streben hauptsächlich nach Lieferungen, die durch Bauprämien begünstigt sind. Infolge hohen Schutzzolls sind die Baustoffe teuer, sodaß Frankreich im Handelsschiffbau überhaupt nicht mit andern Ländern in Wettbewerb treten kann.

In Deutschland berechtigt die technische Entwicklung der größern Werften zu den besten Hoffnungen; die Unternehmer und die Schiffbauer und andern Techniker sind mindestens ebenso tüchtig wie die englischen, in theoretischer Schulung diesen sogar überlegen. Die Arbeiter sind vielleicht nicht ganz so durchgeschult, wie die der englischen Schiffbaubetriebe; sie werden aber, wenn ihre Löhne entsprechend ihren Leistungen gesteigert werden, voraussichtlich bald an Tüchtigkeit und Erfahrung in ihrem Fache den Engländern um nichts mehr nachstehn. Im Schnelldampfer- und Kriegsschiffbau sind die deutschen Leistungen schon seit einigen Jahren den besten fremdländischen mindestens ebenbürtig, in Einzelheiten sogar schon überlegen. Aber freilich ist in Deutschland die Verwendung deutschen Stahls und Eisens zum Schiffbau immer noch der wundeste Punkt des Gewerbes. Für den Kriegsschiffbau ist aus nationalen Gründen die Verwendung nur deutscher Baustoffe Bedingung, freilich eine Bedingung, die wesentlich daran Schuld trägt, daß die Herstellung der Kriegsschiffe in Deutschland vorläufig noch etwas teurer ist als in England, weil die englische Stahlindustrie infolge der riesigen Lieferungen für den englischen Schiffbau günstiger entwickelt ist und die verschiednen Arbeiten besser auf entsprechende Spezialbetriebe verteilen kann als die deutsche Stahlindustrie. Die sehr entgegenkommende Tarifpolitik der deutschen Eisenbahnverwaltungen hat diesen Nachteil durch Verbilligung der Heranschaffung des Stahls an die Werften in geschickter Weise nahezu wett gemacht. Über die gute Wirkung der Ausnahmetarife sei angeführt, daß die Eisenbahnversendung von deutschem Schiffbaustahl und -eisen von 1895 bis 1900 um nicht weniger als 952 Prozent gewachsen ist, wobei allerdings die Bruttoeinnahme der Eisenbahn nur um 585 Prozent gestiegen ist. Was diesen Tarifen die deutschen Kohlen- und

Eisenbetriebe zu danken haben, zeigen folgende Zahlen (in Tonnen zu je 1000 Kilogramm):

Im Jahre	Verbrauch auf	Verbrauch von Stahl und Eisen		Kohlenverbrauch		
		aus Deutschland	aus England	aus Rheinland und Westfalen	aus Oberschlesien	aus England
1890	14 Privatwerften	42977	30739	6022	32760	31234
1899	21 "	137561	71249	37631	60392	49351
1890	3 Marinewerften	8478	4	78991	10	513
1899	3 "	25642	—	180158	—	4053

Im letzten Jahrzehnt hat also trotz der starken Steigerung des Schiffbaues überhaupt die Verwendung englischen Baustoffes im Verhältnis zur Menge des deutschen von 37 Prozent in 1890 auf 30 Prozent in 1899 abgenommen. Da 1899 mindestens 34000 Tonnen an deutschem Stahl und Eisen zu Schiffbauzwecken ins Ausland ausgeführt wurden, so ist die „Mehreinfuhr" fremden Stahls und Eisens nicht wesentlich größer als 1890. Immerhin ist leider das Ausfuhrland noch sehr stark an der Lieferung des Baustoffes für deutsche Schiffe beteiligt; da die Erzeugung des deutschen Stahls und Eisens für den Schiffbau 1899 nur knapp 4 Prozent der gesamten deutschen Stahl- und Eisenherstellung ausmacht, so kann man wohl hoffen, daß allmählich das Ausland ganz von den deutschen Werken verdrängt werden wird; denn es wird dem auf andern Gebieten schon aufs höchste entwickelten deutschen Stahlgewerbe schließlich gelingen, auch für die Spezialbedürfnisse des Schiffbaues durch zweckmäßige Anordnung und Verteilung der Arbeiten die fremden Mitbewerber gänzlich aus dem Felde zu schlagen.

Wenn man bedenkt, daß im Jahre 1899 sechsmal mehr Flußeisen und Flußstahl zu Eisenbahnmaterial als zu Schiffbauzwecken in Deutschland hergestellt wurde, daß aber auch dieses nur knapp ein Fünftel der gesamten im Jahre 1899 in Deutschland erzeugten Menge dieser Stoffe ausmachte, so wird man auch erkennen, daß der Schiffbau aus deutschem Stahl und Eisen in Zukunft noch gesunder Steigerung fähig ist. In England schätzt man den Verbrauch von Eisen und Stahl zu Schiffbauzwecken als doppelt so groß, wie den für den Eisenbahnbetrieb. Man darf auch nicht vergessen, daß im Jahre 1899 noch für deutsche Rechnung im Auslande, und zwar meist in England, Schiffe teils neu gebaut, teils fertig angekauft wurden, zu deren Herstellung etwa 40000 Tonnen Flußeisen nötig gewesen ist. Wenn also die deutsche Eisenindustrie imstande wäre, etwas mehr als 6 Prozent ihrer jährlich erzeugten Flußeisenmenge für Schiffbaustoffe zu verarbeiten, dann würde nicht nur der gesamte Bedarf der deutschen Reederei an Schiffen aus deutschen Stoffen gebaut werden können, sondern dann könnte auch noch ebensoviel Schiffbaueisen wie bisher ins Ausland ausgeführt werden. Außerdem wird sich die Nachfrage nach Schiffbaustoffen noch mehr steigern, je mehr es den deutschen Werften gelingt, in den Nachbarländern wie auch in exotischen Seestaaten noch mehr Bauaufträge als bisher zu erlangen. Der scharfe Wettbewerb auf dem Weltmarkt mit den amerikanischen und den englischen Schiffbauwerften fordert freilich, daß sich die deutsche Stahl- und Eisenindustrie mehr und mehr, ähnlich wie in England,

den eigentümlichen Bedingungen des Schiffbaues anpaßt. Vielleicht wird später einmal Emden der wichtigste deutsche Schiffbauplatz, weil er dem Mittelpunkte der deutschen Eisengewinnung am nächsten liegt; Rotterdam, Antwerpen und Dünkirchen liegen freilich noch günstiger, gehören aber leider nicht mehr zum Deutschen Reiche.

Da die Einführung von Schiffen nach Deutschland zollfrei ist, so ist der deutsche Schiffbau dem freisten Wettbewerb des Auslands ausgesetzt. Diese Zollfreiheit wiederum ist unvermeidlich, weil sonst der deutsche Reedereibetrieb den scharfen Wettbewerb mit dem Ausland auf dem internationalen Frachtenmarkt nicht aushalten, also verkümmern würde. Wenn der Reederei die Schiffe verteuert werden, kann sie nicht zu billigern Frachtsätzen fahren, als ihre Wettbewerber in fremden Seehäfen. Wohl oder übel muß sich also der deutsche Schiffbau dem unbeschränkten fremden Wettbewerb anpassen, wenn er überhaupt Aufträge von Privatreedereien bekommen will. Fremder Wettbewerb im Schiffbau wird möglich, sobald fremde Werften einen Bauauftrag besser, billiger oder schneller ausführen können als deutsche. In der Güte der Arbeit braucht nun freilich der deutsche Schiffbau heutzutage den Vergleich mit keiner fremden Leistung zu scheuen. Ja, es ist sogar schon so weit gekommen, daß einzelne Reeder bei Frachtdampfern gelegentlich deutschen Werften den Vorwurf allzu feiner Arbeitsausführung, die den Bau verteuert, gemacht haben. Trotzdem haben sich die meisten deutschen Werften noch nicht darauf eingelassen, die Frachtdampfer „in wilder Fahrt" (sogenannte Trampdampfer, das heißt Bummeldampfer, die nicht in festen Linien fahren, sondern Frachtgelegenheit bald hier bald da suchen) ebenso billig und schlecht zu bauen, wie dies gewisse rücksichtslose und profitwütige englische Werften, die sogenannten Tramp steamer yards schon seit Jahrzehnten thun. Für diese Sorte Dampfer und diese Sorte Werften gilt das Wort des Nautical Magazine (1899, Seite 941), das in meiner Broschüre „Schutz für unsre Seeleute!" ausführlich angegeben ist; es gipfelt in der Anklage: „Je größer der jährliche Verlust an Schiffen ist, um so mehr Aufträge werden sie empfangen, und um so mehr Geld werden sie schlucken."

Gottlob verdienen unsre Schiffswerften den Ruhm, daß sie sich auf solchen unlautern Wettbewerb noch nicht eingelassen haben und wohl auch nie einlassen werden. Während also Deutschland in der schlechten Massenware allerdings gegen England zurücksteht, leistet unser Schiffbau dagegen anerkannt das Beste im Bau der Schnelldampfer, die die sorgfältigste und gediegenste Arbeit fordern; keine englische Werft hat je einen Schnelldampfer gleicher Güte wie „Kaiser Wilhelm den Großen" ebenso schnell und billig hergestellt, wie dessen deutsche Bauwerft. Der deutsche Kriegsschiffbau wird auch im Auslande gebührend beachtet, das kann man an vielen fremden Bestellungen erkennen. Ob es vom nationalen Standpunkte betrachtet nicht richtiger sei, die Waffenlieferung irgend welcher Art an fremde Völker völlig zu verbieten, das ist freilich eine andre, schwierige Frage, die aber eingehender juristischer und ethischer Betrachtung hiermit empfohlen sein möge. Kürzlich haben sich die gescheiten Japaner je einen Panzerkreuzer gleicher Gattung auf je einer französischen, englischen und deutschen Werft bauen lassen; das deutsche Schiff soll das beste

gewesen sein. Hätte die deutsche Werft aus Patriotismus den Bau abgelehnt, so würden wahrscheinlich zwei japanische Panzerkreuzer auf englischen Werften gebaut worden sein; es scheint demnach, daß man heutzutage mit den Wölfen heulen muß. So viel aber steht fest: die Römer haben den Karthagern niemals Kriegsschiffe gebaut. Der moderne Handelsverkehr zeitigt seltsame Erscheinungen: er zwingt uns, dem Fremden Waffen in die Hand zu drücken, mit denen er uns, wenn es ihm paßt, auf den Leib rücken kann. Die Kulturfortschritte rufen doch zuweilen heillos verworrene, unnatürliche Zustände hervor. Ob wir uns also dieser Erfolge unsers Schiffbaues (und unsrer Waffenerzeugung überhaupt) freuen sollen, das bleibt dem Gefühle überlassen. Die einzige ersprießliche Lösung bestünde wohl darin, unsern deutschen Schiffbau so reichlich mit deutschen Bauaufträgen zu versehen, daß er jederzeit auf den Bau fremder Kriegsschiffe verzichten könnte.

Abgesehen von den eben berührten wunden Punkten ist der deutsche Schiffbau schon jetzt ein gesundes, leistungs- und lebensfähiges Gewerbe; ja er ist sogar noch entwicklungsfähig und erweiterungsbedürftig, weil er noch lange nicht den gesamten Bedarf an Schiffen für die deutschen Reedereibetriebe zu decken vermag. Für eine aufstrebende Reederei und eine starke Kriegsflotte ist es geradezu eine Lebensfrage, daß sie sich auf ausreichende deutsche Werften zu stützen vermögen. Und für das deutsche Volksvermögen spielt es doch auch eine Rolle, ob weiterhin jährlich viele Millionen (1900 etwa 60 Millionen Mark) ans Ausland für Schiffe und Schiffbaustoffe gezahlt werden sollen. Deshalb muß man dem deutschen Schiffbaugewerbe eine gesunde, hauptsächlich auf deutsche Bauaufträge gestützte Erweiterung im allgemeinen nationalen Interesse wünschen; zu erwägen wäre dabei wohl die Frage, ob nicht auch andre Werften imstande wären, dem Beispiele Krupps zu folgen und sich mit Kohlengruben und Eisenhüttenwerken zu großen Betrieben zusammenzuschließen, um mit vereinter Kraft fremde Wettbewerber besser aus dem Felde schlagen zu können.

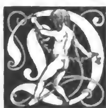
Großflottbek — Georg Wislicenus



Die wirtschaftliche Lage Rußlands

(Schluß)

Industrie



Das Finanzministerium hat geglaubt, den Wohlstand des Staates auf die Entwicklung einer Großindustrie gründen zu müssen, um sich von den natürlichen Schwankungen der Erträge der Landwirtschaft unabhängig zu machen. Der Gedanke war durchaus berechtigt, aber die Art, wie er in der Praxis durchgeführt wurde, muß, wie die Thatsachen nunmehr gelehrt haben, als nicht ganz zweckmäßig bezeichnet werden.

Die erste Bedingung für die Entwicklung von Industrie und Großhandel in Rußland war mit der Bauernbefreiung gegeben. Der Ausbau eines Eisenbahnnetzes, Verbesserung der Verkehrsstraßen, gesetzgeberische, zoll- und handelspolitische Maßnahmen der Regierung und endlich die Erhaltung des Friedens nach außen seit dem Jahre 1878 thaten das weitere; man kann eigentlich erst von diesem Jahre den Beginn der Entwicklung modernen Gewerbelebens in Rußland herschreiben.

Allerdings verdankt die russische Industrie ihre Entwicklung großenteils nicht nationaler Kraft, sondern zum guten Teil ausländischem Einfluß. Unter den drei Erfordernissen der Produktion: Rohstoff, Arbeit, Kapital ist nur das erste zum größern Teil, die beiden letzten aber bei weitem zum kleinern Teil echt nationalrussische Zuthat in der Geschichte der russischen Industrie. Bei dem sich aus der Naturalwirtschaft ergebenden Mangel an flüssigem Gold, und andrerseits bei dem großen Reichtum an natürlichen, auch heute teilweise noch völlig unberührten Bodenschätzen des russischen Reichs war es für die Weiterentwicklung von Rußlands Industrie und Handel eine dringende Notwendigkeit, daß ausländisches Kapital dem Lande zuströmte. Herbeigezogen wurde dieses nicht nur durch die Aussicht auf hohen Gewinn, sondern im letzten Jahrzehnt auch infolge des russischen Schutzzolls, der den Export nach Rußland zu sehr belastete und die Gründung ausländischer Industrieunternehmungen in Rußland selbst vorteilhafter erscheinen ließ. Wenn auch die statistischen Angaben über den fremden Kapitalzufluß nicht ganz zuverlässig sind, geben folgende Zahlen doch ein allgemeines Bild der Lage:

Von 1851 bis 1894 sind im ganzen an ausländischem Kapital nur 400 Millionen Franken angelegt worden, in den folgenden sechs Jahren strömten dagegen dank Wittes Schutzzollpolitik 1200 Millionen Franken ein. Hauptsächlich beteiligt ist daran belgisches und französisches Kapital, und zwar haben sich in diesen sechs Jahren allein 135 belgische Gesellschaften etabliert mit einem Kapital von 450 Millionen Franken. Ähnlich liegen die Verhältnisse in der Steinkohlenindustrie, von der im Jahre 1900 ein Betriebskapital von 58,5 Millionen als thätig angenommen wurde, und davon rühren 46,6 Millionen Rubel vom Auslande her; und noch mehr fremdes Kapital ist in der Naphthaindustrie beteiligt, da von dem Gesamtbetriebskapital von 49,9 Millionen Rubel 47 Millionen Ausländern gehören. Deutsches Kapital ist hauptsächlich in Polen an der Textilindustrie beteiligt, daneben dort auch an der Metall- und Kohlenindustrie.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Regierung nach dem Jahre 1878 in möglichst kurzer Zeit die heimische Industrie entwickeln wollte und hierzu das Mittel des Hochschutzzolls wählte. Nachdem in den Jahren 1850 bis 1877 eine Periode freihändlerischer Strömungen auf der Grundlage eines gemäßigten Schutzzolles vorausgegangen war, begann mit dem Jahre 1878 die rückläufige Bewegung, die sich seit dieser Zeit in verschiednen Etappen vollzog bis zum Hochschutzzolltarif des Jahres 1891. Das letzte Jahrzehnt brachte danach in der Ära der Handelsverträge nur geringe Abänderungen, sodaß noch heute der außerordentlich hochgespannte Zolltarif des Jahres 1891 zur Grundlage

dient. Es ist unzweifelhaft, daß der Hochschutzzoll die Entwicklung der russischen Industrie gefördert hat, aber ein solches Mittel birgt auch große Gefahren und Nachteile in sich, ganz abgesehen von der großen Belastung des Konsums für die Einwohner. Zur Illustrierung dieser sei erwähnt, daß der Russe infolge der Einfuhrzölle mehr zahlt als der Deutsche: für Maschinen um 325 bis 1030 Prozent, für Kessel, Rohre usw. um 400 bis 800 Prozent, für Sensen, Sicheln um 80 bis 170 Prozent, für Wollwaren um 1300 bis 2300 Prozent, für Leinenwaren um 200 bis 550 Prozent, für Baumwollgespinste um 80 bis 200 Prozent. Der Hochschutzzoll machte der Industrie zwar das Dasein leicht, weil er fast alle Außenkonkurrenz abhielt;*) aber gerade das Fehlen einer solchen ist auch als großer Mangel zu betrachten. Fehlt die freie Konkurrenz, so herrscht im allgemeinen die Sucht nach raschem, möglichst großem Gewinn, während das Streben nach Verbesserung der technischen Mittel, das heißt nach Verbilligung der Produktionskosten — was den wahren Fortschritt einer Industrie kennzeichnet — in den Hintergrund tritt. Auch liegt eine Gefahr darin, daß unter dem Einfluß des Hochschutzzolles und leicht erzielbarer großer Gewinne ein übermäßiges und plötzliches Anwachsen von Unternehmungen in einzelnen Industriezweigen auftritt, was dann zu einer verhängnisvollen Überproduktion und zu Krisen führen muß. Der Hochschutzzoll darf also nur als vorübergehendes, von besondern Verhältnissen veranlaßtes Auskunftsmittel betrachtet werden; zu hoch gespannt und einseitig angewandt führt er leicht dazu, eine Industrie künstlich groß zu ziehn, die dann auf schwachen Füßen ruht und ernstlichen Krisen nicht standhält. Inwiefern Rußlands Beispiel diese Erfahrungen bestätigt, wird sich bei näherm Eingehn auf einzelne der Hauptindustriezweige feststellen lassen.

Wir unterscheiden in der Hauptsache eine Textil-, eine Naphtha- und eine Montanindustrie Rußlands.

Wie überall sonst, so nimmt auch in Rußland die Textilindustrie mit einem Anteil von 33 Prozent an der jährlichen Gesamtproduktion unter den Industriezweigen eine hervorragende Stelle ein. Von allen Faserstoffen, die in Rußland verarbeitet werden, ist die Baumwolle der wichtigste; sie hat die Vorherrschaft von Wolle und Leinen in verhältnismäßig kurzer Zeit gebrochen. Während der Verbrauch von Rohbaumwolle im Jahre 1801 nur 7266 Pud betrug, stellte er sich 1898 auf 14,5 Millionen Pud; während außerdem in frühern Jahren der gesamte Bedarf an Rohbaumwolle aus dem Auslande bezogen wurde, werden gegenwärtig 33 Prozent des Bedarfs im Inlande erzeugt. Diese Möglichkeit, den Rohstoff im eignen Lande erzeugen zu können, giebt Rußland unter den Baumwolle verarbeitenden Ländern Europas eine ganz exzeptionelle Stellung, deren Bedeutung mit der rasch wachsenden Unabhängigkeit von Amerika und Ägypten immer schärfer hervortritt. Durch Be-

*) Beweis sind die hohen Dividendenzahlungen; es betrugen nämlich 1896 bis 1898 die höchsten Dividenden: in der Textilindustrie 200 Prozent, in der Montanindustrie 75 Prozent, in der Nahrungsmittelindustrie 120 Prozent, im Durchschnitt in den Hauptindustrien 10½ bis 14½ Prozent.

mühungen des Ackerbauministeriums ist die rationelle Baumwollkultur in Transkaukasien, Buchara, Chiwa und namentlich in Turkestan angebahnt worden und entwickelt sich dank Klima und Zollschutz in der befriedigendsten Weise; eine große Zukunft steht in dieser Hinsicht noch der Landschaft Ferghana bevor, aus der allein 1900 sechs Millionen Pud vorzügliche Baumwolle im Werte von etwa 50 Millionen Rubel ausgeführt wurden. Dementsprechend wuchs auch die Verarbeitung des Rohstoffs zu Baumwollwaren im letzten Jahrzehnt etwa um das Doppelte ihres Wertes. Der Hauptsitz der Baumwollwarenfabrikation ist einerseits Polen mit dem Zentrum Lodz-Warschau, andrerseits Mittelrußland mit Moskau-Wladimir. Quantitativ genügt die Produktion jetzt der innern Nachfrage für die niedern Qualitäten fast völlig, nur höhere Sorten werden noch dauernd aus England und Deutschland importiert. Die russische Baumwollindustrie versorgt aber nicht nur den innern Markt, sondern sie arbeitet auch schon stark für die Ausfuhr; das Steigen der Ausfuhr ist namentlich bemerkenswert nach den Märkten des Ostens, insbesondre Persiens, wo England in Rußland einen sehr beachtenswerten Konkurrenten gefunden hat. Dieser erfolgreiche Kampf Rußlands mit der englischen Konkurrenz ist um so bemerkenswerter, als England die billigen Seefrachten für sich hat; aber gerade diese ständige Konkurrenz hat viel zu einer gesunden Entwicklung dieses Industriezweigs beigetragen, sodaß die Baumwollindustrie am ehesten in der Lage sein wird, den Hochschutzzoll missen zu können. Sie leidet ja wohl auch an dem Mangel der russischen Industrie überhaupt, nämlich dem an tüchtigen, geschulten Arbeitern (der russische Mushik geht nur gezwungen zur Fabrikarbeit und entläuft ihr, wenn er kann, wieder aufs Land, wohin ihn seine angeborne Liebe zur Natur immer wieder zurückzieht), sie ist aber von der in den letzten Jahren über Rußland hereingebrochnen Krisis unmittelbar am wenigsten betroffen worden. Mittelbar hängt sie natürlich auch von dieser ab insofern, als sie doch hauptsächlich auf die Kaufkraft des Inlandes angewiesen ist, die in Rußland als einem vorwiegend agraren Staat in dem Absatz landwirtschaftlicher Produkte, also am Ende wieder in dem aus Überproduktion hervorgehenden Getreideverkauf ihren Ausdruck findet.

Auf eine ganz junge Vergangenheit sieht im Gegensatz zur Textilindustrie die Naphthaindustrie zurück, die erst Ende der siebziger Jahre ihren Aufschwung genommen hat, aber dank der reichen Bodenschätze vielleicht die erfolgreichste aller russischen Industrien genannt werden kann. Sie hat 1877 bis 1897 eine Steigerung der jährlichen Produktion von 12,5 auf 421 Millionen Pud mit einem Wert von etwa 50 Millionen Rubel zu verzeichnen, und auch die letzten Jahre zeigen eine Tendenz nach oben. Die Naphthagewinnung der letzten fünf Jahre trägt in Millionen Pud (1 Pud = $^{1}/_{3}$ Zentner) 1897 : 421, 1898 : 486, 1899 : 525, 1900 : 600, 1901 : 675. Krisen hat auch diese Industrie durchzumachen gehabt, die letzte 1893/94, sie hat sie aber glücklich überwunden und kann, wenn sie auch noch außerordentlich steigerungsfähig ist, doch heute schon als positiver Faktor der russischen Volkswirtschaft gelten.

Weniger ist dies der Fall bei den für die augenblickliche wirtschaftliche Lage Rußlands hauptsächlich in Betracht kommenden Industriezweigen des

Bergbaus und der Metallurgie. Doch zum Verständnis der gegenwärtigen Lage der Montanindustrie ist das Vorausschicken einer kurzen geologischen Übersicht nötig, wobei wir auch das asiatische Rußland nicht ganz außer Betracht lassen dürfen. Bei dieser riesenhaften Ausdehnung ist anzunehmen, daß es reiche Eisen- und Kohlenschätze birgt. In den meisten Teilen Sibiriens sind allerdings die Absatzverhältnisse und Verkehrswege noch so unentwickelt, daß von allen Montanindustrien auf lange Zeit hinaus nur die Gewinnung edler Metalle in Betracht kommen dürfte; die Kohlenproduktion hat 1901 erst eine Höhe von acht Millionen Zentnern erreicht. In ausgezeichneten Verkehrsverhältnissen stehn dagegen die in der Nähe des Meeres liegenden Kohlenschätze der Insel Sachalin, deren Zukunft voraussichtlich in der Versorgung von Kriegs- und Handelsschiffen sowie in der Ausfuhr nach japanischen und mandschurischen Häfen liegt. Erst fernerer Zukunft vorbehalten ist die Ausbeutung der an Metallen und Kohlen reichen Kirgisensteppen, dieser riesigen wasserarmen und fast menschenleeren Gebiete zwischen Turan und Sibirien. Ebenso ist ein reiches Lager von Kohlen und Erzen erst im vorigen Jahr in der Provinz Ferghana in Zentralasien entdeckt worden.

Dagegen ist schon im Besitz einiger Eisenhütten das reiche Berggebiet des Altai, das außer einer schon jetzt vorhandnen ziemlich namhaften Goldproduktion beinahe das größte aller bekannten Kohlenbecken aufweist. Es ist fast eben so groß wie alle Steinkohlenfelder Europas zusammen; die Mächtigkeit der Lager beträgt mehrere Meter, und die Koksbarkeit der Kohle ist schon durch eine Kaiserliche Eisenhütte festgestellt worden. Obgleich aber auch noch Eisen- und Magnetitlager zu einer Entfaltung der Industrie einladen, sind doch die wirtschaftlichen Verhältnisse dort zur Zeit noch so, daß nur eine allmähliche Entwicklung erwartet werden kann; jedenfalls ist ihr der Bedarf Sibiriens an Eisenbahnmaterial, Maschinen usw. vorangeeilt.

Für die praktisch in Betracht kommende nächste Zukunft ist also das asiatische Rußland auf Eiseneinfuhr aus dem europäischen Rußland angewiesen, dessen Montanindustrie sich auf fünf Hauptgebiete verteilt: Im Kaukasus findet sich Kohle, deren Koksbarkeit noch nicht festgestellt worden ist, und ebenso sind dort große Eisenlager. Aber gegenwärtig kommt der Kaukasus als Eisenproduzent wenig in Betracht, da für die nächste Zukunft dort andre Gelegenheiten zu gewinnbringenden Kapitalanlagen viel näher liegen, das Naphtha und die Manganerze; diese, Hilfsstoffe der Eisenindustrie, werden in großer Menge ausgeführt, hauptsächlich nach Südrußland, Deutschland, England und Amerika. Das mittlere Rußland — Moskauer Kohlenbecken — hat keine zur Eisenverhüttung geeignete Kohle, dagegen großen Erzreichtum, dessen Verhüttung südrussische Kohle zu Gebote steht, wodurch die Tulaer und Kalugaer Eisenindustrie eine ziemlich bedeutende Rolle erlangt hat. Der eigentlich altüberlieferte Sitz der russischen Eisenindustrie ist der Ural, dessen Reichtum an Eisenerzen, teilweise bester Qualität, namentlich im südlichen Teil, fast unerschöpflich ist. Doch leidet dieses Gebiet an drei Mängeln: Erstens ist der Ural belastet mit der Vergangenheit der Leibeigenschaft, deren Folge eine ungeheure Arbeitsverschwendung ist; für dieselbe Pro-

duktionsmenge braucht man in Südrußland etwa nur ein Sechstel, in Belgien etwa ein Zwölftel an Arbeitern. Sodann entstammen die Eisenwerke einer Zeit, wo Wasserwerke die einzige mechanische Triebkraft waren. Infolge dessen liegen sie in den Tiefen der Thäler des Gebirges verstreut. Dadurch erhebt sich für eine zu erbauende Verbindungsbahn die Schwierigkeit, die Mehrzahl der Werke mit einer einheitlichen Trace zu berühren, während zur Anlegung eigner Seitenbahnen den Werken vielfach das Kapital mangeln wird. Endlich ist, da der Ural keine zu Verhüttungszwecken geeignete Kohle hat, die Eisenindustrie auf Holzkohlenfeuerung angewiesen, wodurch ihrer Ausdehnung ein enges Ziel gesetzt ist. Es ist also wahrscheinlich, daß der Ural vorerst mehr als Erzversorger für andre Bezirke eine Rolle spielen wird, als in der Selbstverarbeitung.

Wir kommen nun zu den weitaus wichtigsten Montangebieten, die auch gegenwärtig auf der höchsten Entwicklungsstufe in Rußland stehn und ausschlaggebend für die Gesamtproduktion sind, dem südrussischen Montanbezirk und der Industrie Polens. Das erste, das sogenannte Donjez-Dnjeprbecken, weist eine völlig koloniale Industrie neusten Datums auf, wo mit einem Schlage Großbetriebe ersten Ranges mit allen Errungenschaften der neusten Technik hingepflanzt worden sind, meist durch ausländisches Kapital. Ziemlich direkt nördlich vom Asowschen Meere liegend, östlich vom Donjez begrenzt, westlich über den Dnjepr hinausreichend umfaßt das Becken etwa 2730000 Hektar; die östlichen zwei Drittel enthalten Anthracit, das westliche Drittel dagegen führt in reichlicher Menge qualitativ hervorragende koksbare Backkohlen, die die Grundlage des Hochofenprozesses sind. Eisenerze finden sich verstreut im ganzen Kohlenbecken; sie sind jedoch nur vierzig bis fünfzig Prozent eisenhaltig und bisher wenig abgebaut, die Zufuhr fremder Erze ist praktischer. Dagegen verfügt die Eisenindustrie hier noch über die herrlichen Magneteisensteinlager von Kriwoj Rog, die eine Fläche von neuntausend Hektaren einnehmen und etwa 450 Kilometer westlich von den westlichsten Kohlengruben liegen, mit denen sie heute durch einen Schienenweg verbunden sind; die Erze sind äußerst rein und sehr reich an Metall (60 bis 70 Prozent). Auch dieser Industriebezirk leidet aber unter dem Mangel geschulter Arbeiter.

Es bleibt noch übrig, des uns zunächst benachbarten Montangebiets in Polen zu gedenken, dessen Eisenindustrie seine Bedeutung in der russischen Volkswirtschaft weniger ihrer natürlichen Grundlage als ihren wirtschaftlichen Vorzügen an Arbeit und Kapital verdankt; der polnische Arbeiter ähnelt eben in seiner Verwendbarkeit dem Westeuropäer. Polen hat zwar reiche Kohlenschätze, aber sie sind zur Verkokung wenig tauglich und dienen nur als Brennmaterial für die Fabriken und Eisenbahnen. Polen ist auf die Zufuhr von Erz und Koks angewiesen und bezieht sie teils aus Südrußland, teils aus Deutschland.

Die Kohlen- und Eisenindustrie zeigen am deutlichsten, daß auf die Dauer der Hochschutzzoll in seiner Wirkung versagt. Umstehende Tabellen sollen zunächst einen Überblick über Produktion und Konsum geben:

I. Kohlenproduktion und Konsum in 1000 Tonnen (zu 20 Zentnern)

1 Jahr	2 Donjzbecken	3 Polen	4 Ural	5 Gebiet Moskau	6 Kaukasus	7 Gesamtproduktion	8 Einfuhr	9 Gesamtverbrauch
1896	5197 (55%)	3726 (39%)	367	160	35	9485	2015 (18%)	11500
1897	6912 (61%)	3830 (34%)	362	205	22	11331	2160 (16%)	13491
1898	7698 (62%)	4158 (33%)	393	165	32	12446	2575 (17%)	15021
1899	9358 (67%)	4062 (29%)	368	203	37	14029	3965 (22%)	17993
1900	11525 (70%)	4178 (25%)	375	278	48	16404	3998 (20%)	20402
1901	11573 (70%)	4210 (25%)	495	267	55	16540	3608 (18%)	20148

Die eingeklammerten Zahlen in Spalte 2 und 3 bedeuten den Anteil in Prozenten an der Gesamtproduktion, die eingeklammerten Zahlen in Spalte 8 den Prozentanteil am Gesamtverbrauch.

Die Ausfuhr beträgt noch nicht $^1/_{10}$ Prozent der Jahresproduktion, kommt also hier beim Vergleich gar nicht in Betracht.

II. Roheisenproduktion und Konsum in 1000 Tonnen (zu 20 Zentnern)

1 Jahr	2 Roheisengewinnung in Rußland	3 Roheiseneinfuhr (fertige Fabrikate sind mit $^1/_3$ Zuschlag eingerechnet)	4 Gesamtverbrauch:	5 davon Einfuhr in Prozent	6 Verbrauch *) pro Kopf in kg
1893	1161,7	517,8	1679,5	30,8	13,1
1894	1313,8	778,9	2092,7	37,2	16,1
1895	1455,5	776,6	2234,1	34,8	18,5
1896	1613,3	838,2	2451,5	34,2	18,9
1897	1868,5	856,5	2725,0	31,4	20,5
1898	2223,5	940,8	3146,3	29,7	25,1
1899	2719,9	933,4	3653,3	25,6	28,5
1900	2925,2	391,1	3316,3	11,8	25,5
1901	2877,3	384,9	3262,2	11,8	24,7

Die Roheisenausfuhr ist minimal und kann also ohne Schaden für das Gesamtbild fortgelassen werden.

Zur Veranschaulichung des Roheisen-Produktionsanteils der verschiednen Industriegebiete diene eine Übersicht der Produktion von 1901 in 1000 Tonnen: Südrußland 1538,4, Ural 810,3, Polen 330,5, Moskauer Gebiet 178,6, Norden (Petersburg) 19,5, zusammen 2877,3.

Bemerkt soll aber hierzu werden, daß sich diese Verhältnisse der verschiednen Gebiete zu einander erst im letzten Jahrzehnt so ausgebildet haben; in diesem Zeitraum hat sich nämlich die Roheisenproduktion in Südrußland versiebenfacht, im Ural und Moskauer Bezirk verdoppelt, in Polen verzweieinhalbfacht.

Aus den Tabellen I und II geht hervor, daß mit dem Jahre 1899/1900 eine Stagnation oder sogar ein Rückgang in der Produktion und im Konsum begonnen hat. Da die Kohlenproduktion unter dem Einfluß der Eisenindustrie steht, hat sich dieser bei der Kohlenindustrie natürlich erst später eingestellt. Zum Ausdruck kommt er besonders stark in Spalte 6 der Tabelle II, dem Maßstab für einen gesunden Fortschritt der Volkswirtschaft im Zusammenhang mit der Industrie. Welchen unmittelbaren Anteil auch wir an diesem Vorgange

*) In Deutschland betrug der Roheisenverbrauch für den Kopf: 1901: 138 kg, 1900: 152 kg, 1899: 150 kg, 1898: 136 kg.

nehmen, geht aus den Einfuhrzahlen der beiden Tabellen hervor, namentlich in ihrer prozentualen Beziehung zum Konsum. Wenn nun zwar aus Spalte 5 Tabelle II der auch von Fachleuten vielfach bestätigte Schluß gezogen werden muß, daß allmählich der Roheisenbedarf Rußlands durch das Inland gedeckt werden wird, so war doch dieses rapide Tempo im Rückgang der Einfuhr der letzten drei Jahre hier nicht der natürliche Lauf und muß wohl auch als ein Grund für unsre Industriekrisis angesehen werden.

Daß in Rußland eine Krisis überhaupt vorhanden ist, darüber dürfte kein Zweifel herrschen. Sie besteht aber meiner Meinung nach nicht lediglich auf dem Gebiet der Industrie, sondern ist mehr allgemein wirtschaftlicher Natur und findet in der Industriekrisis nur zum Teil ihren Ausdruck. Daß für diese außerdem noch künstlich Propaganda gemacht worden ist von Interessentenkreisen der Industrie, sei es wegen einer Einwirkung auf die Regierung zu direkter Unterstützung, sei es, um ein Pressionsmittel bei den Handelsvertragsverhandlungen zu haben, thut der Thatsache an sich keinen Abbruch. Besonders stark zeigt sich die Krisis auf dem Barometer wirtschaftlicher Konjunktur, der Börse, sie bewertete die Aktien nachstehender Gesellschaften folgendermaßen:

Benennung der Effekten	Januar 1899	Dezember 1900	Juli 1901
		Kurs in Franken	
Donezkohlenwerke	1475	735	708
Franko-russische Fabrik	85	16	5
Brjansk	1485	630	550
Südrussische mechanische Werkstatt	1025	492	415
Nikolajewsche Werft	1320	350	215
Dnjeprowsche Werft	4450	1800	2190
Donez-Makejewka	642	300	220
Südrussische Steinkohlen	910	670	515
Werchne Wolski	695	55	60
Kriwoj Rog	2785	1950	1590
Kertsch	860	460	380
Ural-Wolga	700	28	40
Südrussische	1290	680	570 u. s. f.

Ferner zeigt sich die Krisis in der Produktionseinschränkung, die 1900 betrug: im Süden 43 Prozent, im Moskauer Gebiet 38 Prozent, in Polen 13 Prozent, im Ural 11 Prozent, und sie hat sich nach Tabelle I und II 1901 nicht gebessert.

Unmittelbar hervorgerufen ist sie von der Eisenindustrie, weil sich diese, durch Hochschutzzoll und ungewöhnliche Bestellungen der Regierung auf ungesundem Boden gewachsen, plötzlich durch das Ausbleiben dieser Bestellungen gelähmt sah, und ein Privatinnenmarkt nicht mit einem Schlage geschaffen werden kann. Es blieb u. a. der erwartete Auftrag für die sibirische Bahn aus, da für den schleunigst in der Mandschurei herzustellenden Bahnbau die Regierung Schienen aus Amerika bezog. Hierbei ist die Thatsache interessant, daß 1900 die Hütten Eisenbahnbestellungen von rund 1 Million Tonnen Roheisen hatten, dagegen für 1901 die Bestellung nur 465000 Tonnen betrug, während die Produktionsfähigkeit der Hütten für dieses Jahr auf 1176500 Tonnen angegeben wird.

Der Hilferuf der südrussischen Montanindustriellen an den Finanzminister, der bei einem in diesem Sommer zu Charkow abgehaltenen Kongresse dieser Industriellen ergangen ist, hat nur den praktischen Erfolg gehabt, daß ihnen von Witte die Bergsteuer erlassen wurde; alle übrigen Unterstützungsforderungen wurden rundweg abgelehnt mit dem guten Rat, sich selbst zu helfen durch Verbilligung der Produktion und Schaffung eines wohlorganisierten Kleinhandels, d. h. eines Absatzmarktes im Innern. Und das ist der springende Punkt der jetzigen Industriekrisis, mag sie auch zum Teil künstlich hervorgerufen worden sein: Witte will jetzt nicht mehr der Industrie weiter alles zuwenden auf Kosten des übrigen Volkes (84 Prozent davon gehören der Landwirtschaft an), er will seine Eisenbahnen nicht weiter doppelt und dreifach so teuer bezahlen, wie er sie bei Zulassung der Außenkonkurrenz zu bezahlen brauchte; er will vielmehr jetzt, wo er die Industrie geschaffen hat, daß diese sich unter gesündern Bedingungen weiter entwickle. Daß dabei viele Industriebetriebe zu Grunde gehn werden, ist unvermeidlich; diese hatten aber eigentlich keine Existenzberechtigung, da sie nur aus Spekulation auf die dauernde Erhaltung dieser volkswirtschaftlich unberechtigten Zustände aufgebaut worden waren. Der Übergang wird Witte um so leichter, da ja das dabei verlorengehende Kapital größtenteils Ausländern gehört, also der Volkswohlstand davon unmittelbar wenig berührt wird.

Zu diesem Entschluß, die staatliche Unterstützung nunmehr auch dem nichtindustriellen Teile Rußlands in erhöhtem Maße zu gewähren, ist Witte gezwungen worden durch die im ersten Abschnitt dargestellte Lage der Landwirtschaft, deren Wert für Rußland außer wegen der erwähnten Verhältnisse noch ganz besonders bei der Betrachtung des russischen Außenhandels hervortritt. Rußland braucht zur Erhaltung seiner Goldwährung eine aktive Handelsbilanz, und diese ist völlig abhängig von der Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte, wie aus folgender Tabelle hervorgeht:

Es betrug der Prozentanteil an der Ausfuhr:

Warengattung:	1897	1898	1899	1900	1901
Getreide	50	52,2	43,1	44,2	47,2
Lebensmittel insgesamt . .	58,7	61,1	52,7	55,3	59,1
Roh- und Halbprodukte . .	36,2	33,6	41,5	39,2	35,2
Tiere	2,4	2,4	2,9	2,6	2,7
Industrieprodukte	2,7	2,9	2,9	2,9	3

Man mag also die wirtschaftliche Lage Rußlands ansehen, von welchem Standpunkt aus man will — immer wird man zu dem Schluß kommen, daß es so nicht mehr weiter geht. Unter dem Druck dieser Verhältnisse will Witte, wie es scheint, nunmehr auch den Weg einer völlig geänderten Wirtschafts- und Handelspolitik betreten, zum Segen seines Landes und nicht zum Nachteil seines deutschen Nachbarn. Die bei der Brüsseler Zuckerkonvention an die Mächte gerichteten Noten beschäftigen sich, wie jetzt bekannt geworden ist, nicht nur mit dieser, sondern mit einer internationalen Reform der Preisbildung aller internationalen Stapelartikel, zu denen nicht in letzter Reihe das Getreide gehört. Bei höherer Bewertung des russischen Getreides auf dem Weltmarkt würde nicht nur der russischen Landwirtschaft die Möglichkeit

für ein Aufblühn geschaffen durch die Hebung des Produktionspreises auf einen die Produktionskosten deckenden oder überhöhenden Stand, dazu eine Hebung der russischen sozialen Verhältnisse eintreten, indem bei höherm Preise weniger Getreide zur Erzielung derselben Bilanz ausgeführt zu werden brauchte und mehr für die Volksernährung zurückbliebe, wobei auch die Kaufkraft des russischen Volkes im Interesse seiner Industrie gestärkt würde, sondern auch der deutsche Landwirt würde von dem bessern Preise denselben Nutzen haben, ohne daß dieser zur Erhaltung der Landwirtschaft notwendige Preisstand durch hohe Schutzzollmaßregeln erkämpft zu werden brauchte. Ein Vorgehn Wittes in dieser Richtung können also auch wir nur mit Freuden begrüßen und dabei wünschen, daß es von Erfolg begleitet sei im Interesse der Erhaltung der guten Beziehungeu jeder Art zwischen den beiden Nachbarstaaten. w.



Adel und Land in England

Von Hugo Bartels

(Schluß)



Das Lob des englischen Grundherrn, des Landedelmannes, ist oft genug gesungen worden, zuletzt sogar von dem Diamantenkönige Rhodes, der der Versuchung, ein Familiengut zu stiften, so wenig wie andre hat widerstehn können. Nach ihm liegt eins der Geheimnisse von Englands Stärke in dem Bestehn einer Klasse von Grundherren, die ihre Kräfte der Wohlfahrt der auf ihren Gütern Lebenden widmen.

Wenn sich ein Grundherr wirklich eine solche Aufgabe stellt und sie erfüllt, so kann sein Wirken von großem Segen sein, vorausgesetzt, daß er geistig befähigt ist, zu erkennen, was not thut, und die richtigen Mittel zu finden. Sonst können die besten Absichten zum Verderben ausschlagen. Ein solcher Grundherr herrscht wie ein patriarchalischer König auf seinem Gebiete, und je größer seine Güter sind, um so größer ist auch seine Macht. Was ein Mann von Einsicht vollbringen kann, zeigt das Beispiel des Mr. Augustus Smith, der von der Verwaltung des Herzogtums Cornwall eine lange Pacht der Scillyinseln übernahm. Er fand dort eine verwahrloste, verarmte Bevölkerung vor. Mit einem weisen Despotismus führte er einen erfolgreichen Krieg gegen Trunksucht und Laster, und es gelang ihm, die übel berüchtigten und vernachlässigten Eilande in ein irdisches Paradies zu verwandeln, das unter dem milden Klima des Atlantischen Meeres die schönsten Blumen und Früchte hervorbringt. Wohlstand und Zufriedenheit herrschen jetzt dort, einzig durch den Willen und die Einsicht eines Mannes.

Darf man aber die Eigenschaften, die dort so Treffliches geleistet haben, bei allen Grundherren voraussetzen oder auch nur vermuten? Schwerlich, denn Einsicht ist nicht angeboren, sondern muß durch Arbeit erworben werden,

und Arbeit ist gerade das, was den meisten Grundherren durchaus fern liegt. Der Rittergutsbesitzer, der sein Land selbst bewirtschaftet, wie es in Deutschland die Regel ist, gehört in England zu den Seltenheiten. Im Mittelalter leitete der Squire die Bebauung der väterlichen Scholle noch selbst. Später, als durch den Schwarzen Tod Mangel an Arbeitskräften eintrat, und die Verpflichtung, Kriegsleute zu stellen, durch eine Geldzahlung abgelöst wurde, folgte er dem Beispiel der geistlichen Grundherren und zerschlug sein Land in kleinere Stücke, die er in Pacht gab. Seitdem hat er mit dem Landbau nicht mehr zu thun, als daß er aller halben Jahre die Pachtgelder einstreicht und die Verwaltungsgeschäfte durch einen Agenten besorgen läßt. Persönliche Beziehungen zwischen dem Grundherrn und seinen Pächtern sind nur bei den kleinern Gütern möglich, bei den größern sind sie völlig ausgeschlossen. Ein ortsansässiger Grundherr ist in den meisten Dörfern von vornherein unmöglich, weil auf etwa vier Kirchspiele höchstens ein Grundherr kommt. Ein Grundherr nun, dessen Besitzungen über 100000 Acker umfassen und über ein halbes Dutzend Grafschaften zerstreut liegen, kann nur die unmittelbare Nachbarschaft seines gewöhnlichen Aufenthalts kennen. Die große Mehrzahl seiner Pächter bekommt ihn nie und seinen Agenten nur selten zu sehen. Die Besitzungen des Adels, die Besitzungen von mehr als tausend Ackern, werfen, ohne die Erträge, die einigen Grundherren aus dem teuern Boden von London zufließen, jährlich über dreißig Millionen Pfund an Pachtgeldern ab.*) Dem Herzog von Westminster allein wird nachgesagt, daß er jede Minute ein Pfund zu verzehren habe. Und welche Gegenleistungen können die Grundherren dafür aufweisen? H. Herbert Smith, der Agent für den Marqueß of Lansdowne, den Earl of Crewe und Lord Methuen, ist der Meinung, die Pachtgelder stellten nur eine Verzinsung des Kapitals dar, das die Eigentümer in der Form von Bauten und Verbesserungen wie Entwässern usw. ins Land gesteckt haben. Aber das ist nicht recht glaublich. Das Kapital, das wirklich so angewandt worden ist, ist doch auch größtenteils erst vom Lande selbst hervorgebracht worden, und das ohne Zuthun der Grundherren. Kent, der Garten Englands, ist immer fruchtbar gewesen, und der Wert der Londoner Grundstücke, die den Herzog von Westminster zum reichsten Manne machen, ist nicht durch die Bemühungen oder die Verbesserungen des Herzogs gestiegen, sondern durch die Entwicklung Londons. Und welchen Anteil hat der Herzog von Bedford an dieser Entwicklung? Er hat das Marktmonopol von Covent Garden, von wo aus die Riesenstadt mit Gemüse versorgt wird. Der Herzog zieht reichen Gewinn daraus. Aber der Markt von Covent Garden ist einer der elendesten Flecke von London. Ein weniger konservatives Volk als die Engländer hätte darin schon längst eine genügende Ursache für eine Revolution gefunden.

---

*) Nicht zu verachten sind ferner die Einnahmen aus der Berggerechtigkeit, die den Grundherren zusteht. Für jede Tonne Kohle, die gefördert wird, beziehn die Grundherren eine Abgabe von 8 Pence, ohne daß sie einen Pfennig in das Werk gesteckt haben. Die Gesamteinnahme, die ihnen aus der bloßen Abbauerlaubnis zufließt, wird von Sir Charles Mark Palmer auf sechs Millionen Pfund jährlich berechnet.

Nun, viele Grundherren erfüllen die sittlichen Verpflichtungen, die ihre Stellung ihnen auflegt, in vollem Maße und sind eifrig auf das Wohl ihrer Leute bedacht. Sie verbessern das Land, erhalten Häuser, Scheunen und Schuppen in gutem Zustande, machen mit großen Kosten Versuche zur Förderung der Landwirtschaft, die anderswo vom Staate bestritten werden, haben für ihre Pächter ein offnes Ohr und in schlechten Zeiten eine offne Hand. Daneben finden sie auch Zeit, sich den öffentlichen Angelegenheiten ihrer Grafschaft wie des ganzen Landes zu widmen. Im Unterhause findet man ihrer eine nicht geringe Zahl.

Aber wie weit sind viele ihrer Standesgenossen von diesem Ideal entfernt, wie wenig sind sie sich ihrer Verantwortlichkeit bewußt! Das Land, auf dem ihre Aufgabe liegt, wird von ihnen nur dann mit ihrer Anwesenheit beehrt, wenn Feldhühner und Fasanen schußreif sind, und wenn Meister Reineke gejagt wird, der oft erst vom Festlande eingeführt werden muß, damit edle Herren und zarte Frauen sich an dem Schauspiel ergötzen können, ihn von den Hunden zerreißen zu sehen. Will man den Jägern glauben, so macht die Sache dem Fuchse unbändigen Spaß; leider fehlt nur die Bestätigung von seiten des Fuchses.

Wenn es nichts zu töten giebt, hält sich diese Art von Edelleuten dem Lande fern und zieht die Vergnügungen der Londoner Saison und den Besuch der Pferderennen vor. Wie der Herr Vater, so der Herr Sohn, die Hoffnung des Hauses, der Erbe der breiten Äcker der Vorfahren. In Eton, der Schule der Vornehmen und der Streber, die ihren Weg durch Gunst machen sollen, bleibt ihm zwar die Rute nicht erspart, aber die Weisheit, die der junge Gentleman von dort heimbringt, ist oft das teure Schulgeld nicht wert. Dagegen hat er dort schon Gelegenheit zur Sportübung. Er lernt den Hasen mit Hunden hetzen und bedauern, wenn die Hunde kein Blut bekommen, das heißt, wenn Freund Lampe den Verfolgern entgeht. Ist er nicht gar zu dumm, so hält sich der junge Herr noch drei Jahre lang in Oxford auf und ist dann fähig, sich in London und sonstwo auf eigne Faust zu vergnügen. Bei den Rennen macht er seine Wetten, und im Klub ist er einem kleinen Jeu nicht abgeneigt. Sein Kunstverständnis beweist er durch den Besuch der Musikhallen, und seine Lesebedürfnisse sind leicht durch ein rosafarbnes Sportblatt oder, wenns hoch kommt, einen der seichten Dutzendromane befriedigt. Kurz, er ist ein vollendeter Bummler, ein loafer, wie Rhodes sich in seinem Testament ausdrückt. Er weiß, daß die väterlichen Güter ihm zufallen müssen, und daß die einzige Arbeit, die er zu leisten hat, darin besteht, daß er sich am Leben erhält. Sein ganzes Dasein läuft darauf hinaus, das Geld unter die Leute zu bringen. Wenn der väterliche Wechsel nicht ausreicht, dann findet er jederzeit menschenfreundliche Leute, die ihm gegen einen Wechsel über tausend Pfund ein paar hundert bar auf den Tisch legen. Andre Geschäftsleute sind nicht weniger entgegenkommend. Sie wissen gewöhnlich sehr gut Bescheid mit seinen Aussichten, und so ein Erbe, wenn er auch noch minderjährig, also gesetzlich noch gar nicht kreditfähig ist, genießt fast unbeschränkten Kredit.

Kommt nun die Zeit, daß die Familiengüter weiter durch ein Abkommen

für das nächste Geschlecht gesichert werden müssen, dann findet er sich mit einer erklecklichen Schuldenlast behaftet. Dem alten Familienanwalt gelingt es wohl, die übertriebnen Forderungen etwas zu beschneiden, doch die Summe bleibt noch immer viel zu groß, als daß sie ohne weiteres bezahlt werden könnte. Die Notwendigkeit einer erneuten Bindung des Landes giebt Gelegenheit, die Schulden zu tilgen und dem jungen Herrn die Flügel zu stutzen. Durch das neue von ihm unterschriebne Familienabkommen hat er nach des Vaters Tode nur den Nießbrauch der Güter, nicht das freie Eigentum. Sein Kredit beschränkt sich auf die Summe seines Einkommens während seines mutmaßlichen Lebens. Wenn er sich das zu Herzen nimmt, kann noch alles verhältnismäßig gut werden. Wenn er sich aber die Hörner noch nicht abgelaufen hat, dann ist es wahrscheinlich, daß ihm die Verbindlichkeiten über den Kopf wachsen, und daß ihm von seinem ganzen Einkommen nichts bleibt, als was die Gläubiger ihm zu des Leibes Notdurft aussetzen.

Ein so greller Fall wie der geschilderte ist natürlich nicht die Regel, sondern eine Ausnahme; doch die Ausnahmen sind recht zahlreich. Ohne Mühe läßt sich eine stattliche Liste aufstellen von Peers, Baronets und Squires, die dem Gerichtshofe für Bankbruchsachen ihre Aufwartung haben machen müssen.

Der wohlthätige Einfluß dieser Herrschaften auf ihre Pächter und sonstige Umgebung läßt sich nur durch eine Zahl mit dem Minuszeichen ausdrücken. Auch in den zahlreichen Fällen, wo das Bummelleben nicht bis zur Zahlungsunfähigkeit führt, ist das Ergebnis nicht viel günstiger. Das alte Familienhaus mit Gärten, Gewächshäusern und Ställen muß in gutem Zustand erhalten werden, und ein gewisser Aufwand ist bei der Stellung der Familie in der Grafschaft unvermeidlich. Zu den aus den Schulden erwachsenen Lasten treten vielleicht auch noch Wittümer, und für Verbesserung der Güter bleibt nichts übrig. Auch notwendige Ausbesserungen unterbleiben, überall zeigt sich Vernachlässigung und Verfall. Das Richtige bei einer solchen Lage, wo der Grundherr nicht mehr sein kann, als eine Drohne im Bienenstock, wäre, daß die Güter in andre Hände übergingen. Dem steht aber das Familienabkommen entgegen, und die Familienmitglieder, die erbberechtigt sind, würden schwerlich ihre Einwilligung geben, da die Familie mit dem Besitz des Landes steht und fällt.

Dieses Erbübel der englischen Primogenitur, die den Erben eines großen Besitzes allen Versuchungen des Leichtsinns überliefert, hatte Rhodes im Auge, als er in seinem Testament der Familiengutstiftung die Klausel einfügte, daß das Einkommen des Gutes von Dalham Hall nicht belastet werden darf, und ferner, daß jeder Inhaber mindestens zehn Jahre seines Lebens in einem Berufe (das Waffenhandwerk ist ausdrücklich ausgeschlossen) thätig sein muß, widrigenfalls das Gut an den nächsten Berechtigten fällt. Wenn alle künftigen Grundherren einer solchen Bedingung der Nachfolge unterlägen, es stünde besser um das Land und die Achtung, die den Grundbesitzern gezollt wird. Der gegenwärtige Lord Coleridge erfüllt die Bedingung. Er kann auf eine fünfundzwanzigjährige Thätigkeit als Rechtsanwalt zurücksehen, und der ererbte Lordstitel hat ihn nicht veranlaßt, seinen Beruf aufzugeben.

Weniger über Zweifel erhaben ist die von Rhodes geäußerte Ansicht von der Stärke, die England aus der Klasse der Landeigentümer gezogen hat. Aus der Primogenitur kann die Stärke nicht stammen. So manches Geschlecht ist durch die Aufeinanderfolge einer Reihe von Bummlern, die nie gelernt haben, ihren Geist anzustrengen, entartet und wird nur künstlich durch den Schutz der Fideikommisse erhalten. Wenn in andern Häusern, z. B. bei den Stanleys, ein Geist herrscht, der sich nicht in dem eiteln Wesen der goldnen Jugend verliert, sondern seine Befriedigung in der Arbeit für den Staat findet, so ist das nicht infolge, sondern trotz der Primogenitur.

Das englische Landwesen steht einzig da, in keinem Lande findet es sich wieder. Es nach den Kolonien zu verpflanzen ist den Briten nie eingefallen. In England selbst, wo sonst der Schwache mitleidlos an die Wand gedrückt wird, ist es eine Sonderbarkeit mit seinem künstlichen Schutz des Untauglichen. Sein Fortbestehn läßt sich nur erklären aus der Thatsache, daß bis zur Parlamentsreform von 1832 die Grundherren als Klasse unumschränkt die Herrschaft hatten und noch heute ihre Hand an der Klinke der Gesetzgebung haben. Doch der Vergleich der Zeit vor 1832 mit der viktorianischen fällt sehr zu Ungunsten der frühern aus. Seine moderne Entwicklung verdankt England nicht den Grundherren. Das England, das in der Welt zählt, ist das gewerkthätige und handeltreibende. An seinem Aufblühn haben die Grundherren bloß das eine Verdienst, daß sie es nicht gehindert haben. Nur auf die Befestigung ihrer Stellung als Gebieter der Landbezirke bedacht, sind sie eher ein Hemmschuh als eine Triebkraft für das Rad des Fortschritts gewesen.

Die mit Freiheiten ausgestatteten größern Städte vermochten sie nicht unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, auf dem Lande aber wußten sie sich alles unterthan zu machen. Der hohe Wahlzensus gab ihnen die Verfügung über die Vertretung der Grafschaften im Unterhause so sicher wie in den ihnen gehörigen verrotteten Burgflecken. Die Verwaltung der Grafschaften wurde bis auf die neuste Zeit von ihnen allein geleitet, die niedere Gerichtsbarkeit haben sie noch jetzt. Im allgemeinen giebt die Rechtsprechung durch die Friedensrichter wenig Anlaß zu Klagen. Nur wenn die Gewohnheitsrechte der Grundherren in Frage kommen, läßt sie zu wünschen übrig, wie der folgende Fall zeigt, der vor kurzem in Tonbridge in Kent verhandelt wurde. Ein Landwirt wünschte seine Äcker und Wiesen von der Fuchshetze verschont zu sehen und verbat sich in einem Schreiben an den Meister der in seiner Gegend jagenden Fuchsmeute das Betreten seines Landes. Der Meister jedoch ritt mit einem Jagdgenossen über ein mit zwei Zoll hohem Weizen bestandnes Feld und rief dem Landwirt, der ihm das verwies, spöttisch zu: Schon gut, hübscher Tag heute. Da es dem Manne nur darauf ankam, die Jagd über seine Felder zu verhüten, so wies er die angebotene Entschädigung zurück und verklagte die beiden Fuchsjäger. In der Verhandlung wurde der Thatbestand ohne weiteres zugegeben, aber die Friedensrichter wiesen die Klage einfach ab. Es kommt nicht oft vor, daß eine solche Klage erhoben wird. Gewöhnlich ist der Geschädigte klüger und nimmt an, was ihm als Schmerzensgeld geboten wird. Der Schaden ist manchmal recht beträchtlich, wie wenn infolge des Vorüber=

ziehns der Meute und der Rotröcke ein halbes Dutzend trächtiger Schafe eingeht, und dann ist die Entschädigung nur ein schwacher Ersatz des Verlustes. Doch das ist immer noch besser als ein verlorner Prozeß.

In der Rechtsprechung auf der Bank der Friedensrichter werden die Grundherren wohl noch lange ausschlaggebend bleiben. Dagegen ist ihnen die Verwaltung der Grafschaften, die früher ganz von ihnen abhing, jetzt abgenommen worden. Bis zum Jahre 1888 waren die Friedensrichter in ihrem Court of Quarter Sessions die unumschränkten Gebieter. Sie schätzten den Wert der Grundstücke und Häuser für die Besteuerung ein, wobei die Landsitze der Grundherren so niedrig angesetzt wurden, wie anstandshalber möglich war; die Polizeimacht stand unter ihrer Aufsicht, die Schankerlaubnis wurde von ihnen erteilt, sie ernannten die Beamten, sie setzten die Grafschaftsteuern fest, sie waren die Herren. Es ist anzuerkennen, daß die Verwaltung nicht schlecht war. Aber sie hatte auch große Schattenseiten, und bei der Ausdehnung des Wahlrechts zum Parlament ging es nicht mehr an, das Ausschreiben der Grafschaftsteuern und die Verfügung über die daraus erzielten Gelder einer Körperschaft anheimzustellen, die ohne Beteiligung der Steuerzahler vom Lordkanzler allein aus Mitgliedern eines engen Kreises gewählt war.

Das Ortsverwaltungsgesetz von 1888 übertrug die Verwaltung der Grafschaft dem aus Wahlen hervorgehenden Grafschaftsrate (County Council). Die Gewalt über die Polizei wird seitdem vom Grafschaftsrate und von den Friedensrichtern gemeinsam ausgeübt. Nur die Erteilung der Schankerlaubnis liegt fürs erste noch allein bei dem Vierteljahrhofe der Friedensrichter. Ein zweites Gesetz vom Jahre 1894 setzte die begonnene Reform fort durch die Schaffung der Bezirksräte (District Councils) und der Kirchspielräte (Parish Councils) und führte damit erst eine wirkliche gegliederte Selbstverwaltung des Landes ein. Niemand hat der verschwundnen friedensrichterlichen Verwaltung eine Thräne nachgeweint. Mit ihr ist das Hauptbollwerk des Feudalismus gefallen, der fast neunhundert Jahre in England mächtig gewesen ist. Jetzt hat das Landvolk endlich wieder das Recht wie in den alten angelsächsischen Zeiten, seine Angelegenheiten selbst wahrzunehmen. Das alte town mote ist in der Kirchspielversammlung (parish meeting) mit dem Kirchspielrate wieder ins Leben getreten, für das hundred mote giebt es den Bezirksrat, und die Stelle des witenagemote der kleinen angelsächsischen Königreiche wird vom Grafschaftsrate eingenommen.

Rein politisch also sind die Grundherren nicht mehr, was sie waren, aber wirtschaftlich ist ihre Stellung noch dieselbe, und hier ist nicht viel Aussicht auf Reform. An Eingriffe in Eigentumsrechte wagt sich die Regierung nur im höchsten Notfalle wie in Irland, und in Irland hat sie es durch ihre halben Maßregeln fertig gebracht, sich zwischen zwei Stühle zu setzen. Da hat sie, anstatt die Grundherren auszukaufen, was ihr bei ihren Mitteln unendlich viel leichter gewesen wäre als dem armen Preußen nach dem Unglück von Jena, nur den Pächtern den Mund wässrig gemacht durch Herabsetzung der Pachten durch die Behörden, und hat die Grundherren erbittert, ohne die Landfrage der Lösung näher zu bringen.

In England, und ähnlich ist es in Schottland, liegt die Notwendigkeit eines Einschreitens noch nicht vor, weil die Industrie blüht, und der Landhunger nicht wie in Irland hervortritt. Die Städte üben eine große Anziehung auf die Landbewohner aus, und wem es auf dem Lande nicht ganz nach Wunsch geht, der trennt sich ohne großen Schmerz von Feldern, die ihm nicht gehören. Man hat versucht, durch Zuteilung kleiner Stücke Landes (allotments) zur eignen Bewirtschaftung dem Landarbeiter eine größere Teilnahme am Landleben einzuflößen. Die Stücke werden gut und sorgfältig bearbeitet, und soweit ist der Versuch geglückt. Doch der Zug nach der Stadt ist deswegen nicht geringer geworden. Denn was den Mann an das Land fesseln kann, das Eigentum an Grund und Boden, das hat er nicht. Von dem Pächter, der seine Farm oft nur in jährlicher Pacht hat, ist ebensowenig ein Verwachsen mit dem Boden zu erwarten. Darum steht auch die Landbevölkerung den Rechten, die ihr in der neuen Selbstverwaltung gegeben worden sind, ziemlich teilnahmlos gegenüber, auch wo sie keine Gefahr läuft, dem Magnaten, von dem sie abhängt, zu mißfallen. Es sind meist nur die wenigen kleinen Eigentümer, die freeholders, die sich um die öffentlichen Angelegenheiten kümmern. Eine vor kurzem gehaltene Versammlung in einem kentischen Dorfe von achthundert Einwohnern, die berufen war, die widerrechtliche Aneignung eines Stückes Gemeinlandes durch den Squire zu besprechen, zählte nur zwanzig Teilnehmer, den andern war es durchaus gleich, ob sich der Squire das Land aneignete oder nicht. Aber die bald darauf stattfindende jährliche Kirchspielversammlung war auch nicht stärker besucht, und an den Wahlen für die Ortsschulverwaltung beteiligten sich nur 11,70 Prozent der Wahlberechtigten.

Bei solcher Stumpfheit der Landbevölkerung, einer Folge der vielhundertjährigen Bevormundung, ist es nicht wahrscheinlich, daß die Regierung eilen wird, die Landfrage zu berühren und die Grundherren gegen sich in Harnisch zu bringen. Nur wer sich der Regierung unangenehm machen kann, findet Berücksichtigung, und dazu sind die wirklichen Ackerbauer nicht stark genug. Französische Gemüse und Meiereierzeugnisse werden von den Eisenbahnen zu billigern Sätzen befördert als die der englischen Farmen. Die Eisenbahnen verteidigen sich mit dem Hinweis, daß jene in großen Massen kommen und weniger Mühe verursachen als diese, und die Regierung giebt sich damit zufrieden; denn die Eisenbahnen sind einflußreich, und eine ganze Reihe von Mitgliedern der Regierung sind Eisenbahndirektoren.

Dieselbe kurzsichtige Gleichgiltigkeit zeigt die Regierung in der wichtigen Sache der Forsten. Es mangelt nicht an Bäumen, wie jeder Kenner der englischen Landschaft weiß, aber was man in Deutschland unter Forsten versteht, giebt es nicht, und wissenschaftliche Forstpflege ist gänzlich unbekannt. Weniger als vier Prozent des großbritannischen Bodens wird als Waldland bezeichnet, und auch davon ist nur ein Teil wirklicher Wald, von den 115000 Ackern Staatswaldungen wenig mehr als die Hälfte. In ganz Großbritannien giebt es nicht eine einzige Forstakademie; die für die großen indischen Forsten bestimmten Beamten müssen ihre Ausbildung im Auslande

suchen, meist in Nancy. Demgemäß liegt das Verständnis für den Wert einer richtigen Waldwirtschaft sehr im argen. Die alten großen Wälder sind längst der Axt zum Opfer gefallen, und niemand denkt an Wiederaufforstung. Von dem Andredesweald, der sich einst durch Kent und Sussex erstreckte, ist kaum mehr als der den heutigen Engländern unverständliche Name Weald übrig geblieben. Zwar sichert die Nähe des Atlantischen Weltmeeres England vor den traurigen Folgen der Abholzung und vor dem Schicksale der noch in geschichtlicher Zeit waldreichen Küsten der Adria, doch bei der Zusammendrängung der Bevölkerung in den Städten beginnt die Wasserfrage schon schwierig zu werden. London leidet seit Jahren in jedem Sommer an Wassermangel. Die Themse, soweit ihr Bett nicht durch die Flutwelle gefüllt wird, ist im Sommer nur ein armes Gewässer und nicht imstande, London hinreichend mit Wasser zu versehen. Die Wassergesellschaften müssen immer weiter hinausgehn, um ihren Bedarf zu decken, zum Schaden der Landbezirke, denen dadurch ihr so schon nicht großer Wassergehalt geschmälert wird, ohne daß sie einen Anteil an dem Gewinn der Gesellschaften erhalten.

Die Wiederaufforstung größerer Strecken Landes wäre das beste Mittel, dem drohenden Notstande zu begegnen, und würde außerdem bei guter Wirtschaft reichen Gewinn abwerfen. Aber dem steht wieder das ganze Landwesen entgegen. Der Grundherr, der bloß den Nießbrauch seines Landes hat, hat zwar nie etwas dagegen, Nutzholz zu fällen und den Erlös zu verbrauchen, aber er fühlt sich nicht veranlaßt, aus seiner Tasche Aufwendungen zu machen, die erst dem auf seinen Tod wartenden Sohne oder gar erst dem Enkel oder Urenkel zu gute kommen.

Die Regierung thut nichts, giebt nicht einmal ein gutes Beispiel, und so geht alles in der alten Weise weiter. Solange das gegenwärtige Landwesen besteht, wirds auch schwerlich anders werden.

Außerhalb des Kreises der Grundherren wird natürlich das ganze Landwesen bitter angefeindet und verurteilt. Der Engländer will sonst vom Staate nicht viel wissen, und der Gedanke an Verstaatlichung ist ihm ein Greuel, eine Ausgeburt des hilflosen Knechtgeistes der tiefer stehenden festländischen Barbaren. Nur hier ruft er den Staat zum Einschreiten an. Die Land Reform League befürwortet nur eine stärkere Besteuerung der Landwerte, die Land Nationalisation Society dagegen, die sich durch Rührigkeit hervorthut, verlangt schlankweg eine Verstaatlichung alles Bodens. Die Befürworter der Bodenverstaatlichung sind alles andre als Sozialisten, und ihre Beweisgründe halten sich von allen sozialistischen Absichten einer Neuverteilung fern und streben nur an, der stetig zunehmenden Entvölkerung des Landes, das jetzt nur noch 23 Prozent der Gesamtbevölkerung enthält, zu steuern und einen neuen Bauernstand zu schaffen.

Abgesehen von der alten germanischen Landverfassung, die nur die Staatsgemeinschaft als wirklichen Grundeigentümer kannte, wird die Forderung unterstützt durch die Thatsache, daß das englische Recht unbewegliches Vermögen (real property), das auch ein Erbpachtgut einschließt, anders behandelt als das bewegliche, die fahrende Habe (personal property). In der Intestat-

erbfolge geht jenes stets ungeteilt an den nächsten männlichen Erben,*) während für dieses eine billigere Verteilung besteht. Daraus wird gefolgert, daß das unbewegliche Vermögen, als schon eine Ausnahmestellung einnehmend, auch weiter eine Ausnahmebehandlung erfahren muß. Auf den Einwurf, daß der Staat über den Grundbesitz nicht größere Rechte beanspruchen dürfe als über das flüssige Kapital, wird sehr richtig erwidert, daß der Staat auf dem Lande beruht, nicht auf dem Kapital. Eine Gesellschaft von Kapitalisten, so groß ihr Vermögen sein mag, ist nun und nimmer ein Staat, wohl aber kann eine Vereinigung von Menschen einen Staat bilden, ohne über einen Pfennig bares Geld zu verfügen, wenn sie nur ein gewisses Stück Land besitzt.

Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß der Staat das Recht hat, seine Grundlage einer Verbesserung zu unterziehn und alles Land in seine Hand zu nehmen, doch von der Notwendigkeit einer solchen Umwälzung hat die Landverstaatlichungsgesellschaft bisher erst wenige überzeugt. Es ist bemerkenswert, daß derartige Pläne in England haben entstehn können, Aussicht auf Verwirklichung haben sie gerade in England nicht. In Neuseeland würde man sich nicht lange besinnen, in England heißt die Losung: Nur keine Überstürzung. Ein Auskauf der Großgrundbesitzer würde den Hauptschaden, die geringe Anzahl der ackerbautreibenden Bevölkerung, auch gar nicht einmal berühren. Durch die Verwandlung der Pächter in Eigentümer würde dem Mangel an Kleinbauern nicht abgeholfen.

Die Hoffnung der gemäßigten Landreformer, unter denen George C. Brodrick (nicht zu verwechseln mit seinem Neffen, dem Kriegsminister St. John Brodrick) hervorragt, geht dahin, zunächst das Land dem freien Verkehr zugänglich zu machen durch die Aufhebung des Rechtes der Erstgeburt und die rechtliche Gleichstellung des unbeweglichen und des beweglichen Vermögens. Das würde die Bevorzugung eines ältesten Sohnes nicht ausschließen, wohl aber allmählich die herrschende Anschauung von seinem höhern Erbrechte zu Gunsten seiner Geschwister ändern. Wenn ein Vater, anstatt bloß den Nießbrauch, die volle freie Verfügung über sein Land hat und einen tüchtigen jüngern Sohn einem ältern Thunichtgut vorziehn kann, dann kann das Gut wie die Familie dabei nur gewinnen. Der Gefahr der Vergeudung des ganzen Familienbesitzes durch einen Verschwender ließe sich leicht durch die Aufnahme des festländischen Verfahrens der Entmündigung begegnen. Wo ein Geschlecht noch kräftig ist, wird es imstande sein, sich zu halten, auch ohne den Schutz des Fideikommisses. Ist es der Entartung verfallen, sodaß es für seine Stellung nicht länger taugt, dann ist es besser, daß es weicht. In allen andern Zweigen

*) Das englische Erbrecht hat manchmal zu schreiendem Unrecht geführt. So hatte ein Mann mit Zustimmung seiner Frau deren Vermögen zum Kaufe des Hauses, worin sie wohnten, verwandt. Kurz nach dem Abschlusse des Kaufvertrags starb er plötzlich und ohne ein Testament zu hinterlassen. Da die Ehe kinderlos war, erhob ein Neffe des Verstorbnen Anspruch auf das Haus, es wurde ihm zugesprochen, und der Witwe blieb nichts übrig, als eine Dienstmädchenstelle anzunehmen.

Ein Gesetz vom Jahre 1890 hat solchen Mißständen abgeholfen. Jetzt hat die Witwe ein Recht mindestens auf die ersten fünfhundert Pfund der Erbschaft.

des Lebens, die für den Staat von weit geringerer Wichtigkeit sind, wird der Untüchtige beiseite geschoben. Für den altersschwachen Arbeiter hat der englische Staat nichts übrig, keine Hand rührt sich für einen Kaufmann, der durch Unfähigkeit das väterliche Geschäft zu Grunde richtet. Warum soll Unfähigkeit da geschützt werden, wo sie an die Wurzeln des Staates rührt?

Es wird kein Schade für den Staat sein, wenn mit der alten Gewohnheit der Bindung des Landes gebrochen wird. Es ist das einzige Mittel, den Kreis der Grundbesitzer, der sonst noch enger und kleiner zu werden droht, zu erweitern. Die Änderung wird nicht von heute auf morgen vor sich gehn, es wird mehrerer Menschenalter bedürfen, den Umschwung in den Anschauungen zu bewirken. Der Wegfall des künstlichen Schutzes durch Verbot der Fideikommisse würde aber inzwischen die Untauglichen ausmerzen und eine große Menge Landes in den Verkehr bringen. Ist erst einmal die Möglichkeit kleiner Bauerngüter gegeben, dann wird sich auch ein Stamm von Bauern bilden als Grundlage einer neuen Landbevölkerung.

Bisher sind die Versuche einer gründlichen und umfassenden Verbesserung an dem verwickelten Wesen der ganzen Landverfassung und an dem Widerstande der Juristen gescheitert, die sich nicht über eine Lösung dieses gordischen Knotens einigen können. Aber gelöst muß der Knoten werden, und die richtige Lösung kann geschehn durch Vereinfachung der bestehenden ausgekünstelten Formen des Landumsatzes, allgemeine Durchführung eines Grundbuches und Befreiung des Landes von den Fesseln der Fideikommisse. Eine andre Lösung in der Weise Alexanders ließe sich auch denken. Sie ist von den Franzosen in der großen Revolution geübt worden. Doch dazu wird es in England schwerlich kommen.



Die Anfänge der Bildnerei

Von Heinrich Reichau



Die Anfänge der bildenden Kunst wechseln wie der Horizont mit dem Standpunkte, den wir einnehmen. Der Anhänger der mechanistischen Weltanschauung, der in dem Leben nur ein physikalisch-chemisches Problem sieht und keinen Unterschied zwischen den Kräften der belebten und der unbelebten Natur kennt, wird die Anfänge der bildenden Kunst bis in das Mineralreich zurückführen. Der Vitalist oder Dualist, der das Mineralreich für tote Materie hält, wird nicht über die Pflanzenwelt hinausgehn, wenn er die Keime der menschlichen Kunst enthüllen will. Wer aber das Empfindungsleben der Pflanzenwelt für zu niedrig hält, als daß er daran anknüpfen könnte, der wird die Kunst der Tiere zum Ausgangspunkt einer Geschichte der menschlichen Kunst wählen.

Nicht minder verändert sich der Horizont, wenn wir statt des naturwissenschaftlichen oder physiologischen Standpunkts den kunsthistorischen wählen. Da fallen die Anfänge der Kunst mit denen des menschlichen Geistes oder

der menschlichen Kultur zusammen, je nachdem wir den abstrakten Ästhetikern oder den beschreibenden Kunstschriftstellern folgen. Die Anfänge sind national oder international, je nachdem wir die Wurzeln der Kunst im Volkstum oder in der Menschheit, in dem individuellen Selbstgefühl freier oder in dem Massengefühl despotisch regierter und primitiver Völker suchen. Wer wie der Grieche oder der Italiener der Renaissance in seiner Volksindividualität die Menschheit sieht, wird sie nicht über die Grenzen seines Vaterlands hinausverlegen. Erheben wir uns von diesem Standpunkte zu dem kontinentalen, von diesem zu dem ethnologischen oder kosmopolitischen, so werden für uns die Anfänge der Kunst in den Grenzen des Kontinents oder der Menschheit liegen.

Wieder verschiebt sich der Horizont, wenn wir den kunstphilosophischen oder kunstkritischen Standpunkt betreten. Wer das Wesen der Kunst nur in dem gesetzmäßigen Bilden sieht und den ästhetischen Genuß auf das Schöne beschränkt, der wird in der Erklärung der kunsthistorischen Thatsachen abweichen von dem, der die Kunst unabhängig von den Regeln der Ästhetik und den Wandlungen der Form und des Inhalts aus sich selbst begreift und sie in ihrem Verhältnis zu dem jedesmaligen Bewußtseinsinhalt der Menschen betrachtet. Ähnlich werden die Anfänge der Kunst in die Nähe oder in die Ferne fallen, je nachdem man in den Begriff der Kunst nur die den geistigen Interessen dienenden Künste wie die Griffel-, die Meißel- und die Pinselkunst zieht oder darunter auch die den praktischen Interessen dienenden Künste versteht, wie die architektonische, ornamentale, keramische, kosmetische oder gar Spielkunst, Narbenzeichnung und Tattuierung. Diese praktischen Künste hervorzubringen, genügte es, die Keime weiterzuentwickeln, die schon die tierischen oder halbtierischen Vorfahren gelegt hatten. Jene geistigen Künste aber sind spezifisch menschliche und setzen die Trennung des tierischen und des menschlichen Seelenlebens voraus. Je nachdem sich der Kunsthistoriker auf diesen oder den andern Standpunkt stellt, wird er die Kunstgeschichte auf die Plastik und die Malerei beschränken und nicht über die Grenzen der Menschheit hinaus verfolgen, oder er wird sie auch auf die tierische Kunst ausdehnen und in den Bereich seiner Darstellung auch die andern Künste ziehn.

Welcher Standpunkt ist der richtige? Die weiteste Fernsicht gewährt offenbar der Standpunkt der rein mechanistischen Erklärung der Kunst. Von ihm aus schwinden mit den Endursachen alle Gegensätze des Physischen und des Psychischen, der belebten und der unbelebten Natur; denn dieselben Gesetze, denen die innern Vorgänge der Lebewesen folgen, bestimmen auch die Bewegungen der leblosen Körper. Die menschliche Kunst erscheint danach als ein Gebilde der Welt- oder Schöpfungsmaschine, das mit seinen Anfängen bis ins Mineralreich zurückgreift. Die mannigfaltigen, mit mathematischer Genauigkeit ausgeführten Kristallisationen der Minerale, die kunstvollen Bildungen der Blätter und der Blüten unsrer Pflanzen, die unsre Bewunderung herausfordernden Gebilde der Tierwelt und die künstlerischen Erzeugnisse des Menschen sind nur Glieder einer Kette. So verschieden auch diese Erscheinungsformen derselben Kraft sind, so sind sie doch nicht durch Klüfte geschieden, sondern durch Gradunterschiede verbunden.

Diese Auffassung ist so alt wie die Philosophie. Sie entspricht dem in den Menschen gelegten Glauben an die physische und psychische Einheit der Welt, unserm Einheitsbedürfnis, und hat mit den Fortschritten der Descendenzlehre eine ungeahnte wissenschaftliche Bedeutung erlangt. Schon Kant wendet sich in seiner Kritik der Urteilskraft gegen sie, wenn er sagt: „Ein organisiertes Wesen ist also nicht bloß Maschine, denn die hat lediglich bewegende Kraft, sondern es besitzt in sich bildende Kraft, und zwar eine solche, die es den Materien mitteilt, welche sie nicht haben; also eine sich fortpflanzende bildende Kraft, welche durch das Bewegungsvermögen allein nicht erklärt werden kann.“ Es verliert denn auch diese Weltanschauung trotz der gewaltigen Fortschritte, die ihr die Wissenschaft verdankt, in der Gegenwart immer mehr die Autorität der Allgemein- und Ewiggiltigkeit, die ihre fanatischen Vertreter für sie in Anspruch nehmen. Weder vermögen wir wie bei den Maschinen auch bei den Organismen den Ursprung der schaffenden Kraft zu erkennen, noch vermögen wir die Spuren der Lebensvorgänge der organischen Welt in der anorganischen zu verfolgen. Überall erweist sich auch heute noch die Mechanik unfähig, alle gegenwärtige, geschweige denn alle zukünftige Erfahrung zu umfassen. Nicht einmal die Voraussetzung, von der sie ausgeht, hat die Autorität eines wissenschaftlichen Beweises. Sie setzt eine Entwicklungskette voraus, die es für uns noch gar nicht giebt.

Es fehlt nicht nur die gemeinschaftliche Grundform von dem Menschen und den vornehmsten Vertretern der Tierwelt, sondern auch die Brücke zwischen Säugetieren, Vögeln und Reptilien einerseits und Amphibien und Fischen andrerseits. Weder der Solenhofner Archäoptryx noch der javanische Affenmensch noch das australische Schnabeltier, der Molchfisch oder die Brückeneidechse noch die Kieferfragmente von La Naulette und der Schipkahöhle und andres haben die fehlenden Glieder für unsre Ahnengalerie geliefert. Doch auch wenn es gelänge, das sogenannte missing link überall zu finden und nicht nur die Entstehung der Organismen aus einander, sondern auch des Organismus aus dem unorganischen Stoffe zu erklären, wären die Anfänge unsrer Schlüsse noch ebenso unsicher wie die der ionischen Philosophen, die auch von den äußern Objekten der Erscheinungswelt ausgingen, um das Rätselhafte aus dem Offenbaren, das Unbekannte aus dem Bekannten zu erklären. Man hätte den langen Weg, den die Fortpflanzung bis zur Gegenwart durchgemacht hat, aufgedeckt und gezeigt, was durch Fortpflanzung entsteht, aber nicht die Endursachen gefunden, warum es entsteht. Man hätte eine historische Rekonstruktion sondergleichen, gleichsam den Stammbaum des Menschen, entworfen, aber nicht eine kausale Theorie geschaffen, die das Problem des Lebens und seiner Erscheinungen erklärt. Eine Kenntnis aller Wirkungen der Bildungskraft giebt uns weder die Erkenntnis der bewirkenden Ursachen noch den Beweis für die vermutete Einheit des doppelten Seins von Körper und Geist. Diesen hätten wir erst, wenn der Nachweis gelänge, warum das Endliche aus dem Unendlichen, warum auch nur aus dem Obstkern ein Obstbaum, aber nicht ein Tannenbaum, aus dem Säugling und dem Tiere, die auf gleich indifferenter Entwicklungsstufe des Bewußtseins stehn, so verschiedne Subjekte oder aus zwei

chemisch gleichen Palmenkernen ein männlicher und ein weiblicher Stamm entstehn mußten. So lange das aber nicht geschieht, solange nicht die Psychologie in der Gehirnphysiologie aufgeht, und solange nicht aus der Beschaffenheit des Gehirns die psychische Leistung als naturgesetzlich notwendige Folge abgeleitet werden kann, wird auch die mechanistische Weltanschauung mit der Descendenzlehre ebensowenig eine wissenschaftliche Auskunft über die wirklichen Anfänge der Kunst und die Differenzierung des Mensch und Tier gemeinsamen bildnerischen Triebes geben wie die idealistische oder dualistische Philosophie. Auch sie läßt einen unbegriffnen Rest vom Weltall in uns zurück, die Ahnung einer unbekannten und unerforschlichen Kraft, in der wir den Urquell des Lebens erkennen und verehren müssen.

Darum müssen wir tiefer steigen, wenn wir zu erkennbaren oder begreifbaren Anfängen der Kunst gelangen wollen, die in organischem Zusammenhang mit den spätern Erscheinungsformen der Kunst stehn. Von jenem Standpunkt aus verschwinden sie vor unsern Blicken wie der Menschen Wohnungen, wenn wir beim Besteigen des Berges den Wolken nahe kommen. Als endliche Wesen stehn wir dem Unendlichen oder Absoluten nicht minder verständnislos gegenüber als der Stein oder die Pflanze der Fülle des Menschengeistes. Es zu erfassen, reichen unsre gegenwärtigen Sinne nicht aus. Solange sie nicht leistungsfähiger oder zahlreicher werden und uns nicht bisher unsichtbare Dinge, verborgne Massen offenbaren, werden wir uns in den Grenzen halten müssen, die sie unsrer Erkenntnis setzen.

Erst in den Tieren glauben wir dieselbe künstlerische Kraft zu erkennen, die in uns wirkt. Sie stehn uns physisch und psychisch weit näher als die Pflanzen und die Minerale, sind uns organisch verwandt, sind wie wir zur Erkenntnis der Außenwelt auf die Sinne angewiesen und wie wir zum Kampf ums Dasein gezwungen. Dazu kommt ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, das weniger die physische und die psychische Verwandtschaft als der innige Verkehr mit ihnen in dem ganzen Verlauf unsers Daseins großgezogen hat. Wir sind darum auch geneigt, die psychischen Grenzen zu verwischen und die seelischen Leistungen der Tiere zu überschätzen. Dieser Zug ist nicht bloß den übertriebnen Tierfreunden eigentümlich, sondern allen Menschen. Er hat uns mit den schönsten Blüten der Poesie beschenkt, den Märchen, Fabeln und dem Tierepos und ist noch heute in den Eingebornen Australiens und Südafrikas wirksam, wenn sie die Stoffe zu ihren Dichtungen dem Leben der Tiere entnehmen, die ihrem Interesse am nächsten stehn. Auch auf die Wissenschaft ist er von entscheidendem Einfluß geworden. Das beweist die Litteratur aller Zeiten und Völker. Sie hat von Plato bis auf Maeterlinck eine große Anzahl von Schriften hervorgebracht, deren Verfasser in dem Leben der Tiere alle die staatlichen, wirtschaftlichen, ehelichen und künstlerischen Schöpfungen entdeckt zu haben meinen, die wir nur als einen Ausfluß der menschlichen Zivilisation zu betrachten pflegen. Mit den Vögeln teilt danach der Mensch die Einrichtung der Ehe; gleich dem Fuchs erzieht er seine Jungen; wie der Biber baut er Häuser, wie die Spinne macht er Netze, wie die Töpferwespe Gefäße, wie die Biene bildet er Staaten und gründet Kolonien, und mit der Ameise ist ihm

außerdem die Lust am Kriegführen, am Sklavenmachen und an nutzbaren Haustieren gemein.

Es ist deshalb kein Wunder, wenn man schließlich der Überzeugung Ausdruck gegeben hat, daß viele Tiere nicht bloß schärfere Sinne als wir haben, sondern auch in ihrem ganzen Gebaren weit höher erscheinen als der unkultivierte Mensch. Die anthropoiden Affen z. B. pflegen und verteidigen die Angehörigen ihrer Familie besser, als die australischen Ureingebornen oder die Botokudenhorden und manche zivilisierten Menschen. Sie zeigen auch vielfach gegeneinander mehr Treue und Anhänglichkeit. Die Liebe zu den Jungen, nicht selten auch die Gattenliebe ragt verhältnismäßig tief in die Tierwelt hinein, und Grausamkeiten wie die bluttriefenden Thaten unter den Menschen finden ihresgleichen nicht in den wilden Lebensäußerungen der Tiere. Nichts aber hat mehr dazu beigetragen, den Glauben an eine Intelligenz der Tiere zu befestigen und die geistigen Anlagen des Menschen mit denen des Tieres durch ein vermittelndes Band zu verknüpfen, als die tierische Kunst. Sie ist bis in die jüngste Zeit hinein immer wieder von Philosophen und besonders von Tierpsychologen zu dem Beweise herangezogen worden, daß die tierische Kunst eine Vorstufe der menschlichen sei. Schon Kant und Schiller neigten zu dieser Ansicht und suchten sie zu begründen, indem sie den dem Tier und dem Menschen gemeinsamen Spieltrieb für die Wurzel erklärten, aus der so verschiedne Lebenserscheinungen wie die tierische und die menschliche Kunst hervorgegangen seien. In ihrem Sinne haben dann andre Philosophen, besonders Spencer, diesen Gedanken weiter ausgeführt und haben nachgewiesen, daß der Spieltrieb mit den künstlerischen Trieben die äußerlich zwecklose, also ästhetische Bethätigung der körperlichen und der geistigen Vermögen gemein habe, wie diese von Lustgefühlen begleitet sei und einen gewissen Überfluß an Kräften nach Befriedigung der auf die Erhaltung des Einzelwesens und der Art gerichteten Triebe voraussetzt. Den Nachweis freilich, wie sich der Kunsttrieb aus dem Spieltrieb so verschieden entwickeln konnte, sind sie alle schuldig geblieben, aber dennoch haben sie mit dieser Feststellung der verwandtschaftlichen Beziehungen beider Triebe erreicht, daß moderne Schriftsteller die Kunst der Tiere zum Ausgangspunkt ihrer Darstellungen der menschlichen Kunst gemacht haben.

Gewiß verrät das Spiel eine geistige Ausbildung des Tiers, durch die es mehr als durch irgend eine andre Fähigkeit dem Menschen genähert wird; aber dennoch ist es nicht weniger geschieden von dem des Menschen als alle andern Leistungen, die das Tier hervorbringt. Der Mensch hat alle möglichen Lebensverhältnisse, Fertigkeiten und Künste wie Mimik, Tanz, Musik, Bildnerei und Poesie dem Spiel dienstbar gemacht und eine unberechenbare Anzahl erfinderischer Spiele hervorgebracht, in denen planmäßig und von einer einheitlichen Gesamtvorstellung aus der Verlauf des Spiels geregelt wird. Das Tier aber kennt nur Kampfspiele oder, wie Wundt sich ausdrückt, reine Assoziationsspiele. Es ist wie in allen seinen Leistungen an einen beschränkten Umkreis von Vorstellungen gebunden und erhebt sich niemals wie der Mensch zu einer Phantasiethätigkeit, die die Existenz von Begriffen, Urteilen und Schlüssen voraussetzt. Wenn dennoch einmal der Mensch diese Kluft, die den

Menschen vom Tiere trennt, überschritten haben soll, so ist das ebenso unwahrscheinlich, als daß eine Spezies unsrer höhern Tiere irgend einmal diesen ungeheuern Schritt thun werde.

Darum wird auch aus dem gemeinsamen Spieltrieb auf einen Zusammenhang zwischen Mensch und Tier nicht geschlossen werden können. Ebensowenig ist das mit dem Sprachtrieb der Fall. Töne bringen auch die Tiere hervor, die sogar mannigfaltiger als das Krächzen des Buschmanns sind, aber die Artikulationsfähigkeit der Sprachorgane, auch wenn sie wie beim Gibbon bis zum Paarungsgesange gesteigert wird, oder sich wie beim Dompfaffen durch Abrichten zum Vortrage komponierter Weisen bilden läßt, kann allein das Tier nicht befähigen, eine Sprache hervorzubringen. Dazu gehören Gedanken und Gefühle, die das Tier niemals gehabt hat und niemals haben wird. Sein seelisches Leben ist nur von dem erfüllt, was seine Sinne beschäftigt; es beginnt mit jeder Stunde, mit jedem Tage von neuem sein Leben, kennt weder Vergangenheit noch Zukunft und erhebt sich nicht zu urteilendem und schließendem Denken, das allein den Aufbau einer geistigen Innenwelt ermöglicht. Wie also der Mensch schon Mensch sein mußte, als er die Sprache erfand, so mußte er auch schon Mensch sein, als er den Fortschritt zur Spielkunst machte. Das mußte er aber erst recht sein, als er in der Bildnerei durch das Objekt den seelischen Inhalt seines Subjekts zu offenbaren begann.

Der bildnerische Trieb ist wie der der Sprache, der politische und andre eine der psychischen Anlagen, mit denen die Natur Mensch und Tier ausgestattet hat. Er differenziert sich aber in den beiden gleichartigen Organismen auf ähnliche Weise wie jeder andre Trieb oder die Bildungskraft, die aus zwei chemisch gleichen tierischen Embryos oder Pflanzen-Samenkörnern ganz verschiedne Gebilde hervorbringt. So weit wir zurückzuschauen vermögen, zeigt der bildnerische Trieb des Tiers nur eine Erscheinungsform, während der des Menschen in der Mannigfaltigkeit seiner Leistungen unerschöpflich zu sein scheint. Das Netz der Spinne, der Waben- und Zellenbau der Biene, der Honig- und der Töpferwespe, die Lusthütte des australischen Laubenvogels, das Nest des indischen Weber- oder Schneidervogels, die kegelförmig gekuppelten Wohnungsbauten der Termiten, die Bauten des Bibers und des Fuchses, kurz alle die Schöpfungen der bildnerischen Kraft des Tieres, die unser Staunen und unsre Bewunderung so oft herausfordern, sehen heute noch ebenso aus wie in grauer Vorzeit. Sie werden von allen Tieren derselben Gattung in allen Zonen und Zeiten nach denselben Modellen und aus demselben Stoffe verfertigt. Weder wissen wir, ob diese Erzeugnisse das Resultat einer vorhergehenden allmählichen Entwicklung gewesen sind, noch haben wir Grund zu glauben, daß sie sich in der Zukunft ändern werden. Und nicht bloß ihr Stoff und ihre Form, sondern auch ihre Zahl und ihre Bestimmung ist immer dieselbe geblieben. Wie die tierischen Leistungen in der Sprache und in der Staatenbildung, so verdanken auch ihre Baukünste ausnahmslos ihr Dasein nicht geistigen, sondern materiellen Bedürfnissen. Sie sind wie jene nur Waffen in dem harten Kampfe ums Dasein und dienen dem Tiere nur als Mittel zur Befriedigung der Paarungsbedürfnisse und des Hungers.

In scharfem Gegensatz dazu ist die Entwicklung dieses Triebes bei dem Menschen nie stehn geblieben. Er hat seine Gebilde immer vollkommner gemacht und immer neu gestaltet. Er allein gelangte dazu, die leblose Materie mit dem Odem seines Geistes zu beleben und die Form von dem Stoffe unabhängig zu machen. Er errichtet sein Haus aus Holz oder Stein, seine Gefäße aus Thon oder Metall, macht seine Werke je nach dem Charakter der Zeit und des Ortes verschieden und schafft nicht bloß aus Sorge, sondern auch äußerlich zwecklos aus reiner Lust am Darstellen. Deshalb findet er auch allein an der Erscheinung, an der Form der Dinge das Wohlgefallen, dem der Begriff des Schönen ebenso geheimnisvoll entsprang wie der der Religion aus der bewußten Abhängigkeit des Menschen von der Natur.

Das alles sind Unterschiede, die mehr noch als die des Spieltriebes den Gegensatz zwischen der menschlichen und der tierischen Natur ausdrücken. Das Tier schafft und bildet nur nach Gesetzen, die ihm von der Natur vorgeschrieben werden und seinem Wirken und Vermögen mit der Geburt schon eine bestimmte Grenze und ein immer gleiches Ziel setzen. Es ist in seinem Subjekt befangen und kann seine Seele nicht durch einen andern Gegenstand offenbaren. Wenn auch freier als die Pflanze, lebt es doch wie diese sklavisch im Banne der Natur. Seine bildnerischen Leistungen nähern sich deshalb vielmehr dem Bauen und Bilden der unbeseelten Natur. Erst der Mensch hat das Gängelband, an dem die Natur die übrigen Schöpfungsgebilde hält, zerrissen und sich im Laufe der Zeit immer mehr die Natur zum Diener gemacht. Er kann sein Ich oder seine Innenwelt dem Nichtich oder der Außenwelt selbstbewußt gegenüberstellen und vermag sich mit seinen Vorstellungen, die er wie eine Schatzkammer beliebig erweitern und vertiefen kann, über der äußern sichtbaren Welt auch eine innere unsichtbare zu erbauen.

Zwar entzieht es sich, wie wir gesehen haben, unsrer Erkenntnis, wie diese Unterschiede entstanden sind. Wir können nicht nachweisen, ob man sie einer Wirkung des absoluten Geistes oder einer Wandlung organischer Formen oder physikalisch-chemischen Vorgängen zuschreiben muß; wohl aber können wir wissen, daß sie vorhanden gewesen sind, solange der Mensch da ist. Das beweisen die künstlerischen Erzeugnisse der Naturvölker und der vorgeschichtlichen Völker ebenso sehr wie die der Kulturvölker. Auf den ersten Blick freilich scheinen die ohne Drehscheibe hergestellten, nur mit den Händen gekneteten, dickwandigen Gefäße vorgeschichtlicher Völker, die orientalischen und die griechischen Darstellungen der menschlichen Figur mit den merkwürdig langen Hälsen und den steifen, über die Brust gelegten Armen den bildnerischen Leistungen der Tierwelt nachzustehn. In formaler und technischer Beziehung ist das auch der Fall. Durch die Motive und Ziele des künstlerischen Schaffens sind sie aber von ihnen nicht minder scharf geschieden wie die größten Kunstwerke aller spätern Zeiten. Sie sind nicht künstlich, sondern künstlerisch, nicht Produkte eines materiellen, sondern eines geistigen Verlangens und tragen die Keime zu weiterer Vervollkommnung schon in sich. Mit Recht können deshalb diese plumpen und rohen Idole sehr wohl als die Vorfahren des hehren Göttergeschlechts bezeichnet werden, das aus den Händen der klassischen Meister Griechenlands seine ewig giltige Gestaltung empfing.

Sie sind jedoch von der Gegenwart durch einen Zeitraum getrennt, der nur eine kleine Spanne der Zeit ist, in der wir das Dasein des Menschen nachweisen können. Freilich noch Cuvier, der Begründer der modernen, auf vergleichende Anatomie sich stützenden Paläontologie, führte in seiner Katastrophentheorie den Ursprung des Menschengeschlechts nicht über das Alluvium, die letzte Schöpfungsepoche, hinaus. Heute aber fehlt es nicht an gewichtigen Forschern, die aus Feuersteinen, wie sie sogar der gebildetste Anthropoide nicht zurichten kann, und aus Einschnitten auf dem Unterkiefer eines Nashorns oder auf der Rippe eines Halitheriums, die sämtlich dem Miocän angehören, auf das Dasein des Menschen in diesen nicht zu messenden Fernen geschlossen haben. Dieser Bewohner des Miocäns ist jedoch noch zu hypothetisch, als daß seine Artefakte als Beweismittel dienen könnten.

Anders ist dies mit dem Ureuropäer der fernen Zeiten, wo noch das Renntier bis an die Pyrenäen wanderte, und der Mensch auf dem schmalen Saume Mitteleuropas, zwischen den diluvialen Gletschergebieten Skandinaviens und der Alpen, ohne Haustiere und Geschirr mit Hilfe des Feuers, paläolithischer Waffen, Schlingen und Gruben den Kampf mit Tieren führte, die zu erlegen noch heute mit Pulver und Blei schwierig ist. Als seine Reste nach vielvieltausendjährigem Schlummer ans Tageslicht gezogen wurden, glaubten die damaligen Schöpfungstheoretiker, daß sie einem affenähnlichen, als halbes Klettertier auf Bäumen nistenden Geschöpfe mit überlangen Armen, kurzen Beinen und Kletterdaumen am Fuße angehörten. Die kraniologischen Untersuchungen bestätigten jedoch diese Annahme keineswegs. Nach Broca sollen sogar diese alten vorgeschichtlichen Bewohner Frankreichs in Beziehung auf die Größenentwicklung des Gehirns die heutigen Bewohner Frankreichs überragen.

Mehr aber noch als die Knochenreste liefern die eingeritzten, lebenswahren Zeichnungen auf Renntiergeweihen, die unter menschlichen und tierischen Überresten, steinernen und knöchernen Werkzeugen aus den Höhlen in Südfrankreich und am Bodensee zu Tage gefördert wurden, den untrüglichen Beweis, daß ihre Verfertiger Fleisch von unserm Fleisch gewesen sind und den vorgeschrittensten Naturvölkern der Gegenwart ebenbürtig gewesen sein müssen. Diese Bildwerke zeigen den allen Jägervölkern eignen Kulturcharakter, dieselbe Roheit der Darstellung, aber auch dieselbe Lebenswahrheit, Schärfe der Beobachtung und Handfertigkeit, die überall in den Darstellungen dieser Völker hervortreten und in dem gleichartigen Nahrungserwerb ihre Erklärung finden.

Trotz der Verschiedenheit der Zeiten, Zonen und Rassen erinnern diese Bildwerke in der Wahl des Stoffs, in der Art der Darstellung lebhaft an die australischen Höhlengemälde am Glenolg oder an die australischen Felsskulpturen auf Depuch Island; ja sie sind eng verwandt mit den Felszeichnungen der südafrikanischen Buschmänner sowie den hyperboräischen Knochen- und Treibholzschnitzereien der Eskimos. Wie diese, so sind auch sie der liebevollen Hingebung an das Objekt und der reinen Lust am Darstellen entsprungen; wie diese, so tragen auch sie weder den erst den Ackerbauvölkern eigentümlichen Rassencharakter oder den nationalen, wie ihn die babylonisch-assyrische, ägyptische, chinesische, indische und mexikanische Kunst zeigt, noch weniger den Charakter der individuellen Richtung, die der Grieche der Kunst gab.

Diese Bildwerke sind vielmehr eine eigne und zwar die unterste Entwicklungsstufe der Kunst, die man als die indifferente oder die internationale bezeichnen kann, da ihre Gebilde in ihrem Stil und in ihrer Auffassung weder ein deutliches Bild von dem Wesen und Werden des hervorbringenden Künstlers geben noch von der Zeit und dem Lande, dem sie angehören. Die Kunst aber, die sie vertreten, ist in ihren wesentlichen Motiven und Zielen durchaus eins mit der Kunst aller Zeiten. Sie werden nicht nur einer ästhetischen Schaffenslust gerecht, sondern offenbaren auch schon in deutlicher Weise, wie Ernst Grosse in seinen „Anfängen der Kunst“ mit Recht hervorhebt, die großen ästhetischen Grundprinzipien der Eurhythmie, der Symmetrie, des Gegensatzes, der Steigerung und der Harmonie, nach denen auch die Athener und die Florentiner ihre Kunstwerke schufen. Dadurch aber rücken sie den Schöpfungen eines Phidias und Rafael weit näher als den viel künstlichern der Tierwelt.

Wer freilich, wie es in unsern Kunstgeschichten geschieht, den Wert des Kunstwerks von einer gewissen Qualität des Inhalts und der Form abhängig macht, der wird dieser ersten Entwicklungsstufe der Kunst wenig gerecht werden. Dennoch verhält sie sich zu den spätern Entwicklungsstufen wie das Einmaleins zur höhern Mathematik. Sie setzt nur einen andern Bewußtseinsinhalt oder Vorstellungsinhalt voraus, bringt aber durchaus gleichartige Wirkungen hervor. Form und Inhalt der Kunst haben von jeher gewechselt, aber das Verhältnis zum Bewußtseinsinhalt des Genießenden ist immer dasselbe geblieben. Jene sind das Vergängliche und Wechselnde der Kunst, dieses aber ist das Dauernde. Der Begriff des Schönen ist nicht objektiv, wie man glaubte, sondern subjektiv wie der künstlerische Genuß.

Entspricht also die Naturauffassung des Kunstwerks überhaupt der durchgehenden Naturauffassung einer Zeit, so kommt auch die Schönheit des Kunstwerks zum Bewußtsein. Darum wird auch in der Diluvialzeit nicht jedes Bild ein Kunstwerk gewesen sein. Anfänger, Dilettanten und Stümper hat es zu allen Zeiten gegeben. Wenn sich aber künstlerisch begabte Menschen bemühten, die Natur, wie sie sie im Kopfe hatten, nach Maßgabe der Errungenschaften der Technik ihrer Zeit darzustellen, wenn sie damit den Vorstellungsinhalt und die Naturauffassung ihrer Zeitgenossen veredelten und ihre Bewunderung hervorriefen, so wurden sie damit allen Bedingungen gerecht, von denen wir den Wert eines Kunstwerks abhängig machen. In diesem Sinne gab es damals ebenso gut klassische Werke wie heute, wenn wir auch ihre dauernden Wirkungen nicht so gut erkennen können wie bei der griechischen oder der Renaissancekunst, bei der deutschen Kunst des sechzehnten oder der holländischen des siebzehnten Jahrhunderts.

(Schluß folgt)





Geographische und Kolonialliteratur

Deutsche Erde. Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums allerorten und allerzeiten. Herausgegeben von Prof. Paul Langhans. Gotha, Justus Perthes, 1902

Der Geographie des deutschen Menschen und seiner Kultur, der Darstellung des Werdens, Wachsens und Wanderns des deutschen Volkes und der Ausbreitung seiner geistigen und sachlichen Kultur über die Erde ist diese neue Zeitschrift gewidmet. Der Name des Herausgebers ist gut. Wir verdanken es Langhans, daß die Kartographie und die Geographie deutschen Landes, deutscher Kolonien, Missionen, Handelsniederlassungen in dem wohlbekannten Perthesschen Geographischen Institut zu Gotha eine Pflege findet, wie sonst nirgends. Wenn wir in allen Beziehungen unsern Wettbewerbern im Osten und Westen so weit voraus wären, wie in dieser! Wir glauben, Langhans wird auch für diese Zeitschrift der rechte Leiter sein. Aus der ersten Nummer heben wir einige größere Beiträge hervor, die am besten zeigen, wohin sie steuert. Otto Bremer beantwortet die Frage: Bildet die reichsdeutsche Staatsgrenze gegen die Niederlande und Belgien eine Sprachscheide? Raimund Kaindl schildert die Ansiedlung der Deutschen in der Moldau und Bukowina, Alfred Funke bespricht die Zahl und die Stellung der Deutschen in Rio Grande do Sul, Paul Langhans giebt eine Verlust- und Gewinnliste des Deutschtums in Nordschleswig für 1901, Johannes Zemmrich giebt dasselbe für Österreich. Kleinere Aufsätze von Theobald Fischer und Karl Martin behandeln die Deutschen in Marokko und Chile. Vorzügliche Karten begleiten diese Darstellungen, und dazu kommt eine reiche Bücherschau mit Auszügen aus Büchern und Flugschriften, die sehr oft den besten Kennern des Deutschtums im Auslande verborgen bleiben.

Bilder aus der Ostmark. Ein Wiener Wanderbuch geschrieben und gezeichnet von Eduard Zetsche. Mit 12 Vollbildern und 80 Textbildern nach Originalzeichnungen des Verfassers. Innsbruck, A. Edlingers Verlag, 1902

Die Stärke des Verfassers liegt im Stift; auch seine Feder führt er recht geschickt, frei und frisch. Aber wer das Buch aufschlägt, sieht als ersten Gruß aus Niederösterreich ein wunderschön gezeichnetes Alpenveilchen mit einem ebenso gut gewählten Motto von J. von Eichendorff und fühlt sich gleich ganz behaglich, wenn er nach so wohlthuender Einführung gleich auf den folgenden Zeilen der Primula farinosa, dann einem Frühlingsbirkenzweig und so nacheinander den bezeichnendsten und malerischsten Blüten und Zweigen der Wienerwald-Landschaft begegnet. Auch die Landschaftsbilder Zetsches sind duftig, aber gerade diese Pflanzenbilder sind ein origineller Schmuck des Wanderbuchs. Jeder Natur- und besonders jeder Pflanzenfreund wird sie mit Dank begrüßen, und schon um ihretwillen empfehlen wir es den Lesern der Grenzboten. Wer sich an Wintertagen in wohlthuendster Weise an die Blütenpracht des Frühlings und Frühsommers erinnert fühlen will, sehe sich die Kopfleisten und Schlußstücke dieses Buches an. Im Text ist ebenfalls manche gute Beobachtung, aber so treffsicher wie sein Stift schreibt die Feder des Malerschriftstellers nicht. Landschaftliches und Pflanzenkundliches, das ist ja sein Fach. Aber was er uns vom Volk des Wienerwaldes und des nahen Wien giebt, ist manchmal etwas schal, und das alldeutsche und Los vom Rom-Geschmäcklein, das er hineinmengt, verbessert den Geschmack des Ganzen nicht. Wir wählen uns die unpolitischen Thatsachen volkskundlicher Art, z. B. in den Wirtshausstudien, heraus und halten uns im übrigen an die Bilder, die das Gute haben, nicht geschwätzig zu sein.

Zur Gründung einer deutschen Nationalschule. Denkschrift von Albert Kreßmann, Kgl. Preußischem Major a. D. Karlsruhe, Hofbuchdruckerei von G. Braun, 1902 *)

In Karlsruhe ist in einem Kreis patriotischer Männer der Plan zur Gründung einer Schule ausgearbeitet worden, in der deutsche Jünglinge für koloniale Arbeit als Landwirte, Techniker, Kaufleute erzogen und ausgebildet werden sollen, und in der dann besonders auch den Söhnen von Deutschen, die im Auslande leben, eine deutsche Erziehung und Bildung geboten werden soll. Die Denkschrift, die wir der Beachtung deutscher Eltern im In- und Auslande dringend empfehlen, begründet diesen Plan mit der auf der Hand liegenden Notwendigkeit der Ausbreitung der Deutschen über fremde Länder und der Erhaltung der Deutschen im Auslande. Die nüchterne Erwägung, daß wir die Folgen der Verengerung des uns politisch zur Verfügung stehenden Bodens und des Ungenügens der spät erworbnen Kolonien für unsre Auswanderung durch gesteigerte Tüchtigkeit im Wettbewerb mit allen andern Völkern gut zu machen haben, in deren Gebieten wir uns einwohnen müssen, und daß uns aus demselben Grunde obliegt, die Millionen von Deutschen in allen Teilen der Erde fester mit uns und miteinander zu verbinden, ergreift ja immer weitere Kreise; sie führt über die unklare Kolonialbegeisterung hinaus zur Würdigung der harten Wirklichkeit, die uns anspornen, nicht entmutigen muß. Sie hat schon die Kolonial- und Missionsschule in Witzenhausen ins Leben gerufen und will nun hier eine weitere moderne, deutsche, interkonfessionelle Schule schaffen, die in Verbindung mit einem Internat gedacht oder vielmehr schon in der Einrichtung begriffen ist. Als Ort der Schule ist Wertheim am Main, die schön und gesund gelegne, echt deutsche Stadt in Aussicht genommen, deren an Heidelberg erinnerndes Bild und deren Reichtum an geschichtlichen Erinnerungen so recht geschaffen ist, einen tiefen Eindruck auf junge Gemüter zu machen. Durch das Entgegenkommen der städtischen Behörden ist dort ein einstweiliges Unterkommen gefunden, und die Schule wird unter der Leitung des Dr. Kapff schon am 1. Oktober d. J. ins Leben treten. Über den Lehrplan und alle sonstigen Einzelheiten ist dieser Herr bereit Auskunft zu geben. Die oben genannte Schrift, die den Plan einer Nationalschule in allgemeinerer Form begründet, kann von ihrem Verfasser oder von der G. Braunschen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe zum Preise von 1 Mark bezogen werden. Sie verdient auch von denen gelesen zu werden, die nicht unmittelbar an dieser Schule interessiert sind. Die Abschnitte, worin „die Ausbildung einer selbstvertrauenden und frohmütigen Individualität, verbunden mit einem wohlentwickelten Gemeinsinn," ferner „die Pflege deutscher Idealität und schlichter Frömmigkeit" besprochen werden, sind besonders lesenswert und haben unsern vollen Beifall.

Sohr-Berghaus Handatlas über alle Teile der Erde. Neunte Auflage. Vollständig neue, zeitgemäße Bearbeitung. Entworfen und unter Mitwirkung von Otto Herkt herausgegeben von Professor Dr. Alois Bludau. 30 Lieferungen zu je 1 Mark

Unsre Stieler, Debes, Andree, von den kleinern Atlanten nicht zu reden, haben der Geographie in Deutschland und im Auslande so viele Freunde erworben, haben soviel Kenntnisse verbreitet und der deutschen Wissenschaft und Technik soviel Anerkennung eingetragen, daß wir mit großer Freude den alten Sohr-Berghaus unter tüchtiger Leitung sich verjüngen und mit jenen drei andern den Wettbewerb neu aufnehmen sehen. Der neue Atlas wird aus 84 Kartenblättern bestehn und außerdem eine stattliche Anzahl von Nebenkarten und Plänen aufweisen, sodaß die Summe aller Karten über 150 beträgt. Über die Vorzüge, die Plan und Ausführung des Atlasses in Anspruch nehmen, möge der Leser sich in dem ausführlichen Programm unterrichten, das die erste Lieferung begleitet. Wir wollen hier nur aussprechen, daß die Übersichtskarten von Europa und Afrika in dieser ersten Lieferung zum klarsten und ausdrucksvollsten gehören, was wir jetzt haben; das

*) Vgl. den Aufsatz über Kolonialpädagogik in Nr. 33 der Grenzboten von 1902.

Hervortreten der Flußnetze und die gute Wahl der Farben für die Höhenabstufungen schaffen ungemein markige Länderbilder. Der Atlas wird anders als seine Vorgänger und in seiner Art vermutlich ebenso gut werden.

Aus Krim und Kaukasus. Reiseskizzen von Wilhelm von Massow. Leipzig, Georg Wigand, 1902

Leichte Plauderware, aus einer Tageszeitung gesammelte Reisebriefe, die ebenso gut dort hätten bleiben können, wo sie zuerst erschienen waren. Man kann höchstens einem der nicht wenigen, die heute an Argonautenfahrten teilnehmen, das Büchlein zur Ergänzung seines „Baedeker" empfehlen. Für Stubenlektüre sind diese Skizzen zu matt, zu gewöhnlich, passen insofern recht gut zu den grauen Ätzungen nach unmalerischen Momentphotographien, die als „Buchschmuck" dienen.

Wanderungen und Forschungen im Nordhinterlande von Kamerun. Von Franz Hutter, Bayrischem Artillerie-Hauptmann a. D. Mit 130 Abbildungen und 2 Kartenbeilagen. Braunschweig, F. Vieweg und Sohn, 1902

Wieder eine wertvolle Bereicherung der Afrika-Litteratur aus der Feder eines von den Pionieren, denen vor allem unsre Kolonien ihre Existenz danken, die aber dann auch Manns genug sind, ihre Thaten, Leiden und Erfahrungen in einer solchen Weise darzustellen, daß viele Tausende ihrer zu Haus gebliebnen Landsleute daran ihre Freude haben und daraus Belehrung, oft Erhebung schöpfen. Hutter ist 1891/3 mit Zintgraff in Nordkamerun, besonders im Baliland gewesen. Über Zintgraffs Charakter und Haltung sind wegen seiner Konflikte mit dem Gouverneur und dem Kolonialamt ungünstige Urteile in die Welt gedrungen. Ich selbst, der ich Zintgraffs Thätigkeit zu würdigen hatte, sah mich zwischen die widersprechendsten Angaben seiner Freunde und Feinde gestellt; angesichts des Zeugnisses, das Hutter mit männlicher Bescheidenheit für ihn ablegt („Er hat mir das Verständnis für Afrika erschlossen; was Gutes in dem Buche steckt, ist Frucht seiner Aussaat"), freue ich mich, daß ich jenen mehr geglaubt habe als diesen. Zintgraff war eine starke Natur, die sich gegen Weiße und Schwarze ihre eignen Wege wies und rücksichtslos vorwärtsging; es dürfte heute klar sein, daß es besser gewesen wäre, wenn die Verwaltung ihm nach seiner Niederlage im Balilande die Unterstützung gewährt hätte, die er heischte, vorausgesetzt allerdings, daß sie die Mittel dazu hatte. Hutters Buch ist ohne Absicht eine beredte Verteidigung Zintgraffs; leider kommt sie sehr spät. Die Erlebnisse des damaligen Leutnants und Schutztruppenführers nehmen keinen großen Raum ein. Hutter hat seine Erlebnisse und Erfahrungen nicht sozusagen in photographischen Ansichten gegeben, sondern zu größern Um- und Ausblicken zusammengefaßt. So haben wir zuerst einen Abschnitt „Vorgeschichte," dem ein zweiter „Wanderungen" folgt, und in diesem schildert er das Leben an der Küste, auf dem Marsche und auf einer Station im Innern. Dann folgt ein dritter Abschritt „Forschungen," worin „Das Waldland und seine Bevölkerung," ferner „Das Grasland und seine Bevölkerung," „Streifzüge in die Tierwelt," „Sprachliche Beobachtungen," „Meteorologische Beobachtungen" gegeben sind. Den Beschluß macht ein Abschnitt „Zivilisation und Wildnis," in dem Hutter den Zauber schildert, den die Wildnis auf den Kulturmenschen ausübt.

Du gabst mir Haß und Liebe und ewige Freiheitslust,
Drum jauchze ich, o Wildnis, zu dir aus voller Brust —

setzt er an den Anfang der Seiten, auf denen er seiner Liebe zur Wildnis beredte Worte leiht. Man könnte auch das Wort Schillers anwenden: Der Mensch verkümmert im Frieden, müßige Ruh ist das Grab des Muts, auf das Fortreißende des Kampfes in der Natur und im Menschenleben, dem sich der natürliche, freigesinnte Mensch mit voller Lust hingiebt, weil die Persönlichkeit in ihm zur Geltung kommt. Es ist im Grunde derselbe Kampf wie in der Kulturwelt, aber offner. „Die Einsamkeit in der freien, großen Natur gleicht der Gefahr: den einen bedrängt, er-

drückt sie; andrer Herzen fühlen sich in ihr geweitet, erhoben, gestählt.“ Der Verfasser dieses Buches gehört zu diesen letzten, und das ist gerade, was den Leser fesselt, daß sein Buch in einem so frischen, frohen Geist geschrieben ist. Wie zu erwarten steht, ist Hutter Freund und treuer Beobachter der Natur und der einfachen Völker des Hinterlandes von Kamerun; demgemäß sind auch seine thatsächlichen Mitteilungen klar, so vollständig wie möglich und ohne jede Phrase gegeben. Das Buch ist ein Schatz ethnographischer Beobachtungen. Als Naturschilderer ist Hutter einfach, tief empfindend, ohne Sentimentalität und Wortreichtum; vorzüglich sind besonders seine Jagdbilder. Die Ausstattung des Buches mit Bildern und Karten ist sehr reich. Ernste Männer mögen es lesen, um den Kolonialpessimismus zu verscheuchen, doch kann es auch der reifern Jugend ohne Bedenken in die Hand gegeben werden, damit sie modernes deutsches Heldentum der besten Art kennen lerne.

Briefe aus Afrika von Henryk Sienkiewicz. Mit spezieller (!) Erlaubnis des Autors übersetzt von J. von Immendorf. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei (A. Schwartz), o. J.

Wer das Inhaltsverzeichnis dieses Bandes durchblättert, ohne durch den berühmten Namen des Verfassers angezogen zu sein, wird sagen: Neapel-Aden-Sansibar-Bagamoyo — olle Kamellen, und zur Tagesordnung übergehn; wer jedoch das erste Kapitel mit seinen farbigen Schilderungen der Fahrt durch das Mittelmeer von Neapel bis Port Saïd gelesen hat, wird fortfahren zu lesen. Wohl sind es bekannte Örtlichkeiten, aber es ist ein andres Auge und eine neue Feder. Sienkiewicz ist ein Naturschilderer von großer Kühnheit in der Übersetzung der Linien, Farben und Bewegungen in Worte, von der Feinheit des Vielerfahrnen in der Beurteilung der Menschen und im allgemeinen ein fesselnder Plauderer, der so gut unterhält, daß man es ihm nicht übel nimmt, wenn ihm auch einmal eine Banalität, ein falsches Bild entschlüpft. Besonders wer das Meer und die Wolken liebt, wird in diesem Buche Seiten finden, die ihm die schönsten Erinnerungen an Sturm und Stille, blaue oder silbergrauweiße Wellen, schlafendes und sturmbewegtes Meer zurückrufen, Passatwolken und graue Regenzeiten mit wahrer Meisterschaft schildern.

Unterwegs und Daheim. Meine Reise von Deutschland nach Ostafrika und einige Bilder meiner zweiten Heimat. Von Rich. Mendner, Missionar in Jimba (Brit.-Ostafrika). 192 S. Mit 20 Vollbildern. Oberneukirch (Lausitz), F. Hübschmann, 1902

Sicherlich das anspruchsloseste und doch nicht das wenigst lesenswerte unter diesen Afrikabüchern. Der Verfasser hat nur zu erzählen, was ihm seine Missionserfahrung darbot. Er ist weder Forscher noch Dichter, sondern einfacher Missionar, den eine nicht unbeträchtliche Dosis von Philistertum nicht hindert, uns durch die einfache Innigkeit seines Berichts zu rühren. Er hätte freilich Gedichte mit dem Kehrreim

Wie quält die Hitze doch so sehr
Die Menschen in dem Roten Meer

und ähnliche unterdrücken und etwas mehr von der Art geben sollen, die sich in dem Briefe ausspricht, den eine seiner Wakambaschülerinnen an seine Mutter richtet:

Herrin und Mutter des Bwana Mendner. Ich erhebe meine Hand, um dir, Mutter des Bwana Mendner, diesen Brief zu schreiben, mit meiner ganzen Freude. Ich kenne dich nicht und weiß nicht, wo du wohnst. Dein Sohn ist hier in Afrika, er ist fast immer gesund; manchmal hat er einen Tag Fieber und ist am andern wieder gesund. Jetzt bin auch ich krank, ich habe eine Wunde am Fuß. Genug davon.

Die Arbeit deines Sohnes ist diese: Er lehrt die Kinder, unterrichtet sie im Wort Gottes und predigt Gottes Wort. Nun kann dein Sohn gut Kisuaheli. Dein Sohn liebt die Kinder sehr, und wir, wir lieben ihn sehr und folgen ihm. Bald werde ich getauft werden und freue mich sehr darauf. Damit schließe ich.

Einen schönen Gruß von mir hier, einer Schülerin deines Sohnes mit Namen Bedei.

Beim Lesen dieses Briefes war mein erster Eindruck: Wie viele Briefe empfange ich von hochgebildeten Europäern, die viel weniger Sinn und Herz aussprechen als diese Zeilen eines heidnischen Negermädchens! Zum zweiten aber empfand ich die Wohlthat der Einrichtung, die die Mission als Vertreterin idealer Menschlichkeit mitten in der Barbarei der Wilden und neben dem barbarischen Wettbewerb der Kulturmenschen um Geld und Gut auf afrikanischem Boden anpflanzt.

33 Jahre in Ostasien. Erinnerungen eines deutschen Diplomaten. Von M. von Brandt. Band III (Schlußband). Großoktav. Geheftet 6,50 Mark, gebunden 8 Mark. Leipzig, Georg Wigand, 1901

Dieser dritte Band behandelt die Zeit von 1875 bis 1893, die der Verfasser, abgesehen von kurzen Urlauben, ganz in China zugebracht hat. Es ist die Zeit seiner regsten und fruchtbarsten Thätigkeit, zugleich die Zeit des Erstarkens und Selbständigwerdens Deutschlands im fernen Osten; in diesen Jahren sind die Keime ausgesät worden, aus denen der Einfluß hervorgegangen ist, der sich seitdem in der Erwerbung von Kiautschau und der deutschen Gebiete in Tientsin, Schanghai und Hankau, endlich in der Walderseeschen Führung der Expeditionstruppen kräftig erwiesen hat. Es kommen in diesem Bande Fragen zur Besprechung, die nicht bloß hochpolitisch, sondern auch rein menschlich bedeutend sind. Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis zeigt u. a. Die christliche Mission in China — Die Opiumfrage — Russisch-Chinesische Beziehungen — Französisch-Chinesische Beziehungen — England und China — China, Korea und Japan. Das sind zum Teil Dinge, über die in den Kreisen der Politiker ganz verschiedne Auffassungen herrschen, und es ist ein wahres Verdienst, das Herr von Brandt sich durch ihre Besprechung erwirbt. Wir sind in Deutschland an so manche akademische Behandlung derartiger Fragen gewöhnt, daß uns die freie, weitschauende Auffassung des Diplomaten zuerst erstaunt, dann aber finden wir soviel gesunden Menschenverstand in seinen Urteilen, daß wir sie auch da beherzigen, wo wir nicht ganz mit dem Diplomaten einig sind. So ist es z. B. gleich in der Opiumfrage. Brandt ist nicht geneigt, in dem Opiumgenuß die Gefahr für das chinesische Volk zu sehen, wie viele Missionare und auch manche von seinen Kollegen. Nun ist es aber Thatsache, daß er in China selbst immer so aufgefaßt worden ist; der Opiumhandel der Britisch-Indischen Kompagnie mit China ist immer in chinesischen Augen ungesetzlich gewesen, aber mit Hilfe bestochner Beamten bis 1837, zeitweilig sogar mit Unterstützung der Vizekönige, halb-öffentlich betrieben worden. Im Jahre 1837 nahm die chinesische Regierung eine energische Haltung gegen die Opiumeinfuhr an, wie die Engländer behaupten, weil sie den Abfluß des Silbers verhindern wollte; in dem sogenannten Opiumkrieg war dann die Wiederzulassung des Opiums eine stillschweigende Voraussetzung, und der Nangkinger Frieden von 1842 bestimmte die Herausgabe des von den Chinesen konfiszierten Opiums, was natürlich den Wiederanfang des Handels bedeutete. Die chinesische Regierung wollte ihn dann mehr als einmal verbieten, erschwerte ihn, machte ihn aber auch wieder zum Gegenstand einer ertragreichen Zollpolitik, war jedoch dabei offenbar immer von seiner Verderblichkeit für China überzeugt, bis endlich 1890 aller Widerstand angesichts der wachsenden Verbreitung des verbotenen Opiumbaues in China selbst aufhörte, der nun freigegeben wurde. Die Chinesen haben aber doch immer die Beseitigung des Opiums aus dem Zolltarif angestrebt, besonders stark zuletzt 1869. In England selbst war, nachdem seit sechzig Jahren der Kampf gegen den Opiumhandel Indiens nach China im Parlament und in der Presse vergeblich geführt worden war, 1893 eine Königliche Opiumkommission ernannt worden, die im vergangnen April ihren Bericht erstattete; für Indien wird darin der im allgemeinen mäßige Genuß des Opiums als weitverbreitet zugegeben, es bestehe aber darum kein Grund zum Verbot des Baues, der Herstellung und des Handels mit Opium;

Opiumrauchen sei nur in Britisch-Barma weit verbreitet. Die Erklärung des mit seinen Antiopiumansichten in der Minderheit gebliebnen neunten Mitgliedes, daß die Kommission parteiische Zeugen verhört habe, wirft freilich ein schlechtes Licht auf die ganze Erhebung. Wenn die sogenannte öffentliche Meinung in Indien gegen die Einschränkung des Opiumbaues ist, wird sie angerufen. In Indien wurde als Grund gegen die Einschränkung des Opiumbaues noch angeführt, das Opiumessen sei gerade unter den kräftigsten Rassen Nordindiens üblich, habe die kriegerischen Radschputen und Sikhs, die unablässig emsigen Marwari am meisten ergriffen; das spreche für seine Unschädlichkeit. Das ist jedenfalls kein Grund, den Opiumgebrauch einzuschränken, denn allzu kräftige Leute mag England unter den eingebornen Indiern gar nicht haben! Im angloindischen Voranschlag für 1900/1 wird eine Einnahme von neunzig Millionen Mark aus der Opiumsteuer eingesetzt, nur das Salzmonopol bringt noch mehr ein; aber die Opiumsteuer ist der drittstärkste Einnahmeposten. In China wiederholte übrigens im Frühjahr 1902 eine Eingabe von Bischöfen, Missionsdirektoren und Ärzten die Hinweise auf die Verderblichkeit und Unchristlichkeit des Opiumhandels mit China; sie hoben besonders hervor, daß auch in Indien der Opiumbau noch immer zunehme. Ebenso haben sich in Niederländisch-Indien, wohin die massenhaft einwandernden Chinesen die „verderbliche Drogue" gebracht haben, und wo die Opiumpacht die höchste und sicherste Einzeleinnahme liefert — 1901 18,7 Millionen Gulden! —, seit Jahren Stimmen gegen die Ausbreitung des Opiumgenusses erhoben. Wir meinen, das könnten nicht alles Vorurteile sein, und so sehr wir die Erfahrungen des Diplomaten mit intelligenten und energischen chinesischen Opiumessern schätzen, fahren wir doch fort, in der amtlichen Förderung dieser Seuche einen noch schlimmern Flecken der englischen Politik in Indien und China zu sehen, als etwa in der staatlichen Branntweinpacht in manchen andern Ländern.

Deutschland in China. Von Rudolf Zabel. Leipzig, Georg Wigand. Großoktav. XVI u. 433 S. Preis geheftet 7 Mk. 50 Pfg., gebunden 9 Mk.

Als Anschauung und Beurteilung derselben Zustände und Entwicklungen von einer andern Seite ergänzt und vervollständigt Zabels Werk das oben genannte; das spricht sich schon äußerlich darin aus, daß es Herrn von Brandt gewidmet ist, innerlich in der Grundübereinstimmung der Auffassung der Lage in Ostasien und der Stellung Deutschlands zu ihr. Der Verfasser hat als Schriftleiter des in Shanghai erscheinenden „Ostasiatischen Lloyd" einen reichen Schatz persönlicher Eindrücke gesammelt, als deutscher Kriegskorrespondent den chinesischen Feldzug persönlich mitgemacht und im Anschluß daran auf selbständigen Reisen in der Mandschurei, Schantung und Südchina Land und Leute kennen lernen. Das Werk ist in einen historischen Abschnitt, der die Politik der Mächte China gegenüber behandelt, und in einen ausführlicher gehaltnen erzählenden geteilt, worin er seine Eindrücke als Augenzeuge des chinesischen Feldzugs wiedergiebt. In dem ersten Teil ist besonders die scharf durchgeführte Trennung zwischen der russischen Landerwerbspolitik im Gegensatz zu der Handelspolitik der übrigen Mächte von Interesse. Das ist eine Unterscheidung, die dem politischen Geographen nicht neu ist, denn es liegt ihr der alte Gegensatz phönizisch-griechischer Politik des Seehandels und der Küsten- und Inselbesiedlung und römischer Ausbreitung über Land mit Schwert und Pflug, Straßenbau und militärisch geleitete Kolonisation zu Grunde. Aber der Verfasser hat Recht, wenn er betont, daß man sich besonders in Deutschland noch wenig darüber klar geworden sei, was dieser Unterschied in der ostasiatischen Politik bedeutet. Er gruppiert alle Mächte, die, wie Deutschland, hauptsächlich am Handel und Verkehr mit China und Korea interessiert sind, einstweilen um den Grundsatz der Integrität des chinesischen Reiches und der Gleichberechtigtheit in allen Fragen des Handels und Verkehrs. Was sich später in der Richtung auf Interessensphären und Teilstücke des alten Reichs daraus entwickeln

wird, kann uns nicht darüber täuschen, daß Rußlands Landerwerbspolitik auch den deutschen Interessen nachteiliger ist als Englands Handels- und Verkehrspolitik; wie neidisch sich diese auch gebärden mag, sie läßt immer noch Raum für Wettbewerb, wo dagegen Rußland kolonisiert, folgt Ab- und Ausschließung. Das Gewährenlassen Rußlands in Ostasien hat also auch für Deutschland seine Grenzen, wenn es auch klugerweise in der im Grunde schon längst für China entschiednen Mandschureifrage seinem großen Freund und Nachbar keine Schwierigkeit bereitet. Aber schon Koreas Offenhaltung liegt so in Deutschlands wie in Englands Interesse, und hier dürfte selbst Frankreich nicht mit Rußland durch dick und dünn gehn, wenn es auch nur seine große missionarische Vergangenheit in Korea erwägt. Schade, daß der Verfasser nicht eingehender die Stellung Deutschlands im Jangtsebecken geschildert hat; seine berechtigte Schätzung des deutsch-englischen Abkommens, worin er eine der größten Thaten der deutschen Politik der letzten Jahre sieht, hätte dadurch erst den richtigen Hintergrund erhalten. Von der Klarheit und Einfachheit der Gedanken und der Sprache, durch die sich das Zabelsche Buch im allgemeinen auszeichnet, macht merkwürdigerweise gerade einer der wichtigsten Sätze eine Ausnahme: „Der »Politik der Aufteilung« tritt die »Politik der offnen Thür« bewußtermaßen gegenüber, beziehungsweise als Kompromiß zwischen beiden die »Politik der Interessensphären«." Wenn man doch diese trüben Ausdrücke bewußtermaßen und beziehungsweise für immer aus der deutschen Sprache verbannen könnte! Auch der Satz: „Die chinesische Frage ist eine interne Frage der Weltpolitik" läßt an Klarheit zu wünschen übrig. Denn was heißt hier intern? Der Verfasser will sagen, in der chinesischen Frage sei ein zentrales Problem der Weltpolitik ungefähr gleich dem aufgestiegen, das einst orientalische Frage im engern Sinne hieß; sie beschäftige alle großen Mächte. Den Satz: Nur vor Thatsachen beugt sich der Geschichtschreiber (S. 22) empfehlen wir ebenfalls zur Revision, denn wo bleibt dann die Macht der Ideen? Ich kann noch begreifen, daß der Naturforscher, sofern er nämlich naturwissenschaftlicher Kleingewerbtreibender und Zunftmensch ist, nichts von Ideen wissen will, aber wo bleibt die Geschichtschreibung ohne Ideen? Nicht einmal der Staatsmann darf sie vernachlässigen. Cheap and nasty (S. 33) würden wir nicht mit billig und eklig übersetzen, sondern mit billig und schundig, oder mit Reuleaux noch kürzer mit billig und schlecht.



Heimkehr

Von Marthe Renate Fischer

(Fortsetzung)



Ihm selbst aber, wie er nun wieder einsam seines Weges pilgerte, verging allmählich die sonnige Laune. Das Mädchen war ihm als ein Stück lebender Heimat erschienen. Da er sie nicht mehr sah, fiel ihm wieder schwer aufs Herz, wie tot doch noch die Heimat für ihn war. Und er eilte weiter und grüßte die vertrauten Berge.

Dich kenn ich, sagte er für sich, dich kenn ich auch. Du bist der weiße Berg, dich kenn ich satt, murmelte er, und eine wehmütige Freude erfüllte ihn.

Seine Gedanken begannen wieder im Kreise zu laufen, von Beckmanns Herbert zu Alma Dietzel und zur Priska und zuletzt auch zum Pfeiff-Schneider, und die Vorzüge seiner Freunde wuchsen hoch an, indes die Scharmützel und kleinen Niederträchten seines Feindes, den er eingesargt hatte, sacht zu verblassen begannen.

Eine Kette Radfahrer stob mit grellem Klingelzeichen an ihm vorüber, eine

Equipage mit gleichgiltig zurückgelehnten Menschen rollte heran, über der Böschung oben pflügte ein junger Mensch den Acker und pfiff dazu. Und dann arbeitete sich mit ungeheuerm Getöse ein Motorwagen die Chaussee herauf und flog rasselnd an ihm vorüber.

Der Weg senkte sich noch immer und wand sich der Berglagerung gemäß, sodaß immer nur eine kurze Strecke zu übersehen war. Der Blick nach unten aber lag frei, und man sah auf ein herrliches, frisches Wiesenthal, aus dessen sattem Grün sich hier und da ein einzeln stehender grauer Weidenbaum gleich einem Wachtposten hervorhob oder ein flaches breites Weidengebüsch. Der Schienenstrang, kaum sichtbar, lief mitten hindurch, der Fluß hatte sich bis zur jenseitigen bewaldeten Bergkette, wo er dicht an rotem Gestein vorüberfloß, zurückgezogen.

Der Luftzug trug ihm das Geräusch scheltender Stimmen zu, die von Gelächter und Spottreden unterbrochen wurden. Er verstand soviel, daß sich hier ein Unfall ereignet haben mochte, und hörte eine hohe, pfeifende Frauenstimme sich in atemlosem Schelten ergehn.

Als er die Wegbiegung erreicht hatte, sah er das Schunkesche Gespann, dem zwei Räder fehlten, mit zerrissenen Strängen, und daneben den Mann mit der Fichtenfuhre, die auch Schaden genommen hatte, jetzt aber wieder zur Abfahrt bereit war. Vor dem daherfauchenden Motorwagen hatten die Pferde gescheut und soviel Unheil am eignen Fuhrwerk angerichtet, als sie Mut und Kraft im Leibe hatten. Der Fichtenmann war demgemäß ziemlich gut davon gekommen.

Oben vom Feld, wo Erdäpfel ausgepflügt wurden, hatten sich die Aufleser eingefunden und hockten an der niedrigen zum Weg hinabführenden Böschung, halbwüchsige Jungen, die durch die unmöglichsten Stellungen ihr Ergötzen ausdrückten, Mädchen und Bursche, die lachten und die Köpfe warfen, lose Reden führten und ihre herrlichen Zähne zeigten.

Der Straßenmann, der gleichmütig, ohne viel Notiz zu nehmen, in der Nähe einen Kilometerstein festsetzte, den das jüngste Unwetter ausgespült hatte, mischte sich mürrisch ein, sie sollten machen, daß die Chaussee frei würde. Denen auf der Böschung rief er zu: Nu macht, daß ihr wegkommt. Ihr scheint auch nicht gewillt, was zu thun!

Dann wurde der Wirt oben sichtbar, ein langer, sehniger Mann, vor den Köpfen seiner Pferde. Wir wollen anfangen! rief er seinen Leuten zu. Und zum Straßenmann: Sie fressen wie die Störche, aber von der Arbet mögen sie nichts wissen! Zu den Verunglückten sagte er frohgemut: Paßt auf den Weg auf. Ich weiß nicht, die Chaussee is doch breit satt — wie ihr das habt konnt anstellen!

Mit hellem Jubel geriet das junge Volk in Bewegung, die Böschung hinauf, wo es mit seinem Arbeitgeber verschwand.

Jahn war herangekommen, sagte sein „Guten Tag miteinander“ und blieb neben dem Sohn stehn, der an den Strängen knüpfte.

Das muß ma sagen, das hat sich verlohnt, sagte er und überblickte die Trümmerstätte.

Der andre nickte.

Die Frau, die mit ihrem Manne sprach, kam herzu, ob er helfen wolle?

Ich bin nicht mehr in den Jahren, entgegnete Jahn. Ich wills bloß betrachte.

Sie fing an: Wenn mir noch einmal so ä Ding daher kommt, nachher laß ich quar über den Weg fahren, die sollen lernen, sachte kutschieren. Wenn mer mit dem Wagen quarüber ist, der hälts aus. Da gehn die in Stücke. Sie war so rund, daß sie watschelte.

Er half nun schließlich doch. Tasche, Stock und Pfeifchen hatte er auf der Böschung niedergelegt. Die Frau stand daneben, während die Männer sich mühten, die Wagenräder fest zu bringen. Immer sprach sie dazwischen; sie hielt die Pferde

am Zügel, die wieder unruhig wurden. Wie sie sich wackelnd mühte, Herr zu bleiben, brach oberhalb der Böschung aufs neue Gelächter los, und einer der Jungen kugelte herab, indem er Arme und Beine wie die Windmühlenflügel drehte.

Der Sohn geriet in Wut, griff nach der Peitsche und schlug hinüber.

Dann räumte der Straßenmann das Feld, der mit Karren und Schippe weiter zog, die Hemdärmel aufgeschlagen, den Hut aus der Stirn gerückt.

Jahn nahm der Frau die Pferde ab, kniff die Faust um die Zügel und stand wie ein Baum.

Er sprach zu den Tieren: Ho=ho=ho! Na, bleib stiehnich, du! Ho=ho-ho!

Die Sonne brannte herab. Der Sohn hatte jetzt einen Stein in der Faust, womit er drauf loshämmerte. Der Hut saß beiden arbeitenden Männern auf dem Hinterkopf.

Jahn trug seinen Hut mitten auf dem Haupte, der graue Anzug sah sonntäglich aus, den Wegstaub, den ihm seine Hilfe eingetragen hatte, hatte er schon von Rock und Hose geklopft. Wenn er die Leute ansah, die beiden Männer, die sich am Wagen mühten, der Sohn eifrig, der Vater ohne sonderliche Eile, und dann die dicke Frau, die mit gequetschter hoher Stimme kommandierte, ohne daß ihr freilich gefolgt wurde, so konnte er ein Spottlächeln um die dünnen Lippen nicht unterdrücken.

Die Frau sah es und sagte gekränkt: Ihr könnt finze, Euch betriffts nicht.

Das ist Thatsache, erwiderte er.

Das Pochen thuts nicht, man muß zupacken, sagte sie und wies auf den hämmernden Sohn, aber der Alte hat keine Lust auf nichts, der hat sein Lebelang die Arbeit nicht mocht leiden. — Wo seid denn Ihr zu Hause? fragte sie und musterte ihn.

Er schwieg und machte sich mit den Pferden zu schaffen. Nach einer Weile sagte er beiläufig: Ich komme von weit her.

Aber sie ließ nicht von ihm ab: Leichte kennt man Euern Ort.

Das ist nicht anzunehmen. — Er stand wie ein Stock und sprach über ihren Kopf hinweg.

Der Sohn lachte und warf dem fremden Mann einen verstohlenen Blick der Freude zu. Es that ihm nicht weh, wenn die Mutter schlecht behandelt wurde.

Die Frau schien nicht zu empfinden, daß er ihr unfreundlich begegnete, sie stellte unverdrossen ihre Fragen weiter: Wo geht denn die Reise hin?

Er sah sie an, wie sie vor ihm stand in ihrem grauen Kleid, klein, fett, mit dem eingekniffnen häßlichen Munde.

Als sie ihre Frage wiederholte, fuhr der Spottvogel in ihn, und er sagte: Ich will nach Wißberg.

Bei wem denn do=e?

Ich will bei der Frau Schunke.

Sie fingen alle drei an zu lachen, und die Frau rief: Da könnt Ihr gleich mitfahren. Mein Alter setzt sich vor. Da könnt Ihr mir gleich hinter ihm erzähle, was Ihr bei mich wollt. Da er auf den Scherz nicht einging, fragte sie weiter: Wollt Ihr sonst noch wo hin?

Es wurde ihm so bequem gemacht nach seinen Leuten zu fragen; aber sie waren ihm zu schade dazu: mit Herbert Beckmann mochte irgend etwas vorgefallen sein, das er sich von diesem Munde nicht wollte berichten lassen.

Mich hat das gefreut, sagte er zu den Männern gewandt, wie sommerlich das dahier noch ist, bei mich zu Hause hat der Frost allerwent alles umgebracht aufm Felde. He! die Blätter an den Bäumen, die waren gerade wie von Blech geschnitten, mer hörte sie kleppere, so hatten die den Frost im Leibe.

Die Männer waren mit dem Wagen soweit fertig geworden, daß die Weiterfahrt möglich war; die Frau kletterte, von ihrem Mann geschoben, mühsam in den Sitz und setzte sich breit zurecht, der Mann säuberte dann seine Kleidung von

Stroh- und Heurestchen, die sich mit dem Straßenstaub angesetzt hatten, und der Sohn strängte die Pferde an. Indem er selber aufstieg, fragte der Mann mit seinem schlausten Katzenbuckel, ob Jahn mitfahren wolle.

Jahn lehnte es ab. Der junge Mensch ließ dann die Leinen locker, und das Gefährt mit dem hochnackigen Ehemann, der fetten Ehefrau und dem Sohn, der seinen Kurs verloren hatte, weil er um den Hof und das Vieh ausharren mußte, rollte von dannen.

Dich kenn ich, sagte Jahn wieder vor sich hin, dich kenn ich auch! Er schritt weiter. Der Gebirgszug schwang sich vor, als wolle er den Weg versperren, hohe Berge mit spitz zulaufenden Gipfeln und breiter Basis reckten sich steil zum Himmel empor.

Als die Thalsohle erreicht war, bog sein Weg um und führte über die Wiesen, die im zarten lila Schimmer von tausend und aber tausend knospenden und erschlossenen Kelchen der Herbstzeitlose standen. Dann ging es weiter über die Saalbrücke und an den letzten Häusern von Goschen vorüber. Und hier, zu Füßen des jenseitigen Höhenzuges, auf dem schmalen, flachen, sandigen Landweg zog klappernd und eintönig wieder vor ihm her die Fichtenfuhre, das Pferd mit dem einer Mulde ähnelnden Senkrücken und den langen steifen Beinen, die es müde vorsetzte, und der krank aussehende Mensch, der jetzt die Leinen um den Wagenbaum geschlungen hatte und mit herabhängenden Armen gleichgiltig neben seiner Ladung herschritt.

Jahn blieb zurück. Hier, wo er jetzt stand, kannte er jeden Berg. Jede Krümmung des Flusses war ihm bekannt. Hier, auf diesen Wegen, zwischen diesen Bergen und Dörfern, die sich mit ihren roten Ziegeldächern und schwarzgrauen Schieferdächern zu beiden Seiten des Flusses ausbreiteten, hier hatte er seine Kindheit verlebt und seine Jugendjahre. Diese Wege und diese Berge und diese Dörfer wiederzusehen, dazu war er gekommen. Dünne kleine Thränen fingen an über seine Wangen zu laufen, das Weh der Heimkehr packte ihn wie ein überstarker Mann und schüttelte ihn. Wie ein zorniger Riese fiel es über ihn her und erwürgte ihn fast.

Da drüben auf der Chaussee, wo der rote Sandstein zwischen dem Fichtenwuchs aufragte, da hatte er mit Herbert Beckmann gerungen, da waren sie mit den Messern aufeinander losgegangen, die beiden Herzbrüder. Hier unten in der Ortschaft stromauf war er abends um des Dietzel-Schmieds Haus geschlichen, daß er des Dietzel-Schmieds schöne Tochter treffen wollte.

Er sah sie leibhaftig auftauchen vor seinem Geiste, mit ihrem roten Schmollmund und den kleinen Eigensinnsfältchen über der Nase und den braunen Augen, die alle Bursche verheißend anblitzten und sie in Feuer versetzten. — Er sah sie, wie sie sich drehte mit ihrer feinen hübschen Gestalt und ihre Röcke schwenkte, auf daß die Bursche nach ihr sähen. Und er sah auch den Pfeiff-Schneider vor sich, einen behenden Burschen und Bruder Unverschämt, und da ein Stückchen stromauf die Stelle, wo der als ein halbwüchsiger Junge seinen Schulgenossen Adam Jahn in die Saale getrieben hatte. Was das nur für eine Ehe mochte abgegeben haben, die zwischen dem Pfeiff-Schneider und Alma Dietzel . . .

Er stand und sann. Wie Nebel lag es vor seinen Gedanken, wie Nebel, der sich zu heben begann, und der sacht verflatterte. Und da sah er auf flachem Sandwege einen Kastenwagen, den ein Mädchen am Riemen zog, dasselbe Mädchen, das er nachher stehn sah im fließenden Sonnenschein, wie es hinter der vorgehaltenen Schürze bitterlich weinte.

Hier gerade mochte die Stelle sein, wo er von Priska Abschied genommen hatte. Ob er umkehrte, um in Goschen beim Tätscherbäcker vorzusprechen? Eine unerklärliche Angst erfaßte den alten Wandersmann, er könne erfahren, daß Priska gestorben sei. Der Pfeiff-Schneider war ohne Zweifel tot, Herbert Beckmann war verschollen und verdorben oder ebenfalls gestorben. Wer konnte wissen, ob die beiden Frauen noch lebten? Und nun erging es ihm sonderbar: es wurde ihm

weher ums Herz, wenn er sich vorstellte, daß die, die er nicht geliebt hatte, auf dem Gottesacker ausruhe, als wenn es die gewesen wäre, um derentwillen er Heimat und Freunde verlassen hatte.

Er hob den Kopf und sah umher, drehte sich und ließ seine Augen langsam in die Runde schweifen. Er schaute nach hüben und drüben, schaute den einen Berg an und den andern, stemmte sich mit der Rechten auf den Stock, indes die Linke den Taschenriemen faßte, als ob er sich daran halten müsse.

Dich kenn ich satt! Dich auch! Dich auch! stieß er hervor. Ihr steht dahier schon an die zweitausend Jahre, seit der Herrgott die Welt geschaffen hat. Ihr habt euch nicht vom Platze gerührt! — Von euch, da heirat keiner fort! Da verzieht keiner in eine andre Gegend! Da stirbt keiner! Über euch, da kann schon einer heimkommen und Auskunft begehren! Ihr bleibt immer da auf euerm alten Platze! Aber die Menschen, mit denen man jung gewesen ist, die sterben weg wie Gras auf dem Felde, und die werden ausgerissen wie die Bäume, die keine Frucht mehr tragen! Und nun schluchzte seine Stimme, und die Thränen schossen ihm über die gefurchten Wangen. Alter Adamsmensch, sagte er nach einer Weile, zog sein Sacktuch und trocknete seine Augen damit, wegen was weinst du? Die Kinder von damals sind alt geworden mit den Jahren — neue Kinder sind dazu gekommen und sind jetzt Mannsen und Weibsen in ihrem besten Alter — und denen ihre Kinder, die sind auch schon wieder heiratsfähig. Von den ganz kleinen Kinderchen, die sie jetzt im Mantel tragen, da ist damals nichts zu spüren gewesen, als ein Großvater oder ein Urgroßvater, der aber noch e junger Bursche war, dem man die große Nachkommenschaft nicht that anmerken, — Na — und nune mach weiter!

Er lockerte den Stock, der tief in den Erdboden eingedrungen war, rückte die Tasche zurecht und schritt hurtig weiter — bog in das Bergthal ein, das kaum breiter als eine Schlucht war, und aus dem ein schmales Wässerchen munter zu Thale rann.

Dich kenn ich auch! sagte der alte Jahn, blieb stehn, ließ die Blicke über die friedliche Natur schweifen, über das ansteigende Feld, über Busch und Baum, die unten am Wasserlauf entlang standen. Denn er war allmählich ein wenig höher gekommen und sah das Bächlein zwischen Erlen und Gestrüpp nur wie einen blinkenden Faden, hörte aber das Murmeln des Laufes, der über Kiesel und Geröll führte, deutlich heraufdringen.

Während er noch stand und seine Pfeife stopfte, war es ihm, als höre er Zuruf erschallen. Er zog fest an, daß es qualmte, und machte, daß er weiter kam. Und als er um die nächste Berglagerung bog, sah er ein schönes, breites Feld flach in die Berge gebuchtet und auf dem Feld einen grauköpfigen Alten, der die Pflugschar führte. Vorgespannt war eine Kuh und ein Pferd. Hinten am Berg auf einem alten Sack saß ein kleines Kind mit nackten Armen und spielte mit einem schwarzen Spitz, den es mit beiden Fäustchen beim Fell gefaßt hatte.

Als Adam Jahn auf der steinigen Straße heran polterte, spitzte der Hund die Ohren, riß sich los, jagte über das Feld bis zum Ackersaum, pflanzte sich breitbeinig auf und bellte den Fremden an.

Das Kind saß ganz ruhig im gelben Sonnenschein und spielte mit einer schwanken Weidenrute; der alte Pflüger aber, der eben jenseits gewandt hatte und jetzt seine Furche herzu stieß, hob den verwitterten Kopf. Adam Jahn sah, daß er den alten Scheck vor sich hatte.

* * *

Er stieg auf den Acker, versetzte dem Hund einen leichten Schlag, daß er mit Kläffen aufhöre, und schritt auf den Graukopf zu.

Guten Tag, sagte er.

'N Tag auch.

Ist denn das nicht Land von der Oberförstereie, das hier?

Nä, sagte der Alte, hielt sein Gespann an und betrachtete den Ankömmling. Das gehört meinem Schwiegersohn, das hat der mit in die Ehe gebracht. — Wir sind doch nachten mittenander auf der Hochzg gewesen — gelle?

Das sind wir. Und Ihr seid dahier schon wieder bei der Arbet ...

Na ja — mer spukt en bischen. Kein Bestand hats nich mehr. — Na — wo gehts denn hin?

Ich will nauf auf Seitengoschen.

Da habt Ihr nicht mehr weit zu springen. Wohl zu Besuch — gelle?

Ja, sagte der alte Jahn.

Bei wem denn da?

Jahn klappte seine Pfeife auf und drückte mit dem Daumen nach. Das Ausfragen hatte er nie leiden können. Er sagte eigensinnig: Ich weiß nicht, ob ich meine Leute noch da werde finden. Und sah sich dabei den Graukopf an, der ihm in seinem Arbeitszeug viel unansehnlicher vorkam, als gestern zwischen der Hochzeitsgesellschaft.

Der aber fragte unverdrossen weiter: Warum denn nicht?

He! versetzte nun Jahn, das ist gar lange her, daß ich dagewesen bin.

Wie lange denn?

Fufzg Jahre.

Das läßt sich höre! Aber wie hat sich denn das zugetragen ... So schnell folgten seine Fragen, daß Jahn nicht dazu kommen konnte, auch seinerseits eine Frage einzuwerfen.

Er sagte bissig, um abzubrechen: Ich bin dahier zum Besuch gewesen.

Der alte Schelm hatte inzwischen ein Pfeifchen aus der Seitentasche geholt, brannte an und paffte los. Bei wem denn da?

Jahn stand mit steifem Nacken, ohne den alten Scheckg anzusehen. Er besann sich, ob er antworten solle. Mein Freund heißt Herbert Beckmann, ist jetzt epper fünfundsiebzig Jahre alt ...

Der Tischler Beckmann?

Eben der.

Und bei den wollt Ihr hin?

Die Frage kam in so bedenklichem Tone, daß den alten Jahn eine nagende Angst überfiel. Ja, bei dem will ich einkehren.

Der Pflüger nickte vor sich hin, nahm die Pfeife aus dem Munde und sagte kurz: Der ist tot. Ist beim Holzfällen erschlagen worden. Er hatte was in Kopfe, und da ist er nicht flink genug beim Fortspringen gewesen. Das ist schon lange her. Er hatte oben nauf geheirat nach dem Walde. Die Fraue war aber nichts wert. Die hat alles in die Kutte gesteckt zum Verstaaterieren. Er hatte sich dann auch ins arme Recht geschmissen — —

So — so — sagte Adam Jahn mit beklommner Stimme. Na — dann — ja — dann Friede seiner Asche! — Ja — den habe ich besuchen wollen.

Hm — machte der andre, die Fraue, die hat wieder geheirat. Kinder haben sie nicht gehabt. Aber ledigerweise hat er einen Wärgel hinterlosse. Itze mag sie vierzig Jahre alt sein. Ist eine Tappe. — Dann wollen mir mal weiter ackern. Kommt Ihr von weit her?

Da fuhr Adam aus seinen trüben Gedanken auf, hieb mit dem Stock ingrimmig einen Erdkloß entzwei, sodaß Kuh und Pferd scheuten und ihren Führer zur Seite drängten. Meine Papiere sind in Ordnung! schrie er los. Ich bin hinter Halle zu Hause — habe vier Pferde und acht Kühe und sechs Stücken Jungvieh — he!

Hahüh! hahüh! Na — horch! horch! Scheckge, horch! beruhigte der alte Schelm sein Gespann. Er ordnete am Zaumzeug, rückte der Kuh das Stirnjoch gerade und strich ihr mit dem Peitschenstiel sacht über den Rücken, was ihr zu gefallen

schien. Dabei glänzten seine alten Augen wie die Racker, und er fragte unverdrossen: Wie nennt sich denn der Ort? Blinzelte zu dem Wandersmann hinüber und kniff schmunzelnd seinen alten Mund ein, sodaß das Kinn unter die Nase rutschte. Darauf stieß er seine Furche zu Ende bis an den Weg hin, hob die Pflugschar aus, lenkte um, setzte wieder ein und schwenkte die Leinen, um sein Gespann in Gang zu bringen. Hü=e! hü=e! — Na geh! — horch! — horch! — Hahüh Scheckge! — Horch! —

Die Pfeife steckte in der Rocktasche. Er ermahnte unaufhörlich und trieb an; denn die Kuh zeigte den Hang, aller paar Schritte stehn zu bleiben. Der Boden war hart, immerzu hatte der alte Mann mit dem Pfluge zu richten. Das Kind und der Spitz sahen aufmerksam zu, wie er dahertrieb.

Und das Kind begann zu lallen. Hochch, sagte es. Und der alte Scheckg trieb an und schmunzelte und ermahnte sein Gespann: Horch! — horch! — hahüh! — Na — horch!

Jahn sah ihm nach, wie er krumm dahin stapfte in seiner schlottrigen weißen Leinenhose und dem alten verschossenen Arbeitsrock. Er hatte große, unbarmherzig verarbeitete Fäuste. Was mochte der Mensch in seinem Leben gearbeitet und geschuftet haben! Mit ihm selbst hatte es das Schicksal bei weitem besser gemeint. Er spannte nicht Kuh und Pferd zusammen, er ackerte schon lange nicht mehr selber, obgleich er weniger verfallen aussah als das Fuchsgesicht, das jetzt, oben angelangt, umwandte und zurück gepflügt kam. Seine Hände hatten auch nicht gefeiert — aber so aus allen Gelenken gezerrt, die Haut so zu rissiger Borke gearbeitet, das hatte er sich nie zuzumuten brauchen.

Der Pflüger war inzwischen wieder herabgekommen, wandte am Weg und kam sacht zurückgezogen, indem er gemach auf seine Tiere einredete. Die Kuh war eine schöne Rotschecke mit dickem Euter, das Pferd mochte schon alt sein und war ein wenig abgetrieben. Als er in Jahns Nähe kam, ließ er dem Gespann den Willen und hielt an, gleich hatte er dann auch wieder das Pfeiflein beim Wickel. Und während er zog, daß es brennen sollte, fing er die abgebrochne Unterhaltung wieder an.

Er fragte: Habt Ihr sonst noch wen, wo Ihr einkehren wollt?

Jahn war ärgerlich gewesen, daß ihm der Scheckg mit seinem Ausfragen so scharf zu Leibe gegangen war. Das war sein alter Fehler, daß er keinen Spaß verstand. Aber inzwischen war die Achtung vor den verarbeiteten Fäusten gekommen, und er war nun mißgestimmt darüber, daß er sich selber so wenig im Zaume hielt.

Ja, antwortete er, ich wollte noch nauf auf Etzelmünde beim Dietzel=Schmied. Der Sicherheit wegen setzte er hinzu: Sie haben ihn Goldsprung genannt. Den kennt Ihr doch wohl auch — gelle?

Ja — — das heißt — — der Dietzel=Schmied von damals, der vor fufzg Jahren die Schmiede hatte, der ist tot. — Und sein Sohn, der ist auch schon tot. — Und dem sein Sohn, der ist kein junger Mann merre — ja — mag so fufzg Jahre alt sein. — Und dem sein Sohn, der ist itze e Bursch und ist heiratsfähig. — Ist ein ganzes andres Geschlecht, sagte er, und nun glänzten seine Augen wehmütig, er brachte die Pfeife wieder im Mundwinkel unter, schnellte mit den Leinen und trieb seine Tiere an. Horch! Scheckge! horch! Hahüh, hahüh! — Wie heißt denn Ihr, wenn man fragen darf?

Jahn kehrte um und schritt neben dem andern dahin. Ich hab das vergessen, wie ich heiße, sagte er, aber ohne daß er sich ärgerte.

Das soll vorkommen.

Jahn sah ihn an; es war nichts von Mutwillen in den Falten und Runzeln zu finden; der Mund, den die Pfeife schief zog, sah vielmehr wehleidig aus. Das reizte ihn gewaltig, und er fragte verschmitzt: Na — und Ihr? wie heißt denn Ihr?

Iche?

Ja.

Ich hab meinen Namen ooch vergessen, lautete die Antwort, die gemächlich und mit ehrbarem Gesicht gegeben wurde, sodaß den alten Jahn der Witz kitzelte und er anfing zu lachen, worauf der andre munter einfiel. Aber während Jahns Lachen in kurzen Stößen laut erschallte, kicherte es bei dem andern nur, beinah, als würde mit Papier geraschelt. Zuletzt fragte der alte Graukopf treuherzig: Von wem wollt Ihr denn nun noch was wissen? — Fragt mal los.

Ja, sagte Jahn, der ganz vertraulich wurde, jetzt möcht ich wissen, wies der Alma geht — war die Tochter vom Dietzel-Schmied . . .

Der Pflüger that einen dünnen Pfiff, riß den Mund auf, daß eine schwarze, gähnende Höhlung zu sehen war, zwinkerte mit den Augen und sagte geheimnisvoll: Die hat den dritten Mann — ja!

Ei weh!

Ja!

Und geht ihrs gut?

Geht ihr sehre gut. — Die hat noch mehr Vieh, wie Ihr habt. Die hat nie nach den Mannsen, die hat immer nach dem Vieh geheirat. Ihr Mann ist der lange Schunke in Wißberg — und ihr zweiter Mann, das war der dicke Vork aus Näsch — —

Die — — die — — mehr brachte Jahn nicht heraus. Ihm wurde wirblig im Kopfe.

Ja, die — — sagte der alte Pflüger, und sein Fuchsgesicht nahm einen geheimnisvollen Ausdruck an.

Jahn wußte nicht, was ihm noch durch den Kopf schoß. Es hatte ihm einer irgend etwas gesagt, was mit irgend einem andern in Verbindung stand. Emma hatte ihm gesagt, die Frau Schunke sei ihrem Großvater zu Gefallen gelaufen. Aber er kam nicht dahinter, daß es das gewesen war.

Die —? sagte er wieder und wieder. Kann denn das sein? Ist denn das nach der Möglichkeit?

Und der alte Scheckg fuhr fort: Und ihr erster Mann — ja — wer war denn das nun gleich? — wart mal — ja —

Da fiel der alte Jahn selbstvergessen ein: Das weiß ich — ihr erster Mann das ist der Pfeiff-Schneider gewesen.

Der andre brach in Lachen aus. Das klang aber diesesmal nicht dünn, es kam vielmehr so von Herzen, daß es schier polterte.

Nä! so dumm ist der nicht gewesen —! nä! der hat die nicht genommen! der hat sie laßt laufe! der war keiner, der sich tot schelten ließ von einem Weibsen — nä! — Die Alma — nä! — war ja ein schönes Mädchen und fleißig — aber mit dem Mundwerke, da ist die allen Mannsen miteinander über gewesen. — Nä —!

Sie waren beim Berge angelangt. Der Alte wandte, hielt dann aber sein Gespann an, denn das Kind begann zu weinen. Und da eilte er hin, hob es auf den Arm und beruhigte es. Der Hund, noch ein junges Tier, war beim Spielen ein wenig grob geworden. Das Kind wies das Fingerchen. Da pustete der Graukopf, strich und schäkerte, hockte nieder und rief den Spitz heran, der abbitten mußte, hockte da als ein jämmerliches altes Menschenhäuflein und spielte die Kindermagd so verständnisvoll, daß Kleinchen bald zu jauchzen begann. Stand mühsam wieder auf und fing an, mit dem Kindchen zu hüpfen, schaukelte das Kind, das sich krähend und lallend in seinen dichten Haaren festkrallte.

Der Alte schnitt eine Grimasse, löste die kleinen unbarmherzigen Hände, setzte das zappelnde Kind wieder auf den Sack und zog ihm ein Jäckchen über. Das Jäckchen war nicht größer als eine seiner Fäuste. Und als er nestelte, um es zu schließen, war vor den faltigen, großen, unbeholfnen Händen beinah von dem

ganzen Kinde nichts zu sehen. Aber die Arbeit wurde geschafft, und der Alte stand ächzend auf. Dann kam er wieder an den Pflug und sah lustig und guter Dinge aus.

Die Sonne stand fast im Zenith, der ganze Acker war überstrahlt, die Berge, die ihn im Halbkreis umschlossen, strömten den Duft der Scholle und des Harzes aus. Die Luft war weich, ein sachter, kräftiger Wind aber fiel von den Bergen. Der alte Scheckg sah zum Himmel auf; der blaute fröhlich und war von kleinen weißen Wolken übersegelt. Darauf blickte er seinen Genossen an, wie er dort stand, den Stock schief in den Acker gestemmt, die Ledertasche auf der Hüfte, in seinem guten grauen Rock, mit dem hübschen Filzhut, die eine Hand um das Kinn gelegt und nach den Bartstoppeln tastend, und der Blick, der dem alten Scheckg entgegen lief, doch beklommen.

Ich hab auch Eure Enkeltochter getroffen, sagte er. Auf die könnt Ihr stolz sein. He! das ist ein schönes Mädchen! und ein gewieftes Benehmen hat die auch. Wir sind über und über miteinander gelaufen. Nachher hab ich dann Schunkes getroffen, mit zwei abgeschmissenen Rädern, die Pferde, die hatten gescheut vor dem Dampfwagen. Ich hab dann auch die Frau hört schelten. — Und das soll die Alma sein! Man möchts nicht glauben.

Ehe er nach den Leinen faßte, sagte der alte Scheckg: Itze hab ichs! Ihr erster Mann, der hieß Pieter und war aus Hellgen. Sie sagten for ihn: der dicke Pieter, aber er war dürre wie ein Stecken; indessen, der soll das auf den Knochen gehabt haben, wie er kleine war. Er wischte mit der Faust über den Mund und sagte obenhin: Ihr habt vorhin auch den Pfeiff-Schneider genannt ... ist denn der auch von Eurer Bekanntschaft gewesen?

Ja, antwortete Jahn. — Bei ihm zu Hause wurde das erste Urenkelchen erwartet, da sah er auf das jauchzende Kind mit ganz besondern Gefühlen. Er wiederholte: Ja, den hab ich gekannt ... und Neugier erfaßte ihn, von den Schicksalen des Menschen zu hören, der das Mädchen verschmäht hatte, um dessentwillen er selber aus der Heimat gewandert war. Als nun der alte Scheckg ihn mit einem pfiffigen Na! ermunterte, weiter zu fragen, da fuhr er fort: Der is tot, der Pfeiff-Schneider, wie ich gehört habe — he!

Tot? sagte der andre und glotzte ihn an.

Ja, antwortete Jahn.

I gar, sagte der alte Scheckg ablehnend. Der ist doch nicht tot. Den sein Lebenslauf, das ist —. Nä, der ist doch nicht tot — das fällt doch den nicht ein. — I gar! wo wird denn der — — Den sein Lebenslauf, das is bis itze gar ein guter gewasen!

Jahn sagte verblüfft: Der ist noch am Leben —?

Ja, das ist der noch.

Und dem gehts gut?

Den geht das sehre gut.

Na — na —

Ja, fiel der Graukopf mit leuchtenden Augen ein, der hat eine brave Fraue — und brave Kinder — und schöne, kräftige, gesunde, rechtschaffene Enkelkinder — und auch schon e Urenkelchen — — Er warf sich komisch in die Brust und wies auf das Kind: Da sitzts! Der Pfeiff-Schneider, der bin ich! Stand und weidete sich an der Betroffenheit Jahns; denn der starrte ihn an, als sehe er einen Geist, stand ganz steif mit versteinertem Gesicht und sah den Graukopf an, der gar bald die unbequeme Haltung aufgab mit der herausgedrückten Brust und dem eingebognen Rücken und sacht wieder vornüber zusammenschnappte.

Euch hätt ich nicht erkannt, brachte Jahn endlich heraus, und die Worte kamen so widerwillig, daß der andre aufhorchend den Kopf hob und den zugewanderten Menschen, der mitten auf seinem Acker stand und sich benahm, als sei der Pfeiff-Schneider ihm etwas schuldig geblieben, mit seinen kleinen klugen Augen musterte.

Ja, sagte er darauf gleichmütig, ma verändert sich in fufzg Jahren, das versteht sich. — Na — wollen mal weiter pflügen, is gleich Mittg!

Mit hahüh und hü-e brachte er sein Gespann in Gang. Es tönte wieder durch die sommerliche Luft: Horch, Scheckge! Horch! horch! der ganze eintönige Antrieb, womit er seine Tiere zur Arbeit ermahnte.

Als er vorüberpflügte, sagte er: Nu macht Euch auf den Weg, wenn Ihr noch auf Etzelmünde wollt zu Mittg. Hü-e! hü-e! hü-e! Ist denn keine Einigkeit da vorne? schrie er, riß seine Peitsche aus dem Pflugkarren und schwang sie durch die Luft, daß sie über den Köpfen seines widerwilligen Gespanns drohend knallte, und Kuh und Pferd, erst zur Seite gescheucht, jetzt mit verdoppelter Gewalt vorwärts drängten.

Zugleich aber riß der Alte zurück, warf die Peitsche auf den Acker und hob die Pflugschar aus. Darauf hockte er nieder und grub mit seinen Händen vor der Furche. Und Adam Jahn sah, wie diese Hände sich gewaltig vergrößerten und einen Stein zu umspannen und heraus zu heben suchten, der hier dicht vor der Zeile lag, und wie bei dieser Bemühung der hockende Graukopf von einer Seite zur andern schwankte — und er streifte seine Tasche von der Schulter, ließ sie samt dem Stock auf den Acker fallen, eilte hinzu und sagte eifrig: Halt mal an, ich helf zupacke! — he! — wir zwei Alten werden doch den Stein noch schaffen — legte sich so gewaltig ins Zeug, daß der Stein sich lockerte und sich auf den harten Acker rollen ließ.

Als er sich dann aufrichtete, sah er, daß der Pfeiff-Schneider wieder in seine Bartstoppeln schmunzelte, und er fühlte, daß ihm leicht zu Mute wurde. Zuvor, als sich das alte Fuchsgesicht bei seinen unfreundlichen Worten verdrießlich in die Länge gezogen hatte, wars ihm gerade so gewesen, als falle ihm ein Stein aufs Herz, größer als der, den er jetzt aus dem Acker seines Feindes hatte herausheben helfen.

Er rieb seine Hände am Sacktuch ab, schneuzte sich und sagte, während der andre die Pflugschar wieder einrichtete: Ihr seid doch Schneider gewesen — he?

Ja.

Na — na —

Ja, sagte der Pfeiff-Schneider verschmitzt, aber ich hab in eine Wirtschaft neingeheirat — und da bin ich Wirt geworden. Das wär keine Sache gewasen, wenn der Wirt die Hosen gemacht hätte, und der Knecht hätte den Acker gepflügt — ich faß schon lange kei Bügeleisen merre an — aber ein paar Hosen ausbessern — ja, das thu ich noch.

Könnt Ihr denn die Nadel festehalten mit den Fingern?

Ei ja — gieht langsam — wird aber doch fertg. Hü-e, hü-e — Na — wollt Ihr nichts weiter wissen?

Jahn, der wieder die Tasche auf der Achsel trug, sagte mit beklommnem Zögern, während er neben dem Graukopf dahinschritt, der seine Tiere dem Ackersaum zutrieb: Ja — ich möcht ja wohl noch fragen, wie es mit dem Tätscherbäcker geht. Aber ich weiß schon, der ist tot — gelle?

Ja, der ist tot.

Und seine Tochter — die Priska — wißt Ihr — wie es der jetzt geht, der Priska? — Ist die — ist die epper auch tot?

Ei, wo wird denn die! sagte der alte Scheckg. Is ja meine Fraue! Nä, die ist nicht tot, Gott sei Dank!

Eure — Eure Frau? — Jahn packte den Graukopf beim Arm.

Der wandte den Kopf, sah den Frager mit scharfem, klugem, gewaltigem Blick an, nickte und sagte: Die Priska von'n Tätscherbäcker — ja, die ist meine Frau.

So! — na! — dann will ich weiter machen! Und Jahn wandte sich und schritt ohne Dank und ohne Gruß von dannen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die ultramontane Moral. Diesen Untertitel giebt der Exjesuit Hoensbroech dem zweiten Bande seines Werkes: Das Papsttum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1902), dessen ersten Band ich im vierten Hefte des vorigen Jahres angezeigt habe. Mit der ultramontanen Moral ist die sogenannte Moraltheologie gemeint, die Moral der Handbücher, die weder für den Jugend- noch für den Volksunterricht bestimmt, sondern Anleitungen und Anweisungen zur Ausübung des Amtes eines Richters und Seelenarztes sind, das nach der katholischen Kirchenlehre dem Beichtvater obliegt. Der Inhalt dieser unerquicklichen Litteratur ist im allgemeinen bekannt, und daß nun zum zweitenmal dem Publikum im saftigsten Deutsch geboten wird, was vor Graßmann nur lateinisch zu haben war, wird auch den Besonnenen unter den Protestanten nicht besonders verdienstlich erscheinen. Hoensbroech leugnet zwar, daß die Erörterungen der peccata contra sextum nur lateinisch veröffentlicht würden, führt aber nur eine einzige solche Erörterung in der Volkssprache an, und zwar eine in der spanischen. Diese Ausnahme beweist umso weniger, da die meisten Spanier Analphabeten sind. Das Urteil des heutigen gebildeten Menschen über die kasuistische Moral steht längst fest und kann durch noch so große Stoffsammlungen nicht geändert werden. Ganz ohne Kasuistik kommt auch der protestantische Morallehrer nicht aus, denn zu einem solchen Grade von sittlicher Selbständigkeit gelangen eben die Kinder des Volkes nicht, daß sie die einzelnen Grundsätze in jedem einzelnen Falle mit Sicherheit anzuwenden vermöchten; gerade die gewissenhaftern unter ihnen werden manchmal Eltern, Lehrer und Geistliche fragen: Ist dies erlaubt? Und wenn das selten geschieht, der junge Mensch lieber Zeitungen, Broschüren und politische Agitatoren befragt, so weiß man ja, was dabei herauskommt. Aber darin stimmen alle vernünftigen Pädagogen überein, daß die Sittenlehre nicht vorwiegend kasuistisch behandelt werden darf, und wenn die Kasuistik den Zögling dazu anleitet, vor seinem Gewissen den Advokaten zu spielen, wenn sie die einfachen Grundsätze durch talmudische Spitzfindigkeiten verdunkelt, den gesunden einfältigen Willen durch Zerfaserung des sittlichen Ideals in eine Unzahl von Einzelvorschriften verwirrt und krank macht, die Seele durch die Häufung überflüssiger pharisäischer Zeremonialgesetze beschwert und zur Verzweiflung treibt, so verwerfen wir das alles natürlich mit Abscheu. Solange das Übel fortbesteht, dauert auch die Pflicht, es zu bekämpfen. Eine neue und wirksame Methode der Bekämpfung hat jedoch Hoensbroech nicht angewandt; er bewegt sich in dem alten ausgefahrnen Geleise, eine Menge Anklagestoff aufzuhäufen und zu rufen: Da seht ihr, wie schlecht diese Päpste, diese Jesuiten und alle diese Theologen sind! Das hat bekanntlich bisher nichts genützt und wird auch in Zukunft nichts nützen. Soll die Polemik fruchten, so muß sie positive Ziele aufstellen. Zunächst muß sie anerkennen, was übrigens aus Hoensbroechs Buche klar hervorgeht, daß der sogenannte Jesuitismus lange vor der Gründung des Jesuitenordens und sogar vor dem mittelalterlichen Papsttum dagewesen ist, woraus folgt, daß man ihn durch die Beseitigung dieser beiden Institute nicht los werden würde. Dann ist zu beachten, daß die sogenannte Jesuitenmoral unmittelbar nur auf die Geistlichen, auf das Volk nur mittelbar wirkt, und zwar nur auf einen kleinen Bruchteil des Volkes, denn auf hundert Beichtende kommt noch nicht einer, der einen jener merkwürdigen Fälle bekennte, die dem Beichtvater zur Entfaltung seiner kasuistischen Gelehrsamkeit Anlaß geben. Aber auch bei den Geistlichen macht sich der Einfluß nicht in dem Grade und Umfange bemerkbar, daß ihre Mehrzahl anders dächte, fühlte und handelte als der Durchschnitt der Volksgenossen. Es sind nur verhältnismäßig wenige, die im Gestrüpp der Kasuistik Schaden leiden, und das geschieht dann meistens auf andre als die von den Jesuitenfeinden angenommene Weise, indem sie nämlich nicht liederlich und lasterhaft, sondern durch Grübelei und Gewissensangst elend und verrückt werden. Die positive Bekämpfung nun wird ihr Augenmerk auf zweierlei zu richten haben:

auf die Reform des Beichtinstituts als der Werkstätte der kasuistischen Moral, wofür ganz bestimmte Vorschläge zu machen sind, und auf die Schaffung einer Sittenlehre, die bei der Mehrheit des Volkes Anerkennung findet und der ultramontanen gegenübergestellt werden kann. Eine solche giebt es nämlich zur Zeit nicht. Auch wenn wir von der ethischen „Modernen“ absehen, die entweder gar keine Pflichten anerkennt oder die Pflichtenlehre auf den Kopf stellt, bleibt nichts als Konfusion übrig. Darin, daß Mord, Diebstahl, Raub, Wucher und Ehebruch Sünde sind, und daß die Liebe des Gesetzes Erfüllung und zugleich die Wurzel aller Tugenden ist, stimmt der moderne Protestantismus mit dem Katholizismus überein, aber was nützt uns das im einzelnen konkreten Falle? Der Arbeiter erklärt die Lohnpraxis des Unternehmers, der Unternehmer den Ausstand seiner Arbeiter für Diebstahl, Erpressung, Raub und Wucher, und dieser Gegensatz der Interpretation zieht sich durch alle Gebiete der Ethik wie durch alle sozialen Verbände, ja durch alle persönlichen Verhältnisse hindurch. Zur Lösung dieser Schwierigkeit trägt Hoensbroech nichts bei, deshalb werden die Katholiken der einzigen Autorität, die es auf diesem Gebiete giebt, treu bleiben, mag sie auch höchst anfechtbar sein. Der einzige wesentliche Unterschied in der protestantischen und der katholischen Moral ist, daß der Katholik den Gehorsam gegen die Kirche und die Beobachtung der Kirchengebote zu den sittlichen Pflichten rechnet. Von hier aus kann freilich die ganze Moral in Grund und Boden verderbt werden; nicht bloß dadurch, daß die Kirchenobern ihre willkürlichen Satzungen zu göttlichen Geboten stempeln und die Beobachtung von Kirchengebräuchen oder von kirchlichen Ehegesetzen über die wirklichen sittlichen Pflichten stellen, sondern auch durch die Hineinziehung toter Dinge in den Pflichtenkreis, indem die Verunehrung von Gebäuden, Geräten, Bildern, Totengebeinen und schon die Unterlassung von Ehrfurchtsbezeugungen vor solchen Dingen und namentlich vor der konsekrierten Hostie zum Sakrileg, also zu einer furchtbaren Sünde gestempelt wird. All das ist selbstverständlich Rückfall ins Heidentum und Judentum. Es ist, wie das ganze Heidentum, in menschlichen Empfindungen und Bedürfnissen so tief begründet, daß sogar der moderne Staat die Verunehrung seiner Symbole: der Wappen, Fahnen, Orden, Königsbilder als Beschimpfung oder als Verletzung der Pietät bestraft. Aber wenn diese Dinge einen so breiten Raum einnehmen wie im Katholizismus, können sie wirklich leicht die moralischen Begriffe verdunkeln und die sittlichen Gefühle verwirren. In welchem Grade dies geschieht, das hängt von ihrer Behandlung in Jugendunterricht, Predigt und Erbauungsbüchern ab. Wo von der Erziehung der Geistlichen protestantische und moderne Anschauungen sorgfältig fern gehalten werden, da wird wohl überall das heidnisch-jüdische Element überwiegen. Wir Freien, die wir keiner Autorität auf dem ethischen Gebiete zu bedürfen glauben und mit Kant Autonomie für uns in Anspruch nehmen, dürfen die Bedürfnisse der Masse nicht nach den unsern beurteilen. J.

Der Befähigungsnachweis im Baugewerbe. Als Mißstände, die angeblich aus der durch die Reichsgewerbeordnung erfolgten Aufhebung der obligatorischen Meisterprüfung für das Baugewerbe hervorgegangen sind, werden im allgemeinen die folgenden angeführt: 1. daß durch die fortwährend zunehmende Konkurrenz Unbefähigter bei der Ausführung von Bauarbeiten die Thätigkeit der wirklich Sachverständigen ungebührlich verdrängt werde; 2. daß die Ausbildung eines fachkundigen Meisterstandes in Frage gestellt werde; 3. daß die technischen Leistungen im Baugewerbe zurückgingen; 4. daß der wachsende Mangel an Sachkenntnis die Gefahren bei der Ausführung sowohl wie bei der Benutzung der hergestellten Bauwerke in bedenklicher Weise vermehre.

Der unter 1 aufgeführte Mißstand muß in einem gewissen Maße als vorhanden anerkannt werden; dieses Maß begreift aber im wesentlichen nur die Bauten, die das spekulierende Kapital gleichsam als Handelsware herstellt. Die Zahl und der Umfang solcher Bauten ist je nach der Konjunktur verschieden, ihr Verhältnis zu den übrigen Bauten dürfte in rasch anwachsenden Großstädten überwiegend sein, während auf dem Lande und in kleinen Städten Spekulationsbauten nur selten

vorkommen werden. Daß bei Spekulationsbauten, bei denen es sich darum handelt, ein Verkaufsobjekt zum billigsten Preise herzustellen, vielfach Pfuscharbeit — und zwar nicht selten gegen besseres Wissen — geleistet wird, kann man nicht verkennen; aber man kann nicht zugeben, daß durch die Einführung der obligatorischen Meisterprüfung hiergegen Abhilfe geschafft werden würde. Der Spekulant würde gewisse als Meister geprüfte Personen, die im übrigen nichts zu verlieren haben, in reichlicher Zahl bereit finden, gegen geringes Entgelt die sorglosen Ausführungen seiner Bauten mit ihrem Namen zu decken. Die Prüfung eines Handwerksmeisters darf nicht so schwierig gemacht werden, daß sie nur mit großem Aufwande von Zeit und Geld von hervorragend Befähigten bestanden werden könnte, in deren Interesse es dann liegen würde, das teuer erworbne Privilegium nicht durch Unzuverlässigkeit bei der Ausübung des Berufs in Frage zu stellen. Die Prüfungsvorschriften würden sich vielmehr nur, um den einfachen, mit gewöhnlicher Volksschulbildung ausgerüsteten Mann nicht auszuschließen, in dem Rahmen der bis 1870 giltigen Verordnung vom 24. Juni 1856 bewegen können. Bei den heutigen gegen früher so sehr vermehrten Gelegenheiten zur technischen Ausbildung durch Bauhandwerker- und Gewerbeschulen würde es für viele junge Leute verlockend und nicht schwierig sein, sich durch Ablegung der Prüfung als Baugewerksmeister ein Privilegium zu erwerben, das die leichtsinnigen und unzuverlässigen unter ihnen so lange im Dienste der Spekulation ausnützen würden, bis sie einmal die Grenze des Erlaubten überschritten hätten und ihre Berechtigung verlieren würden. Derartige Meister gab es schon vor der Einführung der Reichsgewerbeordnung. Es war nur die Nachfrage nach ihnen nicht groß, weil eben die Bauherren selbst ein großes Interesse an der Solidität ihres Baues hatten und einen solchen Meister der Form wegen nur dann annahmen, wenn sie ihren Bau durch einen Polier oder Gesellen ausführen lassen wollten, dem sie volles Vertrauen schenkten. Wenn aber der Bauherr nur das Interesse verfolgt, mit dem geringsten Kostenaufwand einen Bau herstellen zu lassen, dessen er sich bald durch Verkauf zu entledigen wünscht — und daraufhin geht ja das Interesse der spekulierenden Kapitalisten, Baugesellschaften usw. —, dann wird er auch bei neu eingeführter Meisterprüfung leicht solche finden, die ihm zu willen sind, und die Nachfrage wird um so leichter zu befriedigen sein, als ein einziger Meister mit seinem Namen viele Bauten decken kann.

Wenn also der Bauherr mala fide handeln will, so wird er durch Einführung der obligatorischen Meisterprüfung darin nicht behindert werden. Damit soll freilich nicht in Abrede gestellt werden, daß unter den heutigen Verhältnissen auch ein Bauherr, der bona fide handelt, einem unzuverlässigen Bauunternehmer in die Hände fallen kann. Aber es dürfte heute wohl nicht mehr als eine Aufgabe der Staatsverwaltung angesehen werden, das Publikum in seinen Privatunternehmungen zu bevormunden, sondern es vielmehr zu veranlassen, sein eignes Urteil zu schärfen und anzuwenden. Fühlt sich ein Bauherr in dieser Beziehung nicht sicher, so mag er sich an einen Innungsmeister wenden, und daß hierzu reichliche Gelegenheit durch Unterstützung des Innungswesens und der fakultativen Meisterprüfungen gegeben werde, das scheint allerdings wünschenswert.

Die Behauptungen unter 2 und 3 werden einfach durch den Hinweis auf das widerlegt, was seit den letzten dreißig Jahren im Baugewerbe geleistet worden ist. Wo so zahlreiche Bauten in anerkannt tüchtiger und gediegner Ausführung hergestellt worden sind, da müssen eben auch die Meister dafür vorhanden sein. Freilich sind es nicht gerade solche Meister wie die, die das Baugewerbe vor 1870 beherrschten. Damals waren es Maurer- und Zimmermeister, die mit ihren durch die Prüfung bewiesenen, für die gute Ausübung des Handwerks genügenden Kenntnissen die meisten Privatbauten in wenig künstlerischer aber sonst tüchtiger Weise nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit ausführten; heute sind es zahlreiche akademisch gebildete Architekten, die mit ungleich größerer Sachkenntnis, mit einer Ausbildung, die in nichts gegen die der Baukünstler andrer Länder zurücksteht, die führende Rolle im Privatbauwesen spielen. Daß unter ihrer Leitung das Bauhandwerk in seiner Fertigkeit in den technischen Leistungen im Rückgange begriffen sei, ist eine

Behauptung, die der Augenschein so sehr widerlegt, daß es weiterer Nachweise dafür nicht bedarf.

Die Behauptung unter 4 kann auch nur für gewisse Spekulationsbauten als berechtigt anerkannt werden. Es ist richtig, daß wucherische Spekulanten unsolide Leute als ihre Bauunternehmer wählen, die dann mit wenig geschickten oder unzuverlässigen Gehilfen den Bau billig und schlecht ausführen. Dieses Verfahren wird wesentlich dadurch unterstützt, daß die Revision der Baupläne und die Kontrolle der Bauausführung durch die Baupolizeibeamten immer strenger geworden ist. So unwahrscheinlich das klingt, ist es doch zutreffend. Der Bauherr ist durch die baupolizeiliche Kontrolle der Pläne und der Ausführung gegenüber der Behörde vollkommen gedeckt, er kann sein Ziel, aus dem Unternehmer das Möglichste zu erpressen — wir wollen nicht sagen mit Seelenruhe — aber doch mit vollkommner Sicherheit verfolgen. Seine Wahl des unfähigen oder unzuverlässigen Unternehmers bringt es mit sich, daß die von der Polizei als sicher bescheinigten Konstruktionen von ungeschickten oder lässigen Arbeitern mangelhaft ausgeführt, und daß schlechte Baumaterialien verwandt werden, nicht selten gegen besseres Wissen des Unternehmers, aber unter dem Druck der ihm bewilligten Preise. Kommt dann ein Unfall auf der Baustelle vor, dann fühlt sich der Bauherr ohne jede Verschuldung — er ist ja nicht Sachverständiger —, aber wegen des Geldverlustes, der ihn dabei trifft, ist er entrüstet über die mangelhafte Kontrolle der Polizei; er ruft nach ihrer Verschärfung, und das große Publikum, gewöhnt die Behörden für alle Unfälle verantwortlich zu machen, ruft mit. Wollte die Behörde aber erreichen, daß alle Arbeiten regelrecht ausgeführt und schlechte Materialien nicht verwandt würden, so müßte sie jeden Bau unter ständige polizeiliche Bauleitung stellen, weil sie sonst den betreffenden Beamten nicht für vorgekommne Fehler verantwortlich machen könnte. Das hieße den Teufel mit Beelzebub austreiben, denn unsre Behörden folgen schon jetzt dem Rufe nach baupolizeilicher Kontrolle viel weiter, als im Interesse der Allgemeinheit erwünscht ist.

Wer die verschiednen Bauordnungen mit sachverständigem Blick durchsieht, wird nicht selten finden, daß darin die bau- und die feuerpolizeilichen Rücksichten den Bau kleiner Wohnhäuser mit kostspieligen Ausführungen belasten, die in ihrem ganzen Umfange nur für so große Mietkasernen begründet sind, wie die Verordnung sie noch eben zuläßt. Es ist schon ein großer, wohl unvermeidlicher Mißstand, daß die Behörde in ihrer Verordnung Konstruktionen, die nur bei besonders sachverständiger und zuverlässiger Ausführung sicher sind, nicht zulassen darf, weil sie nicht unter allen Umständen auf eine solche und die Verwendung bester Materialien rechnen kann. Die Baupolizei tritt deshalb der Einführung von Verbesserungen in der Konstruktion und im Material entgegen und erstickt die Entwicklung des Baugewerbes in dieser Richtung. Darum soll man sich hüten, noch nach weiterer Verschärfung der polizeilichen Kontrolle der Bauten zu rufen, sie würde schädlich sein, während man von der Einführung der Meisterprüfung nur sagen kann, daß sie nichts nützen würde. Es ist eben nicht der Mangel an Kenntnissen und Handfertigkeit, der das Überwuchern der Pfuscharbeit im Baugewerbe hervorruft, sondern Gewinnsucht, Unzuverlässigkeit und Leichtsinn. Daß Personen, die von diesen Eigenschaften beherrscht werden oder ihnen zugänglich sind, ebenso gut eine Meisterprüfung bestehn können, wie zuverlässige, vertrauenswürdige Personen, wird niemand in Abrede stellen.

Man sollte deshalb von der Einführung des Befähigungsnachweises im Baugewerbe ebensowohl absehen, wie von der Verschärfung der baupolizeilichen Kontrolle, und bei Unfällen den Strafrichter seines Amtes walten lassen. Freilich schreckt § 330 des Strafgesetzbuchs den Pfuscher nicht genügend zurück, denn es ist schwer und umständlich, ihn vor dem nicht sachverständigen Richter so zu überführen, daß er verurteilt werden kann. Dafür wäre ein kurzes Verfahren vor einem Gericht mit sachverständigen Schöffen notwendig.

Fr. Lange

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Österreich

Von Albin Geyer



Man redet so oft von dem Gegensatz der Nationalitäten in Österreich als dem Grundübel der dortigen Zustände; in der That ist er das Grundübel, zugleich aber auch die Grundlage der Existenz für Österreich. Diese nationale Buntheit, diese ethnographischen Gegensätze erhalten die österreichische Monarchie in ihrem Bestande, sind freilich auch allem äußern Anschein nach für sie ein Hindernis, sich über gewisse chaotische und zum großen Teile heillos verfahrne Verhältnisse zu erheben. Dem ferner stehenden Beobachter mögen diese Zustände als vollkommen haltlos erscheinen, aber sie sind es in Wirklichkeit nicht; nur macht es ganz besondre Schwierigkeiten, namentlich in einer Zeit, wo die Lehre vom Rechte der Nationalitäten die Völker berauscht, ein Reich zusammenzuhalten, das von nahezu vierzig Haupt- und unzähligen Nebensprachgrenzen durchschnitten wird. Aber die Bildung der österreichischen Monarchie in ihrer Hauptmasse ist durchaus nicht künstlich und unnatürlich, wie man vielfach außerhalb Österreichs anzunehmen beliebt. Die zumeist parteilichen Schilderungen in den Blättern, die ausschließlich vom nationalen Standpunkt aus fast allein das Trennende, die tiefen Unterschiede der Rassen und Sprachen sowie der Lebensgewohnheiten betonen, müssen in allen, denen eine andre Gelegenheit abgeht, sich ein eignes Urteil zu verschaffen, die Meinung erwecken, als hätte man da ein Doppelreich, ja ein Dreireich vor sich, das in sich selbst die Bedingungen des Auseinanderfallens, der politischen Störung trage. Viele nationalen Schwarmgeister in Österreich selbst und zahlreiche Leute in den Nachbarländern, auch in Deutschland, die sich von ähnlichen Anschauungen leiten lassen, sind derselben Meinung und warten schon auf die Stunde, wo sich der vermutete Prozeß vollziehn müsse.

Wir haben niemals an einen Zerfall Österreichs, am wenigsten einen nahe bevorstehenden, geglaubt. Wie Treitschke, der entschiedenste Gegner einer habsburgischen Hegemonie in Deutschland, schon vor vierzig Jahren schrieb, wäre ein solches Ereignis „die furchtbarste Revolution, die dieser Weltteil je gesehen, und der bisherige Gang der österreichischen Verhältnisse berechtigt niemand, es für wahrscheinlich zu halten." Das ist noch heute vollkommen wahr. That-

sächlich ist nun freilich der große Doppelstaat unter dem Geschlecht der Habsburger noch das ungelöste Problem aus einem Restbetrag der hier zur Erstarrung gelangten Völkerwanderung. Man mag es auch vom deutschen Standpunkt aus beklagen, daß den Deutschen im Süden die Germanisierung der östlichen Völkerschaften, wie sie im Norden geglückt ist, nicht gelang, vielleicht konnte sie bei dem Maße der den Deutschen und den Fremden dort zu Gebote stehenden politischen Kräfte nicht geschehn, kurzum heute haust in dem weiten Donaugebiete, ähnlich wie auf der Balkanhalbinsel, ein buntes Völkergemisch, kein Volk darunter stark genug, sich abzusondern und die andern zu verschlingen, und darum allesamt darauf angewiesen, sich friedlich zu vertragen. Damit scheint es freilich augenblicklich sehr windig auszusehen. Aber was wollen drei, vier Jahrzehnte verfehlter Politik (seit dem Verluste der italienischen Provinzen und der Lostrennung von Deutschland) für ein altes Staatengebilde bedeuten? Deutschland hat sich nach einem jahrhundertelang dauernden Unglück doch wieder zu dem mächtigen Zentralstaate zusammengefunden, und wenn man das ausschließlich auf die Einheit der Nation schieben wollte, so würde man einen schweren Irrtum begehn. Fassen wir dem gegenüber den Widerstreit der Nationalitäten in Österreich von dem Standpunkt einer allgemeinen philosophischen Politik, so bezeichnet er eine Entwicklungsstufe, die vor der liegt, die wir als die eines Staates zu betrachten gewöhnt sind. Österreich ist eigentlich noch kein Staat, sondern nur ein Reich, worin allerdings die staatenbildenden Tendenzen rege geworden sind und zum Teil mächtig gegen einander wogen. Darum aber hauptsächlich — und nicht etwa zunächst infolge des in unsern Tagen überall geschärften nationalen Bewußtseins — strebt in Österreich jede, auch die unbedeutendste Nationalität danach, mehr in den Mittelpunkt des Ganzen zu treten und als dessen Kern zu erscheinen, um den sich die übrigen Völkerschaften herumlegen und so allmählich alle zu einer Einheit verbunden werden sollen. Eigentlich zentrifugale Tendenzen sind doch nur in einem Teile der österreichischen Italiener und der ungarischen Rumänen, neuerdings auch bei den der großpolnischen Idee wieder nachjagenden Galiziern zu bemerken. Die „Hohenzollerngelüste" der Schönererianer nimmt innerhalb wie außerhalb Österreichs niemand für ernst. In dem feindlichen Widerstreben der Nationen gegeneinander liegt demnach auch noch keine Ursache für den möglichen Zerfall Österreichs.

Staatspolitisch aufgefaßt stellt das heutige Österreich im wesentlichen ungefähr noch den Zustand dar, der in Frankreich vor Ludwig XI., in Preußen vor dem Großen Kurfürsten bestand. Diese Länder haben seitdem eine lange Entwicklung der absoluten und der bureaukratischen Monarchie durchlaufen, sind dadurch innerlich geeinigt worden und sind mit einem Worte wirkliche Staaten; der Franzose ist in jedem Falle Franzose, der Preuße fühlt sich zu allererst als Preuße. Offenbar kann erst dann von einer Staatsverfassung die Rede sein, wenn man es zu einem wirklichen Staate gebracht hat. In Österreich könnte somit eigentlich nur eine Reichsverfassung am Platze sein. Aber eine solche muß den Dienst versagen in einer Zeit, die längst den Staat als die für das Leben der Völker geeignetste Form erkannt hat. Auch Öster-

reich hat einen ziemlichen Zeitraum des absolutistischen und des bureaukratischen monarchischen Regiments hinter sich, doch hat seine Dauer offenbar nicht genügt, ein einheitliches Staatsbewußtsein zu schaffen. Österreichisch — mit Ausnahme der oben erwähnten irredentistischen Tendenzen — und monarchisch denken wohl alle, mindestens in gleichem Maße wie in den Nachbarländern, aber einheitlich fühlen und denken lernen hat man nicht, weil zu keiner Zeit eine sich gleichbleibende Regierungsform bestanden hat, die erziehend auf das bunte Völkergemisch hätte wirken können. Man wird dagegen einwenden: Hat es je eine starrere, geschlossenere Regierungsform gegeben als die Metternichsche, die über ein Menschenalter bestand? Gewiß, es war ein großer Gedanke, eines Staatsmanns und eines Großstaats würdig, ein geographisch wohl abgerundetes Reich zusammenzuhalten, zugleich Deutschland zu beherrschen und die Oberhoheit in Italien zu behaupten. Die Idee war gewaltig, vielleicht zu groß, und der junge, staatsmännisch begabte Friedrich von Gagern schrieb darum schon vor achtzig Jahren seinem Vater, dieses Programm sei rein defensiv, und Österreich könne in Zukunft nur verlieren. Der Verlauf der politischen Ereignisse hat ihm Recht gegeben; vielleicht kannte er die rein defensive Natur Metternichs und des österreichischen Staates nur zu gut. Aber es brauchte wohl nicht so zu kommen. Freilich, um ein so hohes Ziel zu erreichen, mußte man alle positiven Kräfte des Staates mächtig entwickeln, die beiden Nationen des Reiches mit alter Kultur, Deutsche und Italiener, zur höchsten Blüte zu bringen suchen, das wirtschaftliche Leben des Staates heben und die Finanzen kräftigen. Von alldem ist bekanntlich unter Metternich genau das Gegenteil geschehn. Aus Furcht vor dem Aufstreben der Völker wurde jede Regung des öffentlichen Geistes niedergehalten, namentlich für die Deutschen geschah gar nichts, eher förderte man slawische und magyarische Bestrebungen oder ließ sie wenigstens aufkommen; die wirtschaftliche Entwicklung wurde unter der beschränkendsten Vormundschaft gehalten und dazu eine so heillose Finanzwirtschaft samt der allemal damit eng zusammenhängenden Bestechlichkeit getrieben, daß die Kräfte des Staates bei jeder ernsten Entscheidung, die an ihn herantrat, versagen mußten. In kurzen Schlägen wurde der österreichische Einfluß aus Deutschland und Italien entscheidend hinausgeworfen, das Staatsprogramm Metternichs, dessen Regierungsgrundsätze längst schon zusammengebrochen waren, hatte ausgelebt und ließ als Nachwehen nur allgemeines Unbehagen und tiefe Unzufriedenheit, Gefühle der Demütigung und des Neides zurück.

Man hat nie etwas für die Belebung einer Staatsidee in Österreich gethan, auch nach Metternich nicht; aber wenn man genauer zusieht, darf man sagen: es ist in Österreich überhaupt niemals regiert worden, sondern man hat sich von den Ereignissen treiben lassen, Formen und Personen verbraucht, ohne die geringste leitende Idee, und ist nun scheinbar bei einem Chaos angekommen, dem allerlei politische Katastrophen zuzutrauen wären, wenn sich nicht die zusammenhaltenden Fäden stärker erwiesen, als die zerstörenden Nachwirkungen eines prinzipien- und thatenlosen Regiments. Namentlich seitdem Österreich den Versuch gemacht hat, ein Verfassungsstaat zu werden, ist es in einem unaufhörlichen Schwanken und Experimentieren begriffen, ganz im Gegen-

satze zu seiner Vergangenheit, deren hervorragende Eigentümlichkeit die Unbeweglichkeit war, wo wie nach außen, so auch im Innern alles in den einmal eingeschlagnen Bahnen fortlaufen sollte. Diese Unbeweglichkeit hat nun seit beinahe einem halben Jahrhundert einem steten Wechsel der Personen und Regierungsformen, einer fieberhaften Hast, immer wieder etwas neues in Szene zu setzen, weichen müssen. So sind seinerzeit das Septemberpatent, das Oktoberdiplom, das Februarpatent aus dem Nichts erschaffen, fertig wie aus Jupiters Haupt hervorgetreten, aber ebenso wieder in nichts zusammengesunken, indem sie alle gleichmäßig nur die eine Spur hinter sich zurückgelassen haben, die Verwirrung noch schlimmer, noch unentwirrbarer zu machen. Schließlich ist man nach 1866 beim Dualismus angekommen, der ja seitdem seinen Bestand behauptet hat, aber auch nur, weil man Änderungen aus Furcht vor den Magyaren vermied. Statt dessen hat man namentlich in Österreich einen fortwährenden Wechsel in den leitenden Persönlichkeiten beobachten können, der aber auch das rettende Rezept nicht zu Tage gefördert, sondern die Unklarheit noch vergrößert hat. Diese Methode der Regierenden hat Nacheiferer gefunden auch außerhalb der maßgebenden Kreise, und an allen Straßenecken der Journalistik und politischen Publizistik preisen dilettierende Staatsmänner ihre natürlich „unfehlbaren" Rettungspläne für Österreich an. Sie übersehen nur eines: daß in Österreich auch der vollkommenste Rettungsplan nichts helfen kann, solange man nicht bei ihm bleiben, sondern ihn verwerfen wird, sobald sich die ersten Schwierigkeiten zeigen, und alsbald zu einem neuen übergeht. Wie ich schon bemerkt habe, regiert man eben in Österreich nicht, sondern lebt, oben wie unten, noch in dem vormärzlichen Ideenkreise, wonach es irgend eine verfassungsmäßige Staatsform geben müsse, die ohne alles weitere Zuthun die Länder glücklich und die Völker zufrieden machen werde. Der Erkenntnis und politischen Erfahrung, daß es nahezu gleichgiltig ist, welcher Wortlaut in Gesetzen und Verfassungen enthalten ist, wenn sie nur sonst vernünftig, gerecht und energisch gehandhabt und ausgelegt werden, hält man sich fern, weil eben politisch theoretisieren und experimentieren viel leichter ist als regieren. Es ist aber ganz gut möglich, allein durch richtige Anwendung der bestehenden Verfassung die Lösung aller brennenden innern Streifragen in Österreich, sowohl der Völker als der Länder, durchzuführen, man muß aber regieren wollen und es auch ein wenig verstehn. Schon die kurze Regierungszeit des Ministeriums Körber zeigt, daß es gehn würde. Freilich kann in Österreich niemand wissen, ob er nicht morgens früh mit einem andern Ministerium aufwacht, als mit dem er sich gestern schlafen legte.

Wie heute die Sachen stehn, denkt keine einzige der österreichischen Nationen daran, irgend eine ihrer Sonderinteressen der Verwirklichung und Kräftigung der Staatsidee zum Opfer zu bringen. So stellt sich allerdings jedem Regenten und jedem Staatsmann in der Aufgabe, die er zu lösen hat, eine Art von Schraube ohne Ende dar: regieren sie, wie es das Vernünftigste zu sein scheint, absolutistisch-zentralisierend, so erfahren sie den heftigsten Widerstand von der föderalistischen Seite; wollten sie sich aber damit begnügen, die einzelnen „Kronländer" nur in einem Unionsverhältnis zu einander zu halten, so

würden sie schlechterdings außer stande sein, neben den einheitlich zusammengefaßten Staaten rings um Österreich zu irgend welcher Geltung zu bringen. Man hat darum auch, außer in der kurzen Hohenwartschen Periode während des deutsch-französischen Krieges, niemals wieder einen Experimentversuch nach der föderalistischen Richtung hin unternommen.

Merkwürdig genug sind in der ganzen Verfassungszeit in Österreich der Bachsche Absolutismus und die zentralisierende Regierung von Schmerling noch immer die Episoden, die als die fruchtbringendsten bezeichnet zu werden verdienen, und wenn auch die damals herrschenden Grundsätze keineswegs unsre Billigung finden können, so waren doch wenigstens leitende Gedanken vorhanden. Als man zur konstitutionellen Verfassung überging, hoffte man, auf diesem Wege mit einem mal über alle Schwierigkeiten hinauszukommen, indem man den Völkerschaften alle Vorteile des Staates zuzuführen und sie zugleich von der Belästigung durch die nationalen Sonderinteressen zu befreien glaubte. In der That wurde damit jedem Interesse der Weg geöffnet, zur Geltung zu gelangen. Man hatte nur die Hauptsache dabei vergessen, daß nämlich die alle Sonderinteressen ausgleichende Kraft der Staatsbildung ihre Wirkung an den Völkern Österreichs noch nicht hinreichend gethan hatte, und daß dieserhalb eine umso energischere und umsichtigere Thätigkeit der Staatsgewalt nötig gewesen wäre, mäßigend und vermittelnd zu wirken, sowie dem Staatsinteresse den ihm gebührenden Raum zu verschaffen. Daß eigentlich keine österreichische Regierung nach dieser Richtung hin ihre Aufgabe erkannt und erfüllt hat, lehrt die Geschichte jeden Tages der letzten vierzig Jahre. Unter diesen Verhältnissen mußte sich natürlich der österreichische Konstitutionalismus, wie kein andrer auf dem Kontinent, als arbeitsunfähig erweisen. Dazu traten noch die besondern Umstände, die in der persönlichen Stellung des Monarchen, der Wahl der Regierungsorgane, nicht minder aber in der Haltung der Reichsratsabgeordneten wurzelten und alle nicht geeignet waren, die Dinge in ein besseres Geleise zu bringen.

Die Schmerlingsche Zeit war die letzte, wo noch staatsmännische leitende Ideen vorhanden waren. Was Schmerling allen gleichmäßig wert machte, war seine auswärtige Politik: er sollte den wuchtigsten Stoß gegen die verhaßte preußische Macht führen, die Reform Deutschlands in die Hand nehmen und somit die deutsche Mission Österreichs erfüllen. Außerdem galt Schmerling vielen als der wahre Hort der Völker unter dem habsburgischen Szepter, den Ländern der ungarischen Krone erschien er als der Vorkämpfer ihres nationalen Rechts wider die Ansprüche der Magyaren, andern als der Schirmer der Einheit und der Macht des Reiches, und wieder andern endlich als Vertreter und Beförderer aller geistigen und Kulturinteressen. Aber wer viel von diesem Manne erwartet hatte, sah sich nach einiger Zeit völlig enttäuscht. Mit seiner deutschen Politik machte er glänzend Fiasko, sein Liberalismus und seine konstitutionellen Neigungen erwiesen sich vielfach als bloße Koketterie, als die Täuschung der vierziger Jahre, die jeder liberalen Verfassung aus sich selbst heraus segenbringende Wirkungen beilegte, sodaß man eine solche nur walten zu lassen brauche. So erschien auch als das Bedenklichste an der Schmerlingschen Ver-

waltung seine unüberwindliche Arbeitsscheu, die auch den brennendsten Fragen gegenüber zu keiner energischen Thätigkeit gelangen konnte. Je mehr er dem Grundsatze huldigte: Wir können warten, desto eifriger rührten sich seine Gegner; namentlich erstanden die Anhänger der historisch-politischen Individualitäten im Reiche wieder. Am schärfsten tritt die verderbliche Unthätigkeit Schmerlings bei der Behandlung der ungarischen Frage ans Licht. Damals lagen die Verhältnisse in Ungarn selbst so vorteilhaft wie möglich; denn dort waren die Parteien seit der Auflösung des ungarischen Reichstages 1861 im vollsten Unfrieden, keine wollte das Mißlingen der nationalen Sache verursacht haben, jede maß der andern die Schuld bei. Diesen Augenblick hätte aber eine energische Regierung ausnützen müssen, umsomehr als es im Mittelstande sehr viele gab, die die allgemeinen politischen Interessen über die Schwärmerei für die nationale Idee des Magyarentums zu stellen bereit waren. Nun verstand sich doch von selbst, daß eine Regierung, die Österreich zum konstitutionellen Staate, also zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufassen trachtete, mit allen Kräften danach streben mußte, das größte Hindernis der Einheit, die mit zäher Ausdauer behauptete Sonderstellung Ungarns, so zu wenden, daß sie sich in das allgemeine Staatsinteresse einfügte. Wir wollen nicht heute, nach vierzig Jahren, behaupten, daß dieser Versuch hätte gelingen müssen, aber wenn auch die Umstände ein solches Vorhaben nicht begünstigt hätten, so mußte wenigstens seine Ausführung versucht werden. Da die Schmerlingsche Regierung das unterließ, so kamen die ungarischen Altkonservativen wieder zu Einfluß, und der Dualismus in Österreich erhielt in dem an Schmerlings Stelle tretenden Ministerium Belcredi-Majlath eigentlich zum erstenmal offizielle Geltung, die sich nach der Katastrophe von 1866 nahezu im Handumdrehn zur festen Staatseinrichtung entwickelte.

Wir haben der Schmerlingschen Zeit eine ausgedehntere Betrachtung gewidmet, als es vielleicht manchem nötig erscheinen könnte: aber sie ist so recht belehrend für das innere Wesen der österreichischen Verhältnisse, sie ist auch in Deutschland noch allgemein verständlich und in Erinnerung, außerdem läßt sich an ihr und an den in ihr zu Tage tretenden Erscheinungen alles Nachfolgende ohne weiteres leicht erklären. Es gab damals äußere und innere leitende Staatsideen: die äußere war, die einstige habsburgische Kaisermacht in Deutschland wieder aufzurichten. Daß dies nach dem Verhalten des Kaiserhauses seit 1802 und namentlich nach der Entwicklung der deutschen Frage in den Jahren 1848/9 unmöglich sein würde, ließ sich keineswegs von vornherein erkennen, wenn es auch sicher schwieriger sein mußte, als man es sich in Wien vorstellte. Wie freilich einst Joseph II. geglaubt hatte, mit ultraliberalen Dekreten die langjährigen Regierungserfolge Friedrichs II. zu erreichen, wenn nicht zu überbieten, so vermeinte man jetzt dadurch, daß der Liberalismus Schmerlings die Bismarckische „Reaktion" überglänze, die ganze wirtschaftliche und nationale Arbeit Preußens wettgemacht zu haben, und war sogar bereit, den Ungarn weitere Zugeständnisse zu machen, als sonst irgend jemand in den Sinn gekommen wäre, wenn sie nur für die deutsche Kaiseridee zu gewinnen wären. Nach der militärischen Katastrophe ging man keineswegs von diesem

Gedanken ab, sondern hing ihm, jedoch ohne nach Art der Franzosen mit lauter Revanche zu drohen, um so eifriger nach. Die Berufung Beusts und die vollständige Kapitulierung vor den Magyaren waren die Folgen davon.

Seit dieser Zeit ist die österreichische Monarchie mit dem unglückseligen Dualismus behaftet. Man war unter Beust sogar noch weiter gegangen und hatte in der Hohenwartschen Episode den Tschechen die Anerkennung des böhmischen Staatsrechts in Aussicht gestellt, um sie für die Revanche an Preußen zu begeistern. Die Ereignisse von 1870 machten alle diese Bestrebungen zu nichte; eine leitende Idee für die äußere österreichische Politik, die über die schlichteste Verteidigung des Bestehenden hinausginge, giebt es seitdem nicht mehr. Um so lebendiger sind die staatsbildnerischen Strömungen beflissen, im Innern neugestaltend aufzutreten, wo sich natürlich als politischer Knotenpunkt die neue Bildung des Dualismus in den Vordergrund schiebt, die aber außer den Ungarn niemand recht leiden mag. Dualismus wie Personalunion, die Verbindung zweier Leiber unter einem Haupt, geben an sich einen überaus künstlichen, schwer haltbaren Zustand; ein solches Verhältnis mag für die Herzogtümer Koburg und Gotha erträglich sein, besteht aber in Schweden und Norwegen, unter vergleichsweise sehr einfachen Verhältnissen, nur unter fortwährender Reibung und schwerer Anstrengung. Solche halbe und schiefe Verhältnisse können in einem Großstaate nicht lange dauern, weil sich immer das Streben nach straffer Einigung der innerlich verwandten und nach ehrlicher Trennung der innerlich verfeindeten Staatsteile geltend macht. Beide Strömungen treten sichtbar in Österreich hervor, kommen aber nicht vorwärts, weil ihnen die Regierung vollkommen teilnahmlos gegenüber steht, und ohne Unterstützung von dieser Seite keine der Nationen oder Parteien energisch und mächtig genug wäre, einen wesentlichen Einfluß zu äußern. Bisher haben die Magyaren den Vorteil davon gehabt. Sie steuerten 30 Prozent (neuerdings 34), Österreich aber 70 Prozent (66) zu den gemeinsamen Lasten bei, während der politische Einfluß, dank der Zerfahrenheit im deutsch-österreichischen Lager, genau im umgekehrten Verhältnis stand. Daß solche Zustände in einem Staate auf die Dauer nicht haltbar sind und nur so lange bestehn können, als sie den ausschlaggebenden Willen der Krone zur Stütze haben, liegt nahe genug. Kaiser Franz Joseph, bei dem die Erinnerungen von 1848 noch nachklingen, ist aber den Magyaren gegenüber immer streng „konstitutionell" gewesen. Infolge dessen waren die Ansprüche der Ungarn mit den Jahren so ins ungemessene gestiegen, daß die österreichischen Regierungen die Zustimmung einer Majorität des Abgeordnetenhauses zu ihren Vereinbarungen mit Ungarn nur durch große Zugeständnisse an die Parteien erlangen konnten. Die Badenischen Sprachenerlasse waren ein solches Zugeständnis, das wohl genügte, dem Ausgleiche die tschechischen Stimmen, nicht aber die parlamentarische Genehmigung überhaupt zu sichern, da die aufs tiefste verletzten Deutschen die Arbeiten des Abgeordnetenhauses überhaupt unmöglich machten.

(Schluß folgt)





Deutschland und Dänemark

Von H. Petersen



Schon im März dieses Jahres erschien in der Kopenhagner „Nationaltidende“ eine kurze Mitteilung unter der Überschrift „Ein dreister Plan,“ die starkes Aufsehen erregte und in der Presse Dänemarks und Nordschleswigs hin und her besprochen wurde. Es hieß nämlich, daß in Kopenhagen ein Aufruf oder „offner Brief“ an das deutsche Volk zur Unterschrift zirkuliere, worin die Unterzeichner auf Grund der letzten Wahl anerkannten, daß die Nordmark nunmehr von einer stark national gemischten Bevölkerung bewohnt werde, und darum dem Aufhören des Nationalitätenkampfes dort das Wort redeten. Sie rieten den Dänen im nördlichen Schleswig, sich offen und ehrlich dem stärksten der beiden Nachbarstaaten ohne Hintergedanken anzuschließen. Als Entgelt sollten in Schleswig mehr Milde und Schonung von den preußischen Staatsbehörden geübt werden.

Der als Miturheber des Unternehmens genannte Pastor a. D. Uffe Birkedal berichtigte jedoch öffentlich die Mitteilung dahin, daß ihr nichts andres zu Grunde liege, als daß er der Redaktion der Zeitschrift „Tilskueren“ einen Artikel über Nordschleswig und Deutschland übergeben habe.

Dieser Aufsatz ist dann in „Tilskueren“ erschienen und zugleich ein zweiter, der dasselbe Thema behandelt, das Verhältnis zwischen Deutschland und Dänemark. Beide Verfasser, Birkedal wie der Privatdozent Dr. Östrup, haben die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die von ihnen besprochne Sache gelenkt, und ihre Artikel sind denn auch vielfach besprochen worden.

Auf die ersten kurzen Mitteilungen über den Inhalt der Aufsätze hat man sie deutscherseits vielfach sympathisch, dänischerseits dagegen ebenso abweisend aufgenommen. Nachdem man den ganzen Inhalt kennen gelernt hatte, mußte sich das Urteil auf beiden Seiten moderieren, und für uns Deutsche bleibt nicht viel andres von der Zustimmung übrig, als daß wir anerkennen müssen, daß beide dänischen Männer insofern Recht haben, als sie das jetzige Verhältnis zwischen beiden Staaten als auf die Dauer unhaltbar und schädigend ansehen. Daß Dänen besonders auf die Schädigungen sehen, die ihrem Vaterlande durch ein Mißverhältnis zu seinem großen Nachbar erwachsen, und daß sie sich ihres Volkes und seiner Zukunft wegen bemühen, das Verhältnis zum bessern zu wenden, wird niemand verwunderlich finden. Wir würden auch unsrerseits gern ein besseres Verhältnis angebahnt sehen, weil auch Deutschland davon Vorteil haben würde.

Um ein Verständnis für die Vorschläge Birkedals und Östrups zu gewinnen, muß man natürlich zunächst wissen, wie es zwischen den Nachbarn an der Königsau steht.

Nach dem Wiener Frieden hatte man in Dänemark natürlich ohne Vorbehalt auf das ganze Gebiet der Herzogtümer verzichtet, wenn man vielleicht auch die Hoffnung nicht aufgab, einmal wieder in den Besitz der Lande zu kommen, deren Verlust man nicht als selbstverschuldet ansah, sondern als ein Dänemark angethanes Unrecht, als eine Vergewaltigung durch den Stärkern. Neue Hoffnung schöpfte man aus dem Passus des § 5 des Prager Friedens, daß die nördlichsten Distrikte von Schleswig, wenn die Bevölkerung durch freie Abstimmung zu erkennen gäbe, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollten. Und hauptsächlich in der Aussicht auf Verwirklichung dieser in vielleicht naher Zukunft liegenden Abtretung fühlten sich zahlreiche Nordschleswiger bewogen, sich des Rechts zu bedienen, das ihnen im Artikel XIX des Wiener Friedens gewährleistet worden war, nämlich für Dänemark zu optieren und die Optionserklärung für ihre Söhne auszusprechen. Zu vielen Tausenden verließen die Optanten ihre frühere Heimat, um sich in der neuen, so gut es ging, einzurichten und mit ihren Landsleuten — zu warten, zunächst auf die Erfüllung der Zusage im § 5, dann aber auch auf die zuversichtlich erhoffte Niederlage Preußens im kommenden Kriege mit Frankreich.

Da sich Dänemark nicht darauf einlassen wollte, gewisse Garantien zu leisten, die Preußen zum Schutze der unter Umständen mit den dänischen Bewohnern der nördlichsten Distrikte Schleswigs abgetretenen deutschen verlangte, wurde die Ausführung des § 5 auf unbestimmte Zeit verschoben. Die Hoffnung auf eine Niederlage Preußens ging 1870 gänzlich in die Brüche, und die an der Grenze angeblich zu einem Manöver gesammelten dänischen Truppen konnten wieder abrücken, ohne die Königsau überschritten zu haben. Als nun das Deutschtum langsam erstarkte, als 1878 der unglückselige § 5 durch die Vereinbarung zwischen Preußen und Österreich „außer Giltigkeit gesetzt" wurde, da sahen die Dänen zwar nicht ihr Hoffen auf Nordschleswig als gescheitert an, sondern nur dessen Erfüllung auf unabsehbare Zeit verschoben. Aufgegeben war die Hoffnung aber nicht, und Dänemark, offen natürlich nur das inoffizielle, hat seitdem die Dänen in Schleswig in ihrem Widerstande gegen das Deutschtum nach besten Kräften unterstützt, das offizielle mindestens indirekt dazu geholfen.

Preußen hat zwar bis in die Mitte der neunziger Jahre zahlreiche Optanten wieder in den diesseitigen Unterthanenverband aufgenommen, bis es sich denn doch in zu vielen Fällen zeigte, daß sich die neuen Bürger des Landes sofort der intransigenten Agitation anschlossen, aber dennoch leben in Dänemark viele Tausende geborner Schleswig-Holsteiner, die nun nicht mehr zurückkommen können, und die mit ihren gleichgesinnten Freunden hüben und drüben auf eine „Wiedervereinigung" hoffen und darum die Agitation in Nordschleswig, die im letzten Ziele darauf hinauswill, stärken und stützen.

Die Krystallisationspunkte der antideutschen Agitation in Dänemark sind die sogenannten „Südjütischen (das heißt schleswigschen) Vereine." Es gab deren im Jahre 1900 nicht weniger als 59, zerstreut in allen Gegenden des Landes, mit 9377 Mitgliedern. Ihr Wirken geht natürlich zuerst darauf hinaus, sich selbst mehr und mehr Mitglieder zu schaffen, von diesen aber wieder Mittel

zu sammeln zur Unterstützung der ganzen Parteiarbeit in Nordschleswig, um hier dänische Sprache, dänische Gesinnung zu erhalten bis auf den Tag der „Wiedervereinigung.“ Die sämtlichen Einzelvereine (s. F.) bilden ein Ganzes unter dem Namen „Die zusammen wirkenden südjütischen Vereine“ (s. s. F.). Im Schoße dieses Verbandes arbeitet ein „Schulausschuß,“ ein „litterarischer Ausschuß“ und vermutlich auch ein „Wahlausschuß.“ Diese Ausschüsse arbeiten dann entsprechend dem hier bestehenden „Schul-, Sprach- und Wählerverein“ (vergl. den Artikel „Zum deutsch-dänischen Streit,“ Grenzboten III 1896).

Der „Schulausschuß“ hat an der preußischen Grenze eine sogenannte „Nachschule“ aus eignen Mitteln gegründet und gewährt ihr jährlich 6000 Kronen Zuschuß. Die Einzelvereine aber unterstützen die sämtlichen „Nach- und Hochschulen,“ die an der Grenze gegen Süden angelegt sind. Diese Anstalten sind aber ausdrücklich für die nordschleswigsche Jugend ins Leben gerufen worden, und die „Nachschulen“ werden fast nur von nordschleswigschen Jünglingen und Jungfrauen besucht. Der Unterricht ist darauf zugeschnitten, die Zöglinge zu danisieren. So bemerkte die „Dannevirke“ 1895 von der Schule zu Heils, die Jugend kehre von da zurück „gestärkt im Glauben an unsre heilige Sache und im Besitz entwickelter Fähigkeiten, selbst einzugreifen, um sich auf mehr oder minder hervortretende Weise an unserm geistigen Kampfe zu beteiligen.“ Von der Schule zu Wester-Wedsted schrieb der Flensburger „Avis,“ daß die Fahne auf hoher Stange, das dänische Wappen am Hause bekunden: „Hier soll der Däne auf dem Throne sitzen.“ Von der Hochschule zu Askov schrieb die „Dannevirke“ am 11. Oktober 1898, sie sei die treue Grenzwacht, und von ihr gehe eine Jugend aus mit Lebensmut und starken Kräften, dänisch an Seele und Leib, mit Glauben und Hoffnung darauf, daß Recht aus dem Unrecht langer Zeiten hervorwachsen möge, und noch drastischer sagt der Almanak des dänischen Sprachvereins von 1895, ein Aufenthalt von drei Monaten auf einer dänischen Volkshochschule wirke absolut tödlich auf den „Stammverwandtenbazillus.“ Der dänische Pastor Karl Berthelsen drückt sich noch deutlicher aus in seiner Schrift „Sönderjylland,“ wo von den aus Nordschleswig stammenden Zöglingen der Hoch- und Nachschulen gesagt wird, sie würden deshalb hingesandt, damit sie heimkehren könnten „wohlausgerüstet, den Kampf gegen die Preußen und die einheimischen Deutschen aufzunehmen.“

Die jungen Leute, die solche Schulen besucht haben, sind fast ausnahmlos für das Deutschtum verloren. Und es sind dies nicht nur Kinder aus den kraß dänischgesinnten Familien, sondern auch aus weniger deutschfeindlichen. Es sind sogar Fälle bekannt, wo deutschgesinnte Handwerker gezwungen worden sind durch ihre hauptsächlich dänische Kundschaft, ihren Sohn oder ihre Tochter auf diese Danisierungsinstitute zu geben. Man lockt und droht, je nachdem, und die Kosten trägt die von Dänemark unterstützte Agitationskasse. So erhielt der „Schulverein,“ der diese Versendung junger Leute vermittelt, im letzten Jahre allein aus Dänemark 12327 Mark. Die Schulen geben ganze und halbe Freiplätze und nehmen ganz geringes Schul- und Kostgeld (zusammen 25 Kronen monatlich). Sie können das nur, weil dänisches Geld sie sämtlich unterstützt. Sogar aus der dänischen Staatskasse hat man den Nach-

schulen, die doch nur im Hinblick auf Nordschleswig und unmittelbar an der Grenze angelegt sind, Unterstützungen gewährt.

Der hier bestehende Verein zur Erhaltung der dänischen Sprache erhält jährlich von drüben, hauptsächlich wieder durch die s. s. F., etwa zehntausend Bücher und Zeitschriften übersandt. Daß auch die staatsfeindliche Presse von jenseits der Königsau Barmittel erhält, ist offen zugegeben worden.

Nun könnte man sagen: Ja, wenn das Dänentum hier im Lande von Dänemark aus auch noch so sehr gestützt und in gewissem Sinne getragen wird, so ist das ja rein Privatsache und darum nichts dagegen zu machen. Die Sache bekommt aber dadurch ein eigentümliches Gepräge, daß in den s. F. zahlreiche dänische Beamte sitzen und zum Teil sogar die Vereine leiten. Im Jahre 1900 waren in den Vorständen der „südjütischen" Einzelvereine 35 Pastoren, 81 Lehrer, 9 Bahn- und Postbeamte, 9 Militärpersonen, im Hauptvorstande 8 Pastoren (darunter ein Propst), 45 Lehrer, 6 Bahn- und Postbeamte, 3 Militärs.

Für die Thätigkeit, die die s. s. F. entfalten, ist es charakteristisch, daß darüber möglichst wenig in die Öffentlichkeit kommt. Das Vereinsblatt „Sönderjyden" erscheint unter Ausschluß der Öffentlichkeit, politischen Tageszeitungen wird untersagt, über gehaltene Vorträge zu berichten, ja die Namen der Redner werden gewöhnlich aufs ängstlichste verschwiegen, und es wird nur etwa bemerkt: Es redete „ein alter bekannter Südjüte."

Kommt dann und wann eine kleine Mitteilung in die Presse, die nicht hinein sollte, dann wird das stark gerügt von den hiesigen dänischen Blättern, besonders dem des Reichtagsabgeordneten Jessen, das erst kürzlich schrieb: „Man versteht nur nicht, warum dänische Blätter derartiges veröffentlichen, das nur dazu geeignet ist, von der Verdeutschungspresse ausgenutzt zu werden.... Warum soll man ihnen diese Waffen liefern." Aus dem, was vor Jahren — vor Köllers Zeiten — mehr unverblümt, jetzt verblümt in die Zeitungen gelangt, ist aber wohl ein Bild über die ganz unverantwortliche Herausforderung gegen Preußen, die in der ganzen Thätigkeit der Vereine und der in ihnen wirkenden dänischen Beamten liegt, zu gewinnen.

Vor einem Jahre hielten die „Vereinigten südjütischen Vereine" ihre Generalversammlung in Nyborg ab. Wie immer waren wieder einige nordschleswigsche Gäste zugegen. Die Hauptversammlung wurde im Festsaale des Rathauses abgehalten. Es traten als Redner auf: Schulinspektor Petersen aus Nyborg, Bürgermeister Buch dort, Pastor Möller aus Slagelse, Propst Hjorth aus Nyborg, Pastor Thomasson aus Randers, Hauptmann Rimestad aus Kopenhagen und andre. Zum Schluß ihres Berichts über das zwei Tage dauernde Fest sagt ein dänisches Blatt („Fyens Stiftstidende") ganz offen: „Mit den Nachtschnellzügen reisten die meisten Südjüten wieder heimwärts — hoffentlich viele hübsche Erinnerungen mitnehmend von diesem kleinen Feste in Nyborg und neue Aufmunterung zur Fortsetzung des Kampfes, in den sie unverschuldet hineingezogen sind." Also zum Kampf gegen ihr eignes Vaterland werden die Nordschleswiger durch dänische Geistliche, Bürgermeister, Hauptleute ermuntert. Welche Nordschleswiger zugegen waren und redeten, darüber schweigen

die Berichte. In einer ähnlichen Festivität in Slagelse redeten der verstorbne deutsche Reichstagsabgeordnete Gustav Johannsen und der jetzige J. Jessen, der ein Hoch ausbrachte auf den König von Dänemark.

Nicht nur zu den Jahresversammlungen der s. s. F., sondern auch sonst werden Nordschleswiger nach Dänemark geladen und dort gefeiert. Diese „Verbrüderungsfeste" sind in den letzten Jahren seltener geworden und erfreuen sich weit geringerer Teilnahme. So beteiligten sich an einer im Juli d. J. nach Nakskov auf der Insel Lolland unternommnen Demonstrationsreise nur etwa 130 Damen und Herren. Es trat bei dieser Gelegenheit recht eine Eigentümlichkeit hervor, die wert ist, hervorgehoben zu werden. Mitten in dem Festrausch mit Prozession durch die fahnengeschmückten Straßen, Ausfahrt, Festessen, Ball usw. war ein Festgottesdienst, Gottesdienst an einem Wochentage, veranstaltet worden wegen der anwesenden „Südjüten."

Diese Festgottesdienste sind eine ständige Programmnummer bei allen solchen Festen. Welcher Art die Predigten bei diesen Anlässen sind, verrät uns eine im Wortlaut vorliegende Predigt, die von Pastor Johannsen aus Svaninge gehalten wurde über 1. Chron. 4. In dieser Predigt spricht er von dem kleinen dänischen Volk, das „übermächtige Feinde zerstückelt," von der Art und Weise, wie „mit den Brüdern und Schwestern südlich von den Grenzpfählen umgegangen wird," von der „Scheide, die unsers Volkslebens Feinde gesetzt haben und zwischen uns zu befestigen suchen," von einem erweiterten Ländergebiet, das Gott den Dänen schaffen solle, „nicht durch Lüge und Gewalt und Trug," wo das dänische Volk ein wahres, gesundes, edles, freies Volksleben entfalten kann, „ob denn die Welt sich noch so sehr als ein Mörderstand geriert, wo die Wahrheit gekreuzigt wird, und wo das Recht auf der Schwertspitze sitzt."

Kein Stand in Dänemark mischt sich so in die Angelegenheiten Nordschleswigs, wie der der Geistlichen. So ist es eine Thatsache, daß in den dänischen Kirchen allsonntäglich im Gebet der Nordschleswiger gedacht wird, die Gott doch wieder mit Dänemark vereinigen wolle. Ein dänischer Bischof hielt vor ein paar Jahren eine förmliche Kirchenversammlung ab zur Besprechung der Hilfe, die man den Nordschleswigern bieten könnte.

Die meisten dänischen Flugschriften über Nordschleswig und zahllose Zeitungsartikel sind von dänischen Pastoren verfaßt. Der verstorbne Pastor Mörk-Hansen wandte sich 1889 in einem „offnen Brief" an die preußischen Pastoren hier und forderte sie auf, gegen die bekannte Sprachenordnung zu opponieren. Nur einmal hat sich die dänische Regierung veranlaßt gesehen, gegen einen Geistlichen der dortigen Landeskirche vorzugehn. Der Pastor Otto Rosenstaud griff nämlich die hiesigen Geistlichen in so unerhörter Weise an, daß sich die Gesandtschaft mit der dänischen Regierung in Verbindung setzte. Der Kultusminister erteilte Rosenstaud einen scharfen Verweis. Die Schrift war aber von den s. s. F. herausgegeben, und man hätte annehmen dürfen, daß nunmehr die dänische Regierung die Beamten veranlaßt hätte, aus Vereinen auszutreten, die ihr selbst Unannehmlichkeiten bereiten. Aber es ist nicht geschehn, und nach wie vor wenden sich dänische Geistliche an die preußischen Unterthanen in Nordschleswig und versuchen eine Beeinflussung, wenn politische

Wahlen bevorstehn. Ebenso ungestraft befassen sich die übrigen dänischen Beamten mit den Umtrieben zur Stärkung dänischer Nationalität im deutschen Lande. So sprach der Amtmann von Ripen bei einem Fest sein Bedauern aus, daß keine „Südjüten" zugegen wären. Ob eine bald darauf erfolgte Versetzung des Herrn mit dieser Taktlosigkeit zusammenhing, wage ich nicht zu behaupten. Im Jahre 1899 machten junge Mädchen von hier auf Einladung „südjütischer Vereine" eine Reise nach Kopenhagen. Die dortigen Zeitungen brachten Artikel mit der Überschrift „Die südjütischen Mädchen" und erzählten, wie diese Gäste gefeiert worden waren. Wieder traten dänische Staatsbeamte dabei hervor, so der Postmeister Dencker, Bürgermeister Neumann, Oberstleutnant Rasmussen, Amtsverwalter Funck in Frederiksborg. Da wurde geredet auf die „südjütische Sache," auf den König usw. Daß bei allen Agitationsreisen unsre Behörden deutlich gezeigt haben, daß ihr dergleichen mißliebig, daß sie mit Ausweisungen vorgegangen ist usw., alles dieses scheint die dänische Regierung nicht haben bemerken zu wollen. Dadurch ist das Verhältnis doch erst recht ein auf die Dauer unhaltbares geworden. Die Beamten in Dänemark haben wohl darin ein gewisses Sicherheitsgefühl für ihre verhetzende Thätigkeit gegen den Nachbarstaat gefunden, daß sie sich sagten, offiziell erkenne ihre Regierung ja auch nicht die jetzige staatsrechtliche Stellung des nördlichen Schleswigs an. Dänemark hat ja in den Herzogtümern bei dem doch nicht geringen Schiffsverkehr in unsern Häfen nirgends eine Konsularvertretung eingerichtet.

Hält sich so der nördliche Nachbar im Schmollwinkel, und läßt er seinen Beamten freie Hand in einer unglaublich taktlosen Beteiligung an der staatsfeindlichen Agitation der nordschleswigschen Protestler, dann ist natürlich nicht ausgeblieben, daß wiederum unsre Behörde Rückschlag auf Schlag erteilt hat. Da werden keine dänischen Schauspieler oder Rezitatoren oder Ruderklubs zugelassen, der Besuch von Dänemark aus in den nördlichen Kreisen wird streng kontrolliert. Da werden die Teilnehmer an Verbrüderungsreisen oder an Versammlungen jenseits der Grenze polizeilich notiert, die dänischen Unterthanen im Dienst dieser Teilnehmer ausgewiesen usw.

Es ist das ein Krieg im Frieden, wie denn einer der dänischen Hauptagitatoren, der dänische Schulinspektor Joh. Ottosen, den jetzigen Zustand als den dritten schleswigschen Krieg bezeichnet hat, derselbe Herr, der den neugewählten Reichstagsabgeordneten Jessen als den „Vertreter Dänemarks in Berlin" feierte — der Gipfel der Unverschämtheit.

Wir wollen bei diesen Verhältnissen gern mit besonnenen Dänen übereinstimmen und sagen, es sei wünschenswert, daß da eine Änderung eintrete. Es fragt sich bloß, auf welche Weise. Hier setzt nun Birkedal in seinem Aufsatz ein. Seine Einleitung zeigt aber schon, daß er in denselben geschichtlichen Irrtümern befangen ist wie seine Landsleute meistens, daß er dieselbe Hoffnung hegt, wie diese. Und so ist es uns ganz verständlich, wenn ihm von dänischer Seite hier im Lande das Zeugnis gegeben wird, er fühle warm für die schleswigsche Sache und habe das unter anderm gezeigt, als er Pastor war in Ripen. Birkedal sieht in den Ereignissen von 1864 eine Vergewaltigung Dänemarks

durch den Stärkern, der ihm ein „altes dänisches Kronland" entrissen habe. Er erkennt nicht die Aufhebung des § 5 des Prager Friedens an, weil dieser unmöglich durch Übereinkunft der beiden Großmächte umgestoßen werden könne. Er sieht die Möglichkeit, daß dieser Paragraph wieder auflebe, er bekennt, daß solche Gedanken ihm mehr seien als Träumereien. Aber — das ist sein Leitmotiv — zur Zeit ist wenig zu hoffen, gar nichts zu erreichen. Und wenn es so weiter geht, dann wird Nordschleswig ganz deutsch, ehe die „Träumereien" Wirklichkeit geworden sind. Darum muß es Dänemarks wegen anders werden. Dänemarks wegen! Die dänische Nation ist in ihrer Existenz bedroht, wenn Schleswig erst ganz dem Deutschtum gewonnen ist. Die Leute, die oft so zuversichtlich über die Zähigkeit sprechen, mit der die dänisch gesinnten Nordschleswiger ihre Nationalität verteidigen, dieselben Leute sind ganz hoffnungslos, sobald sie sich denken, daß das eigentliche dänische Volk selbst seine Sprache, sein Volksleben wahren soll. So schrieb der so chauvinistische Pastor Joh. Clausen in dem Kopenhagner Blatt „Vort Forsvar": Es haben sich „Hoffnungslosigkeit und der Geist der Mutlosigkeit auf einen großen Teil des Volks gelegt. Es werden ihrer mehr und mehr, die hierin sicherlich mit Grund ein Todeszeichen sehen, und die Angst zieht durch viele dänische Herzen, daß Dänemark zum Tode verurteilt ist, daß seine Tage als selbständiges freies Volk bald gezählt sind."

Daß die Königsau nicht „eine der Verdeutschung halt gebietende Scheide" bilden würde, sondern daß das Deutschtum bald tausendfach nach Norden züngeln würde, daß die dänische Sprache bald ein mit der Schwindsucht behaftetes Wesen sein würde, sagt auch Dr. G. Brandes. Weil also dänische Sprache und dänisches Volkstum bedroht sein werden in dem Augenblick, wo das Deutschtum an der Königsau siegend anlangt, darum der heftige Kampf der chauvinistischen Gruppe in Dänemark und hier, darum von der andern Partei, deren Sprecher zur Zeit Uffe Birkedal und Dr. Östrup in Dänemark, die Frau Wildenradt-Krabbe in Hadersleben sind, der Ruf nach Annäherung und friedlichem Anschluß an Deutschland. Wenn die Dänen zunächst den status quo anerkennen, die heftige Tonart gegen Preußen-Deutschland aufgeben, dann erhofft man Schonung der dänischen Nationalität in Nordschleswig, handelspolitische Vorteile für Dänemark, besonders für die Ausfuhr seiner landwirtschaftlichen Produkte nach dem deutschen Markte, und endlich vielleicht einmal die freundnachbarliche Abtretung Nordschleswigs. Das ist der Gedanke Birkedals und Östrups. Vor allen Dingen soll also in der Nordmark die dänische Sprache neben der deutschen in Schule und Kirche, ja womöglich auch im Gerichtssaal bleiben oder eingeführt werden. Nordschleswig, das ja jetzt schon stark national gemischt ist, soll das „Stoßkissen" bleiben zwischen Deutschtum und Dänentum.

Man kann es dem Dänen nachfühlen, daß er um die Zukunft seines Volkstums besorgt ist, und kann es verstehn, daß er einen Plan fassen kann, wie der Gefahr, die seiner Nationalität droht, vorgebeugt werden könne, aber ihm weiter zu folgen ist denn doch für uns Deutsche unmöglich. Birkedal irrt sehr, wenn er meint, die dänische Bevölkerung im nördlichen Schleswig sei leicht

zufrieden zu stellen. Frage er einmal den Abgeordneten Hanssen, ob ihm genug ist mit etwas Schonung der dänischen Sprache. Nein, „wir“ wollen nicht nur das Recht der dänischen Sprache, sondern „wir“ fordern auch eine Verlegung der Grenze nach Süden. Und leider ist der größte Teil der dänischgesinnten Bevölkerung durch alle möglichen Mittel in dem Wahne erhalten worden, daß die Wiedervereinigung mit Dänemark nur eine Frage der Zeit sei. Auch Birkedal selbst kann sich ja nicht der leisen Hoffnung entschlagen, und es ist also ihm nur deshalb um den augenblicklichen Friedensschluß mit Deutschland zu thun, daß die Möglichkeit einer spätern Verbindung mit Dänemark offen gehalten werde.

Kann ein Däne im Ernst verlangen, daß Preußen unter diesen Verhältnissen dem Dänentum in Nordschleswig Einräumungen mache? Auf dem Gebiet der Sprache wären sie sehr zum Schaden der Bevölkerung selbst, was ich hier nicht weiter ausführen möchte. Aber auch sonst würde ein Preisgeben der Nordmark zum „Stoßkissen“ auf unabsehbare Zeiten nicht eine Beendigung des nationalen Kampfes bedeuten, sondern nur eine Verlängerung. Wollen die Dänen hier im Lande Ruhe und Frieden halten, dann fühlen sie gar keinen Druck der festen Hand. Wollen die Dänen im „Königreich“ ein besseres Verhältnis mit Deutschland, dann mögen sie sich der Unterstützung unsrer intransigenten Dänen enthalten, besonders aber möge man darauf Bedacht nehmen, den dänischen Beamten aller Art die geradezu unausstehlichen Treibereien zu untersagen. Die eigentliche Hilfsquelle der dänischen Wühlereien liegt im Auslande, in Dänemark. Zu einer Besserung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Dänemark hat dieses ganz allein die Initiative zu ergreifen, aber mit „offnen Briefen“ an das deutsche Volk auf Grund Birkedalscher Vorschläge läßt sich nichts erreichen.



Hellenentum und Christentum

10. Schlußbetrachtung



Dem Leser der letzten vier Aufsätze wird sich die Frage aufgedrängt haben, ob nicht heute das Christentum gegenüber der atheistischen Philosophie genau in derselben Lage sei, wie in Julians Zeit dem Christentum gegenüber die Religion der Griechen; man liebt es ja überhaupt, unser Zeitalter dem der römischen Kaiser ähnlich zu finden. Aber die Ähnlichkeiten sind sehr oberflächlicher Art, und die Unähnlichkeiten überwiegen. Auf dem sozialen und dem politischen Gebiete beschränkt sich die Ähnlichkeit darauf, daß auch wir starke Gegensätze zwischen Arm und Reich und einen raffinierten Luxus haben, daß in einigen Staaten die Neigung zum Cäsarismus und zum Imperialismus hervortritt, und daß wir in Deutschland nach der Ansicht mancher Leute ein wenig Byzantiner geworden sein sollen. Sieht man jedoch genauer hin, so gleicht unsre heutige Welt der

kaiserlich römischen nicht im mindesten. Deren Gebiet war der kleine orbis terrarum, wie man übertreibend die Mittelmeerländer nannte, der heutige Erdkreis umspannt die Oberfläche der Erdkugel. Die Bewohner jenes sogenannten Erdkreises waren mit ihren Aufgaben fertig und hatten nichts weiter zu thun, als die teils verwesenden, teils mumifizierten Reste ihrer Kultur gegen die Barbaren zu verteidigen, heute sehen sich die Völker vor einer Menge neuer Aufgaben, deren Lösung ihre ganze Kraft in Anspruch nimmt.

Mit dieser Thatsache steht die in den geschichtsphilosophischen Gedanken niedergelegte pessimistische Auffassung nicht im Widerspruch. Dieser Pessimismus besteht bloß darin, daß das Traumbild eines Himmels auf Erden zerstört wird, den die Fortschrittsoptimisten von der Kulturentwicklung erwarten. Aber den Untergang habe ich unsrer Kultur nicht prophezeit, sondern bei jeder Gelegenheit als die Hauptwirkung des technischen Fortschritts hervorgehoben, daß er durch die Umwälzungen, die er zur Folge hat, den Menschen fortwährend neue Aufgaben stellt, sie zu deren Lösung, also zur Arbeit zwingt und durch die Arbeit die Völker lebendig erhält. Alle Kulturvölker sehen wir heute in fieberhafter Bewegung, in stürmischer Gärung, während die griechisch-römische Menschheit der Kaiserzeit einem Manne glich, der schläft und sich nur regt, um die störenden Fliegen abzuwehren: die Steuererheber und die Barbaren. Alle Gelehrtenarbeit bestand damals im ewigen Wiederkäuen überlieferter Weisheit; heute müssen wir, wie schon Goethe geklagt hat, aller fünf Jahre einmal umlernen, was sehr unbequem ist, aber vorm Einschlafen schützt. Demgemäß war die Grundstimmung der alten Welt pessimistisch, die der heutigen ist optimistisch; denn wo sich die Verhältnisse beständig ändern, da darf man auch auf Besserung hoffen. Die Hoffnung mag in den meisten Fällen unberechtigt sein, aber sie ermutigt zum Handeln und erzeugt Thatkraft. Damit hängt zusammen, daß die edelsten Menschen der Cäsarenzeit Asketen wurden und auf die Kindererzeugung verzichteten, was mit den elenden sozialen Verhältnissen zusammen die stete Abnahme der Bevölkerung zur Folge hatte, während sich heute die Bevölkerung der meisten Kulturstaaten in dem Maße vermehrt, daß wir uns zur Besiedlung aller noch dünn bevölkerten Länder der Erde gezwungen sehen, was neue Schwierigkeiten und Verwicklungen und damit eine unabsehbare Kette neuer Lebensaufgaben erzeugt. Und wenn im Römerreich das Land aus Mangel an Bebauern verödete und die nach uralter Schablone schläfrig weiter betriebnen Handwerke und Künste verkümmerten und erstarrten, so sehen wir dafür bei uns die Landwirtschaft, durch ihre berühmte Not gestachelt, sich immer mehr vervollkommnen, und die von der Konkurrenzpeitsche getriebnen Geistesarbeiter und Techniker immer neue Gewerbe und immer neue Formen der alten erfinden. Es giebt nur ein Land, dessen agrarische Zustände eine überraschende Ähnlichkeit mit denen des Cäsarenreichs zeigen, das ist Rußland; nur daß dessen Bauernelend nicht durch das Absterben einer alten Kultur verschuldet wird, sondern daraus entspringt, daß die Regierung einer der Kultur gänzlich ermangelnden Bauernschaft die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse des modernen Großstaats auspreßt. Was endlich den modernen Luxus betrifft, so weckt er im Unterschiede zum antiken ebenfalls

die Lebensgeister, indem er zur vielseitigsten produktiven Thätigkeit, die hier nicht beschrieben werden kann, teils anregt teils zwingt.

Nicht minder groß sind die Unterschiede auf dem religiösen Gebiete. Ähnlich ist unsre Zeit der damaligen darin, daß alle alten Formen des Glaubens und des Aberglaubens wieder aufleben, daß die Religionsmengerei fleißig betrieben wird, und daß dem alten Glauben ein neuer entgegentritt mit dem Anspruche, ihn zu entthronen. Aber der alte Christenglaube ist nicht so schwach, wie in Julians Zeit der Glaube an den Olymp war, und der neue Glaube ist sehr weit entfernt davon, mit dem Christenglauben in der Lebenskraft wetteifern zu können; schon darum weit entfernt davon, weil er nicht einer ist, sondern ein Gewirr einander widersprechender und zum Teil einander feindlicher Meinungen. Der Hartmannische Idealismus ist gerade das Gegenteil des Häckelschen Materialismus, unsre optimistischen Soziologen verabscheuen den Pessimismus Schopenhauers, und ein schrofferer Gegensatz läßt sich gar nicht denken als der zwischen Bebels Utopie und dem Übermenschen Nietzsches oder der Sozialaristokratie eines Alexander Tille. So stehn der christlichen Kirche gegenüber einerseits eine Menge Offiziere ohne Soldaten: Häupter von Philosophenschulen und Religionsverbesserer — andrerseits eine Volksmasse, die den Himmel auf Erden hofft, es aber zu einer lebenskräftigen neuen Religion nicht bringt, weil sie nicht einmal über ein philosophisches, geschweige denn ein religiöses Genie verfügt. Da aber nun einmal eine für Kulturzwecke gestiftete große Gemeinschaft ohne eine Metaphysik nicht bestehn kann, so muß sie sich — darin wirklich recht proletarisch — mit abgelegten Kleidern behelfen: mit den veralteten Lehren von „Bourgeois"-Philosophen.

Die christliche Kirche hat dieser kopflosen Masse und jenen Franctireurs gegenüber zunächst ihren sehr soliden historischen Besitzstand an Gütern idealer, materieller und gemischter Art. Ihr materieller Besitz an Grundstücken, Kapitalien und gesicherten Einkünften bei allen Konfessionen verleiht ihr Macht, und was mehr sagen will, was ihr durch periodische Konfiskationen entzogen worden ist, wird durch neue Spenden ersetzt. Die Milliarden der französischen Kongregationen sind ja wohl größtenteils nur in der Phantasie der Antiklerikalen vorhanden, aber daß Tausende von Schulen, Krankenhäusern, Spitälern, Missionsanstalten viel Geld kosten, ist unbestreitbar, und daß diese Geldsummen aufgebracht worden sind und wahrscheinlich auch in Zukunft werden aufgebracht werden, ist Thatsache. Und auch was die Protestanten Englands, Nordamerikas, Deutschlands für religiöse Zwecke und für im religiösen Sinne geübte Werke der Nächstenliebe spenden, ist wahrlich nicht gering. Diese Leistungen beweisen, daß die ideelle Wurzel, aus der dieser materielle Reichtum hervorwächst, noch nicht verdorrt ist, und will man diese Wurzel Aberglauben nennen, so hat man damit zwar ihren Wert herabgesetzt, ihre Lebenskraft aber nicht geleugnet. Und welche Macht liegt in den viel hunderttausend Pfarrsprengeln der Kirchen, einer Einrichtung, die das Heidentum nicht gekannt hat! Der Einfluß der Pfarrgeistlichen, des Gottesdienstes und der Gemeindeeinrichtungen auf die Lebensweise, die Sitten, die Denkungsart und das Empfinden des Volkes hält in den meisten Staaten dem der weltlichen Verwaltung

und Schule das Gleichgewicht, sodaß der Staat leicht selbst in Gefahr gerät, wenn es ihm nicht gelingt, sich mit der Kirchenverwaltung ins Einvernehmen zu setzen. Wenn die Bevölkerungen ganzer Landschaften das Kirchegehn verlernt haben, so ist das noch kein Beweis dafür, daß sie mit der Kirche, mit dem Christentum entschieden gebrochen hätten. Die Männer solcher Gegenden wollen immer noch, daß ihre Weiber und Kinder Religion haben sollen, und sie selbst wollen meistens nicht auf die religiöse Weihe der wichtigsten Lebensabschnitte verzichten. Ausgesprochne Feinde der christlichen Religion sind nur die Sozialdemokraten. Diese machen aber in keinem Lande die Mehrheit aus, und bei weitem nicht alle Genossen teilen den fanatischen Religionshaß der Führer. Daß die Kirche seit etwa sechshundert Jahren auf allen Gebieten des Kulturlebens die Führung verloren hat, bald keifend hinter der Fortschrittsarmee einherhinkt, bald deren Lauf zu hemmen versucht, bald durch die Konkurrenz um die Volksgunst und den Trieb der Selbsterhaltung gezwungen sich wieder an einzelnen Stellen zur Führung drängt, gereicht ihr nicht zur Ehre, aber indem sie doch immerhin noch auch unter den heutigen Verhältnissen Kulturarbeit zu leisten vermag und kein kleines Quantum solcher leistet, beweist sie ihre Daseinsberechtigung, und daß sie sich noch keineswegs überlebt hat.

Vor allem aber: sie ist nicht tot in dem Sinne, wie es im Anfang der christlichen Ära der hellenische Polytheismus war, und sie kann in diesem Sinne überhaupt nicht sterben. Der neuplatonische Versuch, den Olymp durch Umdeutung in Metaphysik zu retten, mußte aus dem doppelten Grunde mißlingen, daß der Neuplatonismus nicht echte Metaphysik sondern theosophische Schwärmerei war, und daß die griechischen Nationalgötter unmöglich die Symbole der göttlichen Kräfte und Kraftäußerungen für alle Völker und Zeiten werden konnten. Die Lehren des Christentums dagegen sind weder mit nationalen noch mit Zeitvorstellungen unlöslich verschmolzen und vertragen sich mit jeder echten Metaphysik. Daß die Welt ihren zureichenden Grund haben müsse, wird kein Metaphysiker leugnen. Daß dieser Weltgrund sein eignes, jenseitiges, von der Welt unabhängiges Leben hat, daß er bewußt ist und die Welt in der Zeit erschaffen hat, kann die Metaphysik weder beweisen noch widerlegen. Nur das hat, wie schon bemerkt worden ist, der Metaphysiker zu fordern, daß ihn die Kirche nicht zwinge, das Dreifaltigkeitsdogma für mehr als ein schönes Symbol des innern Lebens der Gottheit und ihrer Beziehungen zur Welt und zur Menschheit zu halten, daß er es dahingestellt sein lassen dürfe, in welchem Maße das Symbol die Wirklichkeit ausdrückt. Ähnlich verhält es sich mit dem christologischen Dogma. Da jede Wirkung eine entsprechende Ursache voraussetzt, so kann es dem Denkenden gar nicht einfallen, in Christus einen gewöhnlichen Menschen, d. h. einen bloßen Menschen sehen zu wollen. Zweifellos waren in ihm göttliche Kräfte wirksam, die keinem andern Menschen verliehen worden sind, und die ihn befähigten, der Mittelpunkt der Weltgeschichte zu werden. Die Art und Weise nun, wie die Kirche diesen außerordentlichen Menschen beschrieben und sein Wesen definiert hat, befriedigt das Volk und nötigt den Denker nicht zum Widerspruch; denn dieser muß bekennen: ich vermag schon das Wesen des gewöhnlichen Menschen nicht wissenschaftlich zu ergründen und zu analysieren, wie sollte ich die seit

zwei Jahrtausenden in der Menschheit mächtig fortwirkende Person Christi begreifen können? Nur muß er sich wiederum ausbedingen, daß er nicht gezwungen werde, die zwei Naturen und die zwei Willen in der einen Person und die Identität der göttlichen Natur in Christus mit der zweiten göttlichen Person wörtlich zu nehmen. Das Dogma drückt ihm die unbestreitbare Thatsache aus, daß in Jesus die Menschheit mit der Gottheit auf eine unbegreifliche Weise vereinigt, daß im Menschen Jesus die Gottheit anders und gewaltiger wirksam gewesen ist als in allen andern großen und guten Menschen. Das Wie dieser Thatsache bleibt uns selbstverständlich so verborgen wie das Wie Gottes selbst und aller seiner Werke, den Menschen eingeschlossen. Aber der gemeine Mann begreift diese Unmöglichkeit des Nichtbegreifens nicht, weil er gewöhnt ist, Worte für Erklärungen zu halten. Darum will er ein bestimmtes Wort haben; er fragt seine Kirche: Ist Christus wirklich Gott, oder ist ers nicht? Und wenn er ihr treu bleiben soll, so muß sie ihm eine unzweideutige Antwort geben. Daß diese Antwort nur in Worten besteht, die dem Denkenden gar nichts sagen, davon hat er keine Ahnung. Der Denkende darf es also, wie schon bemerkt wurde, der Kirche nicht übel nehmen, daß sie das Bedürfnis des gemeinen Mannes befriedigt, aber die Kirche muß aufhören, die Denkenden deswegen von sich auszuschließen, weil sie erkennen, daß die Worte des Dogmas eben nur Worte sind. Sie wird sich mit der Zeit dazu verstehn, wie sie auch schon hat aufhören müssen, die Denkenden zu verbrennen.

Die Zahl der erklärten Feinde des Christentums, die in ihm mit den französischen Encyklopädisten oder mit Nietzsche einen Schädling sehen, ist klein geworden; sogar die Sozialdemokraten hassen zwar die Kirche, lieben aber Jesus von Nazareth. Und wenn von den Gegnern der Orthodoxie die einen, wie Harnack, zwar das christologische Dogma streichen, aber am Jesus der Synoptiker festhalten, die andern, wie Eduard von Hartmann, zwar diesen Jesus los werden, aber das christologische und das Trinitätsdogma — natürlich nicht im Sinne der Orthodoxen — zur Grundlage der Religion der Zukunft machen wollen, so beweisen sie damit, daß unsre Kulturwelt von dem nicht loskommen kann, den die erleuchtetsten Geister mit den Völkern seit Jahrhunderten als den Mittelpunkt der Weltgeschichte anerkannt haben, und daß nicht leicht ein bedeutender Geist das letzte Fädchen zerreißt, das ihn mit jenem verbindet. Gegen das heute in der protestantischen Gelehrtenwelt vielfach hervortretende Streben, das ganze Christentum ausschließlich auf die Verehrung und die Nachfolge des historischen Menschen Jesus oder auf die Gottesverehrung in seinem Geist und Sinn zu beschränken, hat sich ein Mitarbeiter der Preußischen Jahrbücher (Ferdinand Jakob Schmidt im Januarheft 1902) in einem geistreichen Aufsatze gewandt. Chamberlain, der Verfasser der „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts," hatte eine Sammlung der Worte Christi herausgegeben, aus denen er Stimme und Ton des wirklichen, des historischen Jesus zu vernehmen glaubt. Schmidt führt nun aus: Der Versuch, aus den vorhandnen Quellen den historischen Jesus zu rekonstruieren, sei „auf der ganzen Linie gescheitert," und die christliche Religion ausschließlich auf diesen historischen Jesus zu stellen, auf seinen Erdenwandel, würde eine Verflachung

des Christentums bedeuten. Das Unternehmen sei unausführbar, weil die Synoptiker gar nicht das Bild Jesu, sondern die Zustände der Urkirche darstellten. Die angeblichen Worte Jesu seien in Wirklichkeit Antworten der Vorsteher auf Fragen und Zweifel, die ihnen von der Gemeinde vorgetragen wurden. Der lebende Jesus habe die Jünger so wenig zu fesseln vermocht, daß sie bei der ersten ernstlichen Gefahr, die ihm drohte, alle fortliefen, zu ihrem Gewerbe zurückkehrten und ihn halb vergaßen. Erst sein Tod habe ihnen die Augen geöffnet, sei ihnen zur Auferstehung, zur Erlösung geworden. Dieses Erwachen zu neuem Leben im Geiste Jesu sei so gewaltig gewesen, daß es ihnen nicht allein Visionen vorgespiegelt, sondern auch die Kraft zum Glauben und zur Gründung der Kirche verliehen habe. Diesem höhern Dasein gegenüber habe das historische Leben des Meisters, und was er etwa in seiner vergänglichen Gestalt aus zufälliger Veranlassung einmal gesagt und gethan habe, keinen Wert mehr gehabt. Sein Tod habe sie ja gerade befreit von den Banden des geschichtlichen Lebens; nicht der irdische Jesus, sondern erst der gekreuzigte und der in ihrem Geiste auferstandne habe ihre Seelen befreit. „Aus diesem auferstandnen, gegenwärtigen Geiste bemaßen sie des Lebens Schritte, nicht aber gründeten sie es auf bloße, ärmliche Reminiscenzen an geschichtliche Vergangenheit. Das Leben lag vor ihnen, nicht hinter ihnen. Nicht der geschichtliche Jesus, sondern der im Geiste auferstandne war das Haupt der Gemeinde; er leitete, tröstete, ermahnte sie und sprach zu ihr durch seine Jünger.“ Aus dieser Gleichgiltigkeit der Jünger gegen den historischen Jesus erklärt es sich, daß wir nicht einmal von seinem Leiden und Sterben einen zuverlässigen Bericht haben. Und das ist gut so. Der Mohammedanismus ist dadurch der Versteinerung verfallen, daß die geschichtliche Wirksamkeit des arabischen Propheten und der temporäre Ausdruck seiner Lehren als das ein für allemal Entscheidende festgehalten und so eine vertiefende Erweiterung von innen heraus unmöglich gemacht wurde. Gerade darum sei die christliche Religion die reinste und die lebensfähigste, „weil sie von vornherein die reine Kraft des in ihr wirkenden Geistes von der lähmenden Fessel ihrer ersten geschichtlichen Offenbarungsform zu entbinden berufen war, sodaß dieser Geist immer neue und wieder neue Formen aus sich heraus zu erzeugen vermochte, ohne doch an irgend eine von ihnen dauernd gebunden zu sein.“ Alle andern Religionsstiftungen hätten höchstens die Kraft zu einem Sprung auf eine höhere Stufe gehabt, auf der die neue Religion dann verharrt sei. Die christliche Religion allein habe nicht bloß die Kraft zu einem einmaligen Sprunge erzeugt, sondern die Energie zu einer endlosen Entwicklung. Alle Religion sei nichts andres als Mittel und Ausdruck der Erlösung, d. h. der innern Befreiung des Menschen, und das Christentum habe der Menschheit die Erkenntnis erschlossen, daß diese Befreiung auf keiner Stufe der Entwicklung endgiltig gegeben, sondern daß sie ein unendlicher Prozeß sei. Gewiß habe der in den Jüngern wach gerufne Gottesgeist auch in dem Menschen Jesus gelebt und durch ihn gewirkt, aber doch eben auch nur in der durch die Leiblichkeit und die Zeitumstände gegebnen Beschränkung. Deswegen sei nicht der irdische, historische Jesus, sondern der gekreuzigte und auferstandne der Stifter des Christentums geworden. Die göttliche Kraft Jesu sei zwar dieselbe gewesen im

Leben wie im Tode, aber lebend habe sie, weil durch die irdische Form gebunden, noch nicht geistzeugend wirken können. Gelänge die Rekonstruktion des historischen Jesus, und würde die Gestalt des Christentums danach bestimmt, so wäre die Folge davon, daß wir entweder ein solches Christentum ganz aufgeben müßten, oder daß es, falls wir es annähmen, ähnlicher Erstarrung verfiele wie der Islam.

Wir lassen eine Menge Fragen, zu denen diese Auffassung nötigt, dahingestellt sein, z. B. ob die Religion wirklich nur Mittel und Ausdruck der Erlösung ist, und ob Religionen, die weiter nichts sind als Anbetung Gottes, den Namen Religion nicht verdienen? Ob die Unzähligen, die in der christlichen Religion, so wie sie sie kannten, volle Befriedigung gefunden haben, die der ein für allemal vollbrachten Erlösung gewiß waren und von einem unendlichen Prozeß nichts wußten, keine echten Christen gewesen sind? Ob es nicht richtiger wäre zu sagen, die sich immer gleich bleibende christliche Religion genüge dem Menschen auf jeder Stufe der Kulturentwicklung, als die Religion selbst als einem unendlichen Entwicklungsprozeß unterworfen darzustellen? Ob der Unterschied zwischen Mohammedanismus und Christentum nicht viel tiefer liegt als an der hier angegebnen Stelle, und zwar gerade in den historischen Personen der beiden Religionsstifter? Ob nicht die Gleichnisse und die Sprüche des Herrn, die beinahe zweitausend Jahre lang das Volk und die Gelehrten ergriffen und erbaut haben, und die sich durch eine nicht auszuschöpfende Tiefe vor allen andern klassischen Reden auszeichnen, ob die nicht einen Klassiker im strengsten Sinne des Wortes als Autor voraussetzen, und ob einer Gesellschaft von Naturkindern, wie Schmidt die Jünger nennt, zuzutrauen ist, was sonst nur ein hochgebildetes Genie leistet? Ob nicht die Annahme des Verfassers die Wunderbarkeit des Pfingstwunders ins Unglaubliche steigert? Die Gründung der Kirche durch die galiläischen Fischer ist unter allen Umständen ein so großes Wunder, daß ihm gegenüber die Wunderthaten Jesu und seine leibliche Auferstehung ihr Wunderbares verlieren. Aber wenn die Kraft, die sie dazu befähigte, eine rein innerliche Wirkung des göttlichen Geistes gewesen ist, und die Person des Menschen Jesus gar nichts dazu beigetragen hat, von einem überwältigenden Eindruck dieser Persönlichkeit keine Rede mehr sein soll, so wird dadurch das Wunder noch viel erstaunlicher. Hat aber der Mensch Jesus einen überwältigenden Eindruck hinterlassen, so werden sich den Jüngern auch die Worte und Handlungen dieses Menschen tief und unvergeßlich eingeprägt haben, sodaß wir also in ihren Schriften von dem historischen Jesus mehr haben, als Schmidt annimmt. Freilich ist auch dieses Mehr immer noch herzlich wenig, sodaß die Schwärmerei der zahlreichen persönlichen Liebhaber des Menschen Jesu weit mehr dem Idealbilde gilt, das sich jeder nach seinem eignen Geschmack von ihm schafft, als der nun einmal nicht genau zu ermittelnden Wirklichkeit.

Endlich werden es wohl die meisten Leser sonderbar finden, daß ein lebender Mensch nicht geistzeugend soll wirken können. Daß der Meister, nachdem er gezeugt hat, durch den fortdauernden Einfluß seiner Persönlichkeit die Entwicklung des heranwachsenden Kindes hindern kann, und daß namentlich Christus die Erde verlassen mußte, wenn seine Saat aufgehn sollte, ist eine Sache für sich. Also auf das alles soll nicht eingegangen werden, aber

zweierlei ist so wichtig, daß dadurch die ausführliche Erwähnung Schmidts an dieser Stelle gerechtfertigt erscheint. Seine Auffassung bedeutet die entschiedne und endgiltige Absage der modernsten Wissenschaft an den „Weisen von Nazareth“ der Rationalisten. Das Wesen des Christentums besteht nicht darin, daß ein weiser Mann, der nur noch ein wenig weiser und besser gewesen ist als Sokrates, durch Wort und Beispiel als ein Lehrmeister künftiger Geschlechter bis heute wirkt, sondern darin, daß eine geheimnisvolle Persönlichkeit durch ihren Tod der Menschheit eine neue Lebenskraft verliehen hat. Und zweitens bedeutet diese Auffassung den entschiedensten Bruch mit dem protestantischen Schriftprinzip und die Rückkehr auf den katholischen Standpunkt; die Rückkehr zu dem Glauben, daß der Geist Jesu in der Kirche lebt, ihr in jedem Jahrhundert hilft, zu lehren und zu thun, was die Zeit erfordert, und daß die Schrift selbst, wenn auch vielleicht das wertvollste, so doch eben nur ein Produkt dieses in der Kirche waltenden Geistes ist. Selbstverständlich deckt sich nicht etwa die Praxis der Papstkirche mit dieser katholischen Idee, denn die Päpste und ihre Konzilien haben vieles gelehrt und angeordnet, was nicht Ausfluß des göttlichen Geistes, sondern Volks- oder Zeitirrtum und durch das hierarchische Interesse geboten war. Aber soweit sind wir heute, daß kein protestantischer Philosoph und Theolog mehr an die Buchstabeninspiration glaubt oder das von der lebendigen Entwicklung der Menschheit losgelöste tote Bibelwort für die alleinige Quelle aller Wahrheit hält. Vielmehr ist man ganz allgemein, natürlich ohne es ausdrücklich zu sagen, zu der katholischen Idee zurückgekehrt, daß der göttliche Geist jeder Generation der Christenheit zu der Erkenntnis verhilft, die sie braucht, ihren Glauben und ihre Liebesthätigkeit lebendig erhält und sie die den Zeitumständen angemessenen Einrichtungen treffen lehrt. Und eben weil das Christentum die religiösen Bedürfnisse der Völker auf jeder Stufe ihrer Entwicklung zu befriedigen vermag, hat es von dieser Entwicklung nichts zu befürchten, und ist seine heutige Lage der des griechischen Heidentums zur Zeit Julians nicht im mindesten ähnlich.

C. J.



Musikalische Zeitfragen

Von Hermann Kretzschmar

8. Die Musik als dienende Kunst



Es genügt nicht, die Musik breit und sicher zu fundieren; sie muß auch richtig, d. h. so verwandt werden, daß sie ihre volle Kraft nach allen Seiten, wo sie gebraucht wird, und über das ganze Volk entfalten kann. Wir unterscheiden nach der Verwendung die Musik als dienende und als freie Kunst. Sie dient überall, wo sie sich außermusikalischen Zwecken unterordnet, sich in öffentliches und bürgerliches Leben einfügt; sie ist frei, wo das musikalische Kunstwerk von allen äußern Interessen gelöst rein und allein wirken soll. Zwischen diesen beiden

Gruppen hat sich nun in der Gegenwart ein Mißverhältnis ausgebildet. Die Musik als freie Kunst wird zu hoch, als dienende wird sie zu niedrig eingeschätzt, die dienende gegen die freie zurückgestellt, in ihrem Wirkungskreis mehr und mehr eingeengt. In dieser Entwicklung liegen sowohl für die Musik selbst wie für die musikalische Kraft des Volks Gefahren. Jene bedarf wie alle Künste des engen Anschlusses an Kultur und Leben, das Volk aber kann seine künstlerische Hauptnahrung, die Liebe zur Kunst, den Sinn für sie nicht aus Museen, Galerien und Konzertsälen beziehn, sondern sie muß ihm auf Straßen und Plätzen, in Kirchen so geboten werden, wie im Mittelalter, wie in Italien noch heute; sie muß sich in seine Arbeit, in seine Erholung, in sein Stimmungsleben ungesucht und reichlich einmischen. Als freie Kunst leistet die Musik das höchste, was ihr technisch und geistig möglich ist, als dienende hat sie den größten Teil der Menschheit zu Unterthanen, trifft auf die empfänglichsten Gemüter und wirkt und wirbt am weitesten. Das Richtige ist deshalb nicht die Gleichstellung der beiden Gruppen, sondern die Bevorzugung der Musik als dienender Kunst.

So halten es nicht bloß die heutigen Naturvölker, die die freie Kunst selbst in der einfachsten Form als Unterhaltungsmusik ganz gegen das Arbeitslied zurückdrängen, sondern auch bei den Kulturvölkern ist die längste Zeit über das natürliche Übergewicht der Musik als dienender Kunst beachtet worden. Die altasiatischen Musikfeste und Monstreaufführungen, von denen Fétis und Rowbothan erzählen, sind Phantasiegebilde. Klar geht aus den Bilderquellen der Frühgeschichte des Orients nur die Musik beim religiösen Kultus, bei Festen, bei Jagden hervor; eigen ist ihre Verwendung bei den Freuden und Mühen der Toilette. Immer sind im Dienstpersonal, das an- und auskleiden hilft, Spieler und Sänger. Auch die Griechen haben die Musik als freie Kunst kaum gekannt. Bei Homer treten die Sänger beim Mahle auf, stellen sich in den Dienst der Vaterlandsliebe, das Volk hört aus ihrem Munde Sagen und Heldengeschichte. Die Hauptstellen für die Musik der Hellenen sind Tempel, Theater, öffentliche Spiele, Heeresdienst; die reisenden dionysischen Künstler gehören erst der Zeit des innern Verfalls an. Die Römer waren sogar gegen die Musik als dienende Kunst mißtrauisch, überwiesen sie den Fremden, den Sklaven und den Freigelassenen; die Musikomanie ihrer Kaiserzeit ist eine der deutlichsten geschichtlichen Warnungen gegen übermäßiges und zielloses Musizieren. Vom Mittelalter sagt die Thatsache genug, daß es offiziell nur die Kirchenmusik gelten läßt. Die Änderung in der Verwendung der Musik datiert von der Renaissance, die mit dem gesamten Geistesleben auch die Kunst frei machte und dadurch die moderne Menschheit allmählich zu der Ansicht verleitete, daß die Künste ihren Zweck in sich selbst trügen: l'art pour l'art! Im siebzehnten Jahrhundert entsteht von den italienischen Akademien her das moderne Konzert, bleibt aber auch in den Musikkollegs und ihren wöchentlichen Konzerten noch häufig mit der Tafel- und Gesellschaftsmusik verschwistert. Unter dieser Tradition ist noch das Trompetensignal von Beethovens Leonorenouverture falsch verstanden worden, sie lebt bis heute in dem Doppelcharakter einzelner Institute als Konzertvereine und Ballgesellschaften.

Keineswegs gedachte das ältere Geschlecht dem Konzert den Zusammenhang der Musik mit dem Leben, ihre Bedeutung für die gehobnen Stunden des Tags und Jahreslaufs zu opfern. Nach wie vor blieb es die Hauptaufgabe der amtlichen Musik, der Spielleute, die das vierzehnte Jahrhundert aus dem Gauklertum gerettet und den Zünften angeschlossen, unter Türmern und „Hausmännern“ in städtischen Dienst gestellt hatte: am Morgen, am Mittag und am Abend die Seelen aller, die körperlich oder geistig arbeiteten, aus der Prosa der Werkstatt und des Amts mit frommen und fröhlichen Tönen hinwegzurufen und frei zu machen, an Fest- und Feiertagen auf dem Markt, dem Kamp, dem Anger, dem Haag aufzuspielen und den von Tagessorgen entlasteten Gemütern die Freude zu mehren und zu veredeln.

Nicht bloß der Tanzwirt bestellte die Stadtpfeiferei, auch jeder Bürgersmann, der eine grüne, eine silberne, eine goldne Hochzeit, eine Taufe, einen Geburtstag, eine Hausweihe feierte, der einen Besuch, eine Respektsperson, einen Freund, eine Angebetete ehren wollte. Jeder wichtige Familienvorgang, jede Ernennung und Beförderung wurde mit einem Ständchen begangen. Bei herrschaftlichen Jagden, bei Kahnfahrten und Landpartien, überall wo eine größere Gesellschaft zusammenkam, durfte die musikalische Salbung nicht fehlen, Fürsten nahmen ihre Kapellen mit auf Reisen. Bis zum letzten Gang nach dem Grabe war die Musik die teilnehmende Freundin der Vorfahren, die Begleiterin auf allen Lebenswegen. In den großen Städten konnten die zünftigen Instrumentalisten den Straßen- und Hausdienst nicht bewältigen, neben ihnen gingen Wilderer, in Wien einmal unter ihnen der junge Haydn „gassatim.“ Auch die großen und kleinen Schulchöre waren ebenso wie mit Kirchendienst, mit regelmäßigen und außerordentlichen „Kurrenden“ in Anspruch genommen, zogen Sonntags und in der Woche zu bestimmten Stunden singend durch die Hauptstraßen und vor die Häuser frommer Bürger, gehörten in jeder Familie mit den Spielleuten zu den wichtigsten Gratulanten und Kondolenten und waren besonders reich mit Stiftungen bedacht, die die Sterbetage einstiger Musikfreunde durch Choräle und Motetten bei Laternen- und bei Fackelschein in Erinnerung hielten. Der reiche musikalische Zuspruch von Fall zu Fall genügte aber den Gemütsbedürfnissen der alten Zeit noch nicht, neben ihm gingen noch große Generalspendungen an den Quartalen und andern Terminen her, während deren Spielchöre und Singchöre getrennt oder vereint jedem Haus in der Parochie in wochenlangem Umzug ihre Aufwartung machten.

Mit der Beseitigung dieser alten Bräuche hat die Musik nicht bloß, wie wir schon erwähnt haben, wichtige Organe verloren, sondern auch ihr Nutzen ist eingeengt worden. Viele offne Herzen, in die sie tief und bleibend einzudringen vermöchte, entbehren ihres Segens, sie entbehrt ihrer Freundschaft, die musikalischen Regungen, Augenblicke und Stunden, die auch im einfachsten Lebenslauf auftreten, bleiben unbefriedigt. Die Musik fehlt da am häufigsten, wo sie am nötigsten gebraucht wird, sie wird denen, die sie nicht jederzeit aufsuchen können, entfremdet. Wer Hildesheim, wer Nürnberg, Danzig gesehen hat, weiß, daß das Volksleben ärmer an Kunst überhaupt, ärmer an Farben- und Formenfreude geworden ist, aber er sollte auch wissen,

daß die musikalischen Verluste besonders tief treffen. Mit den Künsten führen auch Poesie und noch mehr Religion über das Alltagsleben hinaus, aber die Musik wirkt rascher als sie, greift da ein, wo andre ideale Mächte noch nichts, fährt da fort, wo sie nichts mehr vermögen. Aus Seelsorge und Humanität, um des Volks willen erhob die alte Zeit die Musikpflege zur Gemeindesache. Aber auch die Musik zog daraus Vorteil, insbesondre die Komposition Einfachheit und Natürlichkeit und den volkstümlichen Zug, den wir noch in den Oratorien Händels, den Kantaten Bachs, den Opern Glucks und den letzten Sinfonien Haydns bewundern. Die große Kunst der alten Zeit geht von Allerweltsgedanken, von äußerster Schlichtheit der Formen aus in die Höhen und Tiefen, die Kleinkunst bedenkt im Lied auch den Landmann und den Handwerker, in der Suite knüpft sie an Spiel und Tanz an. Auch die Meister stellen sich in diesen philanthropischen Dienst, noch die Wiener Klassiker, Schubert eingeschlossen, schreiben sämtlich Märsche und Tänze.

Seitdem ist die Geringschätzung gegen einfache Musik bei den Komponisten gewachsen, man ahmt wohl alte Volkslieder nach, aber man komponiert keine frischen fürs heutige Volk. Das Streben nach hoher Kunst hat lange Zeit alle Kraft absorbiert, bis Schumann wenigstens wieder an die Jugend und an die Kinder dachte. Leider sind ihm die modernen Komponisten nicht gefolgt, und gerade in der Hausmusik, wo noch heute der Ausgleich zwischen dienender und freier Kunst keiner Schwierigkeit begegnet, ist das Mißverhältnis am ärgsten. Die Liedkomposition, die im siebzehnten Jahrhundert, in den „Arien“ H. Alberts, in der „Musikalischen Ergötzlichkeit“ J. Krügers und in andern Hauptwerken fast ausnahmlos an Jahreslauf, an Familienleben und Geselligkeit anknüpft und die besondere Fälle gesteigerten Stimmungslebens bis auf die Abschiedsszene der zur Universität ziehenden Söhne ausnützt, kennt heute kaum noch ein andres Thema als die Liebe. Auch die Instrumentalkomposition fürs Haus arbeitet fast nur auf freie Kunst hin. Schon wer auf dem Klavier etwas Weihnachtsmusik treiben möchte, ist in Verlegenheit ums Material. Das Talent zum Fantasieren aber, das in der Hausmusik den Hauptbedarf an dienender Kunst am einfachsten decken kann, wird bei Dilettanten überhaupt nicht mehr, bei Musikern nur selten noch ausgebildet.

Der Musik ihren vollen Wirkungsbereich als dienender Kunst in der Öffentlichkeit wieder zu gewinnen, sie hier mit dem bürgerlichen, dem politischen und dem religiösen Leben, mit Sitte und Kultur wieder so eng zu verbinden wie in alter Zeit, ist ausgeschlossen. Aber wohl ists möglich, manchen guten alten Brauch, der sich noch erhalten hat, vor dem Untergang zu retten und das Prinzip an sich wieder zu Ehren zu bringen. Wo noch Glockenspiele klingen, noch Kurrenden singen, Türmer und Postillone blasen, der Nachtwächter Horn und Stimme übt, da ist die strenge musikalische Kritik nicht am Platze, sondern die Liebe zum Volk. Wie auch dem Leiermann noch ein großer Kulturwert für die Höfe der Großstädter zukommt, hat Heinrich Seidel in dem Gedicht von der „Musik der armen Leute“ allerliebst bewiesen. Der unter den Gebildeten wieder reger werdende Sinn für die Kunst des Volks knüpft am besten an die alten Bräuche an. Die Städte, die Sonntags wieder aufspielen lassen und an

die Restaurierung der alten Stadtmusiken denken, die Kirchen, die bei Trauungen und Taufen unentgeltliches Orgelspiel verordnen, sind auf dem richtigen Wege. Unter den deutschen Fürsten hat König Max II. von Bayern durch seine Sorge um Volksmusik ein vorzügliches Beispiel gegeben. Es ist nicht genügend verstanden worden. Wenigstens hat die Königliche Musikschule in München im vorigen Jahre die im Interesse der Gebirgsmusik erbetne Lehrerstelle für Zither und Mandoline abgelehnt, weil den vorhandnen Kompositionen der Kunstwert abgehe. Unter den vorhandnen sind wahrscheinlich die Vivaldischen Konzerte unbekannt gewesen, und es ist wohl auch nicht bedacht worden, daß die Zukunft bringen kann, was der Gegenwart fehlt. Gegen alles, was zur Musik als dienender Kunst gehört, ist die Mehrheit der deutschen Musiker augenblicklich von einer falschen Vornehmheit erfüllt; einseitige Ansprüche an interessante Arbeit und modernen Charakter verhüllen ihnen hier in ähnlicher Art manches Bedeutende, wie sie lange Zeit zur Unterschätzung italienischer und andrer ausländischer Musik verleitet haben. Auch die Furcht vor der Trivialität kann übertrieben werden. Es ist falsch, wenn der gebildete Musiker grundsätzlich Tafelmusiken und Gartenkonzerte verwirft. Sie beruhn auf einem vortrefflichen Gedanken, und es ist Sache der Fachleute, dafür zu sorgen, daß die Praxis nicht hinter der Idee zurückbleibt.

Die Stellen, an denen die Musik bis heute noch in ihrem alten Verhältnis als dienende Kunst zur Geltung kommt, sind die Kirche, das Theater und das Heer. Man dürfte die Tanzkunst anreihen, wenn es denkbar wäre, daß sie jemals ihre Verbindung mit der Musik lösen könnte. Verluste sind aber auch hier zu verzeichnen: die Menge von Arten hat sich stark vermindert. An der Tanzmusik, die wir noch haben, muß die Übereinstimmung mit dem Empfindungswesen der modernen Menschheit, es muß die Lebendigkeit und bis zur dramatischen Wirkung gesteigerte Beweglichkeit des Ausdrucks, es muß die sinnliche Fülle, der Reichtum an feinen Zügen an dieser Kunst, im wesentlichen ein Werk von Joh. Strauß, dem Vater und dem Sohn, gerühmt werden, bedauert dagegen das ungesunde Raffinement und die Nervosität.

Von den genannten Hauptstellen ist die Kirche die wichtigste und älteste. Bei allen Völkern und zu allen Zeiten hat die Musik im Dienst der religiösen Kultur ihr höchstes geleistet. Insbesondre ist die Musik seit Gregor dem Großen die Lieblingskunst der christlichen Kirche gewesen und bis an die neue Zeit heran in allen Konfessionen, mit Ausnahme der Reformierten, geblieben. Jahrhundertelang waren Tonkunst und Kirchenmusik identische Begriffe, und auch in der Zeit, wo eine weltliche Musik emporstrebte, hat die Kirche noch lange die Spitze behauptet, indem sie sich die neuen und reichen Mittel der Rivalin aneignete. Die großen italienischen Kirchen hielten im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert eigne, berühmte Orchester, auch im protestantischen, deutschen Gottesdienst blühten Kirchensonate und Kirchenkonzert. Ein Bruchstück dieser Kunst lebt heute noch in S. Bachs bekannter Chaconne für Violinensolo; sie ist als Kommunionsmusik komponiert. Dann kam ein rapider Verfall, dem erst die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts Halt gebot. Nach dem Prinzip historischer Rekonstruktion ist von da ab die katholische Kirche, dank ihrer

Organisation mit merkbarem Erfolg, auf den Gregorianischen Choral zurückgegangen, die protestantische Kirche hat die Verbindung mit der Liturgie der Reformationszeit wieder gesucht, ohne daß sich ein günstiges Ergebnis dieser Versuche absehen läßt. Die liturgische Wissenschaft hat in den meisten Landeskirchen vervollständigte, zum Teil nur mangelhaft vervollständigte Agenden durchgesetzt, ein großer Teil der Geistlichen versteht ihren Zweck nicht und kann sie nicht singen; jene hat Chorordnungen ausgearbeitet, die meisten Kirchen haben keinen Chor, der Sonntag für Sonntag die Figuralmusik zu leisten vermag; in den Neuausgaben Tunders, Hammerschmidts, H. Schützens, R. Ahles und andrer alter Meister ist eine Musik wieder zugänglich, die auch für bescheidne Dorfkirchen paßt, niemand benutzt sie. Der Geist Luthers, der unmusikalische Theologen nicht ansehen wollte, der Sparsamkeit an der Musik für Schnarrhanserei erklärte, ist das nicht, sondern immer noch der alte, nur auf die Predigt bedachte Rationalismus, unter dem ein wundervoller Bau in Trümmer ging. Ohne Errichtung von besoldeten und disziplinierten, durch freiwillige Kirchengesangvereine nicht ersetzbare, aber nicht unerschwingliche Chöre, ohne umsichtige Instruktionen an Lehrerseminare, Gymnasien und Universitäten droht die ganze Reform der protestantischen Liturgie zu scheitern und ein wichtiges Mittel der Erbauung und der Stärkung kirchlichen Sinns, eine gute Gelegenheit zur innern und äußern Hebung der Musik verloren zu gehn. Hier sind die Musiker nicht die Schuldigen, sie haben durch Wiederbelebung des kleinen Kirchenoratoriums für Nebengottesdienste redlichen Willen der Kirche zu dienen bewiesen.

Am Theater handelt es sich nicht um die Oper, die ziemlich solange, als sie besteht, zur freien Kunst gerechnet wird, sondern um die Zwischenaktsmusik im Schauspiel, die seit Lessing ein Zankapfel ist. Männer, die sonst harmonieren, gehn auseinander. Wagner und Gutzkow verwerfen, Liszt und Laube verteidigen sie. Da ist die Meinung Laubes, des Realisten, sehr wichtig. Laube kannte die Zwischenaktsmusik vom Wiener Burgtheater her, so wie sie von alters war, und wie sie sein soll: knapp in der Form, im Charakter Epilog und Prolog zugleich, wie der antike Chor die Stimmung der Zuschauer beruhigend, sammelnd, zum Kommenden überleitend. Solche Musik stellt der Komposition anregende Aufgaben und thut der Würde der ausführenden Orchesterkünstler keinen Eintrag. Zu bekämpfen bleibt lediglich die sinnlose Verwendung von Tänzen und Sinfoniesätzen, der Brauch an sich ist ein schönes Stück dienender Kunst.

Die Musik im Heere endlich ist in ihrer Entwicklung und in ihrem heutigen Zustand eins der angenehmsten Kapitel der neuen Musikgeschichte. Ihr Schöpfer ist Georg Frundsberg, der Vater der Landsknechte, ihr Aufschwung erfolgte in Deutschland während des achtzehnten Jahrhunderts. Da wurden zuerst aus der Handvoll Spielleute, die im Dreißigjährigen Kriege die Fähnlein begleiteten, die stattlichen Hoboistenchöre, die für die deutsche Musik immer mehr Bedeutung gewinnen und das Interesse der Ausländer erregen. Burney, der vergleichen konnte, war über die deutsche Militärmusik überrascht. Mit ihm hebt auch Dan. Schubart die Verdienste hervor, die daran Fürsten wie

der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, ein ausgezeichneter Tambour, hatten. Von der Berliner Regimentsmusik aus machte Pepusch, von der Hannöverschen aus W. Herschel sein Glück in England. In den Residenzen unterstützen sie die Opernkapellen und erweitern allmählich ihren Dienstkreis bis zum heutigen Umfang. Die Entwicklung hat damit noch nicht abgeschlossen, steht vielmehr neuerdings vor neuen wichtigen Aufgaben der Verbreitung des Gesangs im Heer, der musikalischen Erziehung der Laienkraft. Aber schon das, was die Armee der Instrumentalmusik geholfen hat, ist außerordentlich bedeutend. Seit sämtliche Kapellen der Infanterie, die der andern Waffen zum Teil Streichmusik eingeführt haben, ist die Militärmusik für Deutschlands Kunst eine Macht geworden. Die Militärkapellen haben den Ausfall der Stadtpfeifereien einigermaßen gedeckt und ermöglichen Opern und Konzerte da, wo sie sonst fehlen würden. Allerdings stehn sie für diese Aufgaben nur soweit zur Verfügung, als das der Heeresdienst erlaubt. Aus diesem Grunde darf nicht fest mit ihnen gerechnet und durch sie nicht der bürgerliche Spielmannsstand zurückgedrängt werden. Sie sollen den Schwerpunkt in der Militärmusik behalten, ihre Führer deren Geist vor Schaden durch Cancanmusik behüten und durch einen Geschmack fördern, wie er in den Armeemärschen der Friedericianischen Zeit zu Hause ist. Das Weitere hat die deutsche Musik als wertvolle Zugabe dankbar anzuerkennen und als Geschenk des Offizierstandes zu würdigen. Durch seine Opferwilligkeit sind die Bataillonsmusiken entstanden, die Hilfsmusiker der Regimentskapellen, die Zulagen der etatsmäßigen Musiker. Er allein vertritt auch noch prinzipiell die gute alte Sitte, Ehren- und Freudentage, wichtige Vorgänge im Leben der Kameraden und der Regimentsgemeinschaft, Kirchen- und Staatsfeste mit Musik zu feiern und liefert damit den Beweis, daß es auch in der Gegenwart noch möglich ist, von der Macht, die die Musik als dienende Kunst hat, reichlich Gebrauch zu machen.



Die Anfänge der Bildnerei

Von Heinrich Reichau

(Schluß)



Ueber die mittlere Periode der Diluvialzeit hinaus verschwindet jede sichtbare Spur der menschlichen Kunst, aber ihre Richtung kann man doch noch viel weiter zurückverfolgen. Sie führt bis zu der unberechenbar fernen Entwicklungsphase, wo die kindliche Hilfsbedürftigkeit des Menschen unübersteigbare Schranken zwischen dem Tier und dem Menschen zu errichten begann. Diese kindliche Hilfsbedürftigkeit ist es, auf die man alle Fortschritte zurückführen kann, die das menschliche Seelenleben über das tierische erhoben haben, die Unterscheidung des Subjekts von den Objekten, die Entwicklung von der Wahrnehmung bis zum Urteil und die begriffliche Trennung des Gefühls von der Empfindung. Sie

hat den Menschen erst zum Menschen gemacht und eröffnet den unbegrenzten geistigen Fortschritt, der mit innerer Notwendigkeit bei irgend einem Punkte zu Kultur und geschichtlichem Dasein gelangen mußte.

Durch ein physisches Hindernis ist dem Tiere die Sprache nicht versagt. Es hat die Elemente, aus denen die Sprache erwachsen konnte, die Gebärde, den Ausdruck der Gesichtszüge, den Gefühlston, die Wärme, Stärke, Eile einer Äußerung, aber es hat sie nicht zu der gesetzmäßigen Gliederung, zu dem mit dem Wesen der geistigen Vorstellungsbewegungen zusammenhängenden organischen Aufbau entwickelt, der die eigentliche Sprache kennzeichnet. Die Anstrengungen, die der Mensch machen mußte, diesen Fortschritt zu erreichen, hat das Tier auch nicht nötig, weil es bei seiner frühern Selbständigkeit weit weniger mitteilungs- und erziehungsbedürftig ist. Sein psychisches Leben entwickelt sich deshalb auch nicht wie das des Menschen, sondern hat eine Stabilität, die es mehr dem Wesen der Pflanzen als dem der Menschenseele nähert. Es spinnt, webt und baut ohne Erziehung und Erfahrung. Die Jungen, die dem Einfluß der Eltern entzogen werden, handeln genau wie diese und wissen sich zu helfen. Ebensowenig konnte es den künstlerischen Trieb wie der Mensch entwickeln, weil diese höhere Entwicklung die Scheidung von Ich und Nichtich, von Subjekt und Objekt voraussetzt. Diesen Fortschritt aber kann und konnte das Tier nicht machen, weil es infolge seiner frühern Selbständigkeit in seinem Subjekt befangen ist und nicht von der bloßen Erscheinung der Dinge oder der stummen Anschauung zur Erkenntnis ihres Wesens fortschreiten kann.

Die kindliche Hilfsbedürftigkeit des Menschen aber machte eine längere Lebensgemeinschaft der Mutter mit dem Kinde notwendig und veranlaßte den geistigen Assimilationsprozeß, dessen Inhalt Lehren und Lernen und dessen älteste Träger die Mutter und das Kind sind. Mit ihr begann damals im Leben der Menschheit die wichtige Entwicklungsphase, die sich noch heute im Leben jedes Einzelnen vollzieht, wenn er als Kind auf Mutterarmen von seiner tierischen Entwicklungsstufe zur menschlichen emporgehoben wird. Nur wird es heute Mutter und Kind leichter gemacht als in den Zeiten, wo der Mensch noch nicht Jäger, sondern Jagdwild war. Aber gerade die Not machte erfinderisch. Sie schärfte die Mitteilungs-, Beobachtungs- und Vorstellungsgabe, nötigte zu logischen Reflexionen und bildete neben den physischen psychische Bedürfnisse aus, die im Laufe unabsehbarer Zeiträume die Anlagen des Menschen weit über die tierischen Grenzen hinaus zur Entfaltung gebracht haben. Sie kamen nicht bloß der Entwicklung des Verstandes, sondern auch der des Gemütes zu gute durch die Steigerung, die das Seelenleben erfuhr, wenn der Schmerz der Trennung, die Lust des Wiedersehens, Sehnsucht, Hoffnung und Sorge während der Abwesenheit immer wieder Blut und Nerven in Erregung brachte.

In diesen fernen Zeiten werden wir deshalb auch die wirklichen Anfänge der Bildnerei suchen müssen. Als solche können schon die Zweige und Steine gelten, die die Mutter dem Kinde zum Spielen zurichtete, um die Sehnsucht nach ihr zu stillen. So kunstlos sie auch erscheinen, so offenbaren sie doch durch die Schnitte und Risse, die sie geistigen Zwecken dienstbar machen, die höhere

menschliche Natur. Mit ihnen beginnt die Entwicklungsperiode der Kunst, die als die erste bezeichnet werden kann und ihr Dasein der Sehnsucht oder dem Verlangen nach einem Ersatz für die Wirklichkeit verdankt. Noch heute ist dieses Motiv wirksam, wenn wir unsre Zimmer mit den Bildern der abwesenden oder abgeschiednen Lieben schmücken und die Erinnerung an wichtige Erlebnisse und Landschaften durch bildliche Darstellungen uns gegenwärtig zu erhalten suchen.

In damaliger Zeit trieb es den Jäger oder Fischer, den seine Thätigkeit wochenlang von dem Gegenstande seiner Liebe entfernt hielt, zur Darstellung der Geliebten in einem Objekt, durch das er sich einen Ersatz schaffen und sein lückenhaftes Leben ergänzen wollte. Der Jäger und der Fischer in den polaren und den tropischen Zonen, der gegenwärtig noch auf primitiver Kulturstufe lebt, wiederholt immer wieder diesen Werdeprozeß der bildenden Kunst, wie es die zahlreichen, in unsern Museen aufbewahrten weiblichen Figuren der heutigen Naturvölker beweisen. Charakteristisch dafür ist es, daß das Weib am Anfang der Kunst steht und das älteste erhaltene Kunstwerk der Welt eine aus Elfenbein geschnitzte weibliche Gestalt aus der Mammutzeit ist. Es ist dies ein in Südfrankreich 1894 gefundner weiblicher Torso, der durch mächtige, etwas unbeholfne Formfülle ausgezeichnet ist und als Venus von Brassempouy, wie man ihn nach dem Fundort genannt hat, gefeiert wird.

Dieses Verlangen war es denn auch, das nicht bloß den Kreis der Darstellung, sondern auch den der Interessierten erweiterte, wenn in den Zeiten der Ruhe und des Mangels, die sich zwischen die Perioden des materiellen Überflusses an Jagdbeute schoben, der Künstler die Tiere aufzeichnete und formte, mit deren Anblick er sich und andre ergötzte, besonders wenn die Jagd schlecht war, und der Magen knurrte. Nur eine weitere Folge dieses Fortschritts war es, daß sich neben dem Verlangen nach einem Ersatz für die Wirklichkeit der Trieb zur Mitteilung geltend machte und den Künstler veranlaßte, neben den Freuden der Jagd auch die des Kampfes durch die Scheinwelt der Bildnerei an den Wänden seiner Höhlen oder Felsen den Genossen gegenwärtig zu erhalten.

Damit aber verlieren diese primitivsten Werke der Kunst immer mehr das Gepräge allgemeiner Naturnotwendigkeit. Sie erhalten den Stempel geistig bewußten Schaffens, wenn sie auch unter allen Zonen und Zeiten eine merkwürdige Übereinstimmung zeigen und entsprechend dem Kulturcharakter prähistorischer und primitiver Völker immer wieder Weiber, Jagd- und Kriegsszenen zum Gegenstand ihrer Darstellung machen. Sie sind zwar nur ein Stammeln gleich der Sprache, die sich damals von der tierischen Entwicklungsstufe zu musikalischem Rhythmus und zur Betonung und Bildung der Vokale und Konsonanten erhob, aber darum doch die Wurzel, aus der der Baum erwuchs, der die Gebilde von individueller Freiheit zeitigen sollte.

Es sind danach dem Tiere unbekannte Impulse geistiger Art, die der menschlichen Kunst zum Dasein verhalfen. Wie die Sehnsucht und die Lust an der Mitteilung ein Erbteil sind, das der ganzen Menschheit mit der kindlichen Hilfsbedürftigkeit zu teil wurde, so ist es auch die Kunst. Sie ist nicht

das geistige Eigentum gewisser Völker und Zeiten, sondern untrennbar verbunden mit dem Wachstum des menschlichen Geistes und greift mit ihren Anfängen zurück bis zum Ursprung der menschlichen Existenz. Darum erscheint es auch nicht gerechtfertigt, die Kunst der Tiere als eine Vorstufe der menschlichen zu betrachten und, wie es geschehn ist, in einer Geschichte der menschlichen Kunst zur Darstellung zu bringen. Auch wenn der Nachweis gelänge, daß wir bauen, spinnen, weben, formen, bohren von den Tieren gelernt hätten, würde dies nur für die Spiel-, Web- und Baukunst, Ornamentik, Kosmetik, Keramik und andre praktischen Interessen dienende Künste berechtigt sein. Die Griffel-, die Meißel- und die Pinselkunst aber oder die Bildnerei gehören wie die Poesie allein dem Menschen.

Der Kunsthistoriker wird also weder den Standpunkt wählen dürfen, der die menschliche Kunst für eine Erscheinungsform der künstlerischen Kraft der Natur erklärt, noch den nächst tiefer liegenden, der menschliche und tierische Kunst umfaßt. Der für ihn gewiesene ist nur der anthropologische. Er läßt zwar den bisher üblichen Standpunkt, von dem aus die Kunst mit den Orientalen oder den Griechen beginnt, weit unter sich, aber auf seiner Höhe entspringt die wahre Quelle der Kunst. Sie ist ein allgemein menschliches Bedürfnis, nicht bloß eine individuelle, sondern auch eine soziale Erscheinung. Die Kunstgeschichte muß deshalb ihre Darstellung nicht bloß auf die Kulturvölker beschränken, sondern über alle Völker der Erde ausdehnen.

Wissenschaften wie die Staats-, die Rechts- und die Sittengeschichte, die Nationalökonomie, die Anthropologie und andre sind dieser Forderung auch schon längst gerecht geworden, sogar die Religionswissenschaft hat die alten Bahnen verlassen und im Geist ihres Begründers, der sich der unterschiedslosen Menschheit geopfert und der tief in der menschlichen Natur wurzelnden Idee der natürlichen Gleichheit aller Menschen zum Siege verholfen hat, ihre Darstellung nicht mehr allein auf die höchsten und reichsten Entwicklungsformen der Religion beschränkt, den Buddhismus, den Islam und das Christentum. Sie hat sie vielmehr mit den niedern Erscheinungsformen, dem Fetischismus, dem Totemismus, dem Schamanismus, der Idolatrie und dem Polytheismus in Verbindung gesetzt und sich sogar nicht gescheut, die zahlreichen Fäden aufzudecken, die unsre religiöse Auffassung mit der von Völkern verbinden, die wir Wilde zu nennen pflegen.

Die Verehrung von Schlangen, Krokodilen, Vögeln und andern Tieren bei den Ägyptern, von Rindern bei den Griechen, der Baumdienst in Assyrien, die Dryaden Griechenlands, die heiligen Haine, Eschen, Erlen und Eichen bei den Germanen, die heiligen Seen, der Geist des Wassers in Schottland, die Flußgötter und Nymphen der klassischen Völker, die Alfen oder Elfen und Nixen der Germanen, die Anbetung der Meteorsteine und Hermen in Griechenland, des schwarzen Steins in Phönizien und Arabien, der Steinsäulen in Irland, England und Frankreich bis über die Zeiten des heiligen Patrick und Gregor von Tours hinaus, die Vestalischen Jungfrauen und die Heiligkeit des Feuers bei Persern, Griechen, Römern und Preußen, die Menschenopfer, die Anbetung der Himmelskörper und der Berge — das sind solche

Spuren einer Gottesverehrung, die aus der Urzeit stammen, bis weit in die geschichtliche Zeit hineinreichen, und die noch bei den zurückgebliebnen Völkern der Gegenwart gefunden werden können.

Ähnliches nachzuweisen hat die Kunstgeschichte nicht versucht. Weder hat sie die Kunst mit dem Wachstum des menschlichen Geistes noch mit dem der menschlichen Kultur in Verbindung gebracht; weder hat sie die Fortschritte der Technik aus kleinen Anfängen entwickelt noch die mannigfaltigen Erscheinungsformen der Kunst aus den Wandlungen der menschlichen Kultur hergeleitet. Sie wandelt vielmehr noch immer, wie Ernst Große sich ausdrückt, mit erhobnem Haupte auf dem alten Holzwege und hält sich mit vornehmer Zurückhaltung in den Grenzen, die der Grieche der Kunst und ihrem Wesen gab. Das erscheint um so auffälliger, als alle andern Wissenschaften die auf ihrem Gebiete tyrannisch gewordnen Kultureinflüsse der Griechen schon abgestreift haben, ohne deshalb der Pietätlosigkeit bezichtigt worden zu sein.

Längst ist die Autorität des Aristoteles und des Ptolemäus auf dem Gebiete der Astronomie und der Geographie gebrochen, und der Glaube an die Ursprünglichkeit der griechischen Philosophie, für den noch Zeller jüngst so überlegen eintrat, ist ebenso wie der an die Autochthonie der ägyptischen Kultur, für die noch Erman in seinem bahnbrechenden Werke über Ägypten spricht, von der Wissenschaft überwunden worden. Allein die Kunstgeschichte ist diesem befreienden Zuge nicht gefolgt. Allerdings hat der Grieche zuerst über die Anfänge der Kunst nachgedacht, aber die Resultate, zu denen er gelangt, zeigen deutlich, eine wie wenig begründete Anschauung er von der geschichtlichen Entwicklung der Kunst und der Stellung, die er darin einnahm, hatte und haben konnte. Er hat den Weg der Kunst nicht über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgeführt. Zeitlich verfolgte er ihre Anfänge nicht über das siebente Jahrhundert zurück. Das Schmelzen und Schmieden der Metalle wandten nach ihm zuerst Künstlerfamilien an, die er nach dem Schmelzen Telchinen, nach der Handarbeit Daktylen nennt; die Holz- und die Thonplastik waren nach ihm Erfindungen des Dädalus und des Butades, die Malerei und der Erzguß Erfindungen des Kleanthes aus Korinth und des Sonniers Rhoikos. Ebenso sind ihm auch das Sägen des Marmors, das Löten des Eisens, kurz alle technischen Fertigkeiten der Kunst Schöpfungen griechischer Meister.

Das zeigt zur Genüge, wie sehr er das Verständnis für den Unterschied der Kulturen, die sich einst auf seinem heimatlichen Boden begegnet hatten, verloren hatte. Es hat aber dennoch nicht gehindert, daß die moderne Kunstgeschichte, wenn auch nicht die Technik, so doch die Kunst allein für den Griechen in Anspruch nimmt. Darum blieb es auch ohne Einfluß auf ihre Entwicklung, als die Kunst des alten Morgenlandes aus den Grüften am Nil und Euphrat-Tigris zu neuem Leben erstand. Diese erhielt zwar einen Platz in den Kunstgeschichten, aber nicht als die legitime Mutter der griechischen Tochter, sondern als eine verstäubte Ahnfrau, mit der sie kein geistiges Band mehr verknüpft. Die Erweiterung, die die Kunstgeschichte dadurch erfuhr, trug deshalb auch nur dazu bei, ihr die geschlossene Einheit zu nehmen, die sie

bisher gehabt hatte. Zu der occidentalen oder europäischen Kunst wurde die orientalische hinzugefügt, aber nicht mit ihr organisch verbunden. Dazu kam noch eine weitere Spaltung, als man die sumerisch-babylonische Kunst von der ägyptischen isolierte und wie die griechische für autochthon erklärte. Seitdem ist es üblich geworden, daß man in Kunstgeschichten von mehreren Anfängen der Kunst spricht.

Und doch bietet gerade die Bildnerei ein noch sichreres Material als die vergleichende Sprach- und Religionswissenschaft, wenn man beweisen will, daß die ägyptische Kunst ebensowenig wie die griechische bodenwüchsig gewesen ist und zu einer Zeit, wo noch die Giraffe und der Elefant in Ägypten heimisch waren, schon auf einer hohen Entwicklungsstufe aus altchaldäischen Sitzen über die Völkerbrücke von Suez in diese Oase Afrikas eingezogen ist. Schon der Umstand, daß die Kolonisation Ägyptens von der Asien zugewandten Seite ausging, spricht für diese Einwanderung, aber mehr noch das älteste ägyptische Denkmal, ein kleines Sitzbild aus Granit. Es zeigt schon gleich den ältesten Grabbauwerken und Reliefs der dem alten Reiche voraufgehenden Frühzeit alle die Eigentümlichkeiten und Stilgesetze, die die ägyptische Kunst mit unwesentlichen Umbildungen in allen spätern Kolossalstatuen und Bildern von Göttern und Königen wiederholt. Unmöglich kann es also als ein Ausgangspunkt der ägytischen Kunst betrachtet werden.

Ebenso weisen die Form der ältesten Keule, der Bau und die Einrichtung der ältesten Gräber, die Art der Bestattung in hockender Stellung, die den Toten mitgegebnen Schminktöpfchen mit grüner Farbe, vor allem aber die Siegel, die den spätern Ägyptern fremd sind, unverkennbar nach Babylonien. Für diesen Zusammenhang spricht auch der rege diplomatische Verkehr, der zwischen den Herrschern am Nil und Euphrat-Tigris bestand und durch die zu Tell-Amarna jüngst ausgegrabnen Thontafeln mit babylonischer Keilschrift eine unerwartete Bestätigung erhalten hat. Solchen Thatsachen gegenüber erscheint es fast so, als ob man darauf wartete, daß ein alter Ägypter auferstehe und den Hergang erzählten solle.

Ebenso wurden auch die mykenischen Funde, die den Stempel des Orients an der Stirn tragen, nicht dazu benutzt, wie es die mythologischen und die Sprachforschungen für die Religion und den Handel längst gethan hatten, den Zusammenhang zwischen Orient und Occident auch für die Kunst zu beweisen. Man schrieb sie vielmehr, um die Autochthonie der griechischen Kunst zu retten, einer Vorblüte hellenischer Kunst zu, ohne die Kluft überbrücken zu können, die zwischen ihr und der über tausend Jahre spätern Blüte liegt. Daß alle jene Kostbarkeiten nur Produkte einer schon hochentwickelten Industrie und Kunst sein konnten, darüber war kein Zweifel, ebensowenig über die Thatsache, daß sie in einem Lande gefunden wurden, dessen Bewohner zu der Zeit, wo sie angefertigt wurden, in den Kreis älterer Kulturvölker noch nicht hineingezogen waren. Sie boten in dieser Beziehung manchen Vergleichungspunkt mit dem Silberschatz, der wenig Jahre vor den mykenischen Funden am Galgenberge zu Hildesheim aufgedeckt worden war. Keinem Archäologen war es da eingefallen, das Hildesheimer Tafelgeschirr für die einheimische Kunstübung

der Germanen in Anspruch zu nehmen; ausnahmlos aber erklärte man die Kunstschätze von Mykenä für hellenisch. Darum gilt auch noch immer das verstümmelte und verwitterte Hochrelief über dem Felsenthor von Mykenä, das steigende Löwen zur Seite einer Säule darstellt und nach einem im Orient althergebrachten Kunstmotiv dargestellt ist, in unsern Kunstgeschichten als das älteste Denkmal der griechischen Kunst.

Wenn dennoch in letzter Zeit auch vereinzelt nicht nur die Bildnerei der orientalischen, sondern auch die der Halbkultur-, der Natur- und der Urvölker, ja sogar der Tiere in den Bereich der Kunstgeschichte gezogen wird, so ist man damit doch nicht zu wesentlich andern Zielen gelangt. Weder wurden die Entwicklungslücken zwischen der orientalischen und der griechischen Kunst noch die zwischen der akkado-sumerisch-babylonischen und der ägyptischen, noch weniger die zwischen der geschichtlichen und der geschichtslosen Kunst ausgefüllt. Für diesen Mangel an innerm Zusammenhang bietet einen nur schwachen Ersatz der Zuwachs an Stoffmassen. Sie machen unsre Kunstgeschichten zu nützlichen Nachschlagebüchern, die zwar Haufen von Bausteinen ansammeln aber nicht nach architektonischen Gesetzen zu einem Neubau zusammenfügen.

Solange man sich wie in den Zeiten des Neogräcismus darin gefiel, in schwindelerregenden Konstruktionen, denen jeder thatsächliche Unterbau fehlte, den Nachweis zu liefern, daß nur Eins das Schöne sein könne, und dieses Schöne sich allein in der griechischen Kunst offenbart habe, mochte dies gerechtfertigt sein. Ein solcher Standpunkt entsprach Zeiten, wo die Kunst den Weg zum Volke noch nicht gefunden hatte, die Geschichte nur Raub- und Dynastenstaaten kannte, und die menschliche Gesellschaft ständisch, religiös und politisch weit mehr als heute zerklüftet war. Er wird aber nicht mehr der Erweiterung gerecht, die im letzten Jahrhundert nicht bloß unser geistiger und politischer Horizont, sondern auch der Begriff der Menschheit erfahren hat. Aus den Raub- und Dynastenstaaten sind National- und Weltstaaten geworden, die die entlegensten Weltteile in ihre Interessensphären hineinziehn und die Erdbewohner zu einer organischen Einheit, zu einem gewaltigen Gesamtorganismus umzugestalten streben.

Wir sind allgegenwärtiger geworden, seitdem uns die Schiffahrt alle Ozeane wegsam, und der Telegraph alle Bewohner der Erde zu Nachbarn gemacht hat, und sehen nicht mehr wie die Völker des Altertums oder des Mittelalters in einer Volksindividualität oder einer Glaubensgemeinschaft die Menschheit. Unser Blick richtet sich vielmehr hinaus auf alle Meere, Länder und Lebewesen und erkennt immer mehr, daß alle Menschen Glieder einer Kette sind, und unsre Zivilisation mit der Wurzel bis zu den kulturfernsten, zurückgebliebnen und bisher vernachlässigten Schichten der Menschheit hinabreicht. Kurz, wir werden uns bewußt der individuellen Überhebung, mit der so viele Kulturvölker meinten, ihre politischen, religiösen und künstlerischen Bildungen seien aus dem Boden ihrer nationalen Vorstellungen ohne jeden fremden Einfluß erwachsen; und wir sehen nicht mehr Klüfte zwischen uns und den Ur- oder Naturvölkern, sondern nur Gradunterschiede.

Darum können die Ansichten der Griechen, der Neogräcisten und der modernen Kunsthistoriker über die Anfänge der Kunst mit Hindernissen ver-

glichen werden, die, wie die Katarakte des Nils, bis in die jüngste Zeit hinein den Zugang zu den wahren Quellen der Kunst versperrt haben. Sie bannen das Wesen der Kunst in die Grenzen bevorzugter Volksindividualitäten und machen es abhängig von einem objektiven Schönheitsbegriff. Der Begriff des Schönen ist aber subjektiv. Er ändert sich mit dem Vorstellungsinhalt und der Naturauffassung der Menschen und ist unabhängig von der Form und dem Inhalt des Kunstwerks. Die Kunst ist also auch nicht das geistige Erbteil bestimmter Völker, sondern eine allen Menschen angeborne Fähigkeit, die wie das Handwerk durch Übung entwickelt wird, aber nicht durch praktische, sondern durch geistige Motive in ihrer Entwicklung bestimmt wird.

Von diesem Standpunkt aus können die Gebilde des Diluvialmenschen sehr wohl als die bescheidnen Ahnen unsrer größten Künstler gelten, da sie wie diese dem ästhetischen Bedürfnis ihrer Zeitgenossen gerecht geworden sind und dieselben Gefühle der Lust, der Erhebung und der Bewunderung hervorgerufen haben. Auch sie setzen schon eine vieltausendjährige Entwicklung voraus, die bis zu der Absonderung des Menschen vom Tiere zurückführt und die nebelhafte Vergangenheit umfaßt, wo der Stab noch nicht zur Lanze und der Stein noch nicht zum Werkzeug geworden war. Wir können nicht mehr den Weg verfolgen, den der Mensch hat zurücklegen müssen, bevor er auf die Höhe gelangte, auf der seine Kunst im Diluvialzeitalter erscheint. Nur als Vermutung ist ausgesprochen worden, daß die kindliche Hilfsbedürftigkeit die Hauptursache gewesen sein dürfte, der wir es verdanken, daß wir aus Tieren zu Menschen, aus Knechten der Natur zu Herren darin geworden sind. Unter den Fähigkeiten aber, die sie entwickelte, wurde dem Urmenschen in seinem Kampf ums Dasein gerade die bildnerische von ganz besondrer Bedeutung. Sie leitete ihn an, seine eignen Organe durch Nachbildung zu verstärken und die Kraft des Armes durch den Stock und die Lanze, des Armknochens und der Faust durch die Keule, des Zahnes und der Zahnreihe durch Meißel und Säge, des Fingers mit dem Nagel durch Bohrer und Schaber zu vervielfältigen. Damit erst wurde dem an angebornen materiellen Waffen so armen Menschen die Möglichkeit gegeben, die Herrschaft über das Tierreich zu erringen, die er schon in der zweiten Hälfte dieser Periode hatte.

Diese zweite Hälfte der ersten Entwicklungsperiode der Kunst ist seit einem Menschenalter in ein immer helleres Licht getreten durch die Funde, die vorwiegend in Europa, außerdem aber auch in Nordamerika in steigender Anzahl zu Tage gefördert worden sind. Schon vorhin wurde die sogenannte Venus von Brassampouy und eine Ritzzeichnung auf einem Renntiergeweih erwähnt. Sie liefern neben zahllosen Steinmessern, Pfriemen, Sägen, Lanzenspitzen, Äxten, Nadeln, Pfeilspitzen, Harpunen und Dolchen nur einen Teil der rundplastischen Darstellungen, Skulpturen und Gravierungen und gehören mit diesen zwei Perioden der paläolithischen Kulturperiode an, dem Mammutzeitalter, einer wärmern Vor- und Zwischenzeit mit freien Wohnplätzen in den Ebnen, und dem Renntierzeitalter mit kaltem Klima und aus Höhlen stammenden Werkzeugformen und Bildwerken.

Inhaltlich verraten sie alle den Kulturcharakter des Jägerlebens, der beiden Zeitaltern gemeinsam ist, aber ihre Form zeigt deutlich die Fortschritte, die

auch in damaliger Zeit schon Handwerk und Kunst gemacht haben. Je nachdem die Werkzeuge mit Schlagsteinen zugeschlagen, durch Druck zurechtgeschnitten, durch Absplitterung gemuschelt, retouchiert oder mehr oder weniger symmetrisch zugespitzt, die Umrißzeichnungen eingeritzt oder halberhaben herausgearbeitet sind, gehören sie ältern oder jüngern Entwicklungsperioden an. Auch in Bezug auf den Stoff treten diese Fortschritte hervor, wie es der Übergang von dem härtern Gestein zu dem bildsamern Horn und Knochen beweist.

Allerdings war die Feindschaft zwischen der Natur und dem menschlichen Geiste damals noch zu groß, als daß eine Vermählung beider, eine Darstellung des Subjekts im Objekt, wie sie sich im eigentlichen Kunstwerk vollzieht, hätte erfolgen können. Der Vorstellungs- oder Bewußtseinsinhalt war auch noch zu beschränkt, als daß die künstlerischen Produktionen Übersetzungen in eine persönliche und neue Sprache hätten werden können. Man wird aber seine Bewunderung diesen ehrwürdigen Werken ebensowenig versagen wie die Urahnen, deren ästhetisches Lustgefühl sie erweckten, wenn wir bedenken, daß der künstlerische Standpunkt, auf den sich ihre Verfertiger geschwungen hatten, durch unermeßliche Zeiträume hindurch nicht überschritten worden ist. In dem ganzen neolithischen Zeitalter, wo der Mensch vom Jäger- zum Nomadentum vorschritt, an dem Hunde Zähmungsversuche anstellte und sich mit Hilfe der Zähmung eine immer größere Anzahl von Tieren dienstbar machte, hat die Kunst, wenn man von der Glättung der Steine und der weitern Ausbildung der Keramik absieht, keine Erhöhung erfahren. Auch als man anfing, sich durch künstlichen Anbau Vorräte zu verschaffen, die allmählich die Zwingherrschaft des Hungers brachen und den Geist für höhere Interessen als die Befriedigung dieses Tyrannen freimachten, werden die Fortschritte kaum merklich.

Gerade die Entwicklung, die die Religion in dieser Zeit erfuhr, indem sie von dem Fetischismus oder dem Angriff auf die Gottheit zur Idolatrie oder der Unterwerfung unter die Gottheit vorschritt, war der bildenden Kunst günstig. Aber sogar im Orient, wo zuerst die Götter aus gestaltlosen, großen Dämonen oder Schattenbildern in menschlich fühlende und menschlich handelnde Wesen von bestimmtem Charakter umgedichtet wurden, erhob sich die bildende Kunst nur wenig über die des Diluvialmenschen. Auch der Ägypter blieb an dem Typischen der menschlichen Figur haften und vermochte sich nicht zur vollen Freiheit der Kunst zu erheben trotz der Fortschritte, die die Technik mit der Bearbeitung der Metalle gemacht hatte. Über den Teilen des Körpers erkannte er das Ganze ebensowenig wie der Ureuropäer. Darum überraschen auch bei ihm ebenso wie bei diesem die Lebendigkeit und die Naturwahrheit der Tierdarstellungen gegenüber der mangelhaften Wiedergabe des menschlichen Körpers. Seine Reliefs aber, die ausnahmlos nur Umrißzeichnungen sind und zur Zeichenkunst gehören, stellen zwar einen größern Kreis von Erscheinungen der Wirklichkeit dar, setzen aber keine höhere Entwicklung der Griffelkunst voraus, als sie im Diluvialzeitalter schon vorhanden war.





Heimkehr

Von Marthe Renate Fischer

(Fortsetzung)



r hörte seine Schritte poltern auf der stetig bergan führenden, steinigen Straße. Dann hörte er das Rauschen des Baches hart an seiner Seite. Oben aus den Bergen stürzte er herab, von Gefälle zu Gefälle, schmal nur, blank wie weißes Glas über seinem Lager von Sand und Kieseln, und von zahlreichen kleinen Schützen aufgehalten und zum Stauen gebracht, Bohlenstücken, handhoch etwa, die eingetrieben waren, um Tiefe zu schaffen zum Wasserschöpfen.

Denn hier fingen seitlich die Gehöfte von Seitengoschen an.

Es war eine einzige Straße das Bachufer entlang. Bald lag drüben ein Gehöft, bald hüben, je nachdem die Berglagerung Raum bot, und um mindestens Steinwurfweite das eine vom andern entfernt. Eingebuchtet — angeklebt den Bergen — dem Berganſatz, der abgeschachtet war, wie eine wehrhafte Ansiedlung aufgesetzt. So viele Gehöfte es gab, soviel Schützen waren im Bach, und soviel Brückchen führten hinüber. Eine Mandel Gehöfte etwa, das war der ganze Ort. Ein paar neue waren darunter, an den alten war hier und da ausgebaut und erweitert worden. Zuletzt tauchte sein Gehöft auf, gut imstande gehalten, mit neuer Schieferdeckung; aber doch wie eng und ärmlich gegen seinen jetzigen Besitz!

Vor jedem Gehöft hatte er ein paar Minuten gestanden, alles in Augenschein genommen, was sich etwa verändert hatte, und was geblieben war. Er hatte auch die Menschen betrachtet, die bei den Gehöften arbeiteten. Hier spülte eine Frau die Wäsche für das Kindchen an der Bachschütze. Das konnte ihren hellen Haaren nach eine Günther sein. Die Günthers waren also auf ihrem Grundstück verblieben. Drüben besserte einer neben seinem Hause den Weg aus, der vom letzten Unwetter gelitten haben mochte, er trieb Steilen ein und packte Gestein darauf, Erdreich wurde nachgeworfen. Man sah noch, wo es abgerutscht war, hart an der Scheunenwand. Die ehemals hier gehaust hatten, waren schmalköpfig mit schwarzen Haaren gewesen, der Mann bei der Arbeit war dick und hatte einen breiten Schädel. Mochte ein Eingeheirateter sein. An der Röhrenleitung, seinem Gehöft gegenüber, sah er Männer und Frauen beim Wasserholen. Fingerdick lief der Strahl in den massigen Steintrog, der die Stelle des Reservoirs vertrat. Der Überschuß floß durch eine unterirdische Leitung dem Bächlein zu.

Sein Gehöft! Wie ein fremder Bau stand es da, der dem Wandersmann nichts zu sagen hatte. Die Wiedersehensfreude wollte nicht kommen. Die Wehmut packte ihn nicht. Er setzte seinen Stock vor und pilgerte weiter.

Hier und da war noch ein schaffensmüder Feldstreifen in den dunkeln Fichtenbestand eingebettet; aber bald war nichts ringsum zu sehen, als die stillen, grünen Berge, die heiligen, schwarzgrünen Fichtenflächen: wie ausgebreitete Riesenteppiche mit Millionen eingewebter Wipfel streckten sie sich hin, bergan bergab. Vor ihm, hinter ihm, zu beiden Seiten, wohin er blicken mochte, waldbestandne, dunkle Bergriesen. Der anstrebende Weg führte ihn weiter bergauf, bog sich, und neue Wald- und Bergkulissen waren vorgeschoben; er war vom Bachlauf abgekommen, nur der stille, steile Weg lief in der Waldeinsamkeit dahin.

Und dann that sich die Waldeinsamkeit auf zu einer Waldwiese mit einer Kirche und dem Gottesacker. Wunderbar feierlich hob sich der rote Steinbau von den grünen Fichten ab, der rote, schlanke Turm aus dem Schutz der dunkeln Berg-

häupter. Auf dem Gottesacker standen bescheidne Denkmäler von hellem Sandstein oder schmiedeeiserne Tafeln und Kreuze. Eine Mauer aus gebrochnen Steinen war rundherum aufgeführt.

Jahn öffnete die Thür und trat ein. Es dauerte nicht lange, so hatte er das Grab seiner Mutter gefunden: Hier schläft in Gott Renate Auguste Lydia Jahn geborne Grünert. Der Hügel war verfallen und von Rasennarbe bedeckt, das Kreuz war umgesunken. Er richtete es auf und versuchte, es tiefer in den Erdboden zu lassen, schnitt und grub mit seinem Messer; aber der Erdboden war hart wie Stein, sodaß er seine Arbeit einstellen mußte.

Und von seines Vaters Grab keine Spur. Doch an der Mauer lehnten alte Grabsteine mit verwitterten Inschriften. Der alte Mann ging von Stein zu Stein und entzifferte mit vieler Mühe, bis er es auf einem Scherben fand: Adam Heinrich Otto Jahn ...

Er stand wieder vor der Scholle, unter der seine Mutter ausruhte, kniete nieder und faltete die Hände, um sein Gebet zu sprechen. Statt dessen liefen ihm die Thränen über die Wangen. In Abständen kamen sie herauf, als sei der Born bald erschöpft, aus dem sie flossen. Nicht um dieses Wiedersehen nach so vielen Jahren weinte er; er selber war ein alter Mann und stand dem Grabe näher als dem Leben; nein, er weinte um diese Heimkehr, die er so heiß ersehnt hatte.

Er durchschritt die Grabreihen und studierte die Inschriften, stieg die Stufen zum Kirchlein empor und setzte sich nieder. Wie ein Traum zog es an seinem wachenden Auge vorüber, wie er mit dem Schwiegersohn auf den Wagen gestiegen war zur Reise in die alte Heimat; wie er angekommen und von Enttäuschung zu Enttäuschung gewandert war; veränderte Ortschaften, veränderte Wege hatte er vorgefunden, freilich alles zum Guten verändert.

Und dann die Menschen! Herbert Beckmann, sein Herzbruder, im Rausch vom fallenden Baum erschlagen, nachdem er in unordentlichen Verhältnissen gelebt und den Armeneid geleistet hatte. Nichts von ihm geblieben als ein Liebeskind, das irrsinnig war.

Darauf dachte er an Schunkes, an Alma Dietzel.

Hinter ihm die gelbgebeizte, spitzbogige, schwere Bohlenthür mit ihren reichen Eisenbeschlägen und der schöne, schlichte Bau der roten Kirche, vor ihm der kleine Friedhof mit seinen Kreuzen und Tafeln, den wohlgepflegten wenigen Gräbern der letzten Generation und den verfallenden und verfallnen Rasenhügeln derer, die schon länger ausruhten von ihren Freuden und Lasten, und um ihn die grünen Berge mit den unbewegten Fichtenwipfeln. Er saß mit gesenktem Kopfe, die Arme auf den Schenkeln. Ranzen und Stock lagen neben ihm auf den Kirchenstufen. Vogellaute drangen herüber, der Schrei der Rabenkrähe, der Ruf des Spechts. Sachte, warme Sonne flutete hernieder.

Er dachte daran, wie der alte Scheckg mit seiner Hausfrau getanzt hatte. Das war Priska gewesen. Wie sie dann an ihn herangekommen war, das Taschentuch in den Händen und ihn gefragt hatte, sie habe gehört, er sei viele Jahre fortgewesen ... Und dann sah er den Pfeiff=Schneider mit seinen mächtigen alten Fäusten auf dem Acker zupacken, und ihm fuhr durch den Kopf, was Emma von der Werbung des Großvaters erzählt hatte. Du überfällst ja mich gar! hatte Priska dem Dränger erwidert.

Und der alte Jahn dachte: Der zwingt auch mich mit seinen großen Fäusten. Der trutzt mirs ab, der alte Halunke.

Er hörte es donnern und blickte auf; aber der Himmel war licht und voller Sonnenstrahlen. Das Donnern verstärkte sich bald, eine Staubsäule hob sich vom Wege und zog der Straße nach thalab. Danach war Ruhe und Windstille.

Jahn dachte doch an den Rückweg. Er wollte nur bis Seitengoschen hinab und in seinem ehemaligen Gehöft vorsprechen, möglicherweise auch noch hier oder da anfragen, sodann in Goschen im Gasthof übernachten und an einem der nächsten

Tage die Heimreise antreten. Inzwischen streifte er wohl durch die im Umkreis liegenden Ortschaften, sagte dem oder jenem guten Tag, auch Priska. Ja, das mußte er schon. Und er sah sie zwiefach, als Mädchen in der ersten Blüte ihrer Jugendjahre, und als Greisin, die ihr Tagewerk vollbracht hatte, die ihre guten Hände um einen unbändigen Menschen gelegt hatte, der stromab trieb. Wie hatte der alte Scheckg gesagt, als er sie bedrängte? Ich kann mir das vürstelle, hatte er gesagt, daß ich einen könnte überfallen und den windelweich hauen aus bloßen Spaß an der Sache.

Als er die Kirchhofsthür hinter sich zuklinkte und nochmals sein Auge über das Stück Frieden im tiefen Walde schweifen ließ, über das rote Kirchlein mit seinem schlanken Turm, der gelblichen schweren Bohlenthür, den kleinscheibigen, hohen Kirchenfenstern, und über den Friedhof mit seinen Grabreihen, den verwucherten dahinten und den freundlichen, gepflegten dem Eingang nahe, über die hellen und die dunkeln Kreuzchen und Tafeln, über diese kleine Scholle der Ruhe, des Erlöst- und Geborgenseins im tiefen Nest der stillen grünen Berge — als er die Thür zuklinkte, stieg wieder eine Staubsäule auf und tanzte daher, hoch, steil, in der Spitze ein wenig geneigt und nach unten sich verbreiternd und neuen Staub aufhebend mit ihrer fahlen Schleppe.

Im Nu war alles in einen grauen Schleier gehüllt, Kirchlein und Berge und das sonnendurchleuchtete Himmelsblau, und als sich der Staub verzog, sah Adam Jahn aus dem Bergschlupf hervor eine Frauengestalt treten und mit hastigen Schritten daher kommen. Sie war nicht groß aber wohlgenährt, trug den Korb auf dem Rücken, der von der vielen Tragelast so herübergebückt war, daß der Kopf vorstand wie bei einer Schildkröte. Das Gesicht war fahl und gelb, aber von großer Heiterkeit, an den nackten Füßen saßen breite, flache, schwarze Sammetschuhe. Wie eine Kugel im Rollen, so kam sie daher, mit Schritten, die weit auslangten und einander in unglaublicher Schnelle folgten. Der runde Rücken machte, daß man nur an eine Kugel dachte, wenn man sie sah, und daß man des Kopfes und der Füße vergaß.

Guten Tag, schrie sie, es kommt nauf.

Jahn lief, was er konnte. Es sieht so, sagte er. Wo kommt Ihr denn her?

Ich bin Botenfrau und will auf Seitengoschen.

Seid Ihr da zu Hause?

Juju.

Laufen könnt Ihr! sagte er und lachte.

Sie ging ein wenig langsamer und sagte: Mein Vater hat immer gesagt: Was soll das mit den schlunkrigen Gang; wie ma sich gewöhnt, so bleibt ma. Immer trapp zu!

Damit geriet die Kugel wieder ins Laufen, und Jahn schrie, um sie aufzuhalten: Aber Ihr seid doch auch schon in den Jahren . . . he!

Dreiundsiebzg.

He! sagte er erbaut. Seid denn Ihr gebürtig aus Seitengoschen?

Ja, das is mei Ort. Mein Vater war der Schuster-Franz. Na und Ihr? sagte sie und wandte den Kopf um die Schulter, denn sie war richtig vorüber geschossen. Euch kenn ich doch nicht. Und hier kennt ma sich doch einer den andern in den Örtern.

Mein Ort ist aber auch Seitengoschen, und ich kenn dich satt. Er lief wie seit vielen, vielen Jahren nicht mehr. Ich bin Adam Jahn; der erste Hof hier gleich beim Röhrechen is mir gewesen. Und du hast doch wohl bei mir gedient — gelle? —

Sie blieb stehn, musterte ihn, indem sie den Kopf hob und senkte und sagte: I gar! das bist du? Na willkommen derhäme. Juju, mr findt sich wieder. Aber ma muffen springen, 's Wetter ist gleich da.

Sie hielten Schritt, Jahn strengte sich bis auf den letzten Blutstropfen an,

denn er wollte sich nichts vergeben. So sausten sie bergab zwischen den steilen Fichtenbergen. In eine Ecke ihres Korbes war der dicke Regenschirm gesteckt mit handfester, über den Rand hinausragender Krücke. Wie eine Leben gewordne Zehn liefen sie nebeneinander. Er aufrecht, lang und hager, sie kugelrund, mit dem hängenden Kopf und den schleunigen kurzen Beinen.

Aber das Wetter war schneller als sie. Es donnerte über ihnen, nicht mit dem Rollen und Krachen, unter dem der Erdboden zittert, sondern kurz und klatschend, als werde ein Stoß irdener Teller auf einen Bort niedergesetzt, ein unheimliches Geräusch, und dazu ein unheimliches, glasiges Licht aus weißdunstigem Himmel. Dann kam der Regen, die Tropfen groß wie Erbsen und heftig aufschlagend wie Schießkugeln. Als die beiden Menschen im ersten Gehöft untersprangen, waren sie naß bis auf die Haut, der Weg sah aus wie ein Fluß mit strömendem Wasser, und der kleine Bach rauschte hoch und ockergelb, und manch eines der darüber führenden Brückchen wurde gefährdet.

Die Frau untersuchte zunächst den Tragkorb, ging dann in die Kammer, aus der sie im kurzen Rock mit geliehener Jacke, die an keinem Ende paßte, zum Vorschein kam. Jahns grauer Anzug samt dem Vorhemdchen hing schon auf der Stange am Ofen, und er war statt dessen mit einer weißen Arbeitshose und dunkler Wolljacke vom Wirt bekleidet. Der Scheitel hatte sich auch verschoben.

Aline Eisermann, die Botenfrau, sagte: Itze sieht er, so wie sichs gehört, zuvor sah er so kerchlich. Aber der horcht nicht auf mich — gelle du?

Ich horch schon, antwortete Jahn.

Sie setzte sich auf die Bank an dem klotzigen, grünen Kachelofen, der vom Kochen warm war. Jahn stand mitten in der Stube. Hier hatte er die fünfundzwanzig ersten Jahre seines Lebens zugebracht. Er sah die Wände an, die Fenster, den Ofen. Die Stube war tapeziert; zu seiner Zeit hatte sie grauen Anstrich gehabt. Die Dielen, das Gebälk — das war das alte geblieben. Die Kacheln auch, er erkannte die hübschen Eckkacheln mit den kleinen Säulen. Der Regen hatte aufgehört, aber das fürchterliche Donnern setzte nicht aus, dieses unheimliche, klanglose, kurze: Klack! klack! das wie verhaltenes Einschlagen klang.

Der Hofbesitzer, noch ein junger, stattlicher Mann mit einer saubern, frischen Frau, ging unbekümmert ab und zu. Er wußte, wen er beherbergte, und wollte, wenn er nachher den Gast durch die Wirtschaft führte, auch Ehre einlegen. Die Frau kochte Kaffee. Die Fenster wurden weit aufgemacht, das Donnern war verhallt, die Sonne schien, der Weg draußen war wasserfrei. Aber der Bach rauschte und sprang, und am Brückchen stauten sich Scheiter und junge Fichtenstämme oben aus den Bergen, wo das Wetter seine beste Kraft entladen hatte.

Jahn ging hinaus und half dem Wirt, die willkommne Holzzufuhr bergen, ehe sie Schaden anrichtete. Die Arbeit war nicht ganz leicht, die Zweige hatten sich verflochten, und das Holz war ineinander gekeilt wie eine wohlgebaute Barrikade. Das Wasser staute sich und schoß über die Brücke.

Der Nachbar kam dazu und fragte: Was hast denn du itze für einen Tagelöhner?

Nun antwortete der Wirt: Ich hab gar einen vornehmen. Der hats in Mitteln, daß er uns alle zwei thut auskaufen.

Darauf der andre: Mit der Garderobe sieht mans ihm ja nicht an, aber er wirds schon in sich haben.

Der Wirt: Seine guten Sachen, die schont er derweile, die hängen bei mich an'n Kachelofen.

Indessen arbeiteten sie. Die Barrikade bekam einen Riß, und das Wasser, wie vom Schlauch getrieben, schoß dem Zuschauer an die Beine. Sie lachten, und Aline Eisermann, die am Hofthor stand, mit ihrem reichlich kurzen Rock, schrie hinüber: Das is Jahns Adam, dem früher hier der Hof gehört hat. Auf den kannst du nicht zurücke denken, der is schon zuvor weg aus dem Orte!

Sie saß auch mit am Tisch, als die Hausfrau Kaffee und Tätscher auftrug. Jahn mußte erzählen, weshalb er hergekommen sei, und wen er schon gesprochen habe.

Der Wirt lachte, als er den Namen Schunke aussprach, Aline aber rief heiter: Die Fraue heißen sie den Franzosen, weil sie soviel schimpft. Die brummt den ganzen Tag. — Juju, der ist er auch mal zu Gefallen gelaufen, sagte sie zum Wirt. Und den hängenden Kopf zu Adam Jahn gewandt: Gelle du?

Ja, das haben wir gemacht, sagte Adam Jahn mit leichtem Herzen.

Aline langte nach der Kaffeekanne und schenkte ein. Das wär keine gute Sache geworden. Er hat das in der Gewohnheit gehabt, daß er immerwent proponiert hat. Ich ha dann gethan, als höre ich nichts. Aber das ist den ganzen Tag in einer Tour gegangen mit der Proponirerei. Mich schokeriert sowas nich, und ich war ja auch bloß Magd. Aber wenn er den Franzosen hätte geheirat — gelle du?

Jaa — — antwortete Jahn mit süßsauerm Gesicht. Wenn er sichs recht überlegte, so war er ja wohl wirklich ein wenig rechthaberisch gewesen. Ja ja, sagte er hiernach merklich aufgeräumter, wenn man eben jung ist —

Aline, die vorgebückt breit am Tisch saß, fiel heiter ein: Da hat ma seine Fehler, und wenn ma alt wird, da hat ma seine Gebrechen. Auf den Beinen, da ists doch auch nicht mehr ganz richtig mit dir — gelle du?

Na du! Na du! eiferte Jahn.

Habt Ihr sonst noch wen gesehen? Der Wirt schob ihm die Kaffeekanne hin, er solle zulangen.

Ach, die Menge, antwortete Jahn. Den Pfeiff-Schneider, den hab ich auch getroffen, der ackerte, hatte eine Kuh und ein Pferd vorgespannt, an der Straße wars.

An der Ehm,*) sagte Aline.

Die Frau saß auf ihrem untergeschlagnen Bein, bückte sich über den Tisch und fragte ihren Mann: Wen meint er denn?

No — sagte der, er wird doch wohl den Tätscherbäcker meinen, den alten.

Juju, sagte Aline heiter, wenn von'n Pfeiff-Schneider gesproche wird, nachher ists der alte Scheckg gewasen.

Die Hausfrau aber sagte nun mit frischem Lächeln: Wiedersehen, das macht Freude.

Jahn strich mit der Hand gewohnheitsgemäß über sein Haar, fühlte, es war wirr untereinander, sah auf die grobe Arbeitshose und die Wolljacke, die ihm der Wirt geliehen hatte. Wie ein Arbeitsmann saß er am Tisch neben den andern.

Der Wirt saß oben an der Schmalseite in Hemdärmeln, breit aufgelehnt; neben ihm Jahn, danach Aline, die mit den Sammetschuhen schlenkerte, weil sie die Diele nicht erreichte, und zuletzt die Hausfrau in ihrem saubern, viel gewaschnen Blaudruckzeug. Der Wirt sagte also: Wenn ma einen guten Rat will haben, da muß ma bein alten Scheckg vorspreche. Der hat Verstand wie ein Schreiber, der weiß einem zu sagen, wie ma sich rucken und wenden soll. Der hat schon manch einen unterwiesen, wie er seine Wand soll machen, daß er keinem zu nahe tritt und kommt nicht mit den Gerichten in Berühung. Und sonst auch in Ehesachen. Er hält auf die Weibsen. Das muß bei dem immer gesittet zugehn. Und Respekt haben sie vor ihm, das weiß er anzustellen. Sie haben ihrer drei Mädchen. Eine hat nach Kolke geheirat und eine nach Näsch, und die ältste hat die Wirtschaft. Der Schwiegersohn is auch nicht zu verachten; aber das gewiefte Talente vom alten Scheckg hat Weber nicht. Er hat aber was dazu gebracht. Ja, gegen den Ton in dem Hause kann ma nichts sage.

Die Frau mischte sich wichtig ein: Von Nippen, da sprechen sie auch mäncherlei, er geht bein Apostolschen. Hannfriede hat ihn angepackt, obs wahr ist. Ja, hat er gesagt, er ginge hin. Der kanns nicht überwinden mit Schunkens Linna. Ach, und der ihre Mann, der hat sie nicht aus Liebe genommen, bloß ihrem Gelde wegen, die ist neingerammelt ins Unglücke. Der hat gar eine leichte Seite.

*) Ebene.

Und endlich kam Aline wieder zu Worte; sie sagte: Das ist wahr, ich bin nicht so weich, aber das hat mich gedauert mit Rippen. Na, der alte Scheckg, der steht ihm bei, der wird ihm schon was anders verschaffe. — Wie ist denn das mit Euch gewasen — gelle du? fragte sie. Da war doch nie keine Einigkeit mit dir und mit den Pfeiff-Schneider? Er hat den Humor gehabt, und du hast keinen gehabt, und er hat ihn an dir wollt auslasse, und du hast dirs nicht wollt gefallen lassen. Ihr wart alle beide nichts nutze. Ach, es ist wahr, der Thomas, der hat immer gesagt: Die Menschen, die sind schon gut, wie sie sind, bloß ich tauge nichts. Und du, du hast gesprochen: Ich bin der einzigste von alle mittenander. — Und sie sagte wieder voll heiterer Freundlichkeit: Gelle du?

Adam Jahn setzte sich steif aufrecht und antwortete: Das muß ich sagen — du verputzt mich ja schöne! Damit tastete er nach dem Bürstchen, um sein Haar zu glätten.

Nun rief Aline verblüfft: Das gilt nichts, was ich rede. Und mit der alten Heiterkeit fuhr sie fort: Mir haben uns geändert mit den Jahren.

Die Wirtin schob wacker die Kaffeekanne zu und schnitt vom Tätscher ab.

Aline sagte: Juju — ich hab das gemußt mit den Regen, daß der kommen wird. Heute zu Morgen huppte e Frosch am Wege, und der war trocken. Wenn ma gut Wetter hat, dann schwitzt der Frosch, dann ist er naß. Ich muß nune häm. Sie stieg aus der Bank und verschwand in die Kammer. Und da dauerte es nicht lange, bis sie wieder zum Vorschein kam, jetzt wieder mit ihrem eignen Zeug angethan.

Wie ist denn das? fragte sie, soll ich deinen Rock mit dein Schneider nehmen, er mag ihn aufbügle, und die Hose auch —?

Na ja, nimm mit, sagte Adam. Lebt denn dein Mann noch?

Der is tot.

Ist er denn gut auf dich gewesen?

Juju, sagte sie. — Und nach einer Weile: Wenn die Gemeinde zusammenkommt, die Hausbesitzer wollen beraten, und ich stell mich nicht ein, dann muß ich Strafe bezahlen; geh ich aber hin und spreche für meine Sache, dann heißt das, ich solle schweigen, Weibsen, die hätten nich mitzureden. Und so hat auch mein Mann gesprochen. Wenn mir auch Recht hätten, hat er gesagt, mir dürften doch nicht Recht behalten. Mann wär Mann. Der ging immer den Weibsen vor. — Willst denn du mich nicht auch besuche?

Das kann geschehn.

Sie hatte ihren Korb auf dem Rücken, reichte die Hand, sagte schönen Dank für genossene Kost und Unterkunft und wünschte Guten Tag miteinander.

Darauf richtete die Hausfrau das übliche Ersuchen: Balle wedder! — sie möge bald wiederkommen.

Und nun sah man sie dahintraben, über das Brückchen und den Weg hinab. Der Schirm ragte hoch aus dem Korbe auf, der Kopf hing auf die Brust, und die Sammetschuhe flogen eifrig dahin, einer den andern überholend.

* * *

Die Botenfrau hatte ihn abgelenkt. Das Gleichnis vom Zöllner und Pharisäer fiel ihm ein. Er sagte sich zuletzt, ja, das werde schon zutreffen, er werde auch wohl schuldig sein und nicht bloß der Pfeiff-Schneider. Und so feierte er nun sein Wiedersehen mit dem alten Gehöft, auf dem schon seine Urgroßeltern gesessen hatten.

Als der Schneider seine Sachen gebracht hatte, besuchte er die Nachbarn, und zuletzt pilgerte er bergab nach Goschen ins Nachtquartier.

Die Sonne war schon seit einer Weile hinter den Bergen verschwunden, die Stunde um Sonnenuntergang war nahe. Auf dem steinigen Weg, in den der Regen bald versickert war, ging es sich dahin wie auf einer Tenne. Daneben plapperte und sprudelte der Bach in seinem Wasserreichtum.

Es ging ihm nicht aus dem Sinn, was wohl der alte Scheckg von ihm sprechen würde, wenn ihn einer um Adam Jahn befragte. Der würde vielleicht noch ganz anders verfahren als Aline. Hier in Thüringen sprachen sie freier von der Leber als bei ihm im Oderbruch.

Vorhin war er hier hinaufgestolpert mit seinem Kopf voll Gedanken, jetzt blieb er stehn und sah danach, was sich an Feld und Forst verändert habe. Auf dem Bergscheitel dahinten stand eine Reihe Wetterfichten zwischen hoher Schonung. Da war geholzt worden, sodann frisch eingeschont. Die Fichten waren als Samenträger stehn geblieben und um das Wetter von der hohen Forst daneben abzuziehn.

Er dachte wieder an den alten Scheckg, der jedenfalls mit Pflügen noch vor dem Unwetter fertig geworden war. Und während er noch an ihn dachte, hörte er auch seine Stimme: Hahüh! Scheckge! — Horch! — Horch! — Scheckge! — Hü=e, hü=e! Und wieder dachte er, was der wohl sagen würde, wenn ihn einer um Adam Jahn befragte.

Dann wurde es ihm leicht gemacht, denn als er heran kam, stieß gerade der Graukopf seine letzte Furche herzu, erblickte ihn, schlenkerte die Leinen und schrie: Habt Ihr alles richtg angetroffen?

Ja, schönen Dank, sagte Jahn und turnte auf den Acker hinauf. Der Spitz und das Urenkelchen waren nicht da; vor den Pflug war nur die Kuh gespannt, die aller drei Schritte stehn blieb.

Sie haben mich nunter geholt zu Mittge, erklärte der Graukopf, dem Pferde wegen. Das hat mein Schwiegersohn verkauft, war schon e bischen alt. Wir wollen e neues anschaffen. Er hat da was in Aussicht, einen Schimmel. Da kauft er schon lange dran. Aber wenn er soll Geld ausgebe, dann ist das so, dann meldet er sich immer unpaß. Ich ha gesprochen, ich wills ihm eine Weile vorschießen, er soll zupacken. Hü=e! Hü=e! Wo gehts denn itze hin?

Nunter nach Goschen, antwortete Jahn, da will ich loschiere.

In Goschen, das ist doch mei Ort, da könnt Ihr doch auch mal bei mich einkehren.

Ich hab schon dran gedacht, ich wollt vorsprechen. Ma hat noch mancherlei, was ma gerne möchte wissen. Ich hab dahier noch einen gekannt, den hab ich nicht mehr angetroffen, der hieß Adam Jahn und war in Seitengoschen zu Hause, leichte habt Ihr den auch gekannt — gelle?

Der Graukopf strich mit der Faust über den Mund und antwortete schlicht: Ja, den hab ich gekannt. Der ist aber lange fort aus dem Orte. Ma hat auch nicht wieder was von den gehört. Der wird itze wohl im Vollen sitzen. Ja, sagte er und wischte wieder über den Mund, das war ein anständiger Mensch, der Adam Jahn — fleißg — nie in Brand, daß er sich betrunken hätte. Ach, der hat gar viel für mich gethan.

So — —? brachte Adam Jahn verblüfft heraus.

Ja!

So — — —?

Ja. Und nun trieb er seine Kuh wieder an, und es klang: Horch! — Scheckge! — Horch! — So ging es um ein paar Schritte dem Feldsaume zu. Dann blieb die Kuh wieder stehn, und der Graukopf sagte: Wie die Kinder nu mal sind — wir durften ja nicht sehre beisammen komm, da hatten wir uns bei den Köpfen wir zweie. Ich war e heilloser Bengel, viel getaugt ha ich nicht. Ich war hinterrücks. — Und dann hatte ich immer meinen Spaß dadran, wenn ich einen konnte einen Puffen spiele. Ich ha zu wenig Schläge gekriegt in meinen jungen Jahren. Und Adam Jahn, der hat 'r zu viele gekriegt. Mir wegen hat den seine Mutter balde zerpocht. Die war wie ein Mann in'n Hause, die ließ ihm nichts durchgehn. Und Adam, der war e sehr ordentlicher Junge, aber hitzig und eigensinnig. Ja, so war der. Hü=e! — Hahüh! Und wieder wurde die Furche ein paar Meter weiter geschoben. Als die Kuh abermals stehn blieb, erzählte der alte Scheckg, wie er seinen Freund Adam Jahn in die Saale getrieben habe.

Und ich lach mr eins und laß ihn beinah ersaufen, sagte er. Das war aber nicht mit Bedacht geschehn, das war aus Unverstand geschehn. So schlecht war ich doch nicht, daß ich das gewollt hätte. Und dann wuchsen wir aus allen Geschicke und waren heiratsfähig. Und da ha ich ihm dann einen Freundschaftsdienst geleistet, für den ich freilich nichts gekonnt habe. Er lief dem Dietzel-Schmied seiner Alma zu Gefallen, und die hatte es auf mich abgesehen, die wollte mich belecke. Wenn er den Franzosen geheirat hätte, da wäre er in sei Unglück nein gesprungen. Weiter hab ich nichts für den gethan, und das hab ich ohne meinen Willen gethan.

Adam Jahn zog sein Taschentuch, schneuzte sich und sagte: Er wird Euch auch hänflich gekommen sein. Das ist nicht anders.

Der hat mir nichts gethan, antwortete der Graukopf. Na, Schecke, horch! Hahüh! So kam die Kuh wieder in Gang, und die Furche wurde weiter gestoßen.

Jahn sah, daß der alte Scheckg besseres Zeug trug als am Morgen. Es fiel ihm auch auf, daß er nicht ganz so pfiffig aussah. Jetzt trieb er und schlenkerte die Leinen, wollte die Scheckige zwingen, bis zum Ackersaum, wo dann die Arbeit gethan war, auszuhalten. Aber die Kuh blieb stehn.

Der alte Scheckg sagte nun: Dann ist er fort. Weinte Eine hinternach, und das war den Tätscherbäcker seine Priska. Ich wollte sie gerne trösten, aber sie ließ sich nicht trösten. Das war mein Instinkt, daß ich von der nicht lassen konnte. Der zu Gefallen bin ich gelaufen und gelaufen. Ich lief schon, als Adam noch in seinen Orte war! Zuletzt hat sie gesehen, ich klammer mich feste, und sie wird mich nicht los, außerdem, sie reißt mich in Stücke. Da hat sie ja gesagt. Ist ihr nicht leid geworden. No—o—o— Schecke! — Schecke!

Die Furche war zu Ende geackert. Der Graukopf hob die Pflugschar aus und strängte ab. Dann half ihm Jahn, den Pflug auf ein Wägelchen schaffen, vor das die Scheckige zur Heimfahrt gespannt wurde.

Als alles soweit in Ordnung war, sagte der alte Scheckg, und ein Stück Schalkheit sah wieder aus den überbuschten Augen heraus: Ich hab gedacht, der seid Ihr selber, der Adam Jahn. Ihr habt so allerwent gefragt, daß es epper passen könnte. Priska sprach auch zu mir: Das ist er, den bringe mal mit. Wie die Euch nachten auf der Hochzg gesehen hat, da ist ihrs nein gefahren: Das ist Adam Jahn! Und dann hat Emma gesagt, Ihr habt ihr erzählt, Eure Gegend, die wäre platt wie e Tisch. Und das traf alles zu — — — und auch sonst — — Und nun wurde sein Gesicht wieder verschmitzt, und er tastete nach dem Taschentuch, das er aus der Hose zog. Leichte hätt ich sonst hier nicht fertg gemacht, hinte — — —

Adam Jahn versetzte: Ja — das hat seine Richtigkeit — — Ich hatte das mit dem Heimweh gekriegt — — ich mußte mal wieder ein paar Berge sehen — —

Da streckte der alte Scheckg die Hand aus und sagte: Willkommen drhäme.

Dank schiene.

Und dann sagte wieder der Graukopf, aber mit einem lauernden und doch so wehmütigen Fuchsgesicht: Wiedersehen macht Freude! Zugleich kehrten sich beide ab und machten sich zu schaffen, der alte Scheckg an der Kuh, Jahn am Pfluge. Und just in dem Augenblick tauchte Nippe an der Wegbiegung auf mit seinem ernsten Gesicht und seinen schönen, ruhigen Augen.

Ich ha ihn erwischt! schrie der alte Scheckg und fuhr mit der Faust über seine Augen. — Na weißt denn du noch, wie sie als for dich gesagt haben? rief er und packte Adam Jahn bei der Schulter: Blättchen-Grüne! Kam vom Kartenspielen; da hast du immer gesagt, du thust ein Blättchen Grüne her. — Aber du loschierst bei uns, das lassen mir uns nicht nehmen! Itze bin ich dreißig Jahre alt, so bin ich aus dem Häusechen. Und das alles vom Fuchteln seiner Hände begleitet und dem Recken und Zusammenschnellen seiner wackligen Gestalt.

Nippe lachte: Der Handel ist abgeschlossen, sagte er zum Großvater. Und zu Adam Jahn: Wir haben ein neues Pferd gekauft, einen Schimmel. Er schüttelte

den Kopf. Das ist ein Tier wie ein Riese. Das sieht kraß mit den dicken Beinen. Er faßte die Kuh bei den Hörnern und fuhr bergab.

Die beiden Alten gingen hinterher. Überall hatte der alte Scheckg was zu zeigen und zu erläutern. Hier einen Streifen Feld, der in andern Besitz übergegangen war, da eine Waldparzelle, mit der sich irgend etwas geändert hatte. Dann einen Steg, einen Berg, an die sich eine Erinnerung knüpfte. Nippe, der stetig weiter ging, entschwand darüber ihren Augen.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Russische Emissionspolitik. Seit einer langen Reihe von Jahren ist das Streben der russischen Finanzpolitik, deren Einfluß auf die allgemeine Politik Rußlands von Jahr zu Jahr im Steigen begriffen ist, darauf gerichtet, aus den drei Ländern: Deutschland, Frankreich und Rußland eine Art finanziellen Dreibund herzustellen, worin Deutschland und Frankreich die Gebenden darstellen, während sich Rußland ausschließlich die Rolle des Empfangenden vorbehalten hat. Diese Konstellation war eingetreten, nachdem sich der frühere Darlehnsgeber Rußlands, England, im Jahre 1885 infolge des Vordringens der Russen in Afghanistan zürnend zurückgezogen hatte und seither durch keine wie immer geartete Liebeswerbung des russischen Finanzministers zu bewegen war, aus dieser Haltung wieder herauszutreten. Nachdem im Jahre 1885 nach der Schlacht am Kuschk die Londoner Börse eine Art Verbannungsdekret für alle russischen Werte im britischen Reiche erlassen hatte, wanderten diese nach Deutschland aus und wurden schließlich durch den französischen Chauvinismus aufgenommen und auf eine noch nicht dagewesene Kurshöhe emporgetrieben. Als Sicherheitsleistung für die ungezählten Milliarden, die Frankreich dem russischen Alliierten gewährte (man schätzt den Bestand russischer Werte in Frankreich zwischen sieben und zehn Milliarden), wurde in Paris die russische Freundschaft „hinterlegt.“ Aber die anfängliche Ergiebigkeit des französischen Goldstromes war natürlich nicht für die Ewigkeit; die Fähigkeit Frankreichs, russische Werte aufzunehmen, gab mit der Zeit deutliche Zeichen der Erschlaffung von sich, und der russische Finanzminister, dem diese Zeichen nicht entgingen, sah sich genötigt, sich nach andern Geldquellen umzusehen. Der russisch-deutsche Handelsvertrag machte diesen Sorgen des russischen Finanzministers zunächst ein Ende; der seit Jahren bei der russischen Emissionsthätigkeit schmählich übergangne deutsche Kapitalist konnte aufs neue „zum Handkuß“ zugelassen werden. Seitdem ringen Deutschland und Frankreich um die Palme, das Geldbedürfnis Rußlands zu befriedigen, während man sich in England fortgesetzt die Taschen zuhält. Die eigentlichen Ursachen, auf denen dieses „deutsch-französische Bündnis zur Linderung der russischen Finanznot“ beruhte, waren natürlich für die beiden Geber durchaus verschieden; in Deutschland war die treibende Kraft die Emissionsprovision des Berliner „Russenkonsortiums,“ in Frankreich heißt er Elsaß-Lothringen. So unglaublich, so paradox es klingen mag: auf diesem Wort ruht auch die russische — Goldwährung. Denn wenn für Frankreich — derartige Andeutungen sind wiederholt in französischen Blättern laut geworden — dieser Antrieb wegfällt, und wenn es, anstatt zu geben, seine Milliarden von Rußland zurückforderte, dann möchten wir, wie man zu sagen pflegt, es nicht erleben, welchen Anblick die in den Jahresberichten des russischen Finanzministers an den Zaren immer von neuem hervorgehobne „metallische Überdeckung der Noten“ bieten würde. Faßt man die Grundlagen

der russischen Währung ins Auge, so herrscht in Rußland so wenig die Goldwährung wie in Österreich-Ungarn, für dessen Währungsverhältnisse, ungeachtet der im Jahre 1892 in Angriff genommnen „Valutareform," der Zwangskurs für das Papiergeld das charakteristische Merkmal geblieben ist.

Die Beziehungen dieses merkwürdigen „Dreibundes" fanden eine ziemlich schroffe Unterbrechung um das Jahr 1899/1900, als auf den europäischen Märkten eine empfindliche Geldknappheit zu Tage trat, und weder Deutschland noch Frankreich ihre seitherigen „Funktionen" dem russischen Reiche gegenüber zu erfüllen in der Lage waren. Es blieb deshalb dem russischen Finanzminister nichts andres übrig, als wieder einmal einen Fühler nach England auszustrecken. Im April 1899 veröffentlichten die „Times" einen geheimen Bericht des russischen Finanzministers an das Ministerkomitee über die englisch-russischen Handelsbeziehungen, worin gesagt war, daß England der einzige Markt sei, auf dem Rußland einen Ausgleich für die Depression seiner Landwirtschaft finden könne. Zudem komme England ebensosehr als Markt für die Unterbringung russischer Anleihen in Betracht, wie es vor den Wirren an der afghanischen Grenze der Fall gewesen sei. Diese Umstände, sowie das damalige schutzzöllnerische Verhalten Frankreichs hätten ihn (Witte) veranlaßt, der Lage des englischen Marktes seine besondre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Diese Darstellung ist zwar vom russischen Finanzministerium dementiert worden; nicht aber konnte die Thatsache dementiert werden, daß bald darauf der Vertreter des Berliner Emissionshauses Mendelssohn & Co. nach London reiste, um die dortige Finanzwelt für eine größere russische Anleihe — man sprach von fünfzehn Millionen Pfund Sterling — zu interessieren. Wer sich darüber klar ist, daß England dem russischen Reiche seine Kapitalkraft nur gegen greifbare politische Konzessionen — Konzessionen mithin, die Rußland am allerwenigsten zu gewähren geneigt ist — zur Verfügung stellen kann, wer sich des Umstandes bewußt war, daß die Einführung einer größern russischen Anleihe an der Londoner Börse unter wirklicher Beteiligung des englischen Kapitals ein politisches Ereignis ersten Ranges gewesen wäre: die Wiedereröffnung des politischen Kontos, das im Jahre 1885 von beiden Kontrahenten in brüsker Form geschlossen worden war, konnte von vornherein nicht im Zweifel über den Erfolg einer Reise sein, die nur aus dem Gesichtskreise eines durch „Provisionsrücksichten" bestimmten Krämergeistes der Berliner Emissionsfirma unternommen worden war. Am 27. Mai 1899 wurde denn auch dem Vertreter der Berliner Emissionsfirma mit folgender Erklärung der „Times" die Thür gewiesen: „Es möchte scheinen — schrieb das Blatt an diesem Tage —, daß Rußland so sehr auf unsre Gutmütigkeit pocht, daß es glaubt, für seine Zwecke britisches Kapital erlangen zu können, an dessen Verwendung in China es uns hindert. Es darf angenommen werden, daß sich britische Kapitalisten mehr als einmal oder zweimal bedenken, ehe sie ihr Kapital zu einem Zwecke hergeben, der sich gegen sie selbst richtet." Das ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig; man ließ die englisch-russische „Zweibundanleihe" auf sich beruhen und legte pro forma eine russische Eisenbahnanleihe — unter dieser Form borgt Rußland mit Vorliebe — in Höhe von 2975000 Pfund Sterling auf. Mit noch nicht drei Millionen Pfund Sterling, sage und schreibe sechzig Millionen Mark, war der Heißhunger des englischen Kapitals nach neuen russischen Werten auf Jahrzehnte hinaus befriedigt.

Ungleich bedenklicher als die geschilderten Schwierigkeiten in betreff der Geldbeschaffung war für die Kreise des russischen Finanzministers die politische Episode im Jahre 1899, als der deutsche Kaiser in den nordischen Gewässern durch den Besuch des Kriegsschiffes „Iphigénie" einen weitern Schritt zur Befestigung des guten Einvernehmens zwischen Deutschland und Frankreich unternahm. Dieser Vorgang, so sehr er auch in der Richtung der allgemeinen Friedensideale der bekanntlich von Rußland selbst einberufnen Haager Friedenskonferenz lag, war gleichwohl in Petersburg mit steigender Unruhe beobachtet worden, wo man sich unter keinen

Umständen mit Friedenskundgebungen befreunden konnte, die die politischen Kreise Rußlands zu stören geeignet waren. Ganz besonders verdrießlich aber war es, daß in Anknüpfung an den Besuch des deutschen Kaisers an Bord des französischen Kriegsschiffes „Iphigénie“ in gewissen Pariser Blättern (vor allem im „Matin“ und im „Figaro“) von neuem das unleidliche Thema variiert wurde, zu welchem Zweck eigentlich Frankreich dem russischen Reiche eine Milliarde nach der andern zur Verfügung stelle, wenn man sich doch mit Deutschland auf guten Fuß stellen wolle. Diese Deliberationen riefen in Petersburg starkes Unbehagen hervor; eine Zuschrift, die der „Politischen Korrespondenz“ im August 1899 aus Petersburg zuging, ließ sich über den Eindruck, den die damaligen deutschfreundlichen Tendenzen Frankreichs in Petersburg hervorriefen, u. a. wie nachstehend aus: „In dem Urteil über die Bedeutung des jüngst stattgehabten Besuchs Kaiser Wilhelms II. am Bord eines französischen Kriegsschiffes und des daran geknüpften Depeschenwechsels zwischen dem Kaiser und dem Präsidenten Loubet hat sich hier ein Umschwung vollzogen. Anfänglich hatten diese Vorgänge nur einen schwachen Eindruck hervorgerufen ... Die Äußerungen mehrerer französischer Blätter über die Episode auf der »Iphigénie« haben jedoch in der öffentlichen Meinung Rußlands eine Schwenkung bewirkt. Bei einer Gruppe französischer Politiker findet diesen Kundgebungen zufolge der Gedanke einer engern Annäherung Frankreichs an Deutschland Anklang, und man scheint hierbei in Paris nicht zu ahnen, daß ein derartiges Auftreten in Rußland ebensolche Verstimmung hervorrufen muß, wie sie sich in Frankreich einstellen würde, wenn etwa russische Blätter es angemessen fänden, sozusagen unter den Augen der Franzosen die Ersprießlichkeit und die Bedingungen eines intimern Anschlusses Rußlands an Deutschland zu erörtern. Die Art und Weise, in der Wortführer der neuen politischen Richtung im »Figaro« und »Matin« das französisch-deutsche Einvernehmen dem französisch-russischen Bündnis aufgepfropft sehen möchten, und die Argumente, durch die sie diesen Gedanken den Franzosen einleuchtend zu machen suchen, rufen hier nicht nur in der öffentlichen Meinung, sondern auch in den maßgebenden Kreisen einen seltsamen und zwar weder freundlichen noch imponierenden Eindruck hervor. ... Denn es kann in Petersburg nur peinliches Befremden und Mißtrauen wachrufen, wenn auch nur ein sehr kleiner Teil der Franzosen imstande ist, so leicht von einem Extrem zum andern zu schwenken und bald mit Petersburg, bald mit Berlin zu liebäugeln.“ So die Zuschrift der „Politischen Korrespondenz.“ Um allen Zweifeln ein Ende zu machen, fuhr Herr Delcassé im August 1899 nach Petersburg. Am 5. August desselben Jahres verlieh ihm der Zar die Insignien des Alexander-Newskij-Ordens in Diamanten. An der Berliner Börse wurde damals berechnet, was diese Diamanten der französischen Republik wohl kosten würden. Am 22. Mai 1901 endlich wurde die Rechnung in Paris präsentiert: an diesem Tage wurde durch das Pariser Haus Rothschild eine vierprozentige Anleihe von 424 Millionen Franken zum Kurse von $98^1/_2$ aufgelegt. Damit war die Allianz gerettet, und das Phantom eines „deutsch-französischen Zweibundes“ versank in den Abgrund.

In diesem Jahre nun ist Deutschland wieder an der Reihe: Mitte März d. J. stellte das unter Führung des Hauses Mendelssohn & Co. stehende Konsortium bei der Zulassungsstelle der Berliner Börse den Antrag auf Zulassung von 393 Millionen Mark vierprozentiger russischer Staatsrente zum Börsenhandel, und kurz darauf wurde die Zulassung von der Berliner Zulassungsstelle genehmigt. Der Zweck dieses Anlehens, das durch deutsche Kapitalisten aufgebracht werden soll, macht diese Transaktion zu einer der seltsamsten auf dem Gebiete des deutschen Emissionswesens, er lautet kurz: die vorläufige Aufbringung der russischen Kriegskosten in China. Der offizielle Prospekt beginnt mit einem allerhöchsten Ukas an den russischen Finanzminister, unterzeichnet von Seiner Majestät dem Kaiser am 1./14. März 1902: „Indem Wir es gemäß Ihrer im Finanzkomitee geprüften Vorstellung für gut erachtet haben, zur Realisierung der Rußland zu-

kommenden Entschädigungssumme für die während der Unruhen in China erlittenen Verluste zu schreiten, befehlen Wir Ihnen usw." Also: dasselbe Deutschland, das vor zwei Jahren genötigt war, in Amerika 80 Millionen Mark aufzunehmen, wird heute aufgefordert, Rußland zur Deckung der Kriegskosten in China etwa 400 Millionen Mark vorzustrecken, und diese Transaktion vollzieht sich unter der Ägide einer ersten Emissionsfirma. Nach § 36 des Börsengesetzes hat die Zulassungsstelle die Aufgabe und die Pflicht, „Emissionen nicht zuzulassen, durch welche erhebliche allgemeine Interessen geschädigt werden, oder welche offenbar zu einer Übervorteilung des Publikums führen." Nun, man kann zweifeln, ob nicht allgemeine Interessen geschädigt werden, wenn deutsches Kapital einem solchen Zwecke dienstbar gemacht wird. Man wende nicht ein, daß an russischen Papieren noch nichts verloren worden sei; das ist erstens nicht zutreffend, denn Rußland hat im Jahre 1885 durch Einführung einer Kapitalrentensteuer in vertragsbrüchiger Weise die Zinsen zahlreicher Schuldtitel herabgesetzt und erst fünfzehn Jahre später durch Ukas vom 4. Dezember 1900 diese Maßnahme unter gewissen Bedingungen lediglich für die vierprozentige Staatsrente wieder beseitigt — ein Vorgang, dessen Mitteilung im Prospekt laut § 6 Ziffer 4 der Bekanntmachung von 11. Dezember 1896 betreffend die Zulassung von Wertpapieren zum Börsenhandel gesetzlich vorgeschrieben, in Wirklichkeit aber unterblieben ist. Jedoch das nur nebenbei; die prinzipielle Bedeutung der Transaktion liegt in dem Umstande, daß den deutschen Kapitalisten zugemutet wird, für einen solchen Zweck die Mittel aufzubringen. Man kann es der russischen Diplomatie von ihrem Standpunkt aus nicht verdenken, wenn sie die Situation nach Kräften für ihre Zwecke auszunutzen sucht, wenn sie jede Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich zu verhindern und gleichwohl beide Länder für ihre politischen Zwecke auszupressen sucht. Als befremdend aber muß es bezeichnet werden, daß sich die Berliner Großfinanz für diesen Zweck von dem russischen Finanzminister gebrauchen läßt. Die französischen Kapitalisten aber mögen sich die Kommentare ansehen, mit denen das Resultat der Subskription in Deutschland von der maßgebenden russischen Presse, vor allem von dem „Journal de St. Petersbourg" und von dem finanzoffiziösen „Westnik Finanssow" begleitet worden ist, die den äußern Erfolg der hundertfachen Überzeichnung — über die wirkliche Bedeutung einer derartigen Subskriptionsmache glauben wir Kennern der Sache gegenüber kein Wort weiter verlieren zu sollen — dazu benutzt haben, den Franzosen von neuem zu Gemüte zu führen, daß Rußland in finanzieller Beziehung durchaus nicht auf Frankreich angewiesen sei, und daß, so schrieb das „Journal de St. Petersbourg," „unsre Freundschaft mit Frankreich ausgezeichnete Beziehungen zu andern europäischen Mächten zuläßt." Also: Rußland kann unbeschadet seiner Freundschaft mit Frankreich mit andern Mächten „ausgezeichnete Beziehungen" unterhalten; Frankreich aber — das erregt „peinliches Befremden" in Petersburg — soll nicht bald mit Petersburg bald mit Berlin „liebäugeln." Liebäugeln darf Frankreich mit Deutschland nur zu einem einzigen Zweck: zur gemeinsamen Linderung der russischen Finanzkalamitäten, zur gemeinsamen Befriedigung der ewig unbefriedigten Geldbedürfnisse Rußlands!*)

Nun, die Franzosen mögen sehen, wie sie mit Rußland fertig werden; in Deutschland thäte man gut, in dieser Beziehung ein wenig in die Fußstapfen Englands zu treten, das trotz aller Vorstellungen des russischen Finanzministers kein Verlangen trägt, die „ausgezeichneten Beziehungen Rußlands" ausschließlich in Ansehung der Emissionspolitik, und ohne Rücksicht auf das Allgemeininteresse des Landes, kennen zu lernen. Aber was wissen unsre Finanzfirmen von solchen Rücksichten! Vor einigen Monaten hat die „Kreuzzeitung" bei der Erörterung des Börsengesetzes mit einer gewissen Resignation erklärt, sie sei es müde, fortgesetzt den Mentor des Publikums zu spielen; wenn dieses so viel Gefallen an dem bekannten: **Mundus**

*) Inzwischen sind weitere 260 Millionen Rubel vierprozentige russische Staatsrente an der Berliner Börse aufgelegt worden.

vult decipi fände — möge man es doch gewähren lassen! Wir vermögen weder die Anschauungen des Blattes in betreff des Börsengesetzes noch seine Resignation zu teilen, die übrigens eine gewisse Unterschätzung des eignen Einflusses zeigt. Als anfangs der neunziger Jahre während der damals noch wenig befriedigenden Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland von den Berliner Emissionsfirmen der Versuch gemacht wurde, eine russische Anleihe in Berlin aufzulegen, erschien an leitender Stelle der „Kreuzzeitung“ ein Artikel unter der Überschrift: „Kann es wahr sein?“, und gleich darauf folgte ein zweiter Artikel an derselben Stelle unter der Überschrift: Mendelssohn, Warschauer & Co.“ Die Folge dieser Artikel war, daß die Emission ins Wasser fiel. Wenn sich das Blatt, anstatt die Börse summarisch zu bekämpfen, die Erörterung der einzelnen finanziellen Vorgänge in sachlicher Weise zum Prinzip machte, es würde dem Publikum ungleich mehr nützen, dem keine für alle Zeiten festgelegte Schablone, sondern nur das von Fall zu Fall abgegebne Urteil über die einzelnen finanziellen Erscheinungen etwas helfen kann. Es mag sein, daß die erwähnte resignierte Stimmung des Blattes sein Stillschweigen auch in dieser Angelegenheit erklärt; Thatsache ist jedenfalls, daß kritische Erörterungen und gewisse Warnungsrufe gegenüber der letzten russischen Emission nur in liberalen und demokratischen Blättern laut geworden sind. Und doch, so dünkt uns, wären derartige Warnungen auch in andern Blättern am Platze gewesen. Denn es scheint, um es zu wiederholen, weder die Aufgabe des deutschen Kapitals zu sein, die Summen für die russischen Kriegskosten in China vorzustrecken, noch für die Interessen der Emissionsfirmen zu sorgen, während im übrigen das Geschrei über die gegenwärtige „Geldflüssigkeit“ die deutschen Kapitalisten niemals darüber zu beunruhigen braucht, daß sie beim Mangel einer russischen Anleihe in die schreckliche Lage versetzt werden könnten, ihr Geld — nicht mehr los zu werden.

Heimatfeste. „Gemeinsame Feste sind des Volkes wertvollste Kleinodien, und ihre Beförderung und Läuterung ist eine ernsthafte Aufgabe des Volkslehrers und Staatsmanns, der Beruf jedes wahrhaften Menschenfreundes.“

Mit diesen Worten des Montanus ist in einem höchst beachtenswerten Aufsatze im 54. Jahrgange (1895) der Grenzboten der Niedergang unsrer Volksfeste beklagt worden, und es sind dort auch zugleich Mittel und Wege angegeben worden, die zur Wiederbelebung dieser „poetischen Blüte im Leben des Volkes“ dienen können. An erster Stelle fordert der Verfasser die Hebung und Veredlung des Gemeinsinnes, der keinen Unterschied der Bildung, des Standes, des Berufs, der Klassen, des Ranges, des Reichtums und der Würden im Feste kennt, sondern wo jeder sich frisch und frei als Mensch giebt, wo er es vor allem sein darf und sein soll. Seit diesen Ausführungen ist eine neue Art von Volksfesten ins Leben gerufen worden, die erfreulicherweise immer weitere Ausdehnung zu finden scheinen und sich zu einem großen Teile mit dem decken, was von unsern Volksfesten verlangt werden muß. Es sind die Heimatfeste, die seit einigen Jahren in verschiednen Städten der Provinz Sachsen gefeiert worden sind und eine kurze Besprechung verdienen.

Zuerst wurde im Jahre 1896 in der kleinen Stadt Düben a. d. Mulde das fünfzigjährige Bestehn des dortigen Stadtparks gefeiert, der 1846 auf einer öden Sandwüste von zwei rührigen Naturfreunden — einem Forstinspektor und einem Gerichtsassessor — angelegt worden war und sich seitdem in eine herrliche Anlage verwandelt hatte. Zu diesem Feste stiftete der landsmännische Verein alter Dübener in Berlin für die Anlagen ein Standbild der Germania; die Feier wurde mit einem Festgottesdienst eingeleitet, worin die Bedeutung des Tages für die Stadt gebührend hervorgehoben wurde; bei der darauf erfolgenden Enthüllung des Standbildes hielten mehrere alte auswärtige Dübener Ansprachen, in denen sie der Treue und Liebe zur alten Heimat gedachten, und so wurde aus dem Parkfest ein echtes Heimatfest; alle Stände, so heißt es in den Festberichten, jung und alt nahmen an dem Heimatfeste, das jetzt alljährlich gefeiert wird, regen Anteil; die auswär-

tigen Dübener finden sich mit ihren Angehörigen in großer Zahl ein; die alten Beziehungen werden aufgefrischt, und neue knüpfen sich an. Die zu diesem Zwecke besonders erscheinende Festzeitung bietet den Gästen herzliche Grüße in Poesie und Prosa, giebt geschichtliche Nachrichten über die Stadt und bringt kleine Scherze, die sich auf das Fest beziehen. Zur Unterhaltung werden Volksbelustigungen der verschiedensten Art — Preisklettern, Wettrennen, Sackhüpfen, Festreigen — angeordnet, und gut ausgeführte Festkonzerte und Bälle vereinigen die Teilnehmer zur frohen Feier. Dabei sei erwähnt, daß die Seele und der Leiter des Festes einer der Dübener Geistlichen ist, der im Verein mit dem Bürgermeister und andern Bürgern und Beamten die Veranstaltungen trifft, die Festzeitung mit geschichtlichen Mitteilungen bedenkt und sich der Sache mit aufrichtiger Teilnahme und vollem Herzen widmet, dafür auch von der Gemeinde gebührend geschätzt und geachtet wird.

Einen noch ausgeprägtern Charakter eines wahren Heimatfestes trug das Fest, das Pfingsten 1899 in Zeitz gefeiert wurde. Der dortige Gewerbeverein regte im Jahre vorher den Gedanken an, ein Heimatfest, d. h. in festlicher Umrahmung eine Vereinigung aller auswärts lebenden Zeitzer in ihrer Vaterstadt zu veranstalten. Man plante das Fest nach dem Vorbilde eines Heimatfestes, das die Stadt Münden in Hannover in großartiger Weise begangen hatte, und es trat ein Festausschuß aus allen Schichten der Bevölkerung zusammen, der unter der Führung und Leitung des Oberbürgermeisters das Fest vorbereitete. Dieses selbst bestand aus einer Begrüßung der fremden Gäste am Vorabend mit Gesängen, Vorträgen, Ansprachen und Aufführungen; am ersten Festtage zogen die Gäste feierlich in die Stadt ein, beteiligten sich am Gottesdienst und wurden alsdann von der Stadtvertretung mit warmen Worten begrüßt. Wie groß die Schar der alten Zeitzer in diesen Tagen war, geht daraus hervor, daß bei dem historischen Festzuge die Zeitzer Landsmannschaften aus Berlin, Chemnitz, Erfurt, Gera, Halle, Hamburg, Leipzig und Magdeburg vertreten waren. Es herrschte in der festlich geschmückten Stadt eine wirklich von Herzen kommende Begeisterung über das vollkommne Gelingen des Festes, eine Stimmung, der beim Abschied der Oberbürgermeister beredten Ausdruck gab. Auch in Zeitz gab es Festschriften, Festberichte und Abhandlungen, die die städtische Geschichte betrafen.

In ähnlicher Weise wurde im Jahre 1901 ein Heimatfest in Mühlberg an der Elbe vom Gewerbeverein angeregt und gefeiert. Mit dem Feste war eine Ausstellung von Altertümern aus Mühlberg und der Umgegend verbunden, und eine umfangreiche Geschichte des Diakonus behandelte die Geschichte und Denkmäler der Stadt. Das Fest verlief ähnlich wie die andern; es waren viele alte Mühlberger zu der Stätte ihrer Kindheit heimgekehrt und hatten an dem Wachstum der Stadt ihre Freude gehabt. Eine weitere Frucht aber entwickelte sich aus der Altertumsausstellung, indem daraus eine ständige Sammlung wurde, die auf dem Rathause aufgestellt ist und schon ansehnliche Schätze aus den Familien und deren Rumpelkammern enthält. Vor nicht langer Zeit endlich wurde infolge der dadurch gegebnen Anregung ein Verein für Heimatkunde gegründet, der die heimatliche Geschichte erforschen und fördern will.

Vor Wochen und Monaten wurde in mehreren Städten der Provinz Sachsen der hundertjährige Gedenktag der Zugehörigkeit zu Preußen festlich begangen, und auch diese Feier gestaltete sich zu einem Heimatfeste aus, wie ein solches in Mühlhausen in Thüringen geradezu damit verbunden wurde. In Erfurt, Nordhausen, Heiligenstadt, Worbis und Quedlinburg z. B. waren Veranstaltungen getroffen worden, die auf ein wahres Heimatfest hinausliefen. Man hatte alles aufgeboten, die Feier in würdiger Weise zu begehen, namentlich da die höchsten Provinzialbeamten fast überall persönlich erschienen waren und an den Festlichkeiten teilnahmen. Die Stadtvertretungen einiger der genannten Städte spendeten bei dieser Gelegenheit — das mag hier besonders hervorgehoben werden — größere Summen zu Museumszwecken.

Nun hat man zwar schon weidlich über unsre fest- und jubiläumsfrohe Zeit

geschimpft, geschrieben und gespottet, und wir wollen nicht etwa einer noch weitern Ausdehnung von Festlichkeiten das Wort reden: es handelt sich für uns und jeden wahren Volksfreund lediglich darum, die Volksfeste zu veredeln und zu vertiefen. Es sollen wieder alle Volksschichten gemeinsam feiern, es soll wenigstens für einige Tage im Jahre der Faden zerschnitten werden, der die einzelnen Stände bei uns leider so scharf abgrenzt und trennt. Die Schützen, Sänger, Turner, Radfahrer usw. sollen nicht mehr allein ihre Feste feiern, die sogenannten höhern Stände sollen nicht mehr naserümpfend und spöttelnd an derartigen Festen vorübergehn, sondern sie sollen ins Volk hineingehn, das sie so gern zu Vorbildern nimmt und sich von ihm leiten läßt. Wer schon jemals ein Volksfest in kleinern Städten, wo noch die Persönlichkeit etwas gilt, mitgemacht hat, wird beobachten können, daß sich die große Masse, der einfache Mann, zumeist anständig und gesittet benimmt, so lange Persönlichkeiten in ihrer Mitte sind, die auch sonst im Leben irgend einen Einfluß und eine gesellschaftliche Stellung innehaben. Und darin liegt gerade der Wert der Teilnahme unsrer höhern Berufsklassen an den Volksfesten; sie unterdrücken mit ihrer Gegenwart die Roheiten und Unschicklichkeiten, die sich leicht einstellen; sie wirken erziehend auf das Benehmen des einfachen Mannes und heben zugleich dessen soziale Stellung dadurch, daß sie sich mit ihm an einen Tisch setzen. Aber auch für die höhern Klassen selbst, besonders für die Beamten unter ihnen, ist die Mitfeier von Volksfesten nicht ohne Gewinn; sie lernen da manches kennen, was für die Beurteilung des Volkslebens von Wichtigkeit ist; die Menschen sind bei Festen weniger zugeknöpft als sonst, sie werden mitteilsamer, und so manche Seite des Volkscharakters zeigt sich erst beim Feste im rechten Licht. Es giebt Landräte, die mit Vorliebe Bauernjagden mitmachen, um die Leute ihres Bezirks dabei kennen zu lernen. Sie thun gewiß recht daran; denn abgesehen davon, daß sie ihren Bezirk mit den guten und schlechten Wegen bei solcher Gelegenheit in Augenschein nehmen, ist der Landmann auf seinem heimatlichen Boden meist ein ganz andrer Mensch als im engen staubigen Amtszimmer der Kreisstadt. Es wird ja soviel darüber geklagt, daß die Beamten das Volk nicht verstehn, daß das Bureaukratentum von Jahr zu Jahr wächst, daß sich die einzelnen Berufsklassen immer mehr absondern; um diesem Mißstande entgegenzuarbeiten, sind die Volks- und Heimatfeste so recht geeignet. In den vorhin genannten Städten, die ein Heimatfest gefeiert haben, sind wirklich rührende Wiedererkennungsszenen alter Bekannten vorgekommen, die sich seit langen Jahren nicht gesehen hatten. Das Verkehrsleben würfelt heutzutage die Menschen so durcheinander, daß es doppelt notwendig ist, sich von Zeit zu Zeit einmal zu sammeln und zu vereinigen. Der eine hat in der Fremde sein Glück gemacht, der andre ist in bescheidnen Verhältnissen in der Heimatstadt geblieben, mancher hat keine andern Beziehungen mehr zur Heimat, als die Gräber seiner Angehörigen, er ist dort fremd geworden, und doch hat ihn der Aufruf zum Heimatfeste wieder zu der Stätte gelockt, wo er als Kind die sorgenfreiste Zeit seines Lebens verbracht hat. Solche Vereinigungen müssen veredelnd und versöhnend wirken, falls sie über den Rahmen bloßer Trinkgelage und -gelegenheiten hinausgehn und die höhern Stände sich nicht bloß aus höfischen Anstands- und Repräsentationsrücksichten, sondern mit dem Herzen beteiligen. Auf diesem Wege können die schroffen Gegensätze zwischen Groß- und Kleinstadtleben, zwischen Beamtenstolz und Volkstum, die gegenseitigen Vorurteile in sittlicher, gesellschaftlicher und politischer Beziehung beseitigt oder wenigstens stark gemildert werden. Die landsmännischen Vereinigungen in großen Städten, die so hingebungsvoll den Heimatfesten gefolgt sind, liefern den besten Beweis, daß das Bestreben noch vorhanden ist, mit der Vaterstadt in geistigem Verkehr zu bleiben; es ist der alte Zug der Sehnsucht nach der Heimat inmitten des großstädtischen Verkehrslebens, der wohl beachtet und gepflegt werden sollte, und der von engherziger Krähwinkelei und Kirchturmspolitik weit entfernt ist.

Die höchsten Provinzialbeamten haben in den Jubelstädten am Harz und in Thüringen herrliche Worte von Vaterlands- und Heimatliebe gesprochen, und es

ist ihnen gewiß ernst mit ihren Reden gewesen, in denen sie das einmütige Zusammenwirken zwischen Regierung und Volk betont haben. Von oben her müssen deshalb auch die Anregungen für die allgemeine Verbreitung der Heimatfeste kommen: nicht in Form von Verordnungen und Verfügungen, sondern im Wege des persönlichen Verkehrs. Die Regierungsbeamten haben dazu genug Gelegenheit; sie bereisen ihren Amtsbezirk heutzutage mehr als früher, treten dabei mit den Bürgermeistern und sonstigen einflußreichen Persönlichkeiten mehr als je in nähere Berührung und können bei solchen Gelegenheiten den Anstoß zu ähnlichen Vereinigungen geben, wie wir sie vorhin geschildert haben. Es giebt wohl in allen Städten Erinnerungstage, an die sich solche Heimatfeste anknüpfen lassen, und wo sie nicht sein sollten, da bieten sich die vaterländischen Gedenktage dar, die allermeist dazu geeignet sind. An vielen Orten werden Bismarcktürme gebaut, Bismarcksteine gesetzt und Bismarckdenkmäler errichtet: das ist eine von den rechten Gelegenheiten, ein Heimatfest zu feiern und einen Erinnerungstag zu begehn, an dem das gesamte Volk teilnehmen kann. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo wir Bismarckfestspiele sehen, wie es jetzt Lutherfestspiele giebt; würdiger könnte das Andenken an unsern deutschen Nationalhelden nicht gefeiert werden als in Verbindung mit einem allgemeinen Volks- und Heimatfeste.

Schlieben R. Krieg

Die Gefahr öffentlicher Vorträge von Ärzten. Unsre schnell lebende Zeit hat in den letzten Jahrzehnten auf medizinischem Gebiet eine gewaltige Umwälzung hervorgerufen. Wie heute noch auf dem Lande, war früher der Hausarzt eine Vertrauensperson bei fast allen Erkrankungen, und nur bei schwereren Fällen wurde zur Konsultation ein andrer Arzt zugezogen. Jetzt ist das anders geworden. Der Hausarzt selbst schickt seine Kranken zum Spezialisten, wenn ihm der Fall irgendwie schwierig erscheint.

Es muß ja ohne Zweifel zugestanden werden, daß die Entwicklung der Medizin in ihren Spezialwissenschaften nur willkommen zu heißen ist; denn daß der Arzt, der in seiner Praxis immer nur einen bestimmten Teil des menschlichen Körpers bei den verschiedensten Personen und ebenso verschiednen Berufszweigen zur Behandlung bekommt, einen ganz andern Blick für Erkrankungen dieses Körperteils haben wird, liegt auf der Hand!

Diese Erfahrungen unsrer Spezialisten werden in den Fachblättern niedergelegt. Damit, sollte man meinen, wäre der Wissenschaft genügt, und die hierdurch den andern Ärzten bekannt gewordnen Erfahrungen in der Behandlung bestimmter Erkrankungen könnten von diesen in der Praxis Verwendung finden. Es ist aber nicht so! Wir können zur Winterszeit, wenn die „Vortragomanie“ in ihrer Blüte steht, allwöchentlich in den Zeitungen größerer Städte die verschiedensten medizinischen Vorträge angezeigt lesen. Die Augen- und Ohren-, Nasen- und Rachenärzte, die Magen- und Darmärzte, und welcher Spezialität sie angehören mögen, die Nervenärzte nicht zu vergessen, sie alle hören sich gern reden. Natürlich nur, um dem leidenden Zuhörer zu helfen und den gesunden — vor Erkrankungen zu bewahren! Das wäre ja an und für sich ganz löblich und menschenfreundlich, würden sich aber die Ärzte damit nicht ins eigne Fleisch schneiden? Ja, wenn es so wäre, würden die Aufklärungen bald eingestellt werden, es geschieht aber zumeist gerade das Gegenteil.

Der einem solchen medizinischen Vortrage anwohnende gesunde Zuhörer wird den ihm gebotenen Stoff an der Hand von Konversationslexiken und andern aufklärenden Büchern für sich so verarbeiten, daß er im Erkrankungsfalle zumeist schon seinen Zustand genau kennen will und an sich herumpfuscht, bis er dann doch zuletzt den Arzt zu Rat ziehen muß. Wie leicht aber wird der gesunde Mensch durch Anhören von medizinischen Vorträgen zum eingebildeten Kranken! Die kleinste Blähung wird als Nierenleiden betrachtet, an gewöhnlichem Husten will man schon einen Lungenkranken erkennen, usw. Diese Leute sind nun „reif“ für den Doktor, und es wird — ihnen und ihrem Geldbeutel sicher geholfen.

Anders liegt es bei dem wirklich Kranken, der einen Vortrag über seine Krankheit anhört. Ein solcher Patient wird nur kränker, als er ist, er wird sich leicht sagen, daß er nicht richtig behandelt worden, daß sein Leiden schwerer sei, als es von ihm und seinem Arzt beurteilt worden ist, und der Leidende wird sich und seine Umgebung noch mehr quälen, als er es wohl vorher schon gethan hat.

Das sind die öffentlichen medizinischen Vorträge mit ihren Folgen; schlimmer ist es mit den zumeist im Briefstil in Zeitungen und populären Zeitschriften gebrachten medizinischen Abhandlungen, die aufklärend wirken sollen. Das in den Vorträgen dargelegte wird von dem Zuhörer mehr oder minder vergessen, was der Kranke, der eingebildete Kranke und der Gesunde aber lesen, das bekommt eine ganz andre Bedeutung und — Deutung.

Derartige Artikel kann man fast alltäglich in unsern gelesensten Zeitungen finden, ebenso in den verbreitetsten Zeitschriften wie Woche, Daheim und Gartenlaube. Ich will hier nur einen in der Woche erschienenen Aufsatz eines Berliner Arztes über Neurasthenie als „Beispiel mit Folgen" anführen. Zur Zerstreuung einer neurasthenischen Dame wurde dieser eine Nummer der „Woche" mitgebracht; ihr Mann ging dann seinen Geschäften nach und war sprachlos, als er später nach Hause kam und seine Frau in der höchsten Erregung antraf, und als sie ihn mit den Worten begrüßte: „Da steht es: Neurasthenie führt zum Schluß immer ins Irrenhaus, und mein Schicksal ist besiegelt!" Da sich die Patientin durch ihren Mann nicht beruhigen ließ, mußte in später Stunde noch ein Nervenarzt geholt werden, und lange dauerte es, bis sich die Kranke von diesem Nervenchoc erholte. Eine solche negative Wirkung der Plauderecke „Was die Ärzte sagen" wird mir wohl dieser oder jener bestätigen können.

Warum und wie ist nun so etwas in die Mode gekommen? Nun, das liegt doch auf der Hand. — Es giebt im Deutschen Reiche so etwa 27000 approbierte Ärzte; diese Herren wollen sich doch beschäftigen, wollen leben, bekannt werden und ihre Tüchtigkeit anerkannt wissen, und da es gottlob nicht proportional viel Kranke giebt, verlegen sie sich aufs Schriftstellern und Vorträge halten.

Ich könnte einen mehr bekannten als berühmten Arzt nennen, der an der Hand solcher Zeitungsartikel täglich schriftliche Anfragen von Patienten bekommt, wie sie sich auf Grund des da und dort von ihm erschienenen Artikels verhalten sollen, und jeder dieser Briefe wird mit der „Schreibmaschine" beantwortet, es werden geeignete Verordnungen gegeben, und zum Schluß wird beigefügt: Für diese schriftliche Konsultation berechne ich Mark 10.—. Man wird mir zugeben, daß man da schon mit der Beantwortung von fünf Briefen ein gutes Geschäft macht.

Der Unsitte der öffentlichen ärztlichen Vorträge und ihrer Veröffentlichung in populären Zeitschriften sollte von den Vorständen ärztlicher Vereine und der Ärztekammern entschieden entgegen getreten werden. Besonders sollte sich aber kein reeller Arzt zu schriftlichen Behandlungen, ohne den Patienten vorher gesehen und gesprochen zu haben, bewegen lassen; dann wird sich das Ansehen der Ärzte, über dessen Niedergang sie in ihren Fachblättern klagen, wieder heben.

Nationale Bildung und humanistisches Gymnasium. Mit keinem modernen Schlagwort wird heutzutage ein ärgerer Mißbrauch getrieben, als mit dem Worte „national," auch in Deutschland, vielleicht sogar besonders in Deutschland. Nachdem wir lange Zeit entweder weltbürgerlich oder partikularistisch gedacht hatten, also politische Kinder geblieben waren, halten wir es jetzt, wo wir endlich ein nationales Reich errungen haben und in der Welt etwas bedeuten, für zeitgemäß oder vielmehr für eine nationale Pflicht, überall „national" zu sein und das, was wir immer noch nicht ganz gelernt haben, nämlich unsre deutsche Art den Ausländern gegenüber hochzuhalten und in der großen Politik nur nach unsern Interessen zu fragen, statt Gefühlspolitik zu treiben, wenigstens durch hochtönende Worte zu ersetzen. Solche sind gut dazu, andre, die ebensogut „national," aber andrer Meinung sind, einzuschüchtern und die urteilslose Menge hinter sich herzuziehn, aber nicht dazu, etwas zu beweisen. Mit dem Worte „national" läßt sich

jede Barbarei rechtfertigen. Im Namen der russischen Nationalität bestrebt sich seit Jahrzehnten das Zarenreich, alle höhern Kulturen, die von „fremden" Bevölkerungen auf seinem Boden vertreten werden, auf das tiefere Niveau des Moskowitertums herabzuziehn, statt dieses emporzuheben, und alle die aristokratischen Bildungen platt zu walzen zur einförmigen Ebne der russischen Demokratie, über der dann einsam als einzige hohe Spitze die absolute Monarchie des Zarentums emporragt, ganz wie im Orient; im Namen der magyarischen Nationalität, der im Reiche der Stephanskrone nur 46 Prozent der Bevölkerung angehören, drängt der magyarische Staat Deutschen, Rumänen, Slowaken, Serben u. s. f. seine isolierte Sprache auf; um ihrer nationalen Selbständigkeit willen stoßen die slawischen Stämme Österreichs die deutsche Kultur von sich, ohne die sie doch gar nicht leben können. Mit diesem „Nationalismus" verbindet sich hier also überall der Rückfall in die Barbarei isolierter, kleiner Völkerschaften, die viel zu schwach dazu sind, eine eigne Kultur aus sich heraus zu erzeugen, und deren Sprachen nicht nur viel zu schwierig sind, als daß sie von Fremden leicht gelernt werden könnten, sondern auch den innern Wert großer, weitverbreiteter Kultursprachen entbehren, die den Zutritt zu eine reichentwickelten Litteratur eröffnen. Ohne die Kenntnis einiger moderner Hauptsprachen ist man heute kein gebildeter Mensch im vollen Sinne; das Tschechische oder Magyarische aber braucht niemand zu lernen, um ein gebildeter Mensch zu sein. Das ist im Grunde der Kern des modernen Völkerstreits im alten Österreich, daß diese undeutschen Stämme für ihre Sprachen eine Gleichberechtigung fordern, auf die sie kein inneres Recht haben.

Nun, wir Deutschen sind keine Tschechen und Magyaren und auch keine Russen, wir sind ein großes selbständiges Kulturvolk von etwa 88 Millionen Menschen auf dem Erdball, von denen fünf Achtel im Deutschen Reiche vereinigt sind. Aber auch wir dürfen nicht vergessen, daß wir mit den übrigen Nationen Westeuropas eine große Kulturgemeinschaft bilden und immer gebildet haben, daß wir mit ihnen immer in regem, geistigem Austausch gestanden haben, daß unsre Bildung auf der gemeinsamen antiken Grundlage ruht. Es ist unser Stolz, daß wir diese verschiednen Elemente uns innerlich angeeignet und sie nach unsrer Art umgebildet, zu Bestandteilen unsrer Kultur gemacht haben; sie auszuscheiden, uns auf die „nationale" Grundlage zurückzuziehn, wäre heute ganz unmöglich, denn diese Grundlage müßten wir in den Urwäldern und Blockhäusern des alten Germaniens suchen, und auch dort würden wir schon römische Händler, römisches Gold und römische Kunst finden. Alles, was unsre Bildung im Laufe zweier Jahrtausende an fremdem Gut in sich aufgenommen hat, das gehört zu unsrer Kultur, das ist für uns nichts Fremdes mehr. Darum erscheint uns heute das Bestreben, unsre Kunst „national" auszugestalten und die „antiklassische" Richtung unsrer führenden Künstler geradezu bedenklich, wenn das alles mehr heißen soll, als das Bestreben, unsrer Eigentümlichkeit künstlerischen Ausdruck zu geben. Bei dem mangelhaft entwickelten Formensinn der nordischen Völker — und alle Kunst ist zunächst schöne Form, oder sie ist gar keine Kunst — liegt die Möglichkeit nur zu nahe, daß unsre „nationale" Kunst einfach häßlich und plump, also barbarisch wird, wenn sie sich lossagt von dem Studium einer reicher entwickelten, formenschönen südländischen Kunst, und wenn unsre Litteratur darauf verzichtet, Strahlen südländischen Lichts in unsern trüben Himmel einzulassen, dann wird sie abfallen von unsern größten Traditionen und uns keine Erhebung bringen, sondern ein trübes Versinken in düstre pessimistische Lebensauffassung, wovon wir schon reichlich genug haben.

Vollends gefährlich ist es, wenn nun gar auf dem Gebiete des Unterrichts, vornehmlich des höhern Unterrichts, mit dem Schlagwort „national" operiert wird, um die eine Richtung zu verwerfen, die andre als die einzig richtige oder wenigstens weitaus bessere zu empfehlen. Dieses Schlagwort ist schon oft genug von den „Realisten" als Sturmbock gegen das humanistische Gymnasium verwandt worden; „weg mit dem Klassischen" ist auch sonst der Schlachtruf oft gewesen. Ein typisches und deshalb allgemein interessantes Beispiel für diesen Mißbrauch, aber schwer er-

klärlich ist es, wenn der Oberbürgermeister einer der größten und schönsten Städte Deutschlands, die groß und schön geworden ist als „eine vorgeschobne Kolonie des Südens," nämlich Dresdens, in öffentlicher Beratung die Errichtung eines städtischen Reformgymnasiums nach Frankfurter Art u. a. mit der Behauptung zu begründen versucht hat, die humanistischen Gymnasien Deutschlands hätten ihre Aufgabe in nationaler Beziehung nicht so erfüllt, wie wir es als Deutsche hätten erwarten können. Beweis: im Reichstag, in dem sich die Volksbildung widerspiegelt, findet die eine mächtige Partei den Schwerpunkt ihres Denkens jenseits der Alpen, die andre ist nationaler Bildung überhaupt bar. Andre Völker sind uns jedenfalls in der Pflege des Nationalgefühls überlegen, die humanistische Erziehung hat also ihre „nationale" Aufgabe nicht erfüllt. Folgerung: Dresden muß ein Reformgymnasium errichten, das unsre Jugend in nationaler Beziehung [besser] fördern wird. So sprach in der Stadtverordnetenversammlung am 9. Oktober d. J. der Oberbürgermeister Beutler, ohne gegen seine Behauptung Widerspruch zu finden, natürlich unter den „lebhaften Bravorufen" der Stadtväter. Nun, an ihm selbst scheint das humanistische Gymnasium seine „nationale" Aufgabe doch recht gut erfüllt zu haben, denn an nationaler Gesinnung lassen seine Worte gewiß nichts zu wünschen übrig. Seitdem, also seit etwa dreißig Jahren, ist es aber offenbar anders und schlechter geworden, das humanistische Gymnasium hat — leider auch unter seinen Augen in Dresden — diese nationale Aufgabe nicht mehr so recht gelöst, denn sonst könnten im Reichstag nicht Zentrum und Sozialdemokratie eine so große Rolle spielen. Wir bestreiten keineswegs, daß sich im Reichstag die Volksbildung gewissermaßen widerspiegelt, aber wahrhaftig nicht die Blüte der Intelligenz deutscher Nation, wie in dem verschrienen Frankfurter Professorenparlament von 1848/49, sondern nur die politische Bildung kommt in seiner Zusammensetzung zum Ausdruck, oder, was leider dasselbe ist, die politische Unreife unsrer Wählerschaften. Sind denn die sozialdemokratischen Abgeordneten alle oder nur größtenteils durch ein humanistisches Gymnasium gelaufen, oder haben gar die sozialdemokratischen Wähler ein solches besucht? Sind die katholischen Gymnasien und Priesterseminarien, auf denen die meisten Zentrumsmitglieder gebildet sein werden, identisch mit den deutschen Gymnasien überhaupt? Mit besserm Rechte könnte man die Volksschule für solche Wahlergebnisse verantwortlich machen, denn aus ihr gehn die Massen der Wähler hervor. Ob unsre katholischen Mitbürger den Schwerpunkt ihres Denkens, soweit es nicht religiöser Art ist, wirklich jenseits der Alpen finden, untersuchen wir hier nicht, darauf wird vielleicht ein Dresdner Katholik die Antwort geben. Doch es lohnt nicht, über eine so sonderbare Begründung noch ein Wort zu verlieren. Aber weiter: andre Völker sind uns in der Pflege des Nationalgefühls überlegen, und daran trägt die humanistische Erziehung die Schuld. In jedem leidlichen Gymnasialunterricht wird man doch wohl immer soviel lernen können, daß die Schwäche unsers Nationalbewußtseins von ganz andern Dingen herkommt als von der humanistischen Bildung, daß sie auf einer langen wirrenreichen Geschichte und auf einem, wie es scheint, unausrottbaren Charakterfehler der Deutschen, ihrer Neigung zum Partikularismus beruht. Wer hat uns denn gehindert, schon im Mittelalter, auf der Höhe nationaler Macht, eine feste Reichsordnung zu schaffen? Lediglich wir selbst.

Der wohl auch erhobne Vorwurf, die humanistischen Gymnasien erzögen junge Griechen und Römer — heute noch! —, ist geradezu lächerlich. Sie wollen ihrer Aufgabe gemäß in die antike Kultur, allerdings mit einer gewissen Gründlichkeit, die manchem lästig fällt oder überflüssig erscheint, als in die Grundlage unsrer eignen, als Bestandteil unsrer eignen „nationalen" Bildung einführen, keineswegs in ihr ein Vorbild für uns aufstellen; sie haben einen ausgedehntern Geschichtsunterricht als die Realgymnasien, der in Sachsen der mittelalterlichen und neuern, also doch größtenteils der deutschen Geschichte auf der Unterstufe zwei, auf der Oberstufe drei Jahre widmet (also 5 von 9), sie pflegen die Kenntnis der deutschen Litteratur und Sprache mindestens ebenso wie die Realgymnasien, sie feiern ihre patriotischen Feste in demselben Umfange, was sollen sie denn sonst wohl noch thun?

Sollen sie die Irrlehren der Sozialdemokratie und die Ansprüche des Ultramontanismus kritisch behandeln oder noch mehr Feste begehn, während doch jedes Übermaß abstumpft? Was sie aber auch gethan haben, für die Pflege des nationalen Sinnes haben sie trotz alledem zu wenig geleistet. Das muß sich öffentlich und von einer leitenden Stelle aus, unter dem Beifall einer Großstadtvertretung, das deutsche humanistische Gymnasium sagen lassen, und also der deutsche Gymnasiallehrerstand. Der nämlich, und niemand sonst, ist in diesem Falle das deutsche Gymnasium, er trägt die Verantwortung für seine Leistungen im Rahmen seiner Institutionen, denn für die Pflege nationaler Gesinnung gewähren diese Raum genug; er ist also hier der schuldige Teil, er, dessen patriotische Gesinnung kein geringerer als Fürst Bismarck in seiner Schönhauser Stiftung vom 21. Mai 1885 mit den ehrenvollsten Worten anerkannt hat! Er ist gut genug, bei allen möglichen patriotischen Veranstaltungen mitzuwirken und Reden zu halten, aber nicht sicher vor schwerer Verkennung seines redlichen Strebens, worin er keinem andern Stande nachsteht; er hatte im Dresdner Stadtverordnetensaal nicht nur keinen Vertreter, wie gelegentlich früher, sondern er fand in dieser schultechnisch durchaus inkompetenten Versammlung auch nicht einmal einen Verteidiger. So ist es ja immer: kein Jurist und kein Mediziner läßt sichs gefallen, daß ein Laie in seinem Fache autoritativ mitredet, aber in Schulsachen, auch in den schwierigsten Fragen, glaubt sich jeder berechtigt, von der dürftigsten Kenntnis der Verhältnisse aus zu kritisieren und abzuurteilen.

Was da gegen das humanistische Gymnasium gesagt wurde, das wurde wesentlich nur gesagt, um die Gründung eines Reformgymnasiums zu rechtfertigen, allerdings des ersten in dem Staate, dessen König einst erklärt hat: „Gott erhalte uns die humanistische Bildung! Ich werde für sie kämpfen bis an mein Ende.“ War das nötig? Genügte es nicht vollständig, zu sagen: Wir brauchen sowohl ein humanistisches als ein Realgymnasium; zwei selbständige Schulen dieser Art sind uns zu teuer, also wollen wir es einmal mit einem Reformgymnasium versuchen, das beide Richtungen sozusagen vereinigt, und das sich anderwärts schon bewährt hat. Ob das letzte wirklich der Fall ist, geht uns hier nichts an; die alten Ziele festzuhalten und dabei die Unterrichtszeit für die beiden antiken Sprachen um ein Drittel zu verkürzen, scheint freilich ein schwer zu überwindender Widerspruch, aber die Dresdner hoffen ihn ja überwinden zu können und mögen es in Gottes Namen versuchen. Inwiefern aber eine Schulgattung, die das Französische so stark betont, die nationale Gesinnung mehr fördern werde, als das humanistische Gymnasium es thut und gethan hat, und warum sie dann „die klassische Bildung nicht beschränkt,“ sondern nur einen andern Weg einschlägt, um diese Bildung zu vermitteln, diese Bildung, die doch so hinderlich für die „Pflege des Nationalgefühls“ ist, das vermögen wir schlechterdings nicht einzusehen. Otto Kaemmel

Nachschrift. Auch nach dem amtlichen Wortlaut der fraglichen Rede, den mir der Herr Oberbürgermeister Beutler infolge einer öffentlichen Erklärung des Vorstandes des Sächsischen Gymnasiallehrervereins mitgeteilt hat, bleibt die Anklage gegen das humanistische Gymnasium, wie sie der vorläufige Bericht des Dresdner Anzeigers vom 10. d. M. brachte, in voller Ausdehnung bestehn, nur daß der Vorwurf der „Institution“ nicht den Lehrern gemacht wird; das ändert wenig, da die Institution doch eben von den Lehrern vertreten wird und ihnen als etwas Wertvolles gilt. Immerhin ist die briefliche Versicherung des Herrn Oberbürgermeisters, „daß eine Kränkung des Gymnasiallehrerstandes weder beabsichtigt noch thatsächlich ausgesprochen worden ist,“ dankenswert. O. K.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Die Bodenbenutzung im Deutschen Reiche

Die nach frühern Bestimmungen für das Jahr 1903 in Aussicht genommne amtliche Ermittlung der Bodenbenutzung im Deutschen Reiche ist wegen der bevorstehenden Neuordnung unsrer zollpolitischen Beziehungen zum Auslande schon im Jahre 1900 geschehn. Die Ergebnisse sind jetzt vom Kaiserlichen Statistischen Amte veröffentlicht worden.*) Sie werden auf die Entscheidung der schwebenden Zolltariffrage kaum noch Einfluß haben, aber das vermindert ihren Wert nicht. Ebensolche Ermittlungen sind in den Jahren 1878, 1883 und 1893 veranstaltet worden, sodaß man jetzt die Entwicklung durch einen Zeitraum von 22 Jahren verfolgen kann, und zwar für eine Periode, der die Agrarkrisis einen ganz besondern Charakter aufgeprägt hat.

Die Statistik der Bodenbenutzung erfaßt die Gesamtfläche des Deutschen Reichs, deren Umfang sich nach der Aufnahme vom 1900 auf 54064785 Hektar stellte. Diese Zahl stimmt weder mit den Ergebnissen der frühern Ermittlungen der Bodenbenutzung noch mit den Feststellungen genau überein, die bei den aller fünf Jahre wiederholten Volkszählungen vorgenommnen werden. So ergab die im Sommer 1893 veranstaltete Aufnahme 54048624 Hektar; das waren 267 Hektar mehr, als die Volkszählung vom 1. Dezember 1890 ergeben hatte. Und die Volkszählung vom 1. Dezember 1900 ergab wieder 9467 Hektar mehr als die Aufnahme vom Sommer 1900. Die Verschiedenheiten erklären sich in der Hauptsache durch Neuvermessungen, Katasterberichtigungen und durch die Aufnahme früher nicht katastrierter Flächen. Der Gewinn durch Anwachsen von Land an den Küsten ist verhältnismäßig sehr gering. Der Gebietzuwachs durch die Einverleibung Helgolands und durch einige Grenzregulierungen mit der Schweiz seit 1878 belief sich noch nicht auf 70 Hektar. Die jüngern Zahlen sind in der Regel als die richtigern anzusehen.

*) III. Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reiches 1902. Die Ergebnisse der Ermittlung der landwirtschaftlichen Bodenbenutzung im Jahre 1900 (Referent: Regierungsrat Professor Dr. Mayet).

Von dieser Gesamtfläche wurden benutzt

	1878	1883	1893	1900
		1000 Hektar		
landwirtschaftlich	36726	35640	35165	35055
forstwirtschaftlich	13873	13908	13957	13996
weder land- noch forstwirtschaftlich .	3399	4476	4927	5014
Gesamtfläche	**53998**	**54024**	**54049**	**54065**

Hier tritt uns nun die verblüffende Erscheinung entgegen, daß die landwirtschaftlich benutzte Fläche stetig abgenommen, dagegen die weder land- noch forstwirtschaftlich benutzte Fläche stetig zugenommen haben soll. Pessimistische Gemüter könnten versucht sein, das als einen Beweis für die böse Wirkung der Agrarkrisis zu betrachten, aber wenn man näher zusieht, so stellt sich dies als unberechtigt heraus. In Wirklichkeit hat die landwirtschaftliche Bodenbenutzung trotz der Agrarkrisis vielmehr zugenommen, obgleich doch auch die forstwirtschaftliche Fläche eine, wenn auch sehr geringe Ausdehnung aufweist.

Die weder land- noch forstwirtschaftlich benutzte Fläche setzte sich bei den vier Aufnahmen folgendermaßen zusammen:

	1878	1883	1893	1900
		1000 Hektar		
Haus- und Hofräume	502	448	484	522
Öd- und Unland	499	1616	2061	2102
Wege, Gewässer usw.	2398	2412	2382	2389
zusammen	**3399**	**4476**	**4927**	**5013**
Prozent der Gesamtfläche	**6,3**	**8,3**	**9,1**	**9,3**

Die Fläche der Haus- und Hofräume muß natürlich fortgesetzt zunehmen. Die Abnahme von 1878 bis 1883 entspricht nicht der Wirklichkeit, sondern erklärt sich daraus, daß 1878 sehr vielfach kleinere sogenannte „Hausgärten" zur Fläche der Haus- und Hofräume gerechnet worden waren, während sie später zur „landwirtschaftlich benutzten Fläche" in der Rubrik Haus- und Obstgärten usw. gezählt worden sind. Auch die Zunahme des von Wegen, Gewässern usw. — genauer: von Wegen, Friedhöfen, öffentlichen Parkanlagen, Gewässern usw. — eingenommnen Areals kann nicht befremden. Die Abnahme von 1883 auf 1893 beruht auf irrtümlicher Einbeziehung eines Teils des Öd- und Unlands im Jahre 1883. Zu beachten ist übrigens, daß auch der von den Städten bedeckte Grund und Boden überall mit eingerechnet ist.

So bleibt die fortgesetzte starke Zunahme des „Öd- und Unlands" allein als Rätsel übrig. Wie ist diese scheinbar so bedenkliche Erscheinung zu erklären?

Um sie zu verstehn, ist hier schon ein Blick auf die Bestandteile der landwirtschaftlich benutzten Fläche nach den Ergebnissen der vier Aufnahmen zu werfen. Es kamen:

	1878	1883	1893	1900
auf		1000 Hektar		
Acker- und Gartenland	26063	26177	26243	26257
Wiesen	5914	5903	5916	5956
Reiche Weiden	617	613	749	795
Geringere Weiden und Hutungen	3998	2812	2124	1912
Weinberge	134	135	133	135
zusammen	**36726**	**35640**	**35165**	**35055**

Nur die „geringern Weiden und Hutungen" haben also in der ganzen Periode 1878/1900 abgenommen, und zwar fast in demselben Maße, wie das „Öd- und Unland" zugenommen hat. Nach den über die einzelnen Erhebungen vorliegenden Berichten steht es fest, daß die Zunahme des „Ödlands" — wie fortan kurz gesagt sein mag — fast ganz darauf zurückzuführen ist, daß bei frühern Aufnahmen als „Hutungen" — wie wir statt „geringere Weiden und Hutungen" fortan sagen wollen — angemeldete Flächen bei spätern Aufnahmen als „Ödland" bezeichnet worden sind. Eine besondre Definition von Ödland war nicht gegeben, die Hutungen aber waren nach oben unterschieden von den sogenannten „reichen Weiden," d. h. Weiden „von im Durchschnitt der Jahre mindestens 15 Doppelzentnern Heuweidewert oder mindestens einer Kuhweide auf das Hektar." Was ist nun Hutung, was Ödland? Es ist klar, daß dem persönlichen Ermessen des zur Anmeldung berufnen Besitzers oder Gemeindevorstehers dabei von vornherein ein weiter Spielraum offen stand. Schon die Aufnahme von 1883 führte zur Ausscheidung eines großen Teiles der 1878 als Hutungen bezeichneten Flächen und ihrer Einreihung unter das Ödland. Eine veränderte Benutzung braucht dem nicht zu Grunde gelegen zu haben. Für die Aufnahme von 1893 war die Rubrik Ödland durch den Zusatz erläutert worden: „einschließlich der reinen Heideländereien und der weder zum Ackerbau noch als Grünland benutzten Moore" usw. Das hatte wieder eine starke Überweisung von frühern Hutungen an das Ödland zur Folge. Die Verschiebung von 1893 bis 1900 ist, wie zu erwarten war, viel kleiner; die Angaben waren richtiger, die Ergebnisse zuverlässiger geworden. Hier wird man wohl auch in weiterm Maße an eine thatsächliche Veränderung in der Bodenbenutzung glauben müssen, die sich — wenigstens teilweise — schon aus dem Rückgang der Zahl der Schafe in der ganzen Periode 1878/1900 erklärt.

Richtig beurteilt kann die seltsame Erscheinung der starken Zunahme des Ödlands außerdem nur werden, wenn sie in den verschiednen Gebietsteilen verfolgt wird. Nach dem Ergebnis der vier Aufnahmen wurden als Ödland angemeldet:

	1878	1883	1893	1900
	1000 Hektar			
in den sieben preußischen Ostprovinzen	139	498	431	438
in Westfalen, Hessen-Nassau, Rheinland und Hohenzollern	12	256	237	225
in Schleswig-Holstein und Hannover	22	571	915	932
im Königreich Preußen überhaupt	173	1325	1583	1595
im Herzogtum Oldenburg	7	6	191	180
in Bayern, Württemberg und Baden	251	234	200	238
im übrigen Deutschland	68	51	87	89
im Deutschen Reich überhaupt	**499**	**1616**	**2061**	**2102**

Bei der schon erwähnten Unbestimmtheit der Grenzen zwischen Ödland und Hutungen können überhaupt nur beträchtlichere Verschiebungen von 1883 an zu denken geben. Von einer irgendwie bedenklichen Zunahme des Ödlands könnte also nur in Schleswig-Holstein, Hannover und dem Herzogtum Oldenburg die Rede sein. Hier sind die ausgedehnten Heiden, vor allem aber die Moore zu Hause. Daß sie erst 1883, zum Teil sogar erst 1893 als Ödland angemeldet worden sind, hat eigentlich allein die auffallende Zunahme des Ödlands und zu-

gleich die Abnahme der landwirtschaftlich benutzten Fläche zuwege gebracht. Daß aus dieser Erscheinung auf eine Einschränkung der landwirtschaftlichen Bodenbenutzung infolge der Agrarkrisis gefolgert werden könnte, ist sonach ganz ausgeschlossen. Der landwirtschaftlichen Nutzbarmachung der ausgedehnten Moore Nordwestdeutschlands als Ackerland und als Wiese oder reiche Weide wird bekanntlich vom Staat und von Privaten die größte Aufmerksamkeit geschenkt, und die schon erzielten Erfolge berechtigen zu guten Hoffnungen. Wenn unter dem Banne der lang dauernden Agrarkrisis das Tempo der Moorkulturarbeit vielleicht langsamer ist, als man wünschen möchte, so ist das nur natürlich. Die Statistik kann dafür schwer einen schlüssigen Beweis erbringen. Für die dringend erwünschte Aufforstung möglichst weiter jetzt noch als Ödland oder auch als Hutungen anzusehender Flächen kommen die Moore des besonders waldarmen Nordwestens nach den bisherigen Erfahrungen weniger in Betracht als die Heiden. Von den 1900 angemeldeten 2100000 Hektaren Ödland sind bei der letzten Bodenbenutzungsaufnahme 351000 Hektar ausdrücklich als zur Aufforstung geeignet bezeichnet worden. Es kommen davon 316000 auf das Königreich Preußen, und zwar auf die Provinz Hannover 164000, und auf das Herzogtum Oldenburg 23000 Hektar. Von den 1912000 Hektaren Hutungen sind im ganzen 282000 als zur Aufforstung geeignet angemeldet worden, wovon auf Preußen im ganzen 229000 kommen, und zwar auf Hannover 47000, auf Westfalen 36600, auf Rheinland 24000 und auf Pommern 23000 Hektar.

Die forstwirtschaftlich benutzte Fläche — um dieser gleich hier kurz zu gedenken — betrug im Deutschen Reiche

	1878	1883	1893	1900
1000 Hektar	13873	13908	13957	13996
Prozent der Gesamtfläche .	25,7	25,7	25,8	25,9

Sie ist also — trotz der landwirtschaftlichen Krisis — so gut wie unverändert geblieben, obgleich sich die forstwirtschaftlichen Erträge im allgemeinen durchaus nicht ungünstig entwickelt haben. Die Ergebnisse der besondern forstwirtschaftlichen Erhebungen von 1900 sind noch nicht veröffentlicht worden. Von einem nähern Eingehn auf die Bewaldungsverhältnisse wird deshalb hier abgesehen.

Um so mehr ist eine genauere Betrachtung der landwirtschaftlichen Bodenbenutzung auf Grund der vier Aufnahmen von Interesse. War aus den Veränderungen, die für die weder land- noch forstwirtschaftlich benutzte Fläche in der Periode der Agrarkrisis von 1878 bis 1900 nachgewiesen worden sind, auf eine Einschränkung der landwirtschaftlichen Bodenbenutzung nicht zu folgern, so ist aus der Entwicklung, die die Anbauverhältnisse der landwirtschaftlich benutzten Fläche in derselben Periode genommen haben, sogar auf eine Ausdehnung der landwirtschaftlichen Bodenbenutzung im eigentlichen Sinne zu schließen. Wenn man, wie es durch das oben Gesagte gerechtfertigt wird, die sogenannten „Hutungen" ganz beiseite läßt, so betrug die landwirtschaftlich benutzte Fläche im Deutschen Reiche

	1878	1883	1893	1900
1000 Hektar	32728	32828	33041	33143
Prozent der Gesamtfläche	60,61	60,77	61,13	61,30

Das ist eine zwar stetige aber immerhin so geringfügige Zunahme, daß daraus keine weitern Schlüsse gezogen werden können. Wie schon angegeben worden ist, setzt sich diese Fläche zusammen aus Acker- und Gartenland, reichen Weiden und Weinbergen, und zwar kamen

auf	1878	1883	1893	1900
	1000 Hektar			
Acker- und Gartenland	26063	26177	26243	26257
Wiesen	5914	5903	5916	5956
reiche Weiden	617	613	749	795
Weinberge	134	135	133	135
zusammen	32728	32828	33041	33143

Auch im einzelnen zeigen sich danach nur sehr unbedeutende Verschiebungen. Schlüsse auf eine bedeutsamere Zunahme der Viehzucht — die in der That eingetreten ist — auf Kosten des Ackerbaues können aus diesen Angaben über die Wiesen und reichen Weiden sicher nicht gezogen werden. Von einer Verschiebung in der Bodenbenutzung, wie sie sich in England in dem starken Anwachsen der Permanent Pasture bei Abnahme des Arable Land in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat, ist in Deutschland gar keine Rede. Die geringe Zunahme der Wiesen und reichen Weiden gegenüber dem Rückgang der Hutungen und der Zunahme des Viehstapels ist sehr zu beachten.

Auch das Acker- und Gartenland, das heißt die dem eigentlichen Ackerbau dienende Fläche, ist im ganzen sehr wenig ausgedehnt worden. Die große Steigerung der „landwirtschaftlichen" Bodenbenutzung wird erst klar, wenn man die einzelnen Arten der Benutzung des Acker- und Gartenlandes in Betracht zieht. Nachstehende Zahlen geben ein Bild von ihrer Entwicklung. Es kamen vom Acker- und Gartenlande

auf	1878	1883	1893	1900
	1000 Hektar			
a) Getreide und Hülsenfrüchte	15587	15724	15992	16051
b) Hackfrüchte und Gemüse	3553	3943	4238	4593
c) Handelsgewächse	418	352	261	188
d) Futterpflanzen	2448	2405	2519	2657
e) Brache	2311	1847	1550	1230
f) Ackerweide	1510	1490	1210	1055
g) Haus- und Obstgärten	236	416	473	483
zusammen	26063	26177	26243	26257

Brache und Ackerweide zusammen sind also in den zweiundzwanzig Jahren der Agrarkrisis von 3821000 auf 2285000 Hektar, also um 1536000 Hektar oder 40 Prozent zurückgegangen. Diese Fläche ist dem Anbau von Feldfrüchten zu gute gekommen, und das bedeutet unzweifelhaft eine Intensivierung des Ackerbaues. Ob sie überall im Interesse höherer Reinerträge — namentlich auf schwereren Böden — angebracht war, kann zweifelhaft erscheinen.

Läßt man die besonders zu beurteilenden „Haus- und Obstgärten" außer Betracht, so machte die zum Anbau von Feldfrüchten benutzte Fläche aus

	1878	1883	1893	1900
1000 Hektar	22007	22424	23010	23489
Prozent der landwirtschaftlich benutzten Fläche	59,92	62,92	65,44	67,01
Prozent des Acker- und Gartenlandes	82,43	85,67	87,68	89,45

In der ganzen Periode 1878/1900 hat sich sonach eine Zunahme von 1482000 Hektar ergeben. Auf ein Jahr berechnet betrug sie in der Periode

1878/83 durchschnittlich 83400 Hektar; in der Periode 1883/93 durchschnittlich 58600 Hektar und in der Periode 1893/1900 durchschnittlich 68400 Hektar.

Die „Haus- und Obstgärten“ sind eigentlich ein etwas dunkler Punkt in unsrer Statistik der landwirtschaftlichen Bodenbenutzung, aber solche werden niemals ganz vermieden werden können. Es sind nach dem Wortlaut des Erhebungsformulars darunter verstanden: „Haus- und Obstgärten (einschließlich Baumschulen und privater Parkanlagen) und gartenmäßig angebautes Feld, bei dem die den einzelnen Früchten gewidmete Fläche wegen zu starker Vermischung der Kultur nicht einzeln nachweisbar ist.“ Einmal gehören also hierher alle städtischen und ländlichen Gärten und privaten Parkanlagen, auch wenn sie nicht als „landwirtschaftliche“ Bodenbenutzung anzusehen sind, dann aber auch „Feld,“ das zum Anbau von allen möglichen Feldfrüchten (a bis d der letzten Übersicht) landwirtschaftlich benutzt wird. Diese Feldfrüchte sind aber in den Nachweisungen, die die Statistik über den Anbau von Getreide und Hülsenfrüchten, Hackfrüchten und Gemüsen, Handelsgewächsen und Futterpflanzen giebt, nicht enthalten. Man muß die „Haus- und Obstgärten“ (g) als das „Gartenland“ von dem „Ackerlande,“ das die Benutzungsarten a bis f umfaßt, scharf unterscheiden. Das Gartenland ist natürlich stetig gewachsen. Die starke Zunahme von 1878 bis 1883 besteht aber nur auf dem Papier, weil eben 1878 eine große Anzahl kleiner Hausgärten zu den „Haus- und Hofräumen,“ dagegen von 1893 an zu den „Haus- und Obstgärten usw.“ gerechnet worden ist. Wie das Gartenland im einzelnen benutzt worden ist, wissen wir nicht. Namentlich fehlt auch jede Angabe über die Fläche, die zum Obstbau verwandt wird, obgleich bei der letzten Aufnahme die Obstbäume — Apfel-, Birnen-, Pflaumen- und Kirschbäume — gezählt worden sind. Vorhanden waren danach im Deutschen Reich überhaupt 168389000 Obstbäume, und zwar 52332000 Apfelbäume, 25116000 Birnbäume, 69393000 Pflaumenbäume, 21548000 Kirschbäume. Der Obstbau wird in Deutschland im ganzen noch arg vernachlässigt, obwohl die hier und da gemachten Versuche rationellern Betriebs doch beweisen, daß fast in allen Teilen des Reichs recht gute Erträge und Gewinne damit erzielt werden könnten. Hier kann das Gartenland, das 1900 im Deutschen Reiche 483000 Hektar, d. h. nur 1,84 Prozent des Acker- und Gartenlands ausmachte, fernerhin ganz unberücksichtigt bleiben.

Von den obengenannten vier Hauptarten der Feldfrüchte (Getreide und Hülsenfrüchte; Hackfrüchte und Gemüse; Handelsgewächse; Futterpflanzen) haben in den 22 Jahren von 1878 bis 1900 nur die Handelsgewächse an Anbaufläche verloren. Im Jahre 1878 nahmen sie 418000 und 1900 nur noch 188000 Hektar ein. Der Rückgang war stetig, und hier wird man freilich an eine starke „Tendenz“ zur Abnahme glauben müssen, so vorsichtig man auch im allgemeinen bei dem Herauslesen solcher „Tendenzen“ aus der Bodenbenutzungsstatistik sein muß. Der Anbau der verschiednen Feldfrüchte kann in den einzelnen, nach unregelmäßigen Zwischenräumen herausgegriffnen Erhebungsjahren durch vorübergehende, rein zufällige Einflüsse so sehr mit bestimmt worden sein, daß auf eine dauernde Tendenz zur Zu- oder Abnahme nicht ohne weiteres geschlossen werden darf. Bei der Abnahme der Handels-

gewächse kamen hauptsächlich folgende Feldfrüchte in Betracht. Es waren angebaut mit

	1878	1883	1893	1900
		Hektar		
Raps und Rübsen . . .	179 000	133 000	106 000	73 000
Flachs	134 000	108 000	61 000	34 000
Hanf	21 090	15 000	8 000	4 000
Mohn	6 000	6 000	4 000	3 000

Diesen Früchten wird man wohl auch für lange Zeit kein günstiges Prognostikon stellen können. Die ausländischen Produkte, die Ersatz bieten, sind zu überlegen im Konkurrenzkampfe.

Anders steht es mit Hopfen und Tabak. Es waren bebaut

	1878	1883	1893	1900
mit		Hektar		
Hopfen	41 000	46 000	42 000	37 000
Tabak	18 000	22 000	15 000	15 000

Hier ist von einem ausgesprochnen Verfall des Anbaus, wie er bei der vorhergehenden Gruppe von Handelsgewächsen in die Augen springt, nicht die Rede. Die nächste Bodenbenutzungsstatistik kann vielleicht wieder eine Zunahme ergeben. Allerdings zeigen auch die alljährlich für die Erntestatistik vorgenommenen Schätzungen der Anbauflächen der wichtigern Feldfrüchte beim Hopfen seit einer Reihe von Jahren eine stetige Abnahme. Alles in allem wird man den Anbau der Handelsgewächse nicht mehr, wie das früher ziemlich oft und auch damals wohl irrtümlich geschehn ist, den deutschen Landwirten als Universalmittel zu erhöhten Reinertägen empfehlen können, ohne sich lächerlich zu machen.

Bei weitem die bedeutendste Rolle unter den Benutzungsarten des Ackerlands spielt der Anbau von Getreide und Hülsenfrüchten, wobei zweckmäßig zu unterscheiden sind: 1. der eigentliche Getreidebau, d. h. der Anbau der „Hauptgetreidearten": Weizen, Spelz und Einkorn, Roggen, Gerste, Hafer und Menggetreide; 2. die andern Getreidearten: Buchweizen, Hirse und Mais; 3. die Hülsenfrüchte (Erbsen, Linsen, Bohnen, Wicken, Lupinen), Mischfrucht (mehrere Hülsenfrüchte im Gemenge) und nicht besonders genannte Arten von Getreide und Hülsenfrüchten. Bei der Bodenbenutzungsaufnahme kamen

	1878	1883	1893	1900
auf		1000 Hektar		
1. den eigentlichen Getreidebau	13 709	13 996	14 269	14 516
2. Buchweizen, Hirse und Mais . . .	296	286	239	176
3. Hülsenfrüchte usw.	1 583	1 442	1 484	1 359
Getreide und Hülsenfrüchte zusammen	**15 588**	**15 724**	**15 992**	**16 051**

Es hat also nur der eigentliche Getreidebau eine stetige Ausdehnung erfahren, während die beiden andern Benutzungsarten eingeschränkt worden sind.

In der Gruppe „Hülsenfrüchte usw." hat der Anbau der vorwiegend zur menschlichen Nahrung dienenden Erbsen, Linsen und Bohnen eine besonders starke Einschränkung erfahren. Er ist stetig von 527 000 auf 263 000 Hektar, also um die Hälfte zurückgegangen, während der Anbau der übrigen zur Gruppe gehörenden Früchte, die teils zu Futterzwecken, teils mit zum Unterpflügen

angebaut werden, zugenommen hat. Ebenso ist der Anbau von Buchweizen und Hirse von 262000 auf 121000 Hektar zurückgegangen, dagegen der Anbau von Mais von 34 auf 55 Hektar ausgedehnt worden.

Für den **eigentlichen Getreidebau** liegen folgende Zahlen vor. Es waren bestellt

	1878	1883	1893	1900
mit		1000 Hektar		
Weizen	1819	1927	2045	2051
Spelz und Einkorn	403	380	353	322
Roggen	5950	5817	6017	5982
Gerste	1623	1754	1627	1707
Hafer	3753	3774	3906	4105
Menggetreide	161	344	321	349
zusammen	13709	13996	14269	14516
Das sind Prozent des Acker- und Gartenlandes	52,60	53,46	54,37	55,28

Die Gesamtzunahme in den 22 Jahren von 1878 bis 1900 betrug 806000 Hektar und im Jahresdurchschnitt in der Periode 1878/83: 57200 Hektar; in der Periode 1883/93: 273000 Hektar und in der Periode 1893/1900: 35500 Hektar. Auch der Getreidebau im genauern Sinne hat also in der Periode 1893/1900 nicht nur nicht abgenommen, sondern sogar noch stärker zugenommen als in dem Jahrzehnt 1883/93. Für Weizen, Spelz, Roggen, Gerste und Hafer werden die Anbauflächen alljährlich für die Erntestatistik geschätzt. Die dabei gewonnenen Zahlen stimmen mit dem vorstehenden Zahlenbilde darin überein, daß der Anbau von Weizen und Hafer ziemlich stetig zugenommen hat, der von Roggen und Gerste bei unregelmäßigem Schwanken im ganzen sich gleich geblieben ist, der von Spelz dagegen stetig abgenommen hat. Beim Menggetreide scheinen veränderte Auffassungen bei der Erhebung das Ergebnis stark beeinflußt zu haben. Leider kann man beim Menggetreide ebenso wie bei der Gerste nicht sehen, wieviel davon zu Futterzwecken — bei der Gerste auch zu Brauzwecken — angebaut worden ist. Es ist das wohl bei weitem der größere Teil. Als Brotgetreide wird in Deutschland wohl von diesen beiden Getreidearten wahrscheinlich nur noch ein sehr kleiner Teil, vom Hafer so gut wie nichts verwandt. Das verfütterte Quantum Weizen und Roggen wird wohl das verbackne Quantum von Gerste, Hafer und Menggetreide reichlich aufwiegen. Man kann füglich, ohne einen großen Fehler zu machen, Weizen, Spelz und Roggen als das **Brotgetreide** schlechthin ansprechen. Von dem dem Getreidebau gewidmeten Areal sind sonach angebaut gewesen

	1878	1883	1893	1900
mit		1000 Hektar		
Brotgetreide	8172	8124	8415	8355
anderm Getreide	5537	5872	5854	6161

Von der Gesamtzunahme der Getreidefläche kamen 183000 Hektar dem Brotgetreide, dagegen 624000 Hektar den andern Getreidearten oder — abgesehen von der Braugerste — Futterzwecken zu gute. Die Brotgetreidefläche hat um zwei Prozent, die Fläche der andern Getreidearten um elf Prozent, die Getreidefläche überhaupt um sechs Prozent zugenommen. Auch die Verschiebungen im eigentlichen Getreidebau scheinen also überwiegend im Interesse

der Viehzucht geschehn zu sein, ebenso wie bei den Veränderungen im Anbau von Hülsenfrüchten, Heidekorn, Mais usw. die Rücksicht auf die Erzeugung vegetabilischer Menschennahrung hinter dem Futterzweck immer mehr zurückgetreten ist. Das kann als Charakteristikum für die ganze Gruppe „Getreide und Hülsenfrüchte" bezeichnet werden.

Der Zunahme der Anbaufläche des Brotgetreides um 2 Prozent steht eine Zunahme der Brotesser im Deutschen Reich in der Zeit von 1878 bis 1900 um 27 Prozent gegenüber. Auf je 1000 Einwohner kamen Hektar:

	Weizen	Roggen	Weizen und Roggen zusammen
1883	42,6	128,6	171,2
1893	41,4	121,7	163,1
1900	36,4	106,5	142,9

Die Weizen- und Roggenfläche war also am Ende der 22 Jahre für je 1000 Einwohnern um 28,3 Hektar oder 1,6 Prozent kleiner als zu Anfang. Wie das Kaiserliche Statistische Amt mitteilt, kommen annähernd am Anfang und am Ende der in Rede stehenden Periode (1878 bis 1900) in nachbenannten ausländischen Staaten auf 1000 Einwohner an Weizen und Roggen zusammen Hektar:

	am Anfang	am Ende	am Ende also weniger
Großbritannien und Irland .	32,2	19,2	13,0 Hektar oder 40 Prozent
Österreich	132,4	106,0	26,4 „ „ 20 „
Frankreich	231,9	218,1	13,8 „ „ 6 „
Vereinigte Staaten von Amerika	317,1	233,8	83,3 „ „ 26 „
Ungarn	269,8	264,7	5,1 „ „ 2 „
Europäisches Rußland . . .	466,8	415,6	51,2 „ „ 11 „

Diese Zahlen sind natürlich nur im Groben vergleichbar, weil die Anbaustatistik nicht überall nach denselben Grundsätzen und mit derselben Genauigkeit gemacht wird. Immerhin ist zu sagen, daß sich im Deutschen Reich die Verhältnisse mit am günstigsten entwickelt haben. Es gilt dies auch für die Ernteerträge auf das Hektar, obwohl die Erntestatistiken, wie es in der Natur der Sache liegt, überall zu wünschen übrig lassen. Man sollte bei Schlußfolgerungen aus ihren Zahlen immer sehr vorsichtig sein.

Über den Anbau von Hackfrüchten und Gemüsen liegen folgende Zahlen vor. Es waren bestellt:

	1878	1883	1893	1900
mit		1000 Hektar		
Kartoffeln	2758	2907	3038	3242
Zuckerrüben zur Zuckerfabrikation . . .	176	328	395	461
Zucker- und Runkelrüben zum Verfüttern	329	365	439	498
Möhren	34	37	37	35
Wasserrüben	47	43	49	35
Kohlrüben	79	113	139	169
Kraut und Feldkohl	109	112	96	88
Sonstige Hackfrüchte und Gemüse . . .	21	38	45	65
zusammen	3553	3943	4238	4593
Prozent des Acker- und Gartenlands	13,63	15,07	16,15	17,49

Die Gesamtzunahme in den 22 Jahren von 1878 bis 1900 betrug hier 1040000 Hektar, also um 577000 Hektar mehr als die Zunahme der mit Getreide und Hülsenfrüchten bebauten Flächen. Von diesem Zuwachs kommen allein 285000 Hektar auf den Anbau von Zuckerrüben zur Zuckerfabrikation, der um 162 Prozent ausgedehnt worden ist. Im Jahre 1878 nahm er

0,68 Prozent, 1900 aber 1,75 Prozent des Acker- und Gartenlandes ein. Wie es damit in Zukunft werden wird, macht zur Zeit den deutschen Wirtschaftspolitikern besonders viel Sorge. Hoffentlich wird diese Kulturart möglichst bald in gesunde Bahnen geleitet werden, sollte das Reich auch für absehbare Zeit auf jede Zuckersteuer verzichten müssen. Der Anbau von Kartoffeln hat sogar um 514000 Hektar zugenommen, was in Prozent allerdings nur 18,63 ausmacht. Vielleicht wird auch hier die entstandne Überproduktion an Kartoffelspiritus zu einer Einschränkung der Kartoffelfläche führen. Es wurden zur Spiritusfabrikation im Jahre 1900 etwa 7 Prozent der Kartoffelernte verwandt. Das ist wahrscheinlich mehr als in irgend einem andern Lande. Auf je tausend Einwohner kamen 1900 im Deutschen Reiche 57,5 Hektar Kartoffelland, in Österreich 44,5, in Frankreich 40,5, in Rußland 33,0, in Ungarn 30,6, in den Vereinigten Staaten 13,8 und in Großbritannien und Irland 12,0 Hektar. Leider ist nicht bekannt, welcher Teil der Kartoffelernte bei uns zum Viehfutter dient. Zweifellos ist es ein ganz bedeutender. Möglich ist es, daß auch die Ausdehnung des Kartoffelanbaues zum Teil mit der verstärkten Viehzucht zusammenhängt. Das ist ja auch in gewissem Sinne mit der Zunahme der Zucker- und Spiritusfabrikation der Fall. Die Vergrößerung der Anbaufläche der Hackfrüchte und Gemüse außer den Zuckerrüben und Kartoffeln ist offenbar weitaus zum größten Teil der Futterproduktion zu gute gekommen.

Dazu kommt nun noch die Zunahme des mit Futterpflanzen bestellten Areals von 2448000 auf 2657000 Hektar.

Fast ganz der Gewinnung von Viehfutter zu gute kommt auch die „Nebennutzung“ des Ackerlands. Bisher war nämlich nur von der „Hauptnutzung“ die Rede. Als Nebennutzung (Vor-, Neben-, Nach-, Stoppelfrüchte) waren Feldfrüchte auf dem Ackerlande angebaut worden im Jahre 1900 im ganzen 509496 Hektar gegen 559110 Hektar im Jahre 1893. Für 1878 und 1883 liegen keine damit vergleichbare Zahlen vor. Auch die Vergleichbarkeit der Zahlen für 1893 und 1900 wird wohl nicht ganz einwandfrei sein. Wir wollen hier auf jeden Vergleich verzichten. Mit Getreide — einschließlich Buchweizen, Hirse und Mais — als Nebenfrucht waren 1900 nur etwa 11000 Hektar bebaut, davon kaum 2000 Hektar zur Menschennahrung, der Rest zum Futter. Die als Nebenfrucht angebauten Hülsenfrüchte nahmen 67000 Hektar ein, wovon 57000 zum Unterpflügen bestimmt waren, der Rest fast ganz zum Grünfutter. Die Hackfrüchte und Gemüse als Nebenfrucht machten 240000 Hektar aus, wovon 231000 auf Wasserrüben kamen, die Futterzwecken dienten, der Rest auf andre Futterrüben. Auch die als Nebenfrucht angebauten Handelsgewächse (7397 Hektar) waren fast ganz zum Futter bestimmt. Der vegetabilischen Menschennahrung kommt die Nebennutzung des Ackerlands also so gut wie gar nicht zu gute.

Man wird also wohl mit Recht sagen können, daß die Entwicklung der Benutzung des Ackerlandes, oder kürzer: die Entwicklung des Ackerbaues wesentlich von dem Streben und dem Bedürfnis nach erhöhter Produktion animalischer Nahrungsmittel beeinflußt worden ist. Nicht in der Weidewirtschaft, vielmehr in der Stallfütterung hat sich bei uns die Zunahme der Viehwirtschaft vollzogen. Und das scheint denn auch den natürlichen Verhältnissen Deutschlands

im Unterschiede von denen Englands zu entsprechen. Daraus wird man aber auch entnehmen können, daß dem Übergang von der Produktion vegetabilischer Nahrungsmittel zur Viehzucht in der deutschen Landwirtschaft engere Grenzen gezogen sind als in der englischen. Der Brotgetreidebau wird in Deutschland vorläufig und vielleicht für immer die wichtigere Rolle spielen. Auch daran ist — wie dies in den Grenzboten immer anerkannt worden ist — nicht zu zweifeln, daß die deutsche Landwirtschaft, wenn sie wollte, imstande wäre, den Brotgetreidebedarf des deutschen Volks zunächst vollauf zu decken. Es fragt sich nur erstens, wie lange noch bei fortdauernd starker Volksvermehrung; zweitens, wie zu der nötigen „Intensität" des Betriebs, die allein solche erhöhte Bruttoerträge erzielen kann, alle Landwirte veranlaßt werden sollen, solange das Ackerland im Privateigentum, und der Grad der Intensität Privatsache bleibt; endlich und hauptsächlich drittens, ob diese erhöhte Intensität nicht eine solche Steigerung der Produktionskosten voraussetzt, daß die Reinerträge immer kleiner werden. Das scheint teilweise schon der Fall zu sein, und darin liegt vielleicht die ernsteste Gefahr für unsre landwirtschaftliche und volkswirtschaftliche Zukunft, mit höhern Getreidezöllen oder ohne sie.



Österreich

Von Albin Geyer

(Schluß)



Die geschilderten sattsam bekannten Vorgänge sind hier ausdrücklich darum wieder betont worden, weil bestimmt darauf hingewiesen werden soll, daß die gegenwärtig in der österreichischen Monarchie herrschenden Wirrnisse keineswegs den Gegensatz zwischen Deutschen und Tschechen, sondern den Dualismus zum wesentlichen Ursprung haben. Wir wollen nun zwar nicht behaupten, daß ein wirtschaftlicher Dualismus zwischen den beiden Reichshälften überhaupt eine politische Unmöglichkeit wäre, aber der jetzt bestehende ist darum ein Unsinn, weil er der österreichischen Monarchie nicht nur keine feste Grundlage giebt, sondern ihr diese ausdrücklich durch die Bestimmung entzieht, daß der Ausgleichsvertrag aller zehn Jahre erneuert werden muß. Alle gesetzlichen und verfassungsmäßigen Bestimmungen „auf Zeit" sind Unsinn. Die alten Diplomaten wußten sehr wohl, warum sie ihre Verträge „auf ewige Zeit" abschlossen. Fürst Bismarck hat einmal auf der Reichstagstribüne als Kommentar hinzugefügt, daß solche Verträge selbstverständlich nur so lange in Kraft blieben, als sich die Verhältnisse, unter denen sie abgeschlossen worden seien, nicht grundsätzlich geändert hätten. Tritt das letzte ein, so macht sich die Abänderung auf friedlichem Wege oder durch Gewalt von selbst geltend. So ist der historische Lauf immer gewesen. Der parlamentarische und der journalistische Witz des vorigen Jahrhunderts hat sich dann an dem veralteten Ausdruck „auf ewige

Zeiten“ geübt, es sind kurzsichtigere Anschauungen herrschend geworden, und die Anzahl der Verträge und der Gesetze mit Bestimmungen über Verlängerungs- und Erneuerungsfristen auf Zeit hat sich gehäuft. Diese neue politische Technik hat aber wenig ersprießlich gewirkt. Man braucht sich z. B. nur das gänzlich unfruchtbare Gerede ins Gedächtnis zurückzurufen, das seit Jahr und Tag von Freund und Feind an die im Frühling erfolgte Verlängerung des Dreibundes geknüpft worden ist. Glücklicherweise betraf diese Angelegenheit nur Abmachungen zwischen Diplomaten ohne berufsmäßige Einmischung der Parlamentarier und ihrer Parteipresse. Um einen solchen Fall herauszugreifen, wollen wir auf das unglückselige deutsche Sozialistengesetz hinweisen. Anstatt seinen Zweck, die Sozialdemokratie einzudämmen, zu erfüllen, hat es gerade durch den Umstand, daß aller zwei bis drei Jahre ein Kampf um seine Erneuerung geführt werden mußte, der sozialdemokratischen Fraktion aus ihrer frühern mindern Geltung zur parlamentarischen Gleichberechtigung verholfen, und man hat es schließlich ganz und gar fallen lassen. Um der Bevölkerung größere Aufregungsperioden zu ersparen, hat man in Preußen und in Deutschland die Wahlperioden verlängert, den letzten Handelsvertrag auf zwölf Jahre abgeschlossen. Aber man sehe jetzt, wie vor Ablauf des Vertrags alle politischen und wirtschaftlichen Parteien erregt, alle reinen und unreinen Interessen entfesselt sind, Autorität und gute Sitten gemindert werden — und dabei weiß doch jeder Einsichtige im voraus, daß man sich schließlich im großen und ganzen ungefähr auf die Regierungsvorlage einigen wird.

Solche erbitterte Kämpfe wirtschaftlicher und politischer Natur, die bei der modernen Entwicklung des Parteiwesens von Fall zu Fall ungestümer verlaufen müssen, schreibt der Dualismus nun aller zehn Jahre verfassungsmäßig vor, beschwört sie über ein Reich herauf, das bei seiner völkerschaftlichen Zusammensetzung und der ungenügenden Entwicklung des Gesamtgefühls mit verdoppelter Sorgfalt vor allen erschütternden Verfassungskämpfen bewahrt werden müßte. Diese wirtschaftliche Kündigungsklausel für jedes Jahrzehnt war politisch nicht klug und nicht einmal nötig. Die erste Erneuerung des sogenannten Ausgleichs ist im Jahre 1877 fast ohne Sang und Klang erfolgt: ein Beweis dafür, daß im großen und ganzen das Richtige getroffen worden war. Erst 1887 begannen ernstliche Kämpfe, denn wenn man jemand um seine Meinung befragt, pflegt er eine zu haben, sagt schon Herbart in seinen kleinen Schriften. Diese Kämpfe entstanden durch die Begehrlichkeit der Magyaren und wurden infolge der Zerrüttung und der parlamentarischen Schwäche Österreichs zu ihren Gunsten entschieden; sie erneuerten sich 1897 in erhöhtem Maße und haben den ganzen heutigen Wirrwarr angerichtet. Er wird diesesmal aus naheliegenden Gründen noch einen einigenden Abschluß finden, und gerade die trockne Offenheit, mit der man einander von beiden Seiten deutlich ins Gesicht gesagt hat, man werde sich im Falle der Trennung des einheitlichen Zollgebietes auch ohne die andre Reichshälfte zu helfen wissen, wird diesen Ausgang fördern. Es wird eine Einigung über Ausgleich und Zolltarif erfolgen, denn man ist auf keiner Seite ernstlich bereit, den Sprung ins Ungewisse zu thun. Das bedeutsamste aber bei der diesmaligen Ent-

wicklung der Angelegenheit ist die erfreuliche Erscheinung, daß sich in beiden Reichshälften angesehene Stimmen dafür ausgesprochen haben, künftig müsse der wirtschaftliche Dualismus zwischen Österreich und Ungarn zu einem dauernden gemacht werden. Daß diese Änderung eine wirkliche „Staatsnotwendigkeit“ ist, glaube ich schon erwiesen zu haben, und es dürfte einer geschickten und energischen Regierung nicht schwer fallen, die bisher bei den Ausgleichsberatungen gesammelten ungünstigen Erfahrungen zu benutzen, um hüben wie drüben die auf einen dauernden Ausgleich gerichtete Strömung zu fördern. Hierbei würde sich die Initiative und das thätige Eingreifen der Krone empfehlen.

Dieselbe Einwirkung erweist sich auf andern Gebieten des Staatslebens mindestens in ebenso nachdrücklicher Weise als dringend notwendig, wenngleich der Dualismus auf Zeit das in einer verfehlten politischen Absicht und in übereilter Weise eingeführte Hauptübel der österreichischen Monarchie ist. Aus ihm leiten ja auch die Tschechen die Begründung ihres sogenannten Staatsrechts her, indem sie sagen: Wenn durch die Revolution von 1848/49 das ungarische Staatsrecht nicht verloren gegangen ist, kann auch das Recht der Wenzelskrone durch die Schlacht am Weißen Berge nicht vernichtet worden sein. So hängt sich immer ein nationaler Anspruch an den andern, wird zu einem ständigen Streitpunkt in der Presse und einem gelegentlichen im Parlament, ohne jemals zu einer Klärung zu gelangen, denn nur in zwei Punkten versteht man in Wien keinen Spaß: wenn nämlich die Armee oder die Hoheit des Kaiserhauses angetastet wird; dann wird auch die unerschöpfliche Langmut des Kaisers Franz Joseph zu Äußerungen und Entschlüssen veranlaßt, die an Entschiedenheit und Klarheit nichts zu wünschen übrig lassen. Die Tschechen und auch Herr von Szell könnten aus den letzten Jahren einiges Interessante hierüber erzählen.

Das Durcheinanderlaufen nicht anerkannter nationaler Ansprüche, schiefer Auffassungen des modernen Staatslebens und gänzlich einseitiger Auslegung der übrigens kaum gekannten Verfassung sind die hauptsächlichen Merkmale des gegenwärtigen innerpolitischen Lebens in Österreich. Daß es so weit gekommen ist, war die notwendige Folge davon, daß man eben in Österreich vier Jahrzehnte lang gar nicht regiert hat, sondern die innern politischen Ereignisse sich nach einer niemals klar herausgearbeiteten parlamentarischen Schablone, der man gelegentlich auch einmal recht wenig Rücksicht erwies, abspielen ließ. Eine klare Verfassungspraxis hat es nie gegeben, ja man darf behaupten, daß die Mehrzahl der Politiker, sogar der Abgeordneten und der Minister, die Verfassung nur oberflächlich kennt, vielleicht kaum gelesen hat. Die ganze Zeit hat in Österreich die Auffassung der hauptstädtischen Presse über die Verfassung geherrscht, nach der sie eine parlamentarische sei, das Abgeordnetenhaus also durch seine Mehrheit über den Bestand des jeweiligen Kabinetts zu entscheiden habe. Diese Anschauung ist freilich schon längst unter dem Ministerium Taaffe ad absurdum geführt worden, denn so oft auch damals die Wiener Blätter nach irgend einer parlamentarischen Niederlage der Welt verkündeten, das Ministerium sei gefallen, blieb es doch im Amte, weil es das Vertrauen der Krone weiter hatte. Trotzdem scheint die Ansicht über den

parlamentarischen Charakter der Verfassung auch von den Ministerien geteilt worden zu sein: dafür spricht wenigstens der Eifer der spätern Ministerien, sich für ihr Programm eine vorherige Mehrheit zu sichern, bis diese Schacherpolitik unter Badeni schließlich die dadurch politisch tot gemachte deutsche Minderheit zur Obstruktion trieb. Seit dieser Zeit hat der vorausgehende Majoritätshandel aufgehört, und thatsächlich hat das Ministerium Körber gerade infolgedessen für seine Vorlagen größere Mehrheiten erzielt als je ein Kabinett vorher. Wie man auch daraus wieder ersieht, ist eben bisher nicht nach der Verfassung, weil überhaupt nicht, regiert worden; die Ursache dafür liegt hauptsächlich bei der Krone und ihren verantwortlichen Ratgebern. Infolge davon hat sich so eine Art allgemeiner Meinung gebildet: die Verfassung sei schlecht, weil sie den Völkern den Frieden nicht gebracht und namentlich zur Unterdrückung der Deutschen beigetragen habe. Diese Begründung ist falsch, obgleich die Thatsachen richtig sind. Die österreichische Verfassung ist wohl ziemlich phrasenreich abgefaßt, aber sonst so gut oder so schlecht wie alle andern Verfassungen. Vor allem trägt sie, wie alle deutschen Verfassungen, einen rein konstitutionellen Charakter und weist namentlich der Krone eine Reihe fest bestimmter Rechte zu, die aber nur wenig zur Geltung gebracht worden sind. Einen wirklichen Verfassungskampf, der über solche Dinge Klarheit gebracht hätte, hat es niemals gegeben, dagegen hat das anspruchsvolle Verhalten der einzelnen Nationen und die unberechtigte Kritik der Radikalen ein Tohuwabohu geschaffen, das als Auffassung des verfassungsmäßigen Zustandes gilt. Auf diesem Gebiet werden zukünftige Regierungen Ordnung und Klarheit schaffen müssen, und dann wird sich herausstellen, daß es mit der jetzigen Verfassung auch ganz gut gehn wird. Man muß nur endlich einmal regieren wollen.

In einem Staate, der immer zwischen der zentralistischen und der föderalistischen Richtung hin und her pendelt, wie es in Österreich seither gewesen ist, gewinnt die Person des Monarchen noch eine ganz andre Bedeutung als beispielsweise in England. Kaiser Franz Joseph hat von jeher nach bestem Wissen und Gewissen die Wohlfahrt der seiner Leitung anvertrauten Völkerschaften zur Richtschnur seiner Politik gewählt, man darf also der weitern Entwicklung des österreichischen Staatswesens mit größerer Beruhigung entgegensehen, nachdem die Schwankungen nach der föderalistischen Staatsform hinüber aufgegeben zu sein scheinen, und man am zentralistischen Prinzip festzuhalten entschlossen ist. Jeder föderalistische Versuch der österreichischen Regierung muß schließlich zu Unzukömmlichkeiten und Schwierigkeiten führen. Nachdem man auch in maßgebenden Kreisen an gewissen Vorgängen in der Armee hat erkennen lernen, wohin dergleichen führt, scheint man endgiltig davon zurückgekommen zu sein. Dazu war es allerdings die höchste Zeit, denn jeder neue Rückschlag nach der föderalistischen Seite hin würde dann der notwendigerweise nachfolgenden Rückkehr zum Zentralismus zu den natürlichen und den durch die bisherigen Schwankungen erzeugten Schwierigkeiten nur noch neue schaffen, weil immer wieder neue Rechtsansprüche geweckt werden. So wäre es für den Staat, aber auch für die Tschechen hundertmal besser gewesen, Graf Hohenwart hätte das

bekannte kaiserliche Reskript nicht herausgegeben, wenn kurze Zeit darauf ein Ministerium Auersperg folgen sollte, das dem böhmischen Landtag durch die Einführung der direkten Reichsratswahlen auch das Recht der Beschickung des Reichsrats nahm; selbstverständlich wäre es auch für den Staat wie für die Tschechen heilsamer gewesen, Graf Badeni hätte die unhaltbaren Sprachenerlasse nicht erst herausgegeben, wenn sie Graf Clary wieder aufheben sollte. Es war die höchste Zeit und wird für sämtliche Völkerschaften erwünscht sein, daß diese krampfhaften Sprünge aufgehört haben, denen nur Mißtrauen in das Wollen und die Kraft der obersten Staatslenker folgen muß. Wollen die Habsburger ihren Platz dauernd behaupten, so dürfen sie ihr bisheriges Recht nicht zu Gunsten irgend einer politischen oder parlamentarischen Einrichtung aus den Händen geben, auch nicht die letzte Entscheidung über die wichtigsten Staatsfragen den stürmischen Wogen der Parteipolitik anvertrauen, sondern sie müssen selbst die Initiative ergreifen. In Österreich hat es den maßgebenden Persönlichkeiten seit Jahrzehnten an diesem energischen festen Wollen gefehlt: man mochte wohl reiten, aber der Arm ließ die Zügel schleifen, bald ging das Roß durch, bald graste es. Kam es einer gefährlichen Stelle nahe, so wurde es wohl durch einen kräftigen Ruck in eine neue Richtung gerissen, aber dann konnte es weiter dem eignen Willen nachgehn. Die Kraft zu reiten war da, aber sie wurde nicht angewandt. Es ist aber Sache der österreichischen Regierung, die durch eigne Verschuldung und Unterlassung eingerissenen Zustände zu ändern, eine Versöhnung der verschiednen Nationalitäten thatkräftig zu bewirken, indem man endlich von der ideenlosen Fortwurstelpolitik abgeht. Bisher hat man freilich immer das Gegenteil gethan. Die Freunde des Gesamtstaats verleugnete man, weil man ihrer sicher war, und mit den Feinden wurde parlamentiert, weil man sie gewinnen wollte. Kein Standpunkt, keine Minister- oder Parteienkombination wurden festgehalten, und den Schluß machte jedesmal ein eiliger Rückzug ohne Kampf. Wo der Hauptfehler liegt, habe ich schon deutlich ausgesprochen. Aber einerlei, ob sie bisher ungeschickt oder kraftlos angefaßt wurde, die Aufgabe der österreichischen Regierung bleibt bestehn: auf dem Boden dieses Staates deutsche und halborientalische Bildung zu versöhnen, den meisterlosen Völkern im Osten den Frieden zu bringen und sie zu gewöhnen an den Segen einer gemeinschaftlichen Verwaltung und eines gemeinsamen Heerwesens. Das ist eine Aufgabe, würdig und segensreich genug, dem Staate, der sie löst, eine notwendige Stellung in der europäischen Völkergesellschaft zu sichern. Es sind damit dem Staate Österreich Aufgaben gestellt, die ein sich in rein parlamentarischen Formen bewegendes Staatsleben nicht lösen kann, die dem Absolutismus des achtzehnten Jahrhunderts vielleicht keine Schwierigkeiten geboten hätten; was aber damals versäumt wurde, das muß jetzt nachgeholt werden, natürlich nicht mehr auf dem absolutistischen Wege, dessen Zeitpunkt verpaßt worden ist. Wie die vier letzten Jahrzehnte dargethan haben, geht es durch rein parlamentarische Formen in keinem Falle, da sich keine Majoritätsherrschaft von Nationalität gegen Nationalität aufrecht erhalten, und sich kein Volksstamm vom andern in seiner Entwicklung auch nur behindern läßt. Dagegen ist die in Österreich thatsächlich bestehende kon-

stitutionelle Monarchie, die der Krone neben dem Parlament ausgedehnte Rechte, namentlich der Initiative, einräumt, die geeignete Regierungsform, die sich auch in Preußen ausgezeichnet bewährt hat.

Solange man in der habsburgischen Monarchie nicht von der bisherigen Regierungsmanier grundsätzlich Abstand nehmen wird, ist natürlich an eine Besserung der Verhältnisse nicht zu denken. Wenn aber nicht alle Anzeichen täuschen, so sind in den letzten drei Jahren wenigstens die ersten Anfänge einer Änderung zu erkennen gewesen. Mit der Methode, daß es hoffentlich dem Baron X gelingen werde, was dem Grafen Y nicht geglückt und woran Fürst Z gescheitert war, hat man gebrochen und ist zum Beamtenministerium übergegangen. Das mit anerkennenswerter Geschicklichkeit amtierende Ministerium Körber hat schon eine Dauer von dritthalb Jahren erreicht, und viele Anzeichen sprechen dafür, daß es einen sichern Rückhalt bei der Krone hat, deren unmittelbare Einwirkung gegenüber dem österreichischen Parlament, gegenüber den Tschechen und in neuerer Zeit auch bei den Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn erfolgreich zu Tage getreten ist. Daß auf diesem Wege nicht nur noch mehr, sondern alles zu erreichen ist, werden genaue Kenner der österreichischen Monarchie ohne weiteres bestätigen. Die Bedingungen für diese den Verfassungsverhältnissen durchaus entsprechende Praktik der Regierung liegen dort viel günstiger als anderswo. Zunächst ist der Einfluß der Krone bedeutender als in andern Staaten — das gilt insbesondre auch von Ungarn; hieran ändern einige antidynastische Skandale der Kossuthianer ebensowenig, wie auf der andern Seite das Gebaren der Schönererianer. Weiter ist keine der Nationen mächtig genug, sich in eine ernste Opposition gegen den Willen der Krone einzulassen, da ohne deren Geneigtheit keine einzige auch nur einen Bruchteil ihrer Bestrebungen durchzusetzen vermöchte. Schließlich haben die parlamentarischen Zustände der letzten Jahre namentlich in Österreich den Ruf nach einem liberalen Absolutismus immer häufiger und nachdrücklicher erhoben; selbstverständlich ist auch dieser Wunsch nur dahin aufzufassen, daß eine kräftigere Betonung der Kronrechte eintreten möge, denn kein vernünftig urteilender Politiker denkt heute nur einen Augenblick daran, daß ein absolutistisches Regiment von Dauer sein könnte. Daß das entschiednere Betonen der Kronrechte auch einige Schwierigkeiten und Verstimmungen mit sich bringen wird, liegt auf der Hand, aber diese werden nicht schlimmer sein als der jetzige Wirrwarr, der nur noch zunehmen wird, wenn der schon betretene Weg wieder verlassen werden sollte. Und er wird doch einmal eingehalten werden müssen, wenn nicht unter Kaiser Franz Joseph, dann unter seinem Nachfolger. Natürlich wird man nur schrittweise vorgehn können und vermeiden müssen, alles auf einmal erreichen zu wollen. Zunächst gilt es, den Ausgleich und den Zolltarif für die Handelsvertragsverhandlungen zu Ende zu bringen, sowie für die Zukunft ein ständiges Verhältnis zu Ungarn anzubahnen. Nach dieser Richtung hin wird sich auch die einzig notwendige Änderung der verfassungsmäßigen Bestimmungen nötig machen, im übrigen ist mit dem Bestehenden ganz gut auszukommen.

Alle aus einer kräftigern Bethätigung der Regierungsgewalt erwachsenden

Schwierigkeiten werden nicht von besondrer Tragweite sein, am allerwenigsten dem „Zerfall Österreichs“ vorarbeiten. Man muß dabei doch die Frage aufwerfen: Wohin sollen denn die einzelnen Völkerschaften Österreichs fallen? Für die Deutschösterreicher und die Italiener allein wäre ein Anschluß an die benachbarten nationalen Großstaaten möglich; was würde aber aus den Polen, aus den Ungarn? — Die Tschechen spielen dabei keine Rolle, da sie von selbst in den Machtbereich Deutschlands fallen würden. Man hat früher viel von einer Teilung Österreichs zwischen Deutschland und Rußland phantasiert. Daß Deutschland davon mit gutem Grunde nichts wissen will, hat schon der Nikolsburger Friede bewiesen; heutzutage, wo Rußland seine Kräfte auf ein Jahrhundert in Asien festgelegt hat, ist gar nicht mehr daran zu denken. Es giebt auch politische Hitzköpfe innerhalb und außerhalb Ungarns, die von einem zukünftigen selbständigen magyarischen Königreiche schwärmen, aber die einsichtigen Führer der Ungarn haben selbst ganz genau erkannt, daß auch ein „Königreich Ungarn“ durch innere nationale Schwierigkeiten neben dem gefestigten Königreich Rumänien nur eine gefährdete Stellung einnehmen und höchstens die unbedeutende Rolle eines Mittelstaates spielen würde. Die Wahrscheinlichkeit für einen „Zerfall“ Österreichs ist darum so gering wie möglich. Übrigens weisen die Vorgänge des letzten Jahrhunderts mit unerbittlicher Klarheit den historischen Grundgedanken auf, daß ebenso wie die wirtschaftliche Entwicklung zum Großbetriebe hindrängt, auch die politische Entwicklung immer mehr dahin geht, größere Staatengebilde und Staatenbündnisse zu schaffen. Es wäre der reinste Anachronismus, sollte in solcher Zeit Österreich auseinanderfallen. Weder Deutschland noch Rußland können daran ein Interesse haben, können wünschen, daß sich Zustände, wie sie auf der Balkanhalbinsel normal sind, bis über die Karpaten und bis zum Erzgebirge verbreiten. Im Gegensatz zu weitverbreiteten Zeitungsmeinungen bin ich der Ansicht, daß jeder Versuch der österreichischen Regierung auf strafferes Zusammenfassen ihres Staatswesens in Berlin und Petersburg volle Zustimmung und im Falle des Bedarfs sogar thatkräftige Förderung finden werde. Man hat seinerzeit behauptet, in den beiden Jahren 1849 und 1866 habe nur die russische Intervention und die Mäßigung Bismarcks Österreich gerettet. Was davon richtig ist, führt aber doch zu dem Schlusse, daß dieses Österreich ein ganz besondres Reich sein muß, wenn die Staatsleitungen von Preußen und Rußland für ihre damalige Handlungsweise besondre Gründe hatten. Wir dürfen wohl ohne Widerspruch annehmen, daß diese Gründe, nachdem Rußland und Deutschland große außereuropäische Aufgaben übernommen haben, noch zu größerer Geltung gelangt sind. Heute gilt mehr als je, was Bismarck in seinem politischen Vermächtnis gesagt hat: „Die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie als einer unabhängigen, starken Großmacht ist ein Bedürfnis des Gleichgewichts in Europa, für das der Friede des Landes bei eintretender Notwendigkeit mit gutem Gewissen eingesetzt werden kann.“

Schwierigkeiten, die sich nach außenhin fortsetzen könnten, wird ein österreichisches Kabinet nicht finden, eher wird es Unterstützung bei innern Schwierigkeiten haben. Solche braucht eine sichre Hand nicht zu fürchten. Aus den

oben angeführten Gründen werden die Magyaren wohl einiges Getöse anheben, aber schließlich vernünftigen Erwägungen nachgeben. Es bleiben dann die Tschechen mit ihren Sprachansprüchen, die man künstlich großgezogen hat. Die Angelegenheiten der deutschen Staatssprache wie auch der innern tschechischen Amtssprache ist einfach eine Machtfrage, auch die Badenischen Sprachenverordnungen waren ein Ausdruck der damaligen Machtverhältnisse. Es ist unzweifelhaft, daß in einem „internationalen“ Staate wie Österreich eine amtliche Vermittlungssprache und eine Armeesprache bestehn muß, und daß diese nur die deutsche Sprache sein kann und thatsächlich auch ist. Es wäre wohl besser gewesen, hätte man diese unbestrittne Thatsache verfassungsmäßig festgestellt, aber jetzt wird doch viel zu viel Geschrei darüber erhoben, und die Angelegenheit mit allerhand Dingen verquickt, die nicht zu ihr gehören. Das ist auch in dem „Pfingstprogramm“ der Deutschen geschehn. Die deutsche Vermittlungssprache ist eine Staatsfrage und kann gar nicht auf dieselbe Stufe gestellt werden, wie die tschechische Amtssprache in Mähren und Böhmen. Diese haben die Tschechen sowieso, wo sie dazu die Macht haben, und die können sie wieder verlieren, wie die Badenischen Sprachenverordnungen wieder verloren gegangen sind. Der ganze Sprachenstreit ist heute fast nichts mehr als ein Streit um Beamtenstellen, die nicht mehr mit Deutschen besetzt werden können, weil diese nicht für Nachwuchs gesorgt haben und es auch heute nicht thun. Dabei wird auf deutscher Seite immer übersehen, daß gegen die daraus entstehenden Nachteile nationaler Natur der steigende Verkehr Abhilfe schafft. Ein besondres tschechisches oder auch magyarisches Verkehrsgebiet mit eigner Sprache ist unmöglich; je mehr sich der Verkehr entwickelt, desto mehr muß die deutsche Sprache Handels- und Verkehrssprache werden, und die von Tschechen und Magyaren dagegen errichteten Schutzwehren für ihre Sprachen, sowie das Aufdrängen dieser Schranken an die Fremden werden von selbst wieder verschwinden, sobald der nationale Raptus erst vorüber ist.

In kleinlichen und lokalen Beamtenfragen verzehren die Deutschen in Österreich ihre Kräfte, ohne etwas zu erreichen, weil sie nie das Wesen der Macht begriffen haben, sondern unter der Suggestion der hauptstädtischen „Weltblätter“ in achtundvierziger Ideenkreisen dahinleben. Ob man in Österreich als herrschende oder oppositionelle Nation auftreten müsse, darüber ist man sich nie klar geworden, ebensowenig darüber, was national und was liberalradikal ist. So will man die herrschende Nation sein, aber zugleich Minister stürzen und die Armee beschneiden; zugleich von den deutschen Klerikalen verlangen, daß sie in das deutschnationale Lager übertreten, während man den Katholizismus in der erbittertsten Weise befehdet. Die Macht der Deutschen in Österreich wird immer in demselben Maße wachsen, wie sich bei ihnen politische Ideen entwickeln, die den Lebensbedingungen des Staates entsprechen, wo allerdings viele Sprachen gesprochen werden. Mit der Macht der Deutschen wird auch ihre Sprache wieder mehr zur Herrschaft gelangen, die nur zurückgegangen ist, weil sie ihre politische Stellung im Staate nicht zu behaupten verstanden haben. Jetzt gilt es wieder einmal, die Wirklichkeit ins Auge zu fassen, ernst und sachlich zu verfahren, vor allem aber die eignen Kräfte an-

zuspannen und sich nicht durch die Hoffnung auf ein Almosen fremder Thatkraft entsittlichen zu lassen. Es läßt sich den Deutschösterreichern nur empfehlen, daß sie nach Bismarcks Rat die eigne Geschichte lernen und aus ihr ersehen, was sie thun und was sie lassen sollen. Man muß fürchten, daß sie auch bei einer neuen Wendung der österreichischen Politik, wie sie schon angebahnt ist und früher oder später fortgesetzt werden muß, wieder zu kurz kommen werden, weil sie sich weiter in Spaltungen und Radikalismen verrennen werden, die noch nirgends und niemals zur nationalen Macht geführt haben.



Das Eisenbahnnetz Indiens vom militärischen Standpunkt aus



Ueber die sich im stillen allmählich vollziehende Verminderung des Abstands der britischen und der russischen Grenzen in Mittelasien gehn ab und zu von dort Nachrichten ein, die zu denken geben. Einerseits melden sie die Verstärkung der Garnisonen der dem wichtigen Herat benachbarten russischen Grenzplätze Transkaspiens, andrerseits teilen sie aus Indien mit, daß die Eingebornenregimenter mit neuen Modellen des Lee-Enfieldgewehrs bewaffnet werden, und daß moderne Schnellfeuer-Feld- und Gebirgsgeschütze für die Artillerie in Aussicht genommen sind. Auch darüber liegen Meldungen vor, daß die anglo-indische Regierung ihre militärische Stellung an der Induslinie durch Umfassung der afghanischen Südgrenzen sehr verbessert hat; denn von den neu erworbnen und neu gesicherten Gebietsteilen in Kafiristan und in Beludschistan aus flankieren die englischen Truppenaufstellungen des Grenzgebiets die Linie Kabul-Kandahar mit den im Süden von ihr liegenden Pässen über das Suleimangebirge; vor allen Dingen aber eröffnet die Besitznahme von Chitral mit dem Thale des Kashkar, eines Nebenflusses des Kabulstroms, mit Umgehung des den Engländern schon einmal verderblich gewesenen Khaiberpasses, den Zugang nach Djellalabad und der Landeshauptstadt Kabul. Damit üben aber die Engländer einen Druck auf den Emir aus, dem er sich nur schwer wird entziehn können.

Eine durch die Natur stark begünstigte und auch strategisch wertvolle Landesgrenze allein genügt jedoch nicht, das gewaltige indische Reich gegen äußere Feinde zu sichern. Hierzu bedarf es auch einer starken, schlagfertigen und zuverlässigen Operationsarmee, einer zuverlässigen und opferwilligen Bevölkerung, wie eines nach strategischen Rücksichten richtig angelegten und zugleich leistungsfähigen Eisenbahnnetzes. Gerade diese letzte Forderung fällt bei der Verteidigung Indiens um so schwerer ins Gewicht, als die andern nur bedingungsweise erfüllt werden, zumal da der bei weitem größere Teil aller Feldtruppen im Falle eines Krieges mit Rußland in den Friedensgarnisonen nur schwer abkömmlich sein wird, und da in Zukunft mehr als je mit einer mög-

lichen Erhebung der Tributärstaaten und der Bevölkerung, mindestens aber der jederzeit unruhigen Bergvölker, gerechnet werden muß, besonders seitdem das Ansehen Englands unter dem rücksichtslosen Vorgehn der Franzosen gegen Siam schwer gelitten hat, und eine Beeinflussung durch russische und französische Sendlinge auch wahrscheinlich ist. Gerade die Tributärstaaten und die Bergvölker beanspruchen schon im Frieden einen ganz bedeutenden Aufwand an militärischen Kräften, was sich aus der Dislokation der anglo-indischen Armee ergiebt.

Als im Jahre 1892 von englischer Seite zuerst die Verhandlungen über eine Zusammenkunft des Höchstkommandierenden der anglo-indischen Armee, Lord Frederic Roberts, mit dem Emir auf afghanischem Gebiet eingeleitet wurden, von diesem aber jedes Übereinkommen mit großem Geschick hartnäckig hintertrieben wurde, verhandelte England zugleich über den Anschluß Afghanistans an das indische Eisenbahnnetz.

Früher, so lange die englische Regierung einen Zusammenstoß mit Rußland für unbedingt ausgeschlossen halten konnte, hatte das indische Eisenbahnnetz ausschließlich offensiven Zwecken zu dienen, es lag deshalb nahe, die Hauptaufmarschlinien in der Richtung auf die afghanische Hauptstadt, auf Peschawer zusammenlaufend, zu erbauen. Als aber später die Russen ihre Grenzen bis auf 170 Kilometer vor die Thore von Herat vorgeschoben, Pendjeh und Kerki zu wichtigen Stützpunkten umgewandelt, sich in der transkaspischen Eisenbahn überdies eine neue Basis für eine energische Offensive gegen Süden geschaffen hatten und sogar am Hofe von Teheran der russische Einfluß den englischen mehr und mehr zu lähmen begonnen hatte, mußte vor allem die Verteidigung der Induslinie berücksichtigt werden, deren Schwäche auf dem linken Flügel, bei Herat und Kandahar, am Unterlaufe des Indus richtig erkannt wurde. Es mußte also auch für einen entsprechenden Ausbau des Eisenbahnnetzes etwas geschehn und viel Versäumtes nachgeholt werden.

Ein Blick auf die Karte lehrt, daß das gewaltige indische Reich nur zwei durchgehende Eisenbahnlinien hat, die für eine Versammlung der Armee im Industhale verwertet werden können, in ihrer Hauptrichtung auf Peschawer zusammenlaufen, aber nur auf großen Umwegen und mit großem Zeitverlust den Aufmarsch der Armee hinter dem linken Flügel der Induslinie, bei Sukkur, ermöglichen. Von diesen beiden Bahnen begleitet die wertvollere Linie, Linie I, das nordöstliche Grenzgebirge Indiens gegen China, den Himalaya, nachdem sie das Küstengebiet des Meerbusens von Bengalen verlassen hat, in einem Abstande von etwa 300 Kilometern, zunächst im Thale des Ganges, später zwischen diesem und seinem rechten Nebenflusse Jumna. Sie durchzieht Bengalen, die Nordwestprovinzen, sowie das Pundjab bis zur Indusgrenze und verbindet den wichtigen Hafenplatz Kalkutta, die Städte Cawnpur, Delhi, Lahore, nachdem sie bei Attok den Indus überschritten hat, mit dem festen Peschawer nahe bei der afghanischen Grenze. Sie ist für die Verteidigung Indiens von besonderm Wert, weil in den von ihr berührten Provinzen verhältnismäßig große Truppenmengen vereinigt sind, die aus politischen Rücksichten Abteilungen für die Operationsarmee am leichtesten werden entbehren können. Schon im Frieden

stehen: 1. an der Indusgrenze etwa 10900 Mann, 2. im angrenzenden Pundjab etwa 43860 Mann, 3. in den Nordwestprovinzen und Andh 35310 Mann, 4. in Bengalen 9590 Mann. Dagegen wird nichts von den in Assam und Mittelindien garnisonierenden 13200 Mann, noch weniger aber von den in Sikkim und Birma liegenden 23800 Mann für anderweite Verwendung verfügbar gemacht werden können.

Trotz ihrer strategischen Bedeutung ist diese Linie mit Ausnahme der kurzen Strecke Kalkutta-Moghal-Sarah (zwischen Allahabad und Ghazipur im Küstengebiet), sowie der im Jahre 1891/92 vollendeten Strecke Lahore-Badami (im Pundjab) durchgehends nur eingleisig erbaut, doch mit der in Indien üblichen Gleisbreite von 1,68 Meter.

Auch die zweite weniger bedeutende Hauptaufmarschlinie, Linie II, durchläuft die ostindische Halbinsel in der Richtung von Süden nach Norden ihrer ganzen Länge nach. Wie Linie I am Meerbusen von Bengalen beginnend, zieht sie von Madras nach Bombay am Arabischen Meere, folgt bis Ahmedabad der Meeresküste und wendet sich bei diesem Ort nach Delhi, kehrt jedoch, noch etwa 80 Kilometer von dieser Stadt entfernt, bei Rewari in die ursprünglich nördliche Richtung zurück, bis sie in gleicher Höhe mit Lahore, bei Raewind, die in westsüdwestlicher Richtung von Lahore über Multan und Sukkur nach Karachi, einem Hafenplatz nahe an der Indusmündung am Meere, führende Eisenbahn trifft. Von dieser zweigt sie nun bei Sukkur ab, überschreitet den Indus und zieht über Rak, Shikarpur, Jacobabad und Sibi nach Quettah und Kila Abdullah. Wie wir schon bemerkt haben, ist sie der Linie I nicht gleichwertig, obgleich sie die militärisch wichtigen Hafenplätze und die gleichnamigen Provinzen Madras und Bombay berührt, weil deren starke Friedensbesatzungen von 53000 Mann im Kriegsfalle durch die Überwachung der benachbarten großen Tributärstaaten Mysore, Haiderabad und Raiputana zum größten Teil in Anspruch genommen werden dürften und voraussichtlich keine oder doch nur schwache Kräfte zur Operationsarmee abgeben können. Überdies ist ihre Leistungsfähigkeit bis jetzt sehr gering. Abgesehen von einer kurzen Strecke in unmittelbarer Nähe von Bombay, wo ein zweites Gleise gelegt worden ist, hat sie durchgehends nur ein Gleise, das auf der Strecke Ahmedabad-Firozpur nicht einmal das für Indien normale, sondern nur ein schmalspuriges von einem Meter Breite ist.

Neben diesen beiden durchgehenden Hauptaufmarschlinien hat Indien im Grenzgebiet schon jetzt eine Anzahl kurzer Zweigbahnen, die bei der Verteidigung der Induslinie wie der Hindukuschgrenze unzweifelhaft eine Rolle spielen werden. Es sind dies: die schon früher genannte Linie Sukkur-Karachi. Sie begleitet das rechte Ufer des Indus und ist besonders wichtig, weil sie die Verbindung mit dem genannten Hafenplatz herstellt, wo voraussichtlich die von dem Mutterlande zu entsendenden Verstärkungen ausgeschifft werden dürften. In neuster Zeit ist sie noch wertvoller geworden, seitdem in England ein besondres Expeditionskorps für sofortige Verwendung im Auslande dauernd bereit gehalten wird, dessen Verstärkung durch das erste Korps bei Bedarf vorgesehen ist. Leider ist sie auf dem rechten Indusufer geführt und deshalb

im Kriege nur solange gesichert, als Quettah und Beludschistan behauptet werden.

Ferner haben wir zwischen der Linie Lahore-Multan und dem Eisenbahnübergange bei Attok, jener parallel zum Indus ziehend, die Zweigbahn Lala Mussa-Kundial. Sie zweigt sich bei Lalla Mussa zwischen Lahore und Rawal Pindi von der Hauptaufmarschlinie I ab, tritt bei Kandial in das Thal des Indus und sucht mit einer Wendung gegen Südwesten bei Dera Ghasi Khan oder bei Shershah den Anschluß an die Linie Lahore-Multan-Sukkur wieder zu erreichen. Die letzte Teilstrecke ist erst im Jahre 1890, nach Vollendung der Brücke über den Chenabfluß, dem Betrieb übergeben worden. Nicht ohne Bedeutung für diese Bahn ist die erst in neuerer Zeit gebaute Straße, die auf dem rechten Ufer über das Gebirge in der Richtung auf Kandahar führt. Die zweite Zweigbahn ist die von Golra nach Kushalgar, die bei Golra, einer zwischen Rawal Pindi und Attok liegenden Station der Linie I, ausgeht und bei Kushalgar am Indus endigt, wo die Straßen vom Kurrampasse von Kohat, Bannu und Dora Ismail Khan zusammenlaufen.

Außer den genannten Bahnen zweigen sich auf der Strecke Lahore-Rawal Pindi der Linie I zwei kurze Rumpfbahnen, die Linien: Amritzar-Pathankot und Wazirabad-Sialkot-Jamu bis zur Grenze von Kashmir ab, denen nach Lage der Verhältnisse in den Pamirländern eine strategische Bedeutung nicht abgesprochen werden kann.

Wenn nach alledem die Zahl der wirklich wertvollen Aufmarschlinien zur Induslinie und ebenso ihre Leistungsfähigkeit bis jetzt verhältnismäßig beschränkt ist, so hat die anglo-indische Regierung unter dem Drucke der nachteilig veränderten militärpolitischen Lage in Zentralasien doch nicht gezögert, sofort Hand an die Verbesserung und weitere Entwicklung des indischen Eisenbahnnetzes zu legen. So hat man namentlich die vielfach bedenklichen Steigungen auf den Strecken Sibi-Nasak der Eisenbahn Sukkur-Kili-Abdullah und Rawal Pindi-Riwal der Bahn Lahore-Rawal Pindi nach Möglichkeit ermäßigt, die Zahl der Rangier- und der sonstigen Nebengleise auf den Stationen sehr vermehrt, die Schienen der Linie Lahore-Sukkur durch solche stärkerer Abmessung ersetzt, und auf der Strecke Lahore-Raewind derselben Linie sind zwei Gleise gelegt, damit unter Berücksichtigung der früher angedeuteten Friedensdislokation die Versammlung einer Armee auf dem rechten wie auf dem linken Flügel der Indusgrenze, gegen Kabul wie gegen Kandahar nach Möglichkeit beschleunigt werden kann. Dennoch genügen alle diese Veränderungen noch nicht annähernd, das Bahnnetz des nördlichen Indiens für die ihm im Kriege zufallenden Aufgaben ausreichend geeignet zu machen, denn immer noch zeichnen sich verschiedne Abschnitte des nördlichen Bahnnetzes durch auffallend große Steigungen und starke Krümmungen aus. So betragen sogar bei der abgeänderten Strecke Riwal-Rawal Pindi die Steigungen immer noch 1 : 50, und die Krümmungen haben nur einen Radius von 300 Metern.

Es sind dies Mängel in der Anlage, die in dem übereilten Bau der Strecke Riwal-Peschawer infolge des Ausbruchs der afghanischen Kriege ihre natürliche Begründung finden. Augenblicklich werden wieder Verbesserungen des Schienen-

wegs vorgenommen, deren Beendigung jedoch immer noch einige Zeit in Anspruch nehmen wird. Allerdings waren auf der Strecke Rawal-Pindi Peschawer weniger technische Schwierigkeiten zu überwinden, als auf der Strecke Riwal Rawal-Pindi, zumal da die Steigungen nicht größer als 1:100 sind.

Über Peschawer hinaus ist die Bahn nur bis zur afghanischen Grenze, bis Djumrad weitergeführt, wo sie in die Straße durch den Khaiberpaß einläuft, die von den Engländern zur Zeit der afghanischen Kriege erbaut wurde und von dem Emir, dem Vernehmen nach, bis Kabul seitdem in gutem Zustand erhalten wird. Die indische Regierung hat jedoch die nötigen Erhebungen anstellen lassen, um die Bahn gegebnenfalls schleunigst bis Kabul weiterführen zu können. Diese Erhebungen sollen die großen Vorzüge des Kabulthales für eine Linie über den Mullagoripaß über Lundi und Kotal ergeben haben.

Ähnlich liegen die Verhältnisse im westlichen Teil der Linie II. Auch hier war die Strecke Lahore-Shikarpur bei Beginn des letzten afghanischen Krieges noch an zwei Stellen unterbrochen, weil die Brücken über den Sutlej und den Indus noch nicht fertig waren, ihre Weiterführung über Jacobabad nach Sibi sogar noch nicht einmal im Entwurf hergestellt worden war. Es bedurfte deshalb eines ganz außergewöhnlichen Kostenaufwandes dafür, die Arbeiten so zu beschleunigen, daß diese Linie bis Sibi zum Juni 1880 dem Betrieb übergeben werden konnte. Einzelne verunglückte Versuche sind dann die Veranlassung gewesen, daß von Sibi aus zwei Linien in der Richtung auf Kandahar weitergeführt wurden. Von diesen machte die eine, die im Flußbett eines Bergstromes über den Bolanpaß geführt ist, sehr umfangreiche Vorarbeiten nötig, sodaß man diesen Bau zunächst nur provisorisch ausführte; durch die Umstände war man aber schließlich gezwungen, ihn vollständig zu machen. Die Schmalspurbahn wurde später auf normale Gleisbreite ausgebaut, und die sehr starken Steigungen wurden ermäßigt. Dennoch sind diese immer noch sehr bedeutend, 1 : 25, ebenso sind die Kurven sehr klein, bis zu Radien von 240 Metern. Man hat sich infolge dessen sogar genötigt gesehen, in verschiednen Abschnitten noch eine Mittelschiene einzusetzen.

Auf dieser schon an und für sich manchen Unglücksfällen ausgesetzten Linie veranlaßt die Regenzeit überdies noch jedes Jahr so zahlreiche Zerstörungen, daß die Wiederherstellungskosten ungeheure Summen verschlingen. So verschwanden z. B. im Jahre 1890 elf Kilometer Bahngleise vollständig, vier Brücken wurden weggerissen und drei andre stark beschädigt. Die Ausbesserungen nahmen infolgedessen solchen Umfang an, daß man sich entschloß, das Bolangebirge in der Richtung von Sibi auf Quettah zu umgehn, und im Thale des Mashkefs im folgenden Jahre, 1891, den Bau einer Zweigbahn begonnen hat. Nach ihrer Herstellung wird der Verkehr Indiens mit dem südlichen Afghanistan und Quettah besser gesichert sein, dennoch wird der militärische Wert der Strecke Sukkur in seiner Gesamtheit immer sehr gering sein, weil sie nur von ganz kleinen Zügen, Gebirgszügen, befahren werden kann. Es erklärt dies auch die verhältnismäßig starke englische Besatzung in Quettah, die schon vor wenig Jahren über 7000 Mann zählte.

Die andre Linie, die ebenfalls von Sibi aus nach Kandahar führt und sich bei Bostan mit der Bahn über den Bolanpaß wieder vereinigt, überschreitet das Harnaigebirge, hat aber keine stärkern Steigungen als 1 : 45 und keine Biegungen unter 280 Meter Radius aufzuweisen. Der Kostenaufwand für die erste Anlage war noch viel höher, als bei der Bahn über den Bolanpaß. Immerhin ist der Betrieb beider durch die Notwendigkeit veranlaßt, für die ungenügende Leistungsfähigkeit jeder einzelnen Ersatz zu schaffen. Dem Betrieb wurden sie schon im Jahre 1887 übergeben.

Von dem Vereinigungspunkt beider Bahnen, Bostan, ziehn sie über das Plateau von Pishin nach Kila Abdullah Khan und weiter zur afghanischen Grenze, wo sie nur etwa 120 Kilometer von Kandahar entfernt, nachdem sie noch den Kojaktunnel durchlaufen haben, bei Chaman endigen. Kila Abdullah Khan liegt nämlich am Südostabfall, Chaman am Nordostabfall des Kajakgebirges, der 4150 Meter lange Tunnel 2500 Meter über dem Meeresspiegel. Er wurde im Jahre 1887 begonnen und im September 1891 beendigt, ist für zwei Gleise berechnet und hat neben einer Steigung von 1 : 1000 eine Neigung von 1 : 40. Die Fortsetzung der Linie bis Kandahar ist ohne Schwierigkeiten erfolgt. Auch hier wurde, ähnlich wie auf Linie I, das gesamte Baumaterial am Westausgange des Tunnels, bei Chaman, für alle Fälle bereit gehalten.

Außerdem sind die meisten Bahnen des nördlichen Indiens an der afghanischen Grenze, die bisher schmalspurige Gleise hatten, mit alleiniger Ausnahme der Strecken Ahmedabad-Firozpur der Linie II, Ajmere-Khandwa und einzelner weniger wichtiger Nebenlinien auf das normale Gleise von 1,68 Meter gebracht, ebenso sind die meisten der gebauten oder projektierten Linien auf dieselben Abmessungen berechnet worden. Dagegen werden sie, wie die Mehrzahl aller indischen Bahnen, nur ein Gleise erhalten. Noch im Jahre 1886 hatte das gesamte indische Bahnnetz nicht mehr als 1300 Kilometer zweigleisige Bahnen, die allein auf die drei Linien Kalkutta-Delhi, Bombay-Madras und Kalkutta-Madras entfielen, also weniger strategischen als vielmehr Verkehrszwecken zu dienen bestimmt waren. Die Zunahme der Bahnen in den folgenden Jahren ist nur verschwindend klein.

Aus allem, was wir über das indische Bahnnetz gesagt haben, ergiebt sich unzweifelhaft, daß es an schweren Übelständen krankt, deren größter für die Sicherheit Indiens geradezu bedenklicher, in dem Fehlen jeder direkten Verbindung der untern Induslinie mit dem mittlern Indien, namentlich aber mit Bombay, gesehen werden muß, zumal da die einzige Verbindung mit diesem wichtigen Platze auf weitem Umwege durch eine Parallelbahn zur Linie Delhi-Lahore, dieser sehr nahe, hergestellt wird, die auf einer langen Strecke nur als Schmalspurbahn gebaut ist. Allerdings lag ja, solange ein Zusammenstoß mit Rußland vollständig ausgeschlossen erschien, ein dringendes Bedürfnis für den Bau einer solchen Linie nicht vor, deren Bau- und Unterhaltungskosten, da sie die große indische Wüste durchschneiden müßte, jedenfalls recht bedeutend, deren Rentabilität aber aus demselben Grunde überaus gering sein würde. Nicht unmöglich ist jedoch, daß auch politische Rücksichten gegen diesen

Bau gesprochen haben und auch ferner nicht unerwogen bleiben können, insofern nämlich ein direkter Schienenweg vom untern Indus-Sukkur durch Mittelindien nach Madras für den Kriegsfall mit Rußland möglicherweise nicht genügende Garantien für die Sicherheit des Verkehrs bieten würde, weil er fast ausschließlich durch das Gebiet der Tributärstaaten Rajputana und Haiderabad geführt werden müßte.

Dennoch scheint man mit der Zeit unter dem Druck der Verhältnisse mit allen ähnlichen Rücksichten gebrochen zu haben, denn eine Anzahl neuer Bahnlinien ist entstanden, andre sind beinahe vollendet oder in Vorbereitung. Hierher gehören vor allem: 1. Eine Eisenbahn von Ajmere, einer Station der Linie II auf der Strecke Bombay-Delhi, durch die indische Wüste über Bikaner nach Samasata bei Bahawalpur, einer Station der Linie II auf der Strecke Lahore-Sukkur. 2. Eine Verbindungsbahn zwischen Palanpur, einer Station der Linie II nördlich Ahmedabad, nach Haiderabad am untern Indus östlich Karachi. Die Strecke Haiderabad-Umarkot ist schon seit 1892 dem Betrieb übergeben. Sie hat die für Indien normale Gleisbreite und stellt die direkte Verbindung zwischen Karachi, Bombay und Madras her. 3. Die Linie Phulera-Rewari. Sie stellt die vierte Verbindung zwischen beiden Orten her und schneidet somit den weiten Bogen ab, den die Linie II hier bisher machte. 4. Die Linie Delhi-Dadri-Jaisalmer-Umarkot-Haiderabad. Sie kreuzt die unter 1 aufgeführte Bahn Ajmere-Samasate südlich von Bikaner, durchschneidet gleich dieser die indische Wüste und stellt die direkteste Verbindung der Linie I mit dem Gebiet des untern Indus und mit Beludschistan her. Da die Linie Lahore-Sukkur-Karachi sehr nahe an den Indus geführt ist, die untere Strecke Sukkur-Karachi sogar auf dem rechten Indusufer liegt, so kann sie unter Umständen, sobald es sich um die Verteidigung der Induslinie selbst handeln sollte, sehr gefährdet sein, sodaß sich die neue Linie um so wertvoller erweisen wird. 5. Die Linie Rajpurra-Batinda-Bahawalpur, die auf der Strecke Radjpurra-Batinda schon seit lange besteht und die Linien I und II halbwegs zwischen Delhi und Lahore verbindet. Man hat diese nun gegen Westen bis Bahawalpur verlängert und dadurch eine weitere Aufmarschlinie von Linie I zum linken Flügel der Induslinie geschaffen.

Alle diese Bahnbauten fassen ausschließlich den Aufmarsch der Armee am untern Indus, auf der Linie Sukkur-Dera Ghazi Khan, ins Auge; man ist jedoch nicht hierbei stehn geblieben, sondern hat auch eine Vervollständigung der Bahnen am mittlern und obern Indus durchgeführt. So ist die früher schon genannte Eisenbahn Kundial-Dera Ghasi Khan des Industhals, die annähernd der Linie I parallel deren linke Nebenlinien Lahore-Multan und Lala Mussa-Kundiam untereinander verbindet, über den letzten Ort hinaus nach Gagan zur Linie Golra-Kushalgarh und nach Attok weiter geführt worden, wodurch die direkte Verbindung zwischen Attok und Dera Ghasi Khan und Sukkur hergestellt worden ist.

Allerdings ist diese letzte Linie mehr oder weniger zwecklos, weil sie zu gefährdet ist, sobald es sich um die Verteidigung der Induslinie selbst handelt. Man scheint die Verteidigungslinie aber weiter vorwärts in das Suleiman-

gebirge verlegen zu wollen, denn man hat auch auf dem rechten Indusufer Terrainstudien gemacht und die Linien Kalabagh=Bannu und von hier wieder zurück zum Indus nach Dera Ismail Khan ins Auge gefaßt.

Hand in Hand geht hiermit die Frage einer dritten Überbrückung des Indus auf der Strecke Attok=Sukkur, die schon eingehend erwogen wird. In Frage kamen vier Stellen: bei Kushalgarh, Kalabagh (demnächst Eisenbahnstation), Dera Ismail Khan und in der Nähe von Dera Ghasi Khan. Von diesen wurden jedoch die beiden ersten Plätze, als zu nahe bei Attok liegend, oder was wohl wichtiger sein dürfte, zu weit von der Linie Sukkur=Quettah entfernt, verworfen, man gelangte aber auch bei den beiden andern zu keinem abschließenden Resultat, sondern schlug vor, das Indusbett bei Dera Ismail Khan auf etwa 1000 Meter Breite einzudämmen und, bis eine Brücke erbaut werden könnte, vorläufig eine Dampffähre einzurichten, die man, sofern sich das Bedürfnis herausstellen sollte, vielleicht später auch bei Dera Ghasi Khan herstellen will. Dennoch dürfte die Frage bald eine andre Lösung erfahren.

Die großen, oben näher erörterten Unzuträglichkeiten, die auf Linie II von dem Verkehr über das Bolan= und Hamaigebirge unzertrennlich sind, haben nämlich die indische Regierung veranlaßt, auf die Auswahl einer kürzern und bequemern Verbindung zwischen dem Indus und dem Plateau von Pishin und von Quettah, den Schüssel zu den südlichen Pässen über das Suleimangebirge, bedacht zu sein. Eine solche ist denn auch in dem Thale des Flusses Zhob gefunden worden, das aus der Gegend von Dera Ismail Khan an der afghanischen Grenze entlang auf das gedachte Plateau führt. Die im Jahre 1891 begonnenen Vorarbeiten sind nahezu vollendet, sodaß in nicht zu ferner Zeit der Eröffnung eines Schienenweges mit geringern Steigungen entgegengesehen werden darf, der der Regierung die nötigen Garantien für die schnelle Versammlung ausreichender Streitkräfte in diesem Grenzabschnitt zur Verteidigung des Plateaus von Pishin oder zur Besetzung Kandahars bietet.



Französische Justiz

Von Wolfgang Drechsler in Göttingen



Während eines längern Aufenthalts in Frankreich habe ich immer mit besonderm Interesse die Sitzungen in den Justizpalästen besucht, vor allem in Paris. Der Reisende, der kein Jurist ist, wird sich hier meist damit begnügen, die wunderbare Sainte Chapelle zu besehen und einen flüchtigen Blick in die gewaltige Salle des Pas=Perdus zu werfen, wo sich im schwarzen Talar eine zahllose Schar von Advokaten ergeht. Aber es lohnt sich sehr, einen Schritt weiter in die Sitzungsräume zu thun. Da hört man nicht nur ein gutes Französisch, auch ein großer Teil des französischen Lebens spielt sich hier ab. Allerdings

thut man gut, die Bekanntschaft eines Advokaten zu suchen; denn die Sitzungsräume sind fast immer so überfüllt, daß man kaum etwas sehen und hören kann, wenn einem nicht ein maître, so ist der Titel des französischen Advokaten, zu einem guten Platz auf den Bänken der Advokaten verhilft. Die dichtgedrängte Menge besteht zum großen Teil aus Zuschauern. Denn der Franzose nimmt ein lebhaftes Interesse an der Rechtspflege. Diesem Bedürfnis entsprechend bringen die Zeitungen nicht nur ihre täglichen, etwas romantisch ausgeschmückten Berichte aus dem Palais de Justice, sondern auch Artikel über den Vorsitzenden des Gerichts, den Staatsanwalt oder den Untersuchungsrichter. Auch das Publikum der Cafés-Concerts und namentlich der Sommertheater in den Provinzstädten liebt Gerichtsszenen auf der Bühne, besonders solche pikanter Art, und ergötzt sich an der karikierten Zeichnung der Richter. Leider begnügt man sich nicht immer mit einem platonischen Interesse für die Rechtspflege; die Presse greift bei auffallenden Verbrechen sogar oft in den Gang der Untersuchung ein. Das Bedürfnis des Publikums nach neuen Mitteilungen veranlaßt die Zeitungen, den Gang der Untersuchung beständig zu veröffentlichen und häufig selbst eine private Untersuchung mit Zeugenvernehmungen usw. zu führen. Ähnliches haben wir ja auch bei uns im Konitzer Prozesse erlebt, aber die französische Presse z. B. im Humbert-Crawford-Prozeß hat denn doch noch bei weitem die deutsche übertroffen. Insbesondre entfaltete der Matin eine rege Thätigkeit, und sein Berichterstatter Mouton geriet dabei mit dem Untersuchungsrichter Leydet hart aneinander. In der That hat eine solche Einmischung der Presse seine großen Gefahren, denn die ständigen Veröffentlichungen über die Schritte, die unternommen sind, des flüchtigen Verbrechers habhaft zu werden, dienen diesem oft dazu, sich der Verhaftung zu entziehn. Ebenso gefährlich ist die private Vernehmung von Zeugen, namentlich wenn Parteiinteressen in Frage stehn. Denn der Zeuge wird dadurch oft nach einer bestimmten Richtung hin beeinflußt und verliert seine Unbefangenheit.

Dem lebhaften Interesse der Franzosen an der Rechtspflege und ihrem Sinn für Formen entspricht es, daß sich die französische Justiz mit mehr Glanz und Feierlichkeit umgiebt als die unsre. Die Justizpaläste sind meist sehr stattliche Gebäude und oft von großer künstlerischer Schönheit, wie z. B. das berühmte Palais de Justice in Rouen. In den Sitzungen selbst dient eine große Anzahl uniformierter Gardiens zur Aufrechterhaltung der Ordnung und des richterlichen Ansehens. Wirkungsvoll ist das Erscheinen des Gerichtshofs, den ein Diener mit lauter Stimme: La cour! ankündigt, und der von Anwälten, Parteien und Publikum durch Erheben von den Sitzen feierlich begrüßt wird. Die Hauptaufmerksamkeit richtet sich immer auf die Plaidoyers der Anwälte, und ohne deren schwungvolle, formvollendete Reden ist keine französische Gerichtssitzung denkbar. Es ist in der That ein Genuß, ihnen zuzuhören. Allerdings vermißte ich oft die juristische Schärfe, denn häufig reden sie nicht von der That, die dem Angeklagten zur Last gelegt wird, sondern von seiner schmerzgebeugten alten Mutter oder seiner trostlosen jungen Frau und den unglücklichen kleinen Kindern, von denen das jüngste erst einige Wochen alt ist. Die Anwälte wenden sich mehr an das Gefühl als an den Verstand, und man

hat die Empfindung, daß sie mehr für das Publikum als für den Richter sprechen. Allerdings ist auch der französische Richter dem Appell an das Gefühl nicht unzugänglich und läßt sich vielleicht in seinem Urteil zuweilen mehr durch Empfindungen als durch logische Schlüsse leiten. Mir ist ein Fall in Erinnerung, wo zwei Deutsche wegen Diebstahls verurteilt wurden, und wo die wenig freundliche Stimmung der französischen Richter gegen Deutschland recht fühlbar wurde. Auch ein englischer Journalist, der mit zuhörte, fand, daß gegen die Deutschen mit ziemlich viel Voreingenommenheit verfahren wurde. Am Schluß der Verhandlung ließ dann der Staatsanwalt zur großen Befriedigung des Publikums den beiden Deutschen durch den Dolmetscher sagen, wenn sie stehlen wollten, sollten sie in Deutschland bleiben und hätten nicht nötig, nach Frankreich zu kommen.

Jedenfalls steht der französische Richter den Gesetzesparagraphen sehr frei gegenüber. Insbesondre fiel mir auf, wie das Gericht die Höhe von Schadenersatzansprüchen glatt und schnell ohne langes Beweisverfahren nach seinem Ermessen festsetzte. Gerade in diesem Punkte können wir von den Franzosen lernen. Denn bei uns ist der Richter darin oft zu engherzig und verlangt einen genauen zahlenmäßigen Nachweis, wie er vielfach gar nicht erbracht werden kann, statt eine freie Würdigung eintreten zu lassen.

Das gerichtliche Verfahren hat im allgemeinen sehr viel Ähnlichkeit mit dem deutschen, denn die französischen Einrichtungen haben den unsern ja auch vielfach zum Vorbild gedient. Aber es finden sich doch einige interessante Abweichungen. So wirkt z. B. die Staatsanwaltschaft, die bei uns im wesentlichen nur in Strafsachen thätig ist, in Frankreich in ausgedehnter Weise in Zivilsachen mit. Ihr steht das unbedingte Recht zu, in Zivilsachen ihre Meinung zu äußern, und in vielen Fällen muß sie es thun: so bei Ablehnung von Richtern, bei Prozessen des Staats oder der Gemeinden. In solchen Fällen giebt der Staatsanwalt seine Meinung am Schluß der Verhandlung ab; nach ihm darf niemand mehr das Wort ergreifen. Hierin prägt sich noch die ursprüngliche Stellung des Staatsanwalts aus, der als Vertreter des Königs (procureur du roi) ein Hüter des Gesetzes war. Diese Einrichtung ist heutzutage offenbar veraltet, denn der Fiskus und die Gemeinden haben ihren eignen juristischen Vertreter; aber sie bietet den Vorteil, daß der Staatsanwalt nicht einseitig wird und zugleich Ziviljurist bleibt. In Frankreich findet denn auch ein fortwährender Wechsel zwischen Richtern und Staatsanwälten statt, wie die Personalnotizen in den Zeitungen beweisen. Auch ist es vielfach üblich, daß der junge Jurist seine Laufbahn bei der Staatsanwaltschaft beginnt.

Tiefgreifender sind die Abweichungen im Strafverfahren. Vor allen Dingen giebt es in Frankreich keine Schöffengerichte. Während die Übertretungen vom juge de paix abgeurteilt werden, gehören sämtliche Vergehen zur Zuständigkeit des aus drei Juristen gebildeten tribunal correctionnel. Ob diese Einrichtung wünschenswert ist, kann zweifelhaft sein. Denn die Schöffengerichte haben sich bei uns im allgemeinen bewährt. Auch die gesamte Zeitrichtung geht dahin, daß sich die Laien an der Rechtsprechung beteiligen. Ich erinnere nur an die Gewerbegerichte, Kammern für Handelssachen, Innungsschiedsgerichte usw. In

der That ist eine solche Mitwirkung von Männern aus der Praxis vorteilhaft, wenn man eine verständige Auswahl trifft. Jedoch darf man nicht soweit gehn und Laien das Urteil allein überlassen, wie beim Schwurgericht. Es waren allerdings vorwiegend politische Gründe, die im Jahre 1848 dazu geführt haben, die Schwurgerichte nach französischem Muster bei uns einzuführen. Seitdem sind vielfach Bedenken gegen sie laut geworden. Auch in Frankreich hat man teilweise schlechte Erfahrungen gemacht. So ereignete sich z. B. 1897 in Korsika folgender Fall. Der Bandit Renucci, der in der Stadt Bocognano einen Gerichtsvollzieher erschossen hatte, wurde ausnahmsweise gefaßt und vor das Schwurgericht zu Bastia gestellt. In dem Augenblick, als sich die Geschwornen zur Beratung zurückziehn wollten, überbrachte man dem Obmann einen Brief. Hierin bedrohte der Onkel des Angeklagten, ein berüchtigter Bandit, den Obmann und mehrere Geschworne mit dem Tode, wenn sie Renucci verurteilten. Die Geschwornen, Bauern aus der Umgegend, lebten in Furcht vor den Banditen. Als sie den Saal wieder betraten, lautete ihr Votum auf „nicht schuldig." Der Fall machte damals großes Aufsehen, und vielfach forderte man, durch ein Gesetz die Schwurgerichte für Korsika in Marseille zu bilden. Richtiger wäre es, die Schwurgerichte zu reformieren und einen Gerichtshof zu bilden, an dem auch Juristen teilnehmen müßten, denn diese werden von vornherein dahin erzogen, sich nur unter das Gesetz zu stellen, und können deshalb den subjektiven Einflüssen, wie Furcht oder Mitleid, eher das Gleichgewicht halten.

Einen Ersatz für das Fehlen der Schöffengerichte haben die Franzosen in der unbedingten Zulässigkeit der Berufung gegen die Urteile des tribunal correctionnel, während wir in Deutschland noch immer auf die Einführung der Berufung gegen die Urteile der Strafkammern warten. Überhaupt sind die Garantien für den Angeklagten im allgemeinen noch größer als bei uns. Bedeutungsvoll ist namentlich das Gesetz vom 8. Dezember 1897, das jedem Beschuldigten das Recht giebt, in Gegenwart eines Advokaten vernommen zu werden. Auch ist der Verkehr zwischen einem Verhafteten und seinem Anwalt keiner Kontrolle unterworfen.

Bei der Vollstreckung der Strafen sind die Franzosen bestrebt, den Ideen der Humanität nach Möglichkeit Rechnung zu tragen. Durch Vermittlung unsrer Regierung war es mir möglich, eine Anzahl französischer Gefängnisse zu besehen. Von diesen sind die neuerbauten, besonders das Gefängnis in Fresnes bei Paris mit allen den modernen Einrichtungen versehen, wie man sie etwa Gefangnen zu gute kommen lassen darf. Vielleicht übertreibt man darin sogar etwas. Jede Zelle hat Wasserleitung und elektrisches Licht. Durch gute Baderäume ist für die Reinlichkeit der Gefangnen gesorgt. Eine reichhaltige Bibliothek steht ihnen nach der Arbeit zur Verfügung. In den Kellern des Gefängnisses lagern viele Fässer mit Wein, der den Gefangnen mit achtzehn Centimes das Liter berechnet wird. Natürlich erhalten ihn nur die Gefangnen, die sich gut führen, und auch nur in beschränktem Maße. Dabei muß man ferner berücksichtigen, daß der Wein ein Volksnahrungsmittel in Frankreich ist. Andrerseits ist die Behandlung ernst und streng. Jeder Gefangne hat seine Zelle für sich und kommt mit den andern Gefangnen überhaupt nie in Berührung.

Man will ihn dadurch vor schlechtem Einfluß schützen und hat dieses Verfahren der Einzelhaft für alle die Personen eingeführt, die zu geringern Strafen, nämlich bis zu einem Jahre Gefängnis, verurteilt sind. In den ältern Gefängnissen ist dieses Verfahren allerdings noch nicht durchgeführt worden, so z. B. gerade in Marseille, wo sehr viele schlechte Elemente zusammenkommen. Es macht hier einen eigentümlichen Eindruck, Franzosen, Deutsche, Italiener, Spanier und Araber in buntem Gemisch zusammen eingesperrt zu sehen.

Bei der humanen Behandlung, die den Gefangnen in Frankreich zu teil wird, muß man jedoch bedenken, daß die schweren Verbrecher nicht im Lande bleiben, sondern deportiert werden. Wie in den Strafkolonien die Behandlung ist, entzieht sich der Kontrolle, und nur zuweilen dringen Gerüchte über das fürchterliche Los der Verurteilten zu uns. Ich erinnere nur an die Erzählungen über die Behandlung von Dreyfus. Thatsache ist jedenfalls, daß die Franzosen mit der Deportation keine kolonialen Erfolge aufzuweisen haben, wie etwa die Engländer, die die Kolonisation von Australien dieser Einrichtung verdanken.

Einen erfreulichen Fortschritt hat man in Frankreich in der Behandlung der Kinder gemacht. Während diese früher, und teilweise noch heute, in dieselben düstern Gefängnisse gebracht wurden wie die Erwachsenen und unter derselben harten Behandlung standen, hat man sich davon überzeugt, daß dies der Gesundheit der Kinder gefährlich ist und sie auch nur selten bessert. Darum hat man jetzt den Anfang gemacht, Ackerbaukolonien zu schaffen, wo die Kinder im Freien arbeiten müssen und in strenger Zucht an eine nützliche und gesunde Thätigkeit gewöhnt werden.

Eine große Rolle in der französischen Justiz spielt der Anwaltstand. Er ist gewissermaßen das Sprungbrett zu den höhern Staatsstellen. Aus den Reihen der Anwälte gehn die Politiker und die Minister hervor. Es giebt in Frankreich eine gewaltige Zahl von Anwälten, und da die bessern oft in die Beamtenlaufbahn übergehn, so ist es natürlich, daß der zurückbleibende große Rest nicht ganz so angesehen ist wie der Beamte, der magistrat. Eigentümlich bei dem französischen Anwaltstande ist der Unterschied zwischen avoué und avocat. Der avoué ist die eigentliche Partei im Zivilprozeß, ihm fällt die Bearbeitung der Akten zu; aber er kann nicht vor Gericht auftreten, sondern muß dies dem avocat überlassen. Eine ähnliche Trennung bestand früher bei der Staatsanwaltschaft. Der procureur général hatte die Bearbeitung der Akten, der avocat général die Vertretung in der Sitzung. Nachdem man sich von der Unzweckmäßigkeit einer solchen Arbeitsordnung überzeugt und bei der Staatsanwaltschaft die Bestimmung aufgehoben hat, nimmt es wunder, daß dieser Zopf beim Anwaltstande bestehn geblieben ist.

Von dem Anwaltstand völlig getrennt ist das Notariat. Diese Scheidung haben wir ja auch teilweise in Deutschland. Ob sie zweckmäßig ist, kann zweifelhaft sein. Jedenfalls wird der Rechtsanwalt in der Ausübung der freiwilligen Gerichtsbarkeit meist eine nützliche Ergänzung seiner Prozeßpraxis sehen. Die Zahl der avoués und notaires ist in Frankreich gesetzlich genau bestimmt. Ihre Kundschaft ist ein Bestandteil ihres Vermögens, der an den Nachfolger abgetreten wird. Kein avoué oder Notar kann ohne die Abtretungs-

urkunde eines bisherigen avoué oder Notars angestellt werden. Deshalb finden wir die uns etwas fremd anmutende Erscheinung in Frankreich, daß sich ein Notar oder avoué die Stelle von seinem Vorgänger kaufen muß, falls er es nicht vorzieht, dessen Tochter oder Witwe zu heiraten.

Wenn ich zum Schluß die Eindrücke zusammenfasse, die ich von der französischen Justiz erhalten habe, so geht mein Urteil dahin, daß die französische Gesetzgebung im allgemeinen bestrebt ist, in der Entwicklung der Rechtspflege nicht still zu stehn. Umwälzende Neuerungen sind zwar seit langem nicht erfolgt, aber das ist auch nicht erforderlich. Die Franzosen haben schon seit etwa hundert Jahren ein einheitliches Recht, das sich ruhig und gleichmäßig weiter entwickelt, da der Richterstand von dem fortwährenden Wechsel der Regierung und der politischen Strömungen fast unberührt bleibt. Der französische Richter scheint auch besonders befähigt zu sein, den sich ändernden Bedürfnissen des praktischen Lebens gerecht zu werden. Freilich auch in Frankreich schilt man über die Urteile, aber wo geschieht das nicht? Einer ist immer der Unterliegende und mit dem Urteil unzufrieden. Zugeben muß man, daß die Ausbildung der französischen Richter nicht so gründlich ist wie bei uns. Gleich nach vollendetem Studium kann man Richter oder Advokat werden, während bei uns noch eine mehrjährige Thätigkeit als Referendar und ein zweites schwieriges Examen vorgeschrieben ist. Jedenfalls aber nimmt der französische Richter eine hochgeachtete, viel erstrebte und viel beneidete Stellung ein. Daß er bestechlich ist oder aus persönlichem Ehrgeiz falsche Untersuchungen führt, wie es in dem Schauspiel „Die rote Robe" geschildert wird, glaube ich nicht. Denn während man sich wohl erzählt, daß Abgeordnete oder höhere Staatsbeamte ihre Stellungen dazu benützen, ihren oder ihrer Verwandten persönlichen Vorteil zu erreichen, habe ich nie gehört, daß in Frankreich ähnliche Vorwürfe gegen den Richterstand erhoben worden wären.



Goethe und der italienische Dichter Vincenzo Monti

Als Goethe im Sommer 1786 von Karlsbad aus nach Italien aufbrach, erging es ihm wie seiner Iphigenie, die an dem Ufer von Tauris lange Tage steht „das Land der Griechen mit der Seele suchend." Er schaute von den Abhängen der Alpen nach den Fluren Italiens mit einer Sehnsucht hinab, wie sie kaum ein andrer gefühlt hat. Die körperlichen Übel und die seelische Niedergeschlagenheit, die ihn in Weimar quälten, hatten in dem Grade zugenommen, daß er sich davon befreien mußte, wenn er weiter leben und weiter wirken wollte. Dazu kam sein heißer Durst nach der Kunst, deren heilig Bild, wie es in seinem Tagebuche heißt, er in die Seele prägen und zu stillem Genusse bewahren wollte. Und doch blieb er seinen Freunden in der Heimat treu; für sie wollte er Natur, Kunst, Land und Leute kennen lernen und in seinen

Briefen widerspiegeln. Deshalb finden wir in den italienischen Briefen keine eigentlichen Reiseberichte, die man auf einer Reise in Italien zu eignem Zwecke nachschlagen könnte, aber wir finden das wichtigste Stück seines Lebensbildes, worin sich der Umschwung seines ganzen Wesens, seine künstlerische und seine dichterische Wandlung vollzog. Wer diese Briefe wiederholt liest, wird unwillkürlich an die Worte in Goethes „Gedichten" erinnert:

Da ists auf einmal farbig helle,
Geschicht' und Zierat glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein;
Dies wird euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut euch und ergetzt die Augen!

Aus der frischen, klaren Sprache weht uns ein unvergänglicher Zauber entgegen, wir atmen den Duft des im Sonnenglanze vor seinen Augen daliegenden Landes, wir fühlen den wonnigen Rausch, der ihn erfaßte, wenn er frei von allen Fesseln die wunderbare Schönheit der Natur und der Kunstschätze in allen ihren einzelnen Formen schauen und aus warmem Herzen mit frischer Anschaulichkeit wiedergeben durfte.

Der Ruf des jungen Dichters war längst in Italien verbreitet, deshalb wurde er von den Italienern mit Bewundrung aufgenommen. Aber auch seine Landsleute wollten nicht zurückstehn. Von ihnen sagt der Dichter am 4. Januar 1787, sie seien wie mit einer Stimme für ihn und würden, wenn er nur ein wenig einstimmte, hundert Thorheiten mit ihm beginnen und ihn zuletzt auf dem Kapitol krönen, worauf sie schon im Ernst gesonnen hätten. Darum sah sich Goethe zeitweilig genötigt, sein Inkognito aufzugeben, damit es ihm nicht wie dem Vogel Strauß ergehe, der sich für versteckt hält, wenn er den Kopf verbirgt. So begrüßte er den Fürsten Liechtenstein und hörte dort, daß der Dichter Abbate Monti eine Tragödie Aristodemo geschrieben habe und sie ihm vorzulesen wünsche. Goethe ließ die Sache anfangs fallen, ohne sie abzulehnen, aber er fand den Dichter einmal bei dem Fürsten, und das Stück wurde vorgelesen. Zugleich wurde ihm zu verstehn gegeben, der Dichter des Werther würde es wohl nicht übel nehmen, wenn er in der Tragödie einige Stellen seines trefflichen Buches benutzt finde.

Vincenzo Monti war etwa fünf Jahre jünger als Goethe; er war 1754 bei Fusignano im Gebiete von Ferrara geboren, kam 1778 nach Rom als Sekretär des Don Luigi Braschi, des Neffen des Papstes Pius des Sechsten. Dort schrieb er, durch Alfieri begeistert, die Trauerspiele Galeotto Manfredi und Aristodemo. Weil er sich als Geistlicher trug, wurde er Abbate Monti genannt. In seinem Aristodem benutzte Monti die Darstellung des Pausanias (IV, 9 ff.). Nach dieser Quelle beschlossen die Messenier während des ersten messenischen Krieges 743 bis 724 v. Chr., als sie von den Spartanern hart bedrängt waren, die meisten Städte zu verlassen und sich auf die Bergfeste Ithome zurückzuziehn, zugleich aber auch den Gott in Delphi um Rat zu fragen. Apollo antwortete, sie sollten eine Jungfrau aus dem Geschlechte der Äpytiden opfern; wenn aber die durch das Los bestimmte Jungfrau nicht geweiht werden könnte, dann sollten sie aus demselben Geschlecht die Tochter

des Mannes wählen, der sie freiwillig zum Opfer anbiete. Wenn sie dies ausführten, würden sie den Sieg gewinnen. Das Los traf die Tochter des Lyziskus, aber der Vater floh mit ihr zu den Spartanern. Da bot Aristodemus, der aus demselben Geschlecht stammte, seine Tochter freiwillig als Opfer dar. Ein Messenier, der die Jungfrau liebte und sie retten wollte, offenbarte dem Vater, daß seine Tochter ihr Magdtum verloren habe und deshalb zum Opfer nicht mehr fähig sei. In seinem aufwallenden Zorn ermordet Aristodemus seine Tochter, erkennt dann aber, daß die Aussage ihres Bräutigams erlogen ist. Der Seher verlangt nun ein andres Opfer, aber der König Euphaës setzt in der Volksversammlung den Beschluß durch, daß der Befehl des Orakelspruchs durch den Tod des Mädchens erfüllt sei, und daß, was Aristodemus gethan habe, für sie genug sei.

Nach dem Tode des Euphaës wurde Aristodemus zum König gewählt. Aber bald verkünden göttliche Vorzeichen den unglücklichen Ausgang des Kampfes mit den Spartanern, dazu erschüttert den König ein furchtbares Traumgesicht, worin ihm seine Tochter erscheint. Als er sieht, daß das Vaterland verloren ist, und daß er seine Tochter umsonst geopfert hat, tötet er sich im letzten Jahre des Krieges auf dem Grabe seiner Tochter, nachdem er, wie Pausanias erzählt, alles für die Rettung seines Vaterlands gethan hat, was menschliche Kraft vermag.

Um diese Erzählung zur Tragödie geeigneter zu machen und die tragische Wirkung zu erhöhen, nahm Monti einige Änderungen vor. In der Tragödie beschließt der Vater den Tod seiner Tochter nicht aus Vaterlandsliebe, sondern aus Ehrsucht. Obwohl das Los von neuem über die Wahl des Opfers entscheiden soll, will er seine Tochter freiwillig opfern, um die Stimmen des Volkes bei der Königswahl für sich zu gewinnen. So erscheint er schuldiger, und die Gewissensbisse, die ihn peinigen, werden natürlicher. Auch vollbringt er die grausame That im geheimen, nicht wie bei Pausanias vor dem Volke, er erzwingt vielmehr die Verschwiegenheit der Seher. Dadurch erscheint der Gram über seine That, die er in der Tragödie fünfzehn Jahre lang allein für sich getragen hat, natürlicher und packender. Dazu erdichtet Monti den Tod der Mutter, die sich in rasendem Schmerz über der Leiche der Tochter mit demselben Schwerte tötet, unter dessen Streichen ihre Tochter fiel. Bei Monti schließt Aristodemus Frieden mit den Spartanern durch Vermittlung des Lysander. Das Volk jubelt bei dieser Nachricht auf, nur Aristodemus hat keinen Teil an dieser allgemeinen Freude. Der Gram und die Gewissensbisse über den geheimen Mord seiner Tochter haben seinen Geist zerrüttet, das Gespenst der Gemordeten, das ihn unaufhörlich in furchtbarer Erscheinung verfolgt und Sühne heischt, nimmt ihm den letzten Rest seiner Kraft und seiner Besinnung, sodaß er sich auf dem Grabe der Tochter tötet.

Wenn wir die Berührungspunkte in der Tragödie und in Werthers Leiden ins Auge fassen, so finden wir in beiden Stücken dieselbe Empfindsamkeit, die in der völligen Herabstimmung aller sittlichen und physischen Kräfte besteht, dieselbe Weichheit, die immer von Thränen überquillt und vor jeder Berührung mit der wirklichen Welt zurückflieht, dieselbe Todessehnsucht und Verzweiflung

am Leben, sodaß sich der Held den Tod mit eigner Hand giebt. Auch im einzelnen finden sich einige Übereinstimmungen, die zuweilen merkwürdig sind. Als Werther durch seine Leidenschaft für Lotte innerlich zerrüttet ist, fühlt er, daß ihm nur Thränen Linderung verschaffen können. Darum sagt er von sich am 3. November: „Der ganze Kerl vor Gottes Angesicht steht wie ein versiegter Brunn, wie ein verlechzter Eimer! Ich habe mich oft auf den Boden geworfen und Gott um Thränen gebeten, wie ein Ackersmann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm ist und um ihn die Erde verdürstet." Ähnlich sagte Aristodem IV 2, daß ihm die Bangigkeit das Herz zersprengt, wenn er es sich nicht durch Weinen erleichtert. Werther nennt am 8. Februar einen neuen Tag, wenn die Sonne morgens aufgeht, ein himmlisches Geschenk, aber dieses Geschenk sei für die Menschen nur dazu da, einander Gesundheit, guten Namen und andre Güter zu rauben. Ähnlich fragt Aristodem II 5 in seiner Unterredung mit Lysander, warum der Himmel uns das Geschenk des Lebens nur dazu gegeben habe, uns zu hassen und zu würgen.

Als Werther mehr theoretisch den Selbstmord verteidigt, erwidert Albert, er vermöge es sich nicht vorzustellen, wie ein Mensch so thöricht sein könne, sich zu erschießen. Aber Werther giebt sich nicht gefangen, sondern erwidert, die menschliche Natur habe ihre Grenzen, sie könne Freude, Leid, Schmerzen bis auf einen gewissen Grad ertragen und gehe zu Grunde, sobald der überstiegen sei. Ähnlich ruft der treue Gonipp dem Aristodem die Mahnung zu, sich die so schauderhafte Thorheit des Selbstmordes aus dem Sinne zu schlagen. Ähnlich wie Werther erwidert auch Aristodem, er habe die Leiden so lange ertragen, als sein Mut sie an Größe übertraf, aber nun sei er der Schwächere geworden; seine Leiden würden vom Übermaße des Schmerzes überstiegen, darum erliege er. Als Werther noch gar nicht Lotte kannte, hatte er schon manches erfahren, was ihn in seiner Empfindsamkeit quälte, darum ermahnte sein Freund Wilhelm ihn brieflich, das Vergangne zu vergessen. Werther antwortet am 4. Mai, der Freund habe Recht, der Schmerzen wären weniger unter den Menschen, wenn sie sich nicht mit so viel Emsigkeit der Einbildungskraft beschäftigten, die Erinnerungen des vergangnen Übels zurückzurufen, eher als eine gleichgiltige Gegenwart zu ertragen. Ebenso ruft Gonipp im dritten Akt, Szene 7 dem Aristodem zu, er möge die Erinnerung meiden, für immer vergangne Dinge vergessen und nicht durch quälende Erinnerung seine Wunden größer machen.

Werther schreibt am 30. August: „Ich sehe dieses Elends kein Ende als das Grab." Auch Aristodem ruft aus, daß die Menschen unglücklich sind und sonst nichts Gutes haben als den Tod.

Als Werther seinen Tod beschlossen hat, schreibt er in sein Tagebuch: „Zum letzten male schlage ich diese Augen auf. Sie sollen ach! die Sonne nicht mehr sehen." Als er Lotte zum letzten male besucht, liest er ihr seine Übersetzung Ossians vor, die letzten Worte daraus mit gebrochner Stimme: „Morgen wird der Wandrer kommen, kommen, der mich sah in meiner Schönheit, ringsum wird sein Auge im Felde mich suchen und wird mich nicht finden." In ebenso sentimentaler Anwandlung sagt Aristodem zu Gonipp,

morgen werde die Sonne aufgehn, die von ihrer Höhe sonst ihr Licht auf seine Größe warf, in diesen Hallen werde ihr Strahl ihn suchen und nur den Stein sehen, der ihn deckt.

Am meisten fällt die Ähnlichkeit in folgendem Punkte auf. Wilhelm hat Werther, wie aus den Briefen vom 3. September und 20. Dezember hervorgeht, wiederholt aufgefordert, den Ort zu verlassen, damit er sich in neuer Umgebung zerstreuen und Lotte vergessen könne. Lotte selbst sagt zu ihm bei der vorletzten Unterredung: „Gewinnen Sie es über sich! Eine Reise wird Sie, muß Sie zerstreuen!" Ebenso sagt der treue Gonipp zu Aristodem, Zeit und Entfernung werde den Aufruhr seiner Seele beschwören. Er möge diesen Ort verlassen, wo so viele Gegenstände seinem Schmerze neue Nahrung geben. Der König solle mit ihm vereint ganz Griechenland besuchen, die Städte und ihre Sitten sehen, auf hundert Weisen werde er dann beschäftigt und zerstreut. Die Aufforderung an Werther, auf Reisen zu gehn und sich dadurch zu zerstreuen, erscheint natürlich und der modernen Auffassung angemessen, nicht so bei Aristodem. Es ist eine starke Zumutung für die Zuschauer, zu glauben, daß man in den Zeiten, die an der Grenze des heroischen Zeitalters liegen, in dem durch fortwährende Fehden und Kriege zerrütteten Griechenland eine Erholungsreise antreten, die Städte und ihre Sitten kennen lernen könne, um sich zu zerstreuen. Wir sehen, daß Monti durch die Gewalt, die Werthers Leiden auf die Geister seiner Zeit ausübte, stark beeinflußt wurde. Goethe selbst hatte diese sentimentale Richtung längst überwunden, der Schatten seines Helden der Empfindsamkeit war für ihn in weite, kaum noch sichtbare Ferne gerückt. Zudem hatte er sich in seinem Werther als den rechten Meister gezeigt, er hatte die eignen zerrissenen Gefühle, Stimmungen und Erlebnisse in die reinere Sphäre der allen Zeitgenossen eigentümlichen Richtung erhoben und gerade dadurch sich selbst geheilt und seiner Zeit das zauberkräftige Mittel gegeben „zu fliehen aus der Sinne Schranken in die heitere Freiheit der Gedanken." In seiner Beschreibung der Kampagne in Frankreich sagt er mit Recht, Werther habe keineswegs eine Krankheit, ein Fieber erregt, sondern nur das Übel aufgedeckt, das in jungen Gemütern verborgen war. Wir müssen darüber staunen, daß diese krankhafte Richtung auch in Italien Boden oder doch Verständnis fand, und können Goethe verstehn, wenn er in Rom am 23. November 1786 nach der Vorlesung des Aristodem ausruft, selbst in den Mauern von Sparta könne er den erzürnten Manen des unglücklichen Jünglings nicht entgehn. Der Dichter hat wiederholt irrtümlich Sparta genannt, während Messene der Schauplatz der Handlung in der Tragödie ist.

Goethe sagt von dem Stücke, es habe einen sehr einfachen, ruhigen Gang; die Gesinnungen wie die Sprache seien dem Gegenstande gemäß, kräftig und doch weichmütig, die Arbeit zeuge von einem sehr schönen Talent. Nach der Vorlesung verfehlte er nicht, alles Gute und Lobenswürdige hervorzuheben, während die Anwesenden mit südlicher Ungeduld mehr verlangten. Als er aufgefordert wurde, den Erfolg des Stückes vorher zu sagen, entschuldigte er sich mit seiner Unkunde des Landes, der Vorstellungsart und des Geschmacks, setzte aber hinzu, er verstehe nicht recht, wie die an Abwechslung gewöhnten

Römer sich an dem edeln, ruhigen Gang einer ununterbrochen fortgehenden Tragödie ergötzen könnten, auch schiene ihm der Selbstmord ganz außer dem Kreise italienischer Begriffe zu liegen. Am 4. Januar 1787 schreibt Goethe, dem Dichter sei bange wegen des Erfolges, und er habe Ursache dazu, denn es sei ein unbändiges Publikum, das von Moment zu Moment amüsiert sein wolle, und das Stück habe nichts Brillantes. Endlich wurde Aristodem glücklich und mit großem Erfolge aufgeführt. Die einflußreichen Verwandten Montis und die deutsche Künstlerbank ließen es unter Goethes Einfluß nicht an lautem Beifall fehlen.

Wie lebhaft sich Goethe dieser Vorgänge und seiner Mithilfe bei der ersten Aufführung des Stückes noch im höhern Lebensalter erinnerte, tritt uns aus einer Stelle in „Des Epimenides Erwachen" Theaterprogramm II entgegen. Er betont dort, daß es wirklich eine Wohlthat sei, die man einem großen Publikum erzeuge, wenn man es zu seinem Besten aufklärend bearbeitet. Dann fährt er fort: „Ich war in Rom, als Abbate Monti seinen »Aristodem« wollte vorstellen lassen. Ich wohnte einer Vorstellung bei und war unter denen, welche zweifelten, daß das Stück greifen könne, weil die Italiener den Selbstmord für die größte Absurdität halten und sich nicht in die Lage setzen können eines Königs, der sich aus Gewissensbissen entleibt. Die Wohlwollenden wurden daher einig, sowohl die alte Mythe als die neue Bearbeitung in allen Gesellschaften zur Sprache zu bringen. Vielleicht hätte auch ohne dies das Stück, welches sehr gut geschrieben und trefflich aufgeführt war, auch nicht weniger von Nepoten begünstigt, sein Glück gemacht; aber wir andern bildeten uns ein, durch unsre freundliche Einwirkung so viel beigetragen zu haben, daß der Beifall einstimmig und leuchtend war."

Den Aristodem gab der gefeierte Zanarini, dessen Darstellung Monti selbst den Erfolg, den das Stück in Rom fand, in erster Reihe zuschrieb. Auch in andern Städten, besonders in Parma, fand die Tragödie günstige Aufnahme und ist auch heute in Italien noch nicht vergessen; man zitiert sogar nicht selten Stellen daraus. Es ist bekannt, daß Frau von Staël-Holstein in der Korinna (VII, 2) und Simonde de Sismondi in seiner Littérature du midi de l'Europe diese Tragödie zu den besten italienischen Dramen zählten.

Monti blieb mit Goethe in dauernd freundlicher Beziehung und schickte ihm 1812 seine Übersetzung der Ilias. Goethe sagt in einer Notiz, die er sieben Jahre später niederschrieb, Monti kämpfe eifrig und kräftig auf der klassischen Seite. Die Beziehungen Goethes zu Monti und seinem Aristodem, so geringfügig sie auch zu sein scheinen, sind für uns nicht ohne Bedeutung, weil sie uns zeigen, in welchem Umfange die krankhafte Wertherstimmung selbst in Italien Verständnis fand. In diesen kurzen Bemerkungen tritt uns der Meister entgegen, der auch scheinbar unbedeutenden Ereignissen und Begegnungen Leben und Bedeutung zu geben versteht.

Wenn sich sein Standbild, das ihn auf der Sonnenhöhe seines Lebens und Dichtens darstellen soll, als hochherziges Geschenk unsers Kaisers in Rom erhebt, dann soll es in seiner plastischen Schönheit dem Beschauer zurufen, was die Menschheit diesem Genius verdankt, der sich aus eignem Zwiespalt

zur innern Einheit durchgekämpft hat und uns zur idealen Höhe emporführt, wo das Verworrene schwindet und sich in Harmonie auflöst. Dann werden auch seine Beziehungen zum Abbate Monti wieder aufleben, der zu ihm mit Bewundrung auffah und die Anregungen, die er ihm verdankte, offen und ehrlich bekannt hat.



Von einer Weltreise

3. Die Psychologie des Tropenkollers



Dieses Herrentum unter den Farbigen hat für jeden Weißen etwas berauschendes an sich. Diese Macht, die nicht durch Geld gekauft, nicht durch Gewalt erzwungen worden ist, sondern jedem, der aus den engen Verhältnissen Europas kommt, jedem siebzehnjährigen Kaufmannsjüngling, der vielleicht bisher nur gehorcht und nie befohlen hat, zufällt, als ein Vorrecht des Blutes und der Abstammung der geringwertigern Rasse gegenüber, schürt in jeder Brust ein Hochgefühl, das Entbehrungen, Gefahren, Siechtum und früher Tod, die feindlichen Mächte in den Tropen, nicht herabstimmen. Es soll der Zauber der Geschichten des Dichters Rudyard Kipling sein, daß er den Hochgenuß dieses Herren- und Erobererlebens des Weißen in allen Erdteilen mit der Poesie der Gefahr, der natürlichen Roheit und Ursprünglichkeit zu schildern weiß. Denn auch der geringste englische Soldat ebenso wie der einfachste Matrose unsrer Handelsschiffe nimmt an diesem Herrentum der Weißen voll Anteil.

Es ist die ungebändigte Willenskraft, die hier besungen wird. Es giebt heute Dichter und Verherrlicher der Willenskraft, wie es früher Dichter der Liebe gab. Kein schöneres Gewächs wächst auf Erden, als ein hoher, starker Wille. Kraft haben, einen ganzen Willen lang zu wollen. Diese Worte sind von Nietzsche.

Wenn etwa heute ein hochgelehrter, vornehmer, feinfühliger, weichmütiger Inder die Poesie Nietzsches kennen lernen würde, etwa wie er die ferne, schöne Zeit besingt, wo ein Volk noch den Mut hatte, über ein andres Volk Herr sein zu wollen, oder wenn er seine Lehre von der Herrenmoral kennen lernte, zumal in ihrer Verballhornisierung und Popularisierung, würde er ausrufen: Diese blonde Bestie, dieses lachende, thatenfrohe Barbarenvolk, das jede alte Kultur über den Haufen rennt, diese Herrenmenschen, die kein Recht außer ihrem Willen kennen, sie sind nicht ein Zukunftsbild, wie der Dichter meint, sondern wir Inder kennen sie. Seit hundert Jahren sind sie unsre Herren, und wir die Opfer ihres Übermuts, der sich mit seiner Eroberungslust jenseits von Gut und Böse glaubt. Dieser Dichter giebt nur Stimme den Thaten seiner Zeit.

Alle farbigen Völker könnten diesem Inder zustimmen. Denn überall sind sie die Beute der Herrschsucht der Weißen, die ihre Grenze bisher nicht am menschlichen Widerstand, sondern nur an dem Widerstand der Elemente

der klimatischen Verhältnisse, der Ausdehnung wegeloser Erdteile und ihrem eignen gegenseitigen Neide findet. In Pflanzungskolonien läßt der Weiße den Farbigen für sich arbeiten, in Handlungskolonien zwingt er ihm die Gesetze seines Handels auf. Manche Völker zwingt er, ihre Häfen ihm zu öffnen, mit ihm zu handeln, sich Eisenbahnen bauen zu lassen, wenn sie es auch gar nicht wünschen, und zwingt sie, Volksgifte wie Opium und Schnaps einzulassen, die sie gerade ausschließen möchten. Also auch den friedlichen Handel treibt er mit der Waffe in der Hand. Wo er den Staat selbst in seine Gewalt genommen hat, wie in Indien, da verbraucht er die öffentlichen Einkünfte nach eignem Erobererrecht. Und wo die Eingebornen sich das Joch auf keine Art überwerfen lassen wollen, da rottet er sie aus, wie die Indianer in Amerika, und wenn sie auch einen ganz andern Erdteil bewohnten.

Man würde mich falsch verstehn, wenn man meinte, ich wollte diese Eroberungswut unsrer Rasse anklagen. Die Schwäche der farbigen Völker rechtfertigt vielleicht nicht die Herrschaft der weißen, aber sie macht sie unvermeidlich. Unsre Pflicht ist nur, daß die Herrschaft der Weißen gerecht und menschlich sei. Wenn das Herrengefühl einen Europäer allzusehr berauscht und ihn zu Thaten hinreißt, die nicht zu billigen sind, so nennt man das Tropenkoller. Der Tropenkoller hat nichts zu thun mit krankmachenden Wirkungen des Klimas, Sonnenstich und ähnlichen physisch entstandnen Zuständen der Unzurechnungsfähigkeit, sondern ist eine Art Cäsarenwahnsinn, der katastrophenartige Ausbruch eines starken Willens, der keine Schranken mehr sieht. Es muß ja auf manche, zumal junge Gemüter demoralisierend einwirken, wenn sie menschliche Wesen unter sich sehen, die durch ihre Schwäche zur Knechtung immer wieder auffordern. Junge Offiziere haben doch schon zu Hause gelernt, Menschen zu befehlen und die Würde des Befehlenden zu wahren. Junge Kaufleute aber werden durch keinerlei Zwang angehalten, die Selbstzucht des Befehlenden zu lernen. Besonders aber im Innern Afrikas, als einziger Befehlshaber, von dessen Leben hundert andre Leben abhängen, kann ein Mann zu der Überzeugung einer Herrschaft über Leben und Tod, die niemand verantwortlich ist, und zu solchen Thaten, wie Peters, kommen. Man sagt, daß man sogar den Missionaren eine Art chronischen Tropenkollers anmerkt, nämlich einen Hochmut, der, außer Verkehr mit seinesgleichen gesetzt, jede Unsicherheit und Bescheidenheit verlernt hat. Ich spreche das nicht aus eigner Erfahrung. Wie sehr aber der Neger selbst schuld ist an dem Hochmut der Weißen, indem er gar nicht anders kann, als dem Weißen das Herrenrecht über sein armseliges Leben entgegentragen, kann ich wieder mit einer kleinen Geschichte beweisen.

Auf der Reise um Afrika hatten wir als Passagiere ein paar Dutzend Neger an Bord, die man als Arbeiter nach dem Kongo geworben hatte, und nachdem sie ausgedient hatten, nun nach ihrer Heimat Abessinien und Somaliland oder vielmehr nur nach dem Hafen Aden zurückschaffen ließ. Viele von ihnen waren in dem ungewohnten feuchten Klima erkrankt. Einer hatte Bauchwassersucht und mußte mehrere male von mir operiert werden. Nach der Operation sollte immer einer seiner Landsleute ihn pflegen. Als das zum

erstenmal geschehn sollte, hatte ich den Führer der Neger, einen Araber, beauftragt, einen Mann zu stellen. Er antwortete aber: Doktor, du mußt das selbst thun, die Abessinier wollen nicht, sie sind Hunde. Ich ließ also die Landsleute des Operierten antreten und fragte, wer den Kranken pflegen wollte. Sie erklärten alle: Ich nicht, ich nicht, wir sind alle selber krank. Es blieb also nur übrig, einen auszuwählen, und zwar nahm ich, um ihnen nicht zu viel zuzumuten, täglich einen andern, den ich folgendermaßen in seine Pflichten einweihte. Erst bekam er vor versammelter Front zwei Ohrfeigen, dann wurde er vor das Lager des Kranken geführt und erhielt in dessen Gegenwart wieder zwei Ohrfeigen, und da er nach einigen Stunden gewöhnlich ausgerissen war, so holte ich ihn zurück und gab ihm nochmals zwei. Diese Verständigung hatte auch den Vorteil, daß ich keine Dolmetscherhilfe brauchte. Noch nach vielen Tagen war diese Einrichtung unentbehrlich. Jeder wußte, was er zu thun hatte, wenn ich ihn morgens aufsuchte. Aber keiner übernahm das Amt ohne feierliche Einführung. Erst nach sechs wirklichen Ohrfeigen, die sie ohne bedeutende Gegenwehr annahmen, waren sie der Überzeugung, daß der Bana Doktor es auch diesesmal wieder ernst meine.

4. Freiheit oder Hörigkeit der Neger

Wir sind kraft unsrer Religion der Überzeugung, daß alle Menschen gleich sind, und daß wir nicht das Recht haben, unsersgleichen zu unsern Sklaven zu machen. Je näher man aber den Dingen in der Wirklichkeit tritt, um so mehr muß man auch an diesen Satz allerlei Abers hängen. In irgendwelcher Form entsteht die Knechtschaft des Negers immer wieder von neuem. Daran ist die Schwäche des Negers noch mehr schuld, als der Übermut der Weißen. Die Neger sind thatsächlich dem Weißen nicht gleich. Sie verhalten sich zu ihm, wie ein fünfzehnjähriger Knabe zu einem Erwachsenen. Ein Knabe hat bei uns auch nicht alle Rechte eines Erwachsenen. Er wird nicht zum Eid zugelassen, er hat nicht freie Vermögensverfügung, darf nicht frei heiraten, er kann zur Arbeit in die Lehre ausgethan werden, vom Vater und vom Meister geschlagen werden, von Gerichts wegen in Zwangserziehung genommen werden, wenn er arbeitsscheu ist, er kann aber auch vom Gericht gegen den Mißbrauch der elterlichen Gewalt geschützt werden. Auch der Eid eines Negers kann vor Gericht nicht gleich dem eines Weißen gelten. Diese Fiktion besteht allerdings bei den Gerichten der englischen Kolonien, weil sie von der öffentlichen Meinung des Heimatlandes erzwungen wird. Aber in der Ausübung ist sie unmöglich. Wenn ein Weißer schwört, so wird es ein Eid oder ein Meineid, wenn aber ein Neger schwört, so wird es unter zehn Fällen neunmal ein Falscheid. Denn ein Neger kennt nicht von Jugend auf und durch jahrtausendelange Tradition die Heiligkeit des Eides. Daran können auch ein paar Jahre Christenlehre nicht gleich etwas ändern.

Auch ob es für die Neger einen Arbeitszwang geben soll, darf wohl erwogen werden. Ein Neger hat nicht den zehnten Teil der Bedürfnisse, die unsre Arbeiter haben. Er braucht kein festes Haus, keine Heizung, keine warme

Kleidung für den Winter, keine kräftige und teure Fleischnahrung. Der hohe Gewinn, der im Tropenhandel gemacht wird, erlaubt es in den tropischen Küstenstädten, beim Löschen und Laden der Schiffe ziemlich hohe Löhne zu zahlen, und der Arbeitermangel zwingt dazu. So kommt es, daß der Neger, wenn ich mich recht erinnere, eine Mark täglich bequem verdient. Diese eine Mark deckt ihm die Bedürfnisse einer ganzen Woche. Er braucht also nur ab und zu zu arbeiten, daß er reichlich versorgt ist. Das überflüssige Geld giebt er in Putz aus oder, was schlimmer ist, in Schnaps, den er teuer bezahlt. Daher der lukrative Schnapshandel. Er bringt wieder ein, was in Arbeitslöhnen zu viel ausgegeben ist.

Hiernach ist doch wahrscheinlich, daß ein gewisser Arbeitszwang sehr nützlich wäre. Er würde die Arbeit billig und den Schnapsverkehr unmöglich machen, und dem Schwarzen nicht so viel Geld in den Schoß werfen, womit er nichts anzufangen weiß. Durch die Hüttensteuer in unsern Kolonien wird auf Umwegen ein Arbeitszwang ausgeübt. Ich würde aber auch einen offnen Arbeitszwang, eine Art Hörigkeit für gerechtfertigt halten. Es ist noch nicht hundert Jahre her, daß von unserm Landvolk Zwangsgesindedienst und Fronden verlangt wurden. Die Haussklaverei in dem ehemals muhammedanischen Ostafrika, die jetzt abgeschafft werden soll, ist eine solche Hörigkeit, das notwendige Zubehör einer noch halb feudalen Gesellschaftsverfassung. Wißmann will allgemeine Dienstpflicht der Eingebornen, weniger zur Verteidigung des Landes, als zu Wegebauten, Urbarmachung, Ackerbauversuchen. Morgen hält es auch für wünschenswert, daß den Negern eine Arbeitspflicht aufgelegt wird, weil der leichte Verdienst sie sonst geradezu zur Faulheit erzieht, und Stöcker hat neulich im Reichstage gesagt: Wenn man wählen soll zwischen Schnaps und Sklaverei, so ist Sklaverei besser für den Neger. Der Schnaps ist nun gerade die fast unvermeidliche Folge eines freien Arbeitsverhältnisses bei hohen Löhnen für den Neger. Wenn aus unsern Kolonien mehr werden soll, als ein wildes Stückchen Afrika, worin einige Kaufleute Küstenhandel treiben, wenn aus ihnen Kulturländer werden sollen, wie Indien und China, so heißt es arbeiten; denn alle Kultur entsteht nur durch Arbeit. Wenn nun gearbeitet werden muß, so muß der Neger arbeiten lernen; denn die Weißen können dort nicht alle Arbeit leisten und werden immer nur seltne Gäste in jenen Ländern sein. Wenn der Neger arbeiten soll, so genügt es nicht, daß man ihn bekehrt und tauft und ihn dann mit allen persönlichen Freiheiten beschenkt, die wir unsersgleichen bis vor hundert Jahren vorenthalten haben. Zur Arbeit gehört nun einmal Zwang, entweder der Zwang drohender Entbehrungen, wodurch die nordischen Völker zur Arbeit erzogen sind, und wodurch alle Kulturvölker bei der Arbeit erhalten werden, oder der Zwang der Gesetze und Strafen, wie beim Schuljungen, so beim Neger. Sonst werden die Segnungen unsrer christlichen Kultur für den Neger unfruchtbar bleiben, wie es bisher seit Jahrhunderten die Berührung mit jedem Kulturvolk für die Neger in ihrer Heimat wenigstens gewesen ist. Die Arbeitsverfassung soll zugleich auch eine Schutzverfassung für die Farbigen sein und soll den besten auch Stellungen einräumen, die sie den Weißen nahe stellen. Die Christenlehre allein aber ist wohl ein zweifel-

haftes Geschenk an die Neger. Darin denke ich wie der Afrikaner Passarge (Buch über Adamaua). Wenn aber die Missionare anders denken, so liegt es vielleicht nur daran, daß sie den Tropeneuropäern Rechte über die Person der Neger nicht gönnen oder nicht anvertrauen zu dürfen meinen. Sie fürchten vielleicht mit Recht, daß Übermut und kurzsichtiges Geschäftsinteresse aus der Erziehung nur Ausbeutung machen würde.

Georg Schiele



Heimkehr

Von Marthe Renate Fischer

(Schluß)



Die Sonne war untergegangen, als sie das Thal erreichten, ihre Feuerzeichen waren über den Himmel ausgestreut; mit zartem Gelb tauchten sie in den Wolkenballen auf und dunkelten bald zu lohendem Rot, als stehe der Himmel in Flammen.

Der alte Scheckg blieb stehn. Weißt denn du, was hier passiert ist?

Jahn nickte.

Hier wars, wo du ins Wasser gestürzt bist. Das ist eine lehrreiche Stelle für mich. Hier geh ich kaum ein paarmal vorüber, dann bleib ich stehn und betracht mir die Stelle und simpeliere, was da alles hätte passieren können. Er wies hinüber. Sie standen doch noch ein wenig höher und sahen das Wasser der Saale wie von Millionen kleiner Wellchen bedeckt; denn der Wind blies dem Lauf entgegen und kräuselte die Oberfläche.

Adam Jahn kam nun auch zum Sprechen. Das freut mich doch, sagte er, daß ich dich hab angetroffen. Nu bringen mir unsre alte Sache ins Gleiche und machen einen Strich durch. Wir sind in den Jahren, wo wir keine Feindschaft weiter haben dürfen. Und wegen was? he! Wir sind nicht viel wert gewesen, du nicht, und ich auch nicht. Wer hat denn mich geheißen, daß ich meine Augen auf dem Rücken habe? Die hat ma vorne im Gesichte, daß ma sieht, wo ma hinspringt.

Sie standen nebeneinander, sahen auf das Wasser, auf die Wiesen, auf den stolzen Bergzug gegenüber, auf die Ortschaften am Saalelauf; sie zählten deren vier, zwei stromauf und zwei stromab, immer zwei und zwei einander gegenüber an beiden Seiten des Flusses.

Adam Jahn fing von neuem an: Ich hab erzählen hörn, daß du in gutem Ansehen bist, und daß dirs auch sonst gut geht. Ich hab euch ja auch gesehen auf der Hochzg — und du hast mirs auch gesagt. Das freut mich wirklich! auch nicht bloß dir halben, auch deiner Frau halben. Ich hab viel an die gedacht.

Der alte Scheckg schwieg.

Na — — sagte Jahn, und dann schwieg auch er.

Der alte Scheckg wischte mit seiner großen Hand über sein Gesicht, daß es ganz darunter verschwand. Ein Seufzer löste sich ihm. Zuerst — — Er schwieg wieder.

Jahn wartete.

Man zieht nicht so leichte seinen alten Adam aus, wie man sich denkt, wenn man seine Vorsätze thut fassen. Ist ein schweres Stück Arbeit, man gewöhnt sich anders, als wie mans im Tempermente hat. Ich bin auch unterlegen. Ich hatte das noch in den Knochen mit der Sitzerei, und nu hingegen mußte ich den ganzen

Tag feste in der Ökonomie angreife. Ist mir nicht leicht geworden. Und die Dummheiten, die läßt ma erst gar nicht leichte. Sie hat auch mußt leiden. In'n Gasthofe, da redten sie auf mich, ich sollt mich nicht laßt unterkriegen. Ich hatte zuletzt doch übern Durst getrunken. Zu Hause torbierte ich nune die Frau. Da kam der Schwiegervater und sagte: Was soll denn das heißen? Die hat dir doch nichts gethan, daß du so spuken thust? — Wie mr alleine sind, da spricht sie ein Wort, ich sollte gut auf den Vater sein. — — — Dann ists losgegangen — — Am Morgen, wie ich wach bin, da is mirs doch, ich hab was angericht, ich hab meine Frau geschlagen. Und ich weiß noch, sie hat sich laßt schlagen, wie ich wollte, und hat keinen Ton von sich gegeben. Da sehe ich den Strick auch noch auf dem Stuhle liegen; und ich nu naus aus das Bette und thu den Strick verstecken. Nu mache ich meine Arbeit, und meine Frau macht ihre Arbeit — hatte einen Streifen übers ganze Gesichte. Zun Vater hat sie gesagt, das wäre von der Happe, die hätte sie gestoßen. Ich ha sie nicht konnt angucken. Ich dachte: Du bist auf sie eingedrungen wie e Hund, sie soll dich nehmen, sie hat sich deiner nicht erwehren können. Das ist nun ihr Lohn, daß sie dich genommen hat. Ach, und was hatte ich dem Mädchen versprochen, wie ich sie wollte halten! Und dann dacht ich: Das wird sich schon wiederhole. Den Weg, den der Teufel einmal gegangen ist, den geht er öfter. So hab ich stille meine Arbeit gemacht und bin dann sachte fort. Du bist für nichts nutze, sagte ich for mich, du hängst dich auf. Deine Frau, die hat bloß Gutes für dich, und du vergriffst dich an ihr. Und sie ist in guter Hoffnung, und da hast du nicht dran gedacht, du verfluchter Wanst, der du bist. Was soll denn dich überhaupt zurückehalten, wenn nicht das? So bin ich hin in unser Holz, und da hab ich mich aufgehängt. — — — Na, ich bin dann wieder wach geworden und lag mittelwent auf dem Erdboden, und sie kauzte bei mich und redte auf mich. Wir haben beide geweint. Ich hab vor ihr auf meinen Knieen gelegen und habe ihrs abgebitt, es soll nicht wieder vorkommen. Nachen keine Silbe weiter, die langen Jahre nicht. Sie hatte eine Unruhe gehabt, ich war so stille vor mich hin gewesen. Und da war sie mir nach und hatte mich denn auch gefunden. — — Wenn das nu wieder wollte in mich neinfahren, nachher hab ich gedacht: Warte mal, du verfluchter Wanst, dich häng ich wieder auf! — Ist ja keine ganz schlechte Todesart nicht; aber ich hab lange Pein am Halse gehabt, das hatte schmahlich gedrückt. — Er wischte wieder mit der Hand über sein Gesicht. Und als er die Hand sinken ließ, stand der alte schalkhafte Scheckg da mit den verschmitzten, klugen Augen. Von da an ist meine Ehe in Frieden und Einigkeit verlaufen. Ich ha nach der Frau gehört und nicht nach den Sauffäcken in'n Wirtshause. Und da weiß kein Mensch was davon, ich hab es bloß dir mitgeteilt. — Ich möchte schon nochmal zurücke und möchte mein Leben noch einmal durchmachen, sagte er, aber bloß von der Fichte an, wie mirs Priska vergeben hatte, und ohne Priskan, da möcht ich nicht zurück. Na — indessen — die Jungen, die wollen auch mal dazu kommen. Bis itze geht das ja, da sind wir ihnen noch von großen Nutzen, wir verbrauchen das nicht, was wir einbringen. Ich acke noch, bessere auch mal das Zeug aus. Nein — die wünschen uns nicht hin auf den Gottesacker. Nu wollen mir gehn.

Als sie unterwegs waren, ergriff Scheckg wieder das Wort: Dir ist es immer gut gegangen — gelle?

Jahn räusperte sich und faßte hinter den Taschenriemen. Er wollte anfangen: Wir halten vier Pferde, acht Kühe, sechs Stücken Jungvieh . . . aber er räusperte sich statt dessen wieder. Er wußte nicht, was er erzählen sollte. Er fing endlich an: Ich habe viel Glück gehabt mit meinem Schwiegersohn, das ist ein gewiester Mann, der hat Charakter, und Fritze, mein Enkelsohn, der ist ihm wie aus den Augen geschnitten. Der sagt, wenn er mal heirat, seine Frau muß immerwent bei ihm heizen, bei seinem Herzen, beim Kopfe nicht. Das ist ein Bursche, den möcht ich dir mal weisen, das ist mein Stolz, der Bursche. Der ist mir gestern

früh nach über den Acker. Glückliche Reise, Großvater! schreit er. So erzählte er weiter. Plötzlich unterbrach er sich und sagte: Was ist denn das, sie sprechen, Rippe geht bei den Apostolischen?

Man kann in der Kirche beten und auf dem Felde beten, erwiderte der Graukopf, ich habe keine Angst den halben.

* * *

Sie standen vor der Thür und warteten, der Schwiegersohn, ein großer hagrer Mensch mit scharfem Auge und schnellen Worten, die Tochter, immer noch eine hübsche Frau, gemessen und voller Würde; Emma und Rippe.

Weber trat vor und sagte: Willkommen in der Heimat.

Danke schön.

Willkommen auch bei uns, sagte die Frau.

Danke schön.

Emma sagte: Ich kenne den Vetter schon, ich bin schon mit ihm gegangen.

Zuletzt trat die alte Priska aus dem Hause in frisch gewaschnem Rock, mit frisch gewaschner, hellblauer Leinenschürze, ein neues Tuch von brauner Wolle mit bunten Blumen in der Runde um den Kopf gebunden. Der Rock fiel schlank hinunter, nicht ganz bis zu den Knöcheln, die Haltung war doch ein klein wenig geneigt von den Hüften aus; aber sie konnte sich auch gerade halten, die Großmutter Priska. Jetzt aber duckte sie noch ein wenig mehr herüber als gewöhnlich, die Wangen waren gerötet, aus den Augen sprach eine stille, verlegne Neugier, und sie lächelte voller Freude.

Ich heiß dich auch willkommen, Adam.

Ich dank dir schön.

Sie standen eine Weile und sprachen nichts; Tochter und Schwiegersohn und Enkelkinder sahen zu mit lachenden Gesichtern.

Du loschierst bei uns, sagte sie, das haben mir schon ausgemacht. Oder hast du dirs anders vürgenommen, zu übernachten?

Ich wollte im Gasthof schlafen, gab er zur Antwort.

Da ereiferte sie sich: Das geben mir nicht zu! Du schläffst bei uns. Raum haben mir doch. — Emma hat schon überzogen — gelle, Emma? Das wär noch schöner, du wirst doch bei deinen Freunden bleiben . . .

Ich nehme das mit Dank an, sagte er. Und dann kam wieder eine Pause. Er war ergriffen. Diese alte Frau, die viel einfacher daher ging als seine Frau und seine Tochter daheim, die rührte an sein Herz. Er schneuzte sich. Ich freue mich doch, daß ich dich so gut antreffe, sagte er.

Ach — —

Ja, ich hab dich doch geliebt. Er wollte scherzen.

Nein, sagte sie treuherzig, das hast du nicht.

Und er: Kommt mir doch bald so vür. Aber jetzt scherzte er nicht.

Sie führten ihn durch Haus und Ställe und Scheune. Das neue Pferd war ein Tier, groß und schwer wie ein Elefant. Sie wollten schlagen; das Holz hatte schon seinen Käufer; da brauchten sie das starke Pferd zu den Holzfuhren.

Der Schwiegersohn war ein hitziger Mensch, nie aus dem Orte fort gewesen; nur die Militärzeit hatte ihn hinausgebracht. Er hatte nicht gelernt, sich zu fügen oder mit seiner Meinung zurückzuhalten. Aber dem Schwiegervater gab er doch nach, wenn der sich gelassen und verständig einmischte.

Sie hatten aufgetragen, was sie irgend in der Küchenkammer hatten. Emma hatte auch eine Kanne Bier geholt.

Der alte Scheckg sagte: Nu haben mir uns auf der Hochzg getroffen, und nachen bist du mit Emman gelaufen und hasts doch nicht gewußt, mit wem dus zu thun hast. Wovon habt ihr denn geredt, ihr zweie? War doch ganz einfach, du hättest e bischen gefragt. Aber so ist das im Leben, einmal kriegt man die

Pappe vonnander und einmal nicht; ma schweigt, wenn ma sollte reden, und wenn ma redt, da redt ma auch nichts Gescheits.

Ja, sagte Adam Jahn, das ist so mit den aufgelegten Namen. Sie haben dich Scheckg geheißen und Tätscherbäcker geheißen und Wiedersehn.

Äh, fiel der alte Graukopf ein, sie sprechen auch Weber auf mich, meinen Schwiegersohn halben, und auf den sprechen sie wieder Pfeiffer, mir halben. Wie ist dirs denn mit der Frau Schunken gegangen? Hat denn da dei Herze nicht gepocht, du sollst acht geben?

Das hat nicht gepocht, sagte Adam Jahn.

Der alte Scheckg riß seinen Mund auf und lachte, daß es wieder raschelte wie von gedrücktem Papier. Die drei Alten saßen nebeneinander; wenn sie lachten, sahen sie aus wie die Kinder mit ihrem zahnlosen Munde.

Jahn erzählte von seiner Frau, wie ruhig und verständig sie sei, von der Tochter, die gern ein Wort zuviel spreche, vom Schwiegersohn und von Fritzen.

Er hat mir auch Grüße aufgetragen, sagte er zur alten Priska, ich hab die Grüße auch schon ausgericht.

Und Emma rief mit strahlenden Augen: Mich hat er laßt grüße, Großemutter.

Ja, er hat gesagt, ich soll die schönen Mädchen in Thüringen grüßen.

Emma sah enttäuscht aus. Da faßte sie Nippe beim Kopf und sagte lachend: Wo kann er denn dich laßt grüße, du dummer Schnabel? Der weiß doch nichts von dir. Aber wenn er von dir was wüßte — — — ei jo! Und nun lachte der ernste Mensch wie ein Knabe.

Ja, wenn der von dir was wüßte, wiederholte der alte Jahn in Sinnen, das könnte einen Brand geben! So eine meint der, wie du bist — so jung und — na, ich will nichts verraten — so fürs Gemüte. Der hätte sollen mitkommen! Ich steh dir bei, Emma; ich gebs zu; der Schwiegersohn auch. Ach, daß ich den nicht mitgebracht habe, den Burschen. Dann könnten mir uns nachher immer was erzählen von Thüringen, vom roten Hügel und vom weißen Berge und von der Hünenburg und von den Irrteichen und von der Hangeiche. Ach, das wär schöne. Und er erzählte eifrig von seiner Wirtschaft, von den Gebäuden, dem Viehbestand, dem Feld und den Wiesen. Auch, daß der Schwiegersohn Staatspapiere im Kasten habe. Nu haben wir zwei Kinder, und ihr habt zwei Kinder, jedes hat einen Jungen und ein Mädchen, da müßten mir doch die Kinder zusammenschmeißen! Er erzählte von der Enkeltochter, die keinem Fräulein etwas nachgebe.

Weber stand auf und sagte lustig: Itze haben wir so einen lieben Freund zu Gaste, da lassen wir was draufgehn. Is noch ein Fläschchen Wein da von der Tääfte — von der Taufe der kleinsten Priska, die mit dem Spitz auf dem Acker gesessen hatte, während der alte Scheckg pflügte. Er kam mit der Flasche und den Gläsern und sagte: Nune können mir „Bügel hoch!“ leben!

Rötlichgelb floß der Wein in die Gläser.

Vom Forstmeister Johannesbeerwein, sagte der alte Scheckg. Wie Feuer trank sich der Wein.

Der alte Scheckg sagte: Von der Abreise wollen wir nichts wissen — du bleibst dahier, und wir machen mal einen Spaziergang in die Berge, und Weber spannt mal an, und wir fahren mal aus, du und ich und die Großemutter und Emma. Und Nippe fährt. Webers bleiben zurücke und halten Haus. Und morgen zu Abende gehn wir bein Balbier und lassen uns verputze. Da is immer dicke voll am Sonnabend abends. Da zahlt ma seinen Fünfer, und dann därf ma in den Büchern lesen, die er hat. Und nachen lassen mir uns rasieren, aber von der Frau. Das ist ein Genuß, wenn einem die mit ihren weichen Patschechen thut ankommen. Ich laß mich immer von der Frau balbieren.

Indem klopfte es an die Thür, und ein dunkler Kopf mit einem gelben Gesicht schob sich herein. Wie auf einen Stock gesteckt kam der Kopf zum Vorschein, hinterher ein kugliger Leib, den zwei eilige Füße auf flachen, schwarzen Sammet-

schuhen trugen. Einer Kugel gleich war er mitten in der Stube, nicht rund von Fettpolstern, nur rund von der eingedrückten Brust und dem herausgewölbten Rücken und den eilfertig vorgeschobnen Füßen. Sunnabend beisammen.

Geh her! schrie der alte Scheckg, iß mit. Setz dich nieder.

Und Aline ereiferte sich voll Heiterkeit: Nu wollte ich euch Nachricht bringe von Adam Jahn, und da ist er dahier zu Gaste. Aber ich weiß noch mehr zu erzählen, ich bin in Wißberg bei Alman gewesen. Ich hatte ihr noch was abzugebe. Ich bin nun hin und habe zu ihr gesagt: Weißt denn du das schon, daß Adam Jahn retour is? Der ist gekommen, der wollte dich wieder sehen, dem hat die alte Liebe keinen Frieden gelossen. — Wie sieht er denn? fragt sie mich. — Ach, der sieht schöne, spreche ich, e bischen dürre. Du hast ihn doch schon gesehen, spreche ich auf sie, er hat euch doch helft euer Rad anmachen. — Das is der gewasen — spricht sie — so — so — na! — Und Schunke, der wollte sich huckig lachen. Äh! das Würschtbrötchen! Der ist faul über und über. Er saß am Fenster und stemmte auf.

Sie war glücklich zu dem alten Scheckg in die Bank geklettert, stemmte, um dem Würschtbrötchen nachzumachen, den Ellbogen auf den Tisch und legte den Kopf in die Hand. Da der Kopf nun aber ziemlich tief saß, so gab es eine Linie, die ungemein komisch wirkte.

Emma saß neben der Großmutter. Vetter, sagte sie, ich hör Euch zu gerne erzählen von Eurer Heimat. Das möcht ich einmal sieh, wie das ist, wenn kein Berg da ist. Es kommt doch auf die Menschen an, mit wem daß ma zusammen ist. Wenn ich einen hätte, den ich gern möchte, ich wollt auch auf dem platten Lande lustig sein. Wie alt ist denn Euer Schwiegersohn?

Jahn antwortete pfiffig: Fritze ist dreiundzwanzig Jahre.

Weber lachte laut, schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte: Emma, dich steck ich naus.

Die alte Priska sagte: Das ist mei Kind, die Emma. Sie sagte es zu Adam Jahn, der ihr gegenüber saß.

Der erzählte nun, wie Fritze aussah, strich mit der Hand um Kinn und Wangen und fühlte den Bartstoppeln nach; seine ruhigen Augen hatten einen Ausdruck heitrer Wehmut.

Und dann machte er wieder Pläne. Schöne! sagte er, ich will noch ein paar Tage zugeben, aber dafür nehme ich Emman mit. Soll euch nichts kosten. Die Fahrt trage ich. Ich komme auch sonst auf. Ja, das machen wir! Werden sich schon gefallen, die jungen Leute. Und nachen macht sich leichte auch das mit Nippen.

Der alte Scheckg machte sein Fuchsgesicht und schrie: Die Flasche is leer! Ich will mal in der Küchenkammer zugucke, mag noch eine dort sein von der Tääfte.

Nippe ging hinaus. Eine Weile lehnte er am Hofthor, dann ging er den Fahrweg zurück in die Wiesen. Ein Fisch sprang im Wasser. Er ging hinüber und wartete, der Fisch solle wieder aufschnellen. Plötzlich drehte er sich um, warf sich gegen die Weide, als ringe er mit jemand. Er seufzte und weinte, setzte sich nachher am Weg an die Berglehne und sah zum Himmel hinauf mit seinem klaren Blau und dem Flimmern seiner Sterne.

Als er wieder in die Stube kam, hatte der Wein gewirkt. Der Gast sah heiter aus mit leicht umnebelten Augen, und der Großvater ließ sich von der Schalkheit treiben. Du siehst wie der Herzog, so fein bist du in der Kluft, sagte er.

Aline sagte: Mich hats gezittert durch und durch. Ich habe mir ein Parchenhemde geköft, und das weise ich Alman, sie solls betrachte. — Hast denn du nicht satt andre? spricht sie auf mich. — Die hab ich, sage ich, aber mit den Jahren, da will mans wärmer haben, sage ich. — Ich leiste mir das nicht, blökt sie auf mich. — Ach, spreche ich, teuer sind die ja nicht, und ich habe schon eins. — Da

meint sie, das wäre doch satt gewesen, und ich hätte mich damit behelfen können. — Was brauchst du ihrer denn zweie, redt sie auf mich. — Eins, sage ich, muß ich aufm Zaune haben und eins aufm Leibe. — Wenn mans aber nicht in Mitteln hat, redt sie for mich. — Das mach ich nicht mit, spreche ich, die Mode: Wenn der Zaun eins hat, dann hat der Leib keins, und wenn der Leib eins hat, dann hat der Zaun keins. Das habe ich in Mitteln, daß ich mir zwei Parchenhemden kann köfe. — Die hat kein Gemüt. Die hätte dich wollt torbiere, wenn du die erwischt hättest. — Aber der horcht nicht auf mich, der Adam — gelle du?

Er sagte, er höre alles, was sie spreche. Und sie fing nach einer Weile wieder von Schunkes an. Die Frau hatte ihren Hund, der eine Wurst aus der Küchenkammer gestohlen hatte, unbarmherzig geschlagen. Der sah wie e Blutstücke, sagte Aline, der lief auf drei Beinen. Das ist doch schöne, wie wir hier sitzen, wir bilden enne Korperation für uns alleine.

Emma sagte zur alten Priska: Komm mal wegen dem Vetter seiner Kammer, ich will dir was weisen.

Sie gingen zusammen in die Fremdenkammer. Dann traten sie vors Haus und setzten sich auf die Bank. An der Hauswand standen Rosen, noch voller Knospen und Blüten.

Die alte Priska sagte: Du mußt dirs nicht so merken lassen, daß dirs drum zu thun ist, den jungen Mann wegen. E Mädchen muß einen Burschen nicht nachlaufen, die muß sich suchen lassen.

Ach, Großemutter, ich will mich ja auch suchen lasse, erwiderte Emma, und sie sagte es mit so eigner Betonung, daß die Alte lachte.

Ich versteh schon, du denkst bloß ans Finden. E Mädchen, das muß aber sittsam sein, das ist nicht anders.

Das will ich auch, ich will Euch keine Schande machen. — Aber das hört sich doch schöne, wenn der Vetter erzählt — — —

Ja, der weiß seine Rede zu setzen, sagte die alte Priska.

Kann sei, wir gefallen uns nicht, Großemutter. Ich bin noch jung. Ich kann warten. Und ich hab doch sonst keinen gerne wie Rippe; ach, der dauert mich, Großemutter.

Ja, der muß sein Leiden durchkämpfen.

Aber wenn der Vetter erzählt, hauptsächlich von Fritzen, dann geht mirs eiselalt durch und durch.

Ja — ja — Kann sein, du läßt dich beleckere, sagte die alte Priska, von der Eitelkeit, dem Hause wegen und dem Vieh wegen und dem Gelde wegen.

Ach, nicht doch, Großemutter.

Aus der acht därf mans ja nicht lassen.

Nein, Großemutter — mit den beiden Pferdechen — gelle?

Was macht ihr hier draußen, ihr Weibsen? fragte der alte Scheckg, der mit Adam Jahn herausgetreten war.

Adam Jahn sagte: Das soll man mal betrachten: hier blühen noch die Rosen, und wir haben Frost gehabt — —

Er sah zu den Bergen hinauf, wandte sich und sah nach der Bergkette drüben.

Ist dirs denn sehre verändert vorgekomm? fragte die alte Priska.

Das ist doch Thatsache, antwortete Adam Jahn. Ist vieles anders geworden. Sie haben Verbesserungen vorgenommen. Es hat mich doch beinahe gedauert, ich bin naufwärts geschritten, und der alte Schlagbaum war nicht mehr da. Es ist ja nach der Richtigkeit, daß mit solchen Sachen aufgeräumt wird, die den Verkehr hindern; bei uns sind sie auch abgeschafft, die Chausseehäusechen. So was hat keinen Bestand, da simpelieren sie immer noch was bessers zusammen. So auch mit der Eisenbahne. Es hat mich beinahe geschmerzt, wie die hier im Thale lief mit ihrem dreckgen Qualme. Und die Weibsen mit ihren Körben und ihren Korbtüchern und ihren Korbbändern, die hüpften nein in den Zug, und die Straße

war wüste und leer, wo sie sonst dahinschossen. War doch schön, wenn sie weg machten ihrer funfzehn, zwanzig Menscher auf einmal und versperrten die ganze Straße, daß ma nicht vorüber konnte. Ich hab höchstens sechse auf meinem ganzen Wege angetroffen. Und an einer hab ich bloß meine Freude gehabt.

Vetter, sagte Emma vom Bänkchen aus, wenn ich, und ich komme mit, ich huckel immer meinen Korb auf — gelle?

Der Vetter fuhr fort: Das hat mir auch nicht gefallen, der Wechsel mit der Garderobe. Das ist nichts for e Thüringer Weibsen, die Fluddrchen, die sie itze anziehn. Ach, meine Mutter, wenn die zur Kirche ging an Feiertagen, da zog die ihren seidnen Kittel an, war zehn Ellen weit, und die seidne Schürze und das seidne Brusttuch und den schwarzen Tuchmantel mit dem breiten Kragen, und die Haube mit der großen Schleife mittelwent auf dem Kopfe, und mit dem goldnen Haubenboden und den breiten Schärpenenden hinten an der Haube. He! Das sah nach was! An die vordersten Bänder war Spitze dran genäht, waren doch ihrer sechs Stück Bänder epper, über den Rücken weg bis zu den Knieen. So ein Weibsen mit dem Rocke und dem Mantel und der Haube, die sah breit wie zwei Mannzen. So gehört sich das zwischen den Bergen. Und beim Tanze, wenn mir die Weibsen schwenkten, da sahen sie striemig mit ihren Röcken, einer von rotem Tuch und einer von weißer Leimt und wieder einer von rotem Tuch und einer von weißer Leimt, maler dreie die Sache mit dem roten Rocke und mit dem weißen, und alle zehn Ellen weit. Das war e schöner Anblick. Itze gehn sie dürre wie die Stängelchen.

Die alte Priska sagte: Das war eine Last mit den Hauben, die druckten am Kopfe, feste mußte man sie binden, daß sie nicht weg rutschten. Die hat balde keine mehr umgethan. Sie haben sich von den Bändern Schürzen laßt mache. Und mit den weiten Röcken! Das ist auch hinderlich, ma muß die schleppen. Ma hat ofte satt am Leben zu schleppen. Ich nicht, ich hätte die schon konnt schleppen. Auch bei der Arbeit, man ist leichter so.

Kann sein, sagte Adam Jahn. Am mehrsten hat michs aber doch gedauert mit den Menschen. Wir haben keine bleibende Statt, heißt das in der Bibel. Wenn man aber häm kommt nach fufzg Jahren, und es haben sich ihrer gar viele aus dem Staube gemacht, das schmeckt bitter. Ich hab noch euch zwei — — —

Der alte Scheckg spuckte aus. Das ist nicht anders. Was von Fleisch ist, das ist der Vergänglichkeit anheimgegeben, das muß weichen. Aber der Geist bleibt. Die Berge, die stehn auf ihrem Flecke, und die Saale, die läuft wie vordem rab auf Jena und auf Halle, und das Temperment von den Leuten hat sich auch nicht verändert: wir juchzen noch und sprechen noch, wie es unsre Großeltern haben gehalten. Wir betrügen nicht, aber wir machen unsre Winkelzüge; wir arbeiten, wir müssen arbeiten. Wir kommen auch von der Stelle, wenn wir das unsrige zusammen halten. Wir sind leichte auf den Beinen, das kommt von den Bergen her, und leichte im Sinn, das kommt auch von den Bergen her. Und dann haben wir Gemüt, das haben wir. Wenn mir jung sind, sind mir hitzg, das ist nicht anders, und dann sind mir auf die Weibsen, daß mir die beleckern, das ist auch nicht anders. Aber in allen andern Dingen sind wir dem Wandel unterworfen. Das wäre auch keine Sache, wenn sich nichts hätte ändern sollen, und unsre Weibsen sprängen itze daher wie Eva im Paradiese mit dem Pummeranzenblatte.

Es war doch e Feigenblatt, Großemutter, sagte Emma leise.

Die alte Priska verhüllte ihr Gesicht mit den Händen und kicherte.

Der alte Scheckg aber sagte: Das ist auch ein Stücke Geist, was dich hergetrieben hat. Wir hängen an unsern Orte, wo wir zu Hause sind, wo wir ungeratene Jungens waren — und Burschen, die den Mädchen zu Gefallen liefen. Ja, das ist so. Und mit den Burschen und Mädchen! Wie ich meine Priska geheirat habe, da haben mich die Burschen aus ihrem Orte schmahlich verhauen. Und wenn Fritze noch kommt, Emman wegen, nachher wird er seine Tracht

Hiebe auch besehen. Unsre Emma, das ist kein Mädchen, bei der sie sichs gefallen lassen, wenn ä Bursche aus nem andern Orte kommt und holt sie weg. Das ist auch Geist.

Ja, das ist Thatsache, sagte der alte Jahn. Und Fritzen wegen — so feierlich wird das nicht gemacht, der wird sich seiner Haut schon wehren.

Na ja, sagte der alte Scheckg. Wird doch auch das eine und das andre sein, was du so hast angetroffen, wie dirs gefällt.

Das habe ich, bestätigte der Gast. Ich habe ofte dran zurückgedacht, wie ich fortgemacht bin. Da fuhr vor mir her auf dem Wege vor meinem Geschirre ein Mädchen, die hatte eine Ziege in ihrem Kastenwagen. Ich hab immer gewünscht, der möchts gut gehn ... Und das ist eingetroffen.

Sie schwiegen.

Im Hause hatte es schon eine Weile rumort, jetzt schnellten ein paar schwarzer Sammetschuhe zur Thür heraus, und Aline Eisermann sagte: Ich muß itze häm. Hast du was auszurichten an Alman? Die hat mich bestellt, sie hat was ranzuschaffen. Das ist iekel Neugier, die will was von Adam Jahn wisse. Horchst denn du auf mich, Adam?

Ich horch, Aline. Was will die von mir wissen?

Die möchte itze noch hören, wie schön sie ist. Sie lachte voll Heiterkeit, und noch unter dem Lachen schoß sie davon und verschwand bald wie eine schwarze Kugel in der Dunkelheit.

* * *

Die Männer gingen ein paar Schritte die Straße hinab, blieben stehn und sprachen aufeinander ein. Dann gingen sie weiter in der Gasse, die sich hier aufthat, und die in einen engen, sich zwischen hohen Bergen hinziehenden Fahrweg ausmündete. Der Weg war schluchtartig. Die Berge waren mit Fichten bestanden. Gras und Kraut bedeckte den Erdboden nahe am Wege. Sah man in die Höhe, so erschaute man ein schmales, schwarzblaues sterndurchsticktes Band — den Himmel. Die Luft war kalt und feucht und drückte herab.

Hier, wo es so dunkel war, daß sie einander kaum sehen konnten, standen sie, sprachen aufs neue, und jeder erzählte — Weber, Jahn, der alte Scheckg. Jahn blieb dabei, Emma solle Fritzen, und Nippe solle seine Enkeltochter heiraten.

Sie fingen an zu frieren und gingen heim. Der Nachtwächter tutete, erhob seine Stimme und rief: Die Glocke hat zwölf geschlagen.

Emma leuchtete dem Vetter in die Gaststube. Die stärksten Betten hatte sie aufgeschichtet, die gewichtigsten Überzüge von eigen gemachtem Gespinst mit gehäkelten Zwischensätzen hatte sie übergezogen, das Laken schloß unten eine breite gehäkelte Spitze ab. Eine kleine Gardine war am Fenster. Über dem Bett hing ein Engelskopf in einem vielzackigen Stern, der von gelblichem Häkelgarn gesponnen war.

Sie sagte: Gute Nacht, Großvater.

Gute Nacht, Emma; na, ich bin auf deiner Seite.

Sie huschte hinaus und schämte sich, daß ihr die Thränen in die Augen kamen. Sie wußte, daß ein Mädchen sittsam sein müsse, und sie hatte sich doch aufgedrängt. Jawohl, sie hatte den Vetter Großvater geheißen. Ihre Freundinnen fielen ihr ein, die schon alle ihren „Hämführer“ hatten, mit dem sie abends hinausgingen. Der Bursch umfaßte das Mädchen. So schritten sie dahin. Hin und wieder blieben sie stehn zum Küssen. Der erste Liebesgram stieg in dem schönen, großen, blonden Mädchen auf, und es war Liebesgram um einen, den sie noch nicht kannte.

Inzwischen ging der Gast zur Ruhe, löschte das Licht und wälzte sich in den fürchterlichen Betten umher, die ihn zu ersticken und zu erdrücken drohten. Er richtete sich auf und schnappte nach Luft. Sodann hieb er auf die Ecken des Kopf-

kissens ein, die spitz wie Zipfelhauben hoch standen Endlich stieg doch der Schlaf zu ihm herab.

Die Erde atmete Ströme von herbem Duft aus. Auf den Wiesen lagen silbrige Nebel wie breite Wasser. Und die Saale rauschte, und es war, als flössen alle diese Wasser und erfüllten die nächtliche Stille mit ihrer geheimnisvollen, eintönig sehnsüchtigen Musik.

Kaltes Fahlgrau kroch über die fröstelnde Erde, als Jahn aus tiefem Schlaf erwachte. Ihm war heiß, und der Kopf war ihm wüst. Da tastete er nach dem Feuerzeug und machte Licht an, stieg dann aus dem Bett und nahm den Wassertopf, um seinen Durst zu löschen.

Zuletzt steckte er den Kopf aus dem Fenster und sah nach den Bergen. Sie waren mit durchsichtigen feinen Nebelschleiern verhängt, die sich zu verhüllenden Tüchern verdickten vor den hintern, sonst hervorlugenden Zügen. Das beginnende Dämmerlicht hatte etwas Trauriges und Totes. Aber Jahn hatte die Konturen seiner Berge gesehen und kehrte befriedigt in sein Bett zurück.

Ihm ging doch so allerlei durch den Kopf — die Gestalten seiner Gastfreunde traten vor ihn hin, und ihm fiel ein, was sie verabredet hatten.

Was hatte ihm denn im Kopfe gespukt ... Nie würde sich seine Enkeltochter hergeben in dieses bescheidne, arbeitreiche Leben. Und er durfte es auch nicht wünschen, so wohl ihm Nippe gefiel.

Aber Emma! ja! Wenn er die mit heimbringen würde. Die ließ Fritze nicht wieder weg. Der Hausbau war auch gleich zu einer Wohnung noch für Fritzen eingerichtet. Abends würden sie dann zusammensitzen, würden von Goschen und Seitengoschen erzählen, von den Bergen und der Saale, von seinem alten Freunde Scheckg und der Großmutter Priska. Und die neue Enkeltochter würde sein Kind sein. Er würde alle Tage die vertrauten thüringischen Laute hören.

Die Bilder verschwammen vor seiner Seele, und er schlief wieder ein.

Als es damals daheim festgesetzt worden war, daß er reisen sollte, hatte Fritze ein Summen und Pfeifen erhoben von einer wohlbekannten Melodie. Kam der Großvater in seine Nähe, so hatte er seinen Singsang und sein Gepfeife anschwellen lassen. Zuletzt sang und flötete das ganze Haus, die Enkeltochter, die Mägde, der Knecht — alle sangen und pfiffen sie das Lied vom Wanderburschen mit dem Stab in der Hand, der wieder heimkehrte aus dem fremden Land.

Wie er nun jetzt in den dicken Betten schwitzte, darin versank, von den ungefügen Kopfpolstern herabrutschte und sich wieder hinaufarbeitete, da woben die halbwachen Sinne ein reizendes Märchen daraus. Ihm träumte, er sei wieder jung und klimme in den Bergen, steige bergauf und schreite bergab. Und immer wieder rutschte ihm der Schlaf über den Kopf, wenn er schon dicht am Erwachen war. Bei dem Steigen und Schreiten fing er schließlich an zu singen. Hörte bald auch eine Stimme, die ihm antwortete. Sah den Pfeiff-Schneider, der ihm auf hoch gelegnem Wege entgegen kam. Und sie sangen und schrieen beide, was sie konnten, das Lied vom Wanderburschen. Einer aber überschrie immer den andern.

Des Schläfers Gesicht rötete sich, und es drang schwer atmend, stoßweis aus seinem Munde hervor:

E Wanderbursch mit dem Stab in der Hand
Kommt wieder häm aus dem fremden Land.

Nun wurde er wach, rieb seine Augen und hörte eine Stimme heraufdringen: Wirst denn du heute überhaupt nicht wach werden, du Langschläfer?

Er stutzte, stieg aus dem Bette, machte das Fenster auf und rief mit blinzelnden Augen dem alten Scheckg zu, der unten stand: Ich komm schon.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Burengenerale in Berlin. An den unseligen Burenkrieg hängt sich für Deutschland etwas wie ein Fluch. Zunächst ist er dadurch für uns verhängnisvoll geworden, daß er bei uns einen allgemeinen Rückfall in eine leidenschaftliche Gefühlspolitik veranlaßte, der beweist, daß wir seit der „Battenbergerei“ von 1886, bei der sich Fürst Bismarck in so scharfen Widerspruch mit der „öffentlichen Meinung“ setzte, gar nichts gelernt haben. Den Buren gebührt wahrhaftig alle menschliche Teilnahme und jede materielle Unterstützung zu rein humanitären Zwecken, aber eine deutsche Nationalsache ist die Burensache niemals gewesen, das muß mit aller Bestimmtheit ausgesprochen werden. Zu einer solchen aber versuchte man sie zu machen, namentlich im Lager der „Alldeutschen,“ wie denn diese wenigstens teilweise dazu neigen, die berechtigten Bestrebungen nach Kräftigung des Bewußtseins der geistigen Zusammengehörigkeit zwischen den Völkern deutschen Bluts auch auf das politische Gebiet zu übertragen, als ob eine jahrhundertjährige politische Entwicklung mit feurigen Wünschen aus der Welt geschafft werden könnte und das Deutsche Reich in seinem gegenwärtigen Umfange ein zufälliges flüchtiges Gebilde, eine „Eintagsfliege“ sei, wie es einmal die „Alldeutschen Blätter“ unverzeihlicherweise nannten. Aber im Ernstfalle würden sogar die Deutsch-Österreicher die Zumutung, ihre Landschaften in Provinzen des Deutschen Reichs zu verwandeln, mit einem millionenstimmigen Nein beantworten, bei den deutschen Schweizern hat das republikanische Staatsgefühl das deutsche Nationalgefühl verdrängt, die baltischen Deutschen sind durch geographische und wirtschaftliche Beziehungen unzertrennlich mit Rußland verknüpft und diesem aus denselben Gründen unentbehrlich, die Holländer haben ihre ruhmvollste Zeit gerade in der Trennung vom Reiche durchlebt und sich mit klarem Bewußtsein zu einer selbständigen kleinen Nationalität ausgebildet. Kurz, nirgends ist in absehbarer Zeit zu erwarten, daß sich diese peripherischen Volksteile, die früher einmal zum Reiche gehört haben, dem heutigen Deutschen Reiche wieder anschließen werden, und es ist Thorheit, auf solche Hoffnungen irgendwelche politische Berechnungen zu begründen. Vollends die niederländischen Kolonisten in Südafrika, die, wie sie selbst sagen, auch französisches Blut in den Adern haben, die soll man nicht für deutsche Volksgenossen ausgeben wollen. Die ferne Möglichkeit, sie unter deutsches Protektorat zu stellen und somit näher an uns heranzuziehn, hat sich seinerzeit nicht in Wirklichkeit verwandeln lassen und ist jetzt verloren. Ihre nationale Zukunft liegt jetzt im engen Zusammenschluß mit ihren Stammverwandten im Kapland und in Natal unter englischer Herrschaft. Kommt es dazu, dann werden sie ihre Nationalität sicher behaupten und in dem künftigen südafrikanischen Staatenbunde vielleicht dereinst noch eine entscheidende Rolle spielen können; von Deutschland haben sie in politischer Beziehung nichts zu erwarten, und wir nichts von ihnen. Auch die wirtschaftliche Wiederherstellung ihres verwüsteten Landes, die viele Millionen in Anspruch nehmen wird, können die Buren vernünftigerweise nur von England erwarten; die paarmalhunderttausend Mark, die der deutsche Burenhilfsbund gesammelt hat, sind dazu nicht bestimmt und wären auch nur ein Tropfen auf einen heißen Stein.

Wenn man nur endlich jetzt, wo die Sache entschieden ist, diese Sachlage begreifen wollte! Es scheint aber nicht so. Mit sehr gemischten Gefühlen haben wir dem Empfang der Burengenerale in Berlin zugesehen. Wir gönnen den heldenmütigen Streitern jede Ehre und jede Ermutigung, aber wir können nicht finden, daß die überschäumende Begeisterung dieses Empfanges mit unsrer nationalen Selbstachtung im Einklang stehe. Fremde Generale wurden geehrt, als ob es deutsche Feldherren wären, die für ihr Vaterland die glänzendsten Siege erfochten hätten. Was bleibt denn dann noch übrig für siegreich einziehende Landsleute? Soweit durfte die berechtigte menschliche Sympathie niemals gehn. Aber freilich, trotz alles

Ableugnens ist es doch gar keine Frage, daß an dieser wie an der begeisterten Aufnahme der Haß gegen England, den eine unbesonnene Presse auch jetzt noch beflissen nährt, einen sehr reichlichen Anteil hatte. Käme es auf die deutsche Volksstimmung und ihre Äußerungen politisch mehr an, als es leider nach Lage der Sache der Fall sein kann, so würde dieser Empfang auch politische Bedenken erregen können, und wir würden uns in die Stimmung der Engländer uns gegenüber ungefähr versetzen können, wenn wir uns vorstellen wollten, wie wir es aufgenommen haben würden, wenn etwa 1871 besiegte französische Generale oder Staatsmänner, etwa Gambetta oder Thiers, die doch auch wenigstens glaubten, für eine gerechte Sache ausdauernd gekämpft zu haben, in London mit solchem Enthusiasmus begrüßt worden wären. Aber das wichtigste ist nicht die thatsächliche Demonstration gegen England, mit dem wir doch, wie schon oft in den Grenzboten ausgeführt worden ist, natürlich mit voller Wahrung unsrer nationalen Würde, notwendigerweise wieder in ein vernünftiges Verhältnis kommen müssen, sondern die damit trotz aller Kaiserhochs verbundne, vielen vielleicht unbewußte, von gewisser Seite aber unzweifelhaft beabsichtigte und geschickt gelenkte Demonstration gegen den Kaiser.

Wir beklagen es aufs tiefste, daß es dem Kaiser unmöglich gemacht worden ist, die Burenführer zu empfangen. Es würde damit der Hetzpresse, die seit Jahren an der Arbeit ist, dem deutschen Volke Mißtrauen gegen die Politik des Kaisers einzuflößen und ihn im Gegensatz zu der „Volksempfindung" zu bringen, wirksam begegnet worden sein. Aber wir verwahren uns entschieden gegen den taktlosen und unpatriotischen Versuch, ihn oder die Reichsregierung für das Scheitern dieses entgegenkommenden Akts und für die Folgen verantwortlich zu machen. Nachdem die Burengenerale seine selbstverständlichen Bedingungen für den Empfang angenommen hatten, war die Aufstellung einer neuen Forderung und die damit ausgesprochne Ablehnung der Audienz eine schwere Kränkung für den Kaiser, sie mag veranlaßt worden sein, von wem sie will (von den Burengeneralen selbst schwerlich); es war selbstverständlich, es war das Mindeste, daß die amtlichen Kreise die Burenführer ignorierten, und daß der Kaiser seinen Offizieren und Soldaten jede Beteiligung an den Empfangsfeierlichkeiten verbot. Das sagt das einfachste Schicklichkeitsgefühl, und es wäre wohl zu erwägen gewesen, ob unter diesen Umständen nicht der ganze Besuch der Generale besser unterblieben wäre. Statt dessen ist das Scheitern des Empfangs Anlaß zu neuer Verhetzung geworden, ein trauriges Zeugnis für unser nationales Selbstgefühl, das für eine Kränkung des Reichsoberhaupts so wenig Empfindung hat und sich ohne Besinnen auf die Seite Fremder stellt! *

Zur Organisation der Wasserwirtschaft. Nach zehnjähriger Arbeit hat der durch Königlichen Erlaß vom 28. Februar 1892 berufne „Ausschuß zur Untersuchung der Wasserverhältnisse in den der Überschwemmungsgefahr besonders ausgesetzten Flußgebieten" seine Thätigkeit am 27. Mai 1902 beendigt. Als dauernde Gaben hat er uns das auf seine Veranlassung von H. Keller bearbeitete Monumentalwerk über die preußischen Ströme und ihre Gebiete mit Ausschluß des Rheingebiets, sowie die auf seine Anregung geschaffne Landesanstalt für Gewässerkunde hinterlassen. Außerdem aber hat er selbst durch seine sorgfältig vorbereiteten und begründeten Erklärungen eine außerordentlich nutzbringende Wirksamkeit ausgeübt. Aus fünfunddreißig Mitgliedern, nämlich sieben Verwaltungsbeamten, elf Wasserbauingenieuren (darunter drei außerpreußischen) und siebzehn Parlamentariern und wissenschaftlichen Autoritäten bestehend, hat er vor allem das nach den großen Hochwässern der achtziger und neunziger Jahre erwachte Mißtrauen gegen das in Preußen angewandte Verfahren der Flußregulierungen und Kanalisierungen beseitigt und vielmehr die Beibehaltung der allgemeinen Grundsätze dieses Verfahrens ausdrücklich empfohlen — im Hinblick auf die vorhergegangnen heftigen parlamentarischen und teilweise maßlosen Preßerörterungen ein hoher Triumph für die preußische Wasserbautechnik.

Sodann hat der Ausschuß die Frage, welche andern Maßnahmen gegen Hochwassergefahr und Überschwemmungsschäden für die Zukunft getroffen werden können, für jedes Flußgebiet gesondert in eingehenden Berichten beantwortet. Er erörtert und empfiehlt in besondern einzeln namhaft gemachten Fällen als technische Maßnahmen die Anlage von Hochwassersammelbecken, die Freihaltung des Hochwasserbetts von Auflandungen, Holzbeständen und Gebäuden, den Umbau einzelner Brücken und Deiche, die Verhinderung von Seitenströmungen, die Sicherung abbrüchiger Ufer, die Verbauung von Runsen, ferner Eissprengungen, Hochwassermeldungen und Hochwasservoraussagen.

Er erörtert sodann einzelne Maßnahmen der Gesetzgebung und Verwaltung für die Erhaltung und Ausdehnung der Wälder, für die Förderung der Flußregulierungen, Feststellung des Umfangs der Unterhaltungspflicht, Einrichtung einer ausreichenden technischen Aufsicht, Bildung von Schaukommissionen u. a. und schließt seinen letzten Bericht mit den Worten: „Die Übertragung der gesamten Wasserwirtschaft in Preußen auf eine einheitliche Zentralbehörde unter gleichzeitiger Organisation der Wasserwirtschaft in den Mittelinstanzen und die Vorberatung und Ausführung aller Maßnahmen der Gesetzgebung und Verwaltung auf wasserwirtschaftlichem Gebiet durch die zu schaffende Zentralbehörde ist die unbedingte Voraussetzung für den Erfolg aller zukünftigen Maßregeln. Es erübrigt, die in frühern Gutachten vorgeschlagnen einzelnen Maßnahmen zu wiederholen, solange dieser Grundstein für eine gedeihliche Entwicklung des Wasserrechts und der Wasserwirtschaft nicht gelegt ist."

Diese Erklärung wird von uns um so freudiger begrüßt, als sie mit den auf S. 513 Nr. 9 d. J. der Grenzboten gemachten Ausführungen völlig übereinstimmt. Hoffen wir, daß sich auch der Herr Finanzminister, der dem Ausschuß seinerzeit selbst angehört hat, dem Gewicht dieser sachverständigen Stimmen nicht verschließt, denn es sind ja darunter Namen der hervorragendsten Parlamentarier, Techniker und Verwaltungsbeamten aus allen Ministerien. Hoffen wir ferner, daß bei der Neuorganisation der Generalkommissionen diese Erklärung die gebührende Beachtung findet und demgemäß die Zuständigkeit der geplanten Landeskulturbehörden die Einheitlichkeit der Wasserwirtschaft nicht völlig und dauernd zerreißt.

Danckwerts

Das jüdische Hehlerrecht. In Nr. 41 der Grenzboten unternimmt es Herr M. E., meinen in Heft 29 erschienenen Aufsatz zu berichtigen. Ich hatte meine Mitteilungen dort als Ergebnis eingehender Studien bezeichnet, die ich in meinem Buche über „Entwerung und Eigentum" niedergelegt hätte, und nahm auf diese Schrift unter genauer Titelangabe ausdrücklich Bezug. Ich hätte daher wohl erwarten dürfen, daß bei Versuchen, mich zu berichtigen, meine dort gegebne ausführliche wissenschaftliche Begründung berücksichtigt werde. Denn in dem lediglich berichtenden Grenzbotenaufsatz mußte ich das schwere Rüstzeug der Quellenforschung natürlich beiseite lassen. Die von Herrn M. E. angeführten Stellen aus dem Schulchan Aruch sind mir, wie sich mein Herr Gegner bei Lektüre meines Buches überzeugen kann, nicht unbekannt; sie widerlegen mich durchaus nicht. Denn ich habe nie behauptet, daß der Talmud oder irgend ein jüdisches Rechtsbuch die Hehlerei als erlaubt bezeichnete, sondern nur, daß sie dem Erwerber gestohlener Sachen einen Anspruch auf Ersatz des Kaufpreises gewährten. Und dieser Rechtssatz wird vom Talmud (Baba Kama f° 115a) in der That mit dem Bestreben nach Erleichterung des Verkehrs gerechtfertigt. Daß Erwerb um einen Hehlerpreis den Käufer des Lösungsanspruchs verlustig mache, behauptet Herr M. E. selbst nicht (vergl. Schulchan Aruch, Choschen Hemischpat 356 § 8); der Erwerb von einem notorischen Diebe hat diese Wirkung zwar nach dem Talmud und dem Schulchan Aruch, nicht aber nach dem im Mittelalter unter den deutschen Juden geltenden, aus dem Talmud abgeleiteten Rechte. Dieses ist uns überliefert in der

Glosse des Rabbi Mose Isserles zum Schulchan Aruch. Dort wird zu Choschen Hemischpat 368 allgemein der Grundsatz aufgestellt, daß der Käufer gestohlener Sachen sie stets nur gegen Ersatz des Kaufpreises zu restituieren habe, und zu 356 § 2 wird auf Grund der für Deutschland maßgebenden Autorität des R. Ascher und R. Jizhak entschieden: „Auch bei einem notorischen Diebe trifft jene zur Sicherung des Geschäftsverkehrs getroffne Anordnung zu, und der Eigentümer muß dem Käufer den Kaufpreis erstatten, es sei denn, daß der Käufer wußte, daß er gestohlenes Gut kauft; denn dann muß er es ohne Entgelt zurückgeben." Das wars, was ich behauptet habe. Dr. Herbert Meyer

Der reinste Germanentypus. Der berühmte Ethnograph Professor Retzius hat, wie wir der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik" entnehmen, im Laufe der letzten Jahre vergleichende Untersuchungen über die Rasseeigenheiten und die Körperbildung bei den verschiednen Bevölkerungsgruppen Schwedens angestellt. Die Versuche ergaben, daß die Bewohner der nördlichen Provinz Dalarne (Dalekarlien) unter den schwedischen Bevölkerungsgruppen die relativ größte Reinheit des alten germanischen Rassetyps bewahrt haben. Namentlich im Umkreis des Sees Siljan, im Mittellauf des Dal-Elfs und dort vorzugsweise wieder im Gebiete der Gemeinden Floda, Leksand, Rättvik, Orsa, wies die Bauernbevölkerung eine hervorragende Gleichförmigkeit in der Gesichtsbildung und der allgemeinen Körperentwicklung auf. Professor Retzius glaubt jedoch annehmen zu müssen, daß die Kopfform der Dalbewohner, die fast ausschließlich auf dolychokephale Schädelbildung hinwies, im allgemeinen zwei Varianten erkennen lasse, nämlich eine Langschädelgruppe mit breiterer und eine andre mit ovaler Gesichtsfläche (die erste im Leksandbezirke, die andre hauptsächlich im Moragebiete). Im übrigen waren bei beiden Gruppen die entscheidenden Rassetypen vollständig gleich. So zeichnen sich die Dalbewohner übereinstimmend durch lichte Haarfarbe, hellblaue oder stahlgraue Augen, gerade Nasen und zurückgeneigte Stirn aus; ferner überschreitet die Körperlänge stetig das sogenannte Mittelmaß und läßt sich im Durchschnitt auf 170 Centimeter angeben. Allen Dalbewohnern ist große Freimütigkeit und offne Ehrlichkeit des Auftretens zu eigen, daneben auch stark entwickeltes Selbstgefühl und ausgeprägter Sinn für Humor (Mutterwitz). Als Ursache für die von den andern Schweden teilweise abweichenden Eigenschaften und Merkmale der Dalrasse betrachtet Professor Retzius vorzugsweise die Entlegenheit der Provinz Dalarne und die Abgeneigtheit der dortigen Bevölkerung, mit den übrigen Teilen des Landes in lebhaftern Verkehr zu treten. — Von Rechts wegen soll man also die Persönlichkeiten zur Repräsentation Wagnerischer Götter- und Heldengestalten aus Dalekarlien beziehn; aber die Charaktereigenschaften der „großen Freimütigkeit und offnen Ehrlichkeit des Handelns" müßten die Wotan, Loge, Hagen für das Spiel zu Hause lassen. M.

Marskanäle. Wer sich ein getreues Bild vom Aussehen der berühmten „Marskanäle" verschaffen will — die ja seit ihrer Entdeckung einen ganzen Wust abenteuerlicher Erklärungsversuche hervorgerufen haben —, der thue nichts weiter, als sich eine Tasse recht heißen Kaffees oder auch Thees kochen zu lassen und die Oberfläche des Getränks — wenn sie vollständig zur Ruhe gekommen ist! — von der Seite gegen das Licht zu betrachten. Der aufsteigende Dampf hat nämlich die Eigenschaft, sich in geradlinigen Rissen zu spalten, die auf der Oberfläche der Flüssigkeit ein ganz täuschend ähnliches Bild der „Marskarte" hervorbringen.

Wenn ich wagen wollte, aus dieser Erscheinung zu den vielen gelehrten Erklärungen des berühmten Problems noch eine laienhafte hinzuzukonstruieren — so wäre das ja anmaßend — aber vielleicht gar nicht so sinnlos. Wie wäre es denn, wenn der Mars nun eben sozusagen aus dem Zustande des Kochens in den des Erkaltens zu treten im Begriff wäre — wenn er, wissenschaftlicher gesprochen, aus dem gasförmigen in den glühend-flüssigen überginge und dabei

gleich meiner Kaffeetasse Dämpfe ausströmte? Es muß ja nicht gerade Wasser sein, was da verdunstet. — Aber den Mars mit einer Kaffetasse zu vergleichen — wie unwissenschaftlich! v. K.

König Johanns Gedicht auf die Geburt König Alberts. Vor kurzem ist in dem Verlage von Bernhard Tauchnitz in Leipzig eine Sammlung der Dichtungen des Königs Johann von Sachsen erschienen, die sicherlich in weiten Kreisen große Freude hervorrufen wird. Ein Teil der Gedichte ist zwar schon 1878 in dem Charakterbilde des Königs, das der Staatsminister Dr. von Falkenstein herausgegeben hat, veröffentlicht worden. Vermehrt und vervollständigt hat das dort Gebotene dann der Vorsteher der Sekundogeniturbibliothek Geheimer Hofrat Petzholdt in seinem Buche „Aus dem Nachlasse des Königs Johann von Sachsen" (Dresden, 1880) und in einer Reihe kleinerer Veröffentlichungen in Zeitschriften und Zeitungen. Da diese aber zerstreut und dem großen Publikum nicht leicht erreichbar sind, blieb immer der Wunsch bestehn nach einer zugänglichen vollständigen Sammlung. Dieser Wunsch ist nun durch die Königin Carola erfüllt worden, und zwar nicht bloß auf ihre Anregung, sondern unter ihrer thätigen Mitwirkung: sie nennt sich selbst als Herausgeberin nicht nur auf dem Titelblatt, sondern auch in dem kurzen Geleitswort, das sie dem Buche mitgegeben hat: „In dankbarer und verehrungsvoller Erinnerung an den teuern, geliebten Verstorbnen im Anschluß an seinen hundertjährigen Geburtstag zu wohlthätigen Zwecken herausgegeben von Carola, Königin-Witwe von Sachsen." Natürlich hat die hohe Frau einen sachkundigen Helfer gehabt, der sich nicht genannt hat, aus dessen Feder aber das Vorwort geflossen ist, das über die Entstehung des Buches kurz berichtet.

Was der Sammlung noch besondern Wert verleiht, ist das, daß sie sich nicht darauf beschränkt hat, das früher zerstreut Veröffentlichte zu vereinigen, sondern daß sie auch eine Anzahl bisher noch unbekannter Gedichte (vierundzwanzig) hinzugefügt und die Texte der schon bekannten zum Teil berichtigt hat nach einer Handschrift, die unvermuteterweise im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar zu Tage gekommen ist. Goethe hatte im Jahre 1829 den Wunsch geäußert, die Gedichte des Prinzen Johann kennen zu lernen. Der sächsische Gesandte am großherzoglichen Hofe in Weimar übernahm die Vermittlung, und „ein sehr sauber geschriebnes Manuskript mit zweiundzwanzig Gedichten des Prinzen wurde an Goethe gesandt." Dieses Manuskript wurde im Februar d. J. dem Prinzen Johann Georg von Sachsen bei einem Besuche des Goethe-Schiller-Archivs vorgelegt. Eine genaue Durchsicht, die dann vorgenommen wurde, ergab nicht nur manche Textverbesserungen zu den bei Falkenstein und Petzholdt abgedruckten Gedichten, sondern auch elf bisher noch nicht bekannte Dichtungen aus der Jugendzeit des Prinzen. In der vorliegenden Sammlung sind die vierundzwanzig neu hinzugekommenen mit einem Stern bezeichnet. Welche davon aus der an Goethe gesandten Handschrift stammen, und welche Gedichte überhaupt diese Handschrift enthält, erfahren wir nicht. Doch ist ihr höchst wahrscheinlich entnommen eine interessante Beigabe zu der vorliegenden Sammlung: ein Faksimile des schönen Gedichts, das Prinz Johann auf die Geburt seines ersten Sohnes, des Prinzen Albert, gedichtet hat.

Der bekannte Lyriker Karl August Förster (gestorben 1841 als Professor am Kadettenhause in Dresden), unter anderm der Verfasser des Gedichts „Erinnerung und Hoffnung," dessen Anfangszeilen (Was vergangen, kehrt nicht wieder usw.) unzähligemal angeführt und benutzt worden sind, hatte das frohe Ereignis der Geburt des Prinzen durch einen poetischen Glückwunsch „Lenzesfreude" gefeiert. Diesen beantwortete Prinz Johann mit dem Gedicht, das in der vorliegenden Sammlung unter der Überschrift „Vatergedanken am 23. April 1828" wieder abgedruckt und zugleich in einer getreuen Nachbildung der Handschrift des Prinzen (doch wohl aus dem Goethe-Schiller-Archiv) beigegeben ist.

Die Schriftzüge des Prinzen werden Ungeübten auf den ersten Blick nicht ganz leicht leserlich erscheinen. Aber in wenig Augenblicken hat man sich eingelesen, und

wie es dem Verfasser dieser Zeilen gegangen ist, wird es jedem gehn: er wird zunächst die Handschrift mit Hilfe des Drucks lesen, bald aber das Verfahren umkehren und den Druck mit Hilfe der Handschrift lesen, denn er gewahrt zwischen beiden — auffällige Abweichungen!

Das Gedicht hat fünf Strophen von je acht Verszeilen. Strophe 2, Zeile 1 bietet der Druck überwacht, die Handschrift unerweckt, Zeile 3 der Druck versteckt, die Handschrift verdeckt. Strophe 3, Zeile 8 liest man im Druck: als mächtgen Hort, in der Handschrift: als sicherm Hort. Strophe 4, Zeile 7 heißt es im Druck Macht, in der Handschrift Nacht. Strophe 5, Zeile 2 hat der Druck: Wandt' er dankend seinen Blick, die Handschrift: Wandte dankend sich sein Blick. Man sieht ja nun sofort, daß zwei von diesen Abweichungen nicht verlesen sein können, nämlich die in Strophe 3 und 5. Das Gedicht ist zuerst 1851 in den „Hamburger litterarischen und kritischen Blättern" abgedruckt worden, und so, wie es dort steht, haben es Falkenstein und Petzholdt nachgedruckt. Wahrscheinlich geht jene erste Veröffentlichung auf eine Handschrift des Prinzen oder auf eine Abschrift zurück, in der die angeführten Abweichungen wirklich gestanden haben. Dann haben aber die Lesarten der faksimilierten Handschrift unzweifelhaft als beabsichtigte Verbesserungen des Dichters zu gelten, und das sind sie auch. Die Abweichungen der Strophen 2 und 4 aber lassen sich nur so erklären, daß die bisherigen Drucke durch Lesefehler entstellt sind. In Strophe 4 muß es unbedingt heißen: der Vorurteile Nacht, denn die Nacht ist dem Lichte der Erkenntnis gegenübergestellt. In Strophe 2 aber giebt überwacht überhaupt kein Sinn, es ist unzweifelhaft verlesen für unerweckt; dasselbe gilt von versteckt und verdeckt.

Wir möchten also bitten, das schöne Gedicht, das sicherlich auch in Zukunft in geschichtlichen Darstellungen wie bei festlichen Anlässen noch oft angeführt werden wird, nur in der Form anzuführen, die die faksimilierte Handschrift bietet, und in der es lautet:

Unter lautem Volksentzücken
Von des Sängers Lied begrüßt
Liegt das Knäblein, dessen Blicken
Schlummer noch die Welt verschließt.
  Doch mit tiefbewegter Seele
  Schaut der Vater auf ihn hin,
  Und die Gegenwart und Zukunft
  Fraget forschend aus sein Sinn:

„Sieh, er schlummert! Unerweckt noch
Von der Wonne, die er giebt,
Und der Kindheit Nacht verdeckt noch
Ihm, wie warm ein Volk ihn liebt.
  Doch was jetzt um seine Wiege,
  Unbekannt ihm selbst, geschieht,
  Soll er Tag für Tag einst hören,
  Bis sein Herz in Dank erglüht.

Fern soll ihm des Schmeichlers Flüstern,
Fern das Gift der Wollust sein,
Ehrgeiz, der nach Fremdem lüstern,
Und der Prunksucht Flitterschein.
  Für das ew'ge Recht erwärme
  Ihm das Herz des Lehrers Wort
  Und der Tugend Veste wahre
  Mannheit ihm als sichern Hort.

Zu dem Heiligtum der Wahrheit
Führ' ihn Wissenschaft den Pfad,
Und des Glaubens Himmelsklarheit
Stärk' ihn zu vollkommner That.
  Vor dem Lichte der Erkenntnis
  Flieh' der Vorurteile Nacht,
  Und die hehre Kunst entfalte
  Ihm des Lebens Blütenpracht."

Sprachs, und nach den ew'gen Sternen
Wandte dankend sich sein Blick —
„Herr, wie soll ich Schwacher lernen
Zu vergelten dem Geschick?" —
„War's nicht für das Wohl der Brüder,
Daß ich dies Geschenk dir gab?
Ihm, dem viel verliehen worden,
Fordr' ich viel dereinst auch ab."

Litteratur

Grundbedingungen der gesellschaftlichen Wohlfahrt. Von Samuel Révai. Leipzig, Duncker und Humblot, 1902

Der Verfasser verwendet ein großes und gutes Stück Arbeit an eine Schrulle. Er kritisiert in seinem 692 Seiten starken, gediegen ausgestatteten Buche die bestehende Produktionsordnung, und zwar ganz vortrefflich, und malt dann den kommunistischen Zukunftsstaat. Und zwar behandelt er diesen nicht als unterhaltende Utopie, konstruiert ihn auch nicht, wie Thünen seinen isolierten Staat, um an dem selbstverständlich unrealisierbaren Muster volkswirtschaftliche Gesetze zu demonstrieren, was wissenschaftlich zulässig und unter Umständen sogar notwendig ist, sondern er glaubt, daß wir diesen seinen Staat in nicht zu ferner Zukunft wirklich haben werden, und beschreibt die Stufen, über die wir aus dem Gegenwartsstaat in ihn hineingelangen sollen. Eine solche Illusion konnte man dem phantasievollen Drechslermeister Bebel vor neunzehn Jahren verzeihen; wenn ihr heute ein, wie es scheint, akademisch gebildeter Mann unterliegt, so macht das einen peinlichen Eindruck. Übrigens bekämpft Révai die Sozialdemokratie, weil sie das Privateigentum nicht energisch und unbedingt genug verwirft, weil sie staatsfeindlich ist (er sieht im Staate die Organisation der Gesellschaft, die allein dem Einzelnen Leben und Wohlfahrt sichern könne, und wünscht nicht eine Weltrepublik, sondern will die historisch gewordnen Staaten fortbestehn lassen), und weil sie dem Unterschiede der Begabungen und Leistungen zu wenig Rechnung trägt. Solchen Leuten, die in unsrer heutigen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung nicht die zur Zeit allein mögliche Form des seiner Natur nach mit unheilbaren Übeln behafteten Menschendaseins sehen, sondern sie für ideal halten, kann man das Buch immerhin empfehlen.

Die Seelenfrage mit Rücksicht auf die neuern Wandlungen gewisser naturwissenschaftlicher Begriffe. Von O. Flügel. Dritte, vermehrte Auflage. Köthen, O. Schulze, 1902. 158 S.

Der Verfasser hat nicht die Absicht, die vielen vorhandnen Meinungen über das Wesen der Seele durch seine eigne zu vermehren. Vielmehr geht er kritisch vor und behandelt in überaus klarer Darlegung und mit Hilfe einer streng naturwissenschaftlichen Methode die Frage, ob man von denselben als richtig anzuerkennenden Voraussetzungen ausgehend, auf denen der gegenwärtige Materialismus fußt, zu der Leugnung der Seele kommen müsse. Hierbei werden wohl alle in Betracht kommenden Ansichten über das Wesen der Seele besprochen. Der Verfasser findet, daß die Naturwissenschaft, die sich mit Vorliebe die exakte Wissenschaft nennt, in ihrer Methode manchmal doch nicht exakt genug ist, der Gefahr zu entgehn, ihren eignen Boden zu verlassen und auf Irrwege zu geraten, und wird durch die Überzeugung von der Unmöglichkeit einer unmittelbaren Fernwirkung und durch die Thatsache von der Einheit des Bewußtseins zu der Annahme gebracht, daß es eine selbständige, substanzielle, mit dem Gehirn in genauer Wechselwirkung stehende, in sich einheitliche und darum unsterbliche Seele gebe. Das Buch sei allen, die sich über die vorgenannte Frage, die sicher zu den wichtigsten der derzeitigen Kultur gehört, unterrichten wollen, bestens empfohlen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Der Siegeszug des Kapitalismus



Werner Sombarts Werk: Der moderne Kapitalismus (Leipzig, Duncker und Humblot, 1902; 1. Band XXXIV und 669, 2. Band VIII und 646 Seiten) ist schon deswegen, weil es die Unhaltbarkeit vieler herrschender Meinungen aufdeckt, so wichtig, daß jeder Gebildete den Hauptinhalt kennen muß. Wir suchen ihn unsern Lesern zu vermitteln, soweit es in den gezognen Grenzen möglich ist, und heben besonders solche Ergebnisse der Forschungen des Verfassers hervor, die mit unsern eignen bisherigen Ansichten im Widerspruch stehn.

Die Einleitung handelt von der Organisation der Wirtschaft, macht den Unterschied von Betrieb und Wirtschaft klar, erläutert das Wesen der Fabrik und lehrt, wie sich die verschiednen Wirtschaftsstufen, Wirtschaftsarten, Wirtschaftsformen und Wirtschaftsperioden voneinander unterscheiden. Das Wesen der Fabrik ist „die Objektivierung des Produktionsprozesses, seine völlige Loslösung von den lebendigen Menschen, seine Übertragung auf ein System lebloser Körper.“ Durch Maschinerie und wissenschaftliches Verfahren überwindet sie die qualitative wie die quantitative Beschränktheit des individuellen Arbeiters. „In einem etwas kühnen Bilde gesprochen: die Fabrik ist das Werkzeug des kollektiven Gesamtarbeiters, mittels dessen er Kraft, Feinheit, Sicherheit, Schnelligkeit über die Schranken des Organischen hinaus zu entwickeln vermag. Des Gesamtarbeiters, der in der Fabrik allein noch waltet; denn das ist, negativ ausgedrückt, Charakteristikum der Fabrik, daß in ihr für irgend welche Entfaltung individuell-persönlichen Wirkens kein Raum mehr ist. Deshalb stellt die Fabrik die konsequenteste Durchbildung des Prinzips gesellschaftlicher Produktion dar, ohne doch als die höchste Form der Betriebsanordnung überhaupt gelten zu dürfen, die vielmehr in zwei Gestaltungen zu jeweils höchster Vollendung gelangt: in Fabrik und Manufaktur.“ Die verschiednen Wirtschaftsarten lassen sich in zwei Hauptgruppen zusammenfassen, je nachdem sie der Bedarfsdeckung oder dem Erwerb, der Reichtumsvermehrung dienen, chrematistisch sind. „Daß natürlich alle Produktion am letzten Ende durch individuelle Konsumtionsmöglichkeit beschränkt ist, also schließlich auch alle Produkte persönlichem Bedarf dienen, ist selbstverständlich. Es ändert aber nichts an der

Thatsache, daß in der Erwerbswirtschaft bestimmend für das Wirtschaftssubjekt niemals ein objektiver Bedarf an Gebrauchsgütern, sondern immer nur die Aussicht auf Gewinn ist.“ Es sind vier Arten von Bedarfsdeckung zu unterscheiden, die sieben verschiedne Wirtschaftsarten begründen. Der eigne Bedarf wird durch eigne Arbeit gedeckt in der urwüchsigen Geschlechterwirtschaft, in den slawischen Hauskommunionen, in vereinzelten Eigenwirtschaften (z. B. von Hinterwäldlern) und in Dorfwirtschaften. Der eigne Bedarf wird durch fremde (Sklaven-) Arbeit gedeckt in der grundherrschaftlichen oder Oikenwirtschaft. Der fremde Bedarf wird durch eigne Arbeit gedeckt in der Tauschwirtschaft, namentlich in der Stadtwirtschaft, und „Deckung des fremden Bedarfs durch fremde Arbeit würde das Prinzip eines Wirtschaftssystems sein, wie es in einem sozialistisch organisierten Gemeinwesen höherer gesellschaftlicher Ordnung herrschen müßte.“ Da der Verfasser zunächst beschreiben will, wie der moderne Kapitalismus entstanden und zum Siege gelangt ist, der Kapitalismus aber in der Landwirtschaft eigentümliche Widerstände zu überwinden hat und eigentümliche Formen annimmt, so soll die agrarische Produktion in einem dritten Bande besonders behandelt werden, und die beiden vorliegenden Bände beschränken sich auf die städtische, die gewerbliche Produktion und den Handel. Das erste Buch des ersten Bandes ist darum dem Handwerk gewidmet.

Handwerk ist nach Sombart „die Wirtschaftsform, die hervorwächst aus dem Streben eines gewerblichen Arbeiters, seine zwischen Kunst und gewöhnlicher Handarbeit die Mitte haltende Fertigkeit zur Herstellung oder Bearbeitung gewerblicher Gebrauchsgegenstände in der Weise zu verwerten, daß er sich durch Austausch seiner Leistungen oder Erzeugnisse gegen entsprechende Äquivalente seinen Lebensunterhalt verschafft.“ Manches, was man sich als charakteristisch für den Handwerker anzusehen gewohnt hat, wird verworfen, z. B. daß der Handwerker für Kunden arbeite; auch ein Krupp arbeitet nur für Kunden, nicht für den Markt. Charakteristisch für den Handwerker ist nur zweierlei. Erstens, daß er ein standesgemäßes Einkommen anstrebt: „nicht weniger, aber auch nicht mehr,“ daß er nur „seine Nahrung“ haben will, daß also sein Vermögen nicht den Kapitalcharakter trägt, denn das Kapital im modern technischen Sinne wird nicht dazu verwandt, seinen Besitzer zu ernähren, sondern sich selbst zu vergrößern, neues Kapital zu schaffen. Die zweite Eigentümlichkeit des Handwerks ist, daß jeder, der es ausübt, darin seine Persönlichkeit bethätigt. Es ist eine Thätigkeit, „die sich soweit ausdehnt, als die einzelne Hand zu herrschen und zu schaffen vermag.“ Die Beschränktheit dieses Vermögens zwingt zur Berufsgliederung. Das Werk des Handwerkers aber ist der getreue Ausdruck seiner Persönlichkeit. „Handwerkerware ist bei aller Traditionalität des Verfahrens doch immer individuelles Werk. Es trägt ein Stück Seele in die Welt hinaus. Von den Leiden und Freuden seines Schöpfers weiß es zu erzählen. Kommt auch nicht jedes paar Schuhe zustande, wie es der Sachs in der Johannisnacht zusammenschlägt — Einflüsse mannigfacher Art werden sich immer bemerkbar machen: jeder Ärger über das Kind, jeder Zank mit der Frau.“ Nicht „die Volksseelen der germanischen Stämme, in deren Tiefe die Genossenschaftsidee ihre Wurzel habe,“

hat die Zunft erzeugt, sondern diese ist aus der Natur des Handwerks und aus seinen Bedürfnissen überall hervorgewachsen, wo es Handwerker gab. Daß die Zünfte ursprünglich liberal gewesen sind, daß, wo die Bedingungen für das Handwerk vorhanden sind, dieses keiner gesetzlichen Schutzmaßregeln bedarf, und daß, wo jene nicht vorhanden sind, diese nichts nützen, haben wir oft gezeigt, und Sombart zeigt dasselbe. Die natürlichen Bedingungen, die dem Handwerker im frühern Mittelalter sein behäbiges Auskommen und wachsenden Wohlstand sicherten, waren: die langsame Volksvermehrung und der Abfluß etwaiger ländlicher Überschußbevölkerung nach den östlichen Kolonialgebieten; beides beschränkte die Zahl der Handwerker ein paar Jahrhunderte lang in dem Grade, daß keine Konkurrenz ihre Monopolpreise bedrohte. Und bei dem niedrigen Stande der Technik war auch keine Gefahr vorhanden, daß bei gleichbleibender Arbeiterzahl die fortschreitende Produktivität der Arbeit die Warenmenge hätte vermehren und dadurch Verbilligung erzwingen können. Der Handwerker verfuhr empirisch; sein Verfahren war ein Kunstverfahren, die Ausübung einer Kunstfertigkeit, die auf der persönlichen Erfahrung von der Zweckmäßigkeit gewisser Verrichtungen ruhte. Er arbeitete nach Regeln, die er von eigner Erfahrung abgeleitet oder von seinem Lehrmeister erhalten hatte. Der Erfolg der Arbeit hängt ganz von seiner Persönlichkeit, von der Beschaffenheit seiner geistigen Anlagen, seiner Augen, Ohren und Hände ab. Seine Kunst stirbt mit ihm, soweit er sie nicht auf Lehrlinge übertragen hat, die sie ohne wesentliche Änderung weitertreiben. Das empirische Verfahren übt einen sehr guten Einfluß auf den Charakter, indem es den Berufsstolz und die Standesehre erzeugt, die beide immer mit einer mühsam erworbnen Kunst verbunden sind. Solche Kunst wurde sogar, namentlich die Baukunst, zum eifersüchtig bewahrten Mysterium erhoben, dessen würdige Priester die Eingeweihten waren. „Daß eine Düngerfabrik, eine Anstalt zur Herstellung des besten Haarwassers oder der haltbarsten Pneumatik ähnliche Seelenstimmungen weder im Unternehmer noch im Arbeiter zu erzeugen vermögen, ist handgreiflich.“ Aber technisches Wissen und Fertigkeit werden beim empirischen Verfahren nur langsam und wenig vermehrt. Der Handwerker hat keinen Anlaß, seine Erzeugnisse besser machen zu wollen als sein Lehrmeister. Etwaige Verbesserungen werden dem Zufall verdankt; und wenn innerer Drang einen Ehrgeizigen oder einen begabten Grübler treibt, da bleiben seine Versuche „ein ungeschicktes Herumtasten und Herumprobieren im Dunkeln, ohne klares Bewußtsein einer bestimmt zu lösenden Aufgabe.“ So konnte es also zu einem verbesserten Verfahren, das die Produktivität gesteigert hätte, nicht kommen; die Erzeugnisse des Handwerkers blieben teuer, die Schwierigkeit des Transports schützte ihn auch vor auswärtiger Konkurrenz, und kein Modewechsel raubte ihm seine sichre, fest umgrenzte Kundschaft, seine „Nahrung.“ Die Versorgung entfernter Märkte betraf fast nur Spezialitäten, deren Herstellungsart lange Geheimnis blieb, sodaß auch diese auswärtige Kundschaft gesichert war. Diese glückliche Zeit dauerte bis etwa 1300. Dann beginnt die Zeit, wo die Handwerker von der Konkurrenz bedrängt werden, und das Handwerk zuletzt nur durch „Hilfskonstruktionen“ über Wasser gehalten wird,

die Zeit, die, wie im zweiten Buche gezeigt wird, sehr langsam — es waren 500 Jahre nötig — den Kapitalismus gebiert.

Seine Geburtsstätte ist der Handel. Aber nicht etwa der mittelalterliche Warenhandel. Sombart weist nach, daß dessen Umsätze lächerlich gering waren. So z. B. erscheinen 1303 nicht weniger als 47 hanseatische Wollhändler in Boston, dem englischen Hauptausfuhrhafen für Wolle, von denen der bedeutendste 91 Sack kauft, während sich 35 in 305 Sack teilen; „jeder einzelne von diesen ist also nach England gereist, um weniger als 20 Doppelzentner Wolle nach Hause zu bringen.“ Und auch der Verdienst war gering, weil der bedeutende Unterschied zwischen dem Einkaufs- und dem Verkaufspreise größtenteils von den hohen Transportkosten verschlungen wurde. Ja diese Händler sind gar nicht einmal auf hohen Gewinn ausgegangen. „Es giebt nichts Thörichteres, als das Mittelalter mit kapitalistisch empfindenden und ökonomisch geschulten Kaufleuten zu bevölkern.“ Der mittelalterliche Warenhändler war ein Handwerker, der geradeso wie die übrigen Handwerker eben nur seine Nahrung haben wollte und im „gerechten Preise“ den Lohn für die von ihm geleistete technische Arbeit: Verpacken, Begleiten der Warenballen, Zumessen mit der Elle usw. empfing. Gelegentlich fabrizierte er auch noch eigenhändig, z. B. als Weber. Die eigentlich kaufmännischen Leistungen sind Kalkulation und Spekulation, durch die man einen Markt zu gewinnen, zu behaupten und zu beherrschen sucht; die Waren an den Mann zu bringen, das ist die Aufgabe des modernen Kaufmanns. Dieser entsteht darum erst auf dem übersetzten Markt. Der mittelalterliche Händler, der einen festen Kundenkreis bediente, konnte keiner werden; er brauchte nicht zu kalkulieren und zu spekulieren, und er that es nicht. Die Natur des mittelalterlichen Handels drückt sich auch in den bekannten Rechtsformen, z. B. im Zinsverbot aus: es darf keinen Geschäftsgewinn, sondern nur Arbeitslohn geben, Lohn für Arbeit, die zum Zweck der Bedarfsdeckung geleistet wird. Bedeutende Handelsoperationen werden im Mittelalter nur von Nichtkaufleuten ausgeführt: von Ratsherren und Bürgermeistern, von Fürsten, von weltlichen und geistlichen Grundherren. Sie alle treiben gelegentlich Handel, weshalb in den Quellen manchmal alle Patrizier, alle Vollbürger einer Stadt Kaufleute heißen. Mit der Hervorhebung dieser Thatsache ist Sombart der „Genesis des modernen Kapitalismus,“ die er im zweiten Buche darstellt, schon ganz nahe gekommen.

„Kapitalismus heißen wir eine Wirtschaftsweise, in der die spezifische Wirtschaftsform die kapitalistische Unternehmung ist. Kapitalistische Unternehmung aber nenne ich diejenige Wirtschaftsform, deren Zweck es ist, durch eine Summe von Vertragsabschlüssen über geldwerte Leistungen und Gegenleistungen ein Sachvermögen zu verwerten, d. h. mit einem Aufschlag (Profit) dem Eigentümer zu reproduzieren. Ein Sachvermögen, das solcher Art genutzt wird, heißt Kapital. . . . Es ist vor allem wichtig, zu erkennen, daß für jede in der kapitalistischen Unternehmung entfaltete Thätigkeit nicht mehr der quantitativ und qualitativ fest umschriebne Bedarf einer Person oder einer Mehrheit von Menschen richtunggebend wirkt, sondern daß Quantum und Quale der Leistungen nur noch unter dem unpersönlichen Gesichtspunkt einer Verwertung

des Kapitals betrachtet werden dürfen. In der Überwindung der Konkretheit der Zwecke liegt die Überwindung ihrer Beschränktheit eingeschlossen. Die Zwecke der kapitalistischen Unternehmung sind abstrakt und darum unbegrenzt. [Deshalb u. a. mißbilligte Aristoteles die Chrematistik, die er der Ökonomik, der Bedarfsdeckung entgegensetzte.] Indem wir diese fundamentale Eigenart der kapitalistischen Unternehmung feststellen, wird ersichtlich, daß wir sie als den vollendeten Typus der Erwerbswirtschaft charakterisieren. Wie entscheidend wichtig aber die in der Zwecksetzung der kapitalistischen Unternehmung vorgenommne Verselbständigung des Sachvermögens ist, geht von vornherein aus der damit bezeichneten Thatsache hervor, daß in ihr die Möglichkeit einer Emanzipation auch von den Schranken des individuellen und damit zufälligen Könnens und Wollens überhaupt eingeschlossen liegt. Dafern das Wirtschaftssubjekt — der kapitalistische Unternehmer — gleichsam nur der Repräsentant seines Sachvermögens ist, so ist es auch vertretbar. Nicht sein individuelles Können entscheidet notwendig über die im Rahmen der kapitalistischen Unternehmung vollzogne Thätigkeit, wie etwa im Handwerk [gemeint ist wohl: über den Erfolg dieser Thätigkeit], sondern die durch Nutzung des Sachvermögens ausgelösten Kräfte und Fähigkeiten andrer Personen [z. B. der von den Aktionären besoldeten Direktoren und Techniker]. In diesem Umstande liegt die Erklärung für die ungeheure Energie, die alle kapitalistische Wirtschaft zu entfalten vermag." Die Thätigkeit des kapitalistischen Unternehmers oder seines besoldeten Vertreters ist erstens disponierend-organisierend, zweitens kalkulatorisch-spekulativ, drittens rationalistisch. Das dritte will sagen, „daß das Handeln der kapitalistischen Unternehmer ein bewußtes Handeln nach Gründen ist. Zur Begründung ihrer Handlungsweise bedürfen sie aber einer Aufdeckung der kausalen Beziehungen, einer Ordnung der Dinge nach der Kategorie von Ursache und Wirkung. Diese Eigenart der kapitalistischen Denkweise wird dann die mächtigste Förderin einer rationalistischen, insonderheit kausalen Betrachtung der Welt; die spezifisch-moderne Weltauffassung, die auf dem Postulat strikter Kausalität aufgebaut ist, ist aus innerst kapitalistischem Geist geboren. Es wird zu zeigen sein, daß die ersten, in dem bezeichneten Sinne modernen Geister dies waren und sein konnten, weil sie Kaufleute waren. [Diesen Nachweis scheint mir Sombart schuldig geblieben zu sein.] Die moderne Naturwissenschaft selbst ist aus dem Hauptbuche geboren worden." Die Mutterschaft erlaube ich mir zu bezweifeln, aber daß das Kapital die Amme der modernen Naturwissenschaften gewesen und heut ihre Nährmutter, oder etwas anders aufgefaßt, ihr Brotherr ist, das kann allerdings niemand bestreiten.

Zwei Voraussetzungen mußten erfüllt werden, wenn der Kapitalismus entstehn sollte: es mußten große Vermögen in Geldform aufgehäuft werden, und es mußte der kapitalistische Geist vorhanden sein. Die Geldform war notwendig, denn nur bei ihr „ist die dem Wesen der kapitalistischen Unternehmung eigentümliche Rechenhaftigkeit des wirtschaftlichen Gebarens, ist die ungehinderte, unausgesetzte, auf ziffermäßiger Feststellung von Leistung und Gegenleistung berechnete Vertragschließung, die den Kern der kapitalistischen Unternehmung bildet, denkbar." Das Kapital in diesem Sinne geht von der Geldform aus

und kehrt durch alle Verwandlungen, die es im Verlaufe des Unternehmens durchmacht, in die Geldform zurück. In der Untersuchung der Art und Weise, wie Kapitalprofit möglich ist, weist Sombart die Marxische Mehrwertlehre zurück. Ausbeutung der Lohnarbeiter kommt vor, gehört aber nicht zum Wesen des Kapitalismus. Den Arbeitern braucht nichts entzogen zu werden; sie können sogar höhern Lohn für ihre Leistungen bekommen, als sie erlangen würden, wenn kein kapitalistisches Unternehmen vorhanden wäre. Wohl aber müssen die Selbständigen in Not geraten oder ihre Selbständigkeit verlieren, wenn kapitalistische Unternehmungen entstehn sollen, weil diese sonst keinen Lohnarbeiter finden würden. Den Kapitalprofit zahlt die Kundschaft des Unternehmers, entweder die Massenkundschaft einer dichten Bevölkerung, sodaß er aus kleinen Beträgen zusammenrinnt, oder aus hohen Aufschlägen, die reichen Kunden zugemutet werden können. Reiche Kunden sind aber solche, die nicht mit eigner, sondern mit fremder Arbeit bezahlen. Wie die erste große Differenzierung der Arbeit in Urproduktion und Gewerbe voraussetzt, daß die Arbeit des einen Bauern produktiv genug geworden ist, zwei Familien zu nähren, so setzt der Kapitalismus einen Grad von Produktivität voraus, der die Einschränkung der im engern Sinne produktiven Thätigkeit auf einen Teil der Volksgenossen zuläßt. Es muß Menschen geben, die nicht mit produzieren, sondern nur konsumieren, und zwar Luxusgegenstände konsumieren. Die Kapitalisten gehören selbst mit zu dieser Menschengattung, womit natürlich nicht gesagt ist, daß sie sämtlich unproduktiv sein müßten; den Anteil, den viele von ihnen als Organisatoren und Leiter von Unternehmungen an der Produktion haben, unterschätzen bekanntlich Marx und seine Schüler.

Das Kapital im Sinne Sombarts ist nun also, wie er nachweist, nicht im mittelalterlichen Warenhandel entstanden. Größern Gewinn hat dieser nur solchen Personen abgeworfen, die schon reich waren, ehe sie gelegentlich Handelsgeschäfte machten. Auf die tiefste und letzte Quelle des Reichtums, d. h. des Privatbesitzes an Reichtum, die vorgeschichtliche Okkupation oder Raub ist, will er nicht zurückgehn. Er bleibt bei den Quellteichen stehn, die im historischen Lichte daliegen. Diese sind die Apostolische Kammer, die besonders reichlich durch die Kreuzzugszehnten gespeist wurde, die Geldschätze der Könige von Frankreich und England, die Rentenkammern der Ritterorden, der ländlichen und der städtischen, der weltlichen und der geistlichen Grundherren. Bischöfe und Klöster waren genötigt, ihre Rentenberechtigungen in die Geldform zu verwandeln, weil sie in dieser ihre Zahlungen nach Rom leisten mußten. Aus diesen Quellteichen fließt der Goldstrom den Ahnen des spätern Kapitalistengeschlechts zu, teils auf legitimen Wegen, indem die Bankiers, Münzmeister, Steuererheber, Steuerpächter, Rentmeister und sonstigen hohen Beamten Gehalt und Ertraganteile beziehn, teils auf dem illegitimen Wege des Wuchers. Und für beide Arten von Bereicherung gilt wieder der Spruch, daß nur dem gegeben wird, der schon hat. Obwohl es Sombart nicht für unmöglich hält, daß hier und da auch aus kleinen Anfängen große Vermögen entstanden seien (gerade bei dem größten Vermögen der vorkapitalistischen Zeit, dem der Fugger, ist es der Fall), so bestreitet er doch entschieden, daß es die Regel gewesen

sei. Zu großen Geldmännern schwangen sich im allgemeinen nur städtische Patrizier auf, und diese waren die Nachkommen der ursprünglichen Vollbürger und Grundbesitzer des städtischen Weichbilds; durch die mit der wachsenden Volkszahl steigende Grundrente waren sie reich geworden. Die Geldaristokratie des ausgehenden Mittelalters ist also nicht durch eine Differenzierung des Handelsstandes in Krämer und Großhändler entstanden, sondern ist ein Teil der grundbesitzenden Geburtsaristokratie, eine Klasse von beati possidentes, die ihren Besitz dem Erbrecht verdanken. Auch der Wucher bereicherte nur, wenn er von schon Vermögenden im großen betrieben wurde. Wer mit ein paar hundert Gulden anfing, der wurde durch den ersten Zinsenausfall, durch den ersten Verlust der vorgestreckten Summe auf den Ausgangspunkt seiner Thätigkeit, in die Vermögenslosigkeit zurückgeschleudert. Die Naturgeschichte des mittelalterlichen Wuchers haben wir bei andern Gelegenheiten zur Genüge behandelt. Sombart beleuchtet die unlösliche Symbiose von Jude und Kavalier mit manchem hübschen Beispiel. Der weibliche Kavalier ist die Dame. Eine solche in Schwabenland verkaufte ein Dorf, um sich fürs nächste Turnier ein blaues Sammetkleid anschaffen zu können.

Auf diesen Wegen, nicht durch den Warenhandel, strömt in der Stadt Geld zusammen, und erst nachdem dieses geschehn ist, vom vierzehnten Jahrhundert ab, nimmt auch der Warenhandel größere Dimensionen an und wird er gewinnbringender. Jetzt fangen die vornehmen Geldhändler, die bis dahin nur gelegentlich Kaufmannsgeschäfte gemacht hatten, den Handel berufsmäßig zu betreiben an. Die Zahl der alteingesessenen Geschlechter wird verstärkt durch die in Italien erzwungne, in England (wo bloß London in Betracht kommt) freiwillige Einwanderung des Landadels in die Städte. Der Reichtum der spätmittelalterlichen Städte ist also der Hauptsache nach angesammelte Grundrente, und es war weit weniger die günstige Verkehrslage als die Lage in einer fruchtbaren, wohlangebauten Gegend, was einer Stadt zu Wachstum und Reichtum verhalf. Deshalb wurden die oberitalienischen Städte so reich, und in Flandern die binnenländischen wie Ypern und Gent früher als Brügge. Die florentinischen Familien, aus denen die großen Bankiers hervorgingen, die Bardi, Peruzzi, Frescobaldi, sind reich geworden, weil sie den Grund und Boden von Oltr' Arno besaßen, auf dem sich eine raschwachsende gewerbtreibende Bevölkerung ansiedelte. Auf den beschriebnen Wegen sind in den Truhen städtischer Großhändler, Bankiers und Unternehmer die aus der Römerzeit stammenden Edelmetallschätze zusammen geflossen samt denen, die der mittelalterliche Bergbau dazu erwarb, denn auch der Kuxe der kleinen Gewerken bemächtigten sich sehr bald die großen Geldleute.

Eine noch mächtigere Gold- und Silberader bohrte die Kolonialwirtschaft an; zunächst die in der Levante. Nicht mit mühsamer Arbeit wurde sie ausgebeutet, sondern mit unverblümtem Raub. Venedig und Genua sind die Lehrmeister der Methode gewesen, nach der dann später die Portugiesen, die Spanier, die Holländer, die Engländer auf dem durch die Entdeckungen erweiterten Ausbeutungsgebiete gearbeitet haben. „Palästina und Syrien waren unter den Segnungen der ein halbes Jahrtausend dort heimischen Kultur

der Araber zu einem wahren Paradiese erblüht. Die Zeitgenossen der Kreuzfahrer finden gar nicht Worte genug, den überquellenden Reichtum des Landes zu schildern. Und dazu ein musterhafter Anbau ringsum." Diese Länder, außerdem Kleinasien, die Balkanländer samt Griechenland, die Inseln, das Norduser des Schwarzen Meeres wurden nun von den Westeuropäern ausgeraubt durch das Medium der Kreuzfahrerstaaten und der Handelskolonien. Die Niederlassungen der Genueser, Pisaner, Florentiner waren so wenig bloße Faktoreien wie die der Venetianer, von denen ja allgemein bekannt ist, daß sie ein im Verhältnis zu ihrem winzigen Staate gewaltiges Reich beherrscht haben; sondern jeder Kaufmann bekam eine bestimmte Anzahl von Bauern und Gewerbtreibenden — sowohl im byzantinischen wie im arabisch-türkischen Teil der Levante war die Industrie hoch entwickelt — als „Lehnsleute" zugeteilt, denen natürlich nicht die Pflicht der Heeresfolge auferlegt wurde, sondern die als Hörige für ihre „Lehnsherren" arbeiten mußten, und die mit unmenschlicher Härte ausgebeutet wurden. Nach dem Muster dieser italienischen Niederlassungen haben später die Spanier in Amerika ihre Encomiendas und noch später die Holländer und Engländer ihre indischen Kompagnien eingerichtet. Auch die Sklavenwirtschaft der Byzantiner und des Kalifats wurde fortgesetzt, und es wurde ein schwunghafter Sklavenhandel betrieben; besonders mit Kriegsgefangnen, nur natürlich nicht mehr mit christlichen, sondern mit sarazenischen. Andre Gelehrte haben geglaubt, es habe sich bei dem mittelalterlichen Sklavenhandel der Italiener nur um eine gemütliche Haussklaverei gehandelt (über diese berichtet eine Schrift von Dr. Agostino Zanelli, die Sombart nicht zu kennen scheint); vielmehr habe dieser Sklavenhandel demselben Zweck gedient wie später der amerikanische, der grenzenlosen Bereicherung der großen Kaufleute.

Wie dann die Portugiesen, die Spanier, die Holländer und die Engländer die italienische Methode auf Indien und Amerika angewandt haben, ist bekannt. Außer dem Raub schlechthin, besonders dem Raub von Edelmetall, der Verurteilung der Eingebornen zu Zwangsarbeit und der Sklavenwirtschaft wurde auch der Handel benutzt, aber ein Handel, bei dem der Europäer sowohl als Käufer wie als Verkäufer den Preis machte. Man bezahlte die Gewürze der Eingebornen entweder mit Silber nach einer willkürlichen Taxe oder mit europäischer Schundware, z. B. alten Kleidern, und man zwang sie, Gegenstände, die sie nicht brauchen konnten, wie Spitzen, Stiefel, Bücher, zu den unsinnigsten Preisen zu kaufen: ein Paar alte Stiefel um 300 Dukaten. Die Sklaverei aber hat bekanntlich nicht allein durch die Sklavenarbeit, sondern auch durch den Sklavenhandel gewaltige Reichtümer aufgehäuft. Man hat viel von der Unproduktivität der Sklavenarbeit gesprochen, und es ist richtig, daß der Sklave weniger und schlechter arbeitet als der freie Eigentümer des Landguts oder der Werkstatt; aber unrentabel ist sie nicht. Weniger rentabel als freie Arbeit nur dann, wenn diese sogenannte freie Arbeit ist, wenn, wie der von Roscher als Hauptautorität für Kolonialwissenschaft geschätzte Merivale schreibt: when the pressure of population induces the freeman to offer his services, as he does in all old countries, for little more than the natural minimum of wages.

sodaß die Lohnarbeit wohlfeiler zu stehn kommt als die Sklavenarbeit, die dann auch noch durch die Erschöpfung des Sklavenmarktes verteuert werden kann. Diese ist auch einigermaßen eingetreten, weil die Urbevölkerung Nordamerikas ausgerottet, die Südamerikas, Afrikas und des asiatischen Archipels stark vermindert worden war; namentlich waren viele Millionen Neger verbraucht worden. „Wir sind reich geworden, weil ganze Rassen für uns gestorben, ganze Erdteile für uns entvölkert worden sind.“ Dazu sind uralte Zivilisationen vernichtet, ist der Boden durch Raubbau ausgesogen, die Flora und die Fauna ausgerottet worden. „Wo der Fuß des Europäers hingetreten ist, da ist das Land verödet, ist der Pflanzenwuchs verdorrt.“ Als Gewährsmänner werden Peschel, Friedemann, Beer, A. von Humboldt und Bokemeyer zitiert. Dieser schreibt über die Raubwirtschaft der holländisch-ostindischen Kompagnie: „Das ausschließliche Streben nach Gewinn hatte dahin geführt, die Außenbesitzungen völlig zu erschöpfen; die radikalen Mittel, die man anwendete, endeten überall mit dem Elend der betroffnen Länder; die Besitzungen waren ausgeraubt, und die Völker auf die tiefste Stufe der Armut herabgedrückt. Noch einmal trat eine vorteilhafte Periode ein, als das noch ungeschwächte Reich Mataram (Java) der Kompagnie zum Opfer fiel. Kontributionen und gezwungne Lieferungen om niets oder zu äußerst niedrigen Preisen füllten aufs neue die Kassen der Kompagnie, bis auch diese letzte Quelle mehr und mehr zu versiegen begann und gleichfalls der Erschöpfung anheimfiel.“

So wurde die eine Voraussetzung des Kapitalismus: ein großer Edelmetallschatz, geschaffen, aber es fehlte noch die andre: der kapitalistische Geist. Die Geldgier, die durch den Anblick von Goldschätzen und durch die Gelegenheit zum Raub erregt wurde, war dieser Geist noch nicht. Der Geist des Mittelalters war, aller brutalen Habsucht von Einzelnen und ganzen Korporationen ungeachtet, von der einen Seite gesehen, wie schon hervorgehoben wurde, christlich, indem er den Arbeitslohn für die einzige erlaubte Erwerbsform hielt, von der andern Seite gesehen antik und ritterlich, indem er es für unanständig und unfein hielt, zu verdienen, wenn man das zum standesgemäßen Leben erforderliche Einkommen hatte. Müßiggehn war für den Adel Pflicht, war Bedingung des Eintritts ins städtische Patriziat. Die Ansicht, daß das Geld nur zum Ausgeben da sei, und daß der Thaler keine Junge hecken könne, also auch von Rechts wegen nicht dürfe, gehört beiden innerlich verwandten Lebensauffassungen an. Auch die Konquistadoren wußten es noch nicht anders: hatten sie genug zusammengeraubt, so setzten sie sich zur Ruhe und verthaten den Raub. Die Spanier sind nun solche Hidalgos geblieben bis auf den heutigen Tag, und deshalb sind die Edelmetallschätze durch ihr Land nur hindurchgeströmt, ohne es dauernd zu bereichern. Im Norden ist der kapitalistische Geist, nachdem er sich in den italienischen Städten halb unbewußt geregt hatte, allmählich zu sich selbst gekommen, zuerst vielleicht in Jakob Fugger, von dem sein Neffe Anton erzählt, Herr Jörg Thurzo habe sich zur Ruhe gesetzt und jenen aufgefordert, ein gleiches zu thun; der aber habe geantwortet, das sei Kleinmut; er selbst habe viel einen andern Sinn, wolle gewinnen, dieweil er könne.

In plebejisch nüchternen Seelen entwickelte sich dieser Geist (wie denn auch die Fugger von niedrer Abkunft waren), und zuerst an Stammfremden, die auszubeuten man sich kein Gewissen machte, wie bei den Juden und in Kolonien. Die kaltblütige Verständigkeit der Nordländer begünstigte seine Entwicklung. Calvin hatte, im Gegensatz zu dem altmodischen Luther, den Satz aufgestellt: quis dubitat, pecuniam vacuam inutile esse?, hatte also gemeint, das Geld dürfe nicht müßig liegen, müsse sich vermehren, und diese Meinung wurde gewissermaßen ein Grundbestandteil der kalvinistischen Religion. Gothein bemerkt in der Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds: „Wer den Spuren kapitalistischer Entwicklung nachgeht, in welchem Lande Europas es auch sei, immer wird sich ihm dieselbe Thatsache aufdrängen: die kalvinistische Diaspora ist zugleich die Pflanzschule der Kapitalwirtschaft. Die Spanier drückten sie mit bittrer Resignation dahin aus: die Ketzerei befördert den Handelsgeist." Der Handel wird nun kapitalistisch, schon bei den italienischen Großhändlern des vierzehnten Jahrhunderts. „Mehr und mehr tritt die persönlich-technische Arbeit des Kaufmanns zurück; er hört auf, seine Warenzüge selbst zu begleiten; die Vermögensdisposition wird Inhalt seiner Thätigkeit." Eine Klasse von Handwerkern nach der andern sinkt zu Hausindustriellen herab, die für große Verleger arbeiten.

Trotzdem aber, daß die beiden Voraussetzungen des Kapitalismus schon im sechzehnten Jahrhundert vorhanden sind, gelangt er erst im neunzehnten zum Dasein, u. a. darum, weil bis dahin die Edelmetallschätze unproduktiv angelegt werden — die Geldleute leihen den Päpsten auf Kreuzzüge, den Städten auf ihre unzähligen Fehden, dann vom sechzehnten Jahrhundert ab den Großmächten auf ihre dynastischen und ihre Handelskriege, und all dieses Geld geht verloren, das vielmal akkumulierte Kapital wird immer wieder zerstreut —, und weil die konkurrierenden Völker einander den Raub abjagen: vom italienischen, portugiesischen, spanischen und deutschen Reichtum bleibt gar nichts, vom französischen und holländischen wenig übrig.

(Schluß folgt)



Russische Kultur



Die faulige Gärung, die den ungeheuern russischen Volkskörper ergriffen hat, ist ein so merkwürdiges Schauspiel, daß sie auch dann unsre Aufmerksamkeit fesseln würde, wenn sie nicht von so großer praktischer Bedeutung für uns Nachbarn wäre. Zwar sind die geographisch-ethnologischen Ursachen der Fäulnis so allgemein bekannt, wie die geographischen Ursachen der mit dem innern Zustande so auffallend kontrastierenden internationalen Machtstellung Rußlands, aber wir sind doch dankbar für jeden Beitrag, der uns eine tiefere Einsicht in diesen Zustand erschließt und im einzelnen zeigt, wie er geworden ist. Russen sozialistischer

Richtung haben uns viel gelehrt, aber auch in den Kreisen des gemäßigt konservativen Gelehrtentums fehlt es nicht an einsichtigen Männern, die über die Geschichte ihres Volkes unbefangen urteilen. Ein solcher ist Paul Milukow, der Skizzen Russischer Kulturgeschichte herausgegeben hat. Die deutsche Übersetzung von E. Davidson ist bei Otto Wigand in Leipzig erschienen. (Der erste Band 1898, der zweite 1901.) Der Verfasser bekennt sich in der Vorrede zu der deutschen Ausgabe und im Schlußkapitel des ersten Bandes zu Grundsätzen und Anschauungen, die wir als gesund bezeichnen müssen. Er verwirft sowohl die Beschränkung der Geschichtschreibung auf ideenloses Stoffsammeln, wie die subjektive Willkür vieler Geschichtsphilosophen. Er erkennt mit den Marxisten an, daß der historische Prozeß als Einheit aufgefaßt werden muß, und daß in ihm das Ökonomische als eine Hauptmacht wirkt, aber er gesteht dem Psychischen eine vom Ökonomischen unabhängige Bedeutung zu und sieht im historischen Prozeß das Ergebnis zweier Entwicklungsreihen, der materiellen und der geistigen, die ineinander eingreifen. Er erkennt mit den russischen Nationalisten an, daß die russische Kultur grundverschieden ist von der westlichen, aber er leugnet, daß ihre Eigentümlichkeiten durchweg lobenswürdig und wünschenswert seien, und er erinnert daran, daß die westliche Kultur keineswegs ein einheitlicher Begriff ist, da auch jedes mittel- und westeuropäische Volk seine Eigentümlichkeiten hat. Er bekennt mit den „Westlern," daß Rußlands Zustände heute noch primitiv sind, und er hat in seinem ganzen Buche ausführlich gezeigt, wie in Rußland alles: die Befreiung des Bodens von Wasser und Eis, die Besiedlung, der Ackerbau und jedes weitere Kulturelement, teils um Jahrtausende, teils um Jahrhunderte später gekommen ist als im übrigen Europa, aber er zieht daraus nicht mit diesen Herren die Folgerung, daß das russische Volk nun nachträglich dieselben Entwicklungsstufen in derselben Reihenfolge erklimmen müsse wie der Westen, was schon darum unmöglich sei, weil jedes westliche Volk seine besondre Entwicklung durchgemacht habe. Der Gang der Entwicklung werde in Rußland wie in jedem andern Lande durch drei Mächte bestimmt: durch die der Menschheit immanenten Gesetze, die für alle Völker gleichmäßig gelten (sodaß also z. B. dieselben ökonomischen Verhältnisse und dieselben psychologischen Beweggründe überall dieselbe Wirkung hervorbringen); durch die geographischen und historischen Verhältnisse (die Milukow nicht sehr glücklich das „Milieu" nennt) und durch den Einfluß einzelner Personen. Die erste dieser Mächte erzeugt Ähnlichkeiten, die zweite die Verschiedenheiten der Völker und ihrer Geschichten, die dritte das Zufällige darin.

Ein unbedingt sicherer Führer ist Milukow trotz seiner gesunden Grundsätze und seines Freimuts keineswegs. Er behandelt ganze weite Gebiete von Erscheinungen sehr summarisch, besonders überall, wo er der Gegenwart nahe kommt, die in einem zu ungünstigen Lichte darzustellen er sich sorgfältig hütet. Und manchen Umstand von höchster Wichtigkeit verschweigt er ganz, so die Korruption des Beamtenstandes, und daß es Ausländer, Germanen gewesen sind, die Rußland politisch organisiert haben, und denen Rußland bis auf den heutigen Tag alles verdankt, was es an politischen Einrichtungen und

an Kulturgütern hat. Aber durch seine Darstellung schimmern überall die zwei Charaktereigenschaften des russischen Volkes, auf die man alle seine weniger lobenswürdigen Eigentümlichkeiten zurückführen kann: seine Passivität und seine Gleichgiltigkeit gegen die Kulturgüter. Wie weit man diese beiden Temperamentsfehler selbst wiederum auf geographische und historische Verhältnisse zurückführen kann, wird wohl niemals klar gemacht werden können; sicher ist nur, daß diese Verhältnisse den Russen die Überwindung ihrer Fehler, wofern sie überhaupt möglich sein sollte, bisher außerordentlich erschwert haben. Sollte die moderne Verkehrstechnik der Unwegsamkeit Rußlands eine Ende machen, eine Gedankenzirkulation nach westeuropäischem Muster in Gang bringen, eine vollständige Umwälzung des primitiven Bauernlebens zugleich ermöglichen und erzwingen, so würde das wohl nicht ohne Einfluß auf den Volkscharakter bleiben.

Jeder Geist bedarf, wenn er die Bahn der Kultur beschreiten soll, der Weckung durch einen schon wachen Geist. Das gilt vom Volksgeist wie vom Einzelgeist. Aber daß sich ein Volk nur auf Stöße von außen hin bewegt, und daß die Bewegung ein Jahrtausend lang Raumbewegung bleibt, ohne Kulturbewegung zu werden, dafür sind die Russen das einzige Beispiel in Europa. Freilich, eine Art von Raumbewegung haben sie ohne Anstoß von außen vollführt, denn der Hunger zwingt natürlich auch sie. In dem Maße, wie entweder die bloß okkupatorische Aneignung der Naturgüter durch Jagd, Fischfang und Honiggewinnung in einem Landstreifen aufhörte, oder der Acker durch Raubbau ausgesogen war, wurde ein angrenzender wüster Landstreifen nach dem andern besiedelt. In dieser Weise haben auch die Russen kolonisiert, und der Verfasser stellt dar, wie diese zonenweis ausgeführte Kolonisation Hand in Hand mit der Landesverteidigung süd- und ostwärts fortgeschritten ist. Aber es ist eben nur der Zwang zur Landesverteidigung gewesen, was die Fürsten zu Leitern des Kolonisationswerkes machte, und bis auf Peter den Großen haben sie sich auf die militärische Organisation und die dafür nötige finanzielle Ausbeutung des Stammlandes und des stetig hinzuwachsenden Neuerwerbs beschränkt. Von einer Kulturarbeit, wie sie Karl der Große, die sächsischen Kaiser, der englische Alfred, unterstützt von den in klösterlichen Bildungsanstalten ihren Kulturhunger befriedigenden Söhnen und Töchtern des Adels geleistet haben, ist bei den russischen Fürsten keine Spur zu bemerken. Soldaten und die Mittel zu ihrem Unterhalt beschaffen, darauf beschränkt sich ihre Regierungsthätigkeit; von Volksbildung, Pflege der Landwirtschaft und der Gewerbe, ja sogar von Justiz wissen sie nichts. Und auch nach Peter dem Großen, nach der philosophischen Katharina und dem humanen Alexander ist der russischen Staatsverwaltung dieser Charakter geblieben; denn Militär, Marine und die diesen beiden dienende Finanzverwaltung überwiegen in dem Grade, daß für Kulturbestrebungen nur ein kümmerlicher Rest von Geld und Beamtenarbeit übrig bleibt. Einigermaßen kann man ja diesen Charakter der Kulturlosigkeit, dem die russische Geschichte tausend Jahre lang treu geblieben ist, aus geographischen und historischen Verhältnissen erklären. Die Athener haben zwar der Demeter in den Eleusinien einen großartigen Kult eingerichtet,

aber Athene, die Spenderin des Ölbaums, als Gründerin ihres Gemeinwesens verehrt. Darin liegt ein tiefer Sinn. Hugo Delff, ein wenig bekannter, geist- und gemütvoller Geschichtsphilosoph, hat vor längerer Zeit nachgewiesen, daß es nicht schon der Ackerbau, sondern erst die Baumpflege ist, was den Menschen an den Boden fesselt und die eigentliche Kultur begründet. Die mittel- und nordeuropäische Kultur ist von dem Großgut der Könige, Fürsten und Klöster ausgegangen, das nach römischem Muster mit rationellem Ackerbau den Garten- und Weinbau verband. So lange die Germanen nur einen Ackerbau kannten, wie ihn Cäsar beschreibt, konnten sie halbe Nomaden bleiben, und das sind die Russen bis heute geblieben, zunächst doch wohl aus dem Grunde, weil in Mittel- und Nordrußland der Kürze des Sommers wegen weder Wein noch Obst (die Kirschen etwa ausgenommen) reift, die Baumpflege also, die den Pfleger jahrelang an einen Ort bindet, niemals heimisch geworden ist.

Fehlt die Kultur, so fehlen auch die Stände, denn diese sind Genossenschaften zur Pflege eines Kulturzweigs. Daß die einzelnen Kulturzweige, namentlich die Wissenschaften und die Industrie, in Rußland nicht aus dem Volke hervorgewachsen, sondern von den Fürsten aus dem Westen importiert worden sind, ist allgemein bekannt; Milukow zeigt außerdem, daß auch die Kulturträger, die Stände, nicht dem Volksboden entsprossen, sondern von oben herab zwangsweise geschaffen worden sind. Zunächst der Adel. Die Landwirtschaft warf im Norden nicht so viel ab, daß der große Gutsbesitzer ein herrschaftliches Leben hätte führen können. Er begab sich an den Hof eines Fürsten — nach Herstellung des Einheitsstaats des Fürsten — und wurde dessen Diener. Für die Landesverteidigung reichten diese freien Diener nicht hin. Der Fürst warb Männer, auch aus dem Stande der Knechte, für seinen Dienst und wies ihnen statt des Soldes Staatsländereien an. Zu dieser adlichen Kavallerie kamen später Schützen (die Strelitzen), die besoldet werden mußten. Jede fernere Erweiterung des russischen Gebiets zwingt dann zur Errichtung neuer Regimenter, und der Sold kann nur aus Steuern bestritten werden. Zur Steuer wurden anfänglich auch die Gutsbesitzer herangezogen, die dienstpflichtigen nicht ausgenommen; bald aber erlangten diese Steuerfreiheit, und da sie vorzugsweise in den gefährdeten Grenzgebieten ansässig waren, so ergab sich im siebzehnten Jahrhundert eine eigentümliche Verteilung der Staatslasten: der Süden leistete vorzugsweise den Kriegsdienst, der Norden zahlte die meisten Steuern. Aber je mehr die von der Verteidigung zur Eroberung übergehende Politik der Zaren Infanterie und Artillerie auszubilden zwingt, desto bedeutungsloser wird die adliche Kavallerie. Die Adlichen entziehn sich allmählich der Dienstpflicht, diese wird den Bauern und Gewerbetreibenden, also den Steuerzahlern, aufgebürdet, den frühern Dienstpflichtigen aber bleibt das Privileg der Steuerfreiheit. So war ein Adel zwangsweise geschaffen worden. Denn die Dienstpflicht war mit der Zeit auch den Gutsbesitzern auferlegt worden, die sich nicht freiwillig zum Dienste meldeten. Man hatte sie zur Regelung der Dienstpflicht ebenso einer Zwangsorganisation unterworfen, wie die Bauern zum Zweck der Steuererhebung. Beide Stände mußten Vertreter wählen, die aber nicht etwa die Rechte ihrer Wähler zu vertreten hatten,

sondern der gewählte Bauernstarost hatte nur die Steuern unter die Mitglieder seiner Gemeinde zu verteilen, und der vom Adel gewählte Okladtschik hatte zu bestimmen, bei welcher Truppengattung und wie lange jeder Adliche seines Bezirks dienen sollte.

Man sieht, die Geschichte des russischen Adels hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der des germanischen Feudaladels, aber zu dessen politischer und sozialer Bedeutung hat er sich niemals aufgeschwungen. Niemals hat er einen festen Wall gebildet zwischen dem Fürsten und den gemeinen Unterthanen, niemals durch ständische Rechte den Fürsten eingeschränkt und so die moderne Repräsentativverfassung vorbereitet, niemals auch in seinen einzelnen Gliedern durch rationellen Betrieb der Landwirtschaft oder durch eine sich bis zum wohlgeordneten Kleinstaat erweiternde musterhafte Gutsverwaltung Kulturgüter geschaffen. Das einzige Element des Adels, das ihm wenigstens einige Selbständigkeit dem Fürsten gegenüber hätte verleihen können, die Nachkommenschaft der Teilfürsten, die Bojaren, wurde teils durch Hinrichtungen ausgerottet, teils durch die Konfiskation ihrer Güter, wofür man sie mit Besitzungen an den äußersten Enden Rußlands entschädigte, teils durch Zwangsmaßregeln wie Internierung an bestimmten Orten aller Macht beraubt. Das Ansehen des einzelnen Adlichen hing nicht von seiner Zugehörigkeit zu seinem Stande und zu einer gewissen Rangstufe dieses Standes ab, sondern von der Höhe des Gehalts, den er als Staatsbeamter bezog. So bestand dieser durch Regierungsmaßregeln geschaffne Adel aus zusammenhanglosen Atomen. Der Dienst in der Garde, meint der Verfasser, und die Rolle, die diese Garde in den Palastrevolutionen und in der Politik der letzten Jahrhunderte gespielt habe, sei es gewesen, was ihm doch zuletzt Standesgeist und Kraftbewußtsein eingeflößt habe. Und zugleich bekam er auch eine materielle Grundlage, die eine starke Interessengemeinschaft erzeugte. Seitdem in Rußland die europäischen Lebensformen eindrangen und sich einiger Wohlstand verbreitete, fing die Landwirtschaft an, zu rentieren, und der Boden, den die Adlichen von Steuer und Dienstpflicht frei besaßen, bekam Wert. Die adlichen Grundbesitzer wurden wohlhabend und viele von ihnen reich, namentlich durch die Freigebigkeit der Kaiserin Katharina II. und ihrer Nachfolger, die Hunderttausende von „Seelen" — der Boden erschien immerhin noch so wertlos, daß er als bloßes Zubehör zu den Leibeignen behandelt wurde — an ihre Günstlinge verschenkten. So war der Adel nun zwar endlich ein Stand geworden, aber noch keine Kulturmacht. Die Herren vergeudeten ihren Reichtum, belasteten ihre „Seelen" mit Hypotheken und verwandten die aufgenommenen Gelder nicht produktiv, sondern auf unsinnigen Luxus. Als ihnen die Bauernbefreiung die leibeignen Arbeiter entzog, und sie sich nun als selbständige Unternehmer auf die eignen Füße stellen und die Konkurrenz von Angehörigen andrer Stände bestehn sollten, da gingen viele von ihnen zu Grunde. Vor der Bauernbefreiung besaß der Adel 105 Millionen Dessätinen. Davon behielt er 78 Millionen; 1892 hatte er nur noch 57 Millionen; 21 Millionen waren, obgleich ihm die Regierung mit der Adelsbank zu Hilfe kam, in den Besitz von Bauern, Kaufleuten und Gewerbetreibenden übergegangen.

Auch die Stadt ist ein Kunstprodukt der Regierung. Der Verfasser übersieht bei der scharfen Formulierung des Gegensatzes zwischen der westeuropäischen und der russischen Stadt, daß auch zur Gründung der Städte nördlich von den Alpen der Anstoß vielfach von oben gekommen ist. Aber mehr als des ersten Anstoßes hat es allerdings nicht bedurft, eine Entwicklung einzuleiten, die die Gewerbetreibenden zwang, sich in Städten zu sammeln und in selbständigen Gemeinwesen zu organisieren, die mit den aus dem Altertum stehn gebliebnen Städten Italiens zusammen nicht allein die Ersatzleute der alten Polis in den Zeiten der Barbarei, die Mönche, überflüssig gemacht, die Technik, die Künste und Wissenschaften fortgebildet, sondern auch die Vorbilder des modernen Staates und die geistigen Kräfte, sowie das Geld zu seiner Aufrichtung und Vollendung geliefert haben. Solche Städte hat es in Rußland niemals gegeben, mit Ausnahme etwa der Handelsrepublik Nowgorod, die, was Milukow nicht erwähnt, bis zum Verlust ihrer Freiheit ohne Zweifel eine wirkliche Stadt gewesen ist. Die einzige natürlich gewachsene Großstadt des Reiches, Moskau, ist bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ein ungeheures Dorf geblieben; sie war sozusagen der Gutsbezirk der Zarenburg. Die übrigen Städte waren Festungen, die die Fürsten zu Militär- und Verwaltungszwecken bauten. Städtisches Gewerbe gab es nicht, und es konnte auch von selbst keins aufkommen, weil die meisten Bauern, durch die lange Winterruhe gezwungen, sich auf Gewerbe verlegten, und ihr Hausfleiß den Bedarf des Volkes an Gewerbeerzeugnissen vollständig deckte, die Kaufmannschaft aber zwar die fremden Kaufleute: Hanseaten, Engländer, Holländer zu verdrängen suchte, jedoch nicht daran dachte, selbst Exporthandel zu betreiben. Die von der Regierung angelegten Städte bestanden aus dem Gorod (der Umzäunung) oder dem Kreml, worin die Soldaten und die Beamten wohnten (die darin liegenden Bürger- und Bauernhöfe wurden nur als Zuflucht im Kriege benutzt), und den Vorstädten. Um den Gorod herum entstand zunächst der Possad, die Kaufmannstadt, und in einem dritten Ringe, den Sloboden (Freibezirken) ließen sich die Handwerker nieder — nicht freiwillig; sie mußten zusammengetrieben werden, und da es nicht gelang, alle die Ortschaften zu bevölkern, die man zu Städten bestimmt hatte, so sah man sich genötigt, viele wieder von der Liste zu streichen. Jeder Stadtbürger hatte Acker, viele waren nichts als Bauern und wurden amtlich als solche in den Steuerlisten geführt.

Der Hauptgrund, Ansiedlungen zu schaffen, deren Bewohner zu einem großen Teil Gewerbe betrieben, war, daß man diese höher besteuern konnte als die Bauern, und deshalb städtische Steuergemeinden bilden mußte, weil es in Rußland eine andre Form der Steuererhebung als die durch „Lastgemeinden“ nicht gab. Die Gemeinde haftete für alle ihre Lastparzellen, das heißt die Zahlungsfähigen und die sich fassen ließen, mußten nicht bloß für sich selbst zahlen, sondern auch für die Zahlungsunfähigen und für die Entflohenen. Es war dies die Verwaltungsform, die im römischen Reiche unter den spätern Kaisern Landwirtschaft und Gewerbe zu Grunde gerichtet und die Provinzen entvölkert hat, und sie hat in Rußland ähnlich gewirkt bis auf den heutigen Tag; nur daß den russischen Flüchtlingen die ungeheure Größe

des Reiches bisher immer noch die Möglichkeit offen gehalten hat, nach Osten hin auszuweichen, ohne das Vaterland zu verlassen. Die Regierung suchte der Flucht dadurch vorzubeugen, daß nicht allein die Rückkehr aus der Stadt aufs Land, sondern auch die Übersiedlung aus einer Stadt in die andre verboten und jedermann an seinen Wohnort, an sein Gewerbe gebunden wurde. So schuf man zwangsweise einen Stand von Stadtbürgern, von Kaufleuten und Gewerbetreibenden. Diese wurden als Dienstleute des Zaren angesehen: aller Dienst bestand darin, daß sie höhere Steuern zahlten als die Bauern, und den Kaufleuten wurde noch der zweite sehr beschwerliche Dienst auferlegt, die Steuern einzuziehn. Aus diesem Dienst entwickelte sich die städtische Selbstverwaltung, da die Regierung fand, daß die Wojewoden, die bis dahin das Geschäft der Steuereinziehung geleitet und sich dabei bereichert hatten, überflüssig seien und selbstgewählte Vertreter der Kaufmannschaft die Arbeit wohlfeiler machen würden. Die Kaufleute waren nicht sehr entzückt von der Ehre, die man ihnen erwies, denn ihre Selbstverwaltung beschränkte sich darauf, daß sie Steuern, zu deren Einführung sie nicht mitgewirkt hatten, repartieren und eintreiben und sie teils an die Staatskasse abführen, teils auf Zwecke verwenden mußten, über die sie nicht zu bestimmen hatten. Übrigens gewährte ihnen ihr Stand nicht einmal Rechtsschutz vor den Gewaltthaten des Adels, geschweige denn Privilegien. So kümmerten sie sich denn auch so wenig wie möglich um ihre kommunalen Obliegenheiten: die Wähler wählten nicht, der Rat versammelte sich nicht, und der geschäftsführende Ausschuß war nichts als eine Regierungskanzlei. Das blieb so bis zu der Städteordnung von 1870, über die Milukow nicht berichtet. Sie hat die Befugnisse der Kommune erweitert und wird die Entfaltung eines wirklichen kommunalen Lebens ermöglichen, für das zuletzt auch einiges Material vorhanden ist. Denn die von der Regierung importierte Industrie hat nicht allein Reichtum, sondern auch Intelligenz unter den Kaufleuten und Gewerbeteibenden verbreitet, die reichen Bürgerlichen kaufen Adelsgüter, und aus den Kaufleuten, Fabrikanten, Litteraten und den Edelleuten, die ihre Güter verkauft haben und in die Stadt gezogen sind, erwächst jetzt ein wirklicher dritter Stand.

Bauern brauchte die Regierung nicht zu schaffen, denn fast das ganze Volk bestand aus solchen; sie machten vor zweihundert Jahren 97 und machen heute noch 80 Prozent der Bevölkerung aus. Aber der Bauernstand ist gleich den übrigen Ständen ein Kunstprodukt. Die bäuerliche Organisation, die Landgemeinde, ist von der Regierung geschaffen worden, und zwar gleich allen andern Organisationen und vor diesen zum Zweck der Steuererhebung. Die russische Landgemeinde ist Steuergemeinde, „Lastgemeinde,“ sonst nichts, und die Regierung, so weit sie sich auf den Bauern bezieht, ist jahrhundertelang eine Jagd auf wilde Gänse gewesen. Alle Regierungsmaßregeln hatten nur den Zweck, der entlaufenden Steuerpflichtigen habhaft zu werden und sie an den Boden zu fesseln. Die Gutsbauern wurden ganz und gar den Gutsherren preisgegeben und zu Leibeignen gemacht. Die Freibauern im Norden aber, wo es wenig große Güter gab, und die zur Landesverteidigung angesiedelten Kolonisten des Südens wurden in Staatssklaven verwandelt.

Familienbesitz und Erbrecht wurden abgeschafft, Verkauf, Kauf, Hypothekenwesen und Tauschrecht aufgehoben, die Bauern ihres Privatbesitzes beraubt; dieser wurde in Staatseigentum verwandelt, und der Bauer, der den Acker bebaute, in dasselbe Verhältnis zum Staate versetzt wie der leibeigne Gutsbauer zum Gutsbesitzer.

Der Gemeindeacker wurde in „Lastparzellen" geteilt, deren Zahl nach der Kopfzahl zu bemessen war, sodaß der Wechsel dieser Zahl zur periodischen Neuverteilung zwang. Auf diese Weise ist der Mir entstanden, der so wenig eine urrussische Nationaleinrichtung ist, daß seine Anfänge nicht hinter das achtzehnte Jahrhundert zurückgehn, und daß ihm die Bauern bis in die dreißiger Jahre des neunzehnten Widerstand geleistet haben. Auch die Adelsbauern haben niemals vergessen, daß der Boden ursprünglich ihren Vätern gehört hatte. Sie ließen sich den Frondienst, den sie dem Gutsherrn zu leisten hatten, gefallen als eine Staatslast, da der Gutsherr dem Staate zu dienen hatte, also seinen Acker nicht selbst bewirtschaften konnte. Als nun Katharina II. 1785 den Adel von der unentgeltlichen Dienstpflicht befreite, glaubten die Bauern, damit seien auch sie von ihren dem Adlichen zu leistenden Diensten befreit und wieder in den vollen freien Besitz ihres Ackers gelangt. Sie waren überzeugt, daß die Befreiungsurkunde ausgestellt sei und nur von den Gutsbesitzern geheim gehalten werde, und sie sahen in der Emanzipationsurkunde von 1861 nichts als die endlich erfolgte Anerkennung ihres guten Rechts.

Indem die russische Regierung, anstatt der Landwirtschaft zur Überwindung der primitiven Stufe, auf der sie heute noch steht, behilflich zu sein, sogar durch ihre unvernünftige Steuerpolitik und durch den Mir schwer zu brechende Fesseln angelegt hat, hat sie in einem fort die Hennen geschlachtet, ehe diese dazu kamen, die goldnen Eier zu legen, die sie recht gut legen konnten. Im sechzehnten Jahrhundert sollen sogar Gebiete, die nördlich von der Schwarzerdezone liegen, das zwanzigste, ja das dreißigste Korn getragen haben, jetzt ist man im Schwarzerdegebiet froh, wenn man das fünfte Korn erzielt. Auf die bekannten Zustände der Bauernbevölkerung Rußlands, die jüngst wiederum durch blutige Aufstände beleuchtet worden sind, brauchen wir nach dem Bericht über die letzten Hungersnöte im 49. und 50. Heft des Jahrgangs 1900 nicht mehr zurückzukommen. In Übereinstimmung mit allen Sachkennern findet Milukow eine Hauptursache des Bauernelends darin, daß bei der Befreiung die Hufen zu klein gemacht worden sind; das ist auf Drängen des Adels geschehn, der sich sagte, daß er für seine Güter keine Lohnarbeiter bekommen würde, wenn die Bauergüter groß genug wären, eine Familie zu erhalten. Die Adelsbauern bekamen höchstens vier Dessätinen, viele aber nur eine Dessätine und noch weniger (1 Dessätine = 109,25 Ar); die Apanagebauern und die Staatsbauern wurden besser ausgestattet, jene mit zwei bis sechs, diese mit vier bis zehn Dessätinen. Schlägt man nun noch den geringen Ertrag des russischen Ackers an, so sieht man, daß es Bauern von der sozialen Lage unsrer mittlern deutschen Bauern in Rußland gar nicht giebt, und daß „Rustikale," wie wir sie haben, von fünfzig bis hundert

Hektar eines Bodens, der seine 2000 Mark für den Hektar wert ist, nicht vorkommen können. Es scheint sich übrigens jetzt eine solche Klasse bilden zu wollen. Der Bankrott vieler Adlichen und die Flucht gepeinigter Steuerzahler machen beständig Land frei, und die intelligentern und rührigern unter den am besten ausgestatteten Staatsbauern machen sich die Gelegenheit zu nutze. Ob dieses Emporsteigen einzelner schon einen Umfang angenommen hat, der zu Hoffnungen auf eine bessere Zukunft berechtigt, darüber haben wir vorläufig noch nirgends, auch nicht bei Milukow, zuverlässigen Aufschluß gefunden.

(Schluß folgt)



Zur Mittelmeerfrage

Von Georg Wislicenus



Der Artikel über Marokko in Heft 41 der Grenzboten veranlaßt mich, die darin behandelten Fragen von einer andern Seite zu beleuchten.

Wenn Bismarck gesagt hat, wir seien im Mittelmeer nicht interessiert, so muß man das doch wohl so verstehn, daß wir die Mächte, die aus irgend welchem Übermut unsre Mittelmeerschiffahrt schädigen wollten, nicht im Mittelmeer aufzusuchen brauchten, um uns solche Anrempelungen zu verbitten. Weil wir keinen Grundbesitz am Mittelmeergestade zu halten und zu verteidigen haben, stehn wir allerdings den Machtfragen im Mittelmeer ferner und gleichgiltiger gegenüber, als jede andre europäische Großmacht, aber deshalb darf es uns nicht gleichgiltig sein, wer Herr im Mittelmeer ist; namentlich, wenn es eine Macht ist, die uns oder unsern beiden mittelländischen Bundesgenossen unfreundlich gesinnt wäre.

Erwägt man die zukünftig möglichen Machtverschiebungen, so muß man ins Auge fassen, ob der jetzige seepolitische Zustand überhaupt gesund und für uns und unsre Bundesgenossen besonders vorteilhaft ist. Besteht jetzt etwa ein seepolitisches Gleichgewicht im Mittelmeer? Dürfte wohl England die Hand auf Ägypten halten, wenn es sich nicht seines Übergewichts dort ganz genau bewußt wäre? Man darf nicht vergessen, daß Ägypten schon mit französischem Blute getränkt worden war, ehe die Engländer überhaupt etwas im Mittelmeer zu suchen hatten. Die Franzosen empfinden es als die verhängnisvollste Niederlage seit Waterloo und Sedan, daß sie Ägypten haben im Stich lassen müssen, und daß sie den Engländern keinen Widerstand leisten konnten. Die moralische Niederlage von Faschoda ist ein Glied derselben Kette: Frankreich fühlt sich zu schwach im Mittelmeer. Damals, im Jahre 1882, als England Ägypten besetzte und einige Schwierigkeiten im Sudan hatte, waren die Franzosen in Tunis beschäftigt, das ihnen von England ein Jahr vorher als Beruhigungshappen (Kompensationsobjekt nennen es die Diplomaten)

überlassen worden war; kürzlich, als die Franzosen die Insel Mytilene besetzen wollten, verhinderte England diese ihm unangenehme Festsetzung der Franzosen vor den Dardanellen: daraus folgt klar, daß England heute viel stärker ist, und seiner Mittelmeerherrschaft viel sichrer als vor zwanzig Jahren; deshalb braucht es heute auch keinerlei Zugeständnisse mehr an Frankreich zu machen. Das Geheimnis dieses Wandels der Dinge liegt lediglich in der Flottenkraft beider Mächte. Im Jahre 1881 hatte das englische Mittelmeergeschwader 5 Linienschiffe und 1 Küstenpanzerschiff, während allein das französische Geschwader vor Sfax 6 Linienschiffe und 4 Panzerkreuzer zählte. Nach den Flottenlisten standen insgesamt den Franzosen damals 21 Linienschiffe und 11 Küstenpanzerschiffe und Panzerkreuzer zur Verfügung, während die Engländer in ihrer Flotte nur 19 Linienschiffe und 8 Küstenpanzerschiffe hatten. Die Franzosen haben Tunesien also gerade zu der Zeit ihres verhältnismäßig besten Flottenstandes genommen und mußten trotzdem als Preis dafür Ägypten den Engländern überlassen; das erklärt, wie wenig sie sich sogar in ihrer besten Zeit als Herren des Mittelmeers fühlten. Damals konnten es die Franzosen ganz gut auf einen englischen Angriff ankommen lassen; ja sie hätten zweifellos bei etwas Thatkraft die Herrschaft im Mittelmeer und damit auch Ägypten erkämpfen können. Aber da ihnen wohl freies Spiel in Madagaskar und Tongking versprochen wurde, versäumten sie infolge des lockenden größern Gewinns im fernen Osten, sich ihre heimischen Gewässer von ihrem alten Erbfeinde frei zu halten. Die Engländer aber waren viel gescheiter; ehe die Franzosen erkannten, daß sie irre geführt worden waren, daß l'abandon de l'Egypte par la France était une défaite presque irréparable de la nation, et la plus funeste qu'elle ait essuyée depuis Waterloo et Sedan — schufen die Engländer mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit eine mächtige Flotte zur Deckung und Sicherung der vielen überseeischen Eroberungen der letzten Jahrzehnte. Den 33 Linienschiffen von 336670 Tonnen Wasserverdrängung, die die Franzosen heute haben, stehn nicht weniger als 56 englische Linienschiffe insgesamt von 751685 Tonnen, also von mehr als doppelter Größe gegenüber. Innerhalb der letzten zwanzig Jahre hat England die Kraft seiner Flotte also etwa verdreifacht, während die französische Flotte nur gerade für den nötigsten Ersatz veralteter Schiffe gesorgt hat, wenigstens im Linienschiffbau. Noch schlimmer fällt der Vergleich zwischen den gepanzerten und den „geschützten" Kreuzern beider Seemächte aus; 104 englische mit 523187 Tonnen Wasserverdrängung gegen 33 französische mit nur 131937 Tonnen, also der Zahl nach 3 : 1, der Stärke nach aber 4 : 1. Daraus geht hervor, daß Frankreich allein und auch mit der für den Seekrieg im Mittelmeer zweifelhaften russischen Unterstützung nur geringe Aussichten hat, Englands Vorherrschaft dort zu brechen.

Bei alledem darf man nicht vergessen, daß gerade für den Schwächern sehr viel davon abhängt, über welche strategischen Hilfsmittel, namentlich also über welche Flottenstützpunkte er verfügt. Sicherlich haben die Engländer einen strategischen Fehler gemacht, daß sie Tunesien mit dem unvergleichlich wertvollen Hafen von Biserta den Franzosen überließen; einmal, weil dieser schnell

geschaffne wunderbare Flottenstützpunkt die sichere Verbindung zwischen Gibraltar und Malta stark bedroht, und ferner, weil die günstige Lage von Biserta zu einer Fußangel für den italienischen Stiefel geworden ist. Mit andern Worten: je allgemeiner in Italien die bedrohliche Wichtigkeit von Biserta erkannt wurde, um so mehr erkaltete dort die alte allzu uneigennützige Freundschaft für England. Freilich bemühen sich die Engländer auch heute noch, die schöne italienische Flotte in ihr Kielwasser zu zwingen, und versäumen keine Gelegenheit, mit ihrem Mittelmeergeschwader aufzufahren, wenn etwa ein paar französische Schiffe einen nachbarlichen Höflichkeitsbesuch in einem italienischen Hafen machen. Aber gerade die viel mißdeutete Annäherung Italiens an Frankreich in der letzten Zeit zeigt deutlich, daß die Italiener kein Verlangen danach tragen, Englands schon vorhandnes Übergewicht im Mittelmeer noch zu verstärken; welchen Dank sie von England zu erwarten haben, wissen sie seit ihrem erythräischen Mißgeschick ganz gut. Italiens Seemacht hat im Mittelmeer genau dieselbe Bedeutung, wie die deutsche Seemacht in den nordischen Meeren; sie ist stark genug, von beiden Parteien geachtet und ungeschoren zu bleiben, wenn sie sich frei hält und weder von England noch vom Zweibunde ins Schlepptau nehmen läßt.

Die Entfernung zwischen Toulon und Biserta, den wichtigsten französischen Stützpunkten, ist kaum halb so groß wie die zwischen Gibraltar und Malta; das ist sehr viel wert für die Franzosen, genügt aber doch nicht dazu, mit der schwächern französischen Flotte die englischen Streitkräfte im Schach zu halten und den Nachschub englischer Kriegsschiffe durch die Straße von Gibraltar hinein zu hindern. Also auch unter der Voraussetzung, daß Italien neutral bleibt, ist im Mittelmeer zur Zeit kein seepolitisches Gleichgewicht vorhanden; von Gibraltar bis nach Port Said und bis zu den Dardanellenschlössern darf nichts geschehn, was England nicht paßt; die Mittelmeerstaaten sind nicht Herren ihres eignen Gewässers. Das ist nichts neues, und doch denken wenige daran, wie ungesunde Zustände das erzeugt, weil die geduldige Menschheit es längst als Dogma gelten läßt, daß England alle Meere beherrscht. Ein Artikel der Täglichen Rundschau (Nr. 471) sagt: „Wir können ebensowenig zulassen, daß das Mittelmeer ein lateinischer, wie daß es ein englischer See wird." Das ist ein ganz nutzloser Lufthieb. Mit seiner Flotte und durch seine ausgezeichneten Stützpunkte in Gibraltar, Malta und Ägypten beherrscht England eben thatsächlich das Mittelmeer ebenso, wie es die Nordsee und andre Meere beherrscht. Warum können wir denn aber nicht zulassen, daß das Mittelmeer „ein lateinischer See" würde? Was könnte uns das wohl schaden? Nachbarn auf dem europäischen Festlande entscheiden ihre Streitfragen miteinander doch nicht in blauer Ferne? Wenn wirklich einmal eine lateinische Seemacht ihre Seegewalt gegen unsre Seeschiffahrt im Mittelmeer mißbrauchen würde, wozu gar keine Veranlassung vorliegt, nun, so sind wir ihr ja zu Lande nahe genug, um uns das ebenso höflich wie deutlich zu verbitten; ganz dieselbe Überlegung gilt natürlich auch für unsre Bundesgenossen Italien und Österreich, denen es doch auch viel leichter ist, sich als Glieder des Dreibunds mit Frankreich oder Spanien, als mit England auseinanderzusetzen, oder viel-

mehr friedlich und ohne Nachteil für sich selber zu einigen. Jede Schwächung der englischen Seeherrschaft in irgend einem Meere bedeutet doch ganz folgerichtig eine Stärkung für jede andre Seemacht; sogar die Vereinigten Staaten von Amerika müssen es als Vorteil empfinden, sobald sich für die Engländer die Schwierigkeit mehrt, ihre alte Vormachtstellung im Mittelmeer zu halten. Also wenn dieses wirklich „ein lateinischer See“ werden würde, so hätte das für alle Seemächte mit Ausnahme von England nur Vorteile; aber so weit ists ja noch gar nicht, ein Bündnis zwischen Frankreich und Spanien ist nur ein kleiner Schritt auf dem Wege zur Erfüllung dieses für ganz Festeuropa wünschenswerten Zustandes.

Für England ist die Seeherrschaft im Mittelmeer tausendfach wichtiger, als der Besitz der Goldgruben im Transvaal; wer um diese unfruchtbaren Metallklumpen drei Jahre lang einen sehr teuern Krieg zu führen willens war, der wird auch seine schöne Mittelmeerstellung nicht freiwillig und stillschweigend aufgeben, denn wenn er es thäte, würde er nicht nur stark im Ansehen verlieren, sondern seine mächtigen Handelsinteressen in der Levante und dazu noch den bequemen Seeweg nach Indien für die eigne Schiffahrt aufs Spiel setzen. Es ist also anzunehmen, daß England alle Kraft dafür einsetzen wird, sich nicht aus dem Mittelmeer verdrängen zu lassen. Die Folge eines französisch-spanischen Bündnisses wird also für die europäischen Großmächte eine Verschiebung des politischen Brennpunkts nach Süden zu sein; das aber wird weder uns noch unsern Bundesgenossen schaden können.

Wenn zwei Staaten ein Bündnis schließen, so thun sie das aus berechtigtem Eigennutz und nicht, um dritten damit zu nützen. So ists auch hier: Frankreich wie Spanien haben gleich große Vorteile von einem politischen Zusammenschluß zu erwarten. Spanien bedarf dringend des Schutzes für seine Kolonialreste und für die Balearen, denn es ist selbst so gut wie ohne Flotte und deshalb vom guten Willen oder von der Willkür der Seemächte abhängig. Frankreich muß seine seestrategische Stellung noch stärken, um der englischen Mittelmeerflotte die Seeherrschaft streitig machen zu können; Port Mahon auf Minorca, Cartagena und Ceuta sind dafür wie geschaffen. Cadiz und Ferrol aber würden die Verbindung des französischen Nordgeschwaders mit den Mittelmeerstreitkräften sichern und zugleich recht lästige Hindernisse für den englischen Seeverkehr zwischen Großbritannien und Gibraltar sein. Frankreich ist reich genug, den Spaniern mit seinem Gelde eine neue Flotte bauen zu helfen, und die französischen Kanonen wären imstande, vom Lande aus Gibraltar den Spaniern wiederzugewinnen. Wer aber wissen will, wie schwer die stolzen Spanier noch heute das Bewußtsein drückt, daß der herrliche Felsen seit zwei Jahrhunderten in englischem Besitz ist, der frage in Algesiras nach; da wird ihm Auskunft darüber werden. Noch im Jahre 1894 gab die spanische Regierung dem Statthalter von Algesiras zugleich den Titel eines Statthalters des „zur Zeit freilich noch in englischem Besitze befindlichen Gibraltars“; das läßt trotz der spanischen Vorliebe für lange Titel wohl tief genug blicken. Wenn es eines Tages mitten im Frieden der englischen Mittelmeerflotte beliebte, sich in Port Mahon festzusetzen, wäre keine andre Macht imstande,

diesen Gewaltstreich zu verhüten; das weiß man in Spanien so gut wie in Frankreich, und in beiden Ländern kennt man den unvergleichlichen strategischen Wert dieses prächtigen Kriegshafens sehr genau. Englische Strategen aber schätzen Port Mahon höher als Malta, denn sie wissen, daß dieser Platz die bedenkliche Lücke zwischen Gibraltar und Malta ausfüllt und die französische Verbindung zwischen Toulon und Biserta empfindlich stört. Port Mahon in englischer Gewalt würde nach französischem Urteil, dem man sich unbedingt anschließen muß, die volle Alleinherrschaft Englands im Mittelmeer bedeuten. Wäre aber Port Mahon erst englisch, dann würde es in kurzem den Kanarischen Inseln ebenso gehn. Grund genug für Spanien, sich nach einem starken Freunde umzusehen, der imstande wäre, beizeiten die bedrohten Inseln zu schützen; bedroht ist aber Port Mahon schon jetzt, weil die Augen der englischen Strategen längst darauf gerichtet sind, weil also nur eine passende Gelegenheit zur Ausführung des Schlages abgewartet wird.

Aber England hat noch mehr Wünsche, die Spaniens Besitz bedrohen. Weil man auch in England weiß, daß für die heutige Artillerietechnik die Beschießung Gibraltars von Algesiras aus möglich ist, sucht man nach einem strategisch gleichwertigen Hafen, der aber weniger gefährdet ist. Tanger wie Ceuta würden, wenn gehörig ausgebaut, dieser Bedingung entsprechen. Deshalb verbat sich die englische Regierung schon vor dem spanisch-marokkanischen Kriege 1859 eine Festsetzung der Spanier in Tanger. Englische Strategen halten sowohl Tanger wie Ceuta für strategisch wichtiger als Gibraltar; Nelson selbst hat schon Tanger als die notwendige Ergänzung von Gibraltar erkannt. Je kräftiger sich nun Englands Mittelmeerstellung entwickelt, um so stärker wird die Gefahr, daß Ceuta oder Tanger oder beide Häfen der Kette englischer Flottenstützpunkte angereiht werden. Wiederum Grund genug für Spanien, beizeiten mit einem starken Freunde Gegenmaßregeln zu treffen; denn wer überhaupt historische Ansprüche achtet, der darf es den Spaniern nicht verdenken, wenn sie auf dem mit ihrem Blute reich getränkten Boden des nördlichsten Zipfels von Marokko nicht Fremden Vorrechte einräumen möchten. Spanien allein ist aber gegen Marokko zu Lande wie gegen England zur See zu schwach, als daß es seine berechtigten Wünsche auf marokkanischen Landbesitz zur Geltung bringen könnte; sein Anschluß an Frankreich macht es ihm vielleicht möglich, gemeinsame Unternehmungen gegen den kriegerischen Sultan erfolgreich durchzuführen, ohne daß es dabei Englands Einspruch zu fürchten hätte. Um aber ganz Marokko zu erobern, dazu würden mehr Streitkräfte eingesetzt werden müssen, als Spanien und Frankreich für diesen immerhin nicht dringend nötigen Kriegszug verfügbar haben; man würde und müßte sich also mit der Besetzung und der zweckmäßigen Teilung der marokkanischen Nordküste begnügen, auch schon darum, weil man es vermeiden wird, andern Großmächten ins Gehege zu kommen.

Nun ist durchaus nicht zu verkennen, was der Grenzbotenartikel in Nr. 41, die Tägliche Rundschau in Nr. 375 und Nr. 471 nachdrücklich betonen, daß Deutschland in Marokko gewichtige Interessen hat; der Grenzbotenartikel meint, wir müßten dazu beitragen, daß Marokkos Unabhängigkeit erhalten bleibe,

und eine so wichtige Position wie Tanger dürfe nicht in Frankreichs Hände übergehn, wenn nicht große Nachteile für Deutschland hervorgerufen werden sollten. Die Tägliche Rundschau sagt etwas dunkel, das Reich würde sich auch durch die neue (französisch-spanische) Allianz an der Durchführung seiner marokkanischen Politik nicht irre machen lassen; damit kann doch nur die friedliche Handelspolitik gemeint sein, in der uns, beiläufig bemerkt, neuerdings besonders Österreich erfolgreich zu verdrängen beginnt. Die deutschen Handelsinteressen liegen aber da, wo die leidlichsten marokkanischen Häfen sind, nämlich an der Westküste, außerhalb des Mittelmeers. Diese Häfen sind durch das französisch-spanische Bündnis nicht bedroht, vorläufig wenigstens nicht; denn vorläufig fragt es sich noch sehr, ob überhaupt England dulden würde, daß sich die Franzosen in Tanger festsetzen.

Unser Einfluß auf die Gestaltung der Dinge in Marokko ist jetzt sehr gering, während er offenbar sofort gewichtiger würde, wenn die beiden mächtigsten Nebenbuhler vor den marokkanischen Küsten, Frankreich und England, ungefähr im Gleichgewichte zu einander stünden. So lange aber England die uneingeschränkte Vormacht im Mittelmeer behält, so lange bleibt ganz sicher auch Deutschlands Einfluß in Marokko sehr gering. Rafft sich jetzt Frankreich im Bunde mit Spanien wirklich nach langem Schlafe zu thatkräftiger Seepolitik im Mittelmeer auf, dann wird es auch Deutschlands Interessen an der atlantischen Küste Marokkos zu achten verstehn und sich unsre wertvolle Freundschaft zu erhalten suchen.

Noch heute gilt das Wort William Pitts: „Ohne Englands Erlaubnis darf auf dem Meere keine Kanone abgefeuert werden"; jede seepolitische Machtverschiebung, die die Wahrheit dieses Sprüchleins in Zweifel setzt, ist ein Gewinn für die nichtenglische Welt. Deshalb braucht ein Bündnis zwischen Frankreich und Spanien Deutschland keine Sorge zu bereiten.



Musikalische Zeitfragen

Von Hermann Kretzschmar

9. Die Musik als freie Kunst

Die zahlreichen Angriffe, denen die Künste von Sokrates bis auf Rousseau immer wieder ausgesetzt waren, haben im Grunde nur der freien, von Kultur und Leben losgelösten, selbstherrlichen Kunst gegolten. Das Beispiel von D. F. Strauß ist nicht der einzige Beweis dafür, daß auch unsre Zeit wieder stark geneigt ist, von der freien Kunst zu viel zu erwarten. Weder dem Gebildeten, noch dem Ungebildeten, niemand kann sie den Glauben ersetzen, und sogar das unbestreitbare Maß veredelnder, befreiender, erhebender Macht, das sie hat, hängt davon ab, daß sich die Seele zur rechten Zeit und an der rechten Stelle an sie wendet.

Was insbesondre die Musik als freie Kunst betrifft, so giebt es nur einen Platz, der ihr ganz gehört. Das ist das Lehr- und Studierzimmer. Hier hat der Unterricht dafür zu sorgen, daß Formen und geistiges Vermögen der Tonkunst erfaßt, beherrscht und weiter gebildet werden. Schon in der Hausmusik muß die Herrschaft der freien Kunst beschränkt, dem Stimmungsleben des Hauses angepaßt oder nach Bildungszwecken geregelt werden. Dazu bedarf es nur der Einsicht der Musikfreunde.

Schwieriger ist es, der Musik als freier Kunst in der Öffentlichkeit die richtige Stellung zu wahren. Unsre Zeit kennt sie hier in den Formen der Oper und des Konzerts.

Wie sich das Theater des Altertums und des Mittelalters von Kultus und Kirche aus entwickelt hat, so ist auch die Oper als dienende Kunst ins Leben getreten. Sie hat ein reichliches Menschenalter lang ausschließlich als Schmuck höfischer Feste gedient und war auch, als von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an öffentliche Opernhäuser mit häufigen, regelmäßigen Vorstellungen entstanden, in der Wahl der Aufgaben noch lange durchaus gebunden, nämlich mit der Schule, mit Künsten und Wissenschaften überhaupt zur Mitarbeit an den Bestrebungen der Renaissance verpflichtet. Erst vom achtzehnten Jahrhundert an kommt sie allmählich zu der heutigen Freiheit, in der sich Fidelio und Meistersinger mit der Fledermaus ablösen, in der sich die Buntheit der geistigen Interessen der Gegenwart widerspiegelt. Ohne Zweifel leidet das deutsche Opernwesen an dieser Mannigfaltigkeit der Anforderungen. Sie beeinträchtigt die Leistungsfähigkeit der Institute und ihrer Künstler, dem Publikum vermindert sie den ästhetischen Nutzen des Theaters. Ganz läßt sich dem nicht abhelfen. Aller freien Kunst geht, wenn sie auf Erwerb angewiesen ist, die Weihe verloren. Aber es wäre viel gebessert, wenn in unserm Opernbetrieb allgemein eine reichere Arbeitsteilung durchgeführt werden könnte. In den größern Städten haben wir sie hier und da schon in der Art, daß für seriöse Oper, für komische und für Posse besondre Institute bestehn. Für weniger volkreiche Plätze, für mittlere und kleinere Städte, die mit einer eignen Oper sehr häufig über ihre Kräfte gehn, empfiehlt sich die Errichtung von Wanderopern, wie sie im achtzehnten Jahrhundert mit Kräften ersten Ranges — einem Gluck als Kapellmeister, einer Mingotti als Primadonna — Europa durchzogen. Als weiteres Ziel muß aber ins Auge gefaßt werden, daß wir unsre Opernhäuser des Charakters als geschäftlicher Unternehmungen entkleiden und ihre Wirksamkeit unter Schillersche Ideen stellen. Unausführbar ist dieser Gedanke nicht. Die Parlamente dotieren die Hoftheater, die Stadtgemeinden bauen der Oper Häuser und unterstützen ihren Betrieb, die Gunst des Volkes spricht aus der dem Leistungsvermögen der Sängerschulen vorausgeeilten Vermehrung der deutschen Opernbühnen im neunzehnten Jahrhundert.

Vor dem Konzert hat die Oper nicht bloß den reichlichern, durch den größern Bedarf nahegelegten Zufluß öffentlicher Mittel und Sympathien voraus, sie übertrifft es auch bei weitem an Einfluß und Organisation. Überall sind Opernvorstellungen viel zahlreicher als die Aufführungen großer Konzertwerke, in die Oper geht auch der Arbeitsmann, unsre Sinfonie- und

Chorvereine rekrutieren sich nur aus den Kreisen höherer Bildung. Die Konzertinstitute stehn jedes für sich in der Welt, die Operndirektionen arbeiten in Fühlung mit einander, das Opernpersonal ist genossenschaftlich durch ganz Deutschland verbunden, im Avancement und in andern Existenzfragen viel besser gesichert als der Konzertmusiker. Die Mehrzahl nimmt diese Unterschiede wie Naturgesetze, nur wenige denken an die Frage, ob eine Gleichstellung von Oper und Konzert, den beiden Hauptformen der Musik als freier Kunst, wünschenswert und möglich sei. Zu den wenigen, die sie sich vorgelegt und bejaht haben, gehörte König Georg V. von Hannover. Es war alles zur Errichtung eines Königlichen Konzerthauses mit eignem Orchester und besoldetem Chor eingeleitet, durch das sowohl das Oratorium wie die höhere Instrumentalmusik zunächst in der Landeshauptstadt so zur Geltung kommen sollten, wie im Hoftheater die Oper, als der Krieg von 1866 ausbrach. Die musikalische Welt im allgemeinen glaubt die weitere Entwicklung des Konzerts sich selbst überlassen zu dürfen. Sind doch während der letzten Menschenalter bedeutende Schwierigkeit überwunden, die alten collegia musica und ihre Orchesterdilettanten wenigstens zum Teil durch neue Konzertvereine und Berufsmusiker ersetzt worden. Der Staat hat dabei nichts, geschäftlicher Geist nur wenig gethan, fast alles war das Werk reiner Kunstliebe der Musikfreunde. Ihr darf auch ferner vertraut werden, doch nur, wenn die Aufgaben, die die Zukunft an Fördern und Verhüten stellt, allgemein erkannt sind.

Förderung verlangt der weitere Ausbau des deutschen Konzertwesens. In den Großstädten handelt es sich darum, die blinde Konkurrenz durch den Zusammenschluß der vorhandnen künstlerischen und materiellen Kraft zu ersetzen und zu einem Betrieb zu gelangen, bei dem die große Kunst des Konzerts nicht länger hinter dem Musikdrama quantitativ oder qualitativ zurücksteht. Wohl haben Berlin, Wien, Leipzig, Frankfurt, Köln, Hamburg und andre Plätze viel mehr Konzertabende als Opernabende, aber das Mißverhältnis bekundet sich darin, daß bei den meisten Hofkapellen und den ebenbürtigen Stadtorchestern die Konzertthätigkeit nur einen Anhang bildet. Es liegt also die Notwendigkeit vor, viel mehr selbständige Konzertorchester bester Qualität zur Verfügung zu stellen, und zwar darf diese Aufgabe nicht Agenten und geschäftlichen Unternehmern überlassen bleiben.

Noch schwieriger wird es sein, die mittlern und kleinern Städte, in denen heute das Virtuosenkonzert dominiert, wieder so mit großer Tonkunst zu versorgen, wie das in der Zeit der „wöchentlichen Konzerte" der Fall war. Sogar in Universitätsstädten und reichen Handelsemporien kämpft sie zuweilen um die Existenz, hängt davon ab, daß einflußreiche Persönlichkeiten, hervorragende Organisationstalente für sie eintreten. Bei diesem Zustand darf sich die deutsche Musik auf die Dauer nicht beruhigen. Holland und die Schweiz haben, jenes durch seine Maatschappij, diese durch ihren Allgemeinen Musikverein gezeigt, wie hier Landesarbeit dem örtlichen Vermögen vorgehn und nachhelfen muß. Von einem größern Verband aus die einzelnen Glieder zu kräftigen, war seinerzeit auch bei uns ein Hauptanlaß zur Gründung der Musikfeste, insbesondre der rheinischen.

Zu verhüten gilt es eine falsche innere Entwicklung des Konzerts. Hier hat es, nur von wenigen bemerkt, schon längst den richtigen Weg an zwei wichtigen Punkten verloren. Der eine ist das Verhältnis von Vokal- und Instrumentalmusik, der andre der Charakter der Programme.

Daß die Instrumentalmusik immer weiter vordringt, die Vokalmusik zurückweicht, ergiebt sich schon aus der Kompositionsstatistik. Vor hundert Jahren noch zeigten sich beide Gruppen im ziemlichen Gleichgewicht, im Jahre 1896 dagegen standen 6867 deutschen Instrumentalwerken 3756 vorwiegend kleine Vokalkompositionen gegenüber. Nur das Lied blüht, in Oratorium und Cantate stockt die Produktion, der Stil hat an Sicherheit der Formen und noch mehr an Vokalität eingebüßt, und darüber ist dem deutschen Chorverlag der in der Periode Haydn-Mendelssohn so wichtige englische Markt verloren gegangen. Das liegt zum Teil an äußern Umständen, an Organisationsmängeln, in der Hauptsache aber ist diese Erscheinung das Ergebnis eines geschichtlichen Prozesses, der im siebzehnten Jahrhundert beginnt. Nach Jahrtausenden der Unterdrückung gelangen die Instrumente auf einmal mit der Einführung von Monodie und Oper zu derselben Wichtigkeit wie die Menschenstimme, begleiten sie als Kameraden; ihre selbständige Mitwirkung ist der wesentlichste Zug im neuen Gesangstil, in der nuove musiche. Als dann am Ende des achtzehnten Jahrhunderts Oper und Oratorium und damit die höhere Vokalkomposition in den Niedergang der alten Kulturideale, der Bibel und der Antike, hineingezogen wird, geht die Führung in der Tonkunst an die Instrumente über; aus den ehemaligen Heloten werden Tyrannen. Vergebens haben R. Wagner, G. Gervinus, Ed. Grell und andre einsichtige Kenner vor der Überschätzung der reinen Instrumentalmusik gewarnt. Ihre Vorherrschaft scheint durch Beethoven für ewige Zeiten gesichert zu sein, und die Mehrheit der heutigen Musiker sieht mit A. Rubinstein in der Vokalmusik eine Kunst zweiter Klasse. Auch das Konzert hat sich dieser Anschauung anbequemt. Orchesteraufführungen und Choraufführungen verhalten sich wie 4 : 1; die seinerzeit von J. Brahms in den Wiener Gesellschaftskonzerten, von Wüllner im Kölner Gürzenich vertretenen Bestrebungen, auf den sogenannten gemischten Programmen der Gesangmusik wieder einen breitern Raum zu gewinnen, sind nicht durchgedrungen, die Dirigenten und die Vereinsvorstände haben sie kaum beachtet, die Komponisten haben nicht verstanden, wozu das Schicksalslied, die Nänie, der Parzengesang und die Harzreise auffordern wollten. Nun soll man zwar nicht Instrumentalmusik und Vokalmusik gegeneinander ausspielen, denn sie befruchten einander und teilen die Ernte. Aber noch viel weniger soll man ruhig zusehen, daß die Vokalmusik großen Stils verdirbt, während die Instrumentalmusik wuchert. Es hat seinen Grund, wenn Altertum und Mittelalter der selbständigen Instrumentalmusik Schranken zogen, und die Gegenwart irrt, wenn sie ihr die Musik als freie Kunst ohne weiteres aushändigt. Bei den meisten Menschen knüpfen die ersten tiefen musikalischen Eindrücke nicht an Lieder ohne Worte, sondern an Gesangstellen an. Dem Verein von Ton und Wort verdanken wir die Monteverdi, Händel, Mozart, Wagner. Um ihrer selbst und um des Volkes willen darf die Musik das Band nicht zerreißen, das sie in der Vokal-

komposition sicher mit dem allgemeinen Geistesleben verknüpft. Wird der Tonkunst der instrumentale Teil unterbunden, so ist immer noch ein Josquin, ein Lasso, ein Palestrina möglich; um den vokalen Teil gekürzt, stirbt sie oder artet aus.

Schon heute sehen geistvolle Musikfreunde die Anzeichen dieser Ausartung in dem Charakter der neusten Instrumentalkomposition, in ihrer Hinneigung zu Programmen und zu Tonmalerei. Da liegt jedoch die Ausartung weniger auf der Seite der Kunst als der Kritik. Diese arbeitet mit einem falschen Begriff vom Wesen der Instrumentalmusik. Es giebt keine absolute Musik, sondern die Musik ist eine geborne Hilfskunst, von jeher und überall aufs Anlehnen und Beleben, auf außermusikalische Unterlagen und Stützen verwiesen. Ihre höchste, ihre unvergleichliche und dämonische Kraft entfaltet sie im Dienen, im Dienst von fertigen Texten und Dichtungen oder im Dienst von ungeschriebnen Ideen. Die letzte Aufgabe fällt der Instrumentalmusik zu. Jede gute Instrumentalkomposition ohne Unterschied von Zeit und Form geht von Ideen, von Stimmungen und Vorstellungen aus, die dem geübten Musiker wenigstens im Umriß klar erkennbar sind und sein müssen. Wie könnten sonst Dirigenten und Lehrer über den Vortrag aufklären, den Geist des Ganzen und der einzelnen Stellen wahren? Jede gute Orgelfuge, jede Klaviersonate, jedes Konzert und jedes Orchesterwerk hat einen Inhalt, der ein Niederschlag innerer Erlebnisse oder äußerer Eindrücke ist, jedes gute Instrumentalstück ist entweder innere oder äußere Programmmusik. Beethovens fünfte Sinfonie z. B. gehört zur ersten, seine sechste, die Pastorale zur zweiten Gruppe, Schuberts C dur-Sinfonie zu beiden. Der einen Ideenquelle können ebenso große Kunstwerke entspringen, wie der andern. Im allgemeinen jedoch ist bisher die Vorliebe für äußere Programmmusik ein Merkmal geistig ärmerer Zeiten, eine Eigentümlichkeit von Entwicklungs- und Übergangsperioden gewesen. Dem entspricht es, daß sie in der Gegenwart wieder merklicher vordringt. Die Musik wird von ihr auf die Dauer ebensowenig überflutet werden, wie die Malerei als Kunst jemals in bloße Farbenstudien auslaufen kann. Einstweilen rühren die musikalischen Sezessionisten mit ihrem Schilderungseifer und ihrem Realismus den inhaltlosen und zwecklosen Formalismus heilsam auf.

Der Komposition hat also die Bevorzugung der Instrumentalmusik im Konzert noch nicht erkennbar geschadet, wohl aber dem Publikum. Der Durchschnitt der Abonnenten ist dem starken Verbrauch von Sinfonien und ähnlichen Kompositionen, vor die es in den sogenannten gemischten Konzerten gestellt wird, nicht gewachsen. Die humoristische Kritik, der Goethe im Prolog zum „Faust" das Theaterpublikum unterzieht, paßt auch auf den Konzertsaal. Die große Instrumentalmusik, darüber darf man sich nicht täuschen, verlangt Kennerschaft und gründliche Vorbereitung, sie will im großen und kleinen, im ganzen und einzelnen genau so verstanden sein wie eine Dichtung. Unter dieser Bedingung kann sich eine gute Instrumentalkomposition mit einer bedeutenden Dichtung an geistiger Ausbeute sehr wohl messen. Wenn französische Schriftsteller immer wieder das Eindringen der Musik in ihre Salons deshalb beklagen, weil sie dem Gedankenaustausch nichts biete, so beweisen sie damit

nur, daß sie arge Dilettanten sind. Die Instrumentalmusik setzt Hörer voraus, die die Sprache der Musik im allgemeinen sicher gelernt und die Werke, im besondern die zur Aufführung bestimmten, studiert haben. Solche Hörer sind die Regel in den Soireen der Streichquartette. Unter den Abonnenten der sogenannten großen Konzerte haben wir in Deutschland glücklicherweise überall eine Anzahl Musikfreunde, die den Sinfonien der Klassiker und der Modernen als wirkliche Kenner gegenüberstehn und bis in die versteckteſten kleinen Züge alle Feinheiten der Komposition oder der Ausführung empfinden. Aber sie machen nur selten die Mehrheit aus. Überall mischen sich mit ihnen zahlreiche Hörer, die hauptsächlich ihre Billets absitzen, die keine Hausmusik getrieben, keine musikalische Bildung erworben, die nicht einmal das Ohr geschult haben, und noch viel mehr, die diese Bedingungen mit ungenügenden Versuchen erfüllt glauben. Darum kommen so viele aus den Konzerten, die sich über die Kunstwerke nur mit vagen Interjektionen zu äußern wissen. Beredt, begeistert oder entrüstet sind sie über Ausführung und Persönlichkeiten; hier auch, wenn es sich um Fragen handelt, die sich ihrem Urteil vollständig entziehn. Im übrigen rechtschaffne, aber Czerny und Bach verwechselnde Konzertbesucher gewöhnen sich im Laufe der Zeit, ihre Langeweile zu verheimlichen, abzustreiten, schließlich die Kenner zu spielen, und gelegentlich sitzen sie über eine Tausigsche Chopinbearbeitung mit zu Gericht. Das sind Verhältnisse, die zunächst für Lustspiele und für neue Lettres Persanes Stoff bieten. Aber es ist doch auch eine betrübende Erscheinung, daß die Zahl der Heuchler und der Unmündigen unter den scheinbaren Freunden der Instrumentalmusik so groß ist. Es muß da mit dem Konzertbesuch in den Familien strenger genommen werden, der Privatunterricht muß besser vorbauen, und drittens muß auch das Konzert selbst der Thatsache mehr Rechnung tragen, daß das heutige Deutschland für die Vorherrschaft der Spielmusik doch nicht reif ist. Der geschichtlichen Entwicklung zum Trotz haben wir den Raum für Vokalmusik im Konzert wieder zu erweitern und ihre Pflege auf kräftigere Schultern zu legen, als sie unsre Dilettantenvereine und Liebhaberchöre durchschnittlich bieten. Sie sind für die Popularisierung großer Werke, für die Verbreitung lebendiger musikalischer Bildung zu wichtig, als daß man ihre Beseitigung wünschen könnte, auch ist es nicht ausgeschlossen, daß sie in der Zukunft, auf die wir jedoch nicht warten können, noch die Hoffnungen erfüllen, die vor hundert Jahren bei ihrer Gründung gehegt wurden. Bisher haben sich bei der Mehrzahl die Kinderkrankheiten nur immer verschlimmert: die Not um Männerstimmen, die Ungleichheit in der Vorbildung erschwert die Arbeit und drückt die Leistungsfähigkeit herab. Als die Hauptträger der höhern Vokalmusik haben sie sich als unzureichend erwiesen. Ein Sinfoniekonzert kostet durchschnittlich drei Proben, für ein Chorwerk muß soviel Wochen oder Monate probiert werden. Wenn wir wieder Oratorienkomponisten von der Bedeutung und der Fruchtbarkeit eines Caldara, eines Händel oder auch nur eines Rolle haben wollen, so müssen wir ihnen vorher wieder Chöre aus besoldeten Berufssängern stellen, wie sie das achtzehnte Jahrhundert an allen Kirchen bot. Ihre Kopfzahl braucht nicht größer zu sein als die unsrer Opernchöre und unsrer Orchester;

die Massenbesetzung, die durch die Dilettantenchöre zum Gesetz geworden ist, mag den Musikfesten vorbehalten bleiben. An dem einen Ende gestützt, wird sich die Vokalmusik nach den andern Seiten wieder erheben, Solocantate und Madrigal werden wieder erwachen, und neue Ströme musikalischen Lebens Haus und Gesellschaft erfrischen.

Die Bedeutung, die gute Programme für das Konzert haben, wird allmählich von Kritik und Fachleuten mehr und mehr erkannt. Die Güte eines Programms liegt in dem geistigen Zusammenhang der zu Gehör gebrachten Werke, und dieser Zusammenhang muß ebenso zwischen den Konzerten einer Saison wie zwischen den Nummern des einzelnen Konzerts bestehn. Das ist eine einfache Forderung des guten Geschmacks; die Geschichte kennt ihre Berechtigung genügend an. Soweit wir über die Akademien des siebzehnten Jahrhunderts, über die ihnen folgenden Musikkollegien und andre Vorläufer des heutigen Konzerts unterrichtet sind, tragen sie samt und sonders einen lehrhaften Charakter, die Kunstbildung überwog vollständig den Kunstgenuß. Der Hauptmasse nach handelte es sich um Novitätenkonzerte, um das Einleben in die bedeutendsten neuen Erscheinungen im dramatischen Sologesang, in Cantate, Kammerkonzert, Kammersonate, auch Sinfonie; um die Bekanntschaft also mit ausschließlich moderner Kunst. Daneben bildeten sich zunächst nur spärlich besondre Vereine von Fachmusikern, die die Notwendigkeit erkannten, auch für die übrige außerkirchliche Musik einzutreten: in London die Musical Antiquarian Society, durch die in England das Madrigal bis heute lebendig geblieben ist, in Leipzig Mitzlers Musikalische Gesellschaft, die Musikwissenschaft pflegte, in Paris die Société des concerts spirituels, in Wien ihr folgend die Tonkünstlersozietät zur regelmäßigen Aufführung von Oratorien, die ja früher als geistliche, halb kirchliche Musikdramen zur dienenden Kunst gerechnet worden waren. Erst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts werden diese Bestrebungen zusammengefaßt. Die Konzerte sollen nach Forkel für die Musik die Museen und die Galerien vertreten, die letzte und höchste Stufe musikalischen Unterrichts, große und glänzende Festveranstaltungen der freien Kunst sein. Bunte Programme, Musikvorträge ohne leitende Ideen sind nach seiner Meinung nicht Sache des Konzerts, sondern der Tafelmusik, der Gesellschafts- und Gelegenheitsmusik in Haus und Öffentlichkeit. Nach diesen Forkelschen Forderungen hat das Konzert lange gearbeitet, sich durch den Lehrzweck sogar bestimmen lassen, aus fremden Gebieten, aus der Oper Fragmente, aus der Kirche, also aus dem Bereich der dienenden Kunst, Messen und Psalmen herüberzunehmen, wenn bedeutende Werke am Ursprungsort nicht genügend zur Geltung kamen.

Auch noch im neunzehnten Jahrhundert beschränkten sie sich dabei wesentlich auf moderne Produktion, bis auf einmal die alte Musik allgemein im Werte stieg und in den dreißiger Jahren zu „historischen Konzerten," deren vereinzelte Spuren sich schon im siebzehnten Jahrhunderte finden, drängte. Fétis ging damit in Paris voran, für Mendelssohn wurden sie in Leipzig das Hauptmittel, Bachsche Orchesterkompositionen und Konzerte wieder zu Ehren zu bringen, aus neuerer Zeit sind die Erfolge allgemein bekannt, die Karl Riedel in Leipzig, Emil Bohn in Breslau, A. Gevaert in Brüssel, die die Sänger von St. Gervais

in Paris auf diesem Weg errungen haben. Die Programme, die nach einem geschichtlichen oder einem ästhetischen Plan angelegt sind, die die Kultur- und die Zeitbeziehungen ausnutzen, mehren sich offenbar. Es finden häufiger Aufführungen sämtlicher Beethovenscher Sinfonien, sämtlicher sinfonischen Dichtungen Franz Liszts statt, Orchesterdirigenten, Klavierspieler, Sänger widmen ganze Konzertabende einem einzelnen Komponisten, die Chorvereine bringen Weihnachtsmusiken und Passionen an die rechte Stelle im Jahre, suchen auch den Anschluß an andre Kirchenzeiten und ihre Gedankenkreise. Ob es möglich sein würde, schon heute auf die bunten Programme mit ihrer Mischung großer und kleiner Formen, schwerer nnd leichter, gedankenvoller und tändelnder Kunst ganz zu verzichten, wird von vielen Praktikern verneint. Die Versuche bedürfen großer Vorsicht, weil wie die Musikschulen auch die meisten Konzertinstitute, anders als Museen und Galerien, von Besuch und Einnahme abhängig sind. Als in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts zwischen die Sinfonie und andre Werke großer Kunst das kleine Lied zugelassen wurde, geschah dies in der Hoffnung auf größere Popularität der Konzerte. Dieses erste Zugeständnis an weniger gebildete Musikfreunde, das die Hofkapellen zum großen Teil bis heute verschmäht haben, hat aber soviel weitere nach sich gezogen, daß die Konzerte ihren Charakter bedenklich verändert haben. Unsre Großväter begnügten sich damit, daß ein bestimmtes Solofach auf Jahrzehnte an denselben Virtuosen vergeben war. In Leipzig spielte Friedrich Schneider, der Oratorienkomponist, solange er hier war, alle Klavierkonzerte, die Violinkonzerte der Konzertmeister, die Gesangsoli waren lebenslänglich oder für eine Reihe von Wintern noch bis in die sechziger Jahre denselben Künstlern übertragen; Berühmtheiten wie Paganini oder Liszt hatten Schwierigkeiten, zum Auftreten zu kommen. Heute sind wir nahe daran, die Künstler über das Kunstwerk zu stellen, sogar die Dirigenten wollen genannt sein, das persönliche Element demoralisiert das Konzert. Aus diesem Grunde allein schon empfiehlt es sich, seine Lehrbedeutung allgemein wieder stärker zu betonen. Aber auch das Talent, Programme zu entwerfen, hat sich stark vermindert. Schon Mendelssohn hielt, wie wir aus seinen in Briefen vorliegenden Reformplänen wissen, die Stileinheitlichkeit der gemischten Konzerte für gefährdet. Mittlerweile ist das Maß von Freiheit und Mannigfaltigkeit, von Rücksichten auf Neigungen und Fähigkeiten eines gemischten Publikums, das ein Programm allenfalls erlaubt, der Mehrheit der Dirigenten unklar geworden. Mit einem Leipziger Konzert, das am Ende der sechziger Jahre „Schön Ellen" von Bruch mit dem Requiem von Brahms zusammenstellt, einem New-Yorker aus den achtziger Jahren, wo auf Bachs Cantate: „Nun ist das Heil und die Kraft" ein Schubertsches Impromptu folgte, sind keineswegs die schlimmsten oder nur vereinzelte Fälle herausgegriffen. Die Mehrzahl der Programme wird nach den Kräften, die gerade bei der Hand sind, nach Rücksichten auf verfügbare Probezeit und aufs Vereinsbudget entworfen, und wenn dabei die Neunte Sinfonie in die Gesellschaft Davidoffscher oder Fitzenhagenscher Celloetuden gerät, merken nur wenige den Jahrmarktsgeist und schütteln das Haupt. Solche planlose Programme leiten aber geradezu den schwächern Teil des Publikums an, sichs mit

schwer verständlichen Instrumentalkompositionen leicht zu machen und sich ans Äußerliche zu halten. Die Kunst begiebt sich ihres erzieherischen Einflusses, das Konzert wird halb zur Farce und verdient die Geringschätzung, mit der es R. Wagner und Ed. Grell betrachtet haben.

Der Grundgedanke, der zu diesem Verfall der Programme geführt hat, ist falsch. Die Kunst darf der Schwäche nicht entgegenkommen, sondern sie muß ihr etwas zumuten. Nicht bloß Auserwählten, sondern schlechthin dem ganz überwiegenden Teil der Musikfreunde gegenüber kann sich das Konzert ganz ruhig auf den Wahlspruch Res severa est verum gaudium verlassen. Nach allen vorliegenden Erfahrungen stoßen Programme, die schöne Werke nach Gattungen, nach Schulen, nach Ländern und Zeiten ordnen, nicht ab, sondern sie ziehen an. Das Publikum ist doppelt dankbar, wenn sich mit dem ästhetischen Ertrag einer Aufführung, mit der Erbauung oder Erheiterung durch die Kunst Belehrung und ein weiteres geistiges Element verknüpft, ein sinnvoller Zusammenhang macht es sogar für minder bedeutende Werke empfänglich. Dieser Weg, den Wert der Konzerte zu erhöhen, ist aber überall gangbar, und er ist unerschöpflich an Ergebnissen. Ebenso wie er zu großen, befreienden Fernblicken über Länder und Zeiten führt, vermag er die Heimatsliebe zu vertiefen. Er ist unabhängig von großen und kleinen Mitteln, auch eine bescheidne Liedertafel, wenn sie den rechten Dirigenten hat, kann ihn gehn; es läßt sich auf ihm sogar viel an kostspieligen Solisten ersparen. Nur dreierlei setzt er voraus: daß die leitenden Persönlichkeiten über eine umfassende Litteraturkenntnis und geschichtliches Wissen verfügen, daß in den Programmen Monotonie vermieden wird, und daß drittens Werke, denen der künstlerische Gehalt fehlt, ausgeschlossen bleiben. An diesem dritten Punkt scheitern häufig historische Konzerte, noch häufiger daran, daß sie Werke ins Programm nehmen, die nicht ins Konzert gehören, sondern wie die Schützschen Passionen in den Gottesdienst oder an andre Stellen dienender Kunst, die die Gegenwart nicht mehr kennt, sie scheitern endlich daran, daß die Dirigenten den Stilgesetzen und der Technik der alten Musik fremd gegenüberstehn.

Die Programmfrage im Konzert ist ebenso wichtig für seine Wirkung wie das richtige Verhältnis zwischen Vokal- und Instrumentalmusik, sie läßt sich aber leichter, ohne jeden Aufwand neuer Organe lösen. Sie ist im Grunde eine Konservatoriumsfrage; wenn die Musikschulen ihre Zöglinge, voran die künftigen Dirigenten, mit einem weitern Gesichtskreis und mit mehr Geschmack ausstatten, wird sich die Reform von allein vollziehn.

Bis dahin werden wir auch gut thun, uns mit den neuerdings immer energischer verlangten Volkskonzerten nicht zu übereilen. Gewiß, es ist aus philanthropischen und politischen Gründen gleicherweise zu wünschen, daß die Nation auch künstlerisch zusammensteht, aber es ist bei unsern Wirtschaftsverhältnissen nicht durchführbar. Volksbibliotheken soll man gründen soviel wie möglich, aber schon die Museen und die Galerien kommen dem eigentlichen Volk nur mit den Düsseldorfern und mit ihrer Verwandtschaft, jedenfalls nur mit dem kleinern Teil ihrer größten Schätze zu nutze. Noch bedeutender ist die Kluft, die in der Musik den Werkmann von seinem Herrn trennt. Sie klafft

heute weiter als je und als natürlich. Aber niemals wird man sie dadurch verringern oder überbrücken, daß man dem Volk einfach eine billigere Ausgabe unsrer Abonnementskonzerte zugänglich macht. Auch wenn diese von Mängeln freier wären, als sie sind, taugte ihre Anlage nicht für das Volk. Trotz des Napoleonsinvaliden, dem bei W. von Lenz der Schlußsatz der fünften Sinfonie ein Vive l'empereur entlockt, können Beethovensche Sinfonien nicht volkstümlich werden. Auch Haydnsche nicht. Man erzählt uns von dem Beifall, den sie finden, von dem Ansturm auf die billigen Billets; man übersieht aber, daß an diesem Erfolg das Gefühl sozialer Befriedigung, die Erregung über die neuen Bilder des stattlichen Orchesters, des rätselhaften Taktstöckchens, des sauer arbeitenden Virtuosen einen Anteil hat, und daß sich die künstlerischen Eindrücke in der Regel, wo nicht auf den akustischen Teil, auf die einfachsten Partien und auf Stücke, die an wirkliche Volksmusik anklingen, beschränken. Auch die eingänglichsten und schönsten Melodien bleiben wirkungslos, wenn sie in langen Sätzen, in kunstvollerer Verarbeitung auftreten. Die engere Fühlung mit dem Volk liegt sehr stark auch im Interesse der Kunst; sie hat ehemals auch der deutschen Musik sehr wohl gethan, ist ihr aber mehr abhanden gekommen als der ausländischen. Sie kann und muß wiedergewonnen werden, aber erreichen läßt sich das Ziel nur auf Wegen, die über das Gebiet der dienenden Kunst führen. Die sozialistische Presse zeigt besondern Eifer für Theater und Konzerte, wir haben aus Fabrikarbeitern gebildete Männerchöre, die sehr gut singen, nicht unmöglich wäre es schließlich, daß das Volk auch an der Pflege des Oratoriums und der großen Vokalmusik mitwirkend oder zuhörend reger teil nähme. Aber in ihrem vollen Umfang läßt sich die freie Kunst den arbeitenden Kreisen nicht zu eigen machen, sie müßten denn in die Lage gesetzt werden, reichlich Hausmusik zu pflegen. Wer Musik für das Volkswohl wünscht, helfe ihr wieder zu einem breitern Platz im Volksleben!

10. Stand oder Staat?

Nach den vorhergegangnen Darlegungen wird die Behauptung nicht übertrieben erscheinen, daß sich in der Fundierung und in der Verwendung der Musik starke Mißstände und Lücken gebildet haben, daß das musikalische Erziehungswesen und die soziale Lage der Musiker viel zu wünschen lassen, daß in der musikalischen Versorgung von Volk und höherer Gesellschaft falsche Wege gegangen werden, daß infolge alles dessen der Nation am vollen Segen der Tonkunst mannigfacher Abbruch geschieht, daß an Stelle des Nutzens hie und da Schaden tritt. Immer ist die Hauptursache: die Musiker haben versäumt zu handeln und einzugreifen, ja mehr noch: sie haben verlernt, sich umzusehen und zu reden. Mit dem Wegfall geordneter Vertretungen von gemeinsamen Interessen ist ihr Standesgewissen ermattet und eingeschlummert. Wir können die alten Zeiten nicht zurückbringen, wo Kirchen und Behörden das Wohl der Musik auf sich nahmen, den Stadtpfeifern die Zahl der Lehrlinge und Gesellen vorschrieben, Einkünfte und Leistungen regelten, wo Reichtum und Wohlstand produzierende und reproduzierende Kunst freigebig förderten, wo die Gesetze

Meister und Pfuscher schieden, Zünfte und Pfeifertage Ordnung und Ehrbarkeit zu wahren suchten. Auch andre Stände haben mit den Folgen der freien Konkurrenz, mit ihren Vorteilen und Nachteilen zu rechnen. Die meisten haben das gethan. Die Anwaltskammern, die Juristentage, die Vereine und die Versammlungen der Ärzte haben fast amtliche Bedeutung, die Lehrerschaft treibt mit Erfolg innere und äußere Politik, die Gewerbe verschaffen sich bei Regierungen und Landesvertretungen Gehör; die Musiker aber sind organisationslos geblieben. Nur zwei bis drei Klassen des so reich verzweigten Berufs haben sich zum Zusammenwirken in wichtigern Existenzfragen ermannt. Im allgemeinen äußert sich seine kollegiale Kraft nur in kleinsten Dosen, orchesterweise oder in ähnlichem lokal beschränktem Verband. Solche Ausnahmen abgerechnet steht der deutsche Musiker mit seinen Plänen und seinen Nöten jeder für sich allein; das einzige Mittel, sich mit Gesinnungs- und Leidensgenossen zu verbinden, bietet sich ihm in der Zeitung, einer an und für sich nur zum Anregen geeigneten, bei der herrschenden Parteizerklüftung doppelt schwachen Instanz. Diese Organisationslosigkeit hat Machtlosigkeit nach sich gezogen und was noch schlimmer ist: Resignation und Gleichgiltigkeit. Die Mängel des Schulgesangs, des musikalischen Privatunterrichts, der Musikschulen, der Weiterbildung der Fachmusiker, ihrer Erwerbsverhältnisse, der häuslichen und der öffentlichen Musik, des Chorwesens, des Konzerts liegen so sehr zu Tage, daß sie keinem gebildeten Musiker entgehn können. Die Mehrzahl hat sich aber, unbequemer und aussichtsloser Agitation abhold, daran gewöhnt, geschlossenen Auges an ihnen vorbeizugehn, sich auf den engen Kreis individueller Pflichten und Neigungen zu beschränken und alles, was diese nicht unmittelbar berührt, sich selbst oder der Schriftstellerei von Fach zu überlassen. Der Korporationsgeist ist einem Egoismus gewichen, der auch unmoralische Mittel nicht scheut; wir sind zu wilden, häufig die tüchtigsten Kräfte lähmenden Zuständen gekommen. Vielleicht klopft eines Tages die Not, die sich einzelnen Musikzweigen längst merkbar gemacht hat, bei allen an und zwingt zum Gemeingefühl. Das Naturgesetz, nach dem mit dem Stand auch der Einzelne leidet, erschwert schon jetzt dem Musiker den Lebensweg mehr als andern Kulturdienern; sein Los ist unsichrer, kärger sind ihm staatliche Vorteile und Ehren zugemessen. Es kann aber eine Zeit kommen, wo auch in Deutschland die Musik nicht mehr die Kunst der Mode ist, wo sie, wie in Frankreich vordem und heute, zum Aschenbrödel wird. Schon darum ist es dringlich, daß die Musiker aus der Anarchie und dem Geratewohl heraus in irgend einer Weise zu einer Regierung und zur Ordnung ihres Reiches kommen. Daß diese Notwendigkeit hie und da erkannt worden ist, beweisen die vorhandnen Tonkünstlervereine. Sie sind nicht bloß zu Bildungszwecken ins Leben gerufen worden, sie bieten auch die durchaus wichtige und unentbehrliche Grundlage einer Standesorganisation und brauchen nur in ganz Deutschland durchgeführt zu werden, wenn man die Position der Musik wesentlich stärken will. Da sie aber nur lokal wirken können, genügen sie nicht allein; neben und über ihnen bedarf es einer Zentralvertretung des Musikerstandes, seiner Ideen und Interessen. Auch diese Forderung ist alt, sie hat vor fast einem halben Jahrhundert zur Gründung des „Allgemeinen

Deutschen Musikvereins“ geführt. Bekanntlich geht die Idee noch auf R. Schumann zurück, und als der Verein unter Liszt und Brendel im Jahre 1859 wirklich ins Leben trat, umfaßten seine Statuten die gesamten künstlerischen und materiellen Interessen der deutschen Musik so vorzüglich, daß er bestimmt schien, bis in die fernsten Zeiten über ihr als menschliche Vorsehung zu walten. Leider ist das Institut teils durch die Ungunst der Zeit, teils durch eigne Schuld verhindert worden, jemals die übernommnen Aufgaben vollständig zu lösen.

In dem Augenblick, wo der Verein seine Wirksamkeit begann, tobte der Streit um die sogenannte Zukunftsmusik am heftigsten. Es war für ihn Pflicht, diese neue Kunst zum Wort zu bringen, aber er verdarb es dadurch von vornherein mit ihren Gegnern und versäumte die in der gleichzeitig eintretenden Bewegung für Bach, für Händel, für alte Musik überhaupt, reichlich gebotene Gelegenheit, sie zu versöhnen. Die allgemeine Teilnahme war dadurch ausgeschlossen, der deutsche Musikverein wurde ein Kampf- und Parteiverein. Als solcher hat er zum Sieg der neudeutschen Schule sehr viel beigetragen, auch die Kenntnis ausländischer Musik verdienstlich vermittelt und manches junge Talent gefördert. Aber er fand nicht rechtzeitig weitere Arbeitsfelder und erregte schließlich mit seinen Festen nur das Interesse der Festgeber und weniger treuer Stammgäste. Ein Hauptstück der Vereinsthätigkeit, der sogenannte Musikertag, auf den die Statuten die Erörterung von Zeitfragen verwiesen, war, von jeher schlecht geleitet, schon bald ganz weggefallen.

Die Geschichte dieses Allgemeinen Deutschen Musikvereins ist hier erzählt worden, weil sie lehrreich ist, und weil der Verein, wenn auch einflußlos, noch besteht, also für die Verwirklichung musikalischer Standesvertretung einen willkommnen Anhalt bietet. Von dem neuen Vorstand, den er sich jüngst gegeben hat, wird es abhängen, ob das Institut der deutschen Musik das wird, was es ursprünglich wollte, und was sie braucht: das Zentralorgan ihrer Selbstverwaltung. Wenn die Fehler der Vergangenheit in Zukunft vermieden, wenn die Aufgaben, die für die deutsche Musik vorliegen, auf allen Gebieten, auch den scheinbar fernern und künstlerisch unbedeutendern umsichtig in Angriff genommen werden, wäre es nur in der Ordnung, daß mit der Zeit für die wichtige Mission des Vereins der ganze Stand einträte. Daß die neue Führung für die Interessen der Komponisten vorgegangen ist, daß sie den Programmen der letzten Festaufführungen ein bestimmtes Gepräge gegeben hat, muß das Vertrauen erwecken, daß sie beide Interessenseiten zu überwachen weiß. Auch die Konzerte des Vereins sind noch nicht überflüssig geworden; es wäre im Gegenteil zu wünschen, daß sie häufiger stattfänden und in der Thätigkeit von Zweigvereinen ein Echo erweckten. Stoff liegt in überreicher Menge vor, nicht bloß in modernen Kompositionen, sondern auch in schwebenden Stilfragen alter und neuer Musik. Alle die Liszt-, Wolf-, Bach- und Händelvereine beweisen nur, daß der Allgemeine Deutsche Musikverein vordem seine Schuldigkeit nicht gethan hat. Von größerer Wichtigkeit jedoch als selbst das musterhafteste Konzertieren ist die Neubelebung des Musikertags. In ihm ist das Organ vorhanden, das der Verein, wenn es ihm gelingt, sich die Mehrheit der gebildeten deutschen Musiker ein-

zureihen, zur Information und Repräsentation haben muß. Die gesamte musikalische Schulung, das Konzertwesen, die Musik in der Kirche, im öffentlichen Leben, die Musik als dienende und als freie Kunst ist ihm anzuvertrauen, ihm fällt die Verantwortung für die Bildungsfragen, für die wirtschaftliche und die soziale Wohlfahrt der Musiker ebenso zu wie die Sorge, daß die Wirkungsbahn der Musik nicht grundlos beschränkt werde, daß alle Formen ihrer Verwendung im rechten Verhältnis zu einander stehn, daß dem Volk das Maß von Musik zuteil wird, auf das es Anspruch hat, daß das Konzert seinen Zweck erfüllt, daß jede Art von Unterricht das leistet, was ihr zugewiesen ist. Als beratende und beschließende Körperschaft steht der Musikertag vor einer ungeheuern Fülle wichtiger Aufgaben. Er hat auszugleichen, was drei Generationen versäumt und verbrochen haben, und braucht dazu eine Regierungsweisheit, in der sich mit großem Blick über die gesamte Lage und Arbeit des Standes eingehendste Spezialkenntnis der verschiedensten Reviere vereint. Nur eine Leitung, in der neben der eigentlichen Tonkunst auch Volksschule, Gymnasium, Universität, Kirche, Kommunalverwaltung, Presse, musikalischer Verlag und Handel, Instrumentenbau überlegen vertreten sind, wird diesen vielfältigen Bedarf decken können. Der eingerissenen Verwilderung zu steuern, muß er auch als Disziplinarbehörde das Recht haben, käufliche Referenten und ihre Auftraggeber zur Ordnung zu rufen und jeder Art von Ehrlosigkeit zu steuern. Das sind große Anforderungen, aber keine unausführbaren. Für eine solche Zentralvertretung bieten den Musikern die andern Stände Muster genug. Die wirkliche Schwierigkeit liegt nicht darin, einen Musikertag einzurichten, sondern darin, ihm Autorität zu verschaffen.

Hier ist der Punkt, wo die Einsicht und der gute Wille des Standes am Ende seiner Macht steht, wo er ohne Unterstützung des Staates nichts ausrichtet. Schon früher wird er wahrscheinlich dieser Hilfe bedürfen. Denn von der Einigkeit der Musiker, die die Voraussetzung eines Allgemeinen Deutschen Musikvereins und seines Musikertages ist, sind wir bei dem fast vollständigen Mangel an Standesgefühl und an Einsicht für Standesinteressen noch sehr fern. Noch zeigt sich nirgends auch nur die Spur einer Agitation, die Musiker unter einen Hut zu bringen, zum Beitritt zu einem Allgemeinen Verein zu bewegen.

Da wäre, wie bei Kindern, ein sanfter Zwang eine Wohlthat. Eine Petition von einer Anzahl namhafter Musiker an die Landtage oder an den Reichstag gerichtet, würde diese Wohlthat, daß nämlich den deutschen Tonkünstlern eine Standesorganisation vorgeschrieben wird, erbitten können. Der einfachere Weg wäre, daß die Regierungen aus freien Stücken die Angelegenheit vor die Parlamente brächten. Ihr Recht zum eignen Vorgehn ist an und für sich unbestreitbar, und thatsächlich bekennt in Deutschland jeder Staat dadurch eine Verpflichtung, für die Musik zu sorgen, daß er sie unter die obligatorischen Fächer der Volksschulen und der höhern Lehranstalten aufnimmt. Einzelne Regierungen gehn noch weiter, indem sie Orgelrevisoren, Prüfungskommissionen für Musiklehrer an Seminarien, hier und da auch für musikalische Privatlehrer bestellen, an den Universitäten die Musikwissenschaft

zulassen, zeitweise wichtige musikalische Unternehmungen mit Zuschüssen unterstützen. In Österreich verfügt das Kultusministerium über besondre Fonds zur Förderung junger Komponisten, ihnen hat die musikalische Welt einen Goldmark, einen Dvořak mit zu verdanken. Preußen hat wiederholt die Kirchenmusik in besondre Obhut genommen, für ihre Angelegenheiten Inspektoren und Kommissare, darunter Zelter und C. von Winterfeldt, ernannt, in Berlin und in größern Provinzstädten eigne Schulen für Organisten und Kantoren errichtet. In der Königlichen Akademie der Künste hat die Musik die ihr gebührende Stellung gefunden, sie verfügt hier über eine nach jeder Richtung den Charakter des Staatsinstituts tragende Hochschule. Die große Bachausgabe ist zum großen Teil das Werk des preußischen Kultusministeriums, die neuen „Denkmäler deutscher Tonkunst“ gehn unmittelbar von ihm aus; schon hat sein Beispiel in Bayern Nachfolge gefunden. Die außerordentlichen Aufwendungen, die die deutschen Regierungen für Musik bewilligen, stehn, summiert, dem ordentlichen Musikbudget des französischen Staates, das in dem Annuaire de musique so stattlich aussieht, kaum nach.

Jedenfalls beweisen die aufgezählten Fälle hinreichend, daß der deutschen Musik an den entscheidenden Stellen Wohlwollen entgegengebracht wird, und daß die Musiker keinen Grund haben, sich gegen die bildenden Künstler zurückgesetzt zu fühlen. Zwar baut ihnen der Staat keine Akademien und Museen, ermuntert und stützt sie nicht mit großen Aufträgen, aber nirgends ist auch für die Musik ein ähnliches Staatspatronat erbeten oder gar als Lebensbedingung nachgewiesen worden. Auch in Zukunft wird die Musik den Finanzen des Staats nicht beschwerlich zu fallen brauchen. Der Stand ist in der Lage, wie bisher so auch ferner die nötige Arbeit allein zu leisten und die Betriebsmittel aufzubringen. Aber es ist eine Existenzfrage für die Musik, daß der Staat den Stand mit seiner Autorität, mit seiner Polizeigewalt unterstützt, daß er die Berufsmusiker erst in einen wirklichen, organisierten Stand sammelt, sei es gütlich oder zwangsweise. Es ist dann Sache der Vertretung dieses Standes, die Angelegenheiten, die sich durch die Musiker und die Musikfreunde allein nicht erledigen lassen, ordnungsmäßig den Regierungsorganen zu unterbreiten. In der Hauptsache werden sie sich auf das Bildungswesen beschränken. Immerhin aber benötigt das Verhältnis eine Kraft, die von Staats wegen die Musik im Lande von hoher Warte aus überwacht. Die Kultusministerien würden deswegen gut thun, dem vortragenden Rat für bildende Kunst, der wohl nirgends in den größern Ländern fehlt, in einem musikalischen Fachmann einen Kollegen zu geben. Die materiellen Werte, mit denen der Staat an der Musik beteiligt ist, bieten ja zu einer solchen Neuerung keine Veranlassung. Wohl aber die moralischen. Der ungeheure Einfluß, den die Musik auf den Charakter des Volks ausübt, rechtfertigt es, ja er nötigt dazu, daß der Staat ihre Pflege nicht bloß beachtet, sondern daß er die Kontrolle und die Verantwortung übernimmt. Es hat sich als unthunlich erwiesen, die Musik den Musikern zu überlassen. Aber auch wenn der Musikerstand in künftiger Zeit an Umsicht bedeutend zunehmen sollte, bedürfte es einer Instanz, die über ihm und über allen einseitigen Neigungen stehend die Entwicklung der Tonkunst im Zusammen-

hang mit der Kultur und dem gesamten Geistesleben hält. Diese Instanz zu stellen, ist die musikalische Aufgabe der Kultusministerien. Da sie sich nach den bisherigen Erfahrungen weder durch gelegentliche Befragung von einzelnen Autoritäten oder von Kollegien, noch durch das ständige Referat eines Dilettanten genügend lösen läßt, so empfiehlt es sich, mit der Anstellung eines den weit verzweigten Organismus der Tonkunst beherrschenden, vom allgemeinen Vertrauen getragenen Musikrats wenigstens einmal einen Versuch zu machen. Auf die Errichtung einer solchen Stelle beschränken sich die Opfer, die die Musik von Staat und Land erbittet.

Die an die Spitze dieser Schlußbetrachtungen gestellte Frage findet also ihre Antwort durch die Formel: Stand und Staat!



Wie steht es?



rofessor Dr. Kohl veröffentlicht unter dem 30. Oktober dieses Jahres eine Erklärung, worin er mit Entrüstung die in Professor Lorenzens Buch „Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs“ enthaltene Behauptung zurückweist, daß der im zweiten Bande Seite 116/7 der „Gedanken und Erinnerungen“ stehende, die Stellung des Kronprinzen zur Kaiserfrage behandelnde Passus einer in den „sogenannten“ Tagebuchblättern Buschs vom 10. Februar 1889 enthaltenen Stelle entnommen und somit ohne Fürst Bismarcks Vorwissen oder Zustimmung in das Buch gekommen sei.

Die ein wenig an die berühmten Beteuerungen Johann Maria Farinas, gegenüber dem Jülichsplatz, erinnernde Veröffentlichung würde an sich die Grenzboten nicht berühren, da es „ernsthaften und objektiven Historikern,“ wie sich Professor Kohl ausdrückt, und wie es beide Professoren zweifelsohne sind, vorbehalten bleiben muß, die Streitfrage, wer von ihnen dem Publikum das „allein echte“ liefert, unter sich auszumachen. Da aber Professor Kohl bei der Zurückweisung der von Professor Lorenz ausgesprochnen unfreundlichen Vermutung — übrigens, wie er hervorhebt, in Übereinstimmung mit diesem — die Buschischen Tagebuchblätter als das „Elaborat eines untergeordneten Geistes,“ als „eine trübe und unlautere Quelle“ bezeichnet, so darf das — Busch ist tot und kann sich nicht selber wehren — hier nicht ohne Entgegnung bleiben.

An der Bezeichnung „Elaborat“ braucht man ja an und für sich keinen Anstoß zu nehmen, da das Wort Elaborat nur in gehässigem Munde die Nebenbedeutung des Mühseligen und peinlich Zusammengeschleppten hat. Ebensowenig wie es die beiden ernsthaften und objektiven Historiker irgend jemand verübeln können, wenn er ihre hier in Frage kommenden Bücher als Elaborate bezeichnet, ebensowenig wird mit diesem Fremdwort, für das die deutsche Sprache bekanntlich mit dem ehrlichen und zu keiner höhnischen Nebenbedeutung veranlassenden Ausdruck „Arbeit“ aushelfen kann, dem Toten zu nahe getreten. Auch an dem „untergeordneten Geiste“ braucht man nicht zu mäkeln, da es sich bei der Unterordnung offenbar nur um einen Vergleich zwischen Bismarck und Busch, im ganzen Leben aber nicht um einen solchen zwischen Professor Kohl und Busch handeln kann. Wenn der Umstand, daß das Wort „untergeordnet“ der Feder Kohls entflossen ist, irgend jemand auf den Gedanken bringen sollte, daß er sich Busch dem Professor Kohl gegenüber als untergeordneten Geist vorzustellen habe, was dieser schwerlich beab-

sichtigt haben kann, so würde er wohlthun, die beiderseitigen Leistungen auf den zugesetzten Spiritus hin zu vergleichen. Der Beruf des ernsthaften und objektiven Historikers stellt an die Fähigkeiten und die Charaktereigenschaften des Mannes andre Anforderungen als der des Schreibers politischer Artikel für die Tagespresse: deshalb kann der ernsthafte und objektive Historiker eine sehr hohe Meinung von sich haben, ohne deshalb in der für die Bescheidenheit des wahrhaft feinen Mannes schmerzlichen Notwendigkeit zu sein, auf einen Mann wie Bismarcks „Büschlein" als auf einen „ihm" untergeordneten Geist hinabzusehen.

Wogegen hier protestiert werden soll ist die Bezeichnung: „trübe und unlautere Quelle." Wer nicht mit geistiger Blindheit geschlagen oder sonst hoffnungslos voreingenommen ist, muß ganz im Gegenteil nach Durchsicht der Buschischen Aufzeichnungen zu der Überzeugung kommen, daß er es bei Busch mit einer durchaus klaren und lautern Quelle zu thun hat, und wenn die beiden Herren Professoren diesen Eindruck nicht gehabt haben, so thut einem das ebensowohl ihretwillen als um der auf ihren Namen schwörenden willen leid. Den Ruf und das Andenken Buschens kann das nicht gefährden. Über Buschens Glaubwürdigkeit zu disputieren, würde unter solchen Umständen zu nichts führen: man kann nur auf die Tagebuchblätter verweisen und jeden unparteiischen Leser fragen, ob er bei deren Durchsicht den Eindruck gehabt hat, aus trüber und unlauterer Quelle zu trinken, und ob der Mann, der mit naiver und geradezu kindlicher Harmlosigkeit jede Gelegenheit erwähnt, bei der er sich durch Mangel an „Welt" in den Augen Bismarcks oder seiner Umgebung eine leichte Blöße gegeben hat, ihm den Eindruck eines gewissenlosen und nicht vielmehr eines erstaunlich zuverlässigen Berichterstatters gemacht hat. Die Art, wie Busch in seiner Verehrung für den großen Mann sein Verhältnis zu ihm und seinen Beruf als Berichterstatter auffaßt, braucht nicht jedem wohlthuend und sympathisch zu sein. Als einen des Brauchs und der Vorurteile der großen Welt etwas unkundigen und in seinem Auftreten deshalb nicht immer glücklichen Mameluken Bismarcks könnte man Busch zur Not schon bezeichnen hören, ohne davon so empfindlich verletzt zu werden, wie durch das aus dem dazu am wenigsten berufnen Munde gefallne Wort „Parasit," aber an der Treue und der Zuverlässigkeit der Buschischen Berichte über das, was ihm der große Kanzler gesagt, und was er in dessen Umgebung gehört hat, zu zweifeln, ist einem unmöglich. Für die geradezu goldne Glaubwürdigkeit spricht sowohl die Schärfe der Buschischen Beobachtung wie die merkwürdig geschulte Treue seines Gedächtnisses und eine Virtuosität in der Wahl des Ausdruckes, die auch der leisesten Schattierung gerecht wird und somit jedes mögliche Mißverständnis auszuschließen scheint.

Und wie nun? Professor Kohl ist über die Möglichkeit, daß ihm Professor Lorenz andeutungsweise in den unverdienten Verdacht versuchter Fälschung und ersonnener Lüge gebracht haben könnte, vollkommen außer sich, und bei der Abwehr des ihn so tief verletzenden Vorwurfs trägt er doch kein Bedenken, dem Toten das nachzusagen, was er als Beschimpfung des Lebenden von sich abweist. Busch giebt auf Seite 268 ff. des dritten Bandes der Tagebuchblätter auf das ausführlichste an, an welchem Tage, zu welcher Stunde, unter welchen Umständen und zu welchem Zwecke Bismarck ihm die auf den Kronprinzen und dessen Ansichten über die Kaiserfrage bezüglichen Mitteilungen gemacht habe. Nr. 8 der Grenzboten vom Jahre 1889 enthält den auf Grund der Bismarckischen Instruktionen von Busch aufgesetzten, auf den Wunsch und unter direkter Beteiligung des Kanzlers zweimal abgeänderten Artikel. So klar, lauter und zwingend das alles dem Unbefangnen erscheint, Professor Kohl, den ernsthaften und objektiven Historiker scheint es nicht zu befriedigen. Alle, die mit der Vorbereitung und der Aufzeichnung der Bismarckischen Denkwürdigkeiten zu thun gehabt haben, unter ihnen in erster Reihe Lothar Bucher, bestätigen die bei einem Manne von Bismarcks Lebhaftigkeit überaus begreifliche Thatsache, daß sich der Vergangenheit angehörende Einzelheiten nach Ort und Zeit, mitunter auch in sonstiger Beziehung in seiner Erinnerung heute so, morgen etwas anders zeigten

und gruppierten. Das geht uns allen so, nur daß die leichten Abänderungen, mit denen wir uns ein Erlebnis oder eine psychologische Erscheinung in der Erinnerung zu verschiednen Zeiten vergegenwärtigen, bei uns, die wir keine Bismarcke sind, nicht viel ausmachen, und daß sie uns deswegen auch nicht nachgerechnet werden. Statt nun einfach zu bestätigen, daß der in den „Gedanken und Erinnerungen" enthaltene, von Lorenz verdächtigte Passus authentisch ist und sich, was an sich die Glaubwürdigkeit dieser Bestätigung nur erhöhen würde, mit der Buschischen Darstellung deckt, wobei dem Leser überlassen bliebe, sich die scheinbare Diskrepanz der kronprinzlichen und der Bismarckischen Darstellungen so oder so zu erklären, zieht Professor Kohl aus purer Freude am Verurteilen vor, die Gelegenheit beim Schopfe zu nehmen und Busch etwas auszuwischen, indem er die Glaubwürdigkeit der von diesem mit allen Einzelheiten geschilderten Unterredung in Zweifel zieht. Busch soll das, was er Bismarck in den Mund legt, aus den Diktaten Bismarcks, wie sie ihm Lothar Bucher zugänglich gemacht hatte, ausgezogen und dann der Wahrheit zuwider als direkte Mitteilung des Kanzlers an ihn ausgegeben haben.

Wie kommt Professor Kohl zu dieser abgeschmackten Verdächtigung? Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß der ernsthafte Historiker seine Objektivität so weit getrieben habe, sich gar nicht um den im Februar 1889 erschienenen Grenzbotenartikel zu kümmern. Er hätte doch sonst sehen und wissen müssen, daß dieser Artikel („Die Kaiserfrage und die Geffckenschen Tagebuchblätter"), den Bismarck gesehen, abgeändert und schließlich gebilligt hatte, der also jedenfalls dessen Erinnerungen und damaligen Ansichten entsprach, und den Busch nun und nimmermehr ohne ihm erteilte spezielle mündliche Instruktion hätte abfassen können, in der Hauptsache schon alles enthält, was später sowohl die „Gedanken und Erinnerungen" als auch die Buschischen Tagebuchblätter über den Gegenstand gebracht haben, daß also Busch für diese nicht erst aus einem ihm mitgeteilten Manuskripte, das im Februar 1889 noch gar nicht existierte, zu schöpfen brauchte.

Wir wollen den Spieß nicht umdrehn und behaupten, daß Herrn Professor Kohl eine absichtliche Verdrehung der Thatsachen vorzuwerfen sei; wir nehmen vielmehr an, daß der ernsthafte Historiker wirklich keine Ahnung von dem Grenzbotenartikel und seiner Beweiskraft sowohl für die Stelle der „Gedanken und Erinnerungen" wie für die in Buschens Tagebuchblättern hat; er hat sich weder um diese noch um den Grenzbotenartikel gekümmert. Das aber bezeichnen wir als eine Leichtfertigkeit, die sich wunderlich ausnimmt neben der Gehässigkeit dieses unmotivierten und kläglich verunglückten Angriffs auf Busch.

G. St.



Enfantillage

Von Luise Glaß



Bon soir, bon soir! Da wären wir wieder in Deutschland.

Mit diesen Worten sprang Jean Leporé aus dem Frankfurter Harmonikazug und schüttelte dem großen, blonden jungen Mann, der ihn erwartet hatte, kräftig die Hand.

Willkommen, sagte der und betrachtete den feingliedrigen Jüngling mit einer leisen, mißtrauischen Spannung. — Ehrlich gestanden: ein unerwarteter Gast.

Leporé lachte; ein Hauch von Verlegenheit ging dabei über sein hübsches, offnes Gesicht. Er griff nach Handtasche und Schirm, ließ die Augen über die Menschenfülle des Bahnsteigs schweifen und sagte endlich: Wie spricht euer großer Poet und

Weiser, der für alles ein Sprüchlein hat? — Man glaubt zu schieben, und man wird geschoben.

Also wider Willen?

Oh, oh! pas du tout! Gern, von ganzem Herzen. Aber obwohl ich gern komme und mich nach dem alten Erfurt und den holden Jugendeseleien — so sagt ihr doch? — gesehnt habe, ich wäre wahrscheinlich doch aus lauter lieber Bequemlichkeit in Paris geblieben — wenn nicht —

Er brach ab, gab einem Dienstmann Schein und Tasche, brannte sich eine Cigarette an und sah sich um. Dann fragte er: Doch zu Fuß? Die drei Jahre erscheinen mir wie eine Ewigkeit; ich muß sehen, ob noch alles auf seinem Platze steht. Hier draußen in der Stadt, wie drinnen bei euch in dem kleinen lieben Hause.

Robert antwortete nur mit einem Kopfnicken. Stumm gingen die beiden jungen Männer zum Bahnhof hinaus.

Fünf Jahre hatte Jean Leporé in Erfurt gelebt, um ein tüchtiger Gärtner zu werden und dem Testament seiner Großmutter mütterlicherseits zu entsprechen, einer Deutschen, die ihrem Liebling für den Fall des Gehorsams ein reiches Erbe ausgesetzt hatte.

Diese deutsche Großmutter hatte in jungen Jahren ihren Bertrand Beauregard aus Paris geheiratet. Sie war sehr glücklich mit ihm gewesen, und die Fremde war ihr zur Heimat geworden — bis „der große Krieg" kam, und in seinem Gefolge die bittre Völkerfeindschaft.

Seitdem war Frau Beauregard sowenig in Paris wie in Deutschland daheim gewesen; ein scharfer Riß ging durch ihr Herz, und die unheilbare Wunde schmerzte bei der leisesten Berührung. Ungelebt konnte sie ihr Leben nicht machen, deshalb hoffte und dachte sie nichts als Versöhnung: es mußte doch wieder werden können, wie es gewesen war. Sie suchte Samenkörner der Liebe auszustreuen, aber es war eine vergebliche Saat, denn jedes begütigende Wort wurde ihr als Siegerhochmut ausgelegt. Nach und nach verstummte sie denn und setzte ihre Hoffnung auf die künftigen Geschlechter.

Diese Hoffnung hatte ihren letzten Willen diktiert. Sie verpflichtete Jean zu sofortiger Abreise nach Erfurt und schrieb ihm den Bildungsgang der künftigen Jahre vor. Auch die Familie, in der er leben sollte — entfernte Verwandtschaft —, war genannt und unterrichtet worden.

Wenn er nur in Erfurt ist, wird er uns schon lieb gewinnen, redete sie sich vor. Seit den siebziger Jahren sagte sie wieder „uns," bis dahin hatte sie von „drüben" geredet.

Kurz vor dem Tode der grand' mère capricieuse war Jean sechzehn Jahre alt geworden. Er brannte auf das Abenteuer: Deutschland, Erfurt, die Stadt der ragenden Türme, die in den Dämmerungsgeschichten der fremden Großmutter eine spukhaft phantastische Beleuchtung gefunden hatte, die Gärtnerei, die allezeit seine Leidenschaft gewesen war, alles das lockte mächtig, und da es eine reiche Erbschaft galt, hatte man ihn ziehn lassen, obwohl des Vaters Mutter, die Großmama Leporé, täglich aufs neue behauptete, er werde nicht wieder heimkommen, denn die Deutschen würden ihn unauffällig vergiften: sie hätten es auf die Vernichtung der Franzosen abgesehn und betrieben sie noch heute im kleinen ebenso heftig, wie ehedem im großen.

Aber Jean fürchtete sich vor nichts in der Welt; nicht einmal vor der deutschen Sprache, von der mancher verklärende Strahl durch seine Kinderstube geflogen war, wenn Großmama Beauregard Märchen erzählte. Als ein hübscher, frischer Junge war er damals an einem Spätnachmittag um dieselbe Zeit wie heute, in Erfurt eingefahren. Das hellbraune Haar, schlicht und dicht, sollte durchaus von der deutschen Großmutter stammen; das viel dunklere Schnurrbärtchen, das sich erst im Schatten des Erfurter Doms entwickelte hatte und jetzt in voller wohlgepflegter Pracht die Lippen zierte, die so gern lachten, hatte er vom Vater Leporé, und die Herzkirschenaugen

erst recht. Jeder sagte das, nachdem der behäbige Pariser Spießbürger im Laufe des zweiten Jahres einmal dagewesen war, pour satisfaire à son devoir.

Jean gefiel den Verwandten, und die Verwandten gefielen ihm — sehr sogar; er hätte die Lehrzeit ganz gern ins sechste Jahr hinein ausgedehnt, aber das litt der Vater nicht, wegen des Tropfens deutschen Bluts, der sowieso schon in dem Gamin spuke und mit nichten obenauf kommen dürfe.

Merkwürdig, daß Jean trotz dieses vielbeklagten Tropfens das gastliche Deutschland in Paris so schnell und so völlig wieder hatte vergessen können. Wie in einen Abgrund versank die Großmutter Beauregard, die deutsche Luft und die deutsche Freundschaft. Versank und ruhte. Paris verdrängte sie mit seinem Lärm und seinem Glanz, seiner Lust und seinem Rausch, mit seiner Eile und seinem bunten, erregenden Wechsel. Nur hatte all dieses flirrende, verwirrende Gaukelwerk dreier vollgenossener Jugendjahre nichts umzubringen vermocht, lediglich geschlummert hatten die Erinnerungen im Grunde seiner Seele, und jetzt kamen sie zurück: Kinderstubenerinnerungen und Lehrjahrerinnerungen, die sich merkwürdigerweise immer vermischten, obgleich sie in Wirklichkeit durch Raum und Zeit so scharf voneinander getrennt gewesen waren — aber sie hatten doch beide einen deutschen Klang und deutsche Farbe.

Nun sollte er alles wieder haben: die grauen Straßen, die arbeitsvollen Gärten, die alte Schulstube, das lauschige, wuchernde Grün der Himbeerhecken, den Feierabendfrieden der großen Hasellaube vorm Haus, die behagliche Ruhe des Erfurter Mütterchens und die herbe, kindliche Unbekümmertheit der Bäschen, an die er kaum noch zu glauben vermochte nach den Erfahrungen seiner letzten Jahre, die ihm so viel elegante, kokette Modepüppchen über den Weg geführt hatten.

Auf die Mädchen war er überhaupt sehr neugierig, wie die sich entwickelt haben mochten in drei langen Jahren, und wie sie ihm gefallen würden, nachdem er die große Welt gesehen hatte.

Wie ein lebendig gewordnes Märchenbuch stiegen sie aus seiner Erinnerungsschatzkammer auf. Rotkäppchen, das Nachbarskind, allezeit rund und lustig; dessen stolze Schwester, die sich selbst für ein Schneewittchen hielt, weshalb sie von den neckluftigen Jungen „böse Frau Königin" genannt wurde; die ebenso alte Base Lisa, die sie zum Dornröschen machten, weil ihr spitzes Zünglein in hundertjährigem Schlafe gezähmt werden müsse.

Bubenspäße; aber Jean Leporé lachte auch heute noch fröhlich auf, als er an die Wortgefechte dachte, in denen er zunächst immer den kürzern gezogen hatte, denn Lisa-Dornröschen sprach ein ganz muntres Französisch, behauptete aber seine ausländischen Bosheiten nicht zu verstehn, und sein Deutsch war erst nach und nach kampffähig geworden.

Ist Dornröschen jetzt sanfter als ehedem? fragte Jean aus seiner Erinnerungswallfahrt heraus den schweigsamen Begleiter.

Braut, antwortete der, heimliche Braut! — und wartete auf die nun unumgängliche Frage: Wessen denn? aber die blieb aus. Jean dachte schon wieder an andre Knabenfreuden.

Da blieb Robert mit plötzlichem Entschluß stehn. Sie waren gerade mitten auf dem Domplatz, wo immer Fremde zu Ausblick und Umschau stehn blieben, aber sie achteten nicht auf den gotischen Riesen, der seine Arme zum Himmel streckte, sie waren beide weit ab mit ihren Gedanken. Leporé lag so tief im Banne der deutschen Luft, daß ihm gar nicht auffiel, wie stumm sie einander minutenlang gegenüber standen.

Robert suchte und fand das rechte Wort nicht; endlich begann er zögernd: Noch eins, Jean, ehe wir nach Hause kommen — uns freut dein Gedenken, aber — wir wundern uns doch auch — es ist so lange her — weshalb bist du denn jetzt auf Reisen, nachdem du so lange gezögert hast? Wolltest du dir nicht in Enghien les bains einen Garten kaufen?

Jean sah seinen Begleiter mit einem drolligen Ausdruck von Verlegenheit an.

Also du befiehlst mich immer noch wie ehedem zur Beichte, Robert, und vor genau dasselbe ernsthafte Gesicht wie den Schuljungen und Lehrling, den du auf einer Ruschelei zu ertappen meintest?

Jetzt errötete Robert. Nein, Jean, gewiß nicht! Teilnahme, ehrlich warme Teilnahme an deinem Ergehn und an deinen Plänen. Du sollst kein Wort sagen, wenn es dir unbequem ist.

Thorheit! Natürlich dürft ihr alles wissen. Ich denke nicht daran, etwas zu verheimlichen. Aber vorwärts dabei! fuhr Jean fort und schob seinen Arm in den des Vetters, der ungefähr zugleich mit ihm zu den Verwandten gekommen war und seither noch nicht wieder ans Abschiednehmen gedacht hatte.

Wir können das im Gehn abmachen, meine Geschichte ist kurz. — Eh bien —

Jean hielt nun aber doch wieder inne und fand den Anfang nicht so leicht; er warf die Cigarette zu Boden, trat mit dem Absatz den glimmenden Rest tot und sagte noch einmal: Eh bien. — Dann sprach er sehr schnell: Nichts war es — rein gar nichts. Das winzige Steinchen, über das schon Armeen in Sieg oder Niederlage gestolpert sind — Enfantillage, die ganze Sache. Eine lustige Courmacherei, wie man das so macht, wenn man jung ist und auf einmal die Welt sieht und die hübschen Mädchen einen anlachen. Sie war ein nettes Ding, aber mein vieux fand nichts an ihr, und Großmama wollte nichts von ihr wissen. Ich könnte ja trotzdem: ich habe mein Beauregard-Erbe, ich handelte um meinen Garten — aber Großmutterthränen, Vaterpredigten, das Achselzucken von sechs hübschen Cousinen — schließlich — ich fand doch eigentlich selbst nichts an ihr. Man lacht doch mal und schenkt ein paar Blumen, ohne gleich ans Heiraten zu denken, also reiste ich davon. Enfantillage toute l'affaire.

Wirklich nichts andres? fragte Robert mit einer Stimme, die nicht ganz rein klang.

Desto heller und lustiger antwortete Jeans Lachen.

Robert hätte nun eigentlich zufrieden sein können, er kam aber nicht so schnell von dem Heiratsthema ab.

Du machtest also ein Ende und gingst? fragte er noch einmal schwerfällig.

Ich ging. Das heißt, ich fuhr nach Enghien les bains, und nachdem ich mich dort versichert hatte, daß mir der Garten übers Jahr gehören werde — ein Prachtgarten —, ließ ich mir von Großmutter und Vater zu der Reise zureden, die ich nur allzu gern unternahm. Großmutter Leporé schenkte mir sogar das Reisegeld. Ich fuhr zuerst nach Nizza und San Remo — herrliche Gärten, sag ich dir! — und machte Geschäftsstudien. Auch amüsierte ich mich nebenbei von Bad zu Bad die Riviera entlang, bis — nun, bis mir auf einmal die Erfurter Glocken zu kräftig in den Ohren klangen — Nichtsthun macht Heimweh.

Und sie?

Wer?

Die Kinderei?

Ach so! Die hat sich im Augenblick getröstet. Aber Robert, cher ami, was denkst du denn? Das war doch selbstverständlich! Ich hatte ihr doch nichts weisgemacht. Und wenn sie sich selbst innerlich etwas weisgemacht hätte, wäre ich armer Kerl doch nicht etwa Schuld gewesen! Nur Närrinnen hängen ihr Herz an einen Mann, der nichts von ihnen wissen will.

Hm, Närrinnen. — Und hast du vielleicht irgendwo anders eine solche Närrin gefunden oder gebunden?

Jetzt blieb Jean stehn, machte seinen Arm frei und sah zu dem großen Vetter hinauf. Wirklich und wahrhaftig, der gestrenge Beichtvater von anno dazumal, wo die Fragen etwa lauteten: Gewiß hast du dem Maikäfer ein Bein ausgerissen! obgleich mir auch derartige Scheußlichkeiten nie in den Sinn kamen. Nein, Hochwürden, ich habe nirgends gefunden und bin nirgends angebunden und denke so frei und ledig zu bleiben wie möglich. Wenn ich jetzt noch zehn Jahre gearbeitet habe,

kann ich Ansprüche machen, und das werde ich. Ich suche mir dann das Beste aus, zehn Meilen in der Runde — eine Vornehme mit guten Verbindungen, die Geld hat und schön ist und mich liebt und mir alle Wünsche an den Augen absieht und sehr jung ist. Man muß seinen Vorteil verstehn.

Robert ging plötzlich sehr schnell, er fragte nichts mehr — das war ja ungefähr so, wie er es dem oberflächlichen Jean zugetraut hatte. Lisa sollte das gleich hören und seine Menschenkenntnis bewundern.

Sie warten zu Hause, sagte er laut.

Sie warteten mit guten Gedanken und fröhlichen Gesichtern: Koffer und Tasche waren schon da als Vorläufer, und drei Buben stürmten dem französischen Vetter mit Hallo durch den Vorgarten entgegen. Einen nach dem andern fing Jean auf, schwang ihn hoch und setzte ihn wieder auf den Sand; seine Augen schweiften dabei weiter, dem Hause zu.

Dort stand in der Thür Lisa — Dornröschen, die heimliche Braut, und winkte mit der Hand; aus der Haselbuschlaube kamen Vater und Mutter Langner heraus. Der Vater groß und breit wie Vetter Robert, die Mutter klein und fein gleich der grand' mère Beauregard.

Jean wurde begrüßt wie ein lieber Sohn, der aus der Fremde heimkehrt, und ließ sich das mit Behagen gefallen — die Augen aber schweiften noch immer umher. Einmal blieben sie am Nachbarzaun haften, dort schimmerte rosa ein Mädchenkleid zwischen den Büschen; und jetzt schob sich auch ein Köpfchen neugierig durch den blühenden Jasmin hindurch — Rotkäppchen — nur Rotkäppchen.

Grüß Gott, Rotkäppchen! Hat dich der Wolf noch nicht gefressen? rief Jean über den Zaun.

Ich halts mit dem Jäger, antwortete Rotkäppchen und tauchte wieder in ihr duftiges Versteck unter.

Jean lachte, daß die weißen Zähne unter dem Schnurrbart vorblitzten, fuhr aber hastig herum, als eine Mädchenstimme rief: Da ist der Kaffee!

Lisa wars mit dem Tassenbrett.

Und da ist dein Lieblingskuchen.

Goldnes Bäschen!

Still! — ich habe nichts vergessen. Dorniges Bäschen soll das heißen! und jetzt mußt du schnell machen, wenn du dir vor dem Kaffee die Hände waschen willst — dein altes Zimmer steht bereit.

Mit zwei Sprüngen war Jean in der Hausflur. Dann ging er langsam. Ein köstliches Heimatgefühl kam über ihn, liebe, bunte Erinnerungen drangen auf ihn ein; von jeder Treppenstufe, aus jedem Winkel redeten sie zu ihm, und die fünf Erfurter Jahre schienen ihm viel reicher als die sechzehn, die er vorher in Paris verbracht hatte. Wie kam das nur? Weil er zu Hause allein gewesen war? Weil er hier allezeit Gefährten für Lust, Tollheit und nachdenkliche Stimmungen gefunden hatte?

Die Augen schweiften wieder. Er sah in die Küche hinein, über deren Herd sich der altertümliche, nicht mehr benutzte Rauchfang breitete wie in einer Hexenhütte; er sah in den Spinnwinkel der Magd, deren letzter Rocken unter dem roten Band beinahe abgesponnen war — alles leer. Er schaute drüben in das Zimmer hinein, wo gegessen wurde, und das zwischendurch Arbeits- und Spielraum der Kinder war. Die große Tafel trug manchen Verzweiflungsklecks aus der Zeit seiner ersten deutschen Studien, die huschlichen, grünen Gardinen hingen noch — aber alles war leer.

Er lief die Treppe hinauf — einen Blick in Mutters Zimmer: die alten Familienbilder grüßten ihn von der Wand herab — aber nirgends ein Laut. Er nahm im Sprunge die Stufen zum zweiten Stock: offne Thüren, laue Sommerluft, Duft von Rosen und Jasmin durch weit offne Fenster über Gänge und Treppen fließend — aber alles still und öde.

Château détesté.

Noch einmal sah er sich nach allen Seiten um und neigte lauschend den Kopf, dann trat er in sein Zimmer und beeilte sich wieder hinabzukommen.

Behaglich wars in der alten Laube wie ehedem; die Haselnüsse rundeten sich schon, und die Menschen plauderten ohne Stocken, als habe man erst gestern so zusammengesessen. Fünf fröhliche Jugendjahre durchlebten sie zusammen in treuer Erinnerung, die drei flotten Pariser mußte Jean sich abfragen lassen.

Nur war er hie und da nicht ganz bei der Sache — die Augen wenigstens liefen alle Wege entlang, glitten von Thür zu Thür und schienen jede Hecke durchdringen zu wollen.

Und wie Jean umherschaute, so beobachtete Robert unverwandt des fremden Vetters Gesicht.

Das war ja unnatürlich; er mußte doch endlich von ihr reden, nach ihr fragen! Merkwürdig, daß sich die andern so gar nicht wunderten, daß er sie nicht erwähnte. — Ja so — die dachten natürlich, dieses Thema sei auf dem Wege vom Bahnhof schon gründlich abgehandelt worden. Gut so! — auch er würde ihm gewiß nicht entgegenkommen, ihm nichts leicht machen. Wenn eine so einfache Frage ihm sauer wurde, so mochte ers nur aushalten; am Ende mußte er doch fragen, und dann sah man, was für ein Gesicht er dazu machte.

Aber Jean Leporé fragte nicht. Er aß und trank und war liebenswürdig — nichts weiter.

Erst als er gegen Abend mit den drei Jungen allein war, wie ehedem das ganze Volk auf der großen Schaukel schwingend, da fragte er in die grünen Wipfel hinein, durch die sie flogen:

Wo steckt denn die Gret?

Oho! — nein so was! — er weiß nicht, wo die Gret steckt?

Doch bei der Muhme!

Von wegen dem schlimmen Arm.

Die kann sich nicht rühren.

Und braucht ihre Hilfe.

So? — Die Schaukel flog immer höher. Nachher, ganz oben im Grünen, sagte Jean: Da konnte auch lieber Lisa gehn, die ist doch älter und geschickter.

Alle drei Buben lachten wiederum Hohn ob Jeans Unwissenheit. Das kam davon, wenn man drei Jahre weg blieb, da mußte man nachher die einfachsten Dinge nicht.

Lisa ist doch Braut!

Geheimnis! aber wir merken alles.

Robert sagte auch gleich, Grete müsse gehn.

Und Gret ist doch kein Schaf mehr.

War sie nie, bemerkte Jean mit erneuter Schwungkraft, war ein fideles Huhn.

Ja, das schon; aber ich meine mit wirtschaften!

Die bäckt jetzt Kuchen!

Viel mehr Rosinen nein wie Lisa.

Ja, die Base hats gut, mir wär Grete auch lieber.

Tiefe Seufzer kamen aus allen drei Bubenherzen, und Jean hemmte die Schaukel. Sofort verflog die Wehmutstimmung der Knaben, sie bettelten stürmisch um neuen Schwung.

Jean besann sich einen Augenblick, dann fielen ihm noch ein paar Fragen ein, die sich oben im Grünen leichter stellen ließen, als unten Aug in Auge mit den Schlauköpfen. Er willfahrte also und setzte die Schaukel wieder in Bewegung.

Da hatte er ja den ersten Ast wieder, da den zweiten, und nun streichelten ihm die kühlen Blätter das heiße Gesicht.

Wie lange ist die Grete schon fort?

Seit drei Tagen.

Seit vieren.

Nein; ich weiß es genau. Sonntag früh kam dein Anmeldebrief, Jean, und wir sprangen deckenhoch vor Freude, und Montag kam der Brief von der Muhme, daß ihr eins helfen solle, und Grete that mir gleich so unmenschlich leid, weil sie fort mußte, wo du kamst; denn wo du bist, ists allemal fidel.

Zweistimmig brummten die Brüder Beifall.

Merci bien, antwortete Jean, dann pfiff er einen langen Ton hinaus in das Blättergewirr. — Fortgeschickt, aus dem Weg geräumt von diesem Robert, der sie wahrscheinlich heiraten wollte, und nicht leiden, daß der Jugendgespiele mit ihr lachte, lachte, wie man sonst mit keinem Menschen auf der Welt lachen konnte, so herzlich. Aber warum hatte sie sich wegschicken lassen, da sie wußte, daß ihr Spielgefährte kam?

Jean wollte eben in weitem Satz von der ausschwingenden Schaukel springen, da fiel ihm noch etwas ein.

Bei der Muhme in Trockenborn? fragte er.

Dreistimmiges Ja erscholl, da stand er auch schon auf der Erde, und kein Betteln der Buben lockte ihn wieder hinauf. Die Gedanken flogen weit in die Ferne. — Er war einmal mit bei der Muhme in Trockenborn gewesen, zu irgend einem ländlichen Fest, ganz im Anfang seiner Erfurter Zeit. Vater, Mutter, die beiden Bäschen, die Kinder, Robert und er, eine übermütige Gesellschaft, bereit so viel Kirschen und Kuchen zu vertilgen, wie sichs nur irgend zu Ehren einer wohlhabenden, ländlichen Gastfreundschaft schickt. Und die Muhme war eine wohlhabende Frau: was Besseres. Draußen in der Welt verheiratet gewesen und als Witwe wieder heimgekommen; wollte aber nichts sein als eine Bäuerin, und das stand ihr wohl. Fülle, Gesundheit und Behagen hatte die städtischen Gäste an jenem Tage umgeben, als Jean zum erstenmal fidel mit der Grete gewesen war.

Bis ins kleinste getreu bewahrte seine Erinnerung jene Stunden und den Teich, an dessen Rand sie gute Kameraden geworden waren. Grün umbuscht, grün überwachsen von Entengrütze, grün eingehegt von weich gewellten Hügeln hatte er vor ihnen gelegen, und auf dem Wasser und am Ufer hatten sich die Enten mit ihren gelben, wuseligen Sprößlingen vergnügt.

Un canard déployant ses ailes, gak gak gak.
Il disait à ses petits enfants: gak gak gak.

Die Enten sehen, an dieses Gassenliedchen denken und lossingen war eins für den Knaben Jean gewesen; dabei machte er mit den Armen groteske Fliegbewegungen und gakelte ganz wie eine deutsche Ente.

Hellauf hatte das Bäschen gelacht, das elfjährige Ding, das ihm bis dahin aus dem Wege gegangen war, wie einem Tanzbären, dem nicht ganz zu trauen war.

Eh du! ich glaub, du weißt français? hatte der Jean von damals gefragt.

So viel doch! antwortete Grete, sobald sie einmal mit Lachen aufhörte.

Bald merkten sie, daß man sich wunderschön verständigen konnte, wenn man auch eigentlich kein Wort von dem kannte, was der andre sprach, und daß sich nie leichter lernt, als wenn man gar nicht zu lernen meint — ehe eine halbe Stunde vergangen war, sang Grete so kunstgerecht wie ein Pariser Gassenjunge das Un canard, déployant ses ailes, und ging mit dem großen Pariser Vetter durch dick und dünn.

Trotzdem hielt sie ihm an demselben Tage auch die erste Moralpredigt die kleine Kröte. Jean behauptete in Neckstimmung immer, Grete und Kröte nicht recht auseinander halten zu können. Gegen Abend wars gewesen; sie standen an der Muhme Zaun, und die dicke Nachbarin trieb ihre sechs Kinder vorbei: nach rechts und links rufend, winkend, wackelnd. Da hatte der schlimme Bub die Arme wieder ausgebreitet zu grotesken Bewegungen und das erfolgreiche Liedchen begonnen: Un canard —

Aber dieses mal war Grete ernsthaft geblieben. Nicht! sagte sie leise. Du bist häßlich, wer ein gutes Herz hat, spottet nicht — und Jean war verstummt.

So war der erste Kameradschaftstag gewesen, und so wars geblieben: allzeit lustig, außer wenns was abgegeben hatte — und nun war sie weg, davongelaufen vor ihm!

Ah Mademoiselle Marguerite, dieses mal waren Sie häßlich!

Marguerite mochte sie nicht leiden; aber gerade deshalb kams ihm auf die Lippen. Marguerite, Marguerite — du kleine Kröte.

Verstimmt ging Jean durch den Garten; er wäre am liebsten sofort wieder abgereist. Das Heimtückische, das Heimliche und dieses nicht von ihr reden, das wars, was ihn erzürnte, sonst nichts. Erfurt war auch ohne das Gretel Heimat und Erinnerung und ein Ort, wo man im Vorbeigehn lernen konnte.

In der Laube saß die Mutter und winkte ihm. Er setzte sich zu ihr mit der festen Absicht, nicht von Gretchen zu sprechen, und doch war sein erstes Wort: Warum habt ihr sie fortgeschickt?

Mutter wußte gleich, wen er meinte; sie streichelte ihrem wilden Jungen die Hand und antwortete: Hat mir selber leid gethan, und dem Gretel nicht minder. Sie hatte sich hellauf gefreut, als dein Brief kam. Aber was sollten wir thun? Die Muhme war allzeit gut gegen uns und schreibt, es gehe nicht allein — und da Gretel ihr Patenkind ist — hoffentlich dauerts nicht lange.

Das kam so natürlich bekümmert zu Tage, daß Jean anfing, seine Gedanken vom aus dem Weg räumen thöricht zu finden. Außerdem würde es ja nicht lange dauern.

Er war vergnügt und guter Dinge, brachte die Jungen mit seinen Schnurren in fröhlichen Übermut, und als die schlafen gegangen waren, erfreute er die Eltern mit dem Bericht von seiner Arbeit und seinen Plänen.

Vater Langner nickte bedächtig mit seinem buschigen Haupt. Brav, brav! hat alles Hand und Fuß — Großmutter Beauregard wird ihre Freude an dir haben.

Das schien beinah so, denn sie wanderte über Nacht durch Jeans Zimmer und hatte die Grete am Arm; beide sahen so heiter aus, wie mans nur wünschen konnte. Aber nachher lief ihnen auf einmal die kleine Pariserin über den Weg, die kleine Eidechse, und rief mit dem feinen hohen Stimmchen: Enfantillage — Enfantillage — Enfantillage —

Natürlich, sagte Jean und schlug die Augen auf, Gret ist auch un Enfantillage, aber es giebt halt behagliche Kindereien.

Die Sonne schien; die großen, bunten Bilder neumodischer Blumenkreuzungen, die der Oheim zu Winterszeiten sorgfältig umrahmte, sahen leuchtend von den Wänden herab — Jean dachte an Erdmischungen und Samenauswahl, an künstliche Färbungen und Veredlung, er sah seinen Garten in Enghien les bains, wie er in zehn Jahren sein würde, wenn Leporé ein berühmter Gärtner war, und sprang leichtfüßig aus dem Bett. Wer etwas erreichen will, hat immer Eile.

Er war drei Tage lang sehr fleißig und sehr lustig, besuchte seine alten Lehrherren, schnüffelte in Erfurts Mustergärten herum und hatte alle Gedanken im Geschäft.

Feierabends saß er in der Hasellaube und ließ sich von Mutterchen verhätscheln. Es war sehr behaglich in dem alten Erfurt, mit oder ohne die Gret — wenn sie nicht heim kam, hatte sie ganz allein den Schaden.

Am Sonntag morgen freilich wußte er nicht recht, was er mit sich anfangen sollte. Sonst war er da mit Greten in den Dom gegangen; das heißt sie waren alle zusammen gegangen, aber Grete war auch beim Kirchgang die Hauptperson gewesen wie überall sonst, Grete mit den großen, andächtigen Augen. Das wars! — er mußte sich jedesmal wieder darüber wundern, daß die Schelmenaugen so andächtig zum Himmel aufschauen konnten.

Mit dem frühsten schlenderte Jean hinauf in den Garten und rührte sich nicht, als die Buben nach ihm riefen. — Er mußte einmal still für sich nachdenken.

Er lag im Gras, der Duft der ersten Himbeeren lag in der Luft, in den wohlgepflegten Apfelbäumen schwollen die Früchte. Und es war doch gut in Erfurt, und er dachte nicht daran, abzureisen oder sich über etwas zu ärgern, er wollte einfach warten, bis die Grete zurückkam. Neugierig war er nur, was sein Vater zu dem Haken sagen würde, den der leichtfüßige Sohn von der Riviera nach Norden geschlagen hatte. Heute konnte der Erfurter Brief in Paris ankommen, heute zur Sonntagsüberraschung.

Freuen würde sich sein Vater nicht. Er hatte eine wunderliche, uneingestandne Angst vor Deutschland — er hätte es nie zugegeben, aber heimlich war er von der unbedingten Sieghaftigkeit dieses plumpen Volkes überzeugt — was Deutsche wollten, erreichten sie. Natürlich durch Verrat, Betrug und List — ja, aber sie siegten, man war wehrlos dagegen.

Moi, je ne le crains pas, moi je l'aime, dachte Jean und lachte leise vor sich hin.

Da raschelte es am Zaun. Er sah auf; ein leichtes Kleid schimmerte, eine runde, rosige Hand machte sich mit den Zweigen zu schaffen: das war Rotkäppchen.

Unwillkürlich sprang er auf, schlich hinüber und faßte das Händchen. Strauchdieb!

Ein leiser Schrei antwortete, die Hand versuchte sich schüchtern zu befreien, gab aber den Widerstand schnell auf. Oh, Monsieur Jean, Sie sind es? Sind Sie immer noch da?

Immer noch? Und weshalb nennst du mich Sie — mich alten Spielkameraden?

Oh, Monsieur Jean, ich bin doch nun eingesegnet — und man muß sich so sehr vor Ihnen in acht nehmen.

Jean machte ein verdutztes Gesicht. Vor mir in acht nehmen? —

In Paris würde er es tüchtig übel genommen haben, wenn einer daran gezweifelt hätte; hier am Haselzaun seiner Bubenspiele, im Himbeerduft, der ihn umschmeichelte, wie ehedem, wenn er mit Grete und Lisa pflücken durfte, verstand er Rotkäppchen gar nicht.

Erst als sie fortfuhr: Ja, vor allen jungen Männern, die Herzkirschenaugen haben, sagt Großmutter, zumal vor den Franzosen, und erst recht vor Parisern.

Er lachte wieder, ließ aber die kleine Hand los. Voyez, voyez! das sagt Großmutter alles? Rotkäppchen! Großmütter wissen nur Bescheid in ihren eignen Jugendjahren — damals wird es so gewesen sein — heutzutage ist es ganz anders.

Die freien Händchen bogen die Zweige vollends auseinander, ein rundes, vom Eifer gerötetes Mädchengesicht schaute durch den grünen Rahmen, und eifrig rief der kleine, weichgebogne Mund: Großmutter sagt es nicht allein, auch Robert —

Robert? Denkt nicht daran.

Doch, Robert! und Lisa nickt dazu.

Lisa? Weil sie dich necken will.

Und die Muhme in Trockenborn muß es wohl auch glauben.

Die Muhme in Trockenborn? Jean zog die Brauen zusammen, sein Übermut war verflogen. Was weiß die Muhme in Trockenborn von Parisern, vor denen man sich in acht nehmen muß! sagte er hochmütig.

Rotkäppchen wurde immer heißer und eifriger. Sie muß doch; Robert war ja bei ihr.

Robert?

Freilich; am Sonntag, gleich nachdem Ihr Anmeldebrief herein war. Es hieß nur, er sei über Land; am Abend aber stand er mit Lisa dort bei den Rosen und erzählte ihr alles. Er war bei der Muhme gewesen, um sie aufzustacheln, und richtig am nächsten Morgen kam der Brief, der um die Grete bat.

Der Muhme Arm ist lahm!

Weiß nicht, Robert hats angestellt. Sie muß ihm das schon geglaubt haben, was er von den Parisern gesagt hat.

Unsinn!

Und Grete doch auch, denn gleich reiste sie ab.

Diable!

Jean ließ Rotkäppchen stehn, wo sie stand, nicht einmal ans Adieusagen dachte der höfliche junge Mann. Die Zweige schnellten zusammen, er lief hinter die Büsche, wo keiner ihn sehen konnte, stieß den Fuß heftig in den weichen Grund und ballte die Hände.

Häßlich, unglaublich, empörend! Eine gemeinsame Verschwörung, die Grete fortzuschaffen um seinetwillen — als ob er der Grete etwas zuleide thun würde, seiner allerbesten Spielgrete! Lächerlich. Aber Lisa und Robert hatten es erfunden, die Muhme hatte es geglaubt, die Eltern hatten eingewilligt, und Grete — Grete mußte nun doch längst wissen, daß die Muhme sie nicht brauche, längst erkannt haben, daß man sie unwürdig anführe — oder — das wäre nun schon das Tollste gewesen —, wenn auch sie geglaubt hätte, man müsse sich vor ihm in acht nehmen, vor ihm, ihrem gehorsamen Ritter und Spielkameraden.

Ah c'en est trop, c'en est trop! sagte er heftig vor sich hin; gleich darauf schüttelte er den Kopf. — Unmöglich.

Und doch: sie war gegangen und kam nicht zurück — davon ließ sich nichts abstreichen. Wenn er wenigstens gewußt hätte, ob der Muhme Arm wirklich — plötzlich lächelte er, das Lächeln ging in ein Lachen über, erst leise, dann immer fröhlicher. Er brauchte ja nur hinüberzufahren nach Trockenborn und nachzusehen; er war sein eigner Herr, der Weg zu dem kleinen Ententeich war frei, die ganze Welt war frei, die Grete war frei — es ging keinen was an, wenn er ihr guten Tag sagte und dabei ein wenig länger in die grauen Sammetaugen guckte als in andrer Leute Augen; sie war ein kluges Mädchen, sie würde verstehn, was es mit solcher Kinderfreundschaft auf sich hatte, und sich harmlos freuen wie er selber. Sie würde! Sie war nicht wie die andern; nicht eitel, nicht eingebildet, nicht geziert, nicht anspruchsvoll — ein Prachtkerl war sie, Erfurt war ohne sie gar nicht auszuhalten.

Jean lief durch den Garten, über die Hausflur, in die Küche hinein. Da stand Mutterchen am Herd und sah ihm freundlich entgegen.

Du bist doch immer noch mein wilder Junge; kommst da herein, als wärs vor acht Jahren, und du wolltest rufen: Wo ist Grete, die schlimme Kröte?

Er lachte, wurde etwas verlegen, setzte sich dann vor das Spinnrad und zupfte am Rocken.

Die Mutter ließ Butter in der heißen Pfanne zischen und sah abwechselnd auf den Herd und auf den Pflegesohn.

Du, sagte sie endlich, Rike wird nett brummen, wenn du den Flachs verwirrst.

Er schiens aber gar nicht zu hören, wie er es auch nicht ganz genau wußte, was ihm zwischen die unruhigen Finger gekommen war.

Grete, du schlimme Kröte, Grete, du blauer Stern.

Wie er gelacht hatte, als der lange Student sie den blauen Stern genannt hatte. Dieser Unsinn. Und wie der dann wild geworden war und dem phantasielosen Franzosen mit himmelstürmender Beredsamkeit auseinandergesetzt hatte, daß sie einer wäre, und warum sie einer wäre!

Der lange Student konnte nun schon Pfarrer sein. War er nicht in der Trockenborner Gegend zu Hause gewesen? Je nun, das konnte schon sein, warum denn nicht, Grete sollte keine alte Jungfer werden; Jean wollte gern auf ihrer Hochzeit tanzen. Nur das eine mußte er noch ergründen, ob sie um Roberts falsches Spiel gewußt hatte, dann konnte er ruhig weiter reisen — dann war er mit Erfurt und allen Kindereien der Welt fertig.

Mutterchen, ich will auf ein paar Tage in die Berge; dein wilder Junge muß sich bewegen. Sag den andern einen schönen Gruß. Dienstag oder Mittwoch bin ich zurück.

Sie redete ihm nicht drein, lobte das Wetter und füllte ihm ein Feldfläschchen.

Schade, dachte sie, während er oben seine Hängetasche vollpackte, ich dachte, er würde mehr nach der Grete verlangen.

Adieu, Mutterchen, sagte Jean in ihre Gedanken hinein. Adieu!

Schreib uns 'ne Karte vom Inselsberg.

Erst unterwegs, als er auf die vorbeihuschenden Telegraphenstangen sah, fiel ihm ein, wie sie auf den Inselsberg kommen konnte. Jean hatte irgend einmal in diesen vier Tagen gesagt: dort hinauf muß ich auch noch! Nun nahm sie es für eine ausgemachte Sache, zumal da er gerade den Eilzug nach Westen auf dem Bahnhof erreichte. Er aber wartete mit leidlicher Geduld auf den nächsten und ließ sich von ihm nach Osten und dann saalauf führen. Camburg, Dornburg, Jena — breites Thal, niedre Hügel, eigensinnig geformte kahle, graue Häupter zum Himmel aufschiebend, nur hie und da durch bunte Sandsteinstreifen phantastisch belebt. Die Sonne spielte mit vielfältigen Tönen über dem Rot, Grün und Weiß des Bodens, über den satten Wiesen der Uferaue, über den glänzenden Blättern der Erle, auf den Burgen in der Höhe und den winzigen Kirchen im Thal. Göschwitz — Papiermühle — Roda — das Thal wurde eng, Kiefern und Fichten stiegen die Berge hinan, tief unten im Zeisgrund an dem kleinen Bache rauschte das Buchenlaub — nun war man im Walde!

Jean stieg aus und begann zu wandern. Langsam erst im Vollgenuß des glänzenden Sommertags, schneller und schneller dann, daß er atemlos um die letzte Kehre der Landstraße bog.

Da war ja das Dörfchen, Jean stand still und atmete tief. Eine ferne Glocke rief in kurzen, hellen Tönen ihre Sonntagsmahnung über die Baumwipfel, von dem Anger herüber klang das Schwatzen der Gänse, zur Seite unter der Linde sangen Mädchen und Burschen das schöne Lied von Rinaldo Rinaldini: Schlief der Räuber allerkühnster, bis ihn seine Rosa weckt. Es hallte weithin durch die Bäume, und dann folgte ein helles Juchzen, begann beim hohen A und stürzte so tief hinunter, als es die jubelbedürftige Kehle ermöglichen konnte.

Jean lächelte. Nun wollen wir fröhlich sein, recht fröhlich!

Adieu Paris, doux et brillant rivage,
Où l'étranger reste comme enchainé;
Ah je revois, je revois mon village
Et la montagne où je suis né —

summte er vor sich hin, lachte hell auf, als ihm einfiel, was der Pariser da gesungen hatte, und rief wieder deutsch in den Wald hinein: Nun wollen wir fröhlich sein! Dabei lief er wie einer, der große Eile hat.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Frage des Reformgymnasiums hat unser Freund und Mitarbeiter Professor Kaemmel in den „Dresdner Nachrichten" Bemerkungen veröffentlicht, die wir hier abdrucken möchten, weil die Sache auch für andre Kreise wichtig ist als die Dresdner und auch unsre Leser interessieren wird. Er sagt:

Nach dem Beschlusse des Rats und der Stadtverordneten wird Dresden zu Ostern 1903 ein Reformgymnasium, im wesentlichen nach dem Vorbilde des Frankfurter Goethegymnasiums, erhalten. Indem wir mit der vollendeten Thatsache rechnen, möchten wir doch unsern frühern Dresdner Mitbürgern noch einmal kurz

auseinandersetzen, was sie von der neuen Anstalt zu erwarten haben dürften, soweit die Organisation in Betracht kommt.

In der Stadtverordnetensitzung vom 9. Oktober ist die Ansicht ausgesprochen worden, daß eine solche Anstalt ihren Zöglingen es leichter mache als das alte humanistische Gymnasium, und daß es ganz besonders geeignet sei, den nationalen Sinn zu entwickeln, da die antiken Sprachen erst später begonnen würden, während das Deutsche einen größern Raum einnehme. Das ist nun in der That das hervorragendste Kennzeichen des Reformgymnasiums. In Frankfurt beginnt das Lateinische, statt in Sexta, erst in Untertertia mit zehn Wochenstunden und verfügt in allen Klassen im ganzen über 51 Stunden, gegenüber den 71 bis 73 Stunden des (sächsischen) humanistischen Gymnasiums; der Dresdner Plan setzt es mit neun Stunden in Untertertia an und giebt ihm im ganzen fünfzig Stunden. Das Griechische setzt in beiden Plänen mit acht Stunden erst in Untersekunda ein und hat im ganzen 32 Stunden, gegenüber den 40 bis 42 Stunden der ältern Schule. Da nun, wie ein Blick in den Frankfurter Jahresbericht lehrt, die Ziele des Reformgymnasiums in den klassischen Sprachen genau dieselben geblieben sind, so muß es mit geringerer Stundenzahl dasselbe leisten, was bisher mit einer größern Stundenzahl geleistet wurde, es muß also seine Schüler viel schärfer anspannen, und die Arbeit, die bisher sechs oder neun Jahre erforderte, in vier oder sechs Jahren leisten. Eine Erleichterung also wird das neue Dresdner Gymnasium keineswegs bringen; es wird insofern eine wesentliche Erschwerung herbeiführen, als das reifere Alter zwar schneller faßt, aber die Gedächtniskraft schon nicht mehr so stark ist, wie im Alter von neun bis zwölf Jahren, und vor allem das Gedächtnis setzen die Anfangsgründe jeder Sprache in Bewegung, denn eine Sprache besteht in Wörtern und Formen, die nicht begriffen, sondern gelernt werden müssen. Ein richtiger, normaler Sextaner verspeist das alles mit Leichtigkeit und mit Freude an den Stunden, es giebt deshalb gar keinen lohnendern und erfreulichern Unterricht als den lateinischen in der Sexta, und in keinem Jahrgange macht der Junge so rasche Fortschritte. Ein Tertianer steht der grundlegenden Gedächtnisarbeit schon weniger naiv und aufnahmefähig gegenüber, und ein Untersekundaner, der mit Sie angeredet wird und unter Umständen schon anfängt, den jungen Herrn zu spielen, wird an dem Lernen griechischer Wörter und Formen noch viel geringere Freude haben, namentlich dann, wenn er die Schule mit dem Reifezeugnis für Obersekunda zu verlassen gedenkt.

Also leichter macht das Reformgymnasium seinen Schülern die klassischen Sprachen durchaus nicht; es ist keineswegs eine Schule für durchschnittlich oder gar für schwach Begabte, und am wenigsten will dies das Gymnasium in Frankfurt sein. Nun wird man einwenden: die grammatische Schulung, die bisher in den untersten Klassen das Lateinische gab, wird nunmehr durch das Französische ersetzt, das für Frankfurt in Sexta, Quinta und Quarta mit je sechs Stunden, in Dresden etwas abweichend mit fünf, sechs und sieben Stunden angesetzt ist, während es im humanistischen Gymnasium erst in Quarta mit fünf Stunden beginnt und in Untertertia noch mit drei Stunden fortgesetzt wird, im ganzen aber es auf achtzehn Wochenstunden bringt, gegenüber den 31 Stunden des Reformgymnasiums. Mit diesem Einwande wird freilich zugleich zugestanden, daß das Französische ungefähr ebenso schwer ist wie das Lateinische, also auch keineswegs eine Erleichterung gewährt. Es hat namentlich im Verbum eine sehr reich entwickelte, also schwierige Formenlehre, es macht dagegen, da ihm die Kasusendungen fehlen, die Formen des Substantivums und des Adjektivums viel weniger kenntlich als das Lateinische, es hat einen starken Unterschied zwischen Schriftbild und Wortklang, der dem Anfänger als etwas Unnatürliches erscheint und ihm mannigfache Schwierigkeiten bereitet; es hat endlich in Wortstellung und Syntax viel rein Konventionelles. Obendrein liegt ein gewisser Widerspruch darin, die französische Tochtersprache vor der lateinischen Grundsprache zu lehren, von den abgeschliffnen Formen der ersten auf die vollere

Form der zweiten, aus denen jene erst abgeleitet sind, zurückzugehn, von animons zu amamus, von Sujet zu Subjectum, von noir zu nigor. Der natürliche Gang ist doch der historische.

Dazu kommt noch ein andrer Umstand, und damit sind wir bei der Ansicht angelangt, daß der Lehrplan des Reformgymnasiums die Entwicklung des Nationalbewußtseins in besonderm Maße verbürge. Haben wir Deutschen wirklich Ursache, das Französische als die Grundsprache unsrer höhern Bildung, die französische Kultur als die höchst entwickelte zu behandeln? Sie ist nur eine von den modernen Kulturen, keineswegs die Grundlage der gesamten europäischen Kultur, wie die antike; sie hat die beherrschende Rolle im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert gespielt, aber sie spielt sie heute nicht mehr; vom Standpunkte der Weltstellung aus ist heute die englische Sprache und Kultur wichtiger. Es ist barer Unsinn, zu sagen, daß die humanistischen Gymnasien junge Griechen und Römer erzögen; es ist aber, namentlich bei unsrer deutschen Anschmiegsamkeit an das Fremde, sehr wohl möglich, junge Deutsche zu künstlichen Franzosen oder Engländern zu erziehen. „Die Proben gebens.“ Und eine Schule, die dem Französischen eine so starke Stellung einräumt, seine Stundenzahl nahezu verdoppelt und es zur Grundlage der grammatischen Bildung macht, die soll besonders berufen sein, zu nationaler Gesinnung zu erziehn? Im Deutschen und in der Geschichte aber unterscheidet sich der Frankfurter Lehrplan insofern gar zu seinen Ungunsten von dem des humanistischen Gymnasiums in Sachsen, daß er dem ersten Fache allerdings 27 statt 25, aber dem zweiten (die Erdkunde inbegriffen) 26 statt 28 Stunden zuweist. Deshalb will Dresden die Gesamtstundenzahl im Deutschen auf 34 steigern.

Weiter haben die Stadtverordneten in Dresden beschlossen, für die drei untern Klassen des neuen Gymnasiums nicht den Frankfurter Plan, sondern den des Reformrealgymnasiums in Dresden-Neustadt einzuführen. Danach beginnt das Französische in Sexta mit 5 Stunden, hat in Quinta 6, in Quarta 7 Stunden; die Grundsprache aber, an der die Grammatik eingeübt wird, ist das Deutsche mit 7 Stunden in Sexta, mit 6 Stunden in Quinta, mit 5 Stunden in Quarta. Demgegenüber muß hervorgehoben werden, daß die Zergliederung der Muttersprache zu grammatischen Übungszwecken sehr leicht dazu führen kann, den Schülern die Freude an der Muttersprache, die ihnen immer etwas Ehrwürdiges sein soll und nicht zum corpus vile werden darf, gründlich zu verleiden, ohne ihnen die Entschädigung zu geben, die der grammatikalische Unterricht in einer fremden Sprache gewährt, die Freude am Neuen. Kurz, die Erwartung, das Reformgymnasium sei in hervorragendem Maße geeignet, das Nationalgefühl in unsrer Jugend zu stärken, ist ebenso unberechtigt, wie die, daß es ihr die klassischen Sprachen leichter mache. Nicht so sehr auf die Lehrpläne, als auf den patriotischen Geist der Lehrer kommt es überhaupt allenthalben an, und die humanistischen Gymnasien dürfen sich rühmen, daß sie ihre Jugend zu einer Zeit, wo weder von einer deutschen Nation noch von deutschem Patriotismus die Rede sein durfte, am Beispiele der Griechen und der Römer zur Vaterlandsliebe erzogen haben.

Zum Schlusse noch eins. Der Lehrplan des Reformgymnasiums ist, was jetzt gern vergessen oder absichtlich verschleiert wird, gar nicht aus pädagogischen Bedürfnissen erwachsen, sondern aus der rein praktischen Rücksicht, die Entscheidung über die Zukunft des Knaben möglichst weit hinauszuschieben und ihm den Übergang zu einer andern Schulgattung zu erleichtern. Die Ausdehnung der Berechtigungen der Realgymnasien hat die Bedeutung dieser Rücksicht schon wesentlich vermindert, anderseits wird das Dresdner Reformgymnasium Nachteile mit sich bringen, die jenen Vorteil mindestens aufwiegen. Denn seine Schüler werden auf kein andres humanistisches Gymnasium Dresdens oder Sachsens übergehn können. Ein Reformquartaner z. B. kann nicht ohne weiteres in die Untertertia eines Gymnasiums alter Art aufgenommen werden, weil ihm das Lateinische völlig fehlt, ein Obertertianer nicht in die Untersekunda eines solchen, weil er noch gar kein Griechisch

und nicht genügend Lateinisch getrieben hat. Bei dem heutzutage doch oft genug vorkommenden Wechsel des Wohnsitzes in der Großstadt wie im Lande wird sich dieser Nachteil bald höchst empfindlich geltend machen.

Nachwort. Der vorstehende Aufsatz hat (zusammen mit dem Maßgeblichen „Nationale Bildung und humanistisches Gymnasium" in der vorigen Nummer der Grenzboten) eine Reihenfolge von Artikeln unter dem Titel „In Sachen des Reformgymnasiums" in Nr. 298/300 des „Dresdner Anzeigers" veranlaßt. Ihr Verfasser ist, wie aus der Unterschrift erst des letzten Artikels hervorgeht, Herr Oberschulrat Professor Dr. Theodor Vogel, Rektor eines Reformrealgymnasiums, der Dresdner Dreikönigsschule, nicht eines humanistischen Reformgymnasiums, wie für Fernerstehende bemerkt sei, also in der vorliegenden Frage mindestens ebenso sehr Partei, als irgend welcher Vertreter des humanistischen Gymnasiums der ältern Art. Da er, ohne sie zu nennen, auf meine beiden Artikel und namentlich auf den vorstehenden fortwährend Bezug nimmt, so sehe ich mich im Interesse der Sache zu folgenden Bemerkungen veranlaßt.

1. Mein erster Satz, das Reformgymnasium mache es seinen Schülern nicht leichter, sondern eher schwerer, findet in dem Dr. Anz. durchaus Bestätigung und weitere Begründung, die sich auch auf die Arbeit der Lehrer erstreckt.

2. Mein Zweifel, ob eine höhere Schule, die das Französische zur Grundsprache mache, in besonderm Maße eine Pflegestätte für nationale Gesinnung sein werde, wird nicht widerlegt, kaum gestreift. In der Frage über die Verwendung der Muttersprache als grammatischer Grundlage in den untersten Klassen steht Ansicht gegen Ansicht, und ich fühle mich nicht veranlaßt, die meinige, daß eine solche Verwendung das Deutsche zum corpus vile mache, zu ändern.

3. Mein Bedenken, daß das Dresdner Reformgymnasium seinen Schülern den Übergang auf jedes andre sächsische humanistische Gymnasium nahezu unmöglich mache, wird nicht widerlegt, sondern als eine „unbefugte Warnung," als ein „von auswärts" gemachter „Versuch," „die Väter junger Zukunfs[reform]gymnasiasten zu beunruhigen" und der neuen Schule Steine in den Weg zu werfen, zurückgewiesen. Da Dresden weder auf einer einsamen Insel liegt noch ein souveränes Gemeinwesen ist, sondern ein Teil Sachsens und Deutschlands, so halte ich mich hier wie in jeder andern gymnasialen Frage, wo es sich, wie in dieser, nicht um ein lokales, sondern um ein sächsisches Schulinteresse handelt, für vollkommen befugt, mein Urteil abzugeben, es mag gefallen oder nicht, und ich werde mich durch derartige partikularistische Vorbehalte darin nicht stören lassen. Steine in den Weg zu werfen hatte ich gar nicht nötig, die liegen sowieso schon da, ich habe nur schwachsichtige Leute auf sie aufmerksam gemacht. An das Dresdner Reformrealgymnasium habe ich dabei natürlich gar nicht gedacht, denn das hat mit der vorliegenden Frage nichts zu thun.

4. Der Versuch, das humanistische Reformgymnasium Frankfurter Art als den einzigen Weg zur Rettung der humanistischen Schulbildung im zwanzigsten Jahrhundert zu preisen und die gewissermaßen drohende Warnung vor weiterm „starren Festhalten an dem zu ganz andern Zeiten aufgestellten Lehrgange," da [von wem und wo?] der Vorschlag gemacht werden würde, „die Zahl der Humangymnasien mit den Minoritätsverhältnissen der Gymnasiasten, die zur Theologie respektive [!] Jurisprudenz übergehn wollen, in Einklang zu bringen und entsprechend zu vermindern," oder gar das Griechische in ein Wahlfach zu verwandeln, müssen auch dem Gutmütigsten und Vertrauensseligsten die Augen öffnen. Es handelt sich also gar nicht mehr darum, einem neuen Versuche — denn weiter ist es trotz alles Selbstlobs noch nichts — Boden zu erkämpfen, sondern das alte humanistische Gymnasium zu vernichten, um das „Reformgymnasium" als die alleinige humanistische Schule in Deutschland aufzustellen. Daher die Selbstüberhebung der Neuerer, ihre Methode, ihren Lehrgang als der einzig wahren zu preisen und die Anhänger der

ältern als rückständige Pedanten der erleuchteten öffentlichen Meinung zu denunzieren. Es zeigt sich weiter, daß auf dem Wege der Konzessionen kein Ausgleich zu erreichen ist, und kündigt sich vielmehr ein neuer erbitterter Schulkrieg an. Deshalb ist es auch eine Täuschung der Reformer, zu glauben, daß das „Reformgymnasium," indem es alte Hauptpositionen giebt, für die Feinde der humanistischen Bildung etwas andres sein werde als eine Vorstufe zu ihrer gänzlichen Vernichtung. Die Anhänger dieser Bildung werden sich das gesagt sein lassen. Sie lassen sich auch dadurch nicht schrecken, daß es jetzt schon etwa fünfzig „Reformgymnasien" in Deutschland giebt, denn das sind weitaus der Mehrzahl nach Reformrealgymnasien, auf denen die Zukunft der humanistischen Bildung in keiner Weise beruht.

5. Wenn die „Altphilologen," die man bisher „klassische Philologen" nannte, bei diesem ihnen aufgezwungnen Kampfe „auch ihre Standesinteressen" vertreten, also „kaum objektiv urteilen" können, so würden jenes die „Neuphilologen" und Mathematiker mindestens in demselben Grade thun und mindestens ebensowenig objektiv sein. Es ist aber überhaupt ein höchst unglücklicher und schlechthin verwerflicher Gedanke, diese Gruppen als „Stände" zu bezeichnen und sie sich im „Kampfe" die „Herrschaft im Gymnasium" streitig machen zu lassen. Das beweist nur, wie weit die „Vertreter der modernen Fächer" vielfach schon das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den „Altphilologen" verloren haben, und wie sehr bei ihnen der „Fachpartikularismus" zu überwiegen droht, in gänzlicher Verkennung ihrer Aufgabe. Denn die Schule und die Schüler sind nicht um des „Faches" willen da, sondern das Fach wird gelehrt um der Schüler willen, im Rahmen der Aufgabe, die der Schule von der Unterrichtsbehörde gestellt ist. Dieses Bewußtsein der gemeinsamen Aufgabe zu erhalten und, wo nötig, den Fachpartikularismus energisch niederzuhalten, das ist eine der ersten und unerläßlichsten Pflichten des Rektors.

6. Was endlich die nun wohl zur Genüge besprochne Rede des Herrn Oberbürgermeisters Beutler am 9. Oktober betrifft, zu deren nachträglicher Motivierung die Aufsätze im Dr. A. teilweise geschrieben sind, so ist es bei ihrer Kritik keineswegs „ganz übersehen worden," daß sie „unvorbereitet aus dem Stegreif gesprochen und durch Bemerkungen der Vorredner hervorgerufen war." Beides war schon nach dem vorläufigen Bericht vollkommen klar. Die „heftigen Aussprachen" aber, die sie veranlaßte, galten lediglich der Abwehr eines durch nichts provozierten, ungerechtfertigten und haltlosen Ausfalls auf die Leistungen des humanistischen Gymnasiums.

Leipzig Otto Kaemmel

Die Haftpflicht der Lehrer. Von Zeit zu Zeit tauchen in der Tagespresse Geschichten über Lehrer auf, die in irgend einer Weise ihre Aufsichtspflicht verletzt haben und darum haftpflichtig gemacht werden sollen. Die Berichte gehen fast regelmäßig in die Schulblätter und die pädagogischen Zeitschriften über, werden dort unter der Rubrik Rechtskunde besprochen, und so erfährt jeder Lehrer, was es mit der Haftpflicht auf sich hat. Der neuste Fall dieser Art machte vor kurzem die Runde. In der Parochie Valpriehausen bei Uslar fand Mitte August ein Missionsfest statt; durch Rundschreiben wurden die Lehrer aus vier Dörfern von dem Ortsschulinspektor aufgefordert, ihre Schulkinder nach dem am Abhange der Bramburg liegenden Festplatze zu geleiten. Während der Feier hatten sich drei zehn- bis elfjährige Jungen heimlich entfernt und ihren Spielplatz auf die Geleise der etwa zehn Minuten entfernten Kleinbahn verlegt. Hier lösten sie die Bremsen der mit Basaltsteinen beladnen Bahnwagen, sodaß sich diese in Bewegung setzten, mit ungeheurer Geschwindigkeit thalab fuhren und dann am Bahnhof in den Abladeplatz stürzten. Dem Eigentümer entstand ein Materialschaden von fünf- bis sechstausend Mark. Da die Eltern der Kinder unvermögend sind, so will die Firma den Lehrer dafür ersatzpflichtig machen, da er die Kinder nicht genügend

beaufsichtigt habe. Die in Aussicht stehende Ersatzklage soll für die Lehrerschaft von Bedeutung sein.

Es soll hier nicht auf die rechtliche Seite der Haftpflicht eingegangen werden, denn es ist bekannt, daß die Lehrer nur für solche Schäden in Anspruch genommen werden können, die sie selbst verschuldet haben, und dieses Verschulden muß ihnen nachgewiesen werden. Der Beschädigte hat durch die beigebrachten Beweise zur Überzeugung des Richters darzuthun, daß der Lehrer eine pflichtwidrige Handlung oder Unterlassung begangen, die den schädigenden oder rechtswidrigen Erfolg herbeigeführt hat, und bei der er bei pflichtmäßiger Aufsicht hätte voraussehen können und müssen, daß sie Schaden verursachen würde. Dabei wird nicht peinliche, übertriebne Achtsamkeit, sondern die übliche gewöhnliche Sorgfalt erwartet.

Das gesamte Rechtsverhältnis ist gegen die frühern Bestimmungen im großen und ganzen nicht geändert, und doch ist es merkwürdig, daß es jetzt in den Zeitungen von Haftpflichtfällen in Schulsachen wimmelt, während z. B. in den siebenundvierzig Bänden der Reichsgerichtsentscheidungen kein einziger Fall eines Entschädigungsprozesses gegen einen Lehrer vorkommt, wie Landgerichtsrat Dr. Haase in Halle a. d. S. in einem Aufsatz über die Haftpflicht der Lehrer im ersten Hefte des Preußischen Volksschularchivs S. 6 festgestellt hat. Durch diese Haftpflichtfälle ist in die Lehrerkreise eine Beunruhigung hineingetragen worden, die sehr nachteilig wirken muß und auch schon die Aufmerksamkeit der Schulbehörden auf sich gelenkt hat. In demselben Hefte des Volksschularchivs ist eine Verfügung der Königlichen Regierung in Frankfurt a. d. O. über die durch das Gesetz geordnete Ersatzpflicht und das dadurch angezeigte Verhalten der Lehrer abgedruckt (S. 21), worin versucht wird, die Lehrer zu beruhigen. Dann heißt es weiter: „Es kann nicht für zulässig erachtet werden, daß die Lehrer aus übertriebner Ängstlichkeit den Bereich ihrer amtlichen Bethätigung eigenmächtig einschränken und sich in gewissen Fällen des Schullebens der durch den Beruf gebotnen Mitwirkung entziehn. Wenn hierzu stellenweise der Ansatz gemacht worden ist und z. B. beim Turnen die Geräteübungen ausgesetzt oder ungebührlich eingeschränkt worden sind, wenn andre die Teilnahme an Schulfestlichkeiten versagt oder den Ernst der Schulzucht pflichtwidrig abgeschwächt haben, so hegen wir doch zu dem gesunden Sinne unsrer Lehrerschaft das Vertrauen, daß dieser Weg bald allgemein als nicht gangbar erkannt werden wird, und daß wir der Notwendigkeit, einer derartigen Verirrung durch ernste Maßnahmen der Dienstdisziplin entgegenzuwirken, werden überhoben bleiben."

Schließlich wird in dieser Verfügung den Lehrern aufgegeben, jeden Fall der etwaigen Ersatzpflicht der Regierung sofort zu melden, damit diese nötigenfalls den Kompetenzkonflikt erheben, also vom Oberverwaltungsgericht zuvor feststellen lassen kann, ob sich der Lehrer der Unterlassung einer ihm obliegenden Amtshandlung schuldig gemacht habe.

Eine ähnliche Verfügung hat die Regierung in Schleswig erlassen, und auch die in Köslin hat besonders darauf hingewiesen, daß die Haftpflicht schon immer bestanden und das Bürgerliche Gesetzbuch durchaus nichts neues bestimmt habe. Sie überläßt es den Lehrern, sich gegen etwaige Schadenersatzansprüche zu versichern.

Die Beunruhigung ist also zweifellos da, und das ist bedauerlich, da darunter ebenso zweifellos die Schulausflüge leiden werden. Man legt jetzt so großen Wert auf den Anschauungsunterricht, auf die Heimatkunde und auf die körperliche Pflege des Kindes. Alles das leisten zum großen Teil diese beliebten Schulwandrungen. Der Lehrer zieht mit seiner Klasse unter Trommeln und Pfeifen frühmorgens zum Thore hinaus; man merkt den Kindern die Freude an den Augen an, es erschallen die gelernten Lieder hier in der freien Natur und der reinen Luft noch einmal so laut und fröhlich, wie im dumpfen Schulzimmer, die Brust weitet sich dabei, und das Frühstück schmeckt den Kleinen besser als drinnen auf dem Schulhof. Auch der Lehrer, wenn er eine nur halbwegs rege Natur ist, geht bei solcher Wandrung mehr aus sich heraus, er erzählt die Geschichte dieser oder jener Merkwürdigkeit

am Wege — es brauchen ja nicht immer Burgen und Schlösser zu sein —; er erklärt die Himmelsrichtungen, den Stand der Sonne, die Baum- und Strauch-arten, bestimmt seltnere Pflanzen: kurz er läßt einmal den gestrengen Pädagogen zu Hause und ist ein fürsorglicher Vater aller seiner Kinder, der ihren Sinn für das Gute und Schöne, für die Natur wecken will.

Da tritt nun die Furcht vor der Haftpflicht dazwischen; aus allen Teilen Deutschlands berichten die Zeitungen derartige Fälle, die auf Schulausflügen passiert sind, und die Folge ist die Ängstlichkeit und Scheu, die den Lehrer unwillkürlich beschleicht, wenn er einen Ausflug mit seinen Kindern machen soll. Gerade der Fall aus Valpriehausen, wenn er sich so zugetragen hat, wie berichtet wird, ist bezeichnend. Der Lehrer hat einen dienstfreien Sonntag und wird mit seinen Schulkindern von dem Ortsschulinspektor herangezogen, dem Missionsfeste beizu-wohnen. Das ist an sich recht schön und billigenswert: aber bei solcher Gelegen-heit, wo viele Erwachsene zusammenkommen und vier verschiedne Schulen anwesend sind, wo der Lehrer auch auf den Missionsgottesdienst hören soll, da geht ihm die Übersicht über seine Schulkinder gar zu leicht verloren. Ohne eine Kritik dieses Falles üben zu wollen, muß man sagen, daß es geradezu unmöglich ist, sofort zu übersehen, ob einige Kinder fehlen, sich seitwärts in die Büsche geschlagen haben und sich eine andre Unterhaltung suchen, als gerade das Anhören einer Missionspredigt.

Und so ist es in den meisten Fällen: der Lehrer kann nicht wie in der Schule die Kinder auf engem Raume zusammenhalten, und es giebt immer einige unter-nehmungslustige Jungen, die sich der Aufsicht gern entziehen und auf eigne Faust Abenteuer suchen. Das wissen die Lehrer selbst am besten, und deshalb nimmt es nicht wunder, wenn sie mit den Ausflügen am liebsten gar nichts mehr zu thun haben wollen, um sich nicht der Gefahr der Haftpflicht auszusetzen. Sie verlieren die Freudigkeit an den Wandrungen, auch wenn sie sich durch Versicherung gegen Haftpflicht mit dem eignen Geldbeutel eine gewisse Sicherheit wenigstens erkaufen können. Daß darin Wandel geschafft werden muß, liegt auf der Hand. Die Be-ruhigungsverfügungen der Regierungen allein werden es ebensowenig thun, wie die von mehreren Seiten schon ins Werk gesetzten gegenseitigen Versicherungen größerer Lehrerverbände, die ohne größere fortlaufende Geldopfer nicht bestehn können.

Die Grenzboten haben schon wiederholt, z. B. im 54. Jahrgang (1895) — Prügel-strafe — in Schulfragen klärend gewirkt und einen Meinungsaustausch hervorge-rufen, der von den Schulblättern dann beachtet worden ist. Vielleicht gelingt es auch in dieser äußerst wichtigen Frage der Haftpflicht, eine Verständigung herbei-zuführen, ohne die schöne Einrichtung der Schulausflüge aus Furcht vor den etwaigen Schadenersatzansprüchen fallen zu lassen. Es wäre beklagenswert, wenn man den Kindern diese alte Sitte nehmen müßte, nur weil man Unfälle, die unter besondern Umständen eintreten können, vermeiden möchte.

Schlieben R. Krieg

Ein Schritt zum Christentum der Zukunft. Jeder Sterbliche muß der Unzulänglichkeit der Menschennatur seinen Tribut zahlen, und so sind denn Goethe u. a. in unglücklichen Stunden Worte über Christus und Christentum entschlüpft, die nicht aus seinem unsterblichen Teil stammen, die aber gewissen untereinander sehr ver-schiednen Leuten den erwünschten Beweis geliefert haben, daß der größte deutsche Geist zu den unversöhnlichen Todfeinden unsrer Religion gehöre. Wer ihn jedoch wirklich kennt, der weiß, daß er nicht allein zeitlebens tief religiös gewesen, sondern auch in den Sinn des Christentums tiefer eingedrungen ist als Tausende von Theologen und Hunderttausende von frommen Seelen. Es ist deshalb nicht so ungereimt, wie die Fanatiker von rechts und links behaupten werden, wenn einer von denen, die aufrichtig wünschen, daß der modernen Welt das Christentum erhalten bleibe, dessen zeitgemäße Gestalt bei Goethe zu finden glaubt. Karl Trost berichtet über seinen Fund in der Schrift: Goethe und der Protestantismus des zwanzigsten

Jahrhunderts. (Berlin, Alexander Duncker, 1902.) Im Mittelpunkt seiner Betrachtungen steht folgender Ausspruch Goethes: „Suchte man vor allem dem Volke das nahe zu bringen, was im Christentum geliebt und gelebt werden soll, legte man sich über die Mysterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillschweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung, nach dieser oder jener Linie verkünstelt, irgend jemandem wider Willen aufzunötigen, oder sie wohl gar durch unzeitigen Spott oder vorwitziges Ableugnen bei der Menge zu entehren und in Gefahr zu bringen, so wollte ich selbst der erste sein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen besuchte und sich dem allgemeinen praktischen Bekenntnisse eines Glaubens, der sich unmittelbar an das Thätige knüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete. Je tüchtiger wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen." So reich Goethe ist, das Christentum ist noch reicher; deshalb giebt es außer dem von Trost gewiesenen Wege noch unzählige andre, die in sein Inneres führen. Der Masse wird der Glaube, „der sich unmittelbar an das Thätige knüpft," eben durch das Thätige, durch die Übung der christlichen Charitas, heutigentags vorzugsweise in der Gestalt wirksamer Sozialpolitik, am leichtesten vermittelt. Aber die Denkenden bedürfen allerdings auch einer Vermittlung durch den Intellekt, und für viele ist unstreitig Goethe der geeignetste Vermittler. Nicht für alle; Hilty z. B., dem Tausende als ihrem Führer folgen, kann Goethe nicht leiden. Der Ideen- und Wirkungskreis des Christentums hat Raum für beide, und unser Volk kann keinen von beiden entbehren. Der kleinen Schrift von Trost wünschen wir die weite Verbreitung, deren sich die ganz anders gearteten und doch demselben höchsten Zweck dienenden Schriften Hiltys schon längst erfreuen, und wünschen auch den Unternehmungen des Verfassers glücklichen Erfolg. Von der Religionsnot unsers Volkes tief ergriffen, will er eine „Deutsche Gesellschaft für religiöse Kultur" stiften und als deren Organ eine Halbmonatschrift „Neue Ziele" für die Pflege lebendigen Christentums herausgegeben. Der Goetheschrift ist ein Aufruf angehängt, der Gleichgestimmte auffordert, ihren Beitritt zu dem neuen Bunde zu erklären.

Die Diva und andre Satiren. Von Rudolf Presber. Berlin, Verlag der Lustigen Blätter. Es giebt gegenüber den Thorheiten des Lebens in Theater, Kunst und Litteratur eine mit Strenge abweisende Kritik, die auf das bessere und vernünftigere Publikum abwehrend und bewahrend wirken kann, während sie auf die übrigen und namentlich auf die von ihr betroffnen kaum einen Eindruck machen wird, weil diese sagen: Ihr versteht uns gar nicht. Einem Kenner dieser Thorheiten gegenüber, wie es der bekannte Berliner Kritiker ist, hat diese Einrede keinen Boden, und darum ist seine Kritik wirksamer, zumal wenn er sie so scheinbar uninteressiert und harmlos und für alle Teile unterhaltend und belustigend führt, wie in diesen gewandt geschriebnen kleinen Erzählungen, in deren Mittelpunkt jedesmal eine komische Figur steht. Eine Primadonna (die Diva), ein Dichterjüngling, ein Jubiläumsheld, eine Tante aus der Provinz, der Berlin gezeigt wird, und ähnliches. Besonders hübsch wirkt die Anknüpfung an studentische Erinnerungen, des weitern giebt sie auch dem Leser das angenehme Gefühl, nicht einen halbfertigen Journalisten vor sich zu haben, sondern einen unterrichteten Mann. Alles andre versteht sich bei Presber von selbst, auf seine gesunde und sichere Grundrichtung mag noch einmal hingewiesen werden. Im übrigen haben wir von ihm eine zu gute Meinung, als daß wir dieses Büchlein für mehr ansehen möchten als eine Abschlagszahlung. Nec pluribus impar!

Berichtigung. Auf Seite 309 dieses Heftes ist durch eine Manuskriptundeutlichkeit ein falsches Wort entstanden: es muß Zeile 13 v. o. heißen Lehranstalten statt „Festveranstaltungen".

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Die Beamtenfrage in der Provinz Posen

Im Anschluß an den sehr beachtenswerten Artikel „Unsre polnische Frage“ in Nr. 31 der Grenzboten möchte ich mir folgende Bemerkungen erlauben. Seit Monaten tauchen in der Tagespresse Mitteilungen über Vorschläge der zuständigen preußischen Ministerien auf, den Gehalt der in der Provinz thätigen Beamten zu erhöhen, aber überall begegnet man in Beamtenkreisen einem ungläubigen Lächeln über die Ausführbarkeit dieser Gehaltsaufbesserungspläne. Von manchen Seiten hört man sogar über die Nutzlosigkeit einer etwaigen Aufbesserung spotten, denn „was uns der Staat giebt, wird uns sofort von den Hauswirten durch Mietsteigerung, von den städtischen Schul- und Kirchenbehörden usw. durch Erhöhung der Beiträge und Abgaben genommen werden.“

Die Grenzboten haben seit lange wiederholt ganz vorzügliche und von hoher Sachkenntnis zeugende Artikel über „die Polenfrage“ gebracht, aus denen ich einige Stellen zum Verständnis meiner Vorschläge anführen möchte: „Eine größere Zuwanderung in ein erobertes Gebiet findet nur dann statt, wenn die wirtschaftlichen Bedingungen dafür sprechen, sonst wird die Zuwanderung im wesentlichen auf Beamte und Soldaten beschränkt bleiben.“

Unsre Vorfahren sind nicht aus idealen Gründen zur Besiedlung und Germanisierung von Pommern, Brandenburg, Schlesien, Österreich usw. ausgezogen, sondern weil die wirtschaftlichen Bedingungen in den fremden Landesteilen günstiger waren als in der alten Heimat. Das muß man im Auge behalten, wenn man den heutigen germanischen Zuzug nach der Provinz Posen leiten und fördern will. Kein Ansiedler, kein Fremder kommt hierher, weil er hier, einer idealen Regung seines Herzens folgend, das Deutschtum fördern will, sondern es sind lediglich materielle Gründe, Aufbau einer selbständigen Existenz, billigere Landpreise, zeitigere Anstellung, schnelleres und besseres Vorwärtskommen usw., was maßgebend ist.

Noch vor wenig Jahren konnte man auf Grund der in den Tageszeitungen veröffentlichten Beamtenversetzungen genau verfolgen, wie z. B. Juristen ihre erste Anstellung als Richter in der Provinz Posen annahmen,

damit sie heiraten konnten, und wie sie sich nach drei, spätestens fünf Jahren, wenn die Gelegenheit es ermöglichte, in ihre oft recht weit entfernte Heimatprovinz versetzen ließen. Ein früherer Oberpräsident der Provinz Posen sagte mir vor Jahren einmal, es wäre gar zu schlimm, daß kein Beamter in der Provinz Posen bleiben wolle. Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß sich dem ja abhelfen ließe, und entwickelte auf ferneres Befragen die nachstehenden Gedanken:

Man nehme in die Provinz Posen nur die anerkannt und erprobt tüchtigsten Beamten (geschähe jetzt schon, wurde bemerkt; doch würden da ja leider immer noch „Versehen" gemacht); man verspreche den Beamten schwarz auf weiß, wenn sie zehn Jahre fleißig und zur Zufriedenheit hier gewirkt haben, sie in gleicher Eigenschaft in ihrer Heimatprovinz unterzubringen und ihnen bei der Pensionierung drei Jahre, nach fünfzehnjähriger Arbeit in der Provinz Posen fünf Jahre doppelt anzurechnen, wie etwa den Marineoffizieren, die einige Jahre auf der ostasiatischen Station zu leben gezwungen waren, so würden wir hier in der Provinz Posen einen stabilen tüchtigen und berufsfreudigen, keinen fluktuierenden oder, was noch schlimmer ist, stagnierenden Beamtenstand haben. Ein Beamter, gleichviel welcher Art, ob von der Steuer, der Post, der Justiz, der Schule oder auch ein Offizier, der sich auf „zehn Jahre Posen" verpflichtet, muß dieses Vertrauen zu seiner Person als eine Auszeichnung ansehen; er wird sich, falls er noch unverheiratet ist, eine Frau aus seiner Heimat mitbringen und sich wohl oder übel so behaglich wie möglich für die zehn Jahre einrichten. Sobald er mit den Verhältnissen bekannt geworden ist, wird doch bei manchem der Gedanke aufsteigen — schon im Interesse seiner Frau —, seine Sippe, im guten, alten Sinne des Wortes, näher zu haben: da kann ein Bruder oder ein Schwager vorhanden sein, der sich als Kaufmann etablieren, als Gutsbesitzer oder Pächter niederlassen will; man kennt nun die Verhältnisse, kann ihm raten, Fingerzeige geben, ihm beim Ankauf behilflich sein, kurz, wenn das Ende der „zehn Jahre Posen" naht, dürften doch wohl über die Hälfte der als tüchtig erkannten Beamten hier bleiben; wer trennt sich denn gern von einem Freundeskreise, von seinetwegen herzugezognen Verwandten, von der Scholle, wo die Kinder geboren und gediehen sind, wo man nützlich für den Staat gewirkt und von seinen Vorgesetzten Anerkennung gefunden hat? Zu Hause sind Verwandte und Freunde verzogen oder gestorben — kurz manche Beamtenfamilie bleibt ganz in der Provinz oder noch auf fünf oder zehn Jahre, was für das Deutschtum, für das amtliche Wirken von dem größten Nutzen ist. Mit dieser Familie aber bleiben dann die herbeigerufnen und seßhaft gemachten Verwandten, kurz das Deutschtum wächst nicht bloß, es stärkt sich gegenseitig und breitet sich aus, und die Aussicht, daß sich ein Beamter nach der aufreibenden Thätigkeit in der Provinz Posen schon zeitiger zur Ruhe setzen, etwa mit 60 statt 65 Jahren seine Pensionierung beantragen und von der so höchst mühseligen Arbeit an seinem Lebensabende ausruhen kann, wird doch viele tüchtige nicht bloß herbeiziehn, sondern auch dauernd an die Provinz fesseln. Wer sich nicht bewährt oder vor Ablauf der zehn Jahre zurück will, den versetze man schleunigst zurück ohne Umzugskosten und

ohne die doppelte Anrechnung von drei Jahren, denn ein unzufriedner und dadurch lässig werdender Beamter schadet hier durch ferneres Bleiben mehr, als er nützt, und Ersatz wird sich leicht finden, da der Ehrgeiz, in der Provinz Posen verwandt zu werden, was soviel als „tüchtig" bedeutet, zumal mit den günstigen Pensionsbedingungen, viele vorzügliche und pflichttreue Kräfte, und auf diese kommt es an, anlocken wird.

„Die Lösung unsrer polnischen Frage von heute ist die Niederwerfung der polnischen Bewegung auf preußischem Boden, und das ist zunächst eine politische, nicht eine wirtschaftliche Aufgabe," sagt der Verfasser am Schlusse des Grenzbotenartikels vom 31. Juli. Zur Lösung dieser Aufgabe aber ist es nötig, ein tüchtiges Beamtentum mit seinen jahrelangen Erfahrungen, seiner nicht leicht zu erwerbenden Personenkenntnis durch verbriefte Vergünstigungen und Vorteile hier festzuhalten, denn der Pole weiß ganz genau, daß der fortwährende Beamtenwechsel für seine verschlagnen Machinationen vom größten Vorteil ist; darum seine Minierarbeit, sein Bestreben, durch Nadelstiche einem pflichttreuen, eifrigen, weder dem Spiel noch dem Trunke oder den Tafelfreuden zugänglichen Beamten das Leben hier so sauer wie nur möglich zu machen; darum das Kunststück, Verleumdungen, Verdächtigungen, direkte Angriffe im Abgeordnetenhause spielen zu lassen, bis der unbequeme Beamte selber um seine Versetzung nachsucht, die ja schließlich, namentlich wenn am Orte keine höhern Schulen sind, in eine Gymnasialstadt als Belohnung gewährt wird. Ehe sich nun der Nachfolger einarbeitet, die so nötige Personenkenntnis erwirbt, hat das Polentum einen großen Vorsprung gewonnen, mancherlei ist unter der Hand möglich gemacht worden, was bei der Kenntnis der Verhältnisse unter dem frühern Beamten gar nicht denkbar gewesen wäre.

Dies führt mich zu dem Kapitel von den fortwährenden Versetzungen; in kleinern Orten, namentlich in denen ohne Gymnasium, fluktuiert thatsächlich das Beamtentum unaufhörlich. Man schaffe hier endlich stabilere Verhältnisse. Es könnte dies dadurch geschehn, daß man eine Anzahl von kleinen Gymnasien aufhöbe, oder besser, die drei untern Klassen — Sexta, Quinta, Quarta — gewissermaßen als „Untergymnasium" bestehn ließe und außerdem noch derartige „Untergymnasien" überall in den kleinen Örtchen einrichtete, wo es für die dort in einer gewissen Anzahl stationierten deutschen Beamtenfamilien notwendig erscheint. Zeigen sich die Kinder solcher Beamtenfamilien für die Tertia reif, so nehme man den Eltern die Sorge und lasse ihre Kinder, ähnlich wie in Schulpforta, wo das Gymnasium erst mit Tertia beginnt, gegen eine mäßige Zahlung (150 Mark bis 300 Mark jährlich, unter gewissen Umständen ganz frei) in Konvikte eintreten, die man hauptsächlich für Beamtenkinder an drei oder vier Voll- oder „Obergymnasien" der Provinz einrichte. Dort mögen sie freie Verpflegung, freies Schulgeld, freie Bücher und Obdach erhalten, nur für Wäsche und Kleidung hätten die Eltern zu sorgen; Mädchen könnten vom zehnten oder zwölften Lebensjahre an in ähnlicher Weise in Posen und Bromberg untergebracht werden, ohne daß sie die Verpflichtung übernehmen müßten, sich als Lehrerinnen ausbilden zu lassen. Es würde diese staatliche Fürsorge

für die Fortbildung von Beamtenkindern in unsrer Provinz der für Offiziers-söhne in den Kadettenhäusern entsprechen. Was dem einen Stande recht ist, ist andern Ständen billig. Von Schulpforta heißt es, daß die dort gebildeten und erzognen spätern Beamten zu den tüchtigsten des preußischen Staates gehören. Wohlan, man schaffe sich für die Provinz Posen eine ähnliche Möglichkeit, tüchtige Beamten, die aus guten Beamtenfamilien stammen, heranzuziehn. Dies würde das „zahlreiche, tüchtige, sozial und sittlich musterhafte und der Regierung und der deutschen Sache zuverlässig ergebne Beamtenpersonal" liefern, das, wie der Herr Verfasser in Nr. 31 treffend sagt, „gefunden und geschaffen werden muß"; „das wird viel Geld kosten, aber es muß sein!" Die über die Provinz Posen so zahlreich wie nirgends ausgestreuten Gymnasien haben bis jetzt nur dem Polentum Nutzen gebracht; für das in den kleinen Gymnasialstädtchen vorhandne „Deutschtum," bestehend aus fünf bis zehn Beamtenfamilien — dem Landrat, drei bis vier Richtern, Sekretären, Post-, Steuerbeamten usw., von denen ein Teil, wie leider die meisten Gymnasiallehrer der Provinz, unverheiratet ist —, genügt zunächst ein „Untergymnasium" vollständig, und für die durch Aufhebung der Klassen von Tertia bis Prima gemachten Ersparnisse richte man in geeigneten, hauptsächlich deutschen Städten Konvikte ein.

Der Herr Verfasser sagt ferner sehr richtig: „Je zuverlässiger die Herren — Beamten, Lehrer usw. — sind, um so schwieriger und unangenehmer ist ihre Lage. Gute Gehalte, gute Wohnungen, Ausstattung der ganzen äußern Lage mit reichlichen Vorzügen aller Art sind natürlich nötig. Je dichter sie im Polnischen sitzen werden, um so erträglicher werden sie leben, um so zuverlässiger werden sie bleiben trotz der Versuchungen, die stündlich von polnischer Seite an sie herantreten. Man sorge für ihre Geselligkeit untereinander" usw. Ein höherer, aus Westfalen nach Posen gekommner Beamter kennzeichnete mir gegenüber vor etwa zwanzig Jahren, als ich erst kurze Zeit in der Provinz war, sehr treffend die Verhältnisse mit den Worten: „Im Posenschen herrscht Gesellschaftlichkeit, aber keine deutsche Geselligkeit." Ich habe in den zwei Jahrzehnten oft an diesen Ausspruch denken müssen, wenn ich an den verschiednen Orten, wo ich mit meiner Familie von „Amts wegen" lebte, die sogenannten „Abfütterungen" mitmachte, und ich habe gefunden, daß er heute noch ebenso richtig ist wie damals. Fand man sich zu einer oder einer andern Familie nach mehrfachem Zusammentreffen sympathisch hingezogen, und begann allmählich ein gemütlicher, ungezwungen geselliger Verkehr — ohne Kartendreschen bis nach Mitternacht! —, so wurde er plötzlich durch die Versetzung eines Mitgliedes beendet. Etwa aller fünf Jahre wechselte in den kleinern Orten fast das ganze Beamtentum; einen passenden Umgang für die Kinder zu finden, Jugendfreundschaften zu schließen, war unmöglich, die neuen Ankömmlinge hatten entweder noch keine oder viel zu kleine Kinder. Von den polnischen Kindern mußte man die seinen fernhalten, da sie teils meist aus den untergeordnetsten Verhältnissen stammten, teils auch viel zu alt aufs Gymnasium kamen; zwölf- bis vierzehnjährige in Sexta, achtzehn- bis neunzehnjährige in Tertia waren die Regel, ein günstiger Einfluß von so alten, mit allen

Hunden gehetzten, schon rauchenden, saufenden Schlingeln auf ihre jüngern deutschen Mitschüler war natürlich ausgeschlossen. In den Gymnasien rein deutscher Provinzen sind natürlich derartige Verhältnisse gar nicht denkbar, weil durchschnittlich die Schüler einer Klasse gleichaltrig sind.

Man kann es z. B. einem Amtsrichter nicht verdenken, wenn er alle Hebel in Bewegung setzt, rechtzeitig aus der Provinz herauszukommen; denn hat er hier vier Stunden in deutscher Amtssprache mit den Parteien verhandelt, so beginnt hinterher nochmals in polnischer Sprache vier Stunden dasselbe. In einer deutschen Provinz hat er mithin nur die halbe Zeit nötig, bekommt denselben Gehalt und lebt in angenehmern geselligen Verhältnissen, namentlich auch was die Wohnung anbetrifft. In ähnlicher Lage sind mehr oder weniger die übrigen Beamten in unsrer Provinz, am schlimmsten die „bestgehaßtesten" Beamten, die Kreisschulinspektoren. Die Wohnungsverhältnisse spotten meist jeder Beschreibung; auch im kleinsten Neste findet man bei den wenigen Beamtenwohnungen fast immer einen drei-, auch vierfenstrigen „Salon," einen Riesenraum zum Tanzen für die einzige, alljährliche „Abfütterung" berechnet, dagegen fehlt überall eine Speisekammer, meist auch ein Raum für das Mädchen. Am schlimmsten sind die Beamten daran, die ein Bureau haben müssen; sie sind der Gnade des polnischen oder jüdischen Wirts vollständig preisgegeben und zahlen meist das doppelte bis dreifache von dem an Miete, oft sogar noch mehr, was sie an sogenanntem Wohnungsgeldzuschuß vom Staat erhalten, denn erstens sind andre passende Wohnungen gar nicht vorhanden, sodann will niemand mit dem ganzen Aktenapparat umziehn, weil jeder hofft, bald durch Versetzung aus den gräßlichen Zuständen erlöst zu werden. Hier müßte vor allem Wandel geschafft werden, zur deutschen Behaglichkeit gehört nun einmal eine gemütliche Wohnung mit etwas Garten. In ganz kleinen Nestern baut man auch schon für die Beamten Häuschen mit Gärten, aber auch in Mittelstädten und größern Orten müßte man für Beamte, die einen Aktenapparat halten und Publikum bei sich einlassen müssen, an staatliche Häuserbauten denken; solche Beamte sind der Kreisbauinspektor, der Gewerbeinspektor mit Akten und Schreibern, der Kreisschulinspektor, der Katasterkontrolleur, die Steuer- und Distriktsbeamten usw. Sie müssen sich jetzt überall mit sehr teuern, ganz unzulänglichen, fürchterlich unpraktischen Mieträumen behelfen und schweben oft in Angst, von einem Offizier ausgemietet zu werden, der, frisch aus dem Westen hierher versetzt, eine größere Wohnung braucht, über genügende Geldmittel verfügt, den Beamten gegenüber aber noch durch Servis außer dem Wohnungsgeld viel besser gestellt ist. Ich kenne einen Kreisbauinspektor, in dessen Wohnung man nur durch das Bureau oder durch die Küche kommen kann, dabei gehört dieses Quartier noch zu den besten und begehrtesten. Ein Kreisschulinspektor muß Leute durch das Wohn- und ein Schlafzimmer führen, wenn er in sein mit Akten vollgestopftes Amtszimmer kommen will, oder er müßte sie durch die Küche und zwei Schlafzimmer führen. Eine Speisekammer fehlt ihm, dafür muß er sich gefallen lassen, daß seine Frau ein Fliegenschränkchen in sein Bureau setzt, denn auf der Hausflur ist nicht Raum, es würde auch bald erbrochen und alles daraus gestohlen werden; im Keller können wegen der vielen Ratten

nur Kohlen aufbewahrt werden. Dabei ist das Quartier trotz seines hohen Preises von allen, die kein Bureau zu halten gezwungen sind, wegen seiner schönen Lage sehr begehrt, und manche Familien warten sehnsüchtig auf die Versetzung des Inhabers.

Solche unwürdige Zustände von Unbehaglichkeit könnte ich viele anführen; sie müßten für Beamte mit amtlichen Akten schleunigst durch fiskalische Bauten beseitigt werden, wenn sich die nach Posen versetzten Beamten in den unangenehmen, aufreibenden Verhältnissen der Provinz behaglich fühlen sollten. In der Stadt Posen sind bei den fast unerschwinglichen Mieten für die Beamten, auch für die höhern, ganz traurige Wohnungsverhältnisse; man sorge schleunigst dafür, daß drei bis fünf Jahre bei der Pensionierung doppelt gerechnet werden, dann werden sich tüchtige, zuverlässige höhere Beamte ohne Vermögen gewiß nicht viel besinnen, dort zu bleiben und sich mit Hilfe des neubegründeten Beamtenwohnungsbauvereins ein Haus zu bauen. Es müßte auch jetzt bei der Entfestigung der Westseite Posens ein Gelände zu einer Häuserkolonie für Beamte, die sich ein Heim bauen wollen, frei gelassen, und für eine kleine Summe jedem Beamten ein Bauplatz zugänglich gemacht werden.

Mit der Erhöhung der Beamtengehalte für die Provinz bleibe man uns fern, da nach dem allgemeinen Urteil damit ein Strebertum schlimmster Sorte hergelockt würde, das man dann nicht wieder loswerden kann. Eine trübe Erfahrung hat man doch schon in den achtziger Jahren mit auswärtigen Lehrern gemacht, die mit dreihundert Mark „Germanisationszulage" angelockt wurden, sich nur selten bewährten und sich vielfach unfähig, anmaßend und unzufrieden zeigten. Welcher Unterschied soll z. B. bei einer Zulage zwischen Beamten gemacht werden, die in dem berüchtigten Kreise Wreschen in den unerquicklichsten Verhältnissen treu ihres Amtes walten, und den Beamten, die in dem angenehmen Kreise Fraustadt leben; zwischen denen im Kreise Strelno ohne höhere Schule, mit entsetzlichen Wegen, und denen im Kreise Meseritz, wo es, wie im Kreise Schwerin, kein Polentum giebt, das Schwierigkeiten macht und oft mehr als diplomatische Geschicklichkeit und Energie verlangt; ferner zwischen denen von Adelnau ohne Eisenbahn und denen von Schneidemühl! Diese geplanten Zulagen würden nur Erbitterung und Unzufriedenheit in den einzelnen Kreisen und Beamtenkategorien hervorrufen und die unablässige Sehnsucht, aus den aufreibenden Verhältnissen dieser Provinz herauszukommen, steigern.

Wenn ein tüchtiger, gewissenhafter Beamtenstand für die Provinz Posen geschaffen werden, und stabile, nicht fluktuierende oder stagnierende Zustände hervorgerufen werden sollen, so bringe man 1. ein Gesetz ein, das für die Beamten der Provinz Posen günstigere Pensionsverhältnisse anordnet, denn wir stehn hier vor dem Feinde und werden früher wie anderswo in Gesundheit und schaffensfreudiger Thatkraft aufgerieben. 2. Man hebe die vielen kleinen, nur dem Heranbilden des Polentums dienenden Gymnasien auf und gründe mit dem ersparten Gelde Konvikte zu fast kostenloser Unterbringung und Ausbildung von Beamtenkindern, wenn man tüchtige Beamte in der Provinz und namentlich an Orten ohne Gymnasium jahrelang festhalten will. 3. Man baue den Beamten, namentlich denen mit Akten, sobald wie möglich behagliche

Wohnungen mit etwas Garten und begünstige durch Hergabe von Land und durch Vorschuß zu 1½ bis 2 Prozent die Beamten, namentlich der Stadt Posen, die sich seßhaft machen wollen.



Der Siegeszug des Kapitalismus

(Schluß)



Im achtzehnten Jahrhundert beginnen die Hemmungen zu schwinden. Die Kriege werden seltner und weniger blutig, der Seuchen erwehrt man sich, die Volkszahl steigt, und das Freiland, wohin bis dahin bedrängte Existenzen ausweichen konnten, wird knapp; im neunzehnten Jahrhundert geht es auch in Nordamerika zu Ende. Nun bleibt den Entwurzelten nichts mehr übrig, als im Dienste des Kapitals ihr Brot zu suchen. Um 1750 ist in England, durch die Aufrichtung des Julikönigtums in Frankreich, nach der Umwälzung von 1848 in Deutschland der Sieg des Kapitalismus entschieden. Fortan gilt die Losung: Enrichissez-vous! Im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war Deutschland noch ein Bauernland, und auch noch im Jahre 1843 machte die landwirtschaftliche Bevölkerung in Preußen noch über 61 (in Bayern beinahe 66), die stoffverarbeitende Bevölkerung, die gewerbthätige im engern Sinne, wenig über 23, die handeltreibende kaum 1 Prozent der Bevölkerung aus. Die Organisation des Handwerks bestand noch unversehrt, die Hausfrau spann, webte und schneiderte noch und goß die Talgkerzen fürs Haus noch selbst, sodaß „der Charakter des deutschen Wirtschaftslebens um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, also am Ende der frühkapitalistischen Epoche [Periode!], nicht so arg verschieden war von dem, den das Wirtschaftsleben um 1350 oder wenigstens um 1450 trug.“ Erst 1850 beginnt die ungeheure Wandlung, „die uns in fünfzig Jahren weiter vom Ausgangspunkte entfernt, als es früher fünfhundert Jahre vermocht hatten.“ Sie hatte sich ja in einzelnen Symptomen angekündigt, die große Wandlung. Zwar die Eisenindustrie war noch sehr schwach. Anfang der vierziger Jahre gab es im Siegener Lande noch keinen Kokshochofen, und der deutsche Hochofen produzierte jährlich 7000 Zentner — der englische 70000, der heutige deutsche 618000; und die Zahlen des damaligen Auslandhandels verleiten dazu, die Entwicklungsreife dieser Periode zu überschätzen. Weil damals der Seeweg noch der einzige bequeme und wohlfeile, der Transport zu Lande beschwerlich, kostspielig und stellenweise unmöglich war, machte damals die Ausfuhrmenge einen viel größern Teil der heimischen Produktion aus als heute. Die Textilindustrie, die Herabdrückung vieler Handwerker zu Magazinlieferanten und die Steigerung der städtischen Grundrente, die zur Bodenspekulation verleitet, das waren die Gebiete, auf denen sich die Übermacht des Kapitals zuerst empfindlich bemerkbar machte. Selbstverständlich haben die Eisenbahnen, die in den vierziger Jahren anfingen, für den Verkehr Bedeutung zu erlangen, den Prozeß

mächtig beschleunigt. Die Schneidermeister von Prenzlau petitionierten 1847 um das Verbot oder die Einschränkung der Wanderauktionen mit Kleidern. Seitdem die Bahn fertig sei, bezögen die Wohlhabenden mehr und mehr ihren Bedarf aus der Hauptstadt; durch die Auktionen verliere das Handwerk nun auch noch die Kunden der mittlern und der untern Klassen. „Mit dem feinen Instinkte des Reaktionärs von Geblüt fand Bismarck die Bedeutung der revolutionären Umgestaltung heraus, die sich hier vorbereitete, und warnte seine Kollegen in der zweiten Kammer davor, sie durch eine gewerbefreiheitliche Gesetzgebung zu begünstigen. Ganz nach Carlyle-Kingsleyscher Art ruft er ihnen zu: Ich glaube, es möchten uns unsre wohlfeilen Röcke aus dem Kleiderladen zuletzt unbehaglich auf dem Leibe sitzen, wenn ihre Verfertiger daran zweifeln müssen, sich auf ehrliche Weise zu ernähren."

Die nun folgende Darstellung der Umgestaltung stützt sich ebenso wie der ganze zweite Band zu einem großen Teil auf die unsern Lesern bekannten „Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland," an denen übrigens Sombart gelegentlich, z. B. in einer Anmerkung auf S. 521,*) scharfe Kritik übt. Die historische Thatsache ist ja im allgemeinen jedermann bekannt, aber auch der Unterrichtete, der Sombart zur Hand nimmt, wird finden, daß sie ihm erst durch dessen Darstellung im einzelnen klar und verständlich wird. Wir können daraus nur ein paar Stellen hervorheben, die große Erscheinungsgruppen und zugleich die Auffassung des Autors charakterisieren. Vor Achtundvierzig gab es in Deutschland noch kein Klassenbewußtsein, weder unten noch oben. „Wenn die Arbeiterschaft revoltiert und nicht nur gegen Maschinen eifert oder Salons der Fabrikanten demoliert, so tritt ganz besonders der unentwickelte Stand ihres Klassenbewußtseins in die Erscheinung. Dann erheben sie Forderungen, lassen Ideale durchblicken, die noch völlig der Welt des Handwerks angehören. Es genügt zum Beweise, auf die Bestrebungen der deutschen Arbeiterschaft in der 1848er Bewegung hinzuweisen, die, von ganz wenigen Gebieten abgesehen, in denen schon der Geist Marxens zu wirken begonnen hatte, durchaus einen gesellenhaften Charakter trägt, wo es sich um Fabrikarbeiter handelt, einen zünftlerischen, wo Hausindustrielle die Fordernden sind. Dasselbe gilt von der Klasse der Unternehmer." Auch daß es noch keine Unternehmerklasse gab, beweise der Verlauf der 1848er Bewegung. „Eine Revolution, inszeniert von der wildgewordnen Boutique der Hauptstadt, getragen von kleinbürgerlich-professoralen Schönrednern und im Entstehn schon niedergeschlagen von den Bajonetten eines feudalen Königtums, war nur möglich in einem Lande, dem das eigentliche Rückgrat bürgerlicher Revolutionen, eine zielbewußte Industrieunternehmerklasse noch fehlte. Gewiß waren schon reiche Unternehmer vorhanden, aber sie gehörten meist dem Handelsstande an. Wo wir eigentliche Industrielle finden, stellen sie meist noch jenen Typus des Knallprotzen dar, dem das Parvenutum aus allen Poren schwitzt: die erbärmlichste Karikatur, noch ohne recht eignes Leben, ein Zwitter zwischen Prolet und Patrizier, unheilvoll vor allem für die ästhetische Entwicklung auch der

*) Sie schließt mit dem Satze: „Ein Glück, daß man die Raisonnements der Verfasser ignorieren und sich an das von ihnen beigebrachte Zahlenmaterial halten kann."

gewerblichen Produktion: die berühmte erste Generation industrieller Unternehmer, von denen kein Land verschont geblieben ist. Aber neben diesem doch immerhin schon echten Unternehmertypus wimmelt es von allerhand halbkapitalistischen Gebilden" wie kleinen Fabrikanten, Industrie treibenden Gutsbesitzern. Das mag alles wahr und richtig sein, nur wissen wir uns keines Falls zu entsinnen, wo die echten Unternehmer vom Schlage Krupps und Morgans die eigentliche bürgerliche Revolution gemacht hätten.

Obwohl die Umwälzung jetzt auch in Deutschland vollzogen ist und der Kapitalismus das Handwerk besiegt hat, wird die Wirklichkeit vielfach noch durch allerlei Schein, Spiegelfechterei und Illusionen verdeckt. Da sind z. B. die großen Bauunternehmer, die sich Baugewerkmeister nennen und sich auf Kongressen als ehrbare Handwerksmeister gebärden. Das sei nur ein politischer Trick. „Wer das Vergnügen hat, die Hauptredner auf diesen Versammlungen persönlich zu kennen, der muß die Disinvoltura bewundern, mit der sich diese schweren Jungen bescheiden in das schlichte Gewand des Handwerkers alten Schlages zu hüllen verstehn." Dann wird oft Handwerk mit Handarbeit verwechselt. Daß auch der Hörige des Konfektionärs mit der Hand arbeitet, macht ihn noch nicht zum Handwerksmeister. Sombart vermag im ganzen deutschen Vaterlande nur noch zwei wirkliche Schneidermeister zu entdecken, und zwar im äußersten nordwestlichen Winkel des Reichs. Bei eifrigerm Suchen würde er doch vielleicht noch einige gefunden haben; einen im Osten, der noch dazu aus vier Brüdern besteht, können wir ihm nachweisen. Endlich wird oft die Lage des Handwerks mit der des Handwerkers verwechselt. Gerade in einem absterbenden Gewerbe kann sich der geschickte oder kapitalkräftige Meister auf Kosten seiner ärmern oder weniger findigen Konkurrenten leicht zum kleinen Fabrikanten emporschwingen, der dann immer noch als Meister gilt. Oder es gehn die meisten Mitglieder eines Gewerbes zu Grunde, und das versetzt dann die übrigbleibenden in eine behagliche Lage, aber das Gewerbe selbst ist schwach und unbedeutend geworden. Die Flucht in die Kleinstadt oder aufs Land würde den Handwerkern nichts nützen. „Wir sehen den Bauern seine Kleider beim Juden in der nächsten Kleinstadt kaufen und die Möbel aus dem Magazin beziehn, dieselben Möbel, die vielleicht der Gevatter Handwerker auf dem Dorfe eben erst in die Stadt zum Magazininhaber gefahren hat. Der Bauer gewöhnt sich an den Emailtopf und die Petroleumlampe ebenso leicht wie an die im Laden fertig gekauften eisernen Geräte und ledernen Pferdegeschirre. Ja, man ist versucht, zu sagen, das Blatt habe sich gewandt: die größere Stadt sei ein sichreres Feld für die Bethätigung des Handwerks geworden, als es die Kleinstadt und das platte Land sind. Die rasche Neugestaltung des gewerblichen Lebens in den Großstädten schafft in jedem Augenblick Arbeitsgelegenheiten neu, deren sich der gewandte Handwerker bemächtigen kann; namentlich auf dem Gebiete der Baugewerbe, bei der Installation von Gas- und Wasserleitungen usw. fallen immer wieder Brosamen für Handwerker ab."

Unter den eigentümlichen Erscheinungen, die der Sieg des Kapitals in Breslau und Berlin wie in London und Paris hervorbringt, ohne daß die Beteiligten an dem einen Orte eine Ahnung davon haben, was an den andern

Orten vorgeht, führt er das Verhökern von Möbeln an. „Das Bestreben des Kapitals, das Risiko auf den Arbeiter abzuwälzen, hat nämlich bei einigen Arten von Möbeln — ganz geringer Ware, die vollständig fungibel ist und, weil von jedem Tischler herstellbar, in stets hinreichender Menge angeboten wird — [die Händler bestimmt,] von irgend welcher festen Bestellung abzusehen und das Angebot im eignen Laden abzuwarten. Da fertigt denn der Tischler die Woche über Möbel einer bestimmten Gattung, für die er noch keinen Abnehmer weiß, und fährt mit ihnen am Sonnabend von Magazin zu Magazin, seine Ware feilbietend." Hier erreiche, bei scheinbarer Freiheit, die sich im niedrigen Verkaufspreise ausdrückende Abhängigkeit ihren höchsten Grad. Man wisse ja längst, daß gleiche Ursachenkomplexe überall gleiche Wirkungen erzeugten, „aber das Entzücken des sozialen Forschers ist darum nicht minder groß, wenn er ihnen begegnet." — Die Statistik giebt über die Lage des Handwerks keinen sichern Aufschluß und führt nur irre, wenn man sie nicht durch die Beobachtung des Lebens ergänzt und berichtigt. Sie sagt uns zwar, daß im Königreich Preußen 1846 auf 12,2, im Jahre 1895 schon auf 6,5 Einwohner ein Gewerbthätiger in der Industrie kam, aber sie sagt uns nicht, wie sich die Gewerbthätigen auf die handwerksmäßige und die kapitalistische Produktion verteilen, da sie die Betriebe nach der Größe einteilt, die nicht entscheidet. Sie hat im ganzen Deutschen Reiche nur 70034 hausindustrielle Schneider ermittelt, während vielleicht Berlin und Breslau zusammen allein so viel haben, und wahrscheinlich der allergrößte Teil der als Schneider in Kleinbetrieben angeführten 376228 Betriebsinhaber nichts anders sind als Hausindustrielle.*) Auf Grund einer Wahrscheinlichkeitsrechnung kommt Sombart zu zwei Millionen Erwerbsthätigen im Handwerk gegen sechs Millionen, die im Bereich des gewerblichen Kapitalismus arbeiten. Dem Rückgange der Handwerker in der Zahl entspricht der Rückgang in der sozialen Bedeutung: in Einkommen, Vermögen und Intelligenz. In alle dem bleiben sie hinter den Berufsständen, die den neuen Mittelstand ausmachen: den Gastwirten, Händlern und Agenten, den Staats- und Gemeindebeamten, den Lehrern, den Angestellten kapitalistischer Unternehmungen ebenso zurück wie die Junker hinter der Bourgeoisie. Das Handwerk als soziale Klasse ist keine Macht mehr; es löst sich auf; „die Rodomontaden der Schreier auf den Handwerkerkongressen dürfen uns über diese unzweifelhafte Thatsache nicht hinwegtäuschen."

Der zweite Band zeigt, wie die Thatsache geworden ist, und daß bei der Natur des Kapitalismus, nachdem er einmal entstanden war, die Dinge nicht anders verlaufen konnten, als sie verlaufen sind. In drei Büchern wird dargestellt: die Neubegründung des Wirtschaftslebens durch das neue Recht und die neue Technik (hier wird das Wesen des Maschinenbetriebs, der modernen Chemie und des rationellen Verfahrens im Gegensatz zum empirischen erklärt) und der neue Stil des Wirtschaftslebens, dann seine Neugestaltung durch die moderne Landwirtschaft und die Auflösung der alten bodenständigen Wirtschaftsverfassung, durch die Verstädterung des Volkes, durch Ausweitung und Ver-

*) Wer in einen beliebigen städtischen Rechenschaftsbericht sieht, der wundert sich darüber, wie klein die Zahl der Handwerksmeister im Verhältnis zur Einwohnerzahl ist.

dichtung des Konsums, durch Verfeinerung, Vereinheitlichung und Mobilisierung des Bedarfs und durch Neuorganisierung des Absatzes, endlich die Theorie der gewerblichen Konkurrenz. Ein paar Stichproben mögen von Auffassung und Behandlungsweise eine Ahnung geben. Unter den treibenden Kräften der neuen Entwicklung ist das Verwertungsstreben des Kapitals die gewaltigste. Dieses Streben fand bis zum Krach von 1873 in der Spiritusbrennerei und Zuckersiederei, in der Montan-, Eisen-, Textil- und Lederindustrie hinreichende Befriedigung und hatte in den übrigen Zweigen dem Handwerk nur einzelne Teile weggenommen, die es für den Export verwertete, wie die Konfektion, die Schweizer Uhrenindustrie, die Wiener Schuhmacherei, die Berliner Tischlerei. Die Depression von 1873 bis 1895 verstopfte dem Kapital den weitern Zufluß zu diesen Anlagefeldern und zwang es, andre Verwendungsarten aufzusuchen, das Handwerk aus allen seinen Gebieten zu verdrängen.

Der neue Stil des Wirtschaftslebens wird charakterisiert durch die Überwindung der Materie, des Raumes und der Zeit, durch die rasende Beschleunigung des Tempos und deren bekannte physiologische und psychologische Wirkungen und durch das Gegenteil dieser Überwindung, die wachsende Herrschaft der Sache über die Person, indem immer mehr die Menschenarbeit durch Maschinenarbeit ersetzt wird, die vorgethane Arbeit über die lebendige, die Vergangenheit über die Gegenwart Macht erlangt. Die Tempobeschleunigung wird unter anderm an der Textilindustrie und dem Getreidehandel gezeigt. Marx rechnet im Kapital noch mit sechs- bis achtwöchigen Baumwollentransporten, ebenso langen Rücksendungszeiten, großen Lagern und langen Produktionszeiten, bringt deshalb sehr lange Umschlagsperioden heraus. Heute kauft der englische Spinner den Rohstoff allwöchentlich in Liverpool gegen bar oder kurzes Ziel und verkauft sein Garn zwei bis dreimal in der Woche an der Börse von Manchester. Geradezu wunderbar aber nimmt sich der Getreidehandel aus. Sobald der Elevatorbesitzer in Newyork abends die Übersicht von den Tageseinkäufen der Landelevatoren empfangen hat, telegraphiert er seine Verkaufsofferten in die Welt hinaus. Am nächsten Morgen findet er die Antworten vor. Die Verschiffung wird sofort vorgenommen, und zugleich mit ihr ein Wechsel auf den Käufer gezogen und beim Bankier diskontiert; der Umschlag des in diesem Geschäft angelegten Kapitalteils dauert nicht länger als zwei bis drei Tage.

Außer den bekannten Änderungen der Gesetzgebung, die einen großen Teil der kleinbäuerlichen Bevölkerung entwurzelt haben, führt Sombart noch einige Ursachen an, die bisher wenig oder gar nicht beachtet worden sind. Die kapitalistische Großindustrie und die Großgutswirtschaft haben zusammen nicht allein die kleinen Brennereien und Brauereien, die Handwebereien und andre ländliche Hausindustrien vernichtet, es ist auch mit der Großindustrie selbst eine für unzählige ländliche Existenzen verhängnisvolle Änderung vorgegangen. In der frühkapitalistischen Zeit war sie dezentralisiert. Man legte die Fabriken gern auf Dörfern und in kleinen Städten an, weil man dort wohlfeile Arbeitskräfte fand, und so wurden die Einnahmen der ganz kleinen Besitzer durch den Nebenverdienst einiger Familienglieder in der Fabrik wenigstens bis zum

Existenzminimum ergänzt. Viele Industrien aber sahen sich an Orte gebunden, die ihnen Wasserkraft, Holz und allerlei Rohstoffe lieferten. Vor allem die Eisenindustrie, die vor der Erfindung des Kokshochofens zur Herstellung ihres Rohmaterials Holzkohle brauchte. „Da wurden von den überall verbreiteten Eisenerzgruben und aus den durch die Wälder zerstreuten Köhlerhütten die Rohstoffe fuhrenweise zu den romantisch am rauschenden Waldbach gelegnen Eisenhütten gebracht, die, wenn sie vollständig waren, aus dem Hochofen, dem Pochwerk und verschiednen Hämmern (Stahlhammer, Blechhammer, Zain- [Stab-] hammer), wohl auch einer Gießerei bestanden. Da war es, wo der Märker Eisen reckt: der Meister mit ein paar Gesellen, den getreuen Knechten der Ballade. Und noch zahlreiche andre frühkapitalistische Industrien verdankten ihre Entstehung dem Holzreichtum mancher Gegenden und waren deshalb über das flache Land zerstreut: so alle Holz verarbeitenden Industrien im engern Sinne, wie die Schnitzerei und die Anfertigung von Holzgeräten. Dann aber auch die Pottaschesiedereien, die vor der Verwendung von Soda das gebräuchliche und in Färbereien, Glashütten, Leinwandbleichen, Fayencefabriken, Seifensiedereien usw. verwandte Alkali lieferten: die Pottasche. Ferner sind von den zuletzt genannten Industrien selbst Glashütten, Porzellan- und Fayencefabriken echte Kinder des Waldes." In derselben Zeit nun, wo sich die Industrie aus dieser Abhängigkeit vom Fundort ihrer Rohstoffe befreite und den ärmern Dorfbewohnern den Nebenverdienst raubte, gerieten diese noch durch einen andern Umstand in Not. Die Friedensjahre von 1816 bis 1845 haben unserm Vaterlande die stärkste Volksvermehrung beschert, die wir kennen. Die Bevölkerung auf dem heutigen Reichsgebiet wuchs von 24,8 auf 34,4 Millionen an, d. h. sie vermehrte sich um 38,7 Prozent, während sie sich im folgenden Menschenalter, von 1845 bis 1875, nur um 24,1 Prozent, und sogar im Menschenalter des größten Aufschwungs, von 1865 bis 1895, nur um 31,8 Prozent vermehrte. Wenn die ländliche Bevölkerung in einer Zeit, wo ihrem ärmern Teile durch die „Bauernbefreiung" der Grundbesitz und die Nutzung des Gemeindelandes, durch die steigende Rentabilität der Landwirtschaft die Naturallöhnung und durch die Umwälzung der Industrie der gewerbliche Nebenverdienst genommen wird, wenn sich diese Bevölkerung in einer solchen Zeit auch noch dazu auf das anderthalbfache vermehrt, so entsteht natürlich relative Übervölkerung. Eine reiche Litteratur bezeugt die damalige Not. „Alles wirkte somit zusammen, das Bedürfnis nach einem Abstrom eines Teils der Landbewohner wachzurufen. Das Land drängt seine Kinder fort, und Bevölkerungsschichten, die seit Jahrhunderten so fest an ihrer Scholle geklebt hatten wie nur irgend ein Bodengewächs, sie kommen in Bewegung. Scharen auf Scharen lösen sich los und wandern fort. Und diese Riesenvolksbewegung, von der man mit Recht gesagt hat, daß im Vergleich zu ihr die sogenannte Völkerwanderung ein Kinderspiel gewesen sei, wenn man die in Bewegung gesetzten Volksmassen in Betracht zieht, diese Bewegung scheint nun kein Ende nehmen zu wollen, auch jetzt, wo von einer Überschußbevölkerung auf dem Lande schon lange keine Rede mehr ist."

Der Verstädterungsprozeß veranlaßt Sombart, eine Naturgeschichte der

modernen Stadt zu schreiben. Die von Ackerbürgern bewohnten Landstädte früherer Zeit waren nach ihm noch keine wirklichen Städte. Die Stadt im ökonomischen Sinn ist eine Ansiedlung von Menschen, die für ihren Unterhalt auf die Erzeugnisse fremder landwirtschaftlicher Arbeit angewiesen sind. Das Maß ihrer Wachstumsmöglichkeit hängt von der Größe des Überschusses ab, den die landwirtschaftliche Bevölkerung erzeugt. Für den Entstehungsort der Stadt und ihre Entwicklung zur Großstadt ist die geographische Lage nicht in dem Grade entscheidend, wie man berühmten Geographen geglaubt hat. Mutter der modernen Stadt ist die Handelsstadt, die aber ihrer Natur nach nicht Riesenstadt werden kann. „Der Laie pflegt sich nicht klar zu machen, daß von dem Warenstrom, der durch eine Stadt hindurchgeht, noch kein Sperling in dieser Stadt leben kann, es sei denn, er pickte sich sein Futter aus den Getreide- und Erbsensäcken heraus.“ Das aber, was hängen bleibt, der Kaufmannsprofit, steht im umgekehrten Verhältnis zum Wertquantum; heut bleibt von der ganzen Milliarde weniger zurück als vor einigen Jahrzehnten von der halben. Von den mittelalterlichen Handelsstädten ist keine sehr groß geworden; wohl aber ist das nicht wenigen Residenzstädten geglückt. Wie bei den ersten Ansätzen zur Reichtumsanhäufung spielte auch bei der Entstehung der Großstädte Hof- und Grundadel die Hauptrolle. Um die Trias von Grundrentnern, Staatsrentnern und Großfinanzlern, zu denen sich natürlich der Kaufmann als vierter gesellt, gruppiert sich zunächst ein Haufe von Schmarotzern, Klienten, Künstlern, Advokaten, dann die entsprechende Zahl Gewerbtreibender, besonders solcher, die dem Luxus dienen. In London ist zwar der Handel hinzugekommen, aber was seinen Reichtum begründete, war zunächst das Zusammenströmen des Landadels, der sich in der Hauptstadt Paläste baute und dort seine Einkünfte verzehrte. Berlin verdankt sein erstes Wachstum demselben Umstande, nur daß es damit wegen der Armut der Mark Brandenburg entsprechend langsam ging. Im Jahre 1783 machten der Hof, die Bedienten, das Militär und die Beamten mit ihren Angehörigen zwei Fünftel der 141000 Seelen betragenden Gesamtbevölkerung aus. In einem reichern Lande würden die 56000 „Söldlinge“ eine viel größere Zahl von Gewerbetreibenden in Nahrung gesetzt und die Einwohnerzahl auf 300000 gebracht haben. Berlin ist bekanntlich erst durch die Industrie Millionenstadt geworden, und diese ist nun überhaupt in der Zeit des Hochkapitalismus die eigentlich großstadtbildende Kraft. Auf welche Weise sie wirkt, das muß man in dem Buche selbst lesen. Nur das eine erwähnen wir noch, daß die Industriestädte einerseits einzuteilen sind in primäre (von der Industrie geschaffne) und sekundäre (durch sie nur vergrößerte), andrerseits in industrielle Teilstädte, die bloß von Industriearbeitern bewohnt werden, sodaß nur ein Teil des in ihnen erzielten Unternehmergewinns von ihrer Bevölkerung verzehrt wird — ein andrer Teil vielleicht in weit entfernten Residenzen —, und industrielle Vollstädte, in denen der am Ort verdiente Unternehmergewinn ausgegeben wird. Solche setzen Ring an Ring an und wachsen sich zu Riesenstädten aus. Primäre Industriestädte wie Königshütte bleiben gewöhnlich industrielle Teilstädte (wir würden sie lieber reine Industriestädte nennen), anders ausgedrückt: Proletarierstädte. Bei der Dar-

stellung des Anteils, den die Eisenbahn an der Umwälzung gehabt hat, ist es auffällig, daß List nicht erwähnt wird, dem niemand glauben wollte, als er die Wirkungen voraussagte, die Sombart beschreibt. Das Erfreulichste im Unterschiede zwischen unsrer und der vormärzlichen Zeit, die heutige Üppigkeit und der Reichtum gegenüber dem Armeleutegeruch, der damals auch noch den höhern Staatsbeamten anhing, wird sehr kräftig hervorgehoben, und das heutige Berlin W wiederum, wird noch beigefügt, habe einen Armeleutegeruch, wenn man es neben Nordamerika hält; die dortigen Hauseinrichtungen, Toiletten und Gastmähler seien Märchen aus Tausend und Einer Nacht. Von den romantischen Feinden der modernen Entwicklung, wie Ruskin und Morris in England, Riehl in Deutschland, heißt es, sie hätten als Don Quixotes die junge, gesunde Generation mit einem Keim von Dekadenz angesteckt.

In dem Abschnitte, der von der Umgestaltung des Bedarfs handelt, wird u. a. das Wesen der Mode erörtert. Schon Mercier († 1814) war über ihren raschen Wechsel erstaunt. Trotzdem sei man versucht, zu behaupten, ihr innerstes Wesen habe sich erst seit einem Menschenalter voll entfaltet; jedenfalls habe sie jetzt erst die Macht erlangt, einen solchen Einfluß auf das Wirtschaftsleben auszuüben, daß sie in die Nationalökonomie gehöre. Das Eigentümliche der heutigen Mode sei, daß sie sich auf eine unübersehbare Fülle von Gebrauchsgegenständen erstrecke (hier hätte Sombart auch noch erzählen sollen, wie sich fast alle illustrierten Zeitschriften der Reihe nach dazu bequemt haben, den Jugendstil anzunehmen), daß nicht mehr jedes Land, jeder Ort, jeder Stand seine besondre Mode habe, sondern daß ein und dieselbe Mode „mit der Ausdehnungsintensität der Gase“ die ganze Kulturwelt durchdringe, und daß ihr Wechsel ein geradezu rasendes Tempo angenommen habe. Die Geschäftsinhaber müßten sich, wie im „Konfektionär“ geklagt wird, das Hirn zermartern, das Blut aus den Nägeln saugen, um dem vom Neuerungsfieber ergriffnen Publikum zu genügen und um — die Konkurrenten zu schlagen. „Der Absatz wird zu einem Problem.“

Dieses Problem führt uns noch einmal zum Handwerk zurück. Im dritten Buche wird ihm jede Hoffnung abgeschnitten. „So lange es an der einen Stelle in der Stadt nur darum bessere oder billigere Semmeln giebt, weil der Meister Kunz eine ordentliche Frau hat und selbst das Backen in Frankreich oder Italien gelernt hat, oder der Schneidermeister Fips die besten und billigsten Anzüge liefert, weil er gerade das Zuschneiden versteht, aber ein schlechter Rechner ist und von seinem ererbten Vermögen zusetzt, solange giebt es keine Konkurrenz als soziale Erscheinung. Sie wird erst möglich, wenn Überbietung bei der Warenlieferung und Unterbietung im Preise in jedem einzelnen Falle von den Zufälligkeiten des Persönlichen befreit sind.“ Der kapitalistische Betrieb (der technisch nicht Großbetrieb zu sein braucht, sondern sich in eine Anzahl Kleinbetriebe, z. B. Schneiderwerkstätten, gliedern kann) liefert ganz allgemein in einer solchen Menge und Güte und zu einem so niedrigen Preise, daß das Handwerk mit ihm nicht konkurrieren kann, und darum ist dieses verloren. Was die Güte der Waren betrifft, so ist sie für den Handwerker Ehren- und Gewissenssache, für das Kapital nicht, da dieses ja als ein totes

Ding weder Ehre noch Gewissen hat, und in der That hat es nicht bloß anfangs gute Handarbeit durch schlechte Fabrikerzeugnisse verdrängt, sondern kommt auch heute noch schlechtem Geschmack und kleinen Geldbeuteln mit leichter Ware und Surrogaten gefällig entgegen. Aber die Anforderungen des guten Geschmacks und des Reichtums kann heute dennoch nur das Kapital befriedigen; der Handwerker kann es nicht, u. a. deswegen, weil ihm dieses das Rohmaterial und die guten Arbeiter nimmt. Der kleine Tischler kann weder teure ausländische Hölzer kaufen noch sein Holz lagern und austrocknen lassen. Und der tüchtige Geselle flieht aus der schauderhaften Werkstatt und der armseligen Wohnung des Meisters in die Fabrik, die ihm schöne, freundliche und gesunde Arbeitsräume, geregelte Arbeitszeit, guten Lohn und im übrigen Freiheit gewährt. Dem Meister bleibt nur der Schund. Doch auch von weniger tüchtigen und von ungelernten Arbeitern stehn dem Kapital jederzeit so viele zur Verfügung, als es braucht. Daß es die Arbeiter differenziert, für alle Begabungen von der höchsten künstlerischen bis zu der des Lastträgers und des Schmutzausfegers Verwendung hat und jeden Mann an seinen richtigen Platz stellt, gehört zu den Elementen seiner Macht. Unter dreißig Schneidern oder Schustern ist immer nur einer, der gut zuschneiden lernt, wie es unter je dreißig Billardspielern immer nur einer zur Meisterschaft bringt. Darum ist unter dreißig selbständigen Schneidern nur einer ein vollendeter Meister, die andern 29 machen ihre Sache teils mittelmäßig, teils schlecht. Arbeiten dagegen alle dreißig für einen Konfektionär, und schneidet der eine, der es kann, für die andern 29 zu, so kann jedes Stück ihrer gemeinschaftlichen Arbeit gut ausfallen.

Sehr ausführlich wird gezeigt, wie eitel die Hoffnung auf die Rettungsmittel ist, die „Professorenheit" erdacht hat. Renaissance des Kunsthandwerks ist Phrase, wie Sombart an den „Vereinigten Werkstätten" zeigt, die er in München studiert hat. Er hat dort gelernt, daß gerade die höchsten Ansprüche künstlerischer Inspiration im Kunstgewerbe jede handwerksmäßige Produktion ausschließen. Hervorragende Künstler entwerfen die Skizzen, die natürlich gut bezahlt werden; Zeichner, deren jeder auf einen bestimmten einzelnen Künstler gedrillt ist, führen die Skizzen aus, und die Handarbeiter, die danach den Gegenstand herstellen, müssen sich sklavisch an die Vorlage halten und dürfen nicht das Kleinste ändern. Der Künstler bestimmt auch, welches Material, welche Art Holz oder Faden, welche Farbe für jeden Teil jedes Stücks gewählt werden soll. Als Ideal der Werkstatteinrichtung erscheint dem Künstler „ein Troß höchstspezialisierter Qualitätsarbeiter, deren jeder wenn möglich ebenfalls nur auf einen Künstler und eine Vorrichtung eingeübt ist, z. B. auf Intarsiaarbeit für Pancock." Der Grundgedanke der neuen Ordnung ist, es dahin zu bringen, „daß ein Geist nicht nur für tausend, sondern für zehntausend, für hunderttausend Hände genüge." Weiter wird nachgewiesen, daß den Handwerkern auch die Kleinmotoren, die kleinen Arbeitsmaschinen und die gemeinsame Benutzung größerer Kraftquellen nicht helfen können, und endlich wird die Hoffnung auf die genossenschaftliche Selbsthilfe zerstört. Der Kredit gehört zu den kräftigsten Hebeln des Kapitalismus, und Kreditvereine wirken darum

nur auflösend auf das Handwerk; sie helfen den schon gut situierten Handwerkern, sich auf Kosten ihrer schwächern Genossen zu kleinen Fabrikanten emporzuschwingen. Ganz ebenso wirken Rohstoff- und Magazingenossenschaften. Bei der Landwirtschaft wirken Einkauf- und Absatzgenossenschaften in ganz andrer Weise, weil Düngemittel wie Milch fungible Waren sind, bei jenen kein Einkaufender zu kurz kommt, bei dieser nicht unterschieden wird, was der einzelne Bauer dazu liefert. Dagegen geraten die Handwerker um das bessere Brett, um die bessere Rindshaut in Streit miteinander, und im Magazin gehn nur die gut gearbeiteten Stücke weg, die schlechten bleiben stehn. Daher kommt es denn, daß die noch ziemlich jungen landwirtschaftlichen Genossenschaften blühn, während die über fünfzig Jahre alte Genossenschaftsbewegung unter den Handwerkern in kümmerlichen Versuchen stecken geblieben ist und nichts Nennenswertes geleistet hat. Wenn sich immerhin noch eine beträchtliche Anzahl von Handwerkern hält, so ist das nach Sombart auf folgende „Hemmungen" des natürlichen Entwicklungsprozesses zurückzuführen. Es giebt noch eine Menge „Kulturbarbaren," die sich mit schlechten Handwerkserzeugnissen begnügen. Viele Handwerker vermögen wohlfeiler als die Fabrik zu liefern, weil sie sich eine untermenschliche Wohnung und überhaupt die härtesten Entbehrungen gefallen lassen. Andre vermögen unter dem Herstellungspreise zu verkaufen, weil sie, namentlich als Hausbesitzer in kleinen und Mittelstädten, von ererbtem Vermögen zehren; auch wohlfeil wohnende Dorfhandwerker vermögen sich zu halten. Endlich verlegen sich die meisten auf Lehrlingsausbeutung, genauer gesagt auf die Ausbeutung „jugendlicher" Arbeiter, die vor dem Gesetz als Lehrlinge gelten, in Wirklichkeit aber keine sind. Sombarts Endergebnis lautet: das Handwerk wird sein Dasein so lange weiter fristen, als der Staat diese Ausbeutung gestattet, und als nicht durch zweckmäßigere Einrichtungen für den gewerblichen Unterricht gesorgt ist.

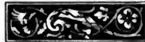
Da Sombart, wie er ausdrücklich sagt, die neue Gestalt des Wirtschaftslebens nur darstellen, nicht werten will, so haben wir keinen Anlaß, bei dieser Gelegenheit zu wiederholen, wie wir diese Gestalt und namentlich den heutigen Reichtum in Hinsicht auf Moralität, Ästhetik und Glück würdigen. Nur über den Gegensatz zur vormärzlichen Zeit und über die Bestandteile des heutigen Reichtums muß etwas gesagt werden, woran Sombart zu erinnern vergißt. Aus der Not der vierziger Jahre darf nicht geschlossen werden, daß die alte Wirtschaftsverfassung an sich unfähig gewesen sei, die Bedürfnisse einer dichtern Bevölkerung zu befriedigen. Die Einwohnerzahl war, wie Sombart — als der erste, soviel wir wissen — hervorhebt, so ungewöhnlich rasch gewachsen, daß es bei jeder Wirtschaftsverfassung schwierig gewesen sein würde, die Erwerbsgelegenheiten im entsprechenden Maß und Tempo zu vermehren, und dazu kam eine Reihe von Mißernten, die Sombart nicht erwähnt, und die Hungersnot erzeugen mußten, weil die neuen Verkehrsmittel noch nicht allgemein eingeführt und die ihnen entsprechenden Verkehrsformen noch nicht vorhanden waren. Mit dem Siege der modernen Technik war die Reichtumsvermehrung als unvermeidliche Wirkung gegeben. Zwar wurde sie von den Hemmungen aufgehalten, die aus den Widersprüchen der kapitalistischen Wirtschaftsverfassung

entspringen, die Marx zuerst aufgedeckt hat, und die auch Sombart andeutet, aber sie ganz zu vereiteln, dazu reichte doch die Kraft dieser Hemmungen nicht hin; es war unmöglich, daß die verhundertfachte Produktivität die Gütermasse oder, was dasselbe ist, die Einkommen nicht verdoppelte, ja verzehnfachte. Aber selbstverständlich besteht der vergrößerte Einkommenteil hauptsächlich aus Gewerbeerzeugnissen und aus Diensten, die die Technik leistet: aus schönern Wohnungen, aus schönerer und reicherer Wohnungsausstattung, aus reichlicherer und mannigfaltigerer Kleidung, aus Büchern, Zeitungen, Kunstwerken und andern Bildungsmitteln, aus Bequemlichkeiten und Luxus, namentlich aus Reise- und Beleuchtungsluxus. Dagegen ist von den zwei wesentlichsten Einkommengütern das eine, die Nahrung, nicht wesentlich vermehrt, das andre, die Wohnung, wenigstens in Beziehung auf den Raum, für die Mehrzahl der Menschen verkürzt worden. Über die Wohnungsnot, die ein stehender Beratungsgegenstand der Behörden ist, braucht nichts gesagt zu werden. Was aber die Nahrung*) betrifft, so hat zwar die Verkehrstechnik alle wohlhabenden Völker von der Gefahr akuter Hungersnöte für immer erlöst und unsre Kost durch die Einfuhr neuer Nahrungs- und Genußmittel verbessert, aber daß die Ernährungsfrage für die ganze Kulturwelt befriedigend gelöst sei, kann man nicht sagen. In Rußland und Indien, die wenigstens mittelbar zu unserm Kulturkreise gehören, hungern jahraus jahrein ein paar hundert, in Spanien, Italien und Galizien ein paar Dutzend Millionen. In den übrigen europäischen Kulturstaaten ist zwar die Zahl der Hungernden relativ kleiner, die der gut Genährten relativ und absolut größer geworden als in den vierziger Jahren — dank dem heutigen Getreide- und Viehhandel; aber die Landwirte erklären, wenn die Wohlfeilheit der Lebensmittel fortdauere, so müßten sie alle zu Grunde gehn, und ist das auch wahrscheinlich Übertreibung, so entbehrt es doch sicherlich nicht jeder Begründung. Was aber die Industrie betrifft, so wird „das Problem, die Ware an den Mann zu bringen," täglich unlösbarer. Eben, da wir dieses schreiben, lesen wir in der Frankfurter Zeitung einen Stimmungsbericht aus London vom 17. Oktober: Brot, Fleisch und Kohlen werden immer teurer, die Löhne sinken, die Gewerkvereine zählen 5 Prozent Arbeitslose, die Metzger der Arbeiterviertel schließen ihre Läden, weil die Arbeiter kein Fleisch mehr kaufen können. So sieht sich die Kulturwelt von drei Problemen bedrängt: dem Absatzproblem, dem Problem des ländlichen Grundbesitzes und dem der Spaltung des stärksten Berufsstandes in zwei feindliche Organisationen: die Unternehmertrusts und die Gewerkvereine.

Daß die heutige Wirtschaftsverfassung etwas völlig Neues, in keiner frühern Zeit dagewesenes ist, muß jedem klar werden, der Sombarts Werk liest. Die drei Probleme aber lassen es unmöglich erscheinen, daß dieses Neue so lange dauern könne wie etwa die Feudal- oder die Zunftverfassung. Sombart hebt die drei Probleme nicht ausdrücklich hervor, deutet aber an, daß sich das Wirtschaftsleben mit reißender Schnelligkeit weiter umgestaltet — einem Ziel ent-

*) Bei großen Einkommen heutiger Zeit kann diesem Bestandteil nichts mehr zufließen, weil weder die Menge einer Vermehrung noch die Qualität einer höhern Verfeinerung fähig ist; jeder weitere Reichtumszuwachs muß darum auf andern Luxus verwandt oder kapitalisiert werden.

gegen, über das er wohl in den Bänden, die noch folgen sollen, Vermutungen anstellen wird. Wir hatten unsre philosophische Ansicht, daß der Fortschritt nicht in der Verdrängung jedes Alten durch ein Neues, sondern in der steten Bereicherung des Daseins durch das Hinzuwachsen von Neuem zum Alten bestehe, auch auf das Wirtschaftsleben angewandt und die Hoffnung ausgesprochen, es werde — zunächst für uns Deutsche unter Beihilfe einer kräftigen Kolonialpolitik — gelingen, neben den neuen großkapitalistischen Unternehmungen die selbständigen Kleinbetriebe in der für eine gesunde Struktur des Volkskörpers angemessenen Zahl zu erhalten. Wir bekennen, daß Sombart diese unsre Hoffnung, wenigstens was den Handwerkerstand betrifft, wankend gemacht hat. Seine Darstellung der gegenwärtigen wirtschaftlichen und sozialen Zustände prangt in blühendem Rosa. Das ist nicht zu verwundern, denn die Ausarbeitung seines Werkes fällt doch jedenfalls der Hauptsache nach in die Periode der letzten Hochkonjunktur: 1895 bis 1900. Sollte er in den nächsten Bänden das Kolorit aus dem fröhlichen ins gräuliche abtönen müssen, so würde ihn das nicht in Widerspruch mit seiner Grundansicht verwickeln; vielmehr würde er in der kurzen Dauer des Aufschwungs und in der Depression, die ihn abgelöst hat, nur die Wirkung der verborgnen Maschinerie sehen, die zu raschem Vorwärtsschreiten zwingt — einem Ziel entgegen, das dem Bebelschen Ideal ähnlicher sein dürfte als dem unsern.



Russische Kultur

(Schluß)



Der zweite Band von Paul Milukows Skizzen russischer Kulturgeschichte (mit einer die Entwicklung der Kirchenkuppel darstellenden Tafel) behandelt in drei Kapiteln Religion und Kirche, Kirche und Kunst, Schule und Bildung. Wir versuchen die Hauptergebnisse des ersten Kapitels zusammenzufassen. Die Russen blieben, nachdem sie getauft worden waren, vorläufig reine Heiden. Das Christentum ihrer Mönche bestand in Kasteiungen. Sie nahmen es damit sehr ernst und kämpften tapfer gegen den Teufel, d. h. gegen die Naturtriebe. Der Teufel erschien ihnen in vielerlei Gestalten, denn wenn sie durch Fasten und Wachen übermäßig geschwächt waren, hatten sie Halluzinationen. Denken und Studieren wurde für äußerst gefährlich gehalten, und der Bauer gar konnte nicht einmal das Vaterunser beten; das galt ihm als eine sehr hohe Wissenschaft, die nur den Fürsten und den Geistlichen zieme. Die Frömmigkeit der russischen Mönche steckte in den Beinen und im Magen. Ein orientalischer Patriarch und sein Begleiter, die eines ihrer Klöster besuchten, mußten bekennen, daß ihnen das dortige Leben zur Folter geworden sei; sie hatten in der Kirche acht Stunden auf einem Fleck stehn müssen und waren vom Fasten ganz schwach geworden. Aber auch die russischen Mönche selbst

hielten das auf die Länge nicht aus. Sie sanken von der Höhe ihrer ursprünglichen Heiligkeit herab und lebten wie das Volk, ohne dieses bedeutend emporzuheben. Nur in einer Beziehung that das Volk einen Schritt vorwärts: es fand Geschmack am Kultus und fing an, über die Bedeutung der Zeremonien nachzudenken. Und da sich die Geistlichen der leichtern Art Heiligkeit, die in der Verrichtung der rituellen Handlungen bestand, mit wachsendem Eifer ergaben, so fanden sich Geistliche und Laien allmählich im Kultus zusammen; man konnte nun sagen, daß das ganze russische Volk den christlichen Glauben wenigstens äußerlich angenommen habe. Diese ihre ungemein sichtbare und hörbare Frömmigkeit imponierte den Russen dermaßen, daß sie sich einbildeten, sie seien die einzigen wahren Christen auf Erden; das westliche Christentum haßten sie geradezu, aber auch das ihrer Bekehrer, der Byzantiner, schätzten sie gering; sie machten sich eine Legende zurecht, wonach sie den Glauben nicht aus Konstantinopel, sondern vom Apostel Andreas empfangen hätten. Moskau wurde ihnen das dritte, das eigentliche und vornehmste Rom, und als Konstantinopel in die Hände der Türken fiel, sahen sie darin die gerechte Strafe dafür, daß der dortige Patriarch das Konzil von Florenz besucht, und daß sich die Griechen zur Union mit den Lateinern bereit erklärt hatten. Der Metropolit Isidor von Kiew, der der Einladung nach Florenz gefolgt war, wurde abgesetzt. (Daß gerade dieser russische Bischof mit Eifer für die sehr wenig dauerhafte Union thätig gewesen ist, erwähnt der Verfasser nicht.) Im Jahre 1589 machte sich die russische Kirche formell unabhängig von Byzanz, indem sie sich ihren eignen Patriarchen gab, der in innigster Harmonie mit dem Kaiser regierte. Die Theorie von den zwei Himmelslichtern, wobei das geistliche die Würde der Sonne für sich in Anspruch nahm, und von den zwei Schwertern fand auch in Rußland Eingang, aber zu einem ernstlichen Konflikt zwischen den beiden Gewalten kam es nicht, weil sich der Patriarch in der Praxis dem stärkern Mitregenten zu fügen pflegte, was seinem Ansehen in den Augen des Volkes nicht schadete, weil dieses in seinem Kaiser den einzigen wahren Kaiser, den Kaiser der Welt, den Herrn der ganzen Christenheit verehrte.

So vollendete sich der in Byzanz entstandne Cäsaropapismus, und drei Hierarchen des sechzehnten Jahrhunderts, der Abt Joseph Sanin und die Metropoliten Daniel und Makarius, paßten zuletzt auch die Theorie der Wirklichkeit an. Zugleich sorgten sie dafür, daß die Seelen vor jeder Versuchung zur Auflehnung geschützt blieben. Sie prägten den Geistlichen, die sie erzogen, den Grundsatz ein, daß die Frömmigkeit in der genauen Beobachtung des Ritus und in der Bewahrung des Althergebrachten bestehe, eignes Meinen aber die Ursünde und die Quelle aller Übel sei. Eine Gelehrsamkeit, die Wert haben solle, müsse reines Buchstabenwissen sein und das Nachdenken wie die Kritik ausschließen. Die Vernünftigkeit des Glaubens, so lehrte die Orthodoxie, darf nicht bewiesen werden; die Griechen wie die Lateiner, die sich auf ein solches rationalistisches Verfahren eingelassen haben, sind Ketzer geworden; nur mit Schriftstellen darf bewiesen werden, und zwar nur den Feinden des orthodoxen Glaubens gegenüber. Auf den Buchstaben des Textes kommt alles an, sowohl beim Gebet wie beim Lehren. Ein Chronist notiert als wichtiges Ereignis:

„Im Jahre 6984 (seit Erschaffung der Welt; es ist das Jahr 1476) haben einige Philosophen angefangen zu singen: O Gott, erbarme dich, statt bloß: Gott, erbarme dich." Zwei Lehren Daniels: daß beim Bekreuzen zwei Finger gebraucht werden müßten, und daß es Abfall vom Glauben sei, wenn sich ein Mann den Bart scheren lasse, sind auf einem Konzil dogmatisiert worden.

Dem Buchstabenkult machte die geistliche Akademie zu Kiew Opposition, deren Mitglieder fanden, daß die Texte der heiligen Bücher außerordentlich von einander abwichen, und daß man ohne Kritik den richtigen Text nicht zu ermitteln vermöchte. Der Patriarch Nikon bekannte sich zu ihren Grundsätzen und ließ die Texte nach den griechischen Originalen verbessern; mit Unwillen lasen die Altgläubigen jetzt Tempel und Kinder, wo vordem Kirche und Knaben gestanden hatte. Im Jahre 1000, sagte man einige Jahre später, sei die römische, im Jahre 1595 die kleinrussische Kirche abgefallen, 1666 werde die großrussische abfallen. In diesem Jahre wurden wirklich die Gegner der Neuerung auf einer Kirchenversammlung verurteilt. Das Volk blieb dem treu, was es für den alten Glauben hielt, und erwartete den Untergang der Welt. Es spähte nach den Vorzeichen und sah endlich in Peter dem Großen den Antichrist. Man berechnete, daß dieser 1699 erscheinen müsse. Das russische Jahr begann damals noch mit dem 1. September. Sechs Tage vorher, am 25. August 1698, kam Peter von seiner Auslandsreise heim, begab sich nicht nach dem Kreml, um die Heiligenbilder zu begrüßen, sondern in die deutsche Vorstadt zu seiner Maitresse, verbrachte die folgende Nacht mit einem Trinkgelage, schnitt am Tage darauf einigen Bojaren die Bärte ab und ließ die übrigen rasieren. Bei der Neujahrsfeier mußten seine Narren unter dem Gelächter der Ausländer die letzten Bärte abschneiden. Sodann wurden Strelitzen geköpft; Hinrichtungen und Gelage wechselten ab. Zu allen andern Freveln fügte er noch den, daß er die Zeitrechnung nach Erschaffung der Welt durch die nach Christi Geburt ersetzte und dabei, wie die russischen Kalendermacher behaupteten, acht ganze Jahre stahl. Die Welt ging nun zwar nicht unter, aber daß der Antichrist regiere, davon blieb die Masse der Altgläubigen überzeugt. Mit der Zeit schwächte sich dieser Glaube dahin ab, daß der Teufel nicht in einer Person verkörpert sei, sondern unsichtbar durch die weltlichen und die geistlichen Beamten herrsche. Die Kirche war zu Grunde gegangen, und man mußte sich ohne Priester behelfen. Den schwächern Seelen erschien jedoch dieser Zustand unerträglich. Leute, die für einen Buchstaben zu sterben bereit waren, sollten nun zeitlebens die Sakramente und den Gottesdienst entbehren. Deshalb trennten sich von den Priesterlosen die Priesterlichen, die in der halben Welt nach rechtmäßig geweihten, nicht abgefallnen Bischöfen suchten, von denen sie sich Bischöfe und Priester könnten weihen lassen, fanden auch solche und brachten es zu einer eignen Hierarchie, die sie schließlich in die orthodoxe Kirche zurückführte. Die Schismatiker wurden von Katharina II. und Alexander I. geduldet, von der Zeit Nikolaus II. ab verfolgt, wenn auch nicht so grausam wie im Anfange der Bewegung, wo ihnen der Scheiterhaufen drohte. Diesen bereiteten sich viele selbst, da sie das Warten auf den Weltuntergang satt bekamen und es einfacher fanden, sich die Himmelspforte durch den Feuer- oder

den Wassertod eigenmächtig zu erschließen. Sogar die Kinder sangen: Wir wollen ins Feuer gehn, im Himmel werden wir goldne Hemden, rote Stiefel, Honig, Nüsse und Äpfel bekommen; verbrennen wir uns lieber selbst und verbeugen wir uns nicht vor dem Antichrist! Zwanzigtausend Schwärmer sollen sich damals verbrannt haben. Übrigens gab es zahllose Streitigkeiten und Spaltungen unter den Schismatikern. Unter anderm stritt man über die Ehe; die Extremen behaupteten, unter der Herrschaft des Antichrist sei Unzucht besser als Ehe, denn jene sei zwar Sünde, aber eine Sünde, die durch Buße getilgt werden könne; durch die außerkirchliche Eheschließung dagegen würden sie sich das Priestertum anmaßen, und dafür gebe es keine Vergebung.

Durchaus verschieden von den fanatischen Hütern des Altertums sind die Sekten, da sie neue Religionsbegriffe einführen und das Christentum zu vergeistigen streben. Die Anregung zur Sektiererei ging von eingewanderten polnischen und deutschen Protestanten aus, die in der Eucharistie nur Brot und Wein sahen, die Heiligenbilder für ruchlose Götzenbilder erklärten und statt der Beichte die Änderung des Lebenswandels empfahlen. Ein Knecht, Theodosius der Krumme, predigte, die Unterschiede der Konfessionen hätten nichts zu bedeuten; alle, die das Wort Gottes recht verstünden, sie möchten Russen, Tataren oder Deutsche sein, seien Brüder; die Sakramente seien überflüssig, ebenso die Lehrer, da Christus der einzige Lehrer sei; wahre Christen hätten keine Obrigkeit, führten keinen Krieg und besäßen alle Güter gemeinsam. Eine Sekte nannte sich Chlysten (Christen), weil sie das untergegangne Christentum wiederhergestellt zu haben glaubte. In einem Bauer erschien Christus leibhaftig, und eine mit ihm herumwandernde Frauensperson wurde als Gottesmutter verehrt. Viele dieser geistigen Christen verwarfen die Ehe; da sie aber nicht selten in das Gegenteil von Askese verfielen, so unternahm im achtzehnten Jahrhundert eine neue Sekte, die der Skopzen, eine Radikalkur, indem sie ihren Mitgliedern die Pflicht auferlegte, sich der Zeugungsfähigkeit zu berauben.

Um dieselbe Zeit entstand die Sekte der Duchoborzen. Einer ihrer Zweige, der von Jekaterinoslaw, brachte es unter dem Einfluß der westeuropäischen Mystik zu einer wirklich vergeistigten Lehre, die dem Gnostizismus verwandte Züge aufweist. Im Gefängnisse haben einige dieser Leute 1791 ein Glaubensbekenntnis aufgesetzt, das sie den Behörden überreichten. Die Seelen der Menschen sind nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen; Verstand, Gedächtnis und Wille entsprechen den drei Personen in Gott. Ein Teil dieser Seelen fiel ab und wurde zur Strafe in die materielle Welt verbannt. Die äußern Ordnungen dieser Welt sind notwendig, damit sich das verdorbne Geschlecht nicht ganz durch Laster und Verbrechen vernichte. Die sich aber nach dem Vorbilde Christi, der verkörperten göttlichen Weisheit, erneuert haben, bedürfen weder der bürgerlichen Ordnungen noch der kirchlichen Zeremonien. Befreiung aus dem Kerker des Leibes ist das Ziel des irdischen Lebens. Die Bibel legen die Duchoborzen allegorisch aus. Obwohl sich ihre allegorische Schriftdeutung zuletzt in läppische Wortspielerei verlor und die Sekte stellenweise sittlich verwilderte, haben sich die Duchoborzen doch um die geistige Weckung und die sittliche Hebung des Volks verdient gemacht. Unter Alexander I., der

dem Minister für geistliche Angelegenheiten und für Volksaufklärung auch die Pietisten und Mystiker unterstellte und das Protektorat einer Bibelgesellschaft annahm, wurden die Sekten hoffähig; der Kaiser besuchte sogar die der Residenz benachbarte Skopzenansiedlung, deren eigentliches Mysterium er nicht gekannt zu haben scheint, und die Damen am Hofe führten die heiligen Tänze der Chlysten auf. Lange vor Tolstoi haben die Duchoborzen gelehrt, daß die Christen keine Steuern zahlen, keiner Obrigkeit gehorchen und auch zur Verteidigung des Vaterlands nicht in den Krieg ziehn dürfen. Während das Schisma der Altgläubigen nur die Bauern und die Kaufleute ergriff, haben sich an der Sektiererei Volk und Intelligenz gleichmäßig beteiligt. Doch auch jenes, obwohl dem starrsten Buchstabenglauben entsprungen, bedeutet einen Fortschritt, weil es das Volk zur Selbständigkeit im religiösen Leben erzogen hat.

Der Hierarchie steht auch der nicht schismatische Russe gleichgiltig gegenüber. Der Pope wird nur als Schreiber geschätzt, wenn er schreiben kann: zu ihrem Bedauern fanden die Bauern in der Zeit, wo sie noch ihren Popen selbst wählten, nur ausnahmsweise einen schreibkundigen Mann, den sie dem Bischof zur Weihe präsentieren konnten. (Mit diesem Zustande vergleiche man den Englands, wo im dreizehnten Jahrhundert auch im kleinsten Dörfchen die Gutsrechnung auf das sorgfältigste geführt wurde.) Den Diakon aber schätzte man nur, wenn er die Gemeinde, um die Wette mit der großen Glocke, durch seinen gewaltigen Baß erbauen konnte. Die Popen galten als eine — und zwar als die unterste — der erblichen Rangklassen, von denen die Amtsführung als Dienstpflicht gefordert wurde; erst das Jahr 1869 befreite die Söhne der Kirchendiener von dem Zwange, wider ihren Willen das väterliche Gewerbe zu betreiben. Die überzähligen Sprößlinge des Standes waren bis dahin zu Soldaten gemacht worden, und die Flucht in den Soldatenstand war der einzige Ausweg aus einem Elend, das manchem noch schlimmer erschien als das Soldatenelend, da der Geistliche auch vor Prügeln nicht sicher war und, um nur kümmerlich leben zu können, wie der ärmste Bauer auf dem Acker arbeiten mußte. „Gelehrte," d. h. in einem geistlichen Seminar ausgebildete Popen, giebt es seit dem achtzehnten Jahrhundert, aber erst 1814 wurde die Vorbildung im Seminar für die Geistlichen obligatorisch gemacht. (Bis dahin war also der russische Klerus ungefähr so beschaffen, wie der fränkische unter Karl dem Großen.)

Was die Kirchenverfassung betrifft, so erleichterte das Schisma dem gewaltthätigen Peter die gänzliche Beseitigung der Patriarchalgewalt. Anstatt des russischen Papstes regiert seitdem der Heilige Synod oder vielmehr der Oberprokurator, der den Kaiser im Synod vertritt und Staatsminister ist. Eines obersten Glaubensrichters bedarf die russische Kirche nicht, denn es giebt für sie keine theologischen Fragen; sie ist niemals der gemeinsamen Sünde der protestantischen und der römischkatholischen Kirche, dem Rationalismus verfallen, sondern hat sich immer nur die Aufgabe gestellt, den überlieferten Buchstaben zu bewahren. Einzelne theologische Schulen haben allerdings teils katholische, teils protestantische Grundsätze angenommen, und die protestantische Richtung

wurde sogar von dem liberalen Alexander I. begünstigt. Nikolaus I. brach auch auf diesem Gebiet mit der Politik seines Bruders und hob sofort nach seinem Regierungsantritt die Bibelgesellschaft auf. In den letzten fünfzig Jahren hat sich die orthodoxe Kirche, d. h. die kaiserliche Regierung, fleißig aufs Bekehren verlegt und 1172758 Seelen gerettet. 580000 der Bekehrten waren Protestanten, Katholiken und Unierte. Sehr zart deutet Milukow die Art der Bekehrung an: „Nur 110000 von diesen, 75000 Katholiken und 35000 Protestanten, betrachtet der Verfasser dieser Statistik als Frucht der Missionspredigt; die Bekehrung der übrigen 470000 führt er mit Recht mehr auf national-politische Ursachen als auf religiöse zurück. Hierzu gehört die Bekehrung der 250000 Unierten im Jahre 1875, die Bekehrung von 100000 Esthen und Letten aus dem Protestantismus und der Übertritt von fast ebenso viel Katholiken nach Unterdrückung des polnischen Aufstands von 1863." Sektierer wurden 311279 bekehrt, die übrigen Bekehrten waren Juden und Heiden. Ob die Bekehrung der Sektierer ausschließlich der Missionspredigt zu verdanken ist, oder ob auch bei ihnen „national-politische Ursachen," in knutenschwingenden Kosaken verkörpert, mitgewirkt haben, wird nicht gesagt. (Über das Hineinknuten von 50000 Unierten in die orthodoxe Kirche haben der britische Generalkonsul in Polen, Kolonel Mansfield, und der Gesandte Lord Augustus Loftus an ihre Regierung am 29. Januar 1874 und am 29. Januar 1875 amtlich berichtet.)

Wenn wir die kirchliche Entwicklung Rußlands mit der des Auslands vergleichen, so finden wir freilich eine gewisse Ähnlichkeit insofern, als sich mit der Zeit auch in Rußland der Denkgeist geregt, Kirche und Dogma kritisiert hat, aber diese Bewegung ist doch außerordentlich spät und nicht ohne Anregung vom Westen her in Fluß geraten, und die russische Kirche hat weder als Volkserziehungsanstalt gewirkt, wie im frühen Mittelalter die Kirche des Westens, noch einen Reichtum wissenschaftlicher und künstlerischer Schöpfungen hervorgebracht wie der Protestantismus, noch erweist sie sich heute sozial wirksam wie beide abendländische Konfessionen. Der Verfasser schließt den Band mit folgender Gegenüberstellung Rußlands und des äußersten Westens, deren Beurteilung wir den Lesern überlassen: „Die britische Religion hat den britischen Geist erzogen und ist mit ihm groß geworden — hier liegt das Geheimnis der Vorherrschaft der religiösen Ideen bei den modernen Briten. Die französische Religion dagegen machte große Anstrengungen, die moderne wissenschaftliche Entwicklung zu hemmen; daraus erklärt sich die Feindschaft der Franzosen gegen die Religion. Die russische Religion hat weder das eine noch das andre versucht; sie regte den Geist nicht zur Thätigkeit an, sie verfolgte ihn aber auch nicht. Deshalb blieb das Verhalten des intelligenten Russen zur Religion so, wie es sich aus der russischen Geschichte ergab — gleichgiltig." Ob der gebildete Russe auch heute noch gleichgiltig gegen die Religion ist? Das deutlich zu sagen, mögen Milukow gewichtige Gründe abgehalten haben, besonders wenn er mit dem Universitätsprofessor Miljukow identisch sein sollte (russische Eigennamen werden auch in gut geleiteten Zeitungen manchmal heute so, morgen anders geschrieben), der voriges Jahr verhaftet wurde, weil er dem Zaren eine Petition von Professoren gegen die Behandlung der Studenten über-

sandt hatte. Erwin Bauer hat in seiner 1901 bei Graser in Annaberg i. Erzgeb. erschienenen Broschüre: Russische Studenten ausgeführt, daß es sich bei den Studentenkrawallen nicht um Jugendstreiche handelt, sondern daß sie die Symptome einer revolutionären Strömung sind, die die ganze Intelligenz und einen großen Teil des Volks erfaßt hat, die im Unterschied von dem so ziemlich verschwundnen Nihilismus ein positives Ziel: die Herstellung einer Verfassung und eines gesetzlichen Zustands, erstrebt, und die sich nicht bloß gegen die verderbte und willkürliche Beamtenschaft, sondern auch gegen die Kirche richtet, seitdem diese nach dem Programm Alexanders III. als Werkzeug zur Ausrottung der westländischen Ideen gemißbraucht wird.

Aus dem zweiten Kapitel von Milukows Buche heben wir nur den richtigen Gedanken hervor, daß in der ersten Hälfte des europäischen Mittelalters alle bildenden Künste verfielen mit Ausnahme der christlichen Architektur, die, vom ersten Augenblick an originell, stetig vorwärts schritt, und daß sich diese Kunst sogar in Rußland selbständig entwickelte, obwohl dort, abgesehen von der niedrigen Kulturstufe des Volks, das Christentum erst zu einer Zeit eingeführt wurde, wo schon alle Künste byzantinisch geworden waren. Und zur Charakteristik des russischen Unterrichtswesens führen wir aus dem dritten Kapitel einiges Anekdotische an. Es klingt wie ein schlechter Scherz, wenn man vernimmt, daß die Semiramis des Nordens am liebsten alle Kinder von vier Jahren ab, „ehe sie die Immoralität gelernt haben," in Internate gesperrt und jedem Einfluß der Familie entzogen hätte, um ein neues sittenreines Volk zu schaffen. Die Petersburger Universität hatte schon Peter der Große mit Hilfe des Philosophen Wolff begründet. Ins Leben trat sie erst nach des Kaisers Tode — mit siebzehn ausländischen Professoren und acht ebenfalls aus dem Auslande bezognen Studenten; die Professoren vertrieben sich die Zeit damit, einander gegenseitig Vorlesungen zu halten. Die ersten Volksschulen hatte die Polizei zwangsweise zu füllen, und wie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die in Mittelschulen gebildete Beamtenschaft ausgesehen haben mag, kann man aus dem Gesuch eines jungen Adlichen schließen, der schreibt, die russische Schrift und Grammatik kenne er teilweise, die übrigen Wissenschaften zu erlernen sei er nicht imstande, deshalb wünsche er in den Staatsdienst zu treten. Die Universitäten füllten sich nach 1830, als die von der Regierung ins Ausland geschickten, in Dorpat, in Deutschland und in Paris ausgebildeten jungen Russen zurückkehrten und auf den heimischen Lehrstühlen begeistert die Ideen des Westens verkündigten. Ihnen strömte die eindrucksfähige russische Jugend in hellen Haufen zu, und bald wurde der Regierung angst und bange vor dem erwachten mächtigen Bildungstriebe des Volkes, den zu wecken sie sich hundert Jahre lang vergebens abgemüht hatte.

Am Schlusse des ersten Bandes wendet sich der Verfasser gegen die Nationalisten, die Peter den Großen anklagen, daß er das eben erst den Kinderschuhen entwachsende Rußland in den Anzug eines Mannes habe stecken wollen, und die unaufhörlich die russischen Traditionen predigen. Diese Predigt bedeute doch, daß sie einen Erwachsenen wieder in die Windeln legen wollten, was noch widersinniger sei als das Verfahren des Zaren Peter, und die

Nationalisten selbst sähen sich in Stunden ruhiger Überlegung zu dem Geständnis genötigt, daß Rußland eigentlich keine Kulturtraditionen habe. Damit gesteht aber Milukow seinerseits, daß die russische Kulturgeschichte nur eine Geschichte der russischen Unkultur ist, und wenn er zuletzt die Hoffnung ausspricht, sein Volk werde es jetzt endlich zur Selbsterziehung, zum bewußten stetigen Fortschritt bringen und so eine Kulturtradition schaffen, so versteht sich das zwar bei einem patriotischen Russen von selbst, aber die Aussichten auf Erfüllung dieser Hoffnung sind sehr gering. Die Russen haben lange genug Anregungen vom Westen her empfangen; wenn sie in den letzten zwei Jahrhunderten eines beständigen Wechselverkehrs mit dem Westen ihre Barbarei noch nicht zu überwinden vermocht haben, so scheint das zu beweisen, daß sie dazu aus eigner Kraft nicht fähig sind. An Intelligenz fehlt es ihnen so wenig wie an ästhetischer Begabung; das beweisen ihre zahlreichen Gelehrten und Künstler. Angeborne Willensschwäche ist schuld daran, daß es die Slawen ohne deutsche Hilfe und Leitung weder zu einer vernünftigen Staatsordnung noch zu einem gesunden Wirtschaftsleben und zu einer Kultur bringen, die diesen Namen verdient.



Etwas zur Diakonissensache



Durch das Anwachsen der gesetzlichen Krankenversorgung haben sich die Arbeitsgebiete für den Pflegedienst so stark vermehrt und vergrößert, daß die Ausdehnung der Pflegeverbände nicht Schritt zu halten vermochte, obwohl sich jetzt weit mehr junge Mädchen diesem Beruf zuwenden, als noch vor einem Jahrzehnt. Die evangelischen Diakonissenhäuser besonders bleiben im Wachstum zurück. Der Zustrom der jungen Kräfte — und unter diesen ganz besonders der aus gebildeten Familien kommenden — wendet sich überwiegend den freiern Verbänden zu.

Das muß sehr bedauert werden, denn das evangelische Diakonissentum ist seit 1836, wo Pastor Fliedner in seinem Pfarrgarten zu Kaiserswerth ihm das erste kleine Heim baute, eine Quelle unermeßlichen Segens für die ganze evangelische Welt gewesen und muß auch als Mutter all der jüngern mehr oder weniger selbständigen Pflegeverbände angesehen werden. Ein Lob unsrer Diakonissen ist wohl überflüssig. Die schwarzweiße Straßentracht und die gütigen Friedensgesichter unter der Haube dürften selten andern Empfindungen begegnen als denen der Achtung und des Vertrauens. Auch beweist die starke Nachfrage nach Diakonissen bei den Gemeinden, Krankenhäusern, Kliniken und kranken Privatpersonen, welche Wertschätzung ihre besondre Art genießt.

Der Krankendienst besteht zum größten Teil aus Handlungen, bei denen Genauigkeit im „Was — Wie — Wann“ von entscheidender Wichtigkeit ist. Besonders die Spitalpflege hängt ihrer Natur nach sehr von Zufälligem und Un-

berechenbarem ab. Durch viele neue Aufnahmen, durch Häufung schwerer Pflegen, durch neu hinzutretende mühselige und zeitraubende Behandlungsarten usw. wird die gewöhnliche Eile und Sorge häufig außerordentlich vermehrt. Da es sich nicht um wegschiebbare Dinge, sondern um kranke Menschen handelt, scheint oft jede der gleichzeitigen Forderungen des Augenblicks die dringendste zu sein; sie können auch einer tüchtigen Schwester einmal über den Kopf wachsen. Fernstehende ermessen schwerlich, wie groß in solchen Fällen die Versuchung sein kann, von der Pflicht abzulassen. Man könnte sich helfen, indem man dies unterließe, jenes aufschöbe, ein andres sich vereinfachte. Man könnte das oft thun, ohne daß es die Ärzte oder die Kranken bemerken; es brauchte keine schlimmen Folgen zu haben, oder nur geringe, und diese würden dann anders erklärt werden. Man denke an die chirurgisch Behandelten, für die alles von der allergrößten Sauberkeit abhängt, denn das Schlimme für den Verletzten ist nicht seine Wunde, sondern die Gefahr der Verunreinigung! Wenn in einem Krankenhause jahrelang bei Operationswunden kein Fall von Wundfieber eintrat, so weiß der leitende Arzt, daß er eine treue Operationsschwester hat. Beim Gegenteil aber kann er sie nicht ohne weiteres der Pflichtvergessenheit zeihen.

Die Schwester braucht einen doppelten innern Halt: die Liebe und die Wahrhaftigkeit. Sollte in einem Augenblick der Drangsal der erste reißen, so wird noch der andre sie vor Unrecht bewahren: wenn sie nicht lügen, nicht täuschen, verheimlichen oder bemänteln kann, so kann sie auch diese folgenschweren kleinen Verschuldungen nicht begehn. Eine Arbeit, deren Wert und Ehre allein die Treue im Kleinen ist — eine unscheinbare, oft unkontrollierbare Treue —, wird ohne Zweifel von solchen am besten gethan, die sich über ihre Vorgesetzten hinaus noch einem verantwortlich fühlen, der ins Verborgne sieht. Das Diakonissenhaus erprobt seine Schwestern in mehrjähriger Novizenzeit und verpflichtet sie danach vor dem Altar im Anschluß an die Feier des heiligen Abendmahls zur treuen Wartung ihres Berufs. Ja, das evangelische Diakonissentum steht so hoch und in der öffentlichen Achtung so fest, daß es wohl eine Untersuchung der Gründe verträgt, weshalb gebildete Mädchen, auch solche von kirchlich-christlicher Gesinnung meist andre Verbände vorziehn. Mit dem Folgenden möchte eine gewesene Diakonisse, die wegen Pflichten in der eignen Familie freiwillig zurückgetreten ist, eine Seite beleuchten, von wo aus dem Werk vielleicht Nutzen kommen könnte.

In der letzten Zeit ist zuweilen das Materielle der Frage sehr hervorgehoben worden. Der Arbeiter ist seines Lohnes wert; aber diesen Lohn so hoch zu bemessen, daß er zur Versuchung wird, um seinetwillen allein den Beruf zu ergreifen, erscheint im Pflegedienst bedenklich. Dieser fordert praktischen, aber verbietet materiellen Sinn. Wenn irgend ein Beruf, so verlangt er einen hohen Idealismus, den der christlichen Nächstenliebe. Zwar wird niemand behaupten, daß ein guter Gehalt der Nächstenliebe Abbruch thue — man gönnt solchen auch dem Lehrer, dem Arzt und dem Prediger, ohne sie deshalb für Mietlinge zu halten —, doch kann man gewiß nichts dagegen einwenden, wenn die Diakonissenanstalten an der freien Dankes- und Liebes-

thätigkeit um Christi willen festhalten und nicht mehr gewähren, als den bescheidnen Unterhalt und die Versorgung im Alter. Das genügt für die Frau, die ohne wirkliche eigne Sorge leben will. Manche, die Eltern oder Geschwister unterstützen muß, ist deshalb zwar genötigt, sich anderswo hinzuwenden. Doch werden gerade junge Mädchen aus höhern Ständen hierdurch mutmaßlich am wenigsten abgeschreckt; sie haben meist andre Gründe.

Die evangelischen Diakonissenhäuser sind Nachbildungen der Genossenschaften katholischer Ordensschwestern. Sie danken ihnen bewährte Grundsätze, aber sie verraten ihre Abstammung im äußern Zuschnitt des Anstaltslebens wie in der Erziehung ihrer Schwestern noch durch so manche Anklänge an eine katholisch-asketische Weltbetrachtung, daß man wohl von einem Rest von Katholizismus in ihnen sprechen kann. Die Diakonissenerziehung stellt die höchsten, fast übermenschliche Forderungen und hindert zugleich die Benutzung der Quellen, die den Angehörigen andrer Berufe reiche Erfrischung und Stärkung spenden. Sie verlangt manche Opfer, die das christliche Liebeswerk als solches nicht fordert, Opfer um des Opfers willen.

Auch der Fernstehende erkennt das zum Teil. Wo sieht man die Diakonissen? Bei der Arbeit und in den Gottesdiensten und auf den dazu nötigen Hin- und Rückwegen; selten auf einem Spaziergange, selten an einer Kunst- oder andern Bildungsstätte, selten in der Geselligkeit! Und doch gehören Natur, Kunst, Geschichte der Gegenwart, Litteratur und eine edle Geselligkeit zu den Freuden, die auch der ernste Christ in der freien Welt als Gottesgeschenke ehrt und gebraucht und als Ausgleich für seine Berufsarbeit durchaus nicht entbehren möchte. Bei den Diakonissen wird der Verzicht darauf teils durch direktes Verbot bewirkt, teils durch die Bemessung ihrer Arbeit. Dieser Verzicht jedoch, der mit Gaben und Liebe für den Krankendienst nichts zu thun hat, bedeutet für gebildete Schwestern weit mehr, als für junge Mädchen ohne wesentliche geistige Bedürfnisse.

Grundsätzlich ist den Diakonissen bekanntlich der Besuch von Theatern und Konzerten verboten. Nur geistliche Musikaufführungen, d. h. solche, die ein religiöser Text über jeden Zweifel erhebt, sind ihnen unverwehrt. Damit bleibt das Gewaltigste und Herrlichste, was die Musik bietet, zum großen Teil draußen. Der Leiter einer großen Klinik, der es sehr väterlich und gütig mit seinen Schwestern meinte, stellte, weil zwei von ihnen sehr musikalisch waren, an ihr Mutterhaus das Ersuchen, ihnen das Hören guter „weltlicher" Konzerte zu erlauben, aber er wurde abschläglich beschieden. Weil man befürchtete, daß einzelne Unerfahrne oder Schwestern mit ungenügendem Takt die Freiheit mißbrauchen könnten, mußte die Sache ganz und für alle verboten bleiben.

Die Diakonissenhäuser nehmen Mädchen von achtzehn bis vierzig Jahren als Probeschwestern auf. Arbeitertöchter und Damen aus gebildeten Familien, ganz unerfahrne und solche, die vielleicht eine längere Reihe von Jahren in selbständigen, verantwortungsvollen Lebensstellungen gewesen sind, in denen sie andre leiteten. Das sind gewaltige Unterschiede, die zwar den Rang und Wert der Persönlichkeiten nicht berühren, aber für das Eingewöhnen und für die spätern Leistungen viel bedeuten. Alle sollen sich in dieselbe Erziehung

schicken, die der Form nach den „Kleinsten" angepaßt ist. (Um der Kürze willen sei es erlaubt, von „Kleinen" und „Großen" zu sprechen.) Die „Kleinen" können sich nicht dehnen, deshalb müssen die „Großen" sich bücken. Das verursacht diesen aber über die Eingewöhnung in das Anstaltsleben und den Krankendienst hinaus Schwierigkeiten und innere Kämpfe, von denen die „Kleinen" nichts wissen.

Ein fünfunddreißigjähriges gebildetes Mädchen, das fast ein Jahrzehnt einen großen Landhaushalt geleitet hatte, erhielt zu Beginn ebenso wie jede Diakonissenschülerin die genauste Anweisung durch die Probemeisterin, in welcher Weise sie ihre Sachen in die verschiednen Schubladen ihrer Kommode hineinzuordnen habe. Der von Zeit zu Zeit angestellten Kommodenrevision, die den Beweis des Gehorsams liefern sollte, entging sie nur durch Zufall. Auch die ältesten Probeschwestern wurden ausdrücklich angehalten, die Briefe, die sie abzusenden wünschten, zur Kontrolle (allerdings verschlossen!) in das Zimmer der Probemeisterin zu legen. Eine Probeschwester, die in der Anstalt schon bei Gottesdiensten und Andachten an Orgel, Harmonium und Klavier Beweise ihrer Sicherheit und ihrer genauen Kenntnis der gottesdienstlichen Musik gegeben hatte, mußte an dem Unterricht im Choralsingen regelmäßig teilnehmen, den der Organist gab, um die Schwestern mit den gebräuchlichen Kirchenmelodien bekannt zu machen. Obwohl es sehr schwer hielt, die dazu nötige Zeit dem Dienst abzusparen, erlangte sie von der Probemeisterin keinen Dispens, wohl aber später von der Oberin. Bei den weiten Altersgrenzen für Probeschwestern kann es vorkommen, daß eine Vierzigjährige in einer sechzehn Jahre jüngern eingesegneten Diakonisse die Vorgesetzte zu ehren und Befehl und Tadel von ihr auch in der Form hinzunehmen hat, die die Hast eingiebt.

Das führt zu mancherlei Demütigungen, die den Jüngsten und denen, die aus dienendem Stande kommen, erspart bleiben, und soweit birgt die scheinbare Gleichheit der Behandlung doch eine starke Ungleichheit. Ja, es liegt etwas Unnatürliches darin, gereifte Menschen zu behandeln, als seien sie eben erwachsen, und Gebildete mit Weltkenntnis, Erfahrung und Wissen, als hätten sie das alles nicht, sie zu zwingen, sich innerlich in diesen Standpunkt hinunterzuleben. Eine Schwester soll Herzensdemut haben; aber schwerlich haben von Menschen auferlegte Demütigungen jemals einen Menschen demütig gemacht. Auch ob ein Mensch das Recht habe, dem andern dergleichen aufzuerlegen, scheint sehr fraglich; es wird wohl selten in der Liebe und in der Wahrheit gethan. Die Unterschiede in den Persönlichkeiten der Probeschwestern berühren das Wertverhältnis vor Gott und Menschen nicht im mindesten, aber ebensowenig kann man sie einfach beiseite schieben.

Geistige Bildung und eine feine, gute Erziehung werden im Pflegedienst allgemein als sehr erwünscht angesehen. Echte Bildung giebt eine ernste Auffassung der Lebenspflichten und hält Verachtung der Arbeit fern. Sie verursacht zwar geistige Bedürfnisse, aber macht in den materiellen sogar unabhängiger. Sie giebt einen tiefern, weitern Blick für alle Lebensverhältnisse, Selbstbeherrschung, Sicherheit, Gewandtheit, Menschenkenntnis, die oft not-

wendige Fähigkeit der Beeinflussung kranker Gemüter, eine angenehme Form, die auch dem Zusammenleben der Schwestern zu gute kommt; ja sie giebt wirkliche Herzensbescheidenheit. Der „Herzenstakt, der alles ersetzt," wird oft in einen gewissen Gegensatz zur höhern Bildung gestellt. Freilich kann er fast alles ersetzen, aber durch diese wird er sicherlich entwickelt und veredelt. Die Kranken kommen aus der Welt und gehn in sie zurück, und sie sind Menschen der verschiedenartigsten Bildung und Vergangenheit. Die Diakonissen arbeiten deshalb nicht nur mit Hand und Fuß, sondern auch mit allem Geistigen, was sie haben. Auch das Büchlein des Diakonissenpfarrers und Rektors Meyer „Von den Diakonissen und ihrem Beruf. Eine Unterweisung" (München, Beck, 1892) erkennt den Wert einer „edeln, durch Unterricht erworbnen Bildung" für Diakonissen ausdrücklich an. Nun ist „Bildung" ein fließender Begriff und wird gewiß nicht durch einen bestimmten Besitzstand von Kenntnissen gegeben, jedoch ein untrügliches Kennzeichen sind ohne Zweifel geistige Bedürfnisse.

Ein Beruf, der Gebildete heranziehn soll, muß ihnen als solchen die Daseinsbedingungen gewähren. Man kann nicht dauernd ausgeben, ohne einzunehmen. Die sogenannte geistliche Nahrung im engern Sinne kann nur die Seele ganz befriedigen. Aber der Geist braucht eine mannigfache Zusammensetzung seiner Nahrung — und man braucht sich deshalb nicht einmal zu entschuldigen; denn wem nach dem Psalmenwort die Erde des Herrn ist, und „was darinnen ist," für den ist das ganze Wissensgebiet geheiligt. Die bescheidnen Bemühungen der Nichtgelehrten, sich mit einzelnen Zweigen vertraut zu machen und vertraut zu erhalten, sollte man auch bei Diakonissen nicht als nutzlosen Vorwitz behandeln. Man sollte ihnen mit etwas freier Zeit die Möglichkeit geben, sich auch in dieser Richtung nach Bedarf zu erfrischen und zu sättigen oder in der Natur draußen Erquickung einzusammeln. Diakonissen können und brauchen nicht „geistlicher" zu sein als die Geistlichen, und wenn sie sich erfrischen, so wird sich ihre Kraft mehren. Wenigstens auf den Naturgenuß würde wohl keine freiwillig verzichten, wenn es auch Schwestern geben mag, die im übrigen in der Selbstkasteiung halb unbewußt etwas Löbliches sehen und so gewissermaßen der Anstaltsordnung entgegenkommen.

Die Krankenpflege stellt ihrer Qualität nach sehr hohe Anforderungen an die Hingebung, Geduld, Selbstverleugnung, Treue und an die Körperkraft, daran läßt sich nichts ändern. Aber die Quantität zu bemessen, steht bei den Leitenden. Bei der Übernahme eines Krankenhauses kann man ein Durchschnittsmaß der Arbeit berechnen, Epidemien, große Unglücksfälle und mancherlei Unvorhergesehenes werden oft genug einen Strich durch die Rechnung machen. Aber doch wäre es möglich, die Zahl der Schwestern so zu bemessen, daß ihnen unter normalen Verhältnissen täglich ein wenig freie Zeit und hin und wieder ein ganzer Sonntag bliebe. Sollten nicht genug Schwestern gestellt werden können, so wäre es möglich, durch bezahlte Privatwärterinnen oder gewöhnliche Arbeitsfrauen die Lücke auszufüllen.

Nicht als ob die Reinigungsarbeiten zu gering wären; die Krankenpflegerin thut viel niedrigere Dienste. Ja sie wird jene meistens sogar

als eine gewisse Erfrischung empfinden, insofern als sie sie zeitweise aus den Krankensälen herausführen. Wenn es sich aber um ein Zuviel der Pflichten überhaupt handelt und um eine thatsächliche Überbürdung, so darf man gewiß unterscheiden zwischen den Arbeiten, die durchaus eine Diakonisse fordern, und denen, die auch von jeder andern tüchtigen Arbeiterin verrichtet werden können. In der Macht des Mutterhauses liegt es, bei den Kontrakten dafür zu sorgen, daß die Diakonissen an Leib, Seele und Geist keinen Schaden nehmen. Bei den Behörden und den Gemeinden ist der Wunsch verzeihlich, mit wenig Personal möglichst viel Arbeit zu verrichten; wenn aber das Mutterhaus diesem Wunsch entgegenkommt, so überflügelt es den eignen Opfersinn seiner Schwestern, und es geschehn oft falsch angebrachte Aufopferungen der Schwestern um einer öffentlichen Kasse willen.

Es liegt in der Art des Berufs, daß er keine Sonn- und Festtage freiläßt, denn die Kranken dürfen dann nicht schlechter versorgt werden als alltags. Und wenn die Reinigungsarbeiten an diesen Tagen auch möglichst beschränkt werden, so drängt es wohl jede Schwester, die Festtage für die Kranken dadurch auszuzeichnen, daß sie sich diesen mit mehr Muße als sonst widmet. Es bedurfte der Warnungen des erwähnten Diakonissenbüchleins vor Freundschaft, Korrespondenz, vertrauter Aussprache, weltlicher Lektüre und andern Freuden nicht; die Arbeit beschränkt gewöhnlich das alles auf ein Minimum oder hindert es ganz. Auch der tägliche Spaziergang, der für die in Privatpflege arbeitenden Schwestern ausbedungen wird, bleibt in der Spitalarbeit Illusion. Die Schreiberin dieser Zeilen machte an einem Sonntag des Juni ihren letzten Spaziergang als Probeschwester, der vorletzte hatte sie durch eine Schneelandschaft geführt. Dabei lagen durchaus keine ungewöhnlichen Behinderungen vor.

Wer sich die Mühe nimmt, das genannte kleine Buch, das ein Leitfaden für den Diakonissenunterricht sein will, zu prüfen, und wer besonders die §§ 6 bis 18 und 28 aufmerksam durchliest, der wird die Segensmacht des Diakonissentums in ihren Ursachen begreifen, aber er wird auch den Eindruck von einer asketischen Lebensauffassung erhalten, die in einem evangelischen Mutterhause befremden muß.

Zuletzt sei es mir erlaubt, noch etwas rein Äußerliches zu erwähnen, das aber vielen Schwestern zwecklose Schwierigkeiten bereitet: die die Ohren bedeckende Haube. Man hört schlechter unter ihr — nicht bloß, weil der Schall durch den Leinenstoff hindurch muß, sondern auch weil dieser bei jeder Kopfbewegung ein Rauschen und Knistern vollführt. Das Rufen oder Klingeln der Kranken, das Beobachten der Atmung bei manchen Patienten, die leisen Befehle des Operateurs, das matte Sprechen Schwerkranker fordern ein besonders scharfes Gehör. Diese Haube paßt für eine Nonne, bei der die Tracht auf Tötung der Sinne hinwirken soll; evangelische Diakonissen brauchen alles zum Dienst des Nächsten! Manche Schwester sieht man im Operationssaal und anderswo verstohlen die Mütze ein wenig von den Ohren zurückziehn, obwohl es nicht sein darf. Außerdem wirkt diese Haube schlecht auf die Kopfnerven und verursacht denen, die gewöhnt gewesen sind, den Kopf kühl und frei zu tragen, leicht

Kopfschmerzen, besonders in der Sonnenhitze und außerhalb des Hauses, wo noch die schwarze wollne Kappe darüber getragen werden soll. Zum Glück sieht man zuweilen Diakonissen, die dem Selbsterhaltungstrieb gehorchend die schwarze Kappe abgenommen haben und sie in der Hand tragen. Manche klagen in der ersten Zeit über innerliche Ohrenschmerzen und über Wundwerden der Ohrmuscheln. Die über die Ohren schließende Haube mit der Kinnschleife ist allen Diakonissenanstalten gemeinsam. Bis auf ein oder einige Mutterhäuser des Roten Kreuzes haben alle andern Pflegeverbände Dienstabzeichen, die die Ohren freilassen. Allerdings sind einige sogar kleidsam, doch könnte man ja diese gefährliche Eigenschaft auch trotz Freilassens der Ohren vermeiden.

Wenn die Diakonissenanstalten über Mangel an Schwestern klagen, und wie ein großes süddeutsches Haus in seinem neusten Flugblatt sogar darüber, daß „Pfarrfrauen für Unternehmungen des Roten Kreuzes und seiner interkonfessionellen Bestrebungen mit einer Wärme eintreten, deren sie sich einem Diakonissenhause gegenüber alsbald entäußern," so sollten sie doch auch die Winke, die darin liegen, nicht verachten, besonders nicht, wenn diesen von evangelischen Christen das Wort geliehen wird, die von der Unersetzlichkeit des Diakonissentums tief überzeugt sind. Oft und bereitwillig gestehn die Mutterhäuser „Schwächen, Verfehlungen und Unvollkommenheit" in ihrer Arbeit zu. In der Ausführung durch die einzelnen Menschen sind solche selbstverständlich, in der Verfassung eines Werks dagegen brauchte ein erkannter Mangel nicht fortzubestehn. Möchten die Vorstände der evangelischen Diakonissenanstalten auf der nächsten Kaiserswerther Konferenz doch miteinander prüfen, ob nicht in der Erziehung und Stellung ihrer Schwestern ein nutzloser katholischer Gedanke fortwirkt! Nach Luther ist der „Christenmensch ein Herr aller Dinge," und Paulus giebt ihm seine zwar streng bedingte, aber herrliche Freiheit in dem Wort „Alles ist euer — ihr aber seid Christi."

Die Punkte, wo man ohne tiefgehende Neuerungen wohl bessern könnte, sind nach meiner Ansicht folgende: Herabsetzung der Altersgrenze für die Aufnahme von Probeschwestern auf das fünfunddreißigste Lebensjahr, Unterscheidung in der Erziehung, keine andauernde Überlastung mehr. Erteilung einer Vollmacht an die Oberschwestern auswärtiger Stationen, den unter sie gestellten Schwestern den Besuch guter Konzerte oder andrer öffentlicher Veranstaltungen zu erlauben. Abänderung der Haube in eine Kopftracht, die die Ohren freiläßt.

Die Erfüllung des erstgenannten Wunsches würde die wirklichen Gegensätze zwischen den Probeschwestern mildern. Zum zweiten Punkt giebt der evangelische Diakonieverein die Erläuterung. Dieser teilt seine Schwestern nach Vorbildung und nach späterer Verwendung ein, ohne damit ein Werturteil zu fällen oder Parteilichkeit walten zu lassen.

Zu Punkt 3 und 4: Entweder durch Aussendung genügender Pflegekräfte auf die Stationen oder durch Hinzunehmen bezahlter Hilfe im Orte selbst würde sich eine tägliche freie Zeit als Regel für normale Krankenverhältnisse wohl ermöglichen lassen. Diese freie Zeit würde denen, die ein Verlangen danach haben, erlauben, sich an den geistigen Interessen andrer gebildeter Christen zu erquicken oder an der Natur, die allen gleichviel giebt.

Auch sollte der leitenden Schwester einer auswärtigen Station wohl genügende Einsicht zugetraut werden können, daß man ihr bei den außerhäuslichen Erholungen die Entscheidung über „Erlaubt“ und „Unerlaubt“ überließe.

L. A.



Elizabeth Barrett-Browning und George Sand

Von M. J. Minckwitz



Gegensätze berühren sich; auch der Litterarhistoriker weiß von solchen Fällen zu berichten. Wer würde nicht bei einer rein summarischen Kenntnis der Biographie und der Werke von Elizabeth Barrett-Browning die Möglichkeit einer gewissen Geistesverwandtschaft zwischen ihr und ihrer französischen Zeitgenossin George Sand energisch von der Hand weisen? Und dennoch wird der sorgsame Leser von Aurora Leigh einen bestimmten Einfluß der französischen Romantikerin verspüren und es begreiflich finden, daß der Enthusiasmus der englischen Dichterin, durch langjährige Lektüre immer stärker angefacht, gerade in der Zeit, in der sie ihre „Novelle in Versen“ schrieb, zu wiederholter persönlicher und herzlicher Begegnung führte.

Von vaterländischer, d. h. englischer Seite fand Elizabeth Brownings Begeisterung für George Sand wenig Nahrung. Unter den Freunden, denen sie 1850 aus Paris über ihr Zusammentreffen mit der gefeierten Schriftstellerin brieflich berichtete, wurde sogar eine recht kleinliche Art von Kritik laut. Mrs. David Ogilvy bekundete unverhohlene Entrüstung über die Freude, die ein Kuß von den Lippen George Sands der Elizabeth bereitet hatte. Sie nahm nicht Anstoß, mit echt insularer, prüder Bedenklichkeit die geniale Französin auf das niedrige Niveau von Thackerays Heldin Rebecca Sharp (in Vanity Fair) hinabzudrücken und somit Elizabeth Brownings hochsinnige Anschauung schonungslos zu verurteilen. Man hat es ihr in England nie verziehen, daß sie weder die Inselpolitik ihrer Landsleute teilte, noch bei der Beurteilung des Privatlebens bedeutender Persönlichkeiten den allgemein üblichen moralischen Wertmesser anlegte. Aber in ihrer ausgesprochnen Vorliebe für George Sand ließ sie sich deshalb niemals beirren.

Diese Vorliebe ist nicht vorübergehender Art, sondern tiefwurzelnd und langjährig. Schon im Jahre 1845 erklärte sie in einem Briefe an Mr. Chorley (vom Athenäum), daß ihr Madame Dudevant die höchste Bewunderung einflöße. If Madame Dudevant is not the first female genius of any country or age, I really do not know who is. Ihr Freund und Kritiker hatte freilich wenig Sympathie für zeitgenössische französische Romandichter übrig. Es befremdete ihn sicherlich, daß Elizabeth an George Sand den Adel der Gesinnung rühmte — granting all the evil and perilous stuff — noblenesses and royalnesses

which make me royal. Drei Jahre später gedenkt die Dichterin in ihren so glücklich veränderten Lebensverhältnissen, unter Italiens Himmel, gestärkt in ihrer früher so gefährdeten Gesundheit, als treulich geliebte und geschätzte Gattin, der Dankesschuld, die sie aus frühern trüben Tagen an französische Schriftsteller abzutragen hat. Während sie in London dauernd ans Krankenzimmer gefesselt war, hatte sie sich manche Stunde der Einsamkeit und der Melancholie mit der Lektüre Balzacs und George Sands, sowie the like immortal improprieties verschönt. Sie erinnert sich nun voll Rührung, wie viel Farbe und Frische ihr Leben in dieser trübseligen Periode aus solchen Romanen geschöpft hat, wennschon das „liebe diskrete" England solchen Lesestoff für Frauen mißbillige. Das idyllische Leben, das das englische Dichterpaar in der Casa Guidi zu Florenz führte, hatte leider unvermeidliche Schattenseiten, die erst durch den Weltverkehr unsrer Tage beseitigt worden sind. Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war es für die in Italien weilenden Ausländer nicht leicht, sich über hervorragende Neuigkeiten vom Büchermarkte schnell zu orientieren. Das Ehepaar Browning klagt in manchem Briefe über diese leidige Abgeschlossenheit vom litterarischen Weltverkehr. Im Winter 1848 erfreuen sich die beiden Gatten noch immer an André und Leone Leoni, forschen brieflich in England nach neuern Publikationen George Sands und bedauern, daß sie trotz vieler Mühe und Nachfrage „Lucretia" nur vom Hörensagen kennen. Nur für die fast fanatische Form, die der republikanische Sozialismus der französischen Dichterin im Revolutionsjahr annahm, fehlt der treuen, ja blinden Bewundrerin Napoleons (als solche hat sich Elizabeth Browning ja lange Zeit aus Rücksicht auf Italiens Einheitskämpfe gefühlt) jedes Verständnis. George Sand, schreibt sie 1849 aus Lucca, is probably writing banners for the Reds, which, considering the state of parties in France, does not really give me a higher opinion of her intelligence or virtue. Ihre Abneigung gegen den Sozialismus bekennt die Dichterin, die mit Leib und Seele Demokratin ist, in überaus drastischer Form. Sie erklärt, daß sie lieber unter dem Absolutismus eines Nikolaus von Rußland leben wolle, als in einer Fouriermaschine, in der sie sich ihre Individualität durch eine soziale Luftpumpe aussaugen lassen müsse. Trotz dieser tiefgehenden Meinungsverschiedenheit erlischt ihr Interesse an der großen Bannerträgerin des französischen Sozialismus nicht. Ein wiederholter Aufenthalt in Paris in den Jahren 1851 und 1852 erfüllte ihren brennenden Wunsch, George Sand von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Zum Vermittler wurde Mazzini, der das englische Dichterpaar mit einem Empfehlungsschreiben an seine „Übersetzerin" versah. Die Vielgefeierte und Vielgeschäftige hielt sich in dieser Zeit jedoch immer nur wenig Tage in Paris auf, hauptsächlich der Theaterproben zu ihren Stücken wegen. Erst nach verschiednen mißlungnen Versuchen gelang es, Mazzinis Brief in George Sands Hand zu befördern, und diese ließ sich alsbald trotz ihrer Abneigung gegen Fremdenbesuche zu einem freundlichen Billet herbei: Madame, J'aurai l'honneur de vous recevoir dimanche prochain rue Racine 3. C'est le seul jour que je puisse passer chez moi, et encore je n'en suis pas absolument certaine. Mais j'y ferai tellement mon possible, que ma bonne

étoile m'y aidera peut-être un peu. Agréez mille remercîments de cœur, ainsi que Monsieur Browning, que j'espère voir avec vous, pour la sympathie que vous m'accordez. Paris, 12 février 52. George Sand.

Die Freude über die erste Zusammenkunft spiegelt sich in verschiednen Briefen Elizabeths. Wie seltsam und eindrucksvoll muß der Kontrast zwischen den beiden so grundverschiednen genialen Frauen auf Robert Browning gewirkt haben. Der sanfte Liebreiz seiner zarten Gattin überbrückte sofort die althergebrachte Kluft zwischen englischer Steifheit und französischer Impulsivität: sie suchte ihrer langjährigen Verehrung durch einen Handkuß Ausdruck zu verleihen. Aber George Sand that ihr mit dem energischen Ausrufe: Mais non, je ne veux pas! Einhalt und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Das ausführliche Porträt, das uns Elizabeth Browning von der großen Romandichterin entworfen hat, verdient es, in weitern Kreisen bekannt zu werden. Ihren Freunden beantwortet sie natürlich auch die wichtige Frage, ob George Sand nach ihrer Ansicht schön ist. „Sie ist ziemlich breit gebaut für ihre Größe, nicht groß, sie trug eine Art graues Sergekleid mit Jacke, der Mode entsprechend, am Halse geschlossen und mit schlichtem Leinwandkragen und Ärmeln. Ihr Haar war unbedeckt, auf der Stirn in glänzend schwarze bandeaux gescheitelt und am Hinterkopfe aufgesteckt. Augen und Stirn sind edel, die Nase ist von etwas jüdischem Schnitt; das Kinn fällt ein wenig ab, und der Mund ist nicht angenehm, obwohl ausdrucksvoll und blitzartig durch die vorstehenden weißen Zähne zu einem Lächeln erhellt. Das Gesicht hat nichts Liebliches, verrät aber große moralische und geistige Fähigkeiten, nur kann es niemals ein schönes Gesicht gewesen sein, was mich sehr überraschte. Der Hauptunterschied gegen junge Tage ist wahrscheinlich, daß die Wangen beträchtlich voller sind als früher, doch wird der Typus dadurch natürlich nicht geändert. Ihr Teint ist tief olivenfarben. Ich bemerkte, daß ihre Hände klein und wohlgeformt sind. Wir saßen vielleicht dreiviertel Stunden oder länger bei ihr; während dieser Zeit erteilte sie zugleich Rat und Anweisungen an ein paar junge Männer, die zugegen waren, indem sie in vollem Vertrauen auf uns Namen nannte und sich auf Vorkommnisse bezog. Sie schien thatsächlich der »Mann« der Gesellschaft zu sein, und der tiefe Respekt, der ihren Worten entgegengebracht wurde, machte auf mich großen Eindruck. Wie man aus den Zeitungen ersehen kann, kam sie nach Paris, um den Präsidenten zum Nutzen und Frommen einiger Freunde aufzusuchen, und ihre Vermittlung war auch von Erfolg gekrönt. An ihrem Benehmen und ihrer Unterhaltung fällt die absolute Schlichtheit auf. Ihre Stimme ist leise und hastig, ohne Nachdruck und viel Modulation. Mit Ausnahme eines einzigen strahlenden Lächelns war sie ernst — sie sprach aber auch von ernsten Angelegenheiten, und viele ihrer Freunde sind im Unglück. Doch mußte es auffallen (sowohl Robert als ich sahen es), daß allem, was sie sagte, sowohl ihrer Güte als ihrem Mitleid ein Strom der Geringschätzung unterlief. Sie verschmähte es ganz augenscheinlich, Gefallen zu erregen; diese Frau hatte sicherlich niemals auch nur einen Schimmer von Koketterie. Sie ist so durchaus frei von Affektiertheit und Selbstbewußtsein, daß sie fast geringschätzig erscheint. Aber sie gefiel mir. Ich liebte sie nicht, aber ich fühlte die glühende Seele durch die stille Ge-

messenheit und war über George Sand nicht enttäuscht. Als wir uns zum Aufbruch anschickten, sagte ich unwillkürlich: C'est pour la dernière fois, und da lud sie uns ein, unsern Besuch am nächsten Sonntag zu wiederholen, indem sie sich entschuldigte, daß sie selbst, von dringenden Verpflichtungen in Anspruch genommen, uns nicht besuchen könne. Sie küßte mich wieder, als wir fortgingen, und Robert küßte ihr die Hand."

Das vor den Augen des Lesers erstandne Bild wird durch andre Berichte Elizabeth Brownings nicht eigentümlicher. Es fordert zum Vergleiche heraus mit Paul de Mussets jugendglühender Schilderung in Lui et Elle, insbesondre auch mit dem plastischen Gepräge, das Georg Brandes leider nicht aus persönlicher Anschauung dem genialen Frauenkopf aufgedrückt hat. Wir können immerhin getrost annehmen, daß das englische Frauenauge, trotz der großen Bewunderung der geistigen Fähigkeiten, dem französischen Schönheitsideal nicht vollständig gerecht zu werden vermochte. Die Frage liegt nahe, welchen Eindruck die gebrechliche Erscheinung der englischen Dichterkollegin, die, mit Respirator und warmen Hüllen ausgestattet, der scharfen Februarluft Trotz geboten hatte, um ihre Lieblingsschriftstellerin persönlich zu begrüßen, auf George Sand in ihrer majestätischen Kraftfülle gemacht haben mag. Ahnte sie, was diese fast durchsichtige Gestalt für ein reiches sensitives und oft kühnes Dichtergemüt barg, oder sank diese doch denkwürdige Begegnung für sie alsbald aus ihrem bewegten Lebensstrudel in das Meer der Vergessenheit? Welchen Stoff zu reichlichem Nachdenken hätte ihr überdies eine so harmonische Dichterehe bieten können!

Im Jahre 1845, also vor der persönlichen Bekanntschaft, hatte ihr Elizabeth Browning zwei schöne Sonette gewidmet; das eine A Desire, das andre A Recognition betitelt. Beide zeugen von hohem psychologischen Verständnis einer solchen Gegenfüßlernatur. Das erste der beiden Gedichte scheint mir das wertvollere zu sein: man möchte fast annehmen, daß es unmittelbar nach der Lektüre von Lélia entstanden sei. Der innere Zwiespalt, der sich in diesem Werke wie ein furchtbarer Aufschrei kundgiebt, wird von der englischen Dichterin in einem plastisch wirkenden Gleichnisse veranschaulicht. Die Seele George Sands ringt mit den Löwen ihrer aufrührerischen Sinne, ihnen verächtlich Trotz bietend and answers roar for roar as spirits can! O möge ein wunderwirkender Donner über dem tosenden Zirkus dahinrollen und den starken Schultern der Ringenden zwei Schwingen, leuchtend rein wie Schwanenflügel entwachsen lassen, damit die Arena ein heiligeres Licht durchströme. Der Wunsch, dieses besondre kühne Genie frei von den Flecken irdischer Leidenschaften zu sehen, beschließt das kraftvolle Sonett. Aus diesen Versen klingt ein hochsinnig geläuterter Widerhall englischen Vorurteils gegen die menschlichen Verirrungen George Sands. Das zweite Sonett greift den Wunsch des ersten auf: Warum müht sich dieses weibliche Genie, den Flittertand und die Armspangen abzustreifen, die von schwächern Frauen in der Gefangenschaft getragen werden? Durch die starke Flamme des Dichterfeuers glüht doch allen sichtbar das Frauenherz, das gleich dem lang flutenden Frauenhaar die trotzige Verleugnung der Frauennatur Lügen straft. Möge dieses große Herz immer reiner und höher klopfen, bis Gott an den himmlischen Gestaden jeden Unterschied des Geschlechts auslöscht!

Für die Krankenstubenatmosphäre, der die beiden Gedichte entstammen, sind diese dichterischen Äußerungen ein Zeugnis, daß echte, selbständige Urteilskraft den Triumph des Geistes über körperliche Leiden erringt. Diese divinatorische Begeisterung für die edlern Regungen George Sands stimmt zu der spätern Schilderung des persönlichen Eindrucks. Die Züge dieses Antlitzes widersprechen sich, aber Stirn und Augen verraten adliche Gesinnung.

Die Flecken, die an dieser genialen Frauenhand haften, haben Elizabeth Browning nicht zurückgescheucht. Ihre vornehme Ignorierung unvermeidlicher Schattenseiten und zeitgenössischen Klatsches sichern ihrer eignen Gedankenwelt positiven Gewinn. Ihre physische Schwäche macht sie in hohem Grade abhängig von den Einflüssen selbstgewählter Lektüre. In Aurora Leigh, der Dichtung, an der sie während ihres Pariser Aufenthalts arbeitet, hat sie die Eindrücke, die aus den Werken von Zeitgenossen, insbesondre auch von George Sand, auf sie übergingen, verarbeitet und mit Kraft von ihrem Geiste neu beseelt. Die Tendenzen der französischen Umstürzlerin erscheinen freilich durchaus geläutert. Elizabeth Brownings Heldin Aurora kämpft für Befreiung ihres Geschlechts von mittelalterlichen Traditionen, aber dank einer frühzeitigen Erkenntnis ihrer persönlichen Menschenwürde kann sie dem reinen Zuge ihres Herzens folgen, ohne mit den Forderungen der Sitte und der bürgerlichen Gesellschaft in Konflikt zu geraten. Aurora Leigh steigt auf die Schultern der unglücklichen Indiana, der bedauernswerten Valentine, sie schmiedet sich, dank ihrer eignen Kraftentwicklung, ein menschenwürdigeres Glück. Dieses wundersame Evangelium von der freien Selbstbestimmung der Frau ersteht über den Trümmern, die George Sand beherzt aus den morschen Pfeilern wankender Gesellschaftsordnung zusammengefegt hat: ein reiner Phönix steigt aus der Asche des revolutionären Feuers!



Enfantillage

Von Luise Glaß

(Schluß)



n der Muhme Haus fand er verschlossene Thüren, auch der Garten war leer. Jean sahs schon von weitem, rüttelte aber doch an dem Gatter. Drüben im Gemüsefeld, die kleine, in sich zusammengekrochne Gestalt, das würde die Muhme sein — die war auch nicht jünger geworden seither. Den linken Arm trug sie in der Binde, mit dem rechten pflückte sie Schoten in die heraufgebundne Schürze. Grete war nicht zu sehen.

Sonntag Nachmittag? Sie würde doch nicht da drüben gewesen sein unter der Linde bei den juchzenden Sängern? — Verdrießlich schlenderte Jean die Lehne hinab nach dem Ententeich, dem Begründer ihrer Kinderfreundschaft.

Aber da saß sie ja! Natürlich! auf dem alten Bänkchen zwischen den Weidenbüschen saß sie. Der Hut lag im Gras, die schlanken, gebräunten Hände hantierten mit Stricknadeln, die Augen gingen über die grüne Wasserfläche hin, wo Enten ihre Grütze schlabberten und zwischendurch wohlgefällig mit den aufwärts gerichteten Schwänzchen wackelten.

Gretel lächelte; ganz leise bewegten sich ihre Mundwinkel — ob sie an damals dachte? Da mußte Jean auch lachen, und lachend sang er die Lehne hinab: Un canard déployant ses ailes —

Ein leuchtendes Rot schoß in des Mädchens Wangen. Sie fuhr von der Bank auf und wandte den Kopf, das Strickzeug fiel ins Gras.

Du! rief sie, du! — Ich wußte ja, daß du kommen würdest!

Mit ausgestreckten Händen lief sie auf ihn zu die Rasenlehne hinauf, und er breitete seine Arme weit aus. Wie es kam, wußte keins von beiden, aber sie lag plötzlich an seiner Brust, und er küßte sie herzhaft auf den Mund.

Liebe, alte Gret. Nicht wahr, wir zwei sind gute alte Freunde? Kinderfreunde! Kinderfreundschaft hält am festesten von allen Dingen auf Erden. Da kennt man sich so genau und versteht sich nie falsch. Gelt, liebe alte Gret?

Sie nickte ihm schweigend zu; was sollte sie reden? Er sagte ja alles, und er sprach noch ebenso gut deutsch wie damals, als er von ihr gegangen war.

Er aber zog ihren Arm durch den seinen und führte sie zum Bänkchen hinunter.

Da bin ich also!

Ich wußt es ja, sagte sie noch einmal mit strahlendem Lächeln. Nun saßen sie nebeneinander und sahen sich an. — Hatte sie wirklich ein paar Tropfen in den Sammetaugen?

Nein nein. Dieu merci! Die Grete weinte nicht, konnte ja nicht weinen. Das war ja eine solche Wohlthat gewesen: lachen oder ernsthaft sein, nichts andres — keine Thränenweide — Dieu merci.

Sie lächelte ja auch jetzt. Die Hände auf den Knieen verschränkt, saß sie da, sah ihn an und fragte ihn aus.

Was mußte er da nicht alles berichten; Dinge, auf die er selbst gar nicht geachtet hatte, wurden ihm abgefragt, und manchmal hob sie den Zeigefinger der Rechten und sagte: Du! du! du! da bist du ein Strick gewesen! — Klar in den Augen blieb der warme, tiefe Willkommenglanz.

Mitten hinein in den Bericht klang der Muhme Ruf: Grete! Gretelchen!

Bleibst du über Nacht? fragte sie schnell.

Ob ich bleib!

So trag dein Zeug ins Gasthaus, ja? Und dann komm herüber — komm bald!

Er gehorchte. Er hatte es ja selber eilig genug.

Als er bei der Muhme eintrat, wußte die schon Bescheid. Das freundliche, kluge Bauerngesicht sah ihn prüfend an: Was wollte er? Meinte ers ehrlich? Was führte ihn in die Waldstille? Jean brachte es zu keinem ernsthaften Wort vor diesem klugen Gesicht, und je länger er saß und schwatzte, desto mißtrauischer und nachdenklicher wurden die alten Augen.

Nur Grete saß zufrieden da in ihrer stillen Heiterkeit: er war gekommen, sie hatte es ja gewußt.

Wann reist er wieder ab? fragte die Muhme am Abend, als Grete ihr beim Ausziehn half.

Er bleibt schon ein paar Tage.

Das verscheuchte der alten Frau den Schlaf. Er blieb! Das Gretel freute sich darüber, sie waren beisammen, früh, mittag und abend — gerade das hatte der kluge Robert doch verhindern wollen! Mußte sie das nicht nach Erfurt hinunter schreiben?

Zweimal stand sie auf und horchte an Gretels Thür. Das erste mal war die Patentochter noch auf; es raschelte drinnen, und ein leises Singen klang heraus. Ganz leise, aber doch zum verstehn, sang sie das alte Volkslied:

> Wenn du bei mein Schatzerl kommst,
> Sag, i laß grüßen;
> Wenns fraget, wie mirs geht,
> Sag, auf zwei Füßen;

Wenns fraget, wann i komm,
Sag, i sei gstorben;
Wenns an zu weinen fangt,
Sag, i käm morgen —

Hm, hm, brummte die Muhme und kroch wieder ins Bett.

Als sie das zweite mal horchte, wars still im Kämmerchen, sie hätte keine Störung mehr zu fürchten gehabt; nur fühlte sie sich jetzt selber so schläfrig — gleich brauchte sie wohl nicht zu schreiben. Aber morgen natürlich. Sollte sie umsonst einen lahmen Arm bekommen haben? Umsonst unter die Komödianten gegangen sein? Umsonst sich mit Lügen abgegeben haben? — Schreiben mußte sie — aber bis morgen hatte es wohl Zeit.

Sie kroch zum dritten mal ins Bett; schlief gut, wachte davon auf, daß Grete im Garten sang, und hörte Jeans Stimme dazwischen. So früh am Tag hatte es ihn schon herübergetrieben. —

Er war da und blieb da. Wo Gretel schaffte, stand er ihr gegenüber; er fütterte die Enten, er pflückte Bohnen, er begutachtete das Mastschwein, er sah dem Saftkochen zu, er dokterte scheltend an dem kranken Apfelbaum herum und zog zu Feld gegen Schädlinge, die sichs im Garten heimisch gemacht hatten. Zwischendurch fragte er so etwa allstündlich einmal nach der Muhme Arm, wobei sich seine Mundwinkel immer ein wenig zu Spott und Schadenfreude verzogen, während die Stimme gar treuherzig klang, wenn er die Erkundigung damit beendete, daß er sagte: Ja ja, so'n Arm im Sommer, das ist ein Schaden.

Gerade, als ob er Bescheid wisse, der Sappermenter! dachte die Muhme mit dem schlechten Gewissen.

Aber über Mittag, wo Jean ins Gasthaus gegangen war, fragte die Muhme, die doch auch recht hatte: Wann reist er denn nun?

Weiß nicht, Muhme; fragst ihn vielleicht, antwortete das Patenkind und schlüpfte hinaus nach dem Herd.

Die Muhme brummte; am liebsten hätte sie der Gret eine Rede gehalten, wie alte Muhmen sie für leichtsinnige junge Mädchen schon im Vorrat fertig haben: von der Unzuverlässigkeit des Mannsvolks, und daß dem Besten nicht zu trauen sei, geschweige denn so 'nem Franzos. — Nur stand ihr Roberts Rede noch zu deutlich im Gedächtnis: Sie liebt ihn nicht, Muhme — gar nicht —, sie weiß nichts von dergleichen, ist immer lustig, wies nur ein freies Herz fertig bringt; drum redet ja nicht gegen oder für den Jean — am besten nehmt ihn gar nicht in den Mund. Sie soll eben weg, damit sie sich nicht verliebt und nachher dasitzt und sich grämt, wenn der Luftikus wieder fortfliegt und sich anderwärts einen goldnen Vogel fängt.

Wie er damals ging, nicht ein Jahr, dachte ich, werde ers aushalten ohne die Gret; statt dessen sind viertehalb übers Land gezogen, ehe ihm einfiel, nach den alten Freunden zu sehen. — Und kommt er um seiner jungen Freundin willen, das werd ich schnell merken; im Notfall frag ich ihn gründlich aus. Erfahr ich dabei etwas gutes, dann machen wir uns allesamt auf nach Trockenborn, und an deiner Entenpfütze können sie Verlobung feiern.

So hatte der kluge Robert gesprochen, und nun war Jean doch allein aufgetaucht, und von Verlobung war keine Rede. Aber der Grete gegenüber wollte die Muhme folgsam die Zunge hüten, lieber ihn selber nachher mal sachte beiseite nehmen und sagen: Wenn du morgen zurück fährst nach Erfurt, da geb ich dir Kirschen mit.

Leicht machte es ihr das junge Volk nicht, solche diplomatische Wendung anzubringen. Das lief immer hin und her; als wolle er den Garten in vierundzwanzig Stunden zu einer Musteranlage machen, so schaffte Jean, rot und heiß, in Hemdärmeln, und Grete ging ihm lachend und leuchtend zur Hand.

Das mochte noch gehn, man hatte sie dabei jederzeit vor Augen, wenn nur das Kauderwelsch nicht gewesen wäre, worin sie sich vor der Muhme hörenden

Ohren die staatsgefährlichsten Geheimnisse anvertrauen konnten. Einmal Deutsch, einmal Französisch, bunt durcheinander, oder auch glatt hintereinander fort, wie die gedruckten Bücher; dann plagte die Muhme allemal der verdrießliche Argwohn, das Französische müsse was Schlimmes sein. Natürlich, nur Deutsch taugte was, alles andre war vom Übel, alles, soweit die Sonne schien. Warum hatten sie das Mädel die bösartige Sprache lernen lassen?

Und nun gar die fremden Liedchen, die so weich klangen, als wären sie die richtigen Herzverführer.

Rose ma bien aimée, ne pleure pas si fort,
Si je pars pour l'armée, c'est un effet du sort.

Wie Grete lachte, lachte in hellem Übermut, und in den Kehrreim einfiel, den Jean bramarbasierend mit Trommelbewegungen begleitete: plan plan plan plan plan, ra—ta plan plan plan plan —

Du weißt es noch? fragte er vergnügt.

Alles, antwortete sie ernsthaft, Soldaten haben wir gespielt, einig sind wir gewesen, gestritten haben wir uns. Darauf sang sie selbst mit weicher Stimme:

Jeune fille aux yeux noirs,
Tu règnes sur les âmes,

und sang die drei Strophen der Chansonette glatt durch, ohne daß ihr ein Wort fehlte.

Merkwürdig, Jean hatte sie einmal — er wußte den Tag noch genau — gesungen und seinen Spott mit dem Liede getrieben. Es sei unwahrscheinlich: das Mädchen, das eine Fülle von Schätzen verschmähe, um einem Verbannten ins Elend zu folgen, gäbe es nicht. Und Grete hatte mit Leidenschaft für das Mädchen gefochten, hatte seinen Unglauben an die Treue der Mädchen heftig gescholten.

Jetzt schien sie Zwist und Widerpart vergessen zu haben. Sie freute sich an dem Liedchen, und ihre Stimme schwebte lieblich auf den Schlußzeilen hin:

La fortune, importune,
Me paraît sans attrait,
Sur la terre il n'est guère
De beau jour sans amour.

Sans amour! hallte es zum kleinen Haus hinüber.

Wenn das nicht bedenklich war, dann stimmte keine Naturgeschichte mehr: die Muhme kam in den Garten und humpelte mißtrauisch näher.

Ra—ta plan plan plan plan! trommelte Jean ihr übermütig entgegen.

Sie wollte von den mitzunehmenden Kirschen anfangen, aber wie sollte einer dem Tausendsassa beikommen, der sich hinter sein Parlezvous versteckte, wenn ehrliches Deutsch ihm unbequem wurde?

Die Muhme ging unverrichteter Sache ins Haus zurück und schrieb ihren Brief; mochte das eine leidige Arbeit sein, sie schrieb, es war ihre Pflicht: Es soll einer kommen. Ich bin euerm Windhund nicht flink genug.

Als eine halbe Stunde später die Karriolpost durchs Dorf fuhr, bekam sie diesen Brief mit auf den Weg, und am andern Mittag schon brachte ein Jagdwägelchen Lisa, Robert und die drei jubilierenden Buben vor das Häuschen der Muhme.

Die war froh. Jean Leporé lachte hell auf. Schutzmannschaft, Grete! sagte er, aber sie hörte es gar nicht, sie flog auf Lisa zu, umarmte die Schwester zärtlich und flüsterte: Du löst mich ab, nicht wahr? Du willst nun bei der Muhme bleiben, das ist lieb von dir. Ich möchte heim.

Lisa sah sich verlegen nach Robert um. Sie hatte sich sorgfältig vorbereitet, was alles etwa zu sagen sei, aber diesen Irrtum Gretes hatte keines vorausgesehen, und er lag doch eigentlich so nahe.

Robert stand schon vor Jean. Da, sagte er mit der bevormundenden Miene

von ehedem, da ist ein Brief deines Vaters, und wenn du ihn gelesen hast, dann mache dich reisefertig, wir fahren um fünf zurück.

Jean lachte hellauf, dachte: Ich bin doch kein Jahrkind, das man gegen seinen Willen einpackt. Schön, daß ich euch um fünf wieder los bin! und ging in die Laube, um seinen Brief zu lesen.

Da stand nun so ungefähr, was er erwartet hatte, nur viel schroffer und kräftiger — Sofort nach Hause kommen — ungesunde Bummelei — Zeit und Gefühle wegwerfen — Zukunft gefährden — sich deutsche Sentimentalität anfärben — sich von den deutschen Füchsen fangen lassen. Und weshalb? Um ein paar lustiger Bubenjahre willen, die den sogenannten Verwandten gut genug bezahlt worden wären. Dieses Erfurt könne ihm doch nichts sein als Enfantillage.

Der ganze Brief erzürnte Jean, dieses Wort aber fuhr ihm wie eine scharfe Nadel ins Herz — er hatte Erfurt selbst so genannt, gewiß, aber von andern klang es doch recht anders — häßlich klangs da, und als sei er selber das Häßliche. Überhaupt Erfurt, Erfurt sollte niemand schelten, nicht einmal sein Vater, der es ja gar nicht kannte. Erfurt war keine Gefahr, mochte es ihn festhalten oder ihm nur eine liebe Erinnerung bleiben; Erfurt war ihm Jugend Frohsinnsquelle, Gesundheit — ihm war, als sei er schon in diesen paar Tagen ein reicherer Mensch geworden.

Tu m'entends. Je veux que tu rentres tout de suite et qu'abandonnant toute partie engagée tu me promettes de ne plus jamais remettre les pieds dans cette ville de malheur. Ces gens-là sont trop fins pour toi. S'ils veulent te marier, c'est uniquement pour mettre le grapin sur la fortune de ta grandmère qui ne doit pas leur échapper.

Auch das noch! Das galt Greten, das schwärzte seinen guten Kameraden an. Nein nein! Das konnte er nicht dulden, durfte er gar nicht! Seine Erfurter sollte keiner beargwöhnen. Die harmlose Gret, den ehrenhaften Vater, die goldherzige Mutter! Das war Irrtum, das war Verleumdung!

Eine Stunde lang saß Jean in der kleinen Lattenlaube auf der Holzbank, die ihm zu niedrig war, die Arme auf den klapprigen Tisch gestützt, den Blick hinaus aus dem dämmrigen Blätterlicht in das reine Blau des Sonnenhimmels gerichtet, das immer tiefer wurde, je länger man hineinsah. Die Bienen summten um die Geißblattblüten, vom Hang herüber klang das Zirpen zahlloser Grillen.

In dieser Stunde durchlebte Jean Jahre; nicht solche, die gewesen waren, in freundlicher Erinnerung, nicht solche, die da sein würden, in goldner Hoffnung — Gegenwart war sein Denken, aber es brachte ihn um Jahre vorwärts; nur wars kein leichtes, lustiges Dahinstürmen, das im Flug seine Bahn nimmt, Tasten wars und Suchen nach Weg und Richtung, und als die gefunden waren: Kampf, heißer Kampf mit kunstvoll geschmiedeten Plänen und den Lieblingshoffnungen des Vaters daheim. — Hätte er gegen den Vater nicht den Brief zu Hilfe gehabt, den Brief, der die unschuldigen Freunde kränkte, die Abwehrenden wären noch schwerer zu besiegen gewesen. So kam gegen alle Bedenken immer wieder obenauf: Sie haben dir Unrecht gethan, Grete! wenn sie dich nur erst sehen, wenn sie dich begreifen lernen, wird sie Scham über ihren Irrtum befallen. Die Reiche, Schöne, die nach zehn arbeitsvollen Jahren den berühmten Gärtner belohnen sollte, verschwand aus Jeans Träumen. Er sah Greten in Paris unter den Cousinen, neben dem Vater, sah sie draußen in Enghien zwischen den Rosenbeeten — er konnte sich das alles gar nicht mehr ohne Greten vorstellen. Mit einemmal? Nein, es war schon immer so gewesen, nur hatten ihn Trägheit und Scheu vor dem Kampfe, den er eben jetzt ausfocht, veranlaßt, daran vorbeizusehen.

Die Jungen kamen in den Garten gerannt, guckten in die Laube und schrieen: Da sitzt er ganz einschichtig! Lauf lieber mit uns an den Teich! Da ists fein!

Jean stand langsam auf; er kehrte aus der andern Welt in die kleine Laube zurück. Die Bienen summten, die Grillen zirpten.

Dieses mal müßt ihr allein gehn, sagte er freundlich und strich dem Nächsten über den glatten Blondkopf.

Geradezu gönnerhaft, behauptete Franz draußen. Die Muhme hat ihn vertauscht, ist gar nicht mehr der lustige Jean.

Dumm! pflichtete Fred bei.

Dann laßt ihn bloß laufen; brauchen wir ihn etwa? Nee — Kaulquappen fang ich auch noch alleine, vollendete der Dritte den Scheltgesang der Abgeblitzten.

Als die Jungen davongerannt waren, trat Jean aus der Laube und ging den Weg zwischen den Buchsrabatten entlang; ehe er aber das Gatter erreicht hatte, verlegte ihm Robert den Weg. Er sah so zornig aus, wie es dem ruhigen großen Robert nur möglich war.

Ich denke mir, dein Vater schreibt so ungefähr dasselbe, was wir wünschen. Redet er nicht von Abreisen? Nun also — ich sah es dir an. Warum bist du gekommen? Um ein fröhliches Herz traurig zu machen, um deine Unwiderstehlichkeit zu genießen? Grete ist für dich nur wieder Enfantillage, uns ist sie zu lieb dazu.

Eine Flamme schoß Jean in die Stirn. Certainement! sagte er mit dem Versuche zu spotten und wollte Robert den Rücken kehren. Der aber stand breit vor ihm und redete feierlich weiter:

Und wenn du in so und so viel Jahren das reichste Mädchen zehn Meilen in der Runde heimführst —

Quasselei, sagte Jean, und da Robert, als breites Hindernis, den schmalen Gartenweg versperrte, drehte er sich um, schwang sich über den Zaun und ging nach dem Ententeich, von dem die Kleider der Schwestern heraufschimmerten.

Grete saß auf dem Bänkchen wie am vorigen Sonntag, als er angekommen war; die Hände hatte sie auf den Knieen gefaltet, den Blick starr auf das grüne Wasser gerichtet. Lisa sprach eifrig und heftig auf sie ein.

Die brauen Unheil! war Jeans erster Gedanke. Seine Schritte bergab wurden noch länger; hinter ihm drein langsam bedächtig, als sei die weiche Rasenlehne eine Dolomitenwand, folgte Robert, verdrießlicher Gedanken voll.

Als Jean zu den Schwestern trat, wollte Lisa weghuschen; er faßte aber ihre Hand und sagte kurz: Bleib — du magst der Grete selber sagen, wie ihr sie zum besten gehabt habt, nicht ich — aber hören will ich es — damit nicht wieder eine Lüge mit unterläuft.

Lisa sah hilfesuchend zu Robert hinauf. Grete schien Jean gar nicht gehört zu haben, verstanden wenigstens hatte sie ihn nicht. Mit einem Ausdruck hilfloser Müdigkeit sah sie ihm ins Gesicht, als ob sie etwas ganz fremdes, unlebendiges betrachte, sodaß er die Thräne, die jetzt wirklich in ihrem Auge saß, durchaus nicht auf sich zu beziehen wagte.

Endlich sagte sie: Nicht, du gehst mit den Geschwistern nach Erfurt zurück; du machst der Muhme zu viel Unruhe, sie hat sich beschwert, mich aber braucht sie noch. Wir müssen uns lebewohl sagen. Du wirst kaum wieder nach Erfurt kommen, wenn du erst in Enghien deinen Garten hast; laß dirs recht gut gehn im Leben und schreib wenigstens Neujahr, damit — damit — man doch weiß, daß du noch lebst.

Das klang alles so gar nicht wie die Gret, so fremd, so eingelernt — richtig! Das wars: eingepaukt hatten sie ihr die kühle Rede; nur zuletzt war noch ein bischen Eignes dazugekommen, und dieses Eigne war auch anders gewesen als sonst — sentimental, beinahe sentimental. Es war die höchste Zeit, daß sie fort kam aus dem gefühlvollen Deutschland.

Du hörst, um was Grete dich bittet, sagte Robert in das Schweigen hinein.

Da packte Jean der Zorn, und zornig rief er: So? und damit soll ich mich abfinden lassen? Soll gehn wie ein Zweijahrbübchen, das einen Klaps bekommen hat, nur weil du alle guten Bissen allein haben willst?

Da stieg auch Robert die Hitze bis an die Kehle und er stieß einen Zornesruf aus; Lisa faßte nach seiner Hand, schmiegte sich beschwörend an ihn, zu Jean aber

sagte sie vorwurfsvoll: Wie kannst du — wo er mein Bräutigam ist! wie kannst du meinen Bräutigam so kränken!

Nicht einmal zum Wundern kam Jean. Das, was die beiden jetzt allein bei ihm voraussetzten, streifte nicht einmal seine Gedanken, sie hätten ihre vorwurfsvolle Entschuldigung sparen können: Du interessierst dich so wenig für Lisas Brautschaft, sonst wüßtest du längst von unsrer Verlobung.

Natürlich, dann ist es ja gut so — Lisa ist deine Braut, also kümmere dich um Lisa.

Grete ist seit dieser Verlobung meine Schwester.

Richtig, richtig! Und seine Schwester rettet man vor dem leichtsinnigen Franzosen.

Jean, sagte Grete traurig.

Grete! sie haben dich belogen und betrogen; sie haben die Muhme zum Schwindeln angelernt — die Muhme ist nicht krank, Robert war bei ihr, um sie zu bereden.

Gretens Augen wurden groß. Angstvoll, heftig rief sie: Nein!

Ja! Rotkäppchen hat mirs gesagt. Mutter weiß nichts davon, aber die beiden da wollten vereiteln, daß wir uns sähen, daß wir uns unsrer alten Kinderfreundschaft freuten.

Daß er dir das Herz bräche, wollten wir verhüten, rief Lisa schluchzend.

Grete machte eine hastige Bewegung — still — o nur stille sein!. Unverwandt hatte sie die Augen auf Robert und Lisa gerichtet, deren verlegne Gesichter zugestanden: Es ist so, Jean spricht die Wahrheit. — Sie wurde blaß bis zu den Lippen.

Mich weggeschickt? Weil ich Jean nicht sehen sollte? Die Muhme nicht hilfsbedürftig? — ganz leise kamen die Worte über die blassen Lippen, als würden sie in einem schweren Traum gesprochen.

Rotkäppchen hat die Beratung gehört und mir alles verraten.

Jetzt war Grete erwacht. Rotkäppchen? Die kleine Nachbarin mit den altklugen Reden und den neugierigen Augen wußte das und beredete das? und dachte sich noch zehnerlei dazu? Und sie mußte stillhalten, denn jedes Wort machte das Übel ärger! Und Jean hatte das gehört! Was mochte der jetzt von ihr glauben und denken? Und ihre eigne Schwester hatte ihr das angethan! O ihr! rief sie, ihr! Wie konntet ihr nur!

Lisa wollte sich verteidigen: Enfantillage nennt ers, wenn ihn jemand lieb hat.

Ob Grete das noch gehört hatte, wußte keins, sie stand schon auf dem Rand der Rasenlehne und ging schnellen Schrittes dem Hause zu.

Muhme, begann sie atemlos, ist es wahr? Dein Arm ist nicht krank?

Der Muhme stieg das Blut ins Gesicht. Ei — nun, ich meine schon — Rheumatismus hatt ich all das Frühjahr.

Aber du kannst allein hantieren?

Gretes emporgehobne Augenbrauen, der ganze schmerzlich gespannte Ausdruck des jungen Gesichts machte der Muhme Lügenkunst völlig zu schanden. Ja, ja doch, stotterte sie, ich kann schon.

Ein schwerer Atemzug, ein wehmütiges, schnell verschwindendes Lächeln, dann sagte Grete: Also reis' ich mit heim, Muhme, nichts für ungut. Ihr hättet mir das nicht anthun sollen.

Als sie hinaus war und oben im Kämmerchen schon mit ihrem Koffer klapperte, stand die Muhme noch immer mitten in ihrer Stube. Endlich schüttelte sie den Kopf, nahm die Binde vom Arm und legte sie in die Truhe.

Ja doch, ja doch! 'S is heute noch akkurat wie vor fufzig Jahren; 's Dummste is allemal 's Lügen — allemal, allemal. Da hat der Teufel von Anfang an die Finger im Brei — nun mögen sie ihn in Erfurt aussessen, ich habe genug davon.

Der Muhme Gäste fuhren beide mit heim, es war eine stille, verdrießliche Fahrt, trotz Waldluft und Sommerschöne. Manchmal nahm einer der drei Buben

den Anlauf zu einem Witz, aber der Wiederhall fehlte so vollständig, daß der Unternehmer der großen That sich unwillkürlich verlegen umsah und schnell wieder verstummte.

Mutterchen zu Hause kam ihrer Grete mit einem Freudenruf entgegen, aber auch der fand keinen Nachhall; der behaglichen, kleinen Frau wurde im Laufe des Abends sehr unbehaglich zu Mute. Doch war ihre Art nicht, vor dem hellen Haufen mit Gewissensfragen in jemand zu dringen, und ihre allezeit obenauf bleibende Freundlichkeit machte auch heute das Beisammensitzen erträglich.

Erst als sie zum gute Nacht sagen ins Schlafzimmer der Töchter trat, fragte sie: Was hats denn heute für Unheil gegeben?

Zunächst kam gar keine Antwort, dann klang es von Lisas Bett her wie Schluchzen: das war immer am einfachsten und bequemsten. Endlich sagte Grete: Sie dachten, ich sei von Wachs, Mutterchen; da ich aber von Stahl bin, schmolz ich nicht an ihrem Streichholzfeuerwerk, nur sie haben sich die Finger verbrannt.

In Gretes Stimme war ein harter Klang, der die Mutter so fremd anmutete, wie die bilderreiche Sprache, aber da sie dem Kinde nicht beizukommen wußte, ergab sie sich in Geduld und hoffte auf den morgenden Tag. Hatte sie sie erst allein, dann würde sich das harte Herz unter der Mutterhand schon wieder aufthun.

Der Schritt der Mutter verklang draußen, im Zimmerchen wurde es still. Plötzlich klang zwischen dem Schluchzen von Lisas Bett herüber: Ich wollte, Jean nähme dich mit nach Paris. Das kann ja reizend werden, wenn du jede Kleinigkeit zur Tragödie aufbauschst.

Ich wollte, er nähme mich mit nach Paris! klang das Echo in Gretes Herzen wieder. Aber das Herz kam an diesem Abend nicht zu Worte, der Kopf überredete alle seine leisen Versuche mit lauter Stimme. Scham und Gram über das Geschehene quälten sie. Was dachten denn alle von ihr? Was fürchteten sie denn? Die ehrliche Muhme in Trockenborn spielte um ihretwillen eine Woche lang Komödie, Robert machte Reisen gegen Neigung und Gewohnheit, und das Rotkäppchen stand am Zaun und tuschelte es in die Nachbarschaft hinaus, was die Grete Langner für ein gebrechliches Geschöpf sei, an dem alle herumretten mußten.

Grete drückte die Zähne in die Unterlippe, und ihre Augen, die trocken ins Dunkel starrten, begannen zu brennen, wie nach heißen Thränen. — Stand sie nicht fest auf ihren jungen Füßen, hatte sie nicht ein kräftiges Herz, das kein Frühlingswetter zerzausen würde — und sie meinten — ach sie meinten — warum thut so weh, was die Leute von einem meinen?

Lisa hatte sich längst in den Schlaf geschluchzt, die trocknen jungen Augen starrten noch immer ins Dunkel, die zornigen Gedanken quälten sich noch immer mit der Wunde, die Gretens Stolz geschlagen worden war.

Als aber Lisa früh zur gewohnten Stunde erwachte, war Grete endlich eingeschlafen, und froh, dem verlegnen Alleinsein mit der Schwester zu entgehn, huschte Lisa unhörbar hinaus.

Das Knarren der Thür weckte Greten aus ihrem kurzen, unruhig verträumten Schlaf. Sie sah sich im Zimmer um — wars nicht ein völlig unbekannter Raum? Sie richtete sich halb auf, stützte sich auf den Ellbogen und begriff nicht, warum ihr das alles so fremd und seltsam erschien. Sie sah das leere Bett, und die Flucht der Schwester rief ihr den ganzen gestrigen Tag zurück.

Nur fand Grete im Frühlicht den Zorn und die Bitterkeit des Abends nicht völlig wieder. Vorm Fenster erklang das Morgengeschwätz der Stare, die Zweige einer Birke wurden von einem unmerklichen Lufthauch auf und nieder bewegt, durch das offne Viereck kam ein feiner Heliotropduft herauf — Grete atmete mit Entzücken; die gespannten Glieder lösten sich, sie sank wieder zurück, und die Augen auf das Blau und Grün vor dem Fenster gerichtet dachte sie an Jean. Nichts andres, nichts von dem, was er ihr gestern Schlimmes gebracht hatte, nur einfach an den lieben alten Freund und was sie froh machte. Daß er gekommen war —

erst nach Erfurt und dann nach Trockenborn, und daß er gerade so war, wie er war, und daß es nichts auf der Welt geben könne, was ihr besser gefiele.

Draußen zog eine Wolke über die Morgensonne, das Grün verlor seinen Goldglanz, blaue Schatten trübten das Bildchen im Fensterrahmen, und ein jäher Schreck machte Gretens Herz schneller schlagen.

Was nun, wenn er abreiste? Jetzt, nachdem sie acht Tage mit ihm in dem grünen Dörfchen verbracht hatte — nur mit ihm —, acht Tage in Arbeit und Glück, sodaß nun ohne ihn keine Stunde mehr Sonnenschein haben konnte?

Sein Kommen fiel ihr ein, sein die Rasenlehne herabstürmen und der Willkommkuß — sein Lachen und sein Ernsthaftsein, sein Singen und sein Pläneschmieden, sein Schaffen im Garten und sein Plaudern am nackten Holztisch der Muhme. Sie hörte den Klang seiner Stimme und sah die Herzkirschenaugen auf sich gerichtet, abwechselnd in Zärtlichkeit und in Schelmerei. Und ohne das sollte sie weiterleben und froh sein und die Menschen um sich her froh machen.

Nein nein nein! All die kleinen verdrießlichen Dinge des Lebens, die so oft nicht die Mühe lohnen, waren in seiner Gegenwart Spiel und Freude gewesen; die schweren Steine des Mißbehagens in ihrem Weg hatten durch sein einfaches Dasein Flügel bekommen und waren wie Sommervögel davongeflogen — ins Blaue hinein, auf Nimmerwiedersehen.

Und all das wäre nur ein kurzer Festtag gewesen, ein verwöhnender Traum, nach dessen Verblassen sie dem nüchternen Tag hilflos, verdrossen und wund gegenüberstand?

Plötzlich wußte sie, vor was Robert und die Muhme sie mit ungeschickter Fürsorge hatten behüten wollen, vor dem Glück — das so schwer zu entbehren war, wenn man es erst kannte —, und in demselben Augenblick richtete sie sich auf und begann den Kampf gegen ihre Sehnsucht. — Nein, sie war kein gebrechliches Geschöpf; sie hatte ein kräftiges Herz, und Lisa würde einsehen, daß ihre Rettung dennoch unnötig gewesen war.

Aber schwere Glieder hatte sie doch, und ein seltsam fremdes, wehes Gefühl ging mit ihr durch den ganzen Tag. Sie war die alte Grete, sie half der Mutter, sie scherzte mit dem Vater, sie regierte die Knaben, ohne daß sie etwas davon merkten, aber alle hatten das Gefühl, als sei die eigentliche Gret irgendwo anders und habe ein Trugbild zur Stellvertretung geschickt.

Jean fand sich am schwersten zurecht. Er hatte in der Nacht einen langen Brief an seinen Vater geschrieben, hatte ihn in frühster Morgenstunde auf den Bahnhof getragen und dann im Garten auf das Gretel gewartet. Sie mußte ja kommen, mußte wissen, daß sie nur dort allein miteinander reden konnten, mußte ihm ebensoviel zu sagen haben, wie er ihr.

Der Tag verging; die fremde Grete that ihre Pflicht, wie ein milder, sonnenloser Frühlingstag das Seine thut, und die andern gingen so vorsichtig ihrer Wege, als könnte ein schneller Schritt oder ein hastiges Wort Unheil wecken.

Nur der Vater war harmlos vergnügt; freute sich, daß sein Mädel wieder im Haus herumschwirrte, und daß Jean „ein ganzer Kerl" geworden war — ohne jeden verknüpfenden Nebengedanken. Völlig unbefangen rauchte er in der Haselnußlaube sein Feierabendpfeifchen; alle saßen um ihn her und plauderten vom Tageslauf, wie ers leiden mochte; Greten nur hatte die Mutter noch einmal hinaufgeschickt nach den Himbeeren, damit die hochreifen über Nacht nicht verdürben.

Endlich! — Mutter fühlte einen Händedruck Jeans, den sie nicht verstand; erst sein finstres Gesicht, als Lisa und Robert jetzt beide zugleich mit botanischen Fragen auf ihn einstürmten, brachte sie auf einmal ganz nah an die Wahrheit. Ehe sie aber alles, was von Freud und Leid aus dieser Wahrheit für sie heraufstieg, nur halbwegs gefaßt hatte, kamen die Buben gerannt.

Mitten hinein in eine Erörterung über Nelkenstecklinge rief Jean: Buben, wer läuft mit mir wett? Und ehe Robert abwehren konnte, flog der schlanke Jean, gefolgt von den drei jauchzenden Knaben, den Garten hinauf.

Der Garten war groß, gewunden die Wege, buschig das Oberland, eine Wonne für Kinder, die sich alle Prärien und alle Dschungeln der Welt dahinein versetzen konnten, und es währte auch jetzt keine drei Minuten, so war Jean, dank einem künstlichen Haken, den Wildfängen entlaufen. Lächelnd, blitzenden Auges stand er vor Greten zwischen den Himbeerbüschen.

Endlich, sagte er, und dann: Laß!

Er nahm ihr den Beertopf aus der Hand, stellte ihn zu Boden und zog sie, zum Schutz gegen die spürenden Bubenaugen, tiefer zwischen die Zweige hinein, die mit feinen Häkchen nach ihren Kleidern griffen. Gretens Herz klopfte bis zum Halse hinauf — mußte sie ihn jetzt schelten, durfte — konnte sie es?

Jean aber sagte: Endlich! Du schlimme Gret! Du darfst mir nicht länger ausweichen, du mußt mirs nicht so sauer machen, du mußt ganz ehrlich mit mir sein. Ich kann doch nichts dafür, wenn Robert Dummheiten macht! Sag mir schnell, ob du mich lieb hast, oder ob ich ein Narr bin?

Sie schüttelte leise den Kopf; eine Ranke mit Blüten und Beeren hing über ihrem Scheitel, der Duft ihres Haares mischte sich mit dem Himbeerduft.

Nein? rief er heftig. Nicht lieb?

Aber Jean — sehr lieb!

Lieb genug, mit mir nach Enghien zu gehn?

Aber Jean, antwortete sie ganz ruhig, wie denn sonst? Und ich glaube, schon immer, aber ich weiß es erst seit heute.

Gott sei Dank! Dann bin ich doch noch gescheiter als du, denn ich wußte es schon gestern, sagte er fröhlich, nahm sie in den Arm und hielt sie fest; sie hörte nur noch wie im verhallenden Traum seine Stimme:

Sur la terre, il n'est guère
De beau jour sans amour.

Dann war es still; der Knabenlärm war nach der Laube zu verhallt, eine Grasmücke zirpte, eine Birne fiel ins Gras — nichts weiter — Sommerabendstille — bis vom Hause her ein jähes Rufen hereinbrach, ein Rufen, das näher kam und allzuschnell verständlich wurde.

Jean! — Jean! — dein Vater! — Jean! — dein Vater ist da!

In den Abendfrieden der Haselnußlaube war der behäbige Vater Leporé eingekehrt und bemühte sich vergeblich, unter Höflichkeiten die Sorge um den Sohn schicklich zu verbergen.

Grete erwachte aus dem Himbeerzauber zur Gegenwart zurück und sah Jean mit angstvollem Blick an; aber sein Gesicht verscheuchte jedes Bangen, und auf ihr zagendes: Dein Vater? folgte sein schalkhaftes: Wird er dich auch retten wollen?

Da traten wirklich Thränen in die Sammetaugen, die Jean allezeit klar sehen wollte, und tröstend sagte er: Was er jetzt auch will, wenn er dich erst kennt, wird er nichts andres mehr wollen, als wir —

Dann nahm er Gretels Arm, drückte ihn fest an sich und ging schnellen Schritts mit ihr den Garten hinab.

Als sie so gegen die Laube kamen, wars allen ein Schrecken; der behäbige Franzose wurde sogar blaß, obwohl er auf den ersten Blick sah, daß der Geschmack wenigstens seinen Jungen nicht ebenso verlassen hatte, wie der Verstand. Das hübsche Nachbarsrotkäppchen, das eben herübergetrippelt war, um das zu erzählen, was zwischen den Himbeeren schwatzte, die schlanke Lisa, die Cousinen Beauregard und Leporé zu Hause, keine war mit der zu vergleichen, die da am Arm seines Jungen den Garten herab kam. Und wäre sie nur nicht an diesem Arm gegangen, Monsieur Leporé würde sie mit Vergnügen für eine beauté sans phrase erklärt haben.

Sein zweiter Gedanke war aber: Weshalb bin ich nicht früher gekommen! Denn das sah er deutlich, auch die andern wurden überrascht von dem Anblick,

und nicht freudiger als er selber. Neu, ganz neu war die fatale Geschichte, aber jetzt hatte die Deutsche seines Jungen französisches Herz bezwungen.

Er ging dem Sohn mit ein paar schnellen Schritten entgegen, und in der Überzeugung, daß andre Leute ebensowenig eine fremde Sprache zu beherrschen vermöchten wie er selber, donnerte er los: Ah mon fils, quel affront tu me fais là. Après tout ce que je t'avais dit dans ma lettre. Réellement tu me fais du chagrin. — Aber das jähe Rot, das in Gretes Wangen stieg, sagte ihm: Sie versteht dich! Das that seiner Höflichkeit leid, das bedrückte seine Gutmütigkeit und verwirrte seine Vorwürfe — ein Wunder war es ja nicht, wenn man seinen Jungen lieb hatte — für Geschwister mochten sie sich halten, er wollte sogar jedes Jahr einen Besuch in Erfurt erlauben; nur weiter nichts — nicht dieses selbstverständliche Arm in Arm gehn, geradeswegs zu Maire und Kaplan. Nein! das mußten sie sich wieder ausreden lassen.

Und als ob all diese Gedanken ausgesprochen worden wären, versuchte Grete ihren Arm frei zu machen. Jean aber hielt fest; er nahm noch die linke Hand zu Hilfe. Erst als er sein Gretel ganz sicher gefaßt hatte, antwortete er sehr schnell, weil es ihm sauer wurde, dem Vater zu widersprechen: Moi aussi, père, je t'ai écrit. La lettre est partie hier soir. Ça fait que tu ne sais pas ce qu'elle contient. C'est dommage — n'importe, voilà, je te présente ma fiancée.

Da stieg dem alten Herrn das Blut ins Gesicht. Der fröhliche, von Gretels Schönheit bestochne Franzose gab dem zürnenden Vater wieder den Weg frei.

Ah, voilà qui est trop fort, rief er heftig. Ta fiancée, allons donc! Et mon consentement que jamais je ne donnerai, tu t'en passes donc, malheureux? Nous allons voir. Tu vas me suivre à l'hôtel sur le champ, et demain on filera à la première heure.

Der Blitz, der in Jeans Augen aufzuckte, brachte ihn zum Schweigen.

Langsam, laut und deutlich, auch für die, mit deren Französisch es schwach bestellt war, verständlich, sagte Jean: Ou Marguerite nous suivra et sera cordialement accueillie à Paris par vous tous, ou tu me verras rester ici et m'y établir pour de bon. A toi de choisir.

Entsetzt starrte Leporé dem Sohn ins Gesicht. Das klang bedenklich ernsthaft. O diese deutsche Großmutter, dieses Erfurt, dieses ganze verwünschte Land! Sie hatten ihm das Kind entfremdet ganz und gar. — Der haarbuschige Mann, der dort mißtrauisch und verdrießlich in der Laube stand, war seinem einzigen Jungen ein Vater geworden, und die behagliche kleine Frau, die so ängstlich ihres Gatten Hand hielt, hatte seinem Jean die Mutter ersetzt, die ihm daheim zu früh gestorben war. Hätte er sich doch nicht von dem schnöden Geld der Großmutter bethören lassen, hättens doch die deutschen Verwandten wieder einschlucken mögen, hätte er doch damals der innern Stimme gehorcht, die ihn vor diesem immer siegreichen Deutschland warnte. Das stand schlimm hier, sehr schlimm, das ließ sich nicht übers Knie brechen — Zeit, vor allem Zeit — mit Zeit ließ sich manches erreichen — Zeit machte kühle Monde aus feuerspeienden Sonnen.

Allons, allons, sagte er mit zitternder Stimme, ne brusquons rien. Je ne connais pas encore ta petite Marguerite — peut-être —

Er sah Greten an, aber Gretens Augen wichen nicht von Jeans erregtem Gesicht, das sie eben jetzt erst kennen zu lernen meinte. Nicht so, bat sie leise, er ist dein Vater — wie darfst du so mit ihm reden — bitten dürfen wir ihn nur; aber jetzt laß mich los, Jean — sei gut —

Nein, sagte er sanft; bitten will ich schon, wenn du es willst, aber nicht loslassen. Du wirst ihm bald genug gefallen.

Damit führte er sie bis zur Haselaube, wo die andern standen und eben jetzt dem Sohn Leporé nicht freundlicher gesinnt waren als dem Vater.

Unwillig schwenkte Vater Langner seine Pfeife; hätte die Mutter nicht unermüdlich an seinem Ärmel gezupft, so wären seine Worte reichlich denen des Vaters Leporé gleich gewesen. Er blitzte Jean an wie einen Räuber und sagte beharrlich: Nein und abermals nein.

Er gäbe die Gret überhaupt nicht gern her, geschweige denn nach Frankreich, wo sie die selige Base niemals nach Wert und Würden anerkannt hätten; und wo man seine Gret nicht mit Pauken und Trompeten empfange, da sei sie zehnmal zu gut.

Jean mochte reden, was er wollte, immer erhielt er dieselbe Antwort. Das einzige, was seine Bitten erreichten, war das Versprechen, falls Vater Leporé feierlich um das Kind freiwerbe, dann wolle man sich die Sache zu überlegen anfangen.

Auch der alte Langner hatte, wenn schon etwas unbeholfen, Französisch gesprochen, und über Vater Leporés Gesicht breitete sich ein Hoffnungsschein. Dieser Erfurter Hausherr war ja ein höchst verständiger Mann; im Verein mit dem ließe sich wohl noch Rat schaffen. Natürlich: Mischehen taugen nicht; unglücklich würde das Mädchen im schönen Frankreich werden, die Menschen konnten nichts dafür, es lag in den Verhältnissen. Laßt den Kindern nur Zeit, sich darauf zu besinnen.

Die Kinder sahen sich an und lächelten. Wußten die Eltern gar nicht mehr, wie die Sonne im Frühling schien, und daß Liebende nur eine Heimat haben, so weit die Welt ist?

Die Eltern aber waren eben jetzt sehr miteinander zufrieden. Vater Leporé schüttelte Vater Langner die Hand wie einem Bundesgenossen und setzte sich an den Tisch in der Laube. Auch die andern rückten, wennschon etwas steif, in die Runde, und als kurz darauf ein Sprühregen die Familie unter das Dach jagte, ging Leporé père auch mit hinein.

Eine Schwiegertochter wollte er nicht aus dem kleinen deutschen Haus, aber zu kränken brauchte er deshalb die Leute doch nicht, die seinen Sohn fünf Jahre lang wohl gepflegt hatten: er nahm das Abendbrot an, das sie ihm voll Zurückhaltung boten.

Da huschte über Jeans Gesicht zum erstenmal wieder der Schelm. Ging son vieux nicht eben jetzt freiwillig in dasselbe Netz, das ihn eingesponnen hatte? Mochte er im Verein mit Papa Langner alle Gefahren einer Mischehe wieder und wieder erörtern, die alten Augen blinzelten doch verstohlen nach der Gret, die ihm trotz allem besser gefiel, als alle sechs Nichten, deren jede er schon einmal im Geiste als Schwiegertochter angesehen und wieder verworfen hatte. —

Freilich, freilich, pflegte er später zu sagen, wenn er die Geschichte seines zweiten Erfurter Besuchs erzählte, das Wohlgefallen an der Marguerite war gleich vorhanden, aber das andre blieb deshalb doch bestehn. Wenn sie keine Deutsche wäre! dachte ich zu Anfang. Sie ist aber doch nun wohl eine Deutsche! dacht ich nachher, und eine Deutsche wird heutigentags nimmermehr heimisch bei uns. Schade, daß sie keine Französin ist! dacht ich am Ende zwischen Butter und Käse. Das war nun schon das Höchste, und dabei wars auch noch gerade so, als ob Jean, der Spitzbube, jeden Gedanken von meiner Stirn abläse, so prompt kam allemal die Antwort auf meine unausgesprochnen Bedenken.

Jean las auch wirklich die Gedanken von des Vaters beweglichem Angesicht ab. Sowie das Abendbrot genossen war, trat er ans Klavier, hob den Deckel und flüsterte Greten zu: Singe, wie du mir in Trockenborn sangst — willst du?

Sie wußte gleich, was er meinte, und was er bezweckte, nickte ihm zu, und als er mit leichten Griffen zu spielen begann, sang sie die Chansonette, die die Ursache ihres Kinderstreits gewesen war, und die das Schlußwort bei ihrer Verlobung gehabt hatte.

Jeune fille aux yeux noirs tu règnes sur mon âme,
Tiens voilà des croix d'or, des anneaux, des colliers;
Les chevaliers ainsi m'ont exprimé leur flamme:
Eh bien, j'ai méprisé l'offre des chevaliers.

La fortune, importune,
Me paraît sans attrait,
Sur la terre il n'est guère
De beau jour sans amour.

A son tour un proscrit m'a parlé de tendresse,
L'infortuné fuyait nos rivages ingrats;
Toi seule, disait il — peus charmer ma tristesse,
Et j'ai dit au proscrit, moi, je suivrai tes pas.
La fortune, importune,
Me paraît sans attrait,
Sur la terre il n'est guère
De beau jour sans amour.

Unruhig saß der alte Herr während des Gesangs zwischen Mutter und Lisa, unruhig rückte er mit dem Stuhl und erschrak doch über jeden störenden Laut. Er wehrte sich kräftig gegen alle unbequemen Gefühle — Gemütsbewegung nach Tisch? Das war ja ungesund. Aber bei den Worten: Et j'ai dit au proscrit: moi, je suivrai tes pas — trat ihm doch eine Thräne ins Auge, denn er sah seinen Sohn, seinen armen Einzigen, um des Vaters Hartherzigkeit willen, verdammt für ewige Zeiten in Deutschland zu leben. Als der letzte Ton des Kehrreims verhallt war, stand er plötzlich auf, eilte auf Grete zu, rief: Vous êtes une charmeuse! und küßte sie auf beide Wangen. Dann aber lief er ebenso schnell aus dem Zimmer und ohne Adieu, mit schief aufgestülptem Hut zum Haus hinaus.

Nicht überrumpeln lassen, nicht auch besiegt werden! Zauberei, Verrat, Teufelsmachenschaften! Gott schütze einen ehrlichen Franzosen vor den deutschen Hexenmeistern!

Er lief aufgeregt durch Erfurts Gassen und schalt auf Gott und die Welt, er fand durch einen glücklichen Zufall sein Hotel und brummte sich in den Schlaf. Aber über Nacht kamen ihm angenehme Träume, und am Morgen weckte ihn ein leiser Singsang aus dem Schlaf — il n'est guère de beau jour sans amour.

Das wurde ja eine nette Geschichte! War er deshalb nach Erfurt gefahren, daß er sich von einem braunhaarigen Ding um den Verstand singen lassen sollte? Hatte er deshalb urplötzlich empfunden, daß sein Brief zu derb ausgefallen war, also weit eher geeignet, gerade das herbeizuführen, was er verhindern sollte! War er deshalb hinter diesem Brief drein gereist Tag und Nacht ohne Rast, um am Ende den Freiwerber für die ungewollte Schwiegertochter zu machen? Nein, das gewiß nicht! Und wenn sie auch Französisch sprach wie eine richtige Pariserin — eigentlich so, daß man meinen könnte, der Jean spräche selber — nein, er that es nicht!

Diesem kräftigen Nein zum Trotz war der Tag noch keine sechs Stunden älter geworden, da hatte ers doch gethan.

Jean war gekommen und hatte bessere Worte gesprochen als gestern. Zuerst die Bitte um Vergebung für sein Ungestüm, danach die Bitte um Gewährung. Worte, die eigentlich seine Grete sprach, die ihm unsichtbar mahnend zur Seite stand. Und da neben diesen guten Worten als Grundton doch die furchterregenden Paukenschläge von gestern abend mitklangen, so wußte der alte Herr nicht mehr aus und ein und ergab sich.

Gegen Mittag wanderten die beiden Männer zusammen in das kleine Haus am Fuß des großen Gartens als feierliche Brautwerber.

Wie sichs schickt, sagte Lisa, was du allein mir und Robert zu verdanken hast.

Die halbe Stunde voll Herzklopfen, während der sich drinnen die Eltern Langner mit den beiden Herren Leporé auseinandersetzten, verging dann auch noch. Mit den Worten: Wir haben uns lieb! behielt der Jüngste den Trumpf in den Händen. Die Mutter weinte ein paar Thränen, ehe sie hinaus ging, um die Tochter zu holen, als sie aber die Hände der beiden Liebesleute zusammenlegte, war sie wieder helläugig — denn sie kannte ja ihren Jean ganz genau und wußte, was sie an ihm erzogen hatten.

Und wenn Vater Langner sein Mädel nun doch „in die schlimme Fremde" ziehn ließ, er hatte wenigstens seinen Kopf aufgesetzt, und es war alles in Ordnung zugegangen, und — na, daß die Grete auch drüben allzeit „Siegerin" sein würde,

das war doch keine Frage. Man mußte nur sehen, wie der alte Herr vor ihr stand, als er sagte: Eh bien, petite enjôleuse, le voilà ce précieux fils, ce galérien, je vous l'offre. Gardez-le et ne m'en veuillez pas.

Das auch noch! Nun, es mochte sich so gehören nach dem plumpen Zufahren vom Abend vorher, wenn Grete ihn auch nicht ausreden ließ. Denn dieser Vater ihres Jean saß ihr schon so breit im Herzen, daß sie gar nicht begriff, wie er noch Raum neben ihrer großen Liebe gefunden hatte. —

Am Nachmittag, nach einem fröhlichen Verlobungsessen, hatte Robert seine Schwerfälligkeit so weit überwunden, daß er sich zu einer scherzhaften Abbitte zurecht fand.

Sieh, Jean, nun hab ich dir doch Unrecht gethan; aber was redest du auch so selbstverleumderisch von deinen Enfantillages.

In Jeans Herzkirschenaugen blitzte es auf; er hätte Robert gern vorgehalten, was er dem Gretel alles zuleide gethan hatte — aber Franzosen sind höfliche Leute, und dann erleichterte ihm auch das Glücksgefühl eine freundliche Antwort:

Weil ich erst lernen mußte, daß nicht alles Kinderei ist, was in Kinderherzen emporwächst. —

Die sechs Pariser Cousinen schüttelten ihre zierlichen Köpfchen und schlugen ihre feinen Händchen zusammen vor Entsetzen, als sie von Jeans deutscher Braut hörten. Die junge Frau Leporé hat ihnen das Kopfschütteln bald abgewöhnt; und als die Eltern Langner zum ersten mal in Enghien les bains zu Gast waren, stellte der Vater seine mißtrauischen Beobachtungen sehr bald ein.

Mutter, sie ästimieren unser Kindchen; nun bin ich zufrieden!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Agrarsozialismus. An der Revision des Sozialismus wird im akademischen Verlag für soziale Wissenschaften von Dr. John Edelheim in Berlin und Bern fleißig weiter gearbeitet. Für die Agrarpolitik besorgt Dr. Alfred Nossig die Arbeit in dem soeben erschienenen zweiten Teile seines Systems des Sozialismus. Seine Kritik richtet sich nach zwei Seiten. Den Manchesterleuten beweist er, daß die sogenannte wirtschaftliche Freiheit auf keinem Gebiete so viel Unheil angerichtet habe als auf dem der Landwirtschaft und namentlich des Bauerndaseins, und er zeigt u. a., wie diese sogenannte Freiheit noch fortwährend den Bauer expropriiert, Latifundien anhäuft, einen Zustand zur Folge hat, wo der Mann, dem der Acker gehört, und der Mann, der ihn bestellt, zwei verschiedne Personen sind, und wie sie so das Land entvölkert, den Zug nach der Stadt, nach der Fabrik erzeugt. In den Vereinigten Staaten, wo die Regierung das reichlich vorhandne Land in der leichtfertigsten und gewissenlosesten Weise an Kapitalisten verschleudert hat, ist das financial farming, das heißt die fabrikmäßige Bewirtschaftung von Riesengütern für Aktiengesellschaften, eine geradezu fluchwürdige Betriebsform geworden, die von der Poesie des Landlebens, von seinen sittlichen, gemütlichen und hygienischen Vorzügen und vom Bauer selbst keinen kümmerlichen Rest mehr erhalten hat. Diese Art Landwirtschaft ist selbstverständlich nebenbei auch Raubbau, und Nossig weist außerdem nach, daß auch unsre rationelle deutsche Landwirtschaft solcher ist, wenn auch in geringerm Maße. Denn Liebigs Ersatztheorie übertreibe zwar, sei aber der Hauptsache nach richtig. Mineraldünger könne den Naturdünger niemals vollständig ersetzen, und wenn die Lebensmittel nicht dort verzehrt werden, wo sie wachsen, so müsse zuletzt Erschöpfung des Bodens die Agrarländer zu Grunde richten. Den orthodoxen Marxisten aber wird klar gemacht, daß der Bauernstand noch keineswegs vor dem Ruin stehe, und daß auch kein vernünftiger Grund vorhanden sei, seine

Vernichtung zu wünschen. Wenn die kleinen Güter schlecht bewirtschaftet werden, und die Kleinbauern in Not sind, so sei nicht die Form des Kleinbetriebs daran schuld, sondern ein Komplex von Ursachen, die durch Selbsthilfe und durch Intervention des Staates gehoben werden können und in Deutschland und Frankreich thatsächlich zum Teil schon gehoben worden sind, in Deutschland seit längerer Zeit und in größerm Umfang als in Frankreich. Wir bekommen bei dieser Gelegenheit eine recht brauchbare Übersicht der Agrargeschichte dieser beiden Länder im letzten Jahrhundert. Von den Ergebnissen der französischen führen wir einiges an. Die französische Revolution hat keineswegs, wie noch hie und da geglaubt wird, den Kleinbesitz stark vermehrt oder gar geschaffen. Die konfiszierten Kirchen- und Adelsgüter sind größtenteils von Kapitalisten und von den zurückgekehrten Sprößlingen der Emigranten gekauft worden. Der heutige Kleingrundbesitz ist schon vor der Revolution vorhanden gewesen. Eine schlechte und falsche Statistik läßt ihn zudem bedeutender erscheinen, als er ist; im Steuerregister zwar macht er 90 Prozent aus, von der Bodenfläche aber hat er nur 26 Prozent inne. Und Gesetzgebung und Verwaltung haben unter der dritten Republik gerade so sehr und womöglich in noch größerm Maße als unter den frühern Regierungen daran gearbeitet, ihn zu Gunsten des Großgrundbesitzes und des mobilen Kapitals auszubeuten und zu unterdrücken. Die Erbgesetzgebung, die Besteuerung, der Militärdienst, die Gestaltung des Handels, des Börsen- und Bankwesens, die Privilegien der Eisenbahngesellschaften sind alle darauf berechnet, dem Großbesitz auf Kosten des kleinen Vorteile zuzuwenden. Nur insofern hat die Revolution den französischen Bauern in eine bessere Lage versetzt als seine Brüder in andern Staaten, daß sie die Feudallasten ohne Entschädigung aufgehoben hat, während in Preußen z. B. die kleinsten Bauern die Freiheit mit dem Verlust ihres ganzen Landes, die größern teils mit einem Drittel oder mit der Hälfte ihres Landes, teils mit einer Rentenschuld erkaufen mußten. Außerdem schützt das Zweikindersystem einigermaßen, das zwar an sich verwerflich ist und dem Staate Verderben bringen wird, vorläufig aber die Gefahr der Überschuldung vermindert. Wenn Nossig trotz alledem die Lage der französischen Bauern erträglicher findet als die aller andern Länder, so muß man dieses kategorische Urteil schon deswegen als unstatthaft zurückweisen, weil, wie er selbst hervorhebt, in Deutschland die Verhältnisse des Bauernstandes landschaftlich so verschieden sind, daß es ganz sinnlos wäre, zum Zweck der Vergleichung einen Durchschnitt konstruieren zu wollen. Als hauptsächlichstes Schutz- und Kräftigungsmittel für den Bauernstand wird die genossenschaftliche Selbsthilfe behandelt, die sich in Deutschland so erfreulich entfaltet. Der Verfasser rügt es scharf, daß die sozialdemokratischen Theoretiker in ihrer doktrinären Verbohrtheit bisher alles, was den Bauernstand betrifft, falsch gesehen, beurteilt und dargestellt haben, während die bürgerlichen Gelehrten im allgemeinen richtig sehen und billig urteilen. Er glaubt demungeachtet, daß der Sozialismus der Genossenschaftsbewegung in Zukunft nützen werde, nämlich dadurch, daß er ihr, wo sie individualistisch und kapitalistisch zu werden droht, den sozialen Geist einhaucht. Nun, das könnten wohl die Geistlichen beider Konfessionen ebenso gut besorgen; aber darin hat Nossig Recht, daß das vielgestaltige Genossenschaftswesen die Bauernwelt sozialisiert, ohne das Privateigentum anzutasten, und daß sich der Kapitalismus durch die Genossenschaften selbst aus den Angeln hebt, ohne damit den Kommunismus herbeizuführen. Unter den Proben von der Verbohrtheit der Marxisten, die Nossig anführt, ist die folgende besonders interessant. Kautsky meint, der Bauer sei jetzt schon depossediert, zum Lohnarbeiter degradiert, nicht allein durch den Hypothekengläubiger, sondern auch durch die Fabrik und die Genossenschaft. „Die Zuckerfabrik schreibt ihm vor, welchen Samen er anzuwenden und wie er zu düngen habe. Die Molkereigenossenschaft ist noch tyrannischer: sie schreibt ihm Futter, Melkzeit, ja sogar die Art des Melkviehs vor und schickt ihm Mitglieder ihres Aufsichtsrats unangemeldet in den Kuhstall. Unerhörte Sklaverei! Der Bauer hört auf, Herr in seiner Wirtschaft zu sein; diese wird ein Anhängsel des Industriebetriebs. Der

Bauer wird Teilarbeiter einer Fabrik.“ Rossig entgegnet: „Merkwürdige Verblendung eines Doktrinärs! Kautsky begreift es also nicht, daß dieser Zwang zur Steigerung der Qualität der Produktion, zur Ordnung und Sauberkeit, daß diese Bekämpfung des Schlendrians die größte Wohlthat für den schwerfälligen Bauern ist!“ Und, fügen wir hinzu, wohin würde eine kommunistisch organisierte Gesellschaft kommen, wenn sie jeden unwissenden, unfähigen, faulen und nachlässigen Produzenten mit den ihm überlassenen Produktionsmitteln, mögen sie in Acker, Vieh oder Maschinen bestehn, willkürlich schalten lassen wollte!

Vagabunden. Neue Lieder und Gedichte von Karl Busse. Stuttgart und Berlin, Cottasche Buchhandlung Nachf. Daß Busse in ungewöhnlicher Weise die Form beherrscht, haben ihm auch die neidischsten und unfreundlichsten seiner Kollegen lassen müssen, sie finden ihn aber nicht immer individuell genug und manchmal zu wenig interessant im modernen Sinne, nicht lüstern und flüsternd oder bockmäßig lasciv genug. Wir meinen, er hätte das ohne Mühe haben können, da sich so etwas am leichtesten lernt, und rechnen es ihm hoch an, daß er sich sein Gefühl für das Reine und Gesunde bewahrt hat, womit es ja sehr viel schwerer ist, als Dichter anziehend zu sein. Wir waschen und blank sind wir ganz und gar, aber auch ewig unfruchtbar, sagen deswegen die Hexen der Walpurgisnacht. Aber das ist Hexenstandpunkt, und wir meinen, ein Dichter kann auch individuell sein, wenn er sich von allem Ungewaschnen und Schmutzigen fern hält. Daß ein Band von 180 Seiten auch Trivialitäten enthält, ist verzeihlich, und wenn Busse z. B. in Innsbruck die Kaiserjäger blasen hört, die Gärten in Rosen, die Berge in Schnee stehn sieht, und sein Herz dabei wild und weh werden läßt, so hätte er sich besser gesagt, daß dergleichen keinen außer ihm selbst etwas angeht. Manches finden wir außerdem zu abstrakt, z. B. die Gedichte der letzten Abteilung: Sterne. Mit bloß innerlichen Stimmungen ist wenig gedient, wenn sie sich nicht zu Erlebnissen verdichten, die für andre greifbar sind. Hier verfügt Busse über ein schönes, fruchtbares Gebiet, wenn er an Heimat und Jugendglück, an Eltern und Geschwister zurückdenkt: Es raucht ein Herd nach Osten zu; Mit Kreuzen und Wunden nach vielen Jahren bin ich in meine Heimat gefahren; Wir drei, wir waren so fröhliche Jungen. Einem Greise am Grabesrande legt er ein längeres Idyll in den Mund, die schöne Welt von einem alten Manne, mit einem vortrefflichen Schluß. Weniger haben uns die Studentenlieder (Becherläuten) zugesagt, sie sind erzwungen und gequält, weder herzhaft lustig noch in gutem Sinne sentimental, da doch nur eine von diesen beiden Tonstimmungen dieser Gattung Bürgerrecht in der Litteratur geben kann. Frühlings- und Herbsteindrücke regen jeden Dichter aufs neue an, aber so reich die Natur und so verschieden das Menschenherz ist, es giebt doch nicht jedesmal, wo es wieder aneinander klingt, auch einen neuen Ton. Das wäre zu viel verlangt. Bei Busse sind alle diese Sachen nett und zart, nichts ist geschmacklos und fade, aber da ist doch ein großer Wertunterschied. Ein Gedicht wie „Schöne Nacht, Gestirne wandeln“ ist tadellos gebaut und gut gemeint. Aber Frühlingswunder (Wo die sonnigen Linden stehn) ist einfach brillant. Woran liegt das? Er läßt den Frühling lachend auf einem Zweige reiten und geigen, daß es klingt und schallt; läßt ihn von Wipfel zu Wipfel sich schwingen, und am Ende hat er den fröhlichen Reiter eingefangen: Unten lag er an meiner Brust, oben geigte er weiter. Das ist die ewig wirkende Personifizierung der Natur, die freilich nicht auf jeder Seite einem Dichter gelingen kann. Aber Busse hat den Ton noch einmal glücklich getroffen:

> Es klang wohl über die Wälder her, wie einer Geige süßer Ton,
> Es sang so schön kein zweiter mehr, wie König Goldhaars jüngster Sohn.

Tonfall und lebendige Vorstellung vereinigen sich zu der Wirkung eines guten alten Minnesängerliedes. — Busse ist ein subjektiver Lyriker, der nicht zum Balladen-

mäßigen neigt, wenn er aber einmal seine Empfindungen auf eine bestimmte Figur überträgt, so gelingt ihm das wundervoll. Das Mädchen singt:

Meine Mutter sieht mich immer so an,
Hab doch all Tag nichts böses gethan.
Prinz meiner Träume, wann holst du mich?

Er sollte diese Form öfter versuchen, sie würde ihm ungesucht Abwechslung bringen. Unter den Gelegenheitsgedichten (Bunter Reigen) finden wir eines über ein Begräbnis in der Großstadt sehr schön, sowohl in dem anschaulichen Andeuten der Situation wie in den Gedanken. Daß sich jemand im Gedränge des Lebens nach Ruhe, sogar der des Todes, sehnen kann, ist an sich nicht neu, aber so wie dieser Gedanke nun in der Großstadtkleidung bei Busse erscheint, spricht er doch wieder eine ganz frische Sprache:

O Leben, Leben, was ist Not und Tod,
Vor jenem Hunger, den dir Gott beschieden?
Dein Kampf um Glück und Brot
Er überschreit den tiefsten Kirchhofsfrieden.

Busses Lyrik führt sehr viel Schwermut mit sich, hoffentlich deshalb, weil diese poetisch dankbarer oder doch leichter zu gestalten ist als die Fröhlichkeit, sonst möchte und müßte man für einen solchen Dichter etwas mehr vom Leben erbitten. Wir möchten lieber annehmen, daß die Melancholie ein selbstgewähltes Kleid wäre, eine Tracht, zu der ja jeden Menschen seine ernstere Naturanlage berechtigt, sodaß sie gar nicht affektiert zu sein braucht, und wir finden dafür ein hübsches Beispiel in einem Gedichte mit dem Anfang:

Nun fragt ihr, wen ich denn weiter hab?
Meine Mutter, die ging so früh ins Grab.
Ich hab sie beklagt, still, weinet nicht,
Meine neue Mutter, die kennt ihr nicht.

Diese neue Mutter ist die Nacht mit ihren Kindern, den Träumen, die seine Gespielen werden, und der er selbst folgt wie ein Kind, weil sie heimliche Lieder hat. Sie hat, wie es zum Schluß heißt, ein Kraut wider Schmerzen und Grämen, sie sagt auch, sie will meine Brüder nehmen. Man sieht leicht, daß nur der Vergleich mit der gestorbnen Mutter den tiefmelancholischen Zug in das Bild der Nacht, der an sich so freundlichen, gebracht hat. Unter den Gedichten von persönlichem Charakter ließen sich mehrere als besonders gelungen hervorheben, vortrefflich im Ton ist ein Trutzgesang mit dem Anfang:

Und dauert es ein Jahrhundert noch,
Was wollt ihr euch wehren! Ich schlag euch doch.
Wenn ihr Mut habt, kommt her!

Bekanntlich lesen wir barbarischen Deutschen viel weniger als beispielsweise die Franzosen Verse bloß zum Vergnügen, sondern hauptsächlich aus Pflichtgefühl, weswegen denn auch manche Dichter, um den Genuß substantieller zu machen, ihren Lesern die Kultur des Schweinestalls vorsetzen. Wer das nicht mag, findet in Versen seinen Leserkreis schwerer, und vielleicht würde die der Begabung unsers Dichters ebensogut liegende Prosa ihm ein dankbareres Gebiet sein.

Anton Springers Kunstgeschichte*) ist wieder in verjüngter Gestalt erschienen. Daß sie in kurzer Frist abermals eine neue, die sechste Auflage erfährt, obwohl ihr Schöpfer schon ein Jahrzehnt im Grabe ruht, ist gewiß ein Beweis für ihre Lebenskraft. Man darf aber auch anerkennen, daß von den Eigentümern alles geschieht,

*) Handbuch der Kunstgeschichte von Anton Springer. Sechste Auflage. Band I bis IV. Leipzig, E. A. Seemann, 1901 bis 1902.

das wundervolle Vermächtnis des Begründers der neuern Kunstgeschichte auf der Höhe der Zeit zu erhalten. So ist Band I, das klassische Altertum, um ein Drittel seines bisherigen Umfangs vermehrt worden; daraus ergiebt sich schon von selbst, wie groß die Veränderungen gegen die vorige Auflage sind. Und daß wir hierbei durchweg die staunenswerten Fortschritte der in der jüngsten Zeit wieder so rüstigen und schaffensfreudigen Altertumswissenschaft berücksichtigt finden, und daß uns nicht bloß ein getreues, sondern auch ein fesselndes Bild der alten großen Blütezeit der Kunst geboten wird, dafür bürgt hinlänglich die Person des Bearbeiters, des Professors Adolf Michaelis in Straßburg. Als besonders verdienstlich sei hervorgehoben, daß die zahlreichen Abbildungen so angeordnet sind, daß sie immer neben den zugehörigen Textworten stehn und diese somit unmittelbar ergänzen und erläutern, wodurch das sonst übliche, lästige Nach- und Umblättern vermieden wird; wer jemals eine ähnliche Arbeit hat leisten müssen, weiß, welche Opfer an Zeit und Mühe eine solche Anordnung des Druckes beansprucht. Nur der Vollständigkeit wegen, nicht um Tadel zu erheben, sei erwähnt, daß das heute am meisten verbreitete Vervielfältigungsverfahren, so wertvoll es ist, bei einzelnen Abbildungen doch nicht völlig ausreicht. Die Schwierigkeiten z. B., die sich der photographischen Aufnahme metallischer Gegenstände wegen des Lichtreflexes entgegenstellen, machen sich in erhöhtem Maße geltend, wenn die Photographie in die Autotypie übertragen wird; es darf deshalb nicht wunder nehmen, wenn die köstliche Feinheit des bronzenen Hermes in Neapel (S. 235) oder die derbe Kraft des sitzenden Faustkämpfers in Rom (S. 279) oder die silberne Atheneschale in Berlin (S. 283) hier nicht so schön zur Anschauung gelangen, wie man es haben möchte. In der Reihe der übrigen Abbildungen dieses Bandes sind etwa noch der Triumphbogen zu Orange (S. 331) und die gefangne Barbarin zu Florenz, deren Gesicht in Schwarz getaucht erscheint (S. 335), als mißglückt zu bezeichnen. Von solchem Ungemach, das gegenüber der Fülle wirklich brauchbarer und guter Abbildungen gar nicht ins Gewicht fällt, bleibt wohl aber kein Unternehmen dieser Art verschont. — Band II, das Mittelalter, hat die stärkste Umgestaltung erfahren, indem er in Text und Abbildungen um die Hälfte vermehrt worden ist. Auch hier bürgt die Persönlichkeit des neuen Bearbeiters dafür, daß das, was verändert und hinzugefügt worden ist, dem heutigen Stande der Wissenschaft entspricht. Der Bearbeiter ist Joseph Neuwirth, der Professor der Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule in Wien. Man wird ihm das Zeugnis nicht versagen dürfen, daß er an die schwierige Aufgabe, Springers Werk so umzugestalten, wie es fachkundigen Ansprüchen von heute genügt, mit ungewöhnlicher Gelehrsamkeit und staunenswertem Fleiß herangetreten ist. Seine Zusätze betreffen fast alle Teile des Bandes; die altchristliche Baukunst in Syrien und Nordafrika, die byzantinische Kunst, die islamitische, langobardische, karolingische Kunst, die romanische Architektur, besonders in Frankreich, die Gotik und die gesamte Malerei und Bildhauerei des spätern Mittelalters sind berücksichtigt. Aber außer in den zum Teil recht umfangreichen Ergänzungen macht sich auch in den ursprünglichen Sätzen des Werkes die sorgsam nachbessernde Hand deutlich fühlbar. Und nur ausnahmsweise sind kleine Versehen stehn geblieben, z. B. daß Spoleto zur Terra d'Otranto gehöre (S. 361), und daß die Krypta in Trani die größte der Welt sei (S. 362), während dieser wohl von Schultz aufgebrachte und überall verbreitete Irrtum dahin zu berichtigen ist, daß es sich hier ganz deutlich um zwei, durch eine Quermauer geschiedne Bauten handelt; um das Langhaus der ältesten, dem sechsten oder siebenten Jahrhundert entstammenden, von den Normannen zerstörten Kathedrale und die spätere, einige Fuß höher liegende, zwar große und reiche, aber nicht ungewöhnlich große Krypta des jetzigen Domes, der im zwölften Jahrhundert über der Kirche errichtet wurde. — Über Band III und IV wacht die Hand Jaro Springers, der pietätvoll bemüht ist, das Buch seines Vaters, der sich mit besondrer Vorliebe gerade der hier behandelten Renaissance gewidmet hatte, in möglichster Reinheit zu erhalten. Daß jedoch auch hier wichtige Ergänzungen und Änderungen vorgenommen worden sind,

ist bei einem so guten und mitten im kunstgeschichtlichen Betriebe stehenden Kenner, wie Jaro Springer, selbstverständlich. So wird über zwei neuentdeckte deutsche Meister des fünfzehnten Jahrhunderts, Konrad Witz und Multscher, deren Werke uns einen überraschenden, die bisherigen Anschauungen völlig verrückenden Einblick in die Anfangszeit der ältern deutschen Malerei gewähren, das Nötige gesagt (nur dürfte das Todesjahr von Witz etwa sieben Jahre früher anzugeben sein). Der in Lissabon unlängst aufgefundne Hieronymus Albrecht Dürers wird erwähnt, die Bemerkungen über Matthias Grünewald sind erweitert, und das Überraschende in seiner Kunstweise wird hervorgehoben, während auf die Streitfrage, ob Hans Cranach der sogenannte Pseudo-Grünewald sei, mit Recht nicht eingegangen wird. Es wird ferner der herrliche Creglinger Altar, dessen Verfertiger nach Bodes Vorgang längere Zeit als ein besondrer Meister galt, als Arbeit Tilman Riemenschneiders (auf Grund des Buches von Tönnies) anerkannt; dagegen heißt es Seite 65 und 67 noch, daß sich der Adam und die Eva Riemenschneiders an der Marienkapelle in Würzburg befänden, während sie thatsächlich seit einiger Zeit in der Sammlung des dortigen Historischen Vereins untergebracht sind. Eine besonders wertvolle Bereicherung ist aber dem dritten und dem vierten Bande durch die reichlichere Verwendung des Dreifarbendruckes zu teil geworden, indem die Zahl der Tafeln von 7 auf 28 erhöht worden ist. Wir finden hier Meisterwerke von Botticelli, Melozzo da Forli, Signorelli, Veronese, Tiepolo, Konrad Witz, Dürer, Velazquez, Watteau und andern in ganz vortrefflichen farbigen Nachbildungen. Auch bei den Textabbildungen ist ein Fortschritt wahrnehmbar; es sind nicht bloß veraltete Holzschnitte, sondern auch Autotypien, die sich als nicht gut genug erwiesen hatten, durch bessere Abbildungen ersetzt worden. Für Freunde von Zahlen sei erwähnt, daß sich jetzt die Gesamtzahl der Textabbildungen in allen vier Bänden auf 1919, und die der buntfarbigen Tafeln auf vierzig beläuft, und dabei ist der Preis nach wie vor äußerst mäßig. Schließlich möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß mir der Druck wesentlich sorgsamer und kräftiger erscheint, als bei der vorhergehenden Auflage.

So dürfen wir denn das schöne Werk in seinem neuen, prächtigen Gewande mit Freude und Genugthuung begrüßen und dürfen hoffen, daß es in immer weitern Kreisen Verständnis und Liebe für die bildende Kunst wecken und vertiefen möge.

E.

Die Meisterwerke der Nationalgalerie in London. (München, Franz Hanfstängl.) Die Sammlung enthält frühe Italiener (Giovanni Bellini, Crivelli, Piero dei Franceschi, Sandro Botticelli usw.), Prachtwerke Tizians und Hauptbilder von Rembrandt, Albert Cuyp, Ruisdael und Hobbema. Die Auswahl ist gut und die autotypische Herstellung von der jedem Kunstliebhaber aus andern Unternehmungen des Verlags bekannten Vollkommenheit. Der niedrige Preis von 12 Mark für den eleganten Leinenband in Großoktav mit 222 Bildern steht in gar keinem Verhältnis zu der herrlichen Welt, die sich hier vor unsern Augen aufthut.

Litteratur

Die deutsche Sprache von Otto Behaghel. Zweite, neubearbeitete Auflage. Leipzig, G. Freytag, 1902. — Unsere Muttersprache von O. Weise. Vierte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. — Recht und Sprache. Ein Beitrag zum Thema vom Juristendeutsch von Dr. L. Günther, Professor der Rechte. Berlin, Carl Heymann, 1902

Die beiden zu gleicher Zeit in neuer Bearbeitung erschienenen Bücher — der Umfang des ersten ist um mehr als ein Drittel der ersten Auflage (1886) gewachsen — haben sich insofern dieselbe Aufgabe gestellt, als sie darauf ausgehn, in einer den Laien fesselnden Darstellung auf Grund der gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft das Werden und Wesen unsrer Muttersprache und die Ursachen des

Sprachlebens besonders im Neuhochdeutschen zu schildern. Weise, der schon verschiedentlich Proben einer glücklichen Gabe, wissenschaftliche Themata gemeinverständlich zu behandeln, gegeben hat, bietet in vierzehn Kapiteln — voran geht eine kurze Geschichte der deutschen Sprache — eine Fülle der mannigfaltigsten und charakteristischsten Thatsachen des Sprachlebens, die er in abgerundeten Einzelbildern so zu zeigen versteht, daß vor allem auch der Zusammenhang der Sprache mit dem deutschen Volkstum deutlich wird, weshalb er der Bedeutung der Wörter besondre Aufmerksamkeit zugewandt hat. Fragen, wie die nach der Wechselwirkung zwischen Sprache und Art des Volkes, der Gegensatz zwischen der Sprache Norddeutschlands und Süddeutschlands, der Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache, der Wortschatz als Spiegel deutscher Sitte, ferner die Entwicklung des Stils als Ausdrucks des Zeitgeistes und sein Zusammenhang mit dem Wandel der Kultur, der Reichtum des heimischen Wortschatzes und die Geschichte der Fremdwörter, lauter Betrachtungen, für deren lebensvolle Behandlung Rudolf Hildebrand, zuerst in seinem geistvollen Buche über den deutschen Sprachunterricht, den Ton angegeben hat, werden so anziehend erörtert, daß sie in die Tiefen des Sprachlebens einführen und den Reichtum und die Pracht der Muttersprache offenbaren, zugleich aber mittelbar dazu beitragen, den Sinn für Klarheit, Reinheit und Richtigkeit der Sprache beim Gebrauch in Schrift und Rede auszubilden. Nachdem es Weises Buch binnen wenig Jahren schon zur vierten Auflage gebracht hat, und wo es jetzt in einer Anzahl von mehr als 12000 Exemplaren verbreitet ist, erscheint alle weitere Empfehlung hier überflüssig, und man kann sich nur freuen, daß das Interesse unter den Gebildeten für die Muttersprache so allgemein ist, daß ein Mitbewerber auf demselben Gebiete hoffen darf, neben einem vom Erfolge so ungewöhnlich begünstigten Schriftsteller auch für seine Arbeit die wohlverdiente Anerkennung zu finden. Behaghel, der zu den Sprachforschern gehört, die die Ergebnisse streng wissenschaftlicher Arbeit auch in ansprechender Form für den größern Kreis der Gebildeten darzustellen wissen, macht es seinen Lesern, bei denen er ein über die bloße Befriedigung einer edlern Neugier hinausgehendes tieferes wissenschaftliches Interesse voraussetzt, nicht ganz so leicht und bequem, wie schon die systematische Anordnung des Stoffes, der die Absicht einer gewissen Vollständigkeit erkennen läßt, zugleich strengen, wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht wird und darum besonders Lehrern höherer Schulen angelegentlich empfohlen sein mag. Behaghel behandelt den Stoff in einem allgemeinen und einem besondern Teil. In dem allgemeinen Teile, der in drei Abschnitte zerfällt, geht er zunächst auf die Verschiedenheiten innerhalb des Deutschen ein, die einmal veranlaßt sind durch die Begrenzungen nach Zeit und Raum (vorgermanisch, germanisch, deutsch usw.), sodann durch die Unterschiede der geschriebnen und gesprochnen Rede (Laut- und Schriftbild, Schriftsprache als Einheitssprache im Gegensatz zu den Verschiedenheiten des Orts usw.), endlich der Standessprachen und technischen Sprachen; zum Schluß bespricht er die Schwankungen innerhalb der nämlichen Spracheinheit. Im zweiten Abschnitt des allgemeinen Teils sucht er die Entstehung der Sprachverschiedenheiten zu erklären, indem er den allgemeinen Triebkräften des Sprachlebens nachgeht und die einzelnen Veränderungen in der äußern Sprachform und der Bedeutung verfolgt, außerdem die Verbreitung der Sprachveränderungen über die verschiednen Teile des Sprachschatzes bei den einzelnen Sprechenden desselben Sprachkreises sowie die Verbreitung durch Zeit und Raum betrachtet; der dritte Abschnitt befaßt sich mit der Einwirkung fremder Sprachen auf das Deutsche. Im zweiten Hauptteil werden Schrift und Rechtschreibung, Wortbetonung, Wortbiegung und Wortbildung, Satzfügung und zum Schluß die Eigennamen erörtert, alles in anziehender Darstellung, die nirgends an den trocknen Ton der Sprachlehren erinnert. Einzelnen Darlegungen, z. B. über das Vernersche Gesetz, dürften freilich wohl nur die an strengeres Denken gewöhnten Leser gewachsen sein, und andre Abschnitte, wie die über die Wortbildung und die Satzfügung, bieten zur Zeit ganz neue, dem Verfasser eigentümliche Ergebnisse, die sich an die Adresse der Fachgelehrten

richten. Befremdlich ist, daß Behaghel keine litterarischen Nachweise giebt, die Weise ziemlich reichlich bietet; er hätte damit gewiß einer großen Zahl Leser, die sich über die eine oder die andre Frage gern genauer unterrichten möchten, einen Dienst geleistet. Auch würde eine kleine Sprachkarte, die man jetzt in beiden Büchern vermißt, in einer neuen Bearbeitung willkommen sein. Wunderlich berührt es, wenn in einem von Druckfehlern fast freien Buche der Verfasser des Max und Moritz nicht Wilhelm, sondern mit amüsanter Verwechslung Moritz Busch und der eine von den Begründern des Ostmarkenvereins Kühnemann anstatt Kennemann genannt wird. — Möchte dem innern Werte des grundgediegnen Buches einigermaßen auch der äußere Erfolg entsprechen. Aber freilich — habent sua fata libelli! Darum mögen denn hier auch die gebildeten Freunde der Muttersprache auf ein wohl eben wegen seiner Gründlichkeit und Gediegenheit bisher wenig beachtetes Werk hingewiesen sein, dessen nichtphilologischer Verfasser durch sein reiches Wissen und eine ganz erstaunliche Belesenheit sogar dem auf diesem Felde berufsmäßig thätigen Forscher Achtung einflößen muß: das Buch von Günther über Recht und Sprache. Der von warmer Liebe zur Muttersprache beseelte Verfasser legt seinen Berufsgenossen in maßvollem, aber eindringlichem Tone ihre Pflichten ans Herz und schärft ihr Gewissen für die rechte Pflege der Sprache unter anderm auch dadurch, daß er auf die wirksame Kraft und Sinnlichkeit der hochpoetischen Rechtssprache des Mittelalters und ihren Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Sprache hinweist, die noch heute aus zahlreichen Überresten, in volkstümlichen Sprichwörtern und Redensarten, durchleuchtet. Günther giebt einen Überblick der Entwicklung unsrer Rechtssprache und hat für seinen Zweck, die Hauptgebrechen des heutigen Juristendeutsch zu kennzeichnen, nicht nur eine Menge köstlicher Ausdrücke und Wendungen aus den mittelalterlichen Rechtsquellen mitgeteilt, sondern auch die neuen Gesetzbücher, wie das Bürgerliche Gesetzbuch und an die 7 bis 8000 Paragraphen der Reichsgesetze, durchgearbeitet. Aber er beschränkt sich nicht auf die Musterung und Beurteilung des Kanzleistils, des Amts- und Gerichtsdeutsch und stellt deren Hauptgebrechen ins rechte Licht, sondern greift über diese Gebiete hinaus und bringt alle zwischen Recht und Sprache bestehenden Beziehungen zur Sprache, sodaß auch die Betrachtung der Sprache als einer Schöpfung des dichtenden Volksgeistes zur Geltung kommt. Abschrecken mag manchen beim ersten Blick die äußere Form des Buches, das aus einem schlichten Vortrag im bescheidnen Umfang von 56 Seiten zu diesem stattlichen Werke von 360 Seiten ausgewachsen ist. Aber da der ursprünglichen Form des Vortrags und der Frische des gesprochnen Wortes durch den Druck nichts genommen ist, und die Belege, Nachweise, weitere Ausführungen und litterarische Angaben zu einzelnen Behauptungen des Textes in Gestalt eines besondern Anhangs folgen, über dessen reichen Inhalt ein genaues Wort- und Sachregister von 80 Spalten bequem Auskunft giebt, so werden gelehrte wie ungelehrte Leser dankbar aus dieser Fundgrube schöpfen, die einen zu weitern Forschungen, die andern, um die empfangnen Anregungen zu verfolgen und sich zu selbständigem Urteil über sie besonders anziehende sprachgeschichtliche Probleme zu befähigen. In Günthers Buch finden alle, die für die Muttersprache als das eigenste Gut unsers Volkes eintreten, ein Arsenal wirksamer Waffen im Kampfe gegen deren Feinde. Auch darum sei es warm empfohlen!

Berichtigung. Durch einen unglücklichen Zufall sind Korrekturen zu dem Artikel: Zur Frage des Reformgymnasiums in Heft 45, die der Verfasser vorgenommen hatte, unterlassen worden. Auf Seite 331 erste Zeile von oben muß es natürlich heißen aimons statt animons. Auf Seite 332 ist in Zeile 24 von oben vor „zum corpus vile“ leicht zu ergänzen, und auf Seite 333 ist in Zeile 5 von oben statt „giebt“ preisgiebt zu lesen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Deutschlands Exportbedürfnis und die gegenwärtige Wirtschaftskrisis

Vor vier Jahren erschien in den Grenzboten (Heft 50 vom 15. Dezember 1898) unter der Überschrift „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser" ein Artikel, worin die starke Zunahme der industriellen Produktionskraft im Deutschen Reiche mit der geringfügigen Vermehrung der Warenausfuhr verglichen und die Befürchtung ausgesprochen wurde, daß, wenn wir so fortwirtschafteten, der vielgerühmte wirtschaftliche Aufschwung in einen empfindlichen Niedergang auslaufen müsse. Unsre damaligen Ausführungen knüpften an die Ergebnisse der deutschen Berufs- und Gewerbezählung von 1895 an, nach denen allein in der Industrie — also abgesehen von Handel und Verkehr — das produktiv thätige Personal in der Zeit von 1882 bis 1895 von 5933000 auf 8000000 Köpfe, also um 35 Prozent vermehrt worden war, während es sich in Großbritannien im Jahrzehnt 1881/91 noch nicht um 13 Prozent, in Frankreich noch nicht um 2,5 Prozent vermehrt hatte. Wenn man die in der Industrie benutzten Elementarkräfte, die leistungsfähigern Arbeitsmaschinen und die verbesserte Arbeitsmethode überhaupt berücksichtigte, mußte man für Deutschland von 1882 bis 1895 eine Erhöhung der Gewerbekraft und Gewerbeproduktion um 50 Prozent annehmen. Dagegen hatte sich die Ausfuhr an Industrieerzeugnissen — einschließlich der Bergwerksprodukte — der Menge nach zwar auch um 38,4 Prozent, dem Werte nach aber nur um 4,4 Prozent vermehrt. Von der Zunahme der Ausfuhrmengen waren dabei ganze 90 Prozent auf Industriezweige gekommen, deren Export volkswirtschaftlich von etwas zweifelhaftem Wert erschien, nämlich auf Eisenerz- und Steinkohlenbergwerke, Verkokungsanstalten und auf die durch Exportprämien gepflegte Zuckerfabrikation.

Unzweifelhaft — so bemerkten wir im November 1898 dazu — sei diese Thatsache von der größten Bedeutung für die Beurteilung der gegenwärtigen Lage und der sich aus ihr ergebenden Forderungen an die Wirtschafts- und Handelspolitik der nächsten Zukunft. Die Gefahr einer zunehmend passiven Handelsbilanz sei zwar vielfach übertrieben worden, aber ganz zu bestreiten

wäre sie nicht. Es steht fest, daß die Schutzzolläre unsre Industrie nicht in die Lage gebracht und veranlaßt habe, den Ausfuhrwert, mit dem wir die Einfuhr doch wenigstens zu einem großen Teile bezahlen sollten, nennenswert zu vermehren. Das wäre schon ohne die gewaltige Vermehrung der in der Industrie thätigen Personen von 1882 bis 1895 ein recht bedenkliches Ergebnis, aber angesichts dieser Vermehrung werde man unsre Ausfuhr geradezu als „zurückgeblieben," ja als „vernachlässigt" bezeichnen dürfen. Sicher sei, daß die so außerordentlich vermehrte Gewerbeproduktion ganz wesentlich, ja fast ausschließlich auf dem Inlandsmarkt untergekommen wäre. Nicht eine einseitig geförderte Exportindustrie also habe die seit 1882 dem Gewerbe zugeströmten Arbeitermassen angelockt und festgehalten, sondern die Arbeit für den deutschen Markt. Wunderbar genug, daß dieser bisher so aufnahmefähig geblieben sei. Aber nichts sei heute (1898) gefährlicher als eine fernere Spekulation auf den „innern Markt." Rücksichtslos müsse allem, was ihr diene, entgegengetreten werden. So gefährlich für uns die Verschärfung der Absperrungspolitik in der Weltwirtschaft werde könne, die unmittelbare Gefahr liege zur Zeit in dem Versagen des innern Marktes. Wir seien nicht reich genug, mit dieser industriellen Treibhauswirtschaft immer neue Millionen heranwachsender und zuströmender Gewerbearbeiter satt zu machen. Wir Deutschen müßten noch sehr viel Geld draußen verdienen, daß wir daheim so opulent wirtschaften könnten.

„Es macht sich zur Zeit — so schlossen wir unsre Betrachtungen vom 15. Dezember 1898 — in Deutschland eine gedankenlose Spekulation durch Erhöhung des Kapitals unsrer industriellen Aktienunternehmungen und durch Umwandlung privater Etablissements in solche auf Aktien bemerkbar, ein ganz regelrechter Gründungsschwindel, der, wie man sagt, den Kapitalmarkt schon in bedenklichem Maße zu erschöpfen begonnen hat. Die Gründer der neusten Ära scheinen es darauf anzulegen, für die bekannten Übertreibungen Oldenbergs und andrer nachträglich den Beweis zu führen, daß auf dem Kapitalmarkt jeder Sinn für die Zukunft systematisch erstickt werde, und daß man bei Kapitalanlagen immer nur darauf rechne, sie rechtzeitig loszuschlagen, damit ein andrer hineinfalle."

Diese Warnungen, die sich leider seit Beginn des neuen Jahrhunderts nur zu sehr als berechtigt erwiesen haben, fanden damals im allgemeinen recht wenig Verständnis bei der handel- und industriefreundlichen volkswirtschaftlichen Publizistik. Zwar wurde im März 1899 auch von Sombart in der „Sozialen Praxis" das von uns betonte Zurückbleiben des Exports hinter der Produktionskraft und Produktion anerkannt, aber statt darin eine fehlerhafte Richtung, die unsre Volkswirtschaft eingeschlagen hatte, zu sehen, folgerte er daraus das Gesetz der „fallenden Exportquote." Die kontinentalen Länder Europas, meinte er, vor allem Deutschland, hätten bis in die Mitte der achtziger Jahre hinein den Schwerpunkt ihrer industriellen Entwicklung thatsächlich mehr oder weniger in der Exportindustrie gehabt. Es wäre das die „Periode der Internationalität des gewerblichen Kapitalismus" gewesen, der nun seit einem Jahrzehnt die „Periode der Nationalisierung" gefolgt sei.

Zumal für Deutschland wäre diese Periode „evident." Von dem „märchenhaften industriellen Aufschwung des letzten Jahrzehnts" sei nur ein geringer Teil dem Export zu gute gekommen: ein „wachsender" Löwenanteil entfalle aus leicht erkennbaren Gründen auf den Inlandskonsum. Die stoffverarbeitende Thätigkeit müsse unabweislich aus folgenden Gründen einen immer breitern Spielraum in jeder Kulturnation einnehmen, möge nun der Export eine Rolle spielen oder nicht: „erstens wegen der noch immer fortschreitenden Einschränkung der längst noch nicht verschwundnen hausgewerblichen Eigenproduktion; zweitens wegen der zunehmenden Ansprüche an den Konsum des Lebens; drittens weil es in fortschreitendem Maße gelingt, die von der Landwirtschaft zu liefernden Rohstoffe nicht nur immer mannigfaltiger und reicher zu gestalten, sondern auch zu ersetzen . . ." Daß sich Schule und Zunft über solche Gesetzentdeckungen freuten, wunderte uns ebensowenig, wie daß Georg von Mayr sie als „pro-agrarische Argumente" ansprach und sich deshalb dann wieder Sombart beeilte (Soziale Praxis vom 4. Mai 1899), als den „eigentlichen Inhalt" seiner neuen Lehre vom März die „Feststellung der Thatsache" zu bezeichnen, „daß unser Export sich in den Jahren 1882 bis 1895 langsamer entwickelt hat, als die gewerbliche Thätigkeit überhaupt" (also genau das, was wir schon im Dezember 1898 nicht entdeckt, wohl aber sehr nachdrücklich betont hatten), und lebhaft dagegen zu protestieren, daß er den Export als quantité négligeable betrachte.

Inzwischen (April 1899) hatte auch E. von Halle in den Preußischen Jahrbüchern, an die Grenzboten und die Soziale Praxis anknüpfend, die besprochne Erscheinung erörtert und gleichfalls zur Formulierung eines neuen „ökonomischen Gesetzes" verwertet, das folgendermaßen lautete: „Die Übersättigung wirtschaftlich hoch entwickelter Länder mit Kapitalien, welche diese in steigendem Maße dazu führt, Kapitalanlagen im Ausland zu machen, hat zur Folge, daß diese Länder den relativen Umfang ihrer Warenexporte im Verhältnis zur Gesamtproduktion und nach Erreichung eines gewissen Sättigungszustandes sogar die absolute Höhe der Exporte einschränken können, ohne dadurch auf zunehmende Zufuhr von Bedarfsgegenständen für ihre Volkswirtschaft verzichten zu müssen."

Recht hatte Halle, wenn er damals den beliebten schutzzöllnerischen Übertreibungen der Gefahr einer passiven Handelsbilanz für Deutschland den Hinweis auf die freilich längst bekannte Thatsache gegenüberstellte, daß außer den Exportgewinnen noch andre Einnahmen im Auslandsgeschäft unsrer Volkswirtschaft zur Bezahlung der wachsenden Mehreinfuhr zur Verfügung stünden, namentlich die Gewinne im internationalen Frachtverkehr und Versicherungsgeschäft, die Erträge im Ausland angelegter Kapitalien usw. Halle führte dann seine bekannte Schätzung dieser ausländischen Bezüge Deutschlands ins Treffen, die in die Milliarden ging, aber eben nichts als eine ganz unzuverlässige Schätzung war, die bei einer möglichst wirkungsvollen Darstellung der „deutschen Seeinteressen" zum Zweck der Flottenpropaganda zwar gute Dienste leisten konnte, aber — wie wir in einem Grenzbotenartikel über „Deutschlands Exportbedürfnis" vom 8. Juni 1899 (Heft 23) schon sagten — absolut nicht

ausreichte, Deutschland auch nur annähernd mit England als „übersättigt mit Kapitalien“ auf eine Stufe zu stellen oder auch nur annähernd unsre ertragreich im Ausland angelegten Kapitalien mit denen Englands zu vergleichen. Auch der Hinweis auf sie — sagten wir — vermöge uns nicht die Besorgnis zu verscheuchen, daß wir schon bis 1895 zu stark vom eignen Fette gezehrt hätten, und daß wir so nicht weiter wirtschaften dürften, ohne Bankrott zu machen. Halle zitierte damals selbst den Jahresbericht der Deutschen Bank für 1898, worin das verhältnismäßig starke Ausströmen ausländischer Werte aus Deutschland zur Begleichung der Zahlungsbilanz beklagt und ausdrücklich gesagt war: „Wenn es unsrer, jetzt durch einen Schutzzoll von zwanzig bis dreißig Prozent geschützten Landwirtschaft nicht gelingt, die für Deutschland erforderlichen Nahrungsmittel selbst zu erzeugen, und wenn sich unsre Exportindustrie auf den ausländischen Märkten zurückdrängen läßt, so dürften unangenehme Überraschungen nicht ausbleiben.“ Halle hielt diese Befürchtungen damals für unbegründet. An ein unrichtiges Verhalten unsrer Industrie, die massenhaft Rohstoff importierte und wenig Fabrikate exportierte, und die daraus drohenden „Überraschungen“ dachte weder Halle noch die Deutsche Bank.

Nach diesem vier Jahre zurückgreifenden Präludium, das in der Hauptsache nur die Entwicklung bis 1895 zum Thema hatte, ist für uns natürlich die Frage von Interesse: Wie haben sich diese Verhältnisse in der „Aufschwungsperiode“ von 1895 bis 1900 und wie in der darauf folgenden „Wirtschaftskrisis“ weiterentwickelt? Wenn wie die Frage, soweit dazu sichere Unterlagen vorhanden sind, zu beantworten versuchen, so liegt es uns fern, die sehr komplizierten Ursachen und Wirkungen der heutigen Krisis auch nur annähernd darstellen zu wollen, wozu doch vor allem auch die eingehende Erörterung des vorangegangnen Aufschwungs gehören würde. Der Verein für Sozialpolitik hat sich, wie verlautet, diese Aufgabe gestellt, und man kann den dadurch angeregten Forschungen nur den besten Erfolg wünschen. Hier soll kurz betrachtet werden, was die amtliche Statistik an wichtigen einschlägigen Auskünften liefert, und das ist verhältnismäßig wenig. Eine neue Gewerbezählung ist seit 1895 nicht veranstaltet worden. Die Produktionsstatistik von 1897 hat bestätigt — was wir schon wußten —, daß unsre Industrie in diesem Jahre weitaus in der Hauptsache für den Inlandkonsum gearbeitet hat; über die Entwicklung des Exports und der Exportindustrien vorher und nachher giebt sie keine Auskunft. Aber die alljährlichen Nachweise über einige der wichtigsten Produktionszweige deuten die ungeheure Ausdehnung der Gewerbethätigkeit an. Die Kapitalinvestierungen in der Industrie haben eine erstaunliche Höhe erreicht. Ebenso das Abströmen von Arbeitern aus der Landwirtschaft zum Gewerbe. Das ist ja gerade bekannt genug; einen statistischen Beweis dafür anzutreten, ist hier nicht nötig. Ebensowenig dafür, daß diese Produktionssteigerung wieder in besonders hohem Grade die Schaffung und Erweiterung der Produktionsanlagen und Produktionsmittel zum Zweck und Ergebnis gehabt hat.

Wie weit ist nun dieser riesige Aufschwung unsrer Industrie dem Export und der Handelsbilanz zu gute gekommen?

Um darüber Auskunft zu erhalten, sind wir auf die Zahlen der Statistik

des auswärtigen Handels angewiesen, denen wir jetzt unser Augenmerk zuwenden, und zwar hauptsächlich den in ihr verzeichneten Ein- und Ausfuhrwerten. Auf die Mengen der umgesetzten Waren näher einzugehn, würde zu viel Zahlenwerk geben. Sie werden nur gelegentlich berücksichtigt werden. Die Ein- und die Ausfuhrwerte, d. h. die Preise, die für die verschiednen Warengattungen beim Eingang in das deutsche Zollgebiet und beim Ausgang aus ihm anzunehmen sind, werden schätzungsweise durch Sachverständige für jedes Jahr ermittelt, und zwar für die Einfuhr und für die Ausfuhr besonders. Natürlich können die so ermittelten Einfuhrwerte nicht genau den Kosten entsprechen, mit denen unsre Volkswirtschaft thatsächlich durch den Bezug (Einkauf und Transport) der Importwaren vom Auslande belastet wird, und die so ermittelten Ausfuhrwerte können nicht genau die Gewinne zeigen, die durch den Verkauf der Exportwaren im Ausland unsrer Volkswirtschaft thatsächlich zufließen. Sicher werden die Exportgewinne häufig sehr viel größer sein, als sich aus den statistischen Ausfuhrwerten ergiebt, aber sie können auch kleiner sein, zumal in Zeiten, wo, wie das jetzt vielfach geschehn soll, deutsche Produkte mit Verlust exportiert werden, mag das nun mit oder ohne Exportprämie erfolgen. Die alljährlichen Schätzungen werden solche Umstände nie vollständig berücksichtigen können. Das muß man sich bei Benutzung der Wertzahlen unsrer Handelsstatistik gegenwärtig halten. Trotzdem bleibt ihre handelspolitische und volkswirtschaftliche Verwendbarkeit unangetastet. Sie bieten das, was sich überhaupt statistisch ermitteln läßt, und sie sind und bleiben die unentbehrliche, feste Unterlage, auf die wir uns neben den Mengezahlen hauptsächlich stützen müssen.

Für das Jahr 1901 hat die Statistik im ganzen eine Einfuhr im Wert von 5710,3 Millionen Mark und eine Ausfuhr im Wert von 4512,6 Millionen nachgewiesen. Die Mehreinfuhr oder die statistisch ungedeckte Mehrausgabe in der Handelsbilanz belief sich danach auf 1197,7 Millionen Mark. Nach dem „Statistischen Jahrbuch" (1902, Seite 78/79) setzen sich diese Summen der Handelsbilanz von 1901 aus folgenden Hauptposten zusammen:

	Einfuhr	Ausfuhr	Mehreinfuhr — Mehrausfuhr +
		Millionen Mark	
Rohstoffe für Industriezwecke . .	2458,8	1086,8	— 1372,0
Fabrikate	1064,2	2892,5	+ 1828,3
Nahrungs- und Genußmittel, Vieh	1898,2	452,1	— 1446,1
Edelmetalle, roh oder gemünzt . .	289,1	81,2	— 207,9
Im ganzen	**5710,3**	**4512,6**	**— 1197,7**
Ohne Edelmetalle also	**5421,2**	**4431,4**	**— 989,8**

In den folgenden Berechnungen und Betrachtungen sind die Edelmetalle, soweit sie nicht ausdrücklich genannt sind, nicht in Ansatz gebracht. Es war das bei der Erörterung unsrer Frage entbehrlich. Unter den Nahrungs- und Genußmitteln sind auch Fabrikate, z. B. Zucker. Bei ihnen ist der Ausfuhrwert höher als der Einfuhrwert. Wir fassen sie durchweg mit den einschlägigen Rohstoffen zusammen, wobei ihre Mehrausfuhr verschwindet. Der Mehreinfuhr von Nahrungs- und Genußmitteln und Vieh, oder wie wir auch sagen können,

der Mehrausgabe für diese Waren in Höhe von 1446,1 Millionen Mark stünde nach obiger Übersicht die Industrie mit einer Mehrausgabe von 1372,0 Millionen Mark für Rohstoffe und einer Mehreinnahme von 1828,3 Millionen Mark für Fabrikate, im ganzen also mit einer Mehreinnahme von 456,3 Millionen Mark gegenüber. Das wäre die Leistung der Industrie für den Ausgleich unsrer Handelsbilanz im Jahre 1901 gewesen. Dabei wird aber die Industrie in ihrem Rohstoffkonto zu stark belastet, da unter den oben in Rechnung gestellten „Rohstoffen für Industriezwecke" nach dem Wortlaut des „Statistischen Jahrbuchs" drei Warengruppen mit enthalten sind, die nur zu einem nicht festzustellenden Teil Industriezwecken dienen. Die Ein- und Ausfuhr dieser drei Gruppen stellte sich 1901 wie folgt:

	Einfuhr	Ausfuhr	Mehreinfuhr — Mehrausfuhr +
	Millionen Mark		
Brennstoffe	182,8	275,1	+ 92,3
Sämereien und Gewächse für Aussaat, Futter und Gärtnerei usw.	63,3	45,3	— 18,0
Abfälle, Düngungsmittel und verschiedne tierische Produkte . . .	216,5	42,7	— 173,8
Zusammen	**462,6**	**363,1**	**— 99,5**

Scheidet man diese drei Warengruppen (Brennstoffe, Abfälle usw.) aus dem Rohstoffkonto der Industrie aus und stellt sie zusammengefaßt mit ihrer Mehrausgabe (Mehreinfuhr) von 99,5 Millionen neben der Mehrausgabe von „Nahrungs- und Genußmitteln, Vieh" (1446,1 Millionen) als besondre Posten in Rechnung, so vergrößert sich die Mehreinnahme der Industrie um 99,5 Millionen auf 555,8 Millionen, und ebenso erhöht sich die Mehrausgabe für Brennstoffe, Abfälle usw. und für Nahrungsmittel usw. zusammen um 99,5 Millionen auf 1545,6 Millionen. Zur Deckung dieser Mehrausgabe unsrer Handelsbilanz von 1545,6 Millionen hat also im Jahre 1901 die Industrie eine Mehreinnahme von 555,8 Millionen oder 36,0 Prozent beigetragen.

In der hier für 1901 ausführlich dargelegten Weise sind die nachstehenden Zahlen des Jahrzehnts 1892 bis 1901 berechnet. Der Leser kann sich danach selbst ein Urteil über ihre Berechtigung und Bedeutung bilden. (Vergl. die Berechnung im „Deutschen Ökonomist" vom 8. November 1902.)

Nach der Statistik des auswärtigen Handels sind

	mehr ausgegeben als eingenommen			Davon sind durch die Mehreinnahme der Industrie gedeckt worden	
	für Brennstoffe, Abfälle usw.	für Nahrungs- und Genußmittel usw.	zusammen		
	Millionen Mark			**Millionen Mark**	**Prozent**
1901	99,5	1446,1	1545,6	**555,8**	**36,0**
1900	129,2	1245,2	1374,4	**220,2**	**16,0**
1899	101,2	1249,6	1350,8	**74,7**	**5,6**
1898	67,2	1315,0	1382,2	**58,1**	**4,2**
1897	90,6	1099,1	1189,7	**143,9**	**12,1**
1896	63,6	1031,3	1094,9	**312,8**	**28,6**
1895	66,0	973,8	1030,8	**237,0**	**22,8**
1894	79,7	1023,2	1102,9	**126,2**	**11,5**
1893	88,5	990,6	1079,1	**109,3**	**11,2**
1892	77,7	1134,3	1212,0	**147,6**	**12,2**

Ungedeckt blieben also von der hier nachgewiesenen Mehrausgabe:

	1901	1900	1899	1898	1897	1896	1895	1894	1893	1892
Millionen Mark	989,8	1154,2	1276,1	1324,1	1045,8	782,1	802,8	956,7	969,8	1064,4

Rechnet man dazu die Mehreinfuhr von Edelmetallen:

Millionen Mark	207,9	136,2	139,1	105,0	32,6	22,1	19,2	257,3	19,7	12,5

so ergiebt sich die von der amtlichen Statistik nachgewiesene Passivsumme der Handelsbilanz:

Millionen Mark	1297,7	1290,4	1415,2	1429,1	1078,4	804,2	822,0	1214,0	989,5	1076,9

Unsre Rechnung hat nichts neues gebracht. Ihre Grundzahlen liegen längst der Öffentlichkeit vor. Und doch wird sie vielleicht manchen überraschen, der dem fortgesetzten Gerede von der gewaltigen Entwicklung unsrer Exportindustrie und ihrer angeblich schon übermäßigen und unnatürlichen Bedeutung für Deutschlands Volkswirtschaft Gehör gegeben hat. Leider hat die freihändlerische Parteiagitation die Förderung des Exports durch die Caprivischen Handelsverträge unausgesetzt in den Himmel erheben zu müssen geglaubt; dann wollte die Einseitigkeit der Flottenpropaganda den „Seeinteressen" zu liebe an dem Aufschwung gerade unsrer Exportindustrie auch in den von der See entlegensten Reichsteilen keinen Zweifel aufkommen lassen; endlich meinten die Parteiagrarier, dadurch, daß sie die Vorstellung nährten, als ob Deutschland durch die Handelsvertragspolitik über Hals und Kopf zum Exportindustriestaat hingetrieben worden sei, sich ein besonders zugkräftiges „pro-agrarisches Argument" erhalten zu sollen. Das macht das zähe Fortbestehn des schon vor vier Jahren von uns und andern bekämpften Vorurteils in der sogenannten öffentlichen Meinung teilweis erklärlich. Und deshalb gerade schien es uns nötig zu sein, auch für die Zeit seit 1895 die Ausweise unsrer Statistik etwas mehr ins Licht zu rücken, die, wenn sie überhaupt etwas beweisen können, jedenfalls das beweisen, daß der viel gerühmte, unerhörte industrielle Aufschwung der letzten neunziger Jahre die volkswirtschaftliche Bedeutung unsrer Exportindustrie und unsers Exports nicht vorwärts sondern eher zurück gebracht hat.

Man könnte das wohl wieder als etwas ganz natürliches, ja selbstverständliches bezeichnen wollen. Man könnte auch in diesem Falle wieder behaupten wollen, das besonders kräftige Erblühn des nationalen Wirtschaftslebens führe eben zur besonders kräftigen Belebung des Importbedürfnisses und Abschwächung des Exportbedürfnisses. Die zunehmende Passivität der Handelsbilanz, das Verkümmern der Exportquote sei der beste Beweis für die Blüte der deutschen Volkswirtschaft, für die Zunahme unsers Nationalreichtums, für die „Übersättigung mit Kapitalien," von der Halle spricht, auch in Deutschland. Wenn wir im Verhältnis zur Einfuhr so wenig ausgeführt, im Verhältnis zum Einkauf so wenig verkauft hätten, so müßten eben um so reichlicher deutsche Kapitalmassen im Ausland Gewinn bringend angelegt worden und thätig gewesen sein. Eine solche Erklärung oder Bemäntelung der kläglichen Exportquote des letzten Jahrfünfts des neunzehnten Jahrhunderts ohne den striktesten, zahlenmäßigen Beweis der tröstlichen Behauptungen ist aber geradezu eine Sünde an der Nationalökonomie überhaupt und der deutschen Volkswirtschaft

im besondern. Nach allem, was man vom deutschen Kapitalmarkt in der Hauptaufschwungszeit gehört hat, und vor allem nach dem Rückschlage von 1901 ist es viel eher wahrscheinlich, daß neben der kläglichen Handelsbilanz des märchenhaften Aufschwungs auch eine sehr klägliche Zahlungsbilanz hergelaufen ist. Wenn die Forscher des Vereins für Sozialpolitik darüber zuverlässige Auskunft verschaffen würden, so wäre das sehr, sehr viel verdienstlicher, als wenn sie ein halbes Schock neue ökonomische Gesetze über Aufschwung und Krisen entdeckten. Freilich zeigt unsre Zahlenreihe bis 1901 andrerseits deutlich genug, wie blutwenig mit der Handelsbilanz allein und ohne weiteres für die Beurteilung der Lage und der Entwicklung der Volkswirtschaft anzufangen ist. Vor allem ist der Segen der rapid emporgeschnellten Exportquote des Krisenjahrs 1901 in hohem Grade problematisch.

Das gilt auch von der starken Abnahme der Einfuhr und von der Zunahme der Ausfuhr, die sich in den ersten neun Monaten des Jahres 1902 gezeigt haben. Die Werte der eingesetzten Waren sind freilich für dieses Jahr noch nicht ermittelt, aber auch die Verschiebung in der Menge der Ein- und der Ausfuhr ist interessant genug. Es betrug nämlich — ohne die Edelmetalle — in den neun Monaten Januar bis September der Jahre:

die	1902	1901	1900
		1000 Doppelzentner	
Einfuhr	318609,0	333074,9	335444,8
Ausfuhr	251473,0	235708,0	241002,3
Mehreinfuhr	**67136,0**	**97366,9**	**94442,5**

Wenn man, wie dies die „monatlichen Nachweise“ des Kaiserlichen Statistischen Amtes auch thun, für 1902 die für das Vorjahr ermittelten Werte vorläufig einsetzt, so stellt sich die Handelsbilanz für die Periode Januar bis September in den drei Jahren — gleichfalls ohne Edelmetalle — wie folgt:

	1902	1901	1900
		Millionen Mark	
Einfuhr	4135,6	4037,4	4317,9
Ausfuhr	3520,7	3237,8	3398,1
Mehreinfuhr	**614,9**	**799,6**	**919,8**

Wären 1902 die Ein- und die Ausfuhrwerte in Wirklichkeit ebenso hoch wie 1901, so wäre auf eine so günstige Handelsbilanz für das laufende Jahr zu rechnen, wie wir sie im verflossenen Jahrzehnt niemals gehabt haben, was allerdings zunächst immer nur ein Trost auf dem Papier sein würde. Aber auch auf dem Papier wird wohl die Gunst der Handelsbilanz durch niedriger eingeschätzte Warenwerte etwas getrübt werden.

Der Menge nach weist die Warengruppe „Eisen und Eisenwaren“ besonders beachtenswerte Zahlen auf. Es betrug in den neun Monaten Januar bis September:

die	1902	1901	1900
		1000 Doppelzentner	
Einfuhr	2081,7	3297,6	7758,1
Ausfuhr	23720,3	15994,8	11244,2
Mehrausfuhr	**21638,6**	**12697,2**	**3486,1**

Fast noch auffallender sind die Verschiebungen der Zahlen, wenn man

die folgenden Rohstoffe und Halbfabrikate der Eisenindustrie für sich betrachtet. Es sind nämlich in den ersten drei Vierteljahren von

		1902	1901	1900
			1000 Doppelzentner	
Brucheisen und Eisenabfälle . .	eingeführt	236,6	234,1	868,9
	ausgeführt	1372,6	824,0	341,4
Roheisen	eingeführt	1138,2	2238,5	5629,9
	ausgeführt	2251,2	962,9	924,3
Eck- und Winkeleisen	eingeführt	1,3	4,8	5,8
	ausgeführt	2922,2	2607,2	1651,5
Eisenbahnschienen	eingeführt	1,2	4,4	2,7
	ausgeführt	2385,8	1255,4	1112,0
Schmiedbares Eisen in Stäben usw.	eingeführt	178,3	160,7	307,4
	ausgeführt	2688,2	2257,5	1241,1
Luppeneisen usw.	eingeführt	9,5	11,4	18,4
	ausgeführt	4270,6	917,7	200,7

Ein solches Forcieren des Exports von Rohstoffen und Halbfabrikaten kann ein notwendiges Übel sein, aber ein Übel ist es für die deutsche Volkswirtschaft auf alle Fälle. Die Forscher des Vereins für Sozialpolitik werden hoffentlich gerade diese Krisenerscheinung eingehend untersuchen.

Wenn man unsers Erachtens durch die Ein- und die Ausfuhrzahlen seit 1895 in der Vermutung bestärkt werden muß, daß die Exportindustrie und der Export Deutschlands auch in der Aufschwungsperiode eher vernachlässigt als zu sehr gepflegt worden ist, so wird man auch einsehen müssen, daß die noch immer ab und zu aufgestellte Behauptung, das einseitige Poussieren des Exports sei Schuld an der Krisis von 1901, ganz unhaltbar ist. Die Hauptursache des beklagenswerten Rückschlags ist durchaus in der blinden, fast schwindelhaften Spekulation auf einen unerschöpflichen Reichtum des innern Markts zu suchen. Banken, Industrielle und Publikum waren wie besessen von dem Wahne unsrer „Übersättigung mit Kapitalien," und das ganz natürlich in solchen Gründerzeiten stark zunehmende Arbeitereinkommen machte vollends, daß man die Bedenklichkeit der unsoliden Wirtschaft zu lange übersah. Jetzt treffen uns die Folgen schwer, hoffentlich nicht ohne nachhaltige Belehrung.

Aber freilich werden von den Parteien die allerverschiedensten Lehren daraus abgeleitet werden. Das soll uns nicht anfechten. Mit Zahlen allein macht man keine Politik. Aber wenn wir das, was die Zahlen sagen, und alles andre, was man sonst seit sieben Jahren hat sehen und hören können, zusammennehmen, so sagen wir auch heute wieder mit Nachdruck: Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser! Wir brauchen ein größeres Deutschland! Gerade der Aufschwung und die Krisis beweisen die dringende Notwendigkeit einer — freilich von Jahr zu Jahr schwieriger gewordnen — weitausschauenden, kräftig und zäh verfolgten Exportpolitik, die die gebotene Notstandshilfe für unsre Landwirtschaft durchaus nicht ausschließt. Die Geschichte der letzten sieben Jahre, der fetten wie der magern, liefert uns weder proagrarische noch antiagrarische Argumente. Wohl aber lehrt sie, daß Fortsetzung der Handelsvertragspolitik in verbesserter Auflage neben wirksamer Fürsorge für die landwirtschaftlichen Interessen unabweisbare Pflicht einer weisen Heimatspolitik ist. *β*



Gerichtsoffizier oder Regimentsjustizbeamte?



In Nummer 21 der Zeitschrift „Die Gegenwart“ vom 24. Mai 1902 findet sich unter der Überschrift „Zu Befehl, Herr Leutnant“ ein kurzer Artikel, der es sich, an den Gumbinner Prozeß anknüpfend, zur Aufgabe macht, „weitere Kreise mit der Eigenart des untersuchungsführenden Offiziers bekannt zu machen.“ Gemeint ist der Gerichtsoffizier. Zugleich werden kräftige Seitenhiebe gegen die Institution des Gerichtsherrn geführt.

Aus dem Umstande, daß der Verhandlungsleiter in dem Gumbinner Prozeß Soldaten, die als Zeugen auftraten, darauf aufmerksam gemacht hat, daß sie vor Gericht stünden und nicht die Antwort „zu Befehl“ zu geben, auch nicht stillzustehn brauchten, schließt der Verfasser des Artikels, daß dem deutschen Soldaten der Respekt vor dem Vorgesetzten so in Fleisch und Blut übergegangen sei, daß diese Gehorsamsgewöhnung die Rechtspflege im Heere lähmen könnte. Besonders schwarz malt er die Folgen bei den Verhandlungen der niedern Gerichtsbarkeit aus. Der untersuchungsführende Offizier wird als ein viel zu junger, vom Kommandeur vollständig abhängiger Streber mit ungenügender Schul- und Charakterbildung, ohne jede Menschenkenntnis und Lebenserfahrung hingestellt, der nur eins wisse, daß er nach oben zu gehorchen, nach unten zu befehlen habe. Seine Vorbildung beruhe auf einem sechswöchigen Studium der Strafgesetzbücher und der Militärstrafgerichtsordnung. In seiner Privatwohnung, mit einem Kameraden zusammen — so sagt die „Gegenwart“ — halte er zwischen seinen reichlichen Hauptgeschäften als Bataillonsadjutant, von Eilbriefen unterbrochen, die Verhöre ab, nur darauf bedacht, schnell alles genau so herauszubekommen, wie es der Kommandeur wünscht, oder dem Bild entsprechend, das dieser sich von der Sache gemacht hat. Es wird nun an den Reichstag die Forderung gestellt, den untersuchungsführenden Offizier „als den eigentlich schlimmsten Auswuchs unsrer Militärjustiz“ schleunigst abzuschaffen und durch einen bürgerlichen Untersuchungsrichter zu ersetzen. Ein Gerichtsreferendar oder jüngerer Assessor wird es allerdings nicht sein dürfen, denn nach der „Gegenwart“ erlangt der gebildete Durchschnittsmensch erst nach dem dreißigsten Lebensjahre die Fähigkeit, sich mündlich und schriftlich klar und sicher auszudrücken.

Bei dem Gumbinner Prozeß hat unsre junge Militärstrafgerichtsordnung eine ihrer ersten und wahrlich eine äußerst harte Probe bestanden. Der Fall hat außerordentliches Aufsehen erregt. Er steht bis jetzt einzig in der Geschichte der preußischen Armee da und wird es auch, so hoffen wir zuversichtlich, bleiben. Bei der Ungeheuerlichkeit des Gumbinner Falls und der Neuheit des Verfahrens ist es nicht auffällig, daß Reibungen eingetreten sind, die von

der Kritik, die bei der Beurteilung militärischer Einrichtungen vielfach besonders scharf einzugreifen pflegt, in unzulässiger und übertriebner Weise ausgebeutet worden sind. In dem Prozeß ist kaum eine Persönlichkeit thätig gewesen, der man nicht mit oder ohne Grund etwas am Zeuge zu flicken gesucht hätte. Die beteiligten Gerichtsherren mögen in dem Bestreben, rechtzeitig alle erforderlichen Maßregeln zu treffen und nichts zu versäumen, was zur Ermittlung des Thäters führen konnte, die eine oder die andre Anordnung getroffen haben, die der Advokat mit irgend einem Paragraphen anfechten kann. Die im großen und ganzen wohl tadellose Leitung der Verhandlung ist oft beanstandet worden, Richter hat man für befangen erklärt, über das Plaidieren des Vertreters der Anklage auf Totschlag statt auf Mord hat mancher den Kopf geschüttelt, einem Verteidiger sind grobe Taktlosigkeiten vorgeworfen; das alles mag mehr oder weniger berechtigt sein. Aber die Behauptung, daß die Aussagen der militärischen Zeugen, wie in dem erwähnten Artikel gesagt wird, durch die militärische Disziplin zum Schaden der Wahrheit beeinflußt worden seien, erscheint vollständig unberechtigt.

Wir geben gern zu, daß es besonders bei eben eingetretnen Soldaten zuweilen zweckmäßig oder gar nötig sein wird, sie in der Weise, wie es der Gumbinner Vorsitzende gethan hat, zu einer frischen Aussprache zu veranlassen. Es ist aber ein Irrtum, zu glauben, daß die Scheu des Soldaten vor dem verhörenden Offizier, wenn sie überhaupt vorhanden ist, größer sein wird als vor dem uniformierten Kriegsgerichtsrat (Auditeur nennt ihn die „Gegenwart" noch). Es würden sich leicht Fälle anführen lassen, in denen man das Gegenteil nachweisen könnte. Es kommt eben ganz auf die Persönlichkeit an; und daß sich der Offizier weniger als der Militärjustizbeamte der Pflicht bewußt wäre, eine unbefangne, wahrheitsgetreue Aussage herauszubekommen, müssen wir einfach bestreiten. Übrigens ist es in heutigen Zeiten mit der Scheu des Soldaten nicht mehr so ängstlich, denn die Leute kommen schon recht „aufgeklärt" in die Armee, und es ist dafür gesorgt, daß sie ihre Rechte besser als ihre Pflichten kennen. Der Verfasser des Artikels in der „Gegenwart" würde diesen Punkt vielleicht nicht mehr so schwarz ansehen, wenn er sich selbst einigemal in stand-, kriegs- oder oberkriegsgerichtliche Verhandlungen bemühen wollte. Er würde Gelegenheit haben, zu beobachten, wie sowohl Angeklagte als Zeugen fast ausnahmlos ihren Standpunkt recht wohl zu vertreten wissen. Der beste Beweis für unsre Behauptung ist, daß recht ausgiebig, oft sogar in frivoler Weise, von dem Rechtsmittel der Berufung Gebrauch gemacht wird. Wenn bei dem Gumbinner Prozeß in Einzelfällen entgegengesetzte Erfahrungen gemacht sein sollen, so erscheint es bei der Eigentümlichkeit des Falles und der Sensation, die er erregt hat, doch recht bedenklich, diese zu verallgemeinern, zumal da man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, daß gerade hier manche Zeugen nicht recht mit der Sprache heraus gewollt haben, und es ihnen dann bequem gewesen sein mag, sich hinter die militärischen Formen zu verkriechen.

Es sei nunmehr erlaubt, etwas näher auf die Ausführungen in der „Gegenwart" über den untersuchungsführenden (Gerichts-)Offizier einzugehn. Vorweg möchten wir bemerken, daß wir beim Lesen des Artikels den Eindruck gehabt

haben, daß der Verfasser ein guter Kenner des alten Verfahrens ist und vielleicht vor Jahren selbst darin praktisch thätig war, dann aber allerdings unter besonders ungünstigen Umständen. Das Bild, das er sich von dem neuen Verfahren macht, scheint jedoch weder auf allzugenauer Kenntnis des Verfahrens noch auf praktischen Erfahrungen zu beruhen. Der Gedanke, daß mit den neuen Formen und Reformen auch ein neuer Geist in die Militärrechtspflege eingezogen sein könnte, liegt ihm jedenfalls ganz fern.

Zunächst das mehr äußerliche. Die Hauptverhandlungen der Standgerichte werden in geeigneten Kasernenräumen, d. h. Geschäftszimmern, Schullokalen, Bibliothekzimmern oder besonders für den Zweck verfügbaren Räumen abgehalten. Der Militärgerichtsschreiber, der nicht immer Bataillonsschreiber zu sein braucht, muß einen Platz zum Arbeiten haben. Es stellt sich also das Bedürfnis heraus, einen Raum zu haben, wo alle Gerichtsangelegenheiten erledigt werden, und wo natürlich dann auch die Verhöre abgehalten werden. Es wird also kaum noch vorkommen, daß derartige Vernehmungen in der Leutnantswohnung vorgenommen werden.

Daß der frühere Beisitzer vollständig abgeschafft und gewissermaßen durch den Militärgerichtsschreiber ersetzt worden ist, scheint dem Verfasser gänzlich entgangen zu sein. Bei besonders liegenden Verhältnissen, die man vielleicht in der Persönlichkeit des zu Vernehmenden suchen müßte, kann ja ein Offizier zur „Beiwohnung" kommandiert werden. Aber in einer längern Praxis ist uns kein Fall, weder bei den Verhören der niedern noch der höhern Gerichtsbarkeit, bekannt geworden, wo von dieser Befugnis Gebrauch gemacht worden wäre. Die Bemerkungen über das „Milieu" in dem Gegenwartartikel sind demnach nicht zutreffend. Nun ist es ja richtig, daß unter Umständen der Gerichtsoffizier ein jüngerer Offizier sein kann. Ist die Auswahl nicht sehr groß, z. B. bei einzelnen Bataillonen oder bei kleinen Regimentern (Kavallerie, Artillerie usw.), so wird oft ein Leutnant mit dem Amte beauftragt werden. In der Regel jedoch und bei geschlossen liegenden Infanterieregimentern wird man einen Oberleutnant nehmen, der durchaus nicht immer Adjutant zu sein braucht. Es wird sogar meist zweckmäßiger sein, einen Frontoffizier zu wählen, der je nach dem Umfang seiner augenblicklichen gerichtlichen Arbeitslast im Frontdienst geschont wird. Nach der Rekruteneinstellung wird er vielleicht seine gerichtlichen Geschäfte im Hauptamt, zur Zeit der Herbstübungen im Nebenamt führen. Weiter kann zugegeben werden, daß der Gerichtsoffizier häufig nur über Kadettenschulbildung verfügt. Wie steht es denn aber mit der Schulbildung vieler Subalternbeamten, Förster, Amtmänner, Amtsvorsteher usw., die im bürgerlichen Verfahren als Amtsanwälte thätig sind? Wieviele von ihnen haben akademische Bildung? Noch nicht einmal die Einjährig-Freiwilligenbildung wird für erforderlich erachtet! Ist es denn wirklich eine so große Sache, die Vorgänge sachgemäß zu Papier zu bringen, um die es sich bei der niedern Gerichtsbarkeit handelt, daß man es einem einigermaßen geweckten Menschen erst nach dem dreißigsten Lebensjahre zumuten kann? Die standgerichtliche Kompetenz ist bei dem neuen Verfahren auf das mindeste beschränkt. Außer Übertretungen und einigen ganz leichten bürgerlichen Vergehn sind ihr in der Hauptsache nur noch ganz leichte Subordinationsvergehn, Wachvergehn und

sonstige Disziplinvergehn, bei denen die Disziplinarbestrafung nicht mehr ganz ausreicht, zugewiesen. Alle Vergehn, bei denen die juristische Qualifikation mehr als die militärische in den Vordergrund tritt, sind den Standgerichten abgenommen; so können sie beispielsweise (im Frieden wenigstens) nicht mehr wie früher über Diebstahl, Unterschlagung, Betrug usw. erkennen; auch ist ihnen das Recht zur Verhängung von Ehrenstrafen entzogen. Die Folge dieser Einschränkung sowie der Einführung der Strafverfügung ist, daß die Zahl der Standgerichte erfahrungsgemäß bei einem Regiment zu drei Bataillonen jährlich auf etwa zwölf, das heißt im Monat eins, bei einem Kavallerie- oder Artillerieregiment auf halb so viel geschätzt werden muß.

Quantitativ ist es also nichts übermäßiges, was von dem Gerichtsoffizier verlangt wird; aber auch sonst hat sich die Rolle, die dem Gerichtsoffizier zufällt, vollständig gegen früher geändert. Während im alten Verfahren der Schwerpunkt der ganzen Verhandlung in dem Untersuchungsverfahren, also in der Thätigkeit des untersuchungsführenden Offiziers lag, ist dies jetzt absolut nicht mehr der Fall, sondern der Schwerpunkt liegt in der mündlichen Hauptverhandlung. Das ist nicht nur theoretisch beabsichtigt, sondern es ist in der Praxis wirklich so. Dem Stabsoffizier oder dem Hauptmann, der die Verhandlung leitet, wird man wohl soviel Selbständigkeit zutrauen können, daß er sich wenig darum kümmert, was der Gerichtsoffizier in dem Ermittlungsverfahren zu Papier gebracht hat, wenn er aus der mündlichen Darstellung von Zeugen und Angeklagten eine andre Auffassung gewinnt, und die beiden Beisitzer (Hauptmann und Oberleutnant) sind auch ausreichend erwachsen, daß sie eine selbständige, abweichende Ansicht zur Geltung bringen würden.

Der Gerichtsoffizier, der übrigens nicht einmal notwendig derselbe zu sein braucht, der das Ermittlungsverfahren geführt hat, vertritt in der Hauptverhandlung nur die Anklage, und die Praxis lehrt, daß er sehr häufig mit den von ihm vorgetragnen Anschauungen nicht durchdringt. Schon der Umstand, daß nicht wie früher der Gerichtsoffizier, sondern der Vorsitzende das Urteil ausarbeitet, giebt die Gewähr, daß die Auffassung der Richter und nicht die des Anklägers zum Ausdruck kommt.

Die Befürchtung, daß durch die militärische Autorität des Gerichtsoffiziers absichtlich oder unabsichtlich das Recht gebeugt werden könnte, scheint uns nach dem Gesagten durchaus ausgeschlossen, und vielleicht wird der Herr Vertreter der gegenteiligen Ansicht nach den obigen Ausführungen über den Umfang der niedern Gerichtsbarkeit selbst zugeben, daß bei der jetzigen Organisation für einen Regimentsjustizbeamten kein Raum ist. Als gebildeter Mann müßte er ja vor Langweile umkommen und könnte nur errötend seinen Gehalt einstreichen. Stände er zufällig bei einem Regiment mit verschiednen Garnisonen, so müßte er wegen jeder außerhalb des Stabsquartiers vorkommenden frechen Redensart usw. eine Reise machen, und die Aufstellung der Reisekostenliquidation würde vielleicht mehr Arbeit machen als der Fall selbst. Und nun noch im Felde bei jeder Division sieben solcher Herren! Mit den sieben Burschen und sieben Aktenkasten (siehe „Gegenwart") allein ist es nicht gethan. Die Herren brauchen jeder noch einen Militärgerichtsschreiber und wollen doch nicht zu Fuß gehn. Das macht für jede Division sieben Beamte, sieben Unteroffiziere,

sieben Burschen, sieben Trainfahrer vom Bock, vierzehn Stangenpferde, sieben Fahrzeuge. Das dürfte für die Arbeitsleistung, die unsers Erachtens füglich von Leutnants nebenbei erledigt werden kann, doch wohl ein zu umständlicher und auch zu kostspieliger Apparat sein.

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über den Gerichtsherrn, der ja auch sonst besonders solchen Leuten, die von dem Geist der preußischen Armee nicht vollkommen durchdrungen sind, ein Dorn im Auge ist. Wir würden es für einen der Armee äußerst gefährlichen Schritt halten, Kommandogewalt und Gerichtsbarkeit zu trennen. Die Verantwortlichkeit für die Disziplin hängt zu eng mit der Gerichtsbarkeit zusammen. Der Soldat darf auch in Strafsachen keine andre Autorität kennen als die, die sich in seinen Vorgesetzten verkörpert, sonst gerät die Armee auf eine schiefe Ebne. Glauben denn die Gegner wirklich an die Mißstände, die sie ausmalen? Man darf doch voraussetzen, daß in die höhern Stellungen mit Gerichtsbarkeit nur Männer kommen, die wissen, daß Recht und Gesetz sich nicht nur mit Disziplin verträgt, sondern durchaus zusammengehört. Will man andrerseits im Ernst behaupten, daß die Richter, besonders auch die drei bei den Standgerichten, fähig sind, sich durch die ihnen etwa bekannt gewordnen Ansichten des Regimentskommandeurs beeinflussen zu lassen? Das wäre ja jämmerlich! Trotz der kurzen Zeit des Bestehns des neuen Verfahrens lehrt auch die Praxis schon, daß die angedeuteten Befürchtungen unberechtigt sind. Die Spruchgerichte neigen durchaus nicht dazu, sich der Ansicht des Gerichtsherrn oder der vom Vertreter der Anklage vorgetragnen ohne weiteres anzuschließen. Das beweisen schon die häufigen vom Gerichtsherrn sowohl zu Gunsten wie zu Ungunsten des Angeklagten eingelegten Berufungen, die in sehr vielen Fällen verworfen, also gegen den Gerichtsherrn entschieden werden.

Kaum zwei Jahre ist die Militärstrafgerichtsordnung in Kraft. Das ist zu kurz, als daß wir ein endgiltiges Urteil fällen könnten. Soviel aber ist sicher, daß sie einen gewaltigen Fortschritt gegen früher bedeutet, und für uns steht ebenso fest, daß grundsätzliche Änderungen in sogenannter liberaler Richtung eine schwere Schädigung der Armee bedeuten würden.

v. Schwartzkoppen. Major J. R. 81



Am St. Gotthard

Von Otto Kaemmel



Wer heute aus Luzern kurz nach neun Uhr vormittags mit dem treno direttissimo der Gotthardbahn abfährt, der hat kurz nach drei Uhr nachmittags das weiße „Marmorgebirge" des Doms von Mailand vor sich. In sechs Stunden legt er im bequemen Wagen eine Strecke zurück, für die in frühern Zeiten auch die Eilpost mehrere Tage brauchte. Er sieht dabei die großartige Gebirgslandschaft des obern Reußthals bis Göschenen und das kaum weniger imposante, nur

schon mildere Thal des obern Ticino von Airolo ab, er gelangt von dem dunkelgrünen Gewässer des Vierwaldstätter Sees und den schönen Nußbäumen seiner Ufer in drei Stunden bis zu den Edelkastanien um Bellinzona und sieht kurz danach den blauen Spiegel des Lago Maggiore schimmern, aber von der wilden, starren Öde der Paßstraße über den Gotthard sieht er nichts, denn 300 bis 1000 Meter unter ihr führt ihn die schwarze Röhre des großen Tunnels durch die Granitmasse des Gebirgsstocks. Das ist im Grunde bedauerlich, denn der Gotthard gehört zwar weder zu den ältesten Alpenpässen, noch ist er besonders malerisch, aber seit seiner Eröffnung im spätern Mittelalter ist er der wichtigste aller Übergänge von Deutschland nach Italien geblieben.

Eine sonst in der ganzen Ausdehnung der Alpen nirgends vorhandne Gunst der Bodengestaltung und der Lage hat den Gotthard zu dem gemacht, was er seit etwa sieben Jahrhunderten geworden ist. Die Alpen werden bekanntlich nach Osten hin immer niedriger, dehnen sich aber auch immer breiter aus in Parallelketten und Längsthälern; die Paßhöhen sind also verhältnismäßig gering — sogar im Brenner nur 1362 Meter —, aber der Gesamtweg durch das Gebirge wird durch seine große nordsüdliche Breite je weiter nach Osten um so mehr verlängert. Am schmalsten ist das Hochgebirge im Westen zwischen Montblanc und Mittelmeer, denn hier besteht es nur aus einer einzigen Kette, aber die Paßhöhe ist viel beträchtlicher als im Osten; sie beträgt auf dem Mont Genèvre 1865 Meter, auf dem Mont Cenis 2064 Meter, auf dem Kleinen St. Bernhard 2192 Meter. Am höchsten und mächtigsten türmen sich die Gebirgsketten in der Mitte, in der heutigen Schweiz auf, wo der riesige Monte Rosa bis 4638 Meter, das trotzige Matterhorn bis 4505 Meter aufsteigt. Aber diese kolossalen eisgepanzerten Felsmassen gliedern sich durch die beiden großen Längsthäler der Rhone (Wallis) und des Vorderrheins (Graubünden) derart, daß in nordsüdlicher Richtung auf beiden Seiten immer nur eine Kette zu überschreiten ist, denn das Wallis öffnet sich nach dem Genfer See, das Rheinthal nach dem Bodensee. Deshalb sind hier mehrere Pässe seit uralter Zeit begangen worden, nachdem die ältesten Verkehrsrichtungen vom Süden nach dem Norden, auf denen ursprünglich im Westen die Griechen von Massilia die Rhone herauf, die Etrusker im Osten von den Pomündungen aus das Hochgebirge umgangen hatten, in den Hintergrund getreten waren und direktern Wegen Platz gemacht hatten. Diese Pässe fanden die Römer vor, als sie im Jahre 15 v. Chr., die Zentralalpen im Westen vom Genfer See, im Osten durch das Vintschgau und über den Arlberg nach dem Bodensee hin umfassend, bis zur obern Donau vordrangen und die neue Grenzprovinz Rätien gründeten, zu dieser das Oberrheinthal und das Wallis, zu Gallien die menschenarme schweizerische Hochebne bis gegen die Berner und Urner Alpen hin schlugen.*)

---

*) Das Hauptwerk über diese Paßstraßen und ihren Verkehr ist jetzt das Buch von Aloys Schulte, dem Direktor des historischen Instituts in Rom: Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluß von Venedig, zwei Bände, Leipzig 1900, von dessen erstem Bande schon eine zweite Auflage vorbereitet wird. Vgl. dazu

Seitdem begannen sie einerseits die Pässe nach dem Wallis (Vallis Poenina), andrerseits die Übergänge nach dem Oberrheinthale (Raetia) in ihrer Weise mit Militärstraßen auszubauen. Zuerst kam der Große St. Bernhard, der Mons Jovis an die Reihe, weil er trotz seiner Höhe (2491 Meter) und dem überaus rauhen Klima, das ihn nur zwei Monate lang (Juli und August) schneefrei läßt, die kürzeste Verbindung vom Längsthal der Dora baltea nach dem Wallis war und ist. Schon Cäsar hatte im Jahre 57 v. Chr. den nördlichen Ausgangspunkt des längst von Händlern vielbenutzten Weges, Octodurus, das heutige Martigny, militärisch besetzen lassen; Augustus gründete am südlichen Endpunkte im Jahre 25 v. Chr. nach der Vernichtung der keltischen Salasser die Prätorianerkolonie Augusta Praetoria Salassorum, das jetzige Aosta, das noch heute die Mauern und Türme der römischen Sperrfestung bewahrt, und begann wohl auch den Ausbau der Militärstraße. Auf der Paßhöhe, in Summo Poenino, erhob sich der Tempel des wohl einheimischen Jupiter Poeninus, und zahlreiche Weihgeschenke, Münzen und Votivtafeln aus Bronze, die der kleine, acht Monate lang zugefrorne See daneben aufnahm, bezeugen ebenso den regen Verkehr wie die Gefährlichkeit des Übergangs. Jedenfalls blieb dieser Paß im Altertum weitaus der wichtigste nach dem nördlichen Gallien und dem Rheinlande, sodaß die ganze Kette von ihm die Alpes Poeninae hieß. Denn der Kamm ist bis an den Gotthard vergletschert, nur der Simplon (2009 Meter) gewährt einen eisfreien Übergang, ist auch, wie eine Inschrift vom Jahre 194 oder 225 n. Chr. bei Vogogna oberhalb Domo d'Ossola zeigt, benutzt worden, aber nur für den Ortsverkehr, da das obere Wallis von den wichtigsten römischen Verbindungslinien viel zu weit ablag und von den Römern offenbar wenig berührt worden ist; es fehlen hier römische Inschriften überhaupt. Von den vergletscherten Übergängen weiter ostwärts ist der Theodulpaß (Matterjoch, 3322 Meter) zwischen dem Matterhorn und dem Monte Rosa von einzelnen Reisenden gelegentlich begangen worden, wie denn einer von ihnen, der dabei umgekommen sein wird, seine Barschaft (22 Kaisermünzen aus der Zeit um 350 n. Chr.) im Gletschereis zurückgelassen hat, und noch heute bewacht ein schweizerisches Zollamt in Zermatt diese vermutlich auch von Schmugglern oft benutzten hohen, vereisten Pässe, die hier zusammenlaufen. Wenn nun aber auch das obere Wallis von römischer Kultur wenig berührt wurde, so muß doch eine westöstliche Verbindung über die Furka, das Urserenthal und den Oberalppaß bestanden haben, denn das ganze Wallis gehörte zur Provinz Rätien, muß also von ihr aus erreichbar gewesen sein. Auch sind sämtliche Ortsnamen an der ganzen Linie romanischen Ursprungs.

Im Osten wurden die Übergänge nach dem Rheinthal dadurch erleichtert, daß von Süden her die langen Querthäler des Lago Maggiore und des Comersees mit ihren Fortsetzungen tief in die Gebirgsmasse einschneiden. Von jenem führt der Lukmanier (Lucomagno, 1917 Meter) nach dem Vorderrhein-

Belows Kritik im Juliheft der Historischen Zeitschrift von 1902 und Oechsli, Die Anfänge der schweizerischen Eidgenossenschaft, sowie H. Nissen, Italische Landeskunde I (1883) und II, 1 (1902). Schultes Buch ist von einem andern Standpunkt aus schon in Nr. 3 und 4 der Grenzboten von 1901 besprochen und benutzt worden.

thal, der Bernhardin (Vogelberg, 2063 Meter) nach dem Hinterrhein, vom Comersee gehn ebenfalls nach dem Hinterrhein hinüber der Splügen (2117 Meter), der Septimer (2311 Meter) und der Julier (2287 Meter), der freilich erst über einen andern Paß, die Maloja (1811 Meter), vom Bergell her durch das obere Engadin zu erreichen ist, aber vor den Übergängen gleicher Höhe den großen Vorzug hat, daß er zeitiger als sie schneefrei wird und keinen Lawinen ausgesetzt ist.

Alle diese Straßen konvergieren im Norden nach Chur (Curia), im Süden nach Mailand. Von ihnen sind unzweifelhaft die meisten schon in römischer Zeit benutzt worden. Die römische Straße über den Bernhardin wird noch jetzt gern begangen, am Splügen ist der alte Fahrdamm auf der Nordseite streckenweise noch gut erhalten, auch die Straßenreste am Septimer scheinen römisch zu sein, und der Julier trägt noch zwei antike Meilensäulen aus Glimmerschiefer sowie deutliche Wagenspuren auf der Straße; überdies sind die Namen beider Pässe römischen Ursprungs, so gut wie der des Lukmaniers.

Von den modernen Alpenstraßen, die eine möglichst geringe Steigung erstreben und zwar viel schmaler, als Straßen in der Ebne, aber immerhin doch so breit sind, daß zwei Wagen einander ausweichen können, sind die Römerstraßen wesentlich verschieden. Sie sind zunächst meist viel steiler, nehmen also auf die Bequemlichkeit sehr wenig Rücksicht. Die Straße über den Großen St. Bernhard erklimmt die Paßhöhe, etwa 1900 Meter über Aosta (598 Meter), auf einer Strecke von nur 25 römischen Meilen (37,5 Kilometer), steigt demnach durchschnittlich schon etwas über 50 Meter auf den Kilometer, nach der Paßhöhe hin viel stärker. Sodann betrug die Breite der Straßen nur 1,60 bis 2,50 Meter, reichte also streckenweise nur für Saumtiere, nicht für Wagen aus. Gleichwohl ist der Verkehr auch im Winter weiter gegangen. Den Großen St. Bernhard überschritten sogar die niederrheinischen Legionen des A. Cäcina im Kriege gegen Galba mit allem Troß zu Anfang des Jahres 69 n. Chr., also mitten im Winter, ohne daß von dieser erstaunlichen Marschleistung viel Aufhebens gemacht wurde (Tacit. Hist. I, 70).

Mit dem Zusammenbruche des weströmischen Reichs verfiel auch sein großartiges Straßennetz, dessen gleichen die Alpen erst seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts wieder erhalten haben. Denn mit der Ablösung der Glieder verschwand das Bedürfnis einer schnellen und sichern Verbindung der Provinzen untereinander und mit der Welthauptstadt am Tiber, und den bedürfnisarmen Germanen, die jetzt hier herrschten, waren die zahlreichen Produkte des Südens entbehrlich; auch der Verkehr also schlief zwar nicht ganz ein, aber er ermattete. Wenn er sich einigermaßen erhielt, so verdankte er dies meist den kirchlichen Instituten. Das altrömische Bistum Chur, das zuerst 452 auftaucht, dann wieder im sechsten Jahrhundert vorkommt, 613 auf der Pariser Synode vertreten ist und sich seitdem ununterbrochen erhalten hat, stand lange mit Mailand in Verbindung. Dazu kamen einzelne Klöster in den Thälern der Zentralalpen. St. Maurice im untern Wallis soll schon im vierten Jahrhundert gegründet worden sein, an der Stelle, wo nach der Legende 320 Mauritius mit den Leuten seiner thebanischen Legion den Märtyrertod starb,

und im öden Thal des Vorderrheins entstand um 614 Disentis (Disiert, in desertis) durch den heiligen Sigisbert, einen Schüler des Iren Columba. Beide Stiftungen waren Mittelpunkte höherer Kultur für ihre Kreise und nicht denkbar ohne eine gewisse Verbindung mit Italien. Disentis erwarb und christianisierte das damals noch romanische Urserenthal, dessen älteste Kirche dem heiligen Columbanus geweiht ist und schon 766 erwähnt wird. Aber die Sorge für die Erhaltung der alten Straßen blieb den Anwohnern oder den einzelnen Staaten überlassen, und da sie aus diesen Gründen nur höchst unvollkommen ausgeübt wurde, so fielen die Straßen einer Verwahrlosung anheim, die sie auf lange Strecken unwegsam machen mußte. Erst allmählich trat die Kirche, die in so manchen Stücken die Erbschaft des römischen Reichs übernahm, einigermaßen in die Lücke ein, in je weitern Kreisen nämlich die Vorstandschaft des Papsttums Anerkennung fand. Denn sie hatte schon ein geschäftliches Interesse an der sichern Verbindung ihrer Diözesen mit Rom und bedurfte namentlich für ihren Kultus der Zufuhr südländischer Waren. Freilich wurde eine Oberleitung in dieser Beziehung nicht hergestellt; es wurde vielmehr den einzelnen Klöstern und Bistümern überlassen, für den Verkehr auf den Strecken, die für sie wichtig waren, zu sorgen, und so blieb es während des größten Teils des Mittelalters. Auch als zunächst aus den Bedürfnissen des römischen Papsttums heraus eine feste politische Verbindung mit dem Frankenreiche geknüpft und die Wiederherstellung des weströmischen Reichs unter den Karolingern gelungen war, also seit den letzten Jahrzehnten des achten Jahrhunderts, erhielten die Alpenstraßen einen Teil ihrer alten politischen Bedeutung als militärischer Verbindungslinien zwischen dem Norden und Italien zurück, und mehr als fünf Jahrhunderte lang haben Karolinger, Sachsen, Salier, Hohenstaufen, Welfen ihre „Römerzüge" über die Alpen geführt, aber für die Straßen selbst nichts gethan, weil sie über eine wirkliche Zentralverwaltung gar nicht verfügten. Zugleich wuchs der Handelsverkehr, seitdem die Kreuzzüge auch die nordeuropäische Laienschaft zu höhern Bedürfnissen erzogen hatten.

Nicht alle Pässe der Zentralalpen haben in dieser ganzen Periode dieselbe Bedeutung gehabt, und nicht alle haben sie gleichmäßig bewahrt. Diese war vielmehr vielfach von der Veränderung der politischen Verhältnisse und von der Verschiebung des politischen Schwerpunkts im Deutschen Reiche abhängig. Lag dieser unter den Karolingern in Nordfrankreich und im Rheinlande, so verschob er sich später erst nach Sachsen, dann nach Franken, endlich nach Schwaben. Deshalb war der Große St. Bernhard der politisch wichtigste Paß nur bis zur Begründung des burgundischen Reichs 888 und erhielt diese alte Bedeutung auch nicht ganz wieder zurück, als dieses 1032 mit dem Deutschen Reiche vereinigt wurde, ohne daß der Handels- und Reisendenverkehr in dieser Zeit zurückgegangen wäre. Im achten und im neunten Jahrhundert diente er häufig den Märschen der Karolinger: 773 Bernhard, dem Oheim Karls des Großen, 776 und 801 diesem selbst auf der Rückkehr, 875 und 877 Karl dem Kahlen, 879 Karl dem Dicken, 894 dem letzten Kaiser des Hauses, Arnulf von Kärnten. Seit 1032 überschritten ihn auch wieder deutsche und italienische Heereszüge: schon 1034 die Scharen des Erzbischofs Aribert von Mailand, 1110 Heinrich V., 1133 ein Teil des zurückkehrenden

deutschen Reichsheeres, 1158 Herzog Berthold von Zähringen, 1162 Friedrich Barbarossa, 1166 Erzbischof Rainald von Köln, 1196 Heinrich VI., und für den ganzen Nordwesten Europas bis nach Island blieb diese Alpenstraße weitaus die wichtigste. Auch der Simplon wurde begangen, kam aber für den Fernverkehr wenig in Betracht, da er zu sehr abseits lag. Für die deutschen Kaiser traten neben dem Brenner, der eigentlichen Kaiserstraße nach Italien, auf die von den 144 Alpenübergängen der Kaiser 66 fallen, die Graubündner Pässe in den Vordergrund, da sie von Schwaben her am bequemsten zu erreichen waren; die sächsischen Kaiser haben sie nachweislich achtmal überschritten. Dabei spielte der Septimer, den unter andern Heinrich VI. 1191 und 1194, Otto IV. 1212 benutzte, die Hauptrolle; nur selten dienten der Splügen und der Lukmanier deutschen Heereszügen, der Lukmanier 965 Otto dem Großen. Den für solche unbequemen Umstand, daß diese Straßen auf der italienischen Seite in zwei Seen ausmündeten, scheute man dabei selten, wenn nur der Weg militärisch sicher war, und für den Handelsverkehr bot der Wassertransport geradezu Vorteile.

Wie sehr die Kaiser die Bedeutung der Kirche, ihrer Bistümer und Klöster für die Alpenpässe zu schätzen wußten, zeigt ihre Politik seit Otto I. Durch dessen Verfügungen von 951, 952 und 960 erwarb das Bistum Chur die Herrschaft über die Hinterrheinpässe bis Chiavenna, dem Knotenpunkte der Straßen vom Splügen und aus dem Bergell. Chiavenna selbst wurde unter Friedrich Barbarossa eine schwäbische Grafschaft. Auch schwäbische Klöster, wie St. Gallen, Reichenau, Pfäffers, Disentis, hatten seit dem neunten und zehnten Jahrhundert Besitzungen im Süden der Alpen, Disentis beherrschte mit dem Urserenthal auch die weströstliche Verbindungslinie zwischen dem Rhein- und dem Rhonethal. Allmählich entstanden kirchliche Herbergen (Hospize) an diesen Straßen, namentlich auf den Paßhöhen zur Aufnahme der Reisenden, vor allem der Pilger. Das älteste Hospiz am Großen St. Bernhard, das jetzige Bourg St. Pierre (abbatia montis Jovis Sancti Petri) auf der Walliser Seite, wird schon 859 erwähnt; das Hospiz auf der seitdem nach ihm genannten Paßhöhe gründete der heilige Bernhard von Menthon († 1086), und bald wurde es durch eine Kette von Herbergen an den Straßen im Norden und im Süden der Alpen ergänzt. Auf dem Septimer erneuerte Bischof Wido von Chur (1095 bis 1122) eine viel ältere Stiftung, und sein Bistum unterhielt Herbergen längs der ganzen Septimerstraße; auf dem Simplon bestand 1235 ein Hospiz des Johanniterordens. Auch Hospenthal in Urseren ist wohl aus einem hospitaculum des Klosters Disentis hervorgegangen. Das Vordringen deutscher Ansiedler in die ursprünglich und zum Teil ja noch heute rätisch-romanischen Hochthäler trug wesentlich dazu bei, den Paßverkehr für die nordischen Reisenden und Kriegerscharen zu sichern. In den ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts wurden das obere Wallis (wohl über die Gemmi vom Berner Oberland her) und von hier aus das Urserenthal deutsch besiedelt, nach 1270 die Thäler des Rheinwalds (nach dem Splügen und Bernhardin hin) und von Avers (nach dem Septimer und Julier zu). Die Paßhöhen selbst aber sind bis heute alle romanisch geblieben.

Trotz solcher Erleichterungen blieb der Verkehr doch mühsam genug. Denn

die Straßen waren zu schlecht unterhaltenen Saumpfaden geworden, die den Wagenverkehr ausschlossen, sie führten oft genug an schwindelnden Abgründen vorüber und waren von Lawinen und Schneeverwehungen bedroht. Deshalb nahmen diese Übergänge auch verhältnismäßig viel Zeit in Anspruch, die Strecke von Martigny bis auf die Paßhöhe des Großen St. Bernhard z. B., die man heute zu Fuß in zwölf Stunden zurücklegt, zwei Tage. Aber der Verkehr ging während des ganzen Jahres fort, und es gehört sicher zu den erstaunlichsten Leistungen der Kriegsgeschichte, daß die schweren Geschwader der deutschen Ritterschaft diese rauhen Pässe zuweilen auch im Winter überschritten haben. Wenn die mittelalterlichen Menschen für die wilde Schönheit des Hochgebirgs keinen Sinn hatten, so war das nicht nur in ihrem ganz anders gearteten Naturempfinden, sondern ebenso gut in den sie bei ihren Alpenmärschen beständig bedrohenden Gefahren begründet; ihnen konnten die Alpen nur als furchtbar und schrecklich erscheinen.

Bei der raschen Steigerung des Verkehrs im Mittelalter muß es auffallen, daß die kürzeste nordsüdliche Verbindung in den Zentralalpen, der Gotthard, ebenso unbenutzt blieb wie in der Römerzeit, die doch den Bergstock kannte und ihn Mons Adula nannte. Ein Blick auf die Karte lehrt doch, daß sich hier zwei tiefeinschneidende Querthäler bis auf wenig Stunden nähern, vom Norden her der Vierwaldstätter See mit dem Thal der Reuß, von Süden der Lago Maggiore mit dem Thal des Ticino (Val Leventina und Val Tremola). Nur das Gotthardmassiv schiebt sich dazwischen, das in der Luftlinie von Göschenen bis Airolo nur 15 Kilometer breit ist, und die Paßhöhe selbst bleibt mit 2114 Metern wesentlich unter dem Großen St. Bernhard. Es ist die schmalste Stelle der Zentralalpen, und nur diese eine Kette muß hier überschritten werden, wenn man auf einer geraden Linie ohne alle Umwege von deutschem auf italienischen Boden gelangen will. Erst vom Gotthardstock verzweigen sich die Alpenketten gabelförmig von Osten nach Westen; die nördlichen hängen hier mit ihm durch den Rücken der Furka, dort durch den ähnlichen Rücken der Oberalp zusammen. Besonders großartig und auffällig tritt das hervor, wenn man auf der Paßhöhe der Furka über dem Rhonegletscher stehend, der in wildzerrissenen Eismassen zu Thale stürzt und dorthin die junge Rhone als einen raschen grauweißen Bach nach dem Mittelmeer entläßt, auf der einen Seite die furchtbaren Zacken des Galenstocks und die erhabnen eisbedeckten Felshörner des Berner Oberlands mit dem riesigen Finsteraarhorn in der Mitte, auf der andern die fernern breiten Schneegipfel der Walliser Alpen und dazwischen tief eingesenkt das Rhonethal sieht. Diese zentrale Lage des Gotthards, eines „königlichen Gebirges,“ schildert schon Goethe in seinen Briefen von 1779 höchst anschaulich. In der deutschen Kaiserzeit hätte er, sollte man meinen, besonders anlocken müssen, denn er bot die kürzeste Verbindung zwischen Mailand und Basel, zwischen dem Zentrum des Potieflandes und der oberrheinischen Tiefebne, den höchst kultivierten Gebieten des deutsch-römischen Reichs im Mittelalter. Für Heerzüge war freilich der Vierwaldstätter See oder vielmehr sein südlichster Teil, der Urnersee, mit seinen pfadlosen Felswänden ein ernsthafteres Hindernis als an der Südseite der zahmere Lago

Maggiore, aber für den friedlichen Verkehr erleichterten diese schönen, tief ins Gebirge eindringenden Wasserstraßen in der erwünschtesten Weise den Transport auf ziemlich lange Strecken. Wie kommt es also, daß Jahrhunderte diese Vorzüge nicht ausbeuteten, obwohl das Urserenthal seit der Römerzeit bekannt war, daß niemals ein deutscher Kaiser über den Gotthard geritten ist, daß dieser Paß unter allen großen Alpenübergängen am spätesten eröffnet worden ist?

Die Erklärung liegt in einem rein örtlichen Hindernis, das Stein und Holz, die einzigen Baumaterialien des frühern Mittelalters, nicht zu überwinden vermochten. Unterhalb des Urserenthals füllt die Reuß den schmalen Spalt, den sie zwischen den Felswänden des Bätzberges und des Teufelsberges durchgenagt hat, so völlig aus, daß nicht der schmalste Rand für den Menschenfuß übrig bleibt, und ebensowenig war die Stelle zu umgehn, es sei denn auf Jägerpfaden, die keinen Warentransport zuließen. An dieser über 60 Meter langen Felswand hat nun um 1220 ein erfinderischer Kopf, vielleicht der Schmied von Urseren, an eisernen Ketten eine Holzgalerie aufgehängt, die, vom Wasserstaube der Reuß beständig eingehüllt, den Namen der „stäubenden Brücke" erhielt. Zugleich muß unterhalb über die gähnende Schlucht, in der die Reuß donnert und schäumt, die erste „Teufelsbrücke" gelegt worden sein, ein kühnes Werk, das nicht von Menschenhand geschaffen zu sein schien und also später, als der Erbauer längst vergessen war, dem Teufel zugeschrieben wurde. So war die Verbindung durch die Schöllenenschlucht zwischen Urseren und Uri eröffnet, und weiter haben die Männer, die sie herstellten, kaum gedacht. Aber sie hatten unbewußt den bequemsten Alpenweg und damit eine neue Welthandelsstraße eröffnet, die rasch alle übrigen Pässe der Zentralalpen überflügelte. Im Jahre 1236 war sie schon so bekannt, daß der Abt Albert von Stade auf der Rückreise von Rom über den Berg Elvelinus, den Gotthard, ging, und sofort griff auch das Kaisertum zu, sich dieses Passes zu versichern. Wenigstens kaufte König Heinrich (VII.), der Sohn und Stellvertreter Kaiser Friedrichs II., 1231 die Vogtei über Uri vom Grafen Rudolf I. von Habsburg, der sie für das große Frauenmünster in Zürich (die Grundherrschaft des pagellum Uroniae seit 852) ausübte, für das Reich zurück. Friedrich II. zog 1240 mit dem Mailändischen Kirchengut auch das Livinenthal ein und bestätigte der Landschaft Uri (zugleich mit Schwyz) ihre unmittelbare Stellung zum Reich, d. h. er entzog sie der Amtsgewalt des Grafen im Zürichgau (der Habsburger) und stellte sie unter einen Reichsvogt. Als solcher galt seit 1273 der von den Thalleuten freigewählte Landammann. Ebenso trennte wohl Friedrich II. die Vogtei Urseren von der Reichsvogtei über das Kloster Disentis, zu dem das Thal von jeher gehörte, und gab sie an die Grafen von Rapperswil (am Züricher See).

Aber mit dem Ende der Hohenstaufen und dem Zerfalle der Reichsgewalt seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts fiel die Herrschaft über die Gotthardstraße dem reichsfreien Uri zu, und je mehr sich der Verkehr hier entwickelte, desto mehr verwandelten sich die Bauern und Hirten, bis dahin Hinterwäldler in einem abgeschlossenen Gebirgswinkel, aber von alters zu-

sammengehalten durch die Markgenossenschaft, aus der die politische Communitas Uroniae noch vor 1286 erwuchs, in kühne, weitschauende Unternehmer und ausgreifende Politiker: an der Gotthardstraße und ihrer nördlichen Fortsetzung über Luzern nach Basel bildete sich der Kern der Eidgenossenschaft, als ein „Paßstaat," natürlich nicht in dem Sinne, daß sie durch den Paß ins Leben gerufen worden wäre (sie entstand vielmehr aus dem Streben der um den Vierwaldstätter See liegenden Bauernlandschaften nach möglichster Freiheit), wohl aber in dem Sinne, daß die neue Straße sie noch reger verband und sie auch für die Nachbarn wichtig machte. Deshalb stand sie im Kampfe mit den Habsburgern, die die Erbschaft der Hohenstaufen anzutreten versuchten, auf der einen, mit dem mächtig aufstrebenden Mailand auf der andern Seite. In noch nicht einem Jahrhundert, zwischen 1291, dem ersten Bündnis der drei Waldstätte, und 1388, dem Jahre des Sieges von Näfels, war die Eidgenossenschaft durch den Beitritt von Luzern 1334, Zürich 1351, Glarus und Zug 1352, Bern 1353 (den acht alten Orten) fertig und eine Macht geworden, deren Bedeutung nicht zum wenigsten auf der Beherrschung der Gotthardstraße beruhte. Bald griff sie — oder zunächst Uri —, von diesem Interesse geleitet, nach Süden hinüber. Das Urserenthal, sicher von Anfang an eine Markgenossenschaft und wie ein geographisches, so auch ein politisches Ganzes, erhielt 1382 vom König Wenzel das Recht, seinen Landammann selbst zu wählen, und schloß 1419 ein „Burgrecht" mit Uri, woraus allmählich die Verschmelzung beider Landschaften erwuchs. Das Livinenthal war etwa 1356 mailändisch geworden, aber 1403 nahm Uri es in Besitz, eroberte 1419 sogar Bellinzona, den Schlüssel des Ticinothals, verlor es zwar wieder 1422 nach der Schlacht bei Arbedo, eroberte es aber, von den übrigen Urkantonen unterstützt, 1500 zum zweitenmal und unterwarf 1512 auch das übrige Tessin als Unterthanenlandschaft, in demselben Jahre, wo die Bündner, ebenso über die Paßhöhen südwärts hinausgreifend, Bormio, das Veltlin und Chiavenna besetzten. Fortan also lag die Gotthardstraße in ihrer ganzen Ausdehnung von Flüelen bis Bellinzona in einer Hand; und so ist es bis heute geblieben. Aber die nationalen und kirchlichen Verhältnisse wurden dadurch nicht berührt. Die Paßhöhe blieb italienisch, wie sie auch noch heute zum Kanton Tessin gehört, und von Mailand aus ging dort die Errichtung einer Kapelle des heiligen Gotthard, des Bischofs von Hildesheim († 1038), der 1131 heilig gesprochen worden war und wie anderwärts so auch in Mailand verehrt wurde, deshalb hier eine Kirche und einen bürgerlich begangnen Festtag (5. Mai) hatte; daneben entstand ein Hospiz, das zuerst 1331 erwähnt wird. Seit dieser Zeit verdrängte der Name des deutschen Bischofs die alte Benennung des Passes; er gilt schon um das Jahr 1303.

(Fortsetzung folgt)





Der Dichter der griechischen Aufklärung



Homer allein ausgenommen hat kein griechischer Dichter einen solchen Einfluß auf die Nachwelt ausgeübt wie Euripides, der jüngste der drei großen Tragödiendichter des fünften Jahrhunderts v. Chr. Von seinen Zeitgenossen freilich wurde er nicht recht verstanden, denn nur fünfmal gelang es ihm, an den tragischen Wettkämpfen, an denen er sich wenigstens zweiundzwanzig mal beteiligte, einen Sieg zu erringen, und die Dichter der alten Komödie, Aristophanes an der Spitze, fielen mit bitterm Hohn und Spott über ihn her. Aber schon die mittlere und die neuere Komödie nahm sich in ihren Motiven die kunstvolle und spannend verflochtne Handlung der euripideischen Tragödie zum Vorbild, und dem Euripides vorzugsweise entnahm Aristoteles seine Normen für das Wesen und die Wirkung der Tragödie. Sein großer Schüler Alexander schätzte den Euripides nächst Homer vor allen andern Dichtern, und fast alle spätern griechischen Schriftsteller von Bedeutung nehmen irgendwie Stellung zu ihm oder zitieren ihn wenigstens. Viele seiner Aussprüche wurden zu geflügelten Worten und kommen als solche sogar in der Apostelgeschichte und in den paulinischen Briefen vor. Auch der bildenden Kunst bot der Dichter eine reiche Fülle von Vorwürfen, die berühmte Gruppe des farnesischen Stieres z. B. geht auf seine Antiope zurück, und auf Thongefäßen findet man sehr oft euripideische Szenen und Figuren dargestellt.

Nicht minder stark ist der Einfluß des Dichters in der neuern Zeit seit dem Wiederaufleben der griechischen Sprache und Litteratur gewesen, und zwar besonders gerade in Deutschland. Es sei hier nur daran erinnert, daß Wieland, der eifrige Freund des klassischen Altertums, eine Abhandlung über die Helene schrieb und dieses Stück in das Deutsche übertrug, daß Goethe durch die taurische Iphigenie zu einem seiner schönsten Dramen angeregt wurde, und daß Schiller die aulische Iphigenie und Szenen aus den Phönizierinnen in freier Weise übersetzte. So sehr aber im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts die Litteratur über Euripides angewachsen und so viel auch im einzelnen für das Verständnis und die Herstellung seiner Dramen geleistet ist, so begegnet man doch noch immer auch bei Kennern des Altertums einem absprechenden und schiefen Gesamturteil über den Dichter. K. Lehrs z. B. nennt ihn einmal weder eine gute noch eine schöne Seele, und Jak. Burckhardt bezeichnet ihn in seiner griechischen Kulturgeschichte als einen wandelbaren Theologen, der von den Gedanken des Anaxagoras und von andern das Ungefährliche aufgreift und seiner Zuhörerschaft eine straflose Impietät gönnt; seine Tragödien sind nach ihm nur der Sprechsaal, aus dem uns das damalige allgemeine athenische

Räsonnieren über göttliche und menschliche Dinge entgegentönt. Unter diesen Umständen hat sich W. Nestle durch seine erfolgreiche Bemühung, die gesamte Welt- und Lebensanschauung des Euripides in systematischer Übersicht darzustellen,*) ein großes Verdienst um den Dichter erworben. Die Bedeutung dieses nicht bloß für Gelehrte geschriebnen Buches, sowie besonders der Umstand, daß sich die Ansichten des Dichters, mit dem es sich beschäftigt, oft mit modernen Anschauungen berühren, dürfte eine kurze Inhaltsangabe in dieser Zeitschrift rechtfertigen.

Der Verfasser beginnt, wie natürlich, mit den äußern Zeit- und Lebensverhältnissen des Tragikers, die ja für die geistige Entwicklung jedes Menschen, auch des größten Geistes, von Wichtigkeit sind. Geboren um die Zeit der Schlacht bei Salamis (480 v. Chr.), verbrachte Euripides den größten Teil seines Lebens in seiner Vaterstadt Athen, deren Glanzzeit nach den Perserkriegen und deren Niedergang durch den peloponnesischen Krieg er miterlebte. Erst gegen das Ende seines Lebens folgte er einer Einladung des Königs Archelaos von Makedonien nach dessen Hauptstadt Pella, wo er nach anderthalbjährigem Aufenthalt im Jahre 406 starb. Die äußern Verhältnisse des Dichters waren günstig, sodaß es ihm vergönnt war, ganz seinen Neigungen zu leben; auch von politischer Thätigkeit hat er sich im Gegensatz zu Äschylus und Sophokles zeitlebens fern gehalten. Das ganze Leben des Dichters war also der Dichtkunst und philosophischen Studien gewidmet.

Mir nun gefällt es zu singen und ein kluges Wort zu sagen,
Nicht mich mengend in des Staats Tumult,**)

sagt er in einem der uns erhaltnen Fragmente. Für seine Bestrebungen in der Philosophie ist es, wie Nestle mit Recht hervorhebt, charakteristisch, daß er sich nicht an einen bestimmten Philosophen völlig anschließt, sondern aus den verschiednen Lehrgebäuden das ihm Einleuchtende auswählt; aber seine Werke zeigen — wir haben noch siebzehn vollständige Tragödien und ein Satyrspiel, daneben noch über tausend Bruchstücke aus den verlornen Dramen — in besonderm Maße den Einfluß von Heraklit, Xenophanes, Anaxagoras und Anaximenes. Wenig wahrscheinlich ist es, daß der Dichter von dem etwa zehn Jahre jüngern Sokrates beeinflußt wurde; beide zeigen allerdings Übereinstimmung in der Verwerfung des Volksglaubens, dagegen die größte Verschiedenheit in den Ansichten über die Seele und über die Ethik, sowie in der Schätzung der geistigen Bildung.

Bevor der Verfasser die philosophische Weltanschauung des Tragikers im einzelnen betrachtet, erörtert er zunächst seinen dichterischen Charakter. Wie die Dichter des Altertums überhaupt verfolgte auch Euripides in seinen Tragödien vor allem den Zweck, seine Zuhörer zu bessern und zu belehren. Aber in zwei Hauptpunkten unterscheidet er sich von seinen ältern Kunstgenossen Äschylus und Sophokles. Während diese denselben Zweck durch Idealisierung der

*) Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung, von W. Nestle. Stuttgart, 1901 594 S.

**) So übersetzt O. Ribbeck; in der Regel gebe ich die Zitate nach den bei Nestle genannten Übersetzungen.

Götter und Menschen zu erreichen suchen, stellt Euripides ganz seiner zur Schwermut und zum Grübeln geneigten Natur gemäß den Menschen, so wie er wirklich ist, mit allen seinen Leiden und Leidenschaften dar und knüpft daran rationalistische Betrachtungen über die Götter, die das Leid und die Fehler der Menschen zulassen oder gar veranlassen. Äußerlich zwar treten auch bei ihm die handelnden Personen im Gewande von Heroen und Heroinen auf, aber gerade dadurch, daß der Dichter es unterlassen hat, ihnen dieses Gewand abzustreifen und somit an die Stelle der mythologischen die historische oder die bürgerliche Tragödie zu setzen, sind seine Dramen in einen gewissen innern Zwiespalt geraten, den schon Aristophanes erkannt und mit scharfen Worten gegeißelt hat. Der zweite Unterscheidungspunkt ist die kunstvolle, mitunter raffinierte Dialektik, mit der der Dichter durch den Mund seiner Helden seine eignen philosophischen und politischen Ansichten darlegt, und die ihm zuweilen sogar zur Kritik von Werken oder einzelnen Stellen der ältern Meister oder auch seines Gegners Aristophanes dienen muß. Die beiden Grundwurzeln aller wahren Poesie, Freude und Leid, vor allem die Freude und das Leid der Liebe, kommen aber auch bei Euripides zu ihrem Rechte, und daneben zeigt sich überall das Bestreben, der Wahrheit, dem Recht und dem Guten zum Siege zu verhelfen.

In der Erörterung der philosophischen Weltanschauung des Dichters werden, wie billig, seine Ansichten über die Gottheit vorangestellt. Er beginnt mit dem Zweifel, dem Ursprung aller Wissenschaft. Im Gegensatz zu den Priestern der staatlich anerkannten Gottheiten, den Orakeldienern und Sehern ist Euripides mit dem Sophisten Protagoras der Ansicht, daß die menschliche Einsicht unfähig sei, das eigentliche Wesen der Gottheit jemals zu erkennen. In einem Bruchstück aus dem Philoktet heißt es:

Warum denn sitzet auf Weissagestühlen ihr
Und schwört, der Götter Thun zu wissen hell und klar?
Nur Menschenwerk sind diese eure Sprüche ja.
Denn wer mit seinem Wissen von den Göttern prahlt,
Ist darum mehr doch als ein eitler Schwätzer nicht.

Jedoch ist der Dichter weit davon entfernt, einen nackten Atheismus zu predigen, vielmehr empfiehlt er an zahlreichen Stellen die Tugend der Frömmigkeit, insofern sie auf dem Bewußtsein von der Macht und der Gerechtigkeit der Götter — den Plural behält der Dichter ähnlich wie Sokrates in der Regel bei — beruhe. Neben den Göttern, ja sogar über diesen steht auch bei ihm die vielgestaltige und darum rätselhafte Macht des Schicksals oder der Notwendigkeit. „Das Schicksal ist Herr über dich und über die Götter," sagt Athene zu Thoas in der taurischen Iphigenie. Gegen den Frevler, insbesondre den Übermütigen, wird das Schicksal zum Rachegeist (Alastor), dessen Zorn nicht nur den einzelnen Menschen, sondern ganze Generationen, wie das Geschlecht der Labdakiden, vernichten kann.

Und wo ein Haus nicht auf gesundem Grunde
Errichtet ist, da büßen es die Kinder,

heißt es im Herakles. So sehr aber der Dichter von einer göttlichen Welt=

regierung überzeugt ist, so rücksichtslos wendet sich andrerseits seine Kritik gegen alle mythischen und abergläubischen Bestandteile der überlieferten Religion. Die Sagen von der Helena und dem trojanischen Kriege, von den Tantaliden und der Iphigenie, an denen die Zeitgenossen des Dichters zumeist noch mit gläubigem Vertrauen hingen, behandelt er mit souveräner Freiheit; er verwirft sie entweder ganz oder sucht sie auf natürliche Weise zu erklären. Der Wahnsinn des Orestes z. B., den die andern Tragiker als ein von den Göttern verhängtes Übel hinstellen, ist bei Euripides eine rein pathologische Erscheinung geworden. Der Dichter scheut sich auch nicht, den letzten Schritt zu thun und die polytheistische Götterwelt, die ein so wichtiges Element dieser Sagen ist und den Menschen oft so übel mitspielt, als Gebilde der menschlichen Phantasie zu bezeichnen; denn „wenn Götter etwas Böses thun, sinds Götter nicht.“

Auch bei Sophokles schließen Göttlichkeit und Sünde einander aus, aber dieser Dichter zieht daraus den entgegengesetzten Schluß, er sagt an einer Stelle: „Was Götter auch betreiben, niemals ist es bös.“ Damit hängt es zusammen, daß unser Tragiker die von den Griechen sonst so hochgeschätzte Weissagekunst an zahlreichen Stellen seiner Dramen verwirft; bezeichnend ist vor allen sein Urteil in der Iphigenie in Aulis 956 f.:

Und was ist ein Seher überhaupt?
Ein Mensch, der meistens Lügen, selten Wahres spricht.

Ihm ist „Geist der beste Seher und Besonnenheit.“

Ebenso ist er ein Feind der Opfer und der Weihgeschenke, und sogar das Gebet kommt schlecht bei ihm weg.

Ihr Götter! Schlechte Helfer freilich ruf ich an;
Doch gilts für Anstand ja, die Götter anzuflehn,
Wenn eines von uns wird vom Unglück heimgesucht,

läßt er die Hekabe in den Troerinnen sagen.

So verfolgt der Dichter in allen Dramen, wenn auch nicht immer auf den ersten Blick erkennbar, eine durchaus rationalistische Tendenz, und es ist ein besondres Verdienst Nestles, dies auch für die Bakchen, eins der letzten Stücke des Dichters, das erst nach seinem Tode aufgeführt wurde, nachgewiesen zu haben. In diesem Drama, dessen Motiv die grausame Bestrafung des Thebanerkönigs Pentheus für seinen Unglauben an den neuerstandnen Gott Dionysos ist (Pentheus wird von der eignen in bakchantische Raserei versetzten Mutter zerrissen), sehen nämlich noch heute namhafte Forscher, wie E. Rohde, O. Ribbeck, Th. Gomperz und andre, eine Umkehr des Dichters von seinen bisherigen religiösen Anschauungen und eine Rückkehr zum alten Volksglauben. Dagegen zeigt nun Nestle in ausführlicher Darlegung, daß es dem Dichter nur darauf ankommt, in dem Pentheus ein Beispiel von brutaler, aber vergeblicher Auflehnung gegen eine neu aufkommende Geistesrichtung zu geben, daß dabei die Person des Dionysos ganz indifferent ist, daß dieser vielmehr in einzelnen Zügen durchaus den sonstigen aufgeklärten Anschauungen des Dichters von der Götterwelt entspricht.

An den Göttern des Volksglaubens vermißt Euripides namentlich die Gerechtigkeit, und deshalb legt er gerade diese Eigenschaft dem Weltgeist, der nach seiner Idee alles regiert, bei, ja er identifiziert, hierin dem Heraklit

folgend, die göttliche Weltregierung geradezu mit der Dike. Sie hat die Eigenschaften, die wir gewohnt sind, Gott beizulegen, Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart.

Im Archelaos sagte der Dichter:

Glaubst du, daß du der Götter Walten je besiegst,
Und daß wohl Dike weile fern den Sterblichen?
Nein, nah ist sie, und selber nicht gesehen, sieht
Und kennt sie jeden, welcher Strafe braucht, und nie
Weiß man, ob sie nicht raschen Schlags den Frevler trifft.

Auch über die Entstehung der Welt hat Euripides seine Gedanken geäußert. Aus zwei Urstoffen ist nach ihm die gesamte organische Schöpfung hervorgegangen, aus dem feuchten Element des Äthers und dem trocknen der Erde. Die Erzeugung selbst wird allerdings verschieden angegeben; in der Regel läßt er sie durch die Verbindung oder durch die Vermählung dieser Urstoffe geschehn, an einer Stelle dagegen durch die nach der Vereinigung erfolgte Trennung. Diese Verschiedenheit erklärt sich wohl daraus, daß der Dichter verschiednen Philosophien — zunächst wohl der des Archelaos, dann aber auch der des Anaxagoras und Empedokles — folgte und sich keine feste Theorie über diesen Punkt gebildet hatte.

Die so entstandne Schöpfung ist als Ganzes unvergänglich, die Einzelwesen aber kehren zu den beiden Grundstoffen zurück. Auch der Mensch gehört zu diesen Einzelwesen, und auch er ist aus den beiden Urelementen gebildet: der Körper ist der Erde, der Geist dem Äther entnommen. Von einer persönlichen Unsterblichkeit der Seele, wie sie Sokrates annahm, will deshalb Euripides nichts wissen, sondern durch den Tod kehre der Körper zur Erde zurück, der Geist dagegen entschwebe wieder in den Äther und habe fortan — ebenso wie alle andern organischen Wesen nach ihrem Vergehn, nur in größerm Maße als diese — teil an dem Bewußtsein des Weltäthers. Eine gewisse Ähnlichkeit damit zeigt die Lehre des Aristoteles, nach der das Unsterbliche im Menschen, die Vernunft, von außen in den Menschen hineinkommt und nach seinem Tode wieder in die allgemeine Vernunft untertaucht.*) Derartige Ideen berühren sich mit dem modernen Pantheismus, und Nestle erinnert dabei an die letzten Worte von D. F. Strauß:

Heute gilts: verglimmen,
Wie ein Licht verglimmt;
In der Luft verschwimmen,
Wie ein Ton verschwimmt.

Diese Ansicht über die Zukunft nach dem Tode ist dem Dichter die wahrscheinlichste; die landläufige Vorstellung vom Hades, wo die Abgeschiednen fortleben, wird zwar auch hin und wieder berücksichtigt, aber immer nur aus poetischen oder dramatischen Gründen, sodaß sie offenbar der innern Überzeugung des Dichters fernsteht.

Auf dem Gebiete der Ethik geht der Tragiker von dem Grundsatz aus, daß die Naturanlage für den menschlichen Charakter ausschlaggebend sei. Während nach der Lehre des Sokrates das Wissen oder das Erkennen des

*) Vgl. Grenzboten 1902, I, S. 310.

Guten mit dem Thun zusammenfällt, kann bei Euripides der Mensch, auch wenn er das Rechte erkannt hat, es doch vielfach nicht thun, weil ihm die sittliche Fähigkeit fehlt. Vor allem wichtig ist also die Vererbung; von guten Eltern, mögen sie von vornehmer oder geringer Geburt, arm oder reich sein, stammen gute Kinder ab, von schlechten schlechte. Die gute Erziehung, so wünschenswert sie an sich ist, ist nicht imstande, den von Natur Schlechten völlig umzuwandeln. Dagegen wird ein schlechter Umgang auch auf den von Natur zum Guten Begabten verderblich einwirken.

Der oft, auch von Paulus im 1. Korintherbrief 15 V. 33 zitierte Satz: „Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten" geht auf Euripides zurück. Das Gute identifiziert der Dichter mit dem Recht; jeder also, der von Natur überhaupt dazu fähig ist, muß unbeirrt nach dem Rechte streben, wenn er tugendhaft werden will. Das christliche Gebot der Feindesliebe ist dem Euripides wie überhaupt dem Altertum unbekannt, die Wiedervergeltung für erlittnes Unrecht ist auch dem Guten erlaubt, ebenso die Bevorzugung des eignen Ich, nur darf die Selbstliebe nicht in niedrige Gewinn- und Genußsucht ausarten. Ungerecht ist vor allem das Widerstreben gegen das Schicksal, und der Dichter wird nicht müde, vor der Überhebung, der Hybris, zu warnen und andrerseits die demütige Ergebung in den Willen des Schicksals als wahre Lebensweisheit anzuraten. Ein Fragment z. B. lautet:

> Wer der Notwendigkeit zu weichen weiß, der gilt
> Für weise uns, und der versteht der Gottheit Sinn.

In den Bereich des Rechts fällt auch die von den Griechen zu allen Zeiten so hochgehaltne Sophrosyne, ein Begriff, den man im Deutschen nicht gut durch ein Wort wiedergeben kann, und der das besonnene Maßhalten in allen Lebenslagen bezeichnet, ferner gehört noch besonders dahin die Wahrhaftigkeit, die der Dichter zu seinem Schmerz durch die rhetorischen Künste der Sophisten bedroht sieht. In einem Bruchstück aus dem ältern Hippolytus heißt es:

> Ach, daß der Menschen Thaten reden könnten, und
> Die schlauen Redner also sänken in ihr Nichts!
> Doch nun beseitgen mit geläufger Zunge sie
> Die Wahrheit, daß ans Licht nicht kommt, was es doch soll.

Dagegen stimmt der Dichter mit den Sophisten überein in der Verurteilung der einseitigen Ausbildung des Körpers, wie sie namentlich in Sparta üblich war; er verwirft zwar die gymnastischen Übungen nicht gänzlich; aber auf die Bildung des Geistes soll bei der Erziehung durchaus das Hauptgewicht gelegt werden.

In dem Kapitel über Ethik spricht der Verfasser unsers Buches auch über die Liebe bei Euripides. Der Tragiker unterscheidet eine sinnliche und eine mehr geistige Liebe; diese, bei der das sinnliche Element zurücktritt, berührt sich nahe mit dem platonischen Eros; sie befriedigt Gemüt und Geist und gewährt dem Menschen das höchste Glück des Lebens:

> Verfällt der Liebe irgendwo ein Sterblicher,
> Und ist nur edel seiner Liebe Gegenstand,
> So giebts kein Glück, von dem dies übertroffen wird.

Die sinnliche Leidenschaft dagegen führt den Menschen ins Verderben, wie sie die Phädra im Hippolytos vernichtet. Freilich ist der Eros eine gewaltige Macht, und wen er erfaßt, der ist ihm verfallen, dem Herrscher über Götter und Menschen, und nur der kommt glücklich davon, der es versteht, auch in diesem Punkte das rechte Maß innezuhalten.

Ich übergehe den folgenden Abschnitt des Buches, der vom Menschenleben handelt, also von den Ansichten des Dichters über den Wechsel von Glück und Unglück, Freude und Leid, über Krankheiten, Alter und Sterben. Nur der Umstand sei erwähnt, daß der im Altertum so vielfach wiederkehrende Gedanke „Niemand ist vor dem Tode glücklich zu preisen" auch bei Euripides mehrfach vorkommt, so z. B. in den Troerinnen 509 ff.:

Nie glücklich nennen sollst du mir den Sterblichen,
Bevor du seinen letzten Tag gesehen, wie
Er den vollendend niederwallt ins Totenreich.

Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit der menschlichen Gesellschaft, zunächst mit dem Familienleben. Bei der Ehe, das heißt bei der Einzelehe — die Polygamie wird durchaus verworfen — betont der Dichter vor allem das Sittliche; eine glückliche Ehe gehört zu dem Schönsten und Besten, was der Mensch sich wünschen kann.

Im Orestes V. 602 f. heißt es:

Ein selig Leben lebt der Mann, dem schön erblüht
Das Glück der Ehe; wem es da nicht lächelte,
Dem fiel daheim und draußen ein unselig Los.

Das Glück der Ehe liegt hauptsächlich in der Hand der Frau, die ein mitfühlendes Herz für die Freuden und Leiden des Gatten haben und treu und züchtig im Hause walten soll. Aber solche Frauen sind selten, viel häufiger ist die böse Frau, und diese wird deshalb von dem Dichter, der nach der Überlieferung durch persönliche üble Erfahrungen in seiner Ehe verbittert war, mit herbem Tadel bedacht, ja an einzelnen Stellen wendet sich sein Groll gegen das ganze weibliche Geschlecht ohne Unterschied, sodaß er schon im Altertum als ausgesprochner Weiberfeind galt. Dagegen zeigt nun Nestle, daß dieser Vorwurf doch nicht ganz berechtigt ist; er stimmt nicht zu dem doch auch nicht seltenen Lob des guten Weibes und vor allem nicht zu den von Euripides geschaffnen herrlichen Frauengestalten, wie Alkestis, die für den Gatten stirbt, Euadne, die dem Gemahl in den Tod folgt, Makaria, die sich für ihre Brüder opfert, und Iphigenie, die ihr Leben für das Vaterland hingeben will. „Genau besehen, hat Euripides den Frauen nicht schlimmer mitgespielt als mancher Dichter vor, mit und nach ihm; im Gegenteil, er hat sich entschieden bemüht, ein möglichst objektives Urteil über sie abzugeben. Euripides erkennt nicht einmal die sonst allgemeine Anschauung des Altertums, daß der Mann als solcher mehr wert sei als die Frau, unbedingt an, indem er individualisiert und zugiebt, daß eine bestimmte einzelne Frau besser sein könne als ein bestimmter einzelner Mann." *)

*) Vergl. auch v. Wilamowitz, Einleitung zur Ausgabe des Herakles S. 10: „Es muß geradezu gesagt werden, daß Euripides das Weib und die durch das Verhältnis der Geschlechter

Was das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern anlangt, so ist es natürlich, daß die Eltern vor allem ihre Kinder lieben; von den Kindern verlangt der Tragiker Ehrerbietung und Gehorsam gegen die Eltern. Fragm. 852 lautet:

Wer seine Eltern während ihres Lebens ehrt,
Der ist im Leben wie im Tod der Götter Freund.
Doch wer nicht ehren will, die ihn gezeugt, der mög
Mit mir nie opfern vor der Götter Angesicht,
Noch trag mit ihm mich auf der See dasselbe Schiff.

Werfen wir nunmehr mit dem Verfasser unsers Buches einen Blick auf die politischen Anschauungen des Euripides, so ist hier vor allem seine innige Vaterlandsliebe hervorzuheben. Der Gedanke, daß dem Vaterlande die Treue bis in den Tod gehalten werden muß, wird nicht nur oft ausgesprochen, sondern auch wiederholt dramatisch durchgeführt. Seine attische Heimat preist der Dichter in einem Chorliede der Medea und auch sonst als Sitz der Musen und als Stätte der Weisheit, auf attischen Sagen beruht die Handlung des Hippolytus, der Hiketiden, der Herakliden und verschiedner verlorner Dramen, und in vielen andern Stücken werden heimatliche Mythen und Gebräuche, auch wenn sie der Weltanschauung des Dichters widersprechen, mit Vorliebe und mit Stolz mehr oder weniger ausführlich behandelt. Auch die demokratische Verfassung Athens entspricht im wesentlichen dem politischen Ideal des Dichters, wenn er auch keineswegs blind ist gegen ihre Fehler und Schwächen. Namentlich wird die in Athen nach dem Tode des Perikles zum Schaden des Staates immer mehr überhand nehmende Demagogie recht oft einer herben Kritik unterzogen.

Das Leben unsers Tragikers fällt zum Teil in den langen und für Athen so verderblichen peloponnesischen Krieg, und daraus wohl erklärt sich seine tiefe Abneigung gegen den Krieg. Der Krieg ist ihm in jedem Fall ein Übel; er soll nur geführt werden, wenn er sich gar nicht vermeiden läßt, dann aber mit Kraft und Nachdruck. Dagegen werden die Segnungen des Friedens, den der Dichter von ganzem Herzen herbeisehnt, gern von ihm gepriesen, am schönsten in einem Chorlied des sonst verlornen Kresphontes:

Friedensgöttin, du Reichste und
Schönste im seligen Götterkreis,
Wie lang stillst meine Sehnsucht du nicht!
Fast fürcht ich, das Alter könnte mich
Mit seinen Leiden treffen,
Bevor ich darf schauen deine glückliche Zeit,
Deine fröhlichen Tänze und Lieder
Und deine ruhmreichen Gesänge.
Zeuch ein, Hehre, in meine Stadt!
Halt von unsern Häusern ab
Feindlichen Aufruhr, rasenden
Streit, sich freuend an scharfem Eisen!

---

entstehenden sittlichen Konflikte für die Poesie entdeckt hat, und daß die hellenische Poesie nicht viel mehr hat thun können, als von diesem seinem Schatze zu zehren. Es giebt wenig Dichter, denen das weibliche Geschlecht so dankbar zu sein Grund hat."

Unter diesen Umständen ist es natürlich, daß der Dichter den Spartanern, den Gegnern Athens, keineswegs gewogen ist; wo sich nur die Gelegenheit bietet, giebt er seinen Haß gegen das ränkesüchtige, treulose und barbarische Sparta zu erkennen, auch finden sich hier und da deutliche Anspielungen auf politische Unternehmungen, die dem Feinde irgendwie schaden können, so z. B. in den Hiketiden auf das von Alkibiades befürwortete Bündnis zwischen Athen und Argos.

Das letzte Kapitel des Buches ist den sozialen Anschauungen des Euripides gewidmet. Der durch die Geburt ererbte Adel gilt dem Dichter wenig oder nichts; der Adel ist ihm nur dann etwas wert, wenn er mit sittlicher Tüchtigkeit gepaart ist, und umgekehrt verleiht eine edle Gesinnung auch einem geringen Manne, wie dem Landmann in der Elektra, gleichsam den Adel. Fragment 345 lautet:

Vom Adel hab ich dies zu sagen, kurz und gut:
Der wackre Mann ist mir der einzig adliche,
Der ungerechte, mag sein Vater besser noch
Gewesen sein als Zeus, erscheint unedel mir.

Sehr scharf verurteilt der Tragiker an verschiednen Stellen das maßlose Streben nach Reichtum; der Reichtum ist ihm nicht nur ein vergängliches Gut, sondern er kann geradezu verderblich wirken, insofern er seinen Besitzer zur Überhebung verleitet. Auch mit der Dummheit ist der Reichtum oft verbunden; im Archelaos sagte der Dichter:

Reich bist du? Reichtum: Dummheit ist und Feigheit dies.

Nur ein mit richtiger Einsicht verbundner Besitz kann glücklich machen, denn sie lehrt den Reichtum zu guten Zwecken, namentlich zur Wohlthätigkeit verwenden. Andrerseits ist freilich auch große Armut nicht als Vorzug anzusehen, denn auch sie dient dazu, das Böse der menschlichen Natur zu reizen.

Auf Trug und dunkle Mittel kommt der arme Mann,
Der aus unwürdger Armut sich aufhelfen will. (Fr. 288.)

Reichtum und Armut lassen sich freilich nicht aus der Welt schaffen, aber dem Dichter erscheint als das beste Los die Mitte zwischen beiden Extremen; einem vorwiegend auf dem Ackerbau begründeten Mittelstand redet er wiederholt das Wort.

Die Sklaverei erkennt Euripides als eine in den bestehenden Rechtsverhältnissen begründete Einrichtung an, moralisch aber hält er sie für ungerecht und der Menschenwürde widersprechend. Denn ein Sklave kann ebenso gut eine edle Gesinnung haben wie ein Freier:

Ich nun weiß nicht, warum auf edle Abstammung
Man schauen soll; wer mannhaft und gerecht nur ist,
Den nenn ich edel trotz des leeren Vorurteils,
Ist er gleich Sklave: mehr gilt der Charakter mir. (Fr. 495.)

Da die Sklaverei nun einmal besteht, so sollen die Herren ihre Sklaven wenigstens gut behandeln, dann wird das gegenseitige Verhältnis erträglich sein. Im Meleager sagte der Dichter:

Wie schön für Sklaven, wenn sie haben brave Herrn,
Und für die Herrn, wenn ihre Sklaven wohlgesinnt.*)

Zuletzt weist Nestle noch darauf hin, daß sich bei Euripides trotz seiner ausgesprochnen Vaterlands- und Heimatsliebe doch schon hier und da Anklänge an ein Weltbürgertum finden, und daß der Dichter, der die Worte sprach:

Die Erde, die uns nährt, ist überall Vaterland,

oder:

Der edle Mann, ob fern er wohnt im fremden Land,
Ob ich ihn nie mit Augen sah, ist doch mein Freund,

gleichsam „die Brücke bilde vom nationalen Hellenentum zum weltbürgerlichen Hellenismus."

So wird das Buch Nestles den innern Eigentümlichkeiten der euripideischen Tragödie in jeder Hinsicht gerecht, und es ist wohl geeignet, über den Dichter der Aufklärung selbst aufklärend zu wirken. Unsre Inhaltsangabe will nicht nur die Leser der Grenzboten auf das auch stilistisch vortreffliche Werk aufmerksam machen, sondern zugleich auch zur Lektüre des Dichters selbst anregen, der ja durch die Übersetzungen von Bruch und Donner, für einzelne Stücke (den Herakles, die Schutzflehenden und den Hippolytos) auch durch die geistvolle Übertragung von Wilamowitz jedem zugänglich ist.

Leer K. Busche



Von einer Weltreise

5. Über den politischen und den wirtschaftlichen Wert der Tropenkolonien



Tropenkolonien erscheinen aus manchen Gründen für das Mutterland von zweifelhaftem Wert. Die allzu freie, leichte Herrschaft über die farbigen Völker demoralisiert zuweilen die Leute, die behaupten, als Träger der Kultur hinauszugehn. Sie täuscht auch über die eigne Kraft. So haben sich die Engländer durch ihre zahllosen Tropensiege und ihre Erfolge in der Unterjochung farbiger Völker in allen Erdteilen über ihre militärische Kraft täuschen lassen. Eine Machtverstärkung geben Tropenkolonien dem Mutterlande beinahe nie. So wie ein reicher Mann nicht reich ist, weil er Edelsteine und andre Kostbarkeiten hat — denn diese sind unfruchtbarer Reichtum —, sondern Edelsteine hat, weil er reich ist, so ist ein europäischer Staat nicht darum mächtig, weil er Tropenkolonien hat, sondern wenn er mächtig und unangreifbar in Europa ist, so kann er es sich erlauben, auch Tropenkolonien zu haben, ja sie fallen ihm dann beinahe von selbst zu, nicht als Zuwachs zu seiner Macht, sondern als deren Genuß und Frucht. Reich kann ein Volk allerdings werden durch

*) Daß diese Ansichten über die Sklaverei nicht bloß dem Euripides eigentümlich sind, sondern auch von andern antiken Dichtern geteilt werden, wissen die Leser der Grenzboten aus dem zweiten der Drei Spaziergänge in das klassische Altertum von C. Jentsch.

Tropenkolonien, und weil Reichtum und Macht eines Volkes immerhin in einem, wenn auch entfernten Zusammenhang stehn, so können Tropenkolonien auch die Macht eines Volkes verstärken. Das ursächlich erste ist aber die Wirkung auf den Reichtum, und reich werden kann ein Volk aus fremden Kolonien so gut wie aus den eignen. Das wirtschaftliche Kolonialreich Deutschlands ist viel größer als das politische. Glücklicherweise: denn das politische könnte uns nur wenig Gewinn bieten. Das ganze englische Kolonialreich steht dem deutschen Handel offen, und solange das der Fall ist, wäre eine Politik der Rivalität um Kolonialbesitz gegen England Thorheit und Undank zugleich. Wir brauchen nicht zu eilen, um in der Welt zu erraffen, was noch übrig ist. Was übrig ist, ist für den Augenblick nichts wert. Was wertvoll war, ist immer aufgeteilt gewesen. Die Welt ist schon oft aufgeteilt worden und wird noch öfter aufgeteilt werden. In dem Maße als Deutschland, das angreifbarste Land der Welt, durch überlegne Kraft den Nachbarn unangreifbar erscheint, in dem Maße wird es an jeder Verteilung teil haben. Die Machtverhältnisse Europas teilen die Welt, nicht aber vermag die Weltverteilung das Gleichgewicht Europas zu ändern. Man hat die Theorie von den drei Weltreichen aufgestellt: Rußland, England und Nordamerika, die das kleine Deutschland in den Winkel drängen würden. Die wirtschaftliche Verdrängung will ich nicht diskutieren, obwohl es mir scheint, daß dazu auch mehr gehört, als neidischer Wille und Zollschranken. Das politische Kräftegleichgewicht aber wird durch Angliederung entfernter Erdteile nicht geändert. Wenn Rußland und Deutschland ernsthaft miteinander zu reden haben, so geschieht das zwischen Berlin und Petersburg. Die Herrschaft über Zentral- und Ostasien kann Rußland auf diesem Schachbrett nicht stärken, eher schwächen insoweit, als sie ihm Kräfte gekostet hat, Geld und Menschen. England und Deutschland werden sich in der Nordsee sprechen, und es wird darauf ankommen, wer dort sofort die meisten Schiffe mobil hat. Auch Nordamerika und Deutschland werden gegeneinander nicht mit Kolonien und Quadratmeilen, sondern mit Schiffen kämpfen. Die Macht der sogenannten Weltmächte besteht nicht in ihrem Weltanteil, sondern in der Stärke ihrer Heimatstellung, der Angriffskraft und Verteidigungssicherheit ihres Heimatlandes und der Bundeshilfe, der sie sich vielleicht zu erfreuen haben. Ihr Weltanteil ist nur der Einsatz, der durch den Krieg zu neuer Verteilung ausgesetzt ist. Die Rivalität der europäischen Mächte in den sogenannten Weltfragen ist nur in engen Grenzen vernünftig, nur so weit, als sie nicht zum ernsthaften Konflikt führt. Die Herrschaft über farbige Völker ist nur materielles und Genußinteresse, nicht Lebensinteresse eines Volkes. Diese Objekte sind schwere, ernsthafte Kämpfe nicht wert. Sie sind nur etwas wert, wenn man sich über sie verträgt.

Das allgemeine europäische Interesse an der kommerziellen Ausbeutung der Tropenländer duldet keine schweren zerstörenden Kriege. Sobald die Zerstörung beginnt, beginnt auch schon das beiderseitige Interesse am Frieden. Noch vor fünfzig Jahren hielt die öffentliche Meinung Englands, obwohl sie den Kolonialhandel für vorteilhaft hielt, doch die politische Herrschaft in den

Kolonialländern für eine kostspielige Ehre und für eine drückende Last, und man diskutierte im Ernst die Abstoßung der Kolonien. Heute will man gerade das Imperium, die Herrschaft über einen großen Weltanteil. Ob man gut daran thut, ist eine andre Frage. Man könnte andre europäische Mächte beglückwünschen, daß sie nicht solche undankbaren Kolonialkriege für das Imperium zu führen brauchen, wie den südafrikanischen. Wir Deutschen aber, die wir aus einem sehr vernünftigen Grunde, nämlich wegen unsrer Angreifbarkeit in Europa, noch kein koloniales Imperium haben, brauchen und dürfen mit der Verteilung nicht unzufrieden zu sein, solange das englische Kolonialreich unserm Handel offen steht, und solange, bis wirklich einmal die überall geschlossenen Thüren uns in der Heimat einschließen. Bis dahin können wohl die Engländer auf unsern Handel eifersüchtig sein, nicht aber auf wir England.

Über den wirtschaftlichen Wert hinaus haben Tropenkolonien Wert als Tummelplatz für die überzählige und vielleicht gefährliche gebildete Jugend, außerdem und vor allem aber für eine lorbeerhungrige Armee, die dem Heimatlande gefährlich werden könnte. Dieser Beweggrund hat sich oft in der Geschichte kolonialer Eroberungen als mächtiger und erfolgreicher erwiesen, als das Handelsinteresse, das vor jedem Wagnis zu vorsichtig rechnet. Frankreichs Exporthandel mit Kolonialländern ist gegen den deutschen von geringer Bedeutung. Es hat in den letzten dreißig Jahren nicht die enorme Vermehrung an Menschen, Kapitalien und Exportbedürfnis erlebt, wie wir. Trotzdem hat es sich gerade in dieser Zeit ein Kolonialreich von großer Ausdehnung zusammenerobert. Die treibenden Kräfte sind nicht wirtschaftliche Interessen gewesen; denn das Geschäft in den französischen Kolonien ist zum großen Teil in deutschen und englischen Händen. Auch nicht das Interesse der äußern Politik; denn weder Elsaß-Lothringen noch Ägypten erobert man auf dem Wege über die Sahara. Sondern das Interesse der innern Politik verlangt, daß das große Offizierkorps eine Aufgabe habe, damit es nicht zu lebhaftes Interesse an der Politik der bürgerlichen Republik entwickelt.

6. Was lockt den Europäer in die Tropen?

Wenn Malaria, Dysenterie und dergleichen nicht wäre, so würden die Germanen, wie sie einst nach Italien, Spanien und Nordafrika ausgewandert sind, so heute aus dem erwerbsfleißigen, hart arbeitenden, langweiligen Europa in die weiten Tropenländer auswandern, um dort Gefahr, Krieg und Sieg, Macht und Reichtum zu suchen.

An erster Stelle die Gefahr, weil sie der eigentliche Reiz und Genuß des Lebens ist. Nur der genießt das Leben ganz, der täglich es verlieren kann. Der Knabe im Spiel und der Jüngling beim Sport liebt und sucht die Gefahr. Es ist nicht die Anmut der Bewegungen beim Spiel und der Ehrgeiz des Gewinnens beim Sport das psychische Motiv, sondern Lust zum Spielen mit der Gefahr. Will der Radler auf seinem Rad nur Schnelligkeit? Oder zieht er nicht vielmehr den schmalen und gefährlichen Weg am Wasser der kurzen, aber langweiligen Chaussee vor? Will der Reiter nur Bequemlichkeit?

Oder wählt er nicht lieber ein junges, unruhiges Pferd als ein geschultes, ruhiges, das ihn schnell und sicher zum Ziel tragen würde? Was sind die schönsten Erinnerungen eines Schlittschuhläufers? Eine Abendstunde unter tausend Menschen im Tiergarten, oder ein stundenlanger Lauf auf Seen und Flüssen, wo er beständig auf der Wacht sein muß vor offnen Stellen? Der Schwimmer fühlt die Versuchung, an einsamer Stelle allein ins Meer hinaus zu schwimmen. Der Bergfex und der Gemsjäger suchen nicht die Naturschönheit in den Bergen, sondern den Sieg über die Gefahr, die sie noch zu erhöhen suchen, indem sie allein ausgehn, oder im Winter, oder bei Nacht. Auch der Schmugglerberuf würde keine Jünger mehr haben, wenn er nur Gold verspräche und nicht auch Gefahr und Sieg. Auch die Wissenschaft allein würde keinen nach dem Nordpol locken, wo so viel mutige Männer schon geblieben sind, wenn ihr nicht eine mächtigere Kraft in der Mannesseele zu Hilfe käme, der von keinem eingestandne und von jedem gefühlte Durst nach Gefahr. Es ist nicht der Ehrgeiz allein, der sie zum Heldentum treibt. Denn sie würden sich nicht halten lassen, wenn sie auch wüßten, daß sie nur Spott und Hohn ernten könnten, oder wenn sie wüßten, daß ihre Ohren längst für ewig taub sein werden, wenn die Preisreden anheben.

Was macht denn das Fußballspiel schöner als das Tennisspiel, und was macht Tigerjagden reizvoller als Hasenjagden? Nicht bloß die Ehre, sondern ehe die Ehre wirklich wird, schon die Gefahr. Sogar der Bierphilister, der für sich auf jeden Genuß dieser Art verzichtet, geht in den Wintergarten, sieht den Turnkünstlern zu und fühlt für einen Augenblick alle Ängste und Entzücken der Gefahr und des Sieges mit. In jedem gesunden Manne lebt die Lust zur Gefahr und die Überzeugung, daß die besten Manneseigenschaften, Mut und Standhaftigkeit, ungebraucht verdorren, wenn man zeitlebens am Schalter steht und Briefe sortiert, oder Waren verkauft, oder Briefe schreibt, oder Knaben lehrt. Jeder von uns lechzt nach Gefahr, außer wenn er jahrzehntelang unter der Hungerpeitsche das Sorgen gelernt und das Wollen verlernt hat, oder wenn er in Faulheit und am Kneiptisch seine Muskulatur im Fett erstickt und dadurch einen Teil seiner Mannesseele verloren hat. Auch wenn er den Krieg nie kennen gelernt hat, oder gerade dann, hat der Mann eine im Frieden untilgbare Liebe zu Krieg und Schlachtfeld.

Das Weib hat auch sein Schlachtfeld. Es ist das Bett, darauf sie gebiert und dem zukünftigen Manne das Leben schenkt. Es giebt ungefähr zwei Millionen Geburten jährlich in Deutschland. Die Sterblichkeit in der Geburt beträgt sieben Promille. Das heißt: es sterben etwa 14000 Frauen jährlich in der Geburt oder an deren Folgen. In dreißig Jahren wären das 420000 auf diesem Schlachtfeld gefallne Krieger. Man sieht, diese Opfer der Frauen übersteigen die der Männer, wenn es nicht ab und zu einen großen Krieg giebt. Gäbe es in Zukunft keine Kriege mehr, so würden die Frauen den Namen des stärkern, heldenhaftern Geschlechts verdienen, und wenn es nach Verdienst in der Welt zugeht, auch die Herrschaft über den Mann gewinnen. Ist der Mann nicht mehr Krieger, so bleibt die Frau doch Kriegerin. Sie blutet, fällt und siegt weiter. Daran wird auch Frau v. Suttner nichts ändern

können. Wenn eine Frau bei der Geburt in Lebensgefahr ist, und der Mann hilflos und reumütig weinend, ein rechter Trobdel, daneben steht, so kann man zuweilen einen Blick der Verachtung auffangen, der von dem leidenden Weibe zum Manne geht, der da ohne Gefahr und Würde Vater wird, einer Verachtung, die überwunden werden sollte durch die Achtung, die der Mann als Ernährer und Beschützer verdient. Darum soll der Mann erst recht auch seine Gefahren erleben. Das ist so der Wille der Natur, und ich würde sagen, der Wille Gottes, wenn ich nicht der Überzeugung wäre, daß es Lästerung ist, seinen Namen immer in unsre Weisheit zu mischen. Das Kulturleben kann wohl eine Zeit lang den Willen der Natur unerfüllt lassen. Aber wenn nicht in der Rede, so doch im Handeln des Menschen kommt dennoch die alte Liebe zu Krieg und Gefahr immer wieder zum Vorschein.

Diese Liebe ist es auch, die junge Leute in die Tropen treibt. Aber welche Enttäuschung in den Tropen! Da giebt es wohl Wanzen und Moskitos und Malariaplasmodien und Dysenterieamöben, aber keine ebenbürtigen Feinde. Freilich auch viele Menschen giebt es da, die sich vom Weißen unterjochen lassen, und der Weiße spielt mit ihnen, als wollte er täglich probieren, wieviel sie sich wohl bieten lassen.

Aber Gefahr und Abenteuer sind trotzdem die Ausnahme. Sogar das Innere Afrikas fängt an ungefährlich zu werden, und die Seefahrt ist schon lange nicht mehr, wie zu Heinrichs des Seefahrers und Kolumbus Zeiten, ein Wagnis. Wohin also mit der europäischen Manneslust?

7. Ideale in der Politik

Man thut heute, als wenn es so in der Politik wie im privaten Leben keine wichtigern Dinge mehr gäbe, als materielle, in Geld berechenbare Interessen — in der innern Politik nur den allgemeinen Wohlstand, in der äußern nur das Eintreiben fälliger Forderungen und die Pflege der Handelsgeschäfte. Man nennt das Realpolitik, man könnte es spottweise auch Materialwarenpolitik nennen. Man thut, als ob wir weit entfernt wären von den Thorheiten unsrer Vorfahren, der Kreuzfahrer, die nur aus Glaubenseifer und Kriegslust in den Orient zogen. Man hält Kriege für ein großes Unglück, es sei denn, sie würden um handgreiflicher Vorteile willen geführt, z. B. zur Eröffnung neuer Märkte, Konzession von Eisenbahnen und Kohlenbergwerken und Ausbeutung von Diamant- und Goldgruben. Aber darin steckt ein Rechenfehler. Kriegerblut ist immer zu teuer, als daß damit Geschäfte gemacht werden könnten, und der Krieg zerstört immer viel mehr Werte, als aus den neuen Verhältnissen nach dem Kriege herausgewuchert werden können!

Aber Kriegerblut ist nie zu teuer, wenn es um idealer Zwecke willen hingegeben wird. Um materieller Vorteile willen darf ein Volk niemals Krieg führen, um idealer willen immer. Der verantwortliche Staatsmann freilich darf es nur, wenn das Ziel auch erreichbar erscheint. Aber der ideale Zweck wird ihn auch noch im Mißlingen entschuldigen, während der materielle Vorteil schon aufhört den Krieg zu rechtfertigen, wenn die Anstrengungen des Sieges zu groß werden. Die Herzen der Völker werden auch heute noch nicht durch Berechnungen materiellen Vorteils oder Nachteils gelenkt. Dergleichen Vorstellungen bleiben

auf der Oberfläche und haben mit den Überzeugungen und Glaubenskräften, die die Handlungen der Menschen lenken, so wenig gemeinsam, wie das Wellengekräusel, das der Wind auf der Meeresoberfläche hervorruft, mit den gewaltigen Meeresströmen, die in der Tiefe des Ozeans nach ewigen Gesetzen fließen. Phantasie und Glauben erreichen größeres in der Menschenseele als der kleine Egoismus und Erwerbsinn. Hat nicht erst vor hundert Jahren der Phantast Napoleon eine ganze Nation und mehr noch zu bezaubern vermocht und in zwecklose, nur ihm, seiner winzigen Person nützliche Kriege zu führen vermocht? Käme er heute wieder und führte sie in dieselben Schlachten, so würden sie ihm wissentlich in dieselben Schlachten folgen. Und wenn heute ein vornehmer und reicher Mann aufstünde und gründete einen Deutschritterorden zur wirtschaftlichen, und wenn es sein sollte, auch kriegerischen Eroberung Kleinasiens, so würden tausende ihm folgen und würden ihm die Sorge überlassen, daß aus dem pathetischen Anfang nicht ein lächerliches Ende werde. Sie würden ihm folgen, schon um Europa einmal hinter sich zu lassen, mit seinen gequälten Vergnügungen, langweiligen Kneipen und Geselligkeiten, seiner Menschenengigkeit und seinen Nahrungssorgen, wo die Menschen lieber an Schwindsucht zu Grunde gehn, als daß sie einen blutigen Tod sterben; wo man vor dem Regen flieht, sich aber täglich von einem Wolkenbruch gedruckten Lesepapiers überstürzen läßt; wo die Wissenschaft unfruchtbar und Selbstzweck geworden ist; wo die anmutigen Künste aus Langeweile und Neuerungssucht nervös geworden sind; wo die Waren nicht um der Menschen willen, sondern die Menschen um der Waren willen da sein müssen; wo man das Land nicht anbaut, um Brot zu haben, sondern wo das Broteſſen zu einem Mittel wird, damit das Land bebaut werde; wo sogar der Soldat zum Schreiber werden muß — die Welt einer Kultur, die ihrer selbst müde geworden ist. Ich habe einmal in einer französischen Zeitung von einer Dame gelesen, die ganz allein an der Grenze der Sahara mit einigen arabischen Dienern in einem selbst gebauten Häuschen lebt, ihren Kohl selber baut, ihr Haus mit der Flinte selbst verteidigt. Sie hat dort zwei Reporter jener Zeitung empfangen, liebenswürdig à la française bewirtet und ihnen erzählt, vor Jahren habe sie einmal versucht nach Frankreich zurückzukehren. Aber: j'étouffai à Paris et je suis retournée. Vermutlich sitzt sie noch da. Der Süden als Landschaft ist nicht schöner als unser Vaterland. Schön macht ihn nur seine Einsamkeit. Aber die Einsamkeit würde dem thatenfrohen Europäer auch nicht lange gefallen, wenn nicht die Abenteurerlust ihn verschönte.

Die Farben, mit denen ich Europa abgemalt habe, sind nicht echt. Sie werden die Beleuchtung mit ehrlichem Tageslicht nicht aushalten. Aber soviel ist wahr, gerade wenn die Menschen im privaten Leben unter dem Joch schwerer unabsehbarer aber notwendiger Arbeit leiden, so wollen sie, daß ihr Staat ihrer Phantasie vornehmere Nahrung gäbe, als berechenbare materielle Vorteile, sie wollen Nationalehre, prestige, gloire, etwas, worauf sie stolz sein können. Sogar die Amerikaner wollen ihre imperialistische Expansionspolitik haben, wenn sie auch, wie auf den Philippinen, viel kostet und wenig einbringt. Wenn die Völker wirklich nur ihren materiellen Interessen nachgehn wollten, so nüchternen Sinnes, wie Kaufleute ihren Geschäften, so könnte es

keine großen Kriege mehr geben. Ein großer Krieg ist immer, wirtschaftlich genommen, ein so riesenhaftes Unglück, daß auch größere Interessengegensätze materieller Art im allgemeinen Unglück des Krieges verschwinden. Aber auch die Völker machen ihre Kriege nicht nüchternen Sinnes. So selten, wie zwischen zwei Menschen ein Streit absichtlich und kaltblütig berechnet entsteht, vielmehr nur zu oft so, daß zwei im Streit sind, schneller als sie es ahnen, und ohne daß sie es wollen, so selten ist auch der Völkerstreit beabsichtigt. Darum schieben sie sich gegenseitig die Schuld des Anfanges zu, und keiner wills gewesen sein. Streit und Krieg gleichen einer Lawine. Der Anfang ist unfindbar klein, aber seine Wirkung wächst unaufhaltsam, bis sich das Unheil vollendet hat. Unvorsichtigkeit kann auch aus materiellen Dingen den Ursprung eines Krieges machen. Materielle Interessen können wohl einen Krieg anfachen, aber nicht rechtfertigen.

Es kann einem Volke gar keine größere Wohlthat geschehn, als wenn ihm eine wirklich ideale Aufgabe gestellt wird, für die es Gut und Blut einsetzen kann, eine Aufgabe, wie die von 1813. Ein Volk, das eine solche Aufgabe nicht hat, verhüllt und verkleidet auch noch die materiellen Interessen mit idealen Gründen und nennt sie Kulturaufgaben. Auch wir Deutschen sind ein Volk, dem es augenblicklich zu gut geht; wir haben nichts weiter zu thun, als Handelstarife beraten. Aber schneller, als wir es ahnen, können wir vor ernstern Aufgaben stehn. Denn das Zeitalter der ungewollten und doch unvermeidlichen europäischen Kriege ist schwerlich für immer vorbei.

Georg Schiele



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

9. Auf absteigendem Aste



Herr Alfred Sauerbrei dichtete. Frau Sauerbrei und die beiden Töchter Riekchen und Lottchen sowie das Dienstmädchen schlichen mit leisen Schritten durch das Haus, als wenn jemand schwer krank sei. Wachtel, der Werkführer der Fabrik, der gekommen war, die neusten Farben für die amerikanischen Handschuhe vorzulegen, war mit Glanz hinausbefördert worden und hatte seine Lederproben vor der Küchenthür im Zorn an die Erde geworfen.

Aber Herr Wachtel, hatte die Küchenfee gesagt, Sie wissen doch, wie der Herr ist, wenn er dichtet.

Darauf hatte Herr Wachtel seine Proben wieder zusammengesucht und einen körperlichen Eid geschworen, daß er nicht nochmals hinauf gehe; jetzt könnte der Herr selber runter kommen.

Herr Alfred Sauerbrei dichtete. Zwar ziemte sich das eigentlich nicht für einen Polkenröder Bürger und Handschuhfabrikanten. Keiner dieser hochansehnlichen Herren würde sich haben beikommen lassen, etwas zu thun, was nicht mit der eigentlichen Lebensaufgabe, nämlich mit der des Verdienens (mit dem großen V)

zusammenhing. Herr Alfred Sauerbrei war auch nicht ein Vertreter der reinen Rasse, sondern war schon etwas degeneriert. Er war Handschuhfabrikant in zweiter Generation. Er hatte nicht nötig gehabt, unter Sorgen und Schinden das Geschäft in die Höhe zu bringen, er war auf dem Gymnasium gewesen, hatte sich Tertianerbildung erworben und hatte dabei, wie er zu sagen pflegte, am Golde des grünen Lebensbaumes genascht. Darauf hatte er seines Vaters Geschäft geerbt, war sogar Stadtrat geworden und hatte das Dezernat für städtische Kunst und Wissenschaft übernommen, nämlich das Schulwesen und die künstlerische Überwachung der Leierkasten und Schaubuden. Aber seine stille Sehnsucht ging höher hinauf, nach einem Plätzchen auf dem Parnaß. Da nun ein solcher Platz in Polkenroda nicht zu haben war, so mußte er sich auf seinen photographischen Knipskasten und darauf beschränken, bei gegebner Gelegenheit ein schwungvolles Gedicht zu machen.

Herr Alfred Sauerbrei dichtete. Die Gelegenheit forderte es, und dies war keine geringere als die silberne Hochzeit des Herrn Bürgermeisters. Selbstverständlich durfte man die Gelegenheit, ein Jubelfest zu begehn, nicht ungenützt vorübergehn lassen. Man hatte beabsichtigt, dem Herrn Bürgermeister wegen seiner hohen Verdienste um die Stadt ein Ehrengeschenk in Gestalt eines Lehnstuhls zu überreichen; aber die Majorität der Stadtverordneten, Leute, die von den allerniedrigsten Instinkten erfüllt waren, hatten die Bewilligung der Gelder abgelehnt. Verdienste? hatte man gesagt, wo hat denn der Bürgermeister Verdienste? Er wird bezahlt, thut seine Schuldigkeit, und damit holla. Ihnen schenkte man auch keine Lehnstühle, denn zum Faulenzen habe die Neuzeit keine Zeit. Darüber hatten sich die Optimaten von Polkenroda sehr entrüstet. Es war aber nichts zu machen gewesen, und man mußte sich darauf beschränken, eine Familienfeier zu veranstalten und dieser einen besondern Glanz zu geben. Also: Ständchen, Deputationen, Gratulationen, Toaste, Tischlieder, und was sonst festliche Tage zu zieren pflegt.

Schön. Aber wer sollte die Tischlieder machen? Es war in Polkenroda, den Herrn Rektor und den Herrn Oberprediger einbegriffen, schlechterdings keiner imstande, ein schwungvolles Tischlied zu bauen, außer Herrn Stadtrat Alfred Sauerbrei. Dieser also setzte sich hin und dichtete nach der einzigen hierfür in Betracht kommenden Melodie „Kommt herbei, ihr Völkerscharen" im Schweiße seines Angesichts:

Kommt herbei, ihr Bürgersöhne,
Unserm Krause vivat hoch!
Seiner Frau, gebornen Schöne,
Und wer sonst im Hause noch,
Die seit fünfundzwanzig Jahren
Leben in dem Jubelbund,
Wenn auch grau von Bart und Haaren,
Froh und meistenteils gesund.

Er, der Stadt ein wahrer Vater,
Dem die Bürgerschaft bringt Ehr,
Des Kreditvereins Berater,
Chef freiwilliger Feuerwehr.
Bei den Molkereigenossen
Sitzt er im Verwaltungsrat,
Wo der Stadt auch Heil entsprossen,
Überall ein Mann der That.

Das Lied hatte dreizehn Verse. Man fürchte nicht, daß ich sie alle hier wiedergebe. Nur der letzte möge noch dastehn.

Darum wolln wir zu ihm halten
Todesmutig in Gefahr;
Immer bleiben wir die Alten
Bis zum goldnen Jubeljahr.
Immer schwingen wir die Fahnen
Edeln Bürgersinns aufs neu,
Tod der Lüge, Tod dem Wahne!
Hoch die Liebe und die Treu!

Was mit der Lüge und dem Wahne eigentlich gemeint war, war nicht recht klar. Vielleicht die Majorität der Stadtverordneten. Jedenfalls kann der Lüge und dem Wahne der Tod gar nicht oft genug geschworen werden.

Herr Alfred Sauerbrei war mit seinem Werke wohl zufrieden, las es unter dem Siegel der Verschwiegenheit jedermann vor, ließ es drucken und setzte sich mit Hochgefühl an die Korrektur. Bei dieser Gelegenheit wurde der Laufbursche, der mit einer Handvoll Papiere angetreten war, mit Hurra hinausgethan. Der Laufbursche wollte Wachtel nachahmen und seine Papiere auch an die Erde werfen, aber die Küchenfee kam ihm auf den Kopf, da mußte er artig sein.

So konnte also die bürgermeisterliche silberne Hochzeit kommen, und sie kam. Der Bürgermeister hatte ein Faß Moselwein, Zeller Schattenseite, etwas sauer, aber ein reiner und vorzüglicher Wein, und billig, und direkt vom Weinbauer bezogen, kommen lassen; seine Frau, geborne Schöne, hatte russischen Salat in unglaublicher Menge geschnitten und mehrere kalte Braten bereit gestellt, die Töchter, Schwiegersöhne und sonstige Verwandte waren angekommen. Es gab auf dem Gabentische einen Überfluß von Silberpapier, Karten und Widmungen. Die freiwillige Feuerwehr war schon vor Tagesanbruch angetreten und hatte mit ihren Tuthörnern einen polizeiwidrigen Lärm gemacht, und der Herr Bürgermeister hatte, nur flüchtig bekleidet, seine erste Rede halten müssen. Um elf Uhr war Magistratssitzung. Hier hielt Herr Alfred Sauerbrei vor Eintritt in die Tagesordnung eine Ansprache, in der er todesmutiges Eintreten der guten Bürger für ihren Bürgermeister in der Stunde der Gefahr gelobte und der Lüge und dem Wahne den Tod schwur. Der Herr Bürgermeister war ernstlich gerührt. Er dankte in seiner würdevollen Weise — denn er war auch in diesem Augenblick ganz Stadtvater —, er hoffe, daß die Worte des Vertrauens, die man ihm gewidmet habe, den nächsten Aufgaben: der Führung der Schlichtstedt-Obstheimer Sekundärbahn über Polkenroda und der Vereinigung der Privatschule mit der Lateinklasse des Rektors zu gute kommen werde. Dies, meine Herren, sagte der Herr Bürgermeister, sind Lebensfragen unsrer Stadt. Ich nehme gern Kenntnis davon, daß mich der Magistrat und die wohlgesinnte Bürgerschaft bei der Erfüllung dieser Aufgaben unterstützen will. — Darauf beschäftigte man sich mit der von den Anwohnern dringend geforderten Ausschlämmung der Stinkkuhle hinterm Stadtgraben.

Alle, die im Laufe des Tages gratuliert hatten, versammelten sich des Abends im Hause des Bürgermeisters zu Bowle und russischem Salat. Auch der Herr Stadtsekretär, ein unangenehmer Mensch, war da. Es war nicht zu umgehn gewesen. Der Bürgermeister hätte den „greulichen Kerl," wie die Frau Bürgermeisterin sagte, längst entlassen, wenn nicht der Herr Zimmermeister Pfaffe und andre wichtige Personen unter den Stadtverordneten einen wahren Narren an ihm gefressen hätten. Der Herr Stadtsekretär benahm sich schlecht, machte niederträchtige Gesichter, aß ein großes Loch in der Frau Bürgermeister russischen Salat, trank viel Bowle und setzte sich dann in einen Winkel und schlief ein. Sonst „störte kein Mißton das schöne Fest."

Der Herr Stadtrat Sauerbrei stand groß da. Man sang sein Lied, alle dreizehn Verse zweimal und den letzten Vers noch vielmal und zuletzt mit solcher Begeisterung, daß die Gläser daran glauben mußten. Der Herr Bürgermeister hielt eine schöne Dankrede. Er war gerührt. Er fühlte sich getragen von dem Vertrauen der Bürgerschaft; er konnte, der Anerkennung und der Unterstützung der guten Bürger sicher, mit guter Zuversicht an die Aufgaben herantreten, die der Verwaltung oblagen, der Vereinigung der Rektoratsklasse mit der Privatschule und der Führung der Schlichtstedt-Obstheimer Bahn über Polkenroda. Meine Herren, sagte er, Polkenroda geht einer Krisis entgegen. Eine weitschauende Verwaltung wird ihr Augenmerk auf die beiden Lebensfragen der Stadt zu richten haben: die Erhaltung der Steuerkraft der Stadt und den Anschluß der Stadt an den geistigen und den materiellen Verkehr der Jetztzeit. In diesem Sinne . . . und so weiter.

Darauf setzte sich ein engerer Kreis von Stadtvätern und sonstigen Optimaten zusammen und besprach den Schlachtplan für diese auszuführenden Lebensaufgaben, ohne zu beachten, daß der Stadtsekretär nahe dabei im Winkel saß und schnarchte.

Es ist in dieser unvollkommnen Welt nun einmal so eingerichtet, daß auf Zeiten der Erhebung Depressionen, auf Feste Verdruß und Widerwärtigkeiten folgen. Das Signal dazu gab das sozialistische Organ der benachbarten Kreisstadt, das einen Bericht über das Polkenröder Bürgermeisterfest brachte, worin folgende Wendungen vorkamen: Der Bürgermeister in Polkenroda, ein bekannter skrupelloser Reaktionär echter Sorte, hat sich zu seiner silbernen Hochzeit von seiner schlappen und „byzantdienernden" Bürgerschaft anfeiern und beschweifwedeln lassen. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte man diesem würdigen Herrn zu seinem Ruheposten auch einen Ruhesessel geschenkt. Aber die Gesinnungstüchtigkeit unsrer Genossen hat wenigstens diesen Skandal verhindert. Wir würden die Sache nicht berührt, sondern jene klägliche Menschensorte ihrer würdelosen Heuchelei und Kriecherei überlassen haben, wenn nicht an diesem Abend eine Verschwörung gegen das Wohl der Bürgerschaft angesponnen worden wäre. — Folgte die Erzählung des ganzen Schlachtplans, der ersonnen war, den Anschluß der Stadt an die projektierte Eisenbahnlinie und die Vereinigung der Privatschule mit der Lateinklasse des Rektors durchzusetzen.

Dieser Artikel schlug wie eine Bombe ein. Der Bürgermeister war außer sich, besonders darüber, daß jemand aus dem engen Kreise der Freunde Verrat geübt hatte. Einer sah den andern mißtrauisch an, an den Stadtsekretär dachte niemand. Und die Freunde, die noch vor kurzem begeistert der Lüge und dem Wahn den Tod gesungen hatten, ließen die Ohren hängen und überlegten schon, ob es nicht besser sei, etwaigen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehn und dem Bürgermeister mit seinen Plänen die Sorge allein zu überlassen, wie er durchkomme.

Polkenroda war noch in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein kleines, in einem Winkel einer bergigen Gegend liegendes Landstädtchen gewesen. Die Gegend war ausgezeichnet schön; Wald, Wiese, frische Luft, klares Wasser gab es in Überfluß, aber die Äcker waren steinig. Nur der im Thale liegende Boden war gut, aber der reichte nicht aus, die Stadt zu ernähren. Es war darum für Polkenroda eine Wohlthat gewesen, daß sich dort aus kleinen Anfängen eine ansehnliche Handschuhfabrikation entwickelt hatte, die den armen Leuten Arbeit verschaffte, aber auch viele fremde Arbeiter in den Ort zog und so den Charakter der Stadt durchaus änderte. Polkenroda wuchs um das Doppelte der Einwohnerschaft; Polkenroda erhielt eine Villenvorstadt, die sich malerisch am Abhange des Mäuseberges ausdehnte. Die Villenbewohner waren zum Teil reich gewordne Handschuhfabrikanten, zum Teil Leute, die wegen der schönen und gesunden Lage der Stadt dahin gezogen waren. Schon redete man alles Ernstes davon, daß Polkenroda ein beliebter Wohnort für pensionierte Generale und sonstige Exzellenzen werden würde, und schon fing man an, auf Spekulation Landhäuser zu errichten. Polkenroda baute eine neue Volksschule, die jedem Fremden als Sehenswürdigkeit gezeigt wurde, pflasterte seine Hauptstraßen neu und war einmal nahe daran gewesen, Gasbeleuchtung einzuführen. Die strebsame Polkenröder Bürgerschaft that eine Anzahl neuer Läden auf, darunter war — der Stolz der Stadt — der Schlegelmilchsche Manufakturwarenladen in der Hainstraße, wo alles zu haben war, was ein Polkenröder Herz nur erfreuen konnte, vom Sammetjacket bis zur sauern Gurke, ein Laden mit wirklichen Spiegelscheiben und so elegant, daß man sich fast in die Kreisstadt versetzt glauben konnte.

Eins blieb zu beklagen. Polkenroda hatte keine Eisenbahnverbindung. Unten im Lande ging eine große Linie vorüber, aber es hatte sich noch kein Mensch gefunden, der es für vorteilhaft gehalten hätte, eine Bahn bis hinauf in den Polkenröder Winkel zu bauen. Und so war Polkenrode auf sich und die umliegende Gegend und diese auf Polkenroda angewiesen. Dies zeigte sich darin, daß die Bewohner

des „Polkengaues“ ihre Einkäufe in Pollenroda machten, und daß in Pollenroda eine Privatschule für die Kinder der Villenbesitzer und der Beamten der Umgegend gegründet wurde, während die Bürgersöhne die Lateinschule des Rektors besuchten. Freilich wäre es besser gewesen, wenn sich beide Schulen vereinigt hätten, denn so hatte jede der beiden zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel.

Aber in die schöne Polkenröder Blüte geriet ein Wurm in Gestalt der Mac Kinley-Bill, die den amerikanischen Markt zuzuschließen drohte. Und gerade Amerika war der Hauptabnehmer der Polkenröder Handschuhe gewesen. Was sollte werden, wenn die Polkenröder Fabriken eingingen? Dreiviertel der gesamten Kommunaleinnahmen wurde von einem Dutzend wohlhabender Fabrikanten und Villenbesitzer getragen. Die kleinen Ackerbürger mit ihren elenden, verschuldeten Höfen konnten nur wenig leisten, und die Arbeiterschaft, die der Stadt weit mehr kostete, als sie einbrachte, kam überhaupt nicht in Betracht.

Diese Lage hatte der Herr Bürgermeister wohl erkannt. Darum schienen ihm zwei Maßnahmen vor allem geboten zu sein, erstens durch Vereinigung der Lateinklasse mit der Privatschule die wohlhabenden und steuerkräftigen Einwohner durch ihre Kinder an die Stadt zu fesseln, und zweitens alles daran zu setzen, eine Eisenbahnverbindung zu erhalten und dadurch die vorhandne Industrie zu stärken und zu neuen Unternehmungen Anregung zu geben. Es bot sich eine günstige Gelegenheit, da sich eine Gesellschaft gefunden hatte, die beabsichtigte, die schon erwähnte Eisenbahnlinie mit einer andern hinter den Bergen vorbeiführenden durch eine Sekundärbahn zu verbinden. Sie plante die Linie Schlichtstedt-Polkenroda-Obstheim, forderte aber von Polkenroda einen Zuschuß von 50000 Mark oder Zinsgarantie in einer gewissen Höhe. Der Bürgermeister griff mit beiden Händen zu und schloß mit der Gesellschaft ab, natürlich unter der Voraussetzung der Zustimmung der städtischen Vertretung.

Wir müssen anerkennen, daß der Bürgermeister Recht hatte. Aber was hilft das, wenn die Bürgerschaft nun einmal nicht will, wenn die Arbeiterschaft wütet und sich über unerschwingliche Steuern beklagt — die sie übrigens gar nicht zahlt, sondern andre Leute —, wenn der Fortschrittsmann Männermut vor Königsthronen beweist, und die wohlgesinnte Bürgerschaft sich nur für die eignen Interessen zu erwärmen vermag und nie zu haben ist, wenn man sie braucht? Es gab eine endlose und höchst unerquickliche Stadtverordnetensitzung, die zum Ergebnis hatte, daß schließlich keiner mehr wußte, was er wollte, und was beschlossen sei oder beschlossen werden sollte oder nicht. Die Linke that so, als verlange der Bürgermeister in verbrecherischer Weise, daß die 50000 Mark in seine Tasche fließen sollten, die Rechte wagte weder ja noch nein zu sagen, und die Mitte war für die alte bewährte Methode, die Sache zu verschleppen. Und so erhielt der Bürgermeister seine Vorlage mit einem höchst verwickelten Protokoll zurück. Und schon dies durchzusetzen hatte Mühe gemacht. Denn da war der Zimmermeister Pfaffe, dessen Schwager ein Speditionsgeschäft hatte, und der bei dem Mangel einer Eisenbahn mit seinen Pferden schönes Geld verdiente. Dieser hörte nicht auf zu rufen: A limine, a limine! was großen Eindruck machte. Ferner war da Herr Kümmerlich, der sich darüber aufregte, daß die geplante Bahn seinen Acker am Mäuseberg durchschneiden könnte, und andre, die Freunde und Verwandte hatten, die voraussichtlich von der Bahn nichts verdienen würden. Diese alle waren für Abweisung a limine gewesen.

Man kann nicht sagen, daß die Donnerschläge, die im Rathause von Polkenroda erklungen waren, auf die Polkenröder einen tiefen Eindruck gemacht hätten. Am andern Morgen steckte Herr Rentier Leißring, ein Patrizier, dessen Ansehen seinem Vermögen entsprach, seinen Kopf, wie er täglich zu thun pflegte, zum Fenster hinaus, sah die Straße hinab, die Straße hinauf und zog seinen Kopf wieder zurück. Darauf erschien er, wie täglich, in der Hausthür, die lange Pfeife in der Hand, prüfte das Wetter und fand, daß Falb Recht habe; darauf wandte er sich seinem Kaffee zu, las den Kurszettel und war mit der Tagesarbeit fertig bis zu der

Stunde, wo man sich zum Frühschoppen versammelte. Herr Kaufmann Schlegelmilch that seinen Laden auf, bediente seine Kunden, steckte den Botenfrauen die Ladenhüter in den Korb, die er in der Stadt nicht losgeworden wäre, und wickelte ein paar Pantoffeln in die neuste Nummer des Polkenröder Tageblatts, die den Sitzungsbericht des vorigen Tages enthielt, ohne dieses wichtige Aktenstück gelesen zu haben. Herr Glimpf, eine der Stützen der Optimatenpartei, las diesen Bericht mit Aufmerksamkeit und teilte, was er darüber dachte, mit vorsichtig vorgehaltener Hand seinen Gesinnungsgenossen beim Frühschoppen mit. Und der Herr Oberpfarrer redete mit Entrüstung und Betrübnis seiner Frau gegenüber von den Geistern der Finsternis, dem Wüten des Antichrists, und daß man in diesem allem die Vorzeichen des Endes zu erkennen habe. Aber die Frau Oberprediger hielt es doch für nötig, inzwischen noch die Gardinen waschen zu lassen. Und der Herr Rektor verhaute den jungen Pfaffe, indem er sich dabei vorstellte, daß er den alten in den Klauen habe.

Am Stammtische bei Mutter Grüneberg spielte man wie alle Abende seinen Skat und schien sich für ein merkwürdiges Grünsolo ohne Fünf mehr zu interessieren, als für den Bürgermeister und seine Eisenbahn. Als jedoch Zimmermeister Pfaffe und sein Freund der Stadtsekretär um Mitternacht nach Hause gingen, stieß der Stadtsekretär seinen Freund an und sagte: Noch so eine Attacke, dann liegt der Bürgermeister auf dem Rücken. Und der andre nickte verständnisinnig.

Der Bürgermeister war tief betrübt. Weniger darüber, daß seine Vorlage auf so harten Widerstand gestoßen war, als darüber, daß er von seinen Freunden so schnöde verlassen wurde. In der That, diese Freunde hatten sich nicht gut benommen, sondern hatten den Bürgermeister allein kämpfen lassen und waren merklich kühl geworden, als sie sahen, daß ihm der Erfolg fehlte. Denn es ist ja nichts in der Welt erfolgreicher als der Erfolg. Inzwischen drängte die Eisenbahngesellschaft auf Abschluß, indem sie drohte, bei weiterer Verzögerung die Linie über Krähendorf statt Polkenroda legen zu wollen. Hiermit trat der Bürgermeister in den „psychologischen Moment," wo sich zum Beispiel ein Feldherr entscheiden muß, ob er, um die Schlacht zu retten, gegen den Befehl angreifen solle. Wenn der Bürgermeister den Augenblick vorübergehn ließ, wenn er die Verhandlungen abbrach, wenn die Gesellschaft ihre Drohung ausführte und die Bahn über Krähendorf führte, so war Polkenrodas Zukunft für immer verloren.

Indem er dies mit schmerzlicher Bewegung bedachte und dabei seine Augen über das verhängnisvolle Protokoll schweifen ließ, ging ihm plötzlich ein Licht auf. Er hatte die Vorlage gemacht, daß die Stadt entweder 50000 Mark Kapital à fonds perdu zahlen oder eine Zinsgarantie in einer gewissen Höhe übernehmen solle. Die Kapitalzahlung war abgelehnt worden, von der Zinsgarantie hatte nur Dunkles im Protokoll gestanden. Man konnte bei allerdings etwas gewaltsamer Auslegung das Protokoll so verstehn, daß unter Ablehnung der Kapitalzahlung die Zinsgarantie genehmigt worden sei. Der Bürgermeister beschloß, das Protokoll in diesem Sinne zu verstehn, und schloß mit der Eisenbahngesellschaft ab.

Die Bahn wurde gebaut, vollendet und abgenommen. Als der erste Zug bekränzt und angebrüllt zum Bahnhof von Polkenroda emporgeklettert war, als man sich zum Festessen im Prinzen Ferdinand versammelt hatte und die Stöpsel der Sektflaschen flogen, als der Bürgermeister von seinem Freunde Alfred Sauerbrei angesungen und als Wohlthäter der Stadt gefeiert wurde, und als man wiederum der Lüge und dem Wahn den Tod geschworen hatte, da erlebte der Bürgermeister seinen großen Tag. Und jedermann war zufrieden. Eine Eisenbahn war doch eine schöne Sache. Sogar Pfaffes Schwager war zufrieden, denn er machte die Erfahrung, daß er wegen der Eisenbahn seine Pferde nicht abzuschaffen brauchte. Und der besorgte Landwirt konnte nicht bestreiten, daß er für seinen Streifen Acker ein gutes Stück Geld bekommen habe, und daß der Rest des Ackers immer noch Weizen brachte.

Aber es kam der Tag, wo die Gesellschaft den Zinszuschuß forderte. Der Bürger-

meister hatte gehofft, daß man sich in die gegebne Lage finden werde, und das wäre wohl auch geschehn. Denn man empfand allerseits die Wohlthat der Eisenbahnverbindung, und man sagte sich: Von nichts ist nichts, und wenn die Stadt den Nutzen hat, kann sie auch Opfer bringen. Es wäre vielleicht alles ganz glatt gegangen, wenn nicht die verletzte Bürgertugend von Pfaffe und Genossen Rache geschrieen hätte. Der Bürgermeister habe die Stadt an die Eisenbahn verraten und verkauft, er sei Schuld an dem unvermeidlichen Bankrott der Stadt; es fehlte nicht viel, so hätte man ihm vorgeworfen, daß er die Gelder veruntreut und im eignen Nutzen verwandt hätte. Mindestens hatte er im allerhöchsten Grade pflichtwidrig gehandelt. Im sozialen Blättchen wurden schon Kampfessignale geblasen und die Zustände in Polkenroda als gänzlich verrottet und verfault dargestellt, und es würde nicht eher besser werden, als bis dieser Bürgermeister da wäre, wo er hingehörte, nämlich im Zuchthaus — nämlich, setzte man vorsichtigerweise hinzu, als Aufseher. Der Bürgermeister beschwor seine Getreuen bei allem, was ihnen heilig sei, sich des Versprechens, das sie ihm am Tage der silbernen Hochzeit gegeben hätten, zu erinnern und für die höchsten Güter des Vaterlands einzutreten. Wenn man den andächtigen Mienen der Herren hätte glauben wollen, so waren sie alle bereit, der Lüge und dem Wahne den Tod zu schwören. Am nächsten Tage lief ein Schreiben des Herrn Stadtrats Sauerbrei ein, worin er sein Amt niederlegte. Und zugleich bestätigte sich das Gerücht, er habe seine Fabrik an seinen Werkmeister Wachtel verkauft und ziehe nach Loschwitz bei Dresden, um dort „vom Grün des goldnen Lebensbaumes" zu zehren. Die Wahrheit war, daß er erkannt hatte, daß nach Verlust des amerikanischen Marktes durch die Mac Kinley-Bill die Handschuhindustrie gelähmt sei, und daß er als vorsichtiger Mann gut thue, sich beizeiten aus der Affaire zu ziehn.

Damit fehlte dem Bürgermeister seine Hauptstütze, und da sich die andern Mitglieder des Magistrats überaus lau zeigten und die Stadtverordneten fortfuhren, den Bürgermeister wegen der Eisenbahn zu ärgern und anzuklagen, so wurde die Bürgerschaft eines Tags von der Nachricht überrascht, daß der Bürgermeister sein Amt niedergelegt habe, um Direktor einer Kohlengrube zu werden.

Am andern Morgen steckte Herr Leißring wie immer seinen Kopf zum Fenster hinaus, Herr Schlegelmilch wickelte seine Waren in die neuste Nummer des Tageblatts, Herr Glimpf las die Notiz, daß der Bürgermeister abgehe, ohne in Erregung zu kommen. Aber der Herr Oberpfarrer erkannte die Übermacht des Antichrists und die Anzeichen des bevorstehenden Endes immer deutlicher, und der Herr Rektor verhaute Pfaffe junior, der übrigens auch ohnedies die Hiebe wohl verdient hatte.

Als der Bürgermeister abgegangen war, zerfiel die bürgermeisterliche Partei. Es war niemand da, der die Führung hätte übernehmen können. Der eine hatte keine Zeit, und der andre hatte keinen Mut, und so traten denn Pfaffe und Genossen die Herrschaft an, Pfaffe in der Stadtverordnetenversammlung, der Stadtsekretär im Magistrat. Das neue Regiment kam sogleich zu der Überzeugung, daß man, um eine tüchtige Kraft als Bürgermeister zu gewinnen, den Gehalt bedeutend erhöhen müsse. Früher hatte man dem alten Bürgermeister sein Gesuch um ein paar hundert Mark Zulage rundweg abgeschlagen, jetzt ging die Vorlage glatt durch. Denn ist es doch auch ein großer Unterschied, ob eine Vorlage von einem reaktionären Magistrat zu Gunsten eines reaktionären Bürgermeisters eingebracht wird, oder von einer Versammlung, die auf der Höhe der Zeit steht und sich auf die breiten Schichten des Volks stützt. Die Konsequenz des Beschlusses war natürlich, daß auch der Stadtsekretär eine ansehnliche Zulage erhielt. Der Stadtsekretär strich seine Zulage schmunzelnd ein und sagte auf dem Heimwege zu seinem Freunde Pfaffe: Dieses war der erste Streich, doch der zweite folgt sogleich.

Es kam zu der Neuwahl des Bürgermeisters. Zahllose Meldungen liefen ein, viele befrackte Herren — Fracks in allen Stilen und Lebensaltern — zogen sozu-

jagen im Gänsemarsch durch die Stadt, um bei den maßgebenden Personen Besuch zu machen. Im geheimen wurde gewühlt, und im öffentlichen wurden die Chancen der einzelnen Bewerber abgewogen. Als aber die Wahl abgehalten war und die Wahlzettel gezählt wurden, kam das unerwartete Resultat heraus: der Stadtsekretär war mit zwei Stimmen Majorität gewählt worden. Die Herren auf der wohlhabenden Bürgerseite waren entsetzt, und der Herr Oberpfarrer erkannte das nahende Ende mit voller Deutlichkeit.

Die Männer, die einst der Lüge und dem Wahne, womit doch eigentlich der Herr Stadtsekretär gemeint war, den Tod geschworen hatten, aber leider zu lässig gewesen waren und mehr auf das eigne Geschäft als auf das Wohl der Stadt geachtet hatten, rafften sich auf. Sie forschten in der Vergangenheit des Herrn Stadtsekretärs nach und fanden da einen dunkeln Punkt, Veruntreuung oder Disziplinaruntersuchung oder so etwas, machten Bericht an die Königliche Regierung und erhoben gegen die Wahl Protest. Die Folge war, daß die Königliche Regierung ihre Bestätigung versagte. Der Stadtsekretär schnob Rache, wühlte und suchte seine Gesinnungsgenossen zu bewegen, ihn in wiederholter Wahl zu präsentieren und alle Rechtsmittel gegen diese frevelhafte Vergewaltigung der bürgerlichen Freiheit anzuwenden. Aber der Stadtsekretär mußte auch seinerseits erfahren, daß der Erfolg den Erfolg schafft. Als er eines Abends mit seinem Freunde Pfaffe nach Haus ging und diesen in seinem Sinne zu bearbeiten suchte, sagte dieser etwas ungnädig: Nun halten Sie aber einmal endlich das Maul, Schievelbein, Sie haben Ihr Teil weg; andre Leute sind auch noch da. Was wollte Schiebelbein machen, er zog sich grollend zurück und begnügte sich mit seiner Zulage.

Eine Neuwahl mußte also vorgenommen werden. Nachdem man abermals geprüft, erwogen und verhandelt hatte, ging als Sieger hervor ein Doktor Scheibe, das heißt ein entgleister Referendar mit einem gewaltigen Schnauzbarte, gewaltiger Stimme und großer Zungenfertigkeit, der sich aber in den Händen der maßgebenden Personen als weiches Wachs erwiesen hatte, und der auch außerdem Schulden haben sollte, was von gewissen Menschenkennern, die wußten, an welchen Zügeln man Menschen führt, nicht ungern gesehen wurde. Nachdem dieser sich Pfaffe und Genossen leibeigen verschrieben, auch einen körperlichen Eid abgelegt hatte, daß er die Vereinigung der Privatschule und der Rektorklasse hintertreiben werde, wurde er „mit überwältigender Mehrheit“ gewählt, und zwar mit Hilfe der Gruppe, die teils verborgen, teils offenbar der Sozialdemokratie angehörte.

Die neue Ära begann. Die Helden dieser neuen Ära waren mit sich selber höchst zufrieden. Wenn man den Erörterungen über den Stand des städtischen Haushalts bei Mutter Grüneberg glauben wollte, so war alles über alles Lob erhaben. Die alten Knackstiefel waren beseitigt, das Wohl der Stadt lag in den Händen des freien Mannes, der allein ein Hort aller Bürgertugend ist. Eine goldne Zukunft that sich auf, denn die kommende Zeit mußte eine Zeit der Gerechtigkeit, des Aufschwungs, der allgemeinen Prosperität sein. Viele von der alten Verwaltung in unverantwortlicher Lässigkeit unterlassene Verbesserungen wurden sogleich in die Hand genommen. So die Neupflasterung der Straße nach dem Bahnhof, die den Wagen des Schwagers von Pfaffe den Weg um zehn Minuten verkürzte, die Vermehrung der Lampen in der Gegend des Stadtverordneten so und so, die Herabsetzung der Pacht, die Genosse so und so zu zahlen hatte, Ankauf eines Ackerstücks, das einem Vetter eines Gesinnungsgenossen gehörte, zur Anlegung eines städtischen Bauhofes. Dagegen wurde von der Erhöhung der Lehrergehalte abgesehen — des Rektors wegen, eines Menschen, der sich nicht entblödete, seine würdelose Gesinnung bei jeder Gelegenheit kundzuthun. Auch wurden die Verhandlungen wegen der Vereinigung der Privatschule mit der Rektorklasse so geführt, daß sie scheitern mußten.

Noch ein letzter Versuch wurde von dem Kuratorium der Privatschule, das die Schule aus eignen Kräften nicht mehr aufrecht erhalten konnte, gemacht, man

bat um eine städtische Subvention. Das Schicksal dieser Petition war von vornherein klar. Der Herr Bürgermeister hätte nicht nötig gehabt, in großen Tönen von dem Arbeitergroschen zu reden, der nicht zum Besten einer begüterten Minderheit ausgegeben werden dürfe, und Herr Pfaffe hätte nicht nötig gehabt, an die reaktionären Ketten zu erinnern, unter denen man früher geseufzt hatte. Die Petition wurde abgelehnt, und als die Stadtväter der regierenden Partei mit Hochgefühl die Rathaustreppe hinabstiegen, geschah es in dem erhebenden Bewußtsein, den Geldsäcken und Dicknasen einen Schlag versetzt zu haben, den sie fühlten. Denn nun mußte die Privatschule eingehn.

In der That, die Schule löste sich auf. Bald darauf verzogen drei wohlhabende Familien, ihrer Kinder wegen, die sie nicht in Pension geben wollten. Und andre schickten sich an, zu folgen.

Immer laufen lassen, was sich nicht halten läßt, sagte der Bürgermeister bei seinem siebenten Glase Bier. Aber der Stadtkämmerer stellte mit Betrübnis das schöne Steuereinkommen, das nun verloren ging, in Abzug und fragte sich vergeblich, wie der Ausfall zu decken sei, wenn das so weitergehe. Denn in der That, der städtische Etat hatte in kurzer Zeit ein ganz andres Gesicht bekommen. Die schönen Zeiten, wo man noch Überschüsse hatte und einen Notgroschen sparte, waren längst vorüber. Man stak in Schulden bis über die Ohren und seufzte unter schweren Steuern. Und man hatte doch gar nichts sonderliches ausgegeben. Die Verwaltung war doch in den besten Händen gewesen. Wer war der Schuldige?

Der Bankrott der Handschuhfabrik von Meier und Süßholz, der einen neuen empfindlichen Steuerausfall brachte und viele Arbeiter brotlos machte, verschlimmerte noch die Lage.

Der Herr Bürgermeister ließ sich durch alles das nicht anfechten. Er trank mit seinen Freunden alle Abende sein reichliches Teil Bier, spielte den Großartigen und vermehrte seine Schulden. Man borgte ihm noch, und somit war er zufrieden. Gings nicht mehr in Polkenroda, dann wo anders. Sich graue Haare wachsen zu lassen, dazu war er der Mann nicht. Aber der alte Leißring sah in dieser Zeit seit zwanzig Jahren zum erstenmal nicht früh nach dem Wetter. Er hatte die Nacht nicht geschlafen, lag krank zu Bett, und seine Haushälterin suchte ihn mit Kamillenthee zu trösten. Ach, sein Leiden war mit Kamillenthee nicht zu heilen, es saß in seinem empfindlichsten Organ, in seinem Portemonnaie. Der Bankrott von Meier und Süßholz kostete ihm manches Tausend, und wer wußte, was noch kam? Und Schlegelmilch machte zwar wie alle Morgen seinen Laden auf, aber er seufzte über schlechte Zeiten.

Der Bankrott war nicht ein zufälliges oder durch besondre Fehler verschuldetes Ereignis, sondern eine Folge davon, daß Amerika durch seine Schutzzollgesetzgebung dem Auslande den amerikanischen Markt verschloß. Wie verhielt sich nun die Arbeiterschaft dieser schwierigen Lage gegenüber?

Gegen die amerikanische Verzollung war nur aufzukommen, wenn zu verhältnismäßig billigen Preisen möglichst gute Ware produziert wurde. Nur die wertvollsten Sorten vermochten den Zoll zu tragen, und nur mit ihnen konnte man den Konkurrenzkampf aufnehmen, weil man in Amerika gute Handschuhe in dem Preise und der Güte des deutschen Fabrikats nicht herzustellen vermochte. Gute Ware setzt gute Arbeiter voraus. Aber der Arbeiter hatte keine Lust, sich Mühe zu geben oder auf die Wünsche des Fabrikanten Rücksicht zu nehmen. Was ging ihn denn der Fabrikant an? Der Fabrikant, von dem man annahm, daß er immer die Tasche voll Geld habe und nur aus Geiz und Bosheit die Arbeiter drücke, war da zum Lohnzahlen und mußte mit der Arbeit, wie sie der Arbeiter zu liefern für gut fand, zufrieden sein. Daß ein Fabrikat überhaupt nur dann absetzbar sei, wenn es eine bestimmte Güte und bestimmten Preis habe, das kam ihnen nicht in den Sinn, das sagte ihnen auch keiner ihrer Führer. Und wenn es der Fabrikant sagte, nannte man es Mumpitz. Man feierte seinen Sonntag, machte blauen Montag, bequemte

sich Dienstag Mittag unmutig und mit wüstem Kopfe zur Arbeit und verrichtete, um trotzdem sein Wochenpensum fertig zu bringen, seine Arbeit flüchtig und schlecht. Eine solche Ware aber vermochte den Zoll nicht zu tragen und war in Amerika nicht verkäuflich.

Die Fabrik von Alfred Sauerbrei war von dem Werkmeister Wachtel, der als Vertreter einer sozialistischen Genossenschaft handelte, gekauft worden. In der sozialistischen Presse wurde über das Ereignis Halleluja gesungen. Man sah das Kommen der neuen Zeit, die Expropriation des Besitzstandes; man rüstete sich, der Welt zu beweisen, daß alles glorreich gehe, wenn es nur in die rechten Hände komme. Aber man machte die Erfahrung, daß Herrnspielen gar nicht so leicht ist, wie man gedacht hatte. Zinsen müssen hier wie da gezahlt werden, und die bösen Amerikaner nahmen mit ihren Zöllen auf die Pollenröder Weltverbesserer gar keine Rücksicht. Und diese Not mit den Arbeitern, die nichts leisteten, sondern nur immer Geld haben wollten! Man hatte es ja früher selbst mitgemacht, aber jetzt war die Sache doch ganz anders. Wachtel warf in heller Wut seine Felle, die er gerade in der Hand hatte, an die Erde und schrie, er wolle die faule Bande schon zwiebeln, und wenn sie keine Vernunft annähmen, so würde sie schon der Hunger zahm machen. So sagte ein Genosse von seinen Mitgenossen. War das nicht schrecklich? Als nun die Verhältnisse immer schlechter wurden, fing Wachtel wirklich an, seine Arbeiter zu zwiebeln. Was wollte er machen? So, wie es bisher gegangen war, konnte es nicht weiter gehn, dabei konnte das Unternehmen nicht bestehn, und so erlebte die Welt das erbauliche Schauspiel, daß Genossen wider ein genossenschaftliches Unternehmen den Ausstand predigten.

In der Handschuhfabrikation dieser Gegend ist die Einrichtung getroffen, daß man in Gruppen zusammen arbeitet, allemal drei Arbeiter und ein Lehrling. Um nun Lohn zu sparen, stellte Wachtel zwei Lehrlinge in die Gruppe, und andre Fabriken folgten nach. Es erhob sich ein Sturm von Entrüstung. Man berief Arbeiterversammlungen und beschloß die Forderung zu erheben, es dürfe überhaupt kein Lehrling eingestellt werden, so lange ein unbeschäftigter Vollarbeiter vorhanden sei. Wenn die Fabrikanten darauf nicht eingehn wollten, so werde man in einen allgemeinen Ausstand eintreten. Hier fehlten nun allerdings nicht besonnene Leute, die ihre warnende Stimme erhoben und sagten, es wären jetzt schlechte Zeiten, und man sollte mit dem Streik lieber noch warten. Ach was, wurde von den arbeitslosen Arbeitern geantwortet, sie hätten auch schlechte Zeit, und wenn sie nichts hätten, dann brauchten andre auch nichts zu haben. Nachdem man sich bis Mitternacht gestritten und sich gegenseitig die ehrenrührigsten Dinge vorgeworfen hatte, einigte man sich dahin, daß vor Ausbruch des Streiks der Bürgermeister als Schiedsrichter angerufen werden sollte.

So geschah es. Den Fabrikanten wurde ein Ultimatum vorgelegt, und diese lehnten, wie sie gar nicht anders konnten, ab. Der Herr Bürgermeister aber nahm das Schiedsrichteramt an und besprach sich mit seinen Gesinnungsgenossen. Man war im stillen der Meinung, daß die Arbeiter mit ihrem Streik verrückt sein müßten; aber wie der Bürgermeister an seine Hintermänner gebunden war, so hingen diese wieder von den sozialistischen Hilfskräften in der Stadtverordnetenversammlung ab, mit deren Hilfe sie die Majorität gewonnen hatten. Und dazu erhob die Reaktion damals gerade wieder schamlos ihr Haupt. Das heißt die Herren Optimaten und Ackerbürger waren, nachdem die Dinge gar zu bunt geworden waren, aufgewacht und fingen an, gegen Pfaffe und Genossen zu Felde zu ziehn. Wenn jetzt der äußerste linke Flügel versagte, so konnte die Herrschaft verloren gehn. Man durfte also um Gottes willen nicht gegen die Arbeiter entscheiden.

Das war die Meinung des Parteiführers und darum auch die des Herrn Bürgermeisters. Dieser berief also eine Konferenz. Er machte den Fabrikanten eine sträfliche Miene und appellierte an ihrem Patriotismus und Gerechtigkeitssinn. Den Arbeitern riet er zur Mäßigung, ließ aber durchblicken, daß sie eigentlich im Recht seien, und so führten die Verhandlungen zu keinem Resultat, und die Arbeit wurde eingestellt. Den Fabrikanten hätte es recht sein können, da nur geringe und schlecht

lohnende Aufträge vorlagen, aber wenn erst längere Zeit nicht geliefert war und die Kunden abgesprungen waren, so hielt es schwer, die abgebrochnen Beziehungen wieder anzuknüpfen, und das Geschäft mußte als ruiniert gelten. Und so wurde also erreicht, daß, als nach Beendigung des Ausstands die Arbeit wieder aufgenommen wurde, es nur in geringem Umfang geschehen konnte,und daß die große Menge der Arbeiter ohne Brot war.

Immer nur laufen lassen, was sich nicht halten läßt, sagte der Herr Bürgermeister mit lallender Zunge bei seinem zehnten Glase.

Wer war nun an dem Niedergang der einst so blühenden Stadt schuld? Allemal der nicht, der die Frage stellt, sondern der andre. Da man nun auch in Polkenroda dieser Meinung war, so geriet man in Streit, den man zuletzt dadurch schlichtete, daß man dem Bürgermeister alle Schuld aufbürdete. Der Bürgermeister war so unklug, sich zu verteidigen, und so gab es Auseinandersetzungen zwischen ihm und Pfaffe und Genossen. Darauf kündigten diese ihm die geliehenen Gelder, und nun kam es zu gerichtlichen Klagen und großem Skandal. Als sich der Gerichtsvollzieher schon rüstete, Siegel in des Bürgermeisters Wohnung anzulegen, erlebte die Bürgerschaft, daß ihr Bürgermeister in Nacht und Nebel und unter Hinterlassung einer schweren Schuldenlast davonging.

Immer nur laufen lassen, was sich nicht halten läßt, sagte der Stadtsekretär, den Herrn Bürgermeister parodierend, und dachte ernstlich daran, seine Kandidatur wieder aufzustellen. Aber es kam nicht dazu, da sich schnell ein Ersatz für den erledigten Posten fand, ein Mann, der die Verhältnisse kannte, und der bei seiner Wahl weiter nichts versprach, als, er wolle sich Mühe geben, die festgefahrne Karre wieder loszumachen. Er gab sich wirklich auch alle Mühe. Er ließ die Mäusequelle in Stein fassen, das Wasser chemisch untersuchen und feststellen, daß es eine gewisse entfernte Ähnlichkeit mit Obersalzbrunn habe; er verhandelte mit Finanzmännern, indem er ihnen vorschlug, Polkenroda als Badeort zu gründen; er versuchte Holzindustrie nach Polkenroda zu verpflanzen, Spielsachenfabrikation einzurichten, ja er sprach das kühne Wort aus: Vor allem müsse, wenn man steuerkräftige Einwohner in die Stadt ziehen und sie dort festhalten wolle, die Privatschule wieder ins Leben gerufen, mit der Lateinklasse des Rektors verbunden und, wenn nötig, mit städtischen Mitteln unterstützt werden. Und niemand widersprach ihm.

Ob es helfen wird?

Geht doch unter die Agrarier, sagte der Kantor, der einmal wieder den Mund nicht halten konnte, eines Abends bei Mutter Grüneberg, ihr laßt ja so schon Gras auf den Straßen wachsen.

Da fehlte aber nicht viel daran, so wäre man handgreiflich geworden.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Obstruktion. Über den Begriff der parlamentarischen Obstruktion herrscht keine rechte Einmütigkeit. Es kommt hierauf wenig an, wenn man sich nur über die Unsicherheit des Wortsinns klar ist. Daß die Obstruktion das Funktionieren des parlamentarischen Apparats unterbinden will, ist nur eine oberflächliche Umschreibung, die Hauptsache dabei ist der schikanöse Mißbrauch der parlamentarischen Einrichtungen, ganz besonders der Geschäftsordnung durch die Parlamentsminderheit zu dem Zweck, die Mehrheit in der ihr von Rechts wegen zustehenden Befugnis zur Erledigung der Parlamentsaufgaben zu hindern. Das Schikanöse darf als Merkmal nicht fehlen, die Verdrehung des Sinns der Rechtssätze, sodaß etwas andres, als

das Recht, das sie bezwecken, ja das Gegenteil davon herauskommt. Es ist immer schwer zu sagen, wo die Schikane anfängt. Welcher „gesuchte" Anwalt hat nicht gelegentlich einmal für seine Prozeßpartei etwas schikaniert? Und welche Parlamentsminderheit hat nicht gelegentlich ein wenig obstruiert, ohne daß mans ihr so sehr übel genommen hätte? Daß aber die Schikane sittlich verächtlich ist, wird am besten dadurch bewiesen, daß sie im gewöhnlichen Leben, auch wo sie klar zu Tage liegt, und der Schikaneur sehr stolz darauf ist, voll Entrüstung geleugnet wird. Im parlamentarischen, überhaupt im politischen Leben ist man zwar viel weniger prüde, aber im deutschen Reichstage leugnen die Obstruktionisten immer noch, daß sie obstruieren, obgleich sie durch schikanösen Mißbrauch der parlamentarischen Satzungen die Reichstagsarbeit völlig zu lähmen anfangen, dem parlamentarischen Zweck ins Gesicht schlagen und ihn vor dem ganzen deutschen Volke zum Gespött machen. Sie haben wohl noch eine dunkle Ahnung, daß öffentliche Schikaneure und Rabulisten, boshafte und alberne, in Deutschland schließlich doch immer der öffentlichen Verachtung und Lächerlichkeit verfallen müssen. Jedenfalls haben wirs jetzt im deutschen Reichstage mit ausgesprochner Obstruktion zu thun. Es ist ein in heutiger Zeit nicht hoch genug anzuerkennendes Verdienst Eugen Richters, das außer Zweifel gestellt und die an dem Unfug beteiligten Parteien und Politiker in ihren politischen Qualitäten mit einer Deutlichkeit gekennzeichnet zu haben, die nichts zu wünschen übrig läßt. Wir brauchen hier auf die Formen, in denen sich die Obstruktion bei uns bisher bethätigt hat, nicht näher einzugehn. Die Roheit der österreichischen Obstruktion ist vorläufig noch nicht erreicht, aber, wie Richter sagt: „das sachliche Debattieren hat aufgehört, seitdem Dauerreden bis zu $4^1/_2$ Stunden die ganzen parlamentarischen Verhandlungen zu einer Karikatur zu machen drohen," und die „Anträge auf namentliche Abstimmung schablonenmäßig sich häufen auch in Fällen, wo namentliche Abstimmungen sachlich in keiner Weise gerechtfertigt sind."

Wenn Eugen Richter das Zustandekommen der Zolltarifvorlage sachlich bekämpft, so ist das sein Recht, und wenn er ihr Zustandekommen auch ohne Obstruktion, solange die Mehrheit selbst in der Opposition steht, für unmöglich hält, so hat er Recht. Die Vorlage ist der parteiagrarischen und grundsätzlich schutzzöllnerischen Mehrheit so weit entgegengekommen, daß sehr vielen, auch wirtschaftspolitisch den freisinnigen Reichstagsfraktionen und den Sozialdemokraten sehr fern stehenden Männern ernste Bedenken dagegen aufgestiegen sind, wenn sie auch wegen der bei vollständigem Scheitern vorauszusehenden Übel, die ihnen noch größere Bedenken machen, für die möglichst baldige Annahme des Regierungsentwurfs eintreten. Wir halten die Ablehnung jedes Schutzzolls für die deutsche Landwirtschaft für heute und für absehbare Zeit für falsch und auch die unentwegte Gegnerschaft gegen jede Agrarzollerhöhung für einen Fehler und eine Übertreibung. Aber wenn diese Unentwegten wegen dieser Zollerhöhungen in der Regierungsvorlage auch schließlich gegen den ganzen Entwurf stimmen, so werden wir das wohl bedauern und für verkehrt halten, aber einen schweren politischen Vorwurf werden wir ihnen daraus nicht machen können. Die Mehrheitsparteien, nach deren Wünschen die Zollerhöhungen überhaupt vorgeschlagen sind, haben für die Annahme der Vorlage zu sorgen, ihre Opposition und Uneinigkeit hat seit Einbringung des Entwurfs das meiste zur Verschleppung der Verhandlungen beigetragen und würde auch die Hauptschuld daran behalten, wenn es den Schikanen der verbündeten Sozialdemokraten und freisinnigen Vereinigung gelänge, das Zustandekommen des Tarifs ganz zu verhindern.

Richter, der selten die Mehrheitsparteien für sich gehabt hat, und wie er selbst einsieht, in Zukunft wohl immer zur Minderheit gehören wird, hat sich ehrlich zu dem Satze bekannt: „Das parlamentarische System beruht auf dem Grundsatz der Anerkennung des Willens der Mehrheit." Aber wo ist dieser Mehrheitswille heute? Vorläufig ist sein Vorhandensein, auch wenn man alle Fraktionen als vollzählig

versammelt betrachtet, noch niemals zum Ausdruck gelangt. Die unerläßliche Voraussetzung für sein erkennbares Zustandekommen ist die Vereinigung der Mehrheitsparteien auf der Regierungsvorlage. Daran kann auch in diesen Parteien niemand mehr zweifeln. Das beweist ihre Presse zur Genüge. Sie rechnet längst damit, daß die Regierung nicht umfällt, daß also das Scheitern des Tarifs besiegelt ist, wenn das Zentrum und die Rechte nicht der Regierungsvorlage zustimmen. Nur die verhängnisvolle Scheu, durch die Extreme vertretende Agitation draußen von den Wählermassen des „Umfallens" geziehn zu werden, hält die genannten Parteien immer noch ab, die allein vernünftige Konsequenz zu ziehn, denn das Scheitern der Vorlage will im Ernst keine. Bei der Obstruktion tritt das immer deutlicher hervor, und vielleicht hat der Abgeordnete Richter auch darin Recht, daß die Obstruktionisten dem Zustandekommen des Tarifs dienen, indem sie die Mehrheitsparteien zur Erkenntnis der Unvernunft ihres Verhaltens bringen. Vor allem aber sollten sich die Herren von der Rechten und dem Zentrum durch das Überhandnehmen der Obstruktion und durch die Handgreiflichkeit der aus ihr erwachsenden Gefahr endlich überzeugen lassen, daß keine Woche mehr verloren werden darf, den Mehrheitswillen, der unausgesprochen da ist, endlich auch auszusprechen. Das bis zur dritten Lesung hinauszuschieben, geht nicht mehr an, dann fällt der Tarif unter den Tisch. Eine Mehrheit, die aus Furcht vor der Demagogie nicht den Mut findet, ihren Willen auszusprechen, kann unmöglich der schikanösen Obstruktion der Demokratie Herr werden. Sie machte sich im Kampfe dagegen selbst lächerlich, und alle etwaigen Vergewaltigungen des parlamentarischen Rechts und Brauchs würden nur Wasser auf die Mühle der Schikaneure sein.

Salus publica suprema lex! Sollten die Herren von der Rechten und dem Zentrum wirklich die Scheu vor dem Unrat, den einige hyperagrarische Demagogen hier und da in ihren Wahlkreisen anrichten können, höher stellen als das Gemeinwohl? Das ist doch gar nicht zu glauben, wenn man bedenkt, welche Vertrauensstellung gerade sie meist den ländlichen Wählern ihrer Kreise gegenüber einnehmen. Kein Mensch, der nicht lügt, wird ihnen vorwerfen können, daß sie nicht bis aufs äußerste für die agrarischen Interessen gekämpft haben, und kein verständiger Wähler wird ihnen, wenn sie jetzt nachgeben, sobald er sich nur ruhig besinnt, einen Vorwurf machen. Wer die politischen Anschauungen und Neigungen unsrer Landleute kennt, weiß, daß sie Ruh und Frieden lieben und im Grunde durchaus regierungsfreundlich sind. Wenn nur die systematische, diesen Gefühlen entgegenarbeitende Agitation aufhört und die Abgeordneten im Verein mit dem verständigen Beamtentum ihnen die Sache richtig darstellen werden, so kann von einer Erbitterung der Landwirte infolge der Annahme der Regierungsvorlage gar keine Rede sein. Natürlich haben es die konservativen und die Zentrumsabgeordneten in der Hand, eine solche Erbitterung hervorzurufen. Wenn sie nachher kommen und selbst über die Regierung Gewalt schreien, dann müssen die Wähler ihnen „Schlappheit" zutrauen, dann muß ihnen der „Umfall" unverantwortlich erscheinen. Nur dann werden die Extremen bei den Neuwahlen bessere Chancen haben. Sonst aber nicht.

Aber noch in andrer Weise erwächst angesichts der Obstruktion den Mitgliedern der Mehrheitsparteien die dringende Pflicht, den Mehrheitswillen energisch zum Ausdruck zu bringen. Es ist gewiß für viele Abgeordnete ein Opfer, den Reichstagsverhandlungen regelmäßig beizuwohnen. Aber das Wegbleiben von den Sitzungen in dem Maße, wie es seit einigen Jahren eingerissen und auch jetzt immer wieder zu beklagen ist, ist doch eine offenbare Pflichtverletzung. Es ist uns schon längst unbegreiflich erschienen, daß die konservative und die Zentrumspresse diese Vernachlässigung des einmal übernommnen, hochehrenvollen Mandats fortwährend beschimpft, niemals ernstlich rügt. Daß es keine Diäten giebt, wußte jeder Abgeordnete, als er sich wählen ließ. Er wußte, daß er Opfer zu bringen habe im Interesse des Gemeinwohls, und die Wähler haben ein gutes Recht, von dem Gewählten zu verlangen, daß er nun auch das Opfer bringe. Die Frage, ob Diäten oder Anwesen-

heitsgelder eingeführt werden sollen oder nicht, kommt dabei gar nicht in Betracht. Die ohne Aussicht auf Diäten gewählten Volksvertreter haben keine zu verlangen, und uns will scheinen, daß für sie eine nachträgliche Bezahlung — weil sie sonst ihre übernommne Pflicht nicht erfüllen — etwas beschämendes haben müßte. Über die Bezahlung neu zu wählender Reichstagsabgeordneter behalten wir uns das Urteil vor. Es liegt auf der Hand, daß diese Pflichtversäumnis der Mehrheitsabgeordneten der Obstruktion hauptsächlich ihre gefährliche Kraft verleiht. Die Mehrheitsparteien haben dadurch schon vielfach den Schein erregt, daß ihnen die Vollendung des Tarifs gar nicht ernst sei. Sie provozieren dadurch geradezu die Anzweiflung der Beschlußfähigkeit. Und dann soll die Regierung ihnen helfen!

Die Regierung würde das Verkehrteste thun, was sie thun kann, wenn sie sich in diesen häuslichen Streit im Parlamentarismus mischen wollte. Sie hat weder das Recht noch die Macht dazu. Sie kann nur mit außerordentlicher Geduld immer wieder sachlich ihre Vorschläge vertreten lassen und abwarten, was der Reichstag in drei Lesungen fertig bringt. Weder das Zurückziehn der Vorlage noch die Auflösung des Reichstags scheint uns, nachdem die Dinge soweit gediehen sind, am Platze. Jetzt der Obstruktion den Willen zu thun, wäre fast noch übler, als jetzt den extremen Agrariern den Appell an ihre Wähler zum Geschenk zu machen. Alles muß den verbündeten Regierungen daran liegen, daß der Reichstag selbst mit der Obstruktion fertig wird, und daß die Mehrheitsparteien mit ihren Extremen fertig werden. Wir sind überzeugt, daß beides erreicht werden kann, wenn die Regierung nicht selbst nervös wird, sondern zäh aushält. Auch für das endliche Zustandekommen des Tarifs ist das das Klügste, was sie machen kann. Auch darauf hoffen wir noch, wobei wir freilich den Begriff „rechtzeitig“ sehr weit fassen. Aber die Gesundung unsers Parlamentarismus und unsrer Parteipolitik von innen heraus, wie ihn der Verlauf der vorliegenden Krisis vielleicht bringen kann, ist uns das allerwichtigste. Nur die unerschütterliche, unbeugsame, ruhige Stellung der Regierung über den Parteien, wie sie jetzt vorhanden ist, wird zu diesem Erfolg führen.

Den unangenehmsten Eindruck — und auch darin scheinen wir mit dem Abgeordneten Richter übereinzustimmen — macht die Teilnahme der freisinnigen Vereinigung an der Obstruktion. Die Herren Wadenstrümpfler scheinen ja nicht gerade zu den boshaften Schikaneuren und Rabulisten zu gehören, aber als Schikaneure und Rabulisten betragen sie sich jedenfalls. Sie sind ein wahres Kreuz, die reinen Giftmischer für den bürgerlichen Liberalismus geworden. Die Sozialdemokraten können auch damit zufrieden sein, denn der bürgerliche Liberalismus ist ihr bestgehaßter Gegner. Es ist in den Grenzboten schon wiederholt auf den Unfug, den diese „Vereinigung“ — gerade vom liberalen Standpunkt aus geurteilt — treibt, aufmerksam gemacht worden, vor allem auf die ungeheure Thorheit ihres aufdringlichen Buhlens um die Bundesgenossenschaft der Sozialdemokraten. Es ist sehr verlockend, auf diese rätsel- und widerspruchsvolle Erscheinung — sie scheint uns eine ausgesprochne berlinische zu sein — auch heute näher einzugehn und nach Erklärungen zu suchen. Doch das würde in Details führen, für die hier nicht Platz ist. Lassen wir die Herren sich in ihrer Schikaneur- und Rabulistenrolle weiter blamieren. Sie gefallen sich selbst zu gut darin, als daß sie zu retten wären.

Schon ernster ist es zu nehmen, daß fast die gesamte liberale Presse nicht den Mut findet, den vereinigten Obstruktionisten mit der Offenheit Richters zuleibe zu gehn, geschweige denn die dem wirtschaftspolitischen Liberalismus allein ersprießliche versöhnliche Stellung zu der Regierungsvorlage zu suchen. Es ist unumwunden anzuerkennen, daß die Berliner liberale Presse — natürlich mit Ausnahmen — seit geraumer Zeit einen gemäßigtern, verständigern Ton in Bezug auf die Politik der Regierung angeschlagen hat, der entschieden klärend und versöhnend wirkt. Das unausgesetzte, bissige, hämische Nörgeln und Hetzen hat nachgelassen. Es wird auch „für“ Partei genommen. Wenn es dabei manchmal am erwünschten Takt fehlt, so mag die Neuheit der Melodie mit Schuld sein. Wir wollen uns des Fort-

schritts, wenn er wahr ist, freuen. In der Obstruktions- und Tariffrage dirigiert aber, wie gesagt, in dieser Presse noch ganz der Wadenstrümpflertaktstock.

Am ernstesten aber wird jetzt die Frage nach der Stellung des „Handelsvertragsvereins." Wir haben es nie glauben wollen, daß dieses scharf rechnende, illusionsfreie, klarköpfige Orchester auf die Dauer diesem Taktstock gehorchen könnte und lieber den sozialdemokratischen Obstruktionsversuchen akkompagnieren, als der Regierung im Kampf gegen die Extremen von rechts in annahmefähiger Weise eine Stütze bieten würde. Muß man es jetzt dennoch glauben? Nach mehreren offiziellen Kundgebungen des Vereins schien es fast so. Da war nichts als ödeste, abgestandenste Wadenstrümpflerweisheit. Aber hoffentlich kommt jetzt etwas Gärung hinein, da die Unhaltbarkeit und das Ungeschick der bisherigen Aktion bei zahlreichen Mitgliedern eine lebhafte Opposition wachgerufen hat. Es ist die höchste Zeit, daß die Herren Kommerzienräte ihre Taktik revidieren. Die Zukunft stellt ihnen, ihren Fähigkeiten entsprechend, große Aufgaben. Es wäre schade, wenn sie sich mit der freien Vereinigung blamierten.

Daß sich die Sozialdemokraten im deutschen Reichstage bis zur Höhe der Leistungen der österreichischen und der italienischen Obstruktionisten versteigen werden, ist nicht wahrscheinlich. Sie wären auch Narren, wenn sies thäten. Die ihnen vom bürgerlichen Liberalismus heute nur zu reichlich gespendete Gunst wird ohnedies nach der Blamage so ziemlich ins Gegenteil umschlagen. Sie haben allen Grund, bescheiden zu sein, sich nicht so eklatant vor der öffentlichen Meinung ins Unrecht zu setzen. Das Gefühl nimmt offenbar von Tag zu Tag zu, daß ihrem Treiben schon viel zu lange viel zu viel Schonung erwiesen ist. So sehr wir immer den Wunsch verdammt haben, daß durch Aufstandsversuche verführter Arbeiter Regierung und Nation zu energischem Zurückweisen der dekadenten Anmaßung des Sozialismus veranlaßt werden mögen, eine bis aufs äußerste getriebne Obstruktion der demokratischen Reichstagsfraktion wäre wahrscheinlich eine Lehre von unschätzbar guter Wirkung. Je toller diese Herren es treiben, um so besser.

Zwei Städte der Rheinprovinz. So lebhaft der heutige Großstädter sein steinernes Gefängnis verwünschen und so sehnsuchtsvoll er nach Freiheit, Ruhe und Natur lechzen mag — die moderne Großstadt bleibt ein Wunderwerk, das kein Vernünftiger aus der Welt hinwegwünscht. Über der Natur steht der Menschengeist, und dessen Anlagen treibt nur der Druck der Not hervor. In das Gewimmel von ein paar hunderttausend auf engen Raum zusammengedrängter Menschen Ordnung zu bringen, ihre Bedürfnisse vom niedrigsten animalischen bis zum höchsten Kulturbedürfnis zu befriedigen, den Streit ihrer widersprechenden Interessen zu schlichten, das ist wahrlich keine Kleinigkeit. Es ist doppelt schwierig, wenn die Einwohnerzahl so rasch wächst, daß die Einrichtungen, die man heute beschließt, morgen, wenn sie fertig sind, schon nicht mehr genügen. Was man in unsrer Zeit den sozialen Geist nennt, das ist nur eine neue Gestalt der alten Nächstenliebe, aber eine sehr wichtige Spielart von ihr, sozusagen die Nötigung aller zur beständigen Ausübung dieser Tugend, die für den Hinterwäldler eine Verzierung bleibt, mit der er sein Dasein aller fünf Jahre einmal schmückt, wenn er auf seinen einsamen Streifzügen einen Menschen findet, der unter die Räuber oder in eine Grube gefallen ist, oder wenn ein Verirrter an seine Thür klopft. Nur der ungeheure Druck, den die Menschenanhäufung in einer Großstadt übt, vermochte den sozialen Geist zu erzeugen, einen Gemeingeist, der sich nicht einmal auf die wahrlich genügend großen Aufgaben des eignen Gemeinwesens beschränkt, sondern, seiner wirtschaftlichen Bedeutung in dem noch weit größern Organismus des modernen Staates bewußt, an dessen Erhaltung mitwirkt. Das alles wird einem recht klar, wenn man einen ausführlichen Verwaltungsbericht liest, wie ihn Dr. Otto Brandt, der Geschäftsführer der Handelskammer zu Düsseldorf, im Auftrage dieser Stadt verfaßt hat (Studien zur Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte der Stadt

Düsseldorf im neunzehnten Jahrhundert. Düsseldorf, August Bagel, 1902). Er wünscht mit diesem Versuch die Städte zur gemeinsamen und planmäßigen Benutzung ihrer in der Verwaltung gemachten Erfahrungen für die praktische Nationalökonomie anzuregen. 135 Seiten seines Buches sind der Zeit von 1800 bis 1870, die übrigen 300 den letzten drei Jahrzehnten gewidmet. Wie Großes die Düsseldorfer Stadtverwaltung geleistet hat, geht aus der einfachen Thatsache hervor, daß Düsseldorf eine der schönsten, reichsten, auf allen Gebieten des industriellen und des geistigen Lebens tüchtigsten Städte ist, obwohl sie ganz und gar eine Schöpfung des neunzehnten Jahrhunderts ist. Mit 12000 Einwohnern — jetzt hat sie 214000 — ist sie in dieses eingetreten und hat aus dem Mittelalter nicht einmal den monumentalen Schmuck ansehnlicher Bauwerke geerbt. Das Bedürfnis des Großstädters nach Natur durch Hineintragen der Natur in die Stadt zu befriedigen, hat sich die „Gartenstadt am Rhein" mehr als irgend eine andre angelegen sein lassen (ihren vielen Parks gedenkt sie nach Abbruch der Ausstellungsgebäude einen neuen hinzuzufügen auf der Ausstellungsinsel). Zusammen mit einer vortrefflichen Bauordnung, Wohnungspolizei, Arbeiterfürsorge und sonstigen Wohlfahrtsmaßregeln hat diese gesundheitsfördernde Anlage die Sterbezahl auf 19,4 hinabgedrückt (gegen 25,4 in Chemnitz, 26,2 in Breslau, 28,4 in Königsberg; nur von Aachen mit 18,4 wird Düsseldorf übertroffen). Ausführlich wird dargelegt, wie wohlthätig Miquels Steuerreform auch in dieser Stadt wirkt, und wie die Bürgerschaft selbst durch weise Besteuerung des Grund und Bodens, durch Regelung des Baukredits und durch eigne Bauthätigkeit praktische Bodenbesitzreform und Wohnungspolitik treibt. Ein großer Teil des Buches ist natürlich dem Handelsverkehr und seinen Organen, der Rheinschiffahrt und den Eisenbahnen, gewidmet. Wenn man liest, wie die Städte und Staaten am Niederrhein einander bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Stapelrechten und Zöllen bekämpft, gehemmt und eingeschränkt haben, und wie, nachdem die Dampfkraft des modernen Verkehrs diese Schranken durchbrochen hat, der Kampf in andrer Form fortlebt: in Tarifkriegen und in dem Konkurrenzstreit zwischen Wasserstraßen und Eisenbahnen — auch die Stadt Düsseldorf gehört zu denen, die sich vor dem Mittellandkanal fürchten —, dann kann man an der Berechtigung, ja an der Notwendigkeit des Sozialismus nicht mehr zweifeln. Nicht eines utopischen, sondern eines theoretischen Sozialismus, der als Orientierungsplan dient und unter Umständen einzelne sozialistische Maßregeln anrät. Jede Verkehrserleichterung müßte doch ein Vorteil für alle sein, ebenso wie jede Vermehrung der Gütermasse, die ja natürlich den Preis der Güter ermäßigt. Wenn nun Gütervermehrung und Verkehrserleichterungen mehr Schaden anrichten als Nutzen stiften, so kann an dieser widersinnigen Wirkung nur ein Konstruktionsfehler der Gesellschaft schuld sein. Dieser Konstruktionsfehler besteht eben darin, daß Triebkraft der Produktion und des Verkehrs nicht die Absicht, Bedürfnisse der Gesellschaft zu befriedigen, sondern die Absicht der konkurrierenden Individuen, zu erwerben, ist. Für die Eisenbahnen wird der Fehler immer mehr durch Verstaatlichung, also durch eine sozialistische Maßregel beseitigt. Wenn alle Bahnen dem Staate gehören, dann kann nicht mehr die eine Linie durch eine konkurrierende bankrott gemacht werden; und der Staat vermag die Wohlthat dieses Verkehrsmittels auch dort zu gewähren, wo die einzelne Linie vorläufig nicht rentiert. Wie Gewaltiges die in einer modernen Kommune zusammenwirkenden Kräfte zu schaffen vermögen, hat Düsseldorf auch dadurch bewiesen, daß es nicht, wie z. B. Görlitz, einen Quadratmeilen großen Grundbesitz von den Vätern ererbt, sondern, was es heut an Grund und Boden besitzt, in der neuen Zeit hoher Bodenpreise erworben hat, trotzdem sich aber eines Vermögens von 66 Millionen Mark erfreut, dem nur 44 Millionen Schulden gegenüberstehn. Mit einer interessanten Betrachtung über den Unterschied zwischen der sich selbst genügenden mittelalterlichen und der heutigen, in das Wirtschaftsleben des Staates als Organ eingegliederten und durch fortwährenden Zuzug mit frischem Blute gespeisten Stadt schließt die verdienstvolle Arbeit, der

Stadtverwaltungen, Nationalökonomen und Sozialpolitiker für reichliche Belehrung und Anregung danken werden. Vermißt haben wir nur eins, was freilich nicht leicht zu beschaffen gewesen wäre: eine genaue Auskunft über die Zahl der Handwerksmeister, die diesen Namen verdienen. Sie hätte nur durch persönliche Umfrage ermittelt werden können, weil, wie auch Brandt durchblicken läßt, die Statistiken Handwerker, großindustrielle Lohnarbeiter und Hausindustrielle unter einandermengen. In dem Bericht über den Schlachthausbetrieb wird beschrieben, wie das Schlachthaus, die Wurstfabrikation und der Delikateßladen zusammenwirken, die kleinen Fleischer außer Kurs zu setzen; die regsamsten behaupten ihre Selbständigkeit dadurch, daß sie sich in Händler mit Fleischwaren verwandeln. Auf das Schicksal dieses einen Handwerks muß man um so mehr unerfreuliche Prognosen für die übrigen bauen, da gerade die Nahrungsmittelgewerbe bisher für die gesichertsten gegolten haben.

In Form eines Prachtwerks, dessen erster Band (599 Seiten in Quart) uns vorliegt, hat der Oberbürgermeister Zweigert von Essen einen vom Statistischen Amte seiner Stadt bearbeiteten Verwaltungsbericht herausgegeben, unter dem Titel: Die Verwaltung der Stadt Essen im neunzehnten Jahrhundert mit besondrer Berücksichtigung der letzten fünfzehn Jahre. (Essen, G. D. Baedeker, 1902.) Der Herausgeber setzt im Vorwort auseinander, daß die jährlichen gedruckten Verwaltungsberichte, auf deren Herausgabe mit Recht immer mehr Städte verzichteten, keinen Wert haben, weil sie nur trocknes, für Uneingeweihte unverständliches Zahlenmaterial enthalten und über die sich durch viele Jahre hindurch ziehenden Organisationsarbeiten nur bruchstückweise berichten. Das vorliegende Werk nun, das den ganzen Verlauf jedes einzelnen solchen Organisationswerkes erzählt, alle wichtigen Aktenstücke aus den Verhandlungen darüber mitteilt, alle Einzelheiten bis hinunter zur Besoldung jedes einzelnen Mitglieds der Stadtkapelle enthält und die Darstellung durch eine Unmasse von Ansichten, Karten und Plänen illustriert, wird von allen Stadtverwaltungen willkommen geheißen und von vielen als unentbehrliches Hilfsmittel geschätzt werden. So manche Stadt, die an einem verpfuschten Rat- oder Stadthause leidet oder wegen der Organisation ihrer Schulen keinen Rat weiß, wird sich Erleuchtung daraus holen. Mit seinen Unterrichtsanstalten hat sich Essen unendliche Mühe gegeben, und man begreift es, welcher Ingrimm eine solche Stadt, die so viel Kopfzerbrechen, saure Arbeit und Geldopfer auf ihre Schulen verwendet, packen mußte, als zum Dank dafür das Lehrerbesoldungsgesetz von 1897 den größern Städten die Staatsbeiträge kürzte. Wäre das wenigstens nur zur Unterstützung wirklich unvermögender Landgemeinden geschehn! Aber man weiß ja, daß Großbauern und Rittergutsbesitzer davon profitieren, deren Volksbildungseifer und Jugendfürsorge ungefähr auf der Höhe der Trakehner Gestütverwaltung stehn. Die — freilich vergebliche — Petition der Stadt Essen gegen das Gesetz wird im Wortlaut mitgeteilt. Auch in diesem Werke vermissen wir Auskunft über die Lage des Handwerks. Aus dem Umstande, daß die zu erwartende Schülerzahl der geplanten obligatorischen Fortbildungsschule auf 5900 geschätzt, an einer andern Stelle die Zahl der Handwerkerlehrlinge auf 598 angegeben wird, lassen sich Schlüsse ziehn, ebenso aus der Bemerkung, daß sich die alte Fortbildungsschule und ihr Direktor Heilermann „große Verdienste um die Heranbildung technischer Hilfskräfte für die hiesige Großindustrie erworben“ haben. Doch darüber wird vielleicht der zweite Band noch einiges melden, der hoffentlich auch einen Stadtplan bringen (der vorliegende Band enthält nur auf den Gas- und Wasserverteilungsplänen winzige Stadtplänchen) und das gewiß höchst merkwürdige Verhältnis der Stadt Krupps zur eigentlichen Stadt darstellen wird. In diesem Bande erscheint der Kanonenkönig nur als Hauptsteuerzahler und Spender von 100000 Mark für Fachklassen, außerdem auf der Photographie eines Kaiserbesuchs. Essen und Düsseldorf haben sich beide für die Bürgermeisterverfassung entschieden und auf den Luxus eines Magistrats verzichtet. Sie befinden sich wohl in der konstitutionellen Monarchie; besonders Essen, das

früher eine sehr unruhige Kommune gewesen ist und namentlich in der Zeit von 1847 bis 1856, wo die kollegialische Verfassung galt, an unerquicklichen Streitigkeiten gelitten hat.

Anti-Nietzscheana. Schopenhauer sagte zu einer Zeit, wo der heutige Antisemitismus noch unbekannt war: der eigentliche Grundfehler des jüdischen Charakters sei der Mangel an verecundia. Danach müßte Nietzsche eigentlich ein Jude sein; denn der hervorstechende Zug in seinen Aphorismensammlungen, die man die Nietzschische Philosophie nennt, ist das Verhöhnen und cynische Herunterreißen alles dessen, wofür der normale Mensch und insbesondre der Deutsche Liebe, Verehrung und Ehrfurcht empfindet. Da Nietzsche, wie und wo er nur kann, den deutschen Genius, das deutsche Volkstum, die deutsche Dichtung, Musik und Philosophie schmäht und zu verkleinern sucht, muß man wohl annehmen, daß der Pole dem Juden nahe verwandt ist; denn mit Stolz rühmt sich ja Nietzsche, daß er kein Deutscher sei, sondern von einem polnischen „Adlichen" namens von Nietzki abstamme. Diese Abstammung wirft übrigens ein interessantes Licht auf die Lehre Nietzsches von dem „Übermenschen"; denn der Übermensch, der seine Mitmenschen, die Herdentiere, nur als Piedestal oder als Objekt der rücksichtslosen Ausbeutung behandelt, ist der richtige Sproß des bekannten polnischen Schlachtizen, der auch sein Bauernvolk jederzeit so unbarmherzig geschunden und ausgenutzt hat.

Wunderbar erscheint es und als ein Beweis für die Urteilslosigkeit unsrer Tagespresse, daß trotz alledem die Verhimmlung dieses Schriftstellers in den Zeitschriften noch immer nicht aufhören will, und man immerfort noch von den sogenannten „Nietzscheana" heimgesucht wird. Nietzsche nennt Kant den „Begriffskrüppel"; Schopenhauer, auf den er sich ursprünglich stützte, und zu dem er als seinem Meister hinaufschaute, ist gänzlich von ihm überwunden und zum alten Eisen geworfen; Richard Wagner, den er in seinen frühern Schriften vergötterte, ist für ihn, seit er den „Parsifal" dichtete und komponierte, der „Konsistorialrat." Aber der eigentliche und vornehmste Gegenstand seines Hasses ist die christliche Religion. Die christliche Dogmenlehre hat ja zu allen Zeiten ihre Gegner gehabt, aber auch sie waren mit den Gläubigen darin einig, daß die sittlichen Anschauungen und Lehren Christi ein unanfechtbares und verehrungswürdiges Gemeingut der ganzen Menschheit seien. Gerade diese — die Nächstenliebe, die Demut, die Sanftmut, die Hingebung und Aufopferung für andre — sind jedoch ein Dorn im Auge Nietzsches. Sie charakterisieren den „Herdenmenschen," sie müssen überwunden und zum Teufel gejagt werden, damit der „Übermensch," der kein Mitleid, keine Liebe, keine Selbstaufopferung, sondern nur den rücksichtslosen Willen zur Macht kennt, heranreifen möge.

Das Verhältnis dieses Übermenschen zu der blonden Bestie, die alles und alle verschlingt, um ihren Heißhunger zu stillen, bleibt unklar. Aber was dem ruhig Denkenden nicht verborgen bleibt, ist der rote Faden, der sich durch alle diese Äußerungen seines kranken Hirns hinzieht. Während Nietzsche ursprünglich ein begabter, geistreicher Mensch war, der als Universitätsdozent in der Schweiz eine geachtete Stellung einnahm, für große Persönlichkeiten und deren Werke eine begeisterte Schwärmerei bekundete, schlug mit zunehmender geistiger Abnormität und dem verwirrenden Größenwahn alle Verehrung und Anbetung in ihr Gegenteil um. Die geistreichen Einfälle, die blendende Ausdrucksweise blieben, aber die „Umwertung aller Werte" stellte sich ein. Alles und alle, die ihm verdächtig erschienen, seinen Ruhm zu verdunkeln, ihn in den Schatten zu stellen, mußten nun in seinen höhnischen Aphorismen heruntergerissen werden. Richard Wagner wurde also der „Konsistorialrat", der Ring des Nibelungen, Lohengrin und Beethovens Fidelio waren nichts gegen Bizets Carmen und dergleichen flache Espritwerke; Kant war der „Begriffskrüppel," Jesus der unheilvolle Züchter des Herdenmenschen.

Trotzdem wird nun dem deutschen Volke dieser durch und durch kranke, bedauernswerte, in Liebe und Haß wie ein Rohr hin und her schwankende „Übermensch" als der

große Philosoph von einer gewissen (oder vielmehr gewissenlosen) Tagespresse vorgeführt. Fühlt man sich durch ihre fortgesetzten Besprechungen und Lobpreisungen wieder und wieder veranlaßt, in Nietzsches Schriften zu lesen, so gewinnt der deutsche gebildete Leser, der auch die Schriften unsrer wirklichen großen Philosophen kennt, immer wieder denselben Eindruck. Ein geistreicher, scharf pointierter Einfall nach dem andern, der Mangel an verecundia, die echt jüdisch-polnische, cynische Verhöhnung und Verleugnung alles dessen, was uns wert und teuer ist und war. Aber die fortwährende Geistreichelei erregt bald tiefen Ekel, sobald man dahinter kommt, daß dem ganzen Knäuel von Aphorismen keine tiefe, wahrhaft in sich zusammenhängende Anschauung der Welt, geschweige denn eines vernünftigen, wertvollen Kosmos zu Grunde liegt. Ein sogenannter „Gedankenblitz" widerspricht dem andern. Auf Seite 30 steht das Gegenteil von dem, was auf Seite 20 im Prophetenton verkündet wurde, gerade wie vorher Schopenhauer und Wagner bald in den Himmel erhoben, bald in den Staub gezogen wurden. Und solche Widersprüche finden sich nicht etwa bloß in nebensächlichen Dingen, sondern in solchen, die zu den Grundlehren und Anschauungen Nietzsches gehören.

Nur auf ein krasses Beispiel soll hier hingewiesen werden. Die Hauptlehre Nietzsches geht dahin, daß der bisher vom Christentum gezüchtete Herdenmensch verdrängt werden und dem „Übermenschen," der alle sittlichen Werte umgewertet und Liebe, Mitleid, Aufopferung u. dergl. Herdentugenden abgelegt hat, Platz machen müsse. Wenn dieser Übermensch, der nur an sich denkt und an die Bethätigung seines mächtigen Willensdrangs, erst rein gezüchtet sei, dann wird alles anders werden, und eine schöne Zukunft der Welt anbrechen (wenn auch nur für den „Übermenschen"; denn das Herdenvieh bleibt immer da und muß da sein, um den materiellen Zwecken des „Übermenschen" zu dienen). Also das Ziel liegt in der Herbeiführung einer schönern Zukunft, eines bessern Diesseits.

Nun fasse man das zusammen mit der andern von Nietzsche immer gelehrten und festgehaltnen Theorie von „der Wiederkehr aller Dinge." — Also trotz der Züchtung des „Übermenschen" kommt der ganze jetzige Zustand mit all seinem Elend, seinen Werten, die umgewertet werden müssen, und dem Mangel des Übermenschen wieder, und in der ewigen Wiederholung solcher jämmerlichen Phasen des wandelbaren kleinen Menschen besteht der Sinn der Welt!

Wie ist es nur möglich, daß solche widerspruchsvollen Phantasmen dem deutschen Volke fortwährend als neuste Errungenschaft des menschlichen Geistes, die alle bisherige Philosophie überstrahle, angepriesen wird! Nur dann wird es erklärlich, wenn man bedenkt, wie wenige sich heutzutage die Mühe nehmen mögen, in die tiefgründige, zusammenhängende Gedankenwelt eines Spinoza, Leibniz, Kant, Schopenhauer oder Lotze einzudringen. Da ist es freilich bequemer und unterhaltender, sich an den Aphorismen und den paradoxen, witzigen Einfällen eines Nietzsche zu delektieren, mit dem behaglichen Gefühl, daß in Wahrheit und Wirklichkeit doch die bisherigen Werte nicht umgewertet werden, und daß die Welt nicht durch Aphorismen aus den Angeln gehoben wird.

Aber trösten wir uns mit der Hoffnung, ja der Zuversicht, daß der schlachtizische „Übermensch," wenn er sich jemals in seiner natürlichen unverhüllten Gestalt — entblößt von allen christlichen, germanischen Tugenden und Werten und nur angethan mit dem rücksichtslosen Willen zur Macht — bei uns leibhaftig zeigen sollte, von der „blonden deutschen Bestie" derart durchgewalkt, niedergetreten und weggefegt werden wird, daß er nicht wiederkommt, womit dann auch die Theorie von der „Wiederkehr aller Dinge" erledigt sein würde.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Reichsfinanzen und Partikularismus

Als die Vertreter der verbündeten Regierungen für die letzte Flottenvorlage die Reichstagsmehrheit dadurch zu gewinnen suchten, daß sie zur Durchführung der Flottenvermehrung in der Hauptsache weder eine Anleihe noch neue Steuern zu brauchen, sondern mit den laufenden Reichseinnahmen auskommen zu können erklärten, ist in den Grenzboten diese Taktik bedauert worden. Bei der Dringlichkeit des Zwecks erschien uns der Weg der Anleihe — genügende Sicherung der Schuldentilgung vorbehalten — als der einzig richtige, da auch neue Steuereinnahmen für das Reich, die hinreichende Erträge liefern könnten, nicht aus dem Ärmel zu schütteln wären, sondern die längst als nötig erkannte, aber noch niemals ernstlich in Angriff genommne durchgreifende Reichsfinanzreform zur Voraussetzung hätten. Daß die Regierungsvertreter zu ihrer Taktik durch die Stimmung der Reichstagsmehrheit veranlaßt waren, machte die Taktik nicht richtig. Der Erfolg hat leider gezeigt, daß trotz großer Sparsamkeit gegenüber den übrigen Reichsaufgaben und trotz der vom Reichstag bewilligten neuen Steuern die Einnahmen des Reichs die Ausgaben nicht mehr decken, vielmehr das Etatsjahr 1902 ein sogenanntes Defizit von 60 Millionen Mark aufweist, und für das nächste Jahr ein mehr als doppelt so großes Defizit in Aussicht steht. Wie der Reichsschatzsekretär erklärt hat, ist das „Steuerterrain abgegrast," und man spricht schon ernstlich davon, daß das Reich seine Fehlbeträge aus Anleihen zu decken gezwungen sein werde. Das wäre natürlich — wenn es überhaupt verfassungsmäßig zulässig ist — finanzwirtschaftlich eine ausgesprochne Notstandsaktion, die unter keinen Umständen vorgenommen werden darf, ohne daß zugleich dafür gesorgt würde, daß keine weitern Defizits mehr vorkommen. In einem kürzlich unter dem Titel „Die Reichsfinanzreform" erschienenen Buche*) schildert der Verfasser, Dr. Hans Köppe in Rostock, die Lage in der Hauptsache ziemlich treffend folgendermaßen: Nicht sowohl die Thatsache, daß sich ein Defizit in solcher Höhe ergeben habe, als vielmehr die „geradezu in eine Not ausgeartete Schwierigkeit, eine Deckung dafür zu finden, ohne dabei aus der

*) Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1902.

einen Not in eine andre größere zu geraten," sei das Charakteristische der Lage, verschärft durch die trübe Aussicht in die Zukunft, in den kommenden Jahren dieselbe Schwierigkeit noch gesteigert, noch unentwirrbarer zu finden. Nicht daß die Quellen der Einnahmen zur Zeit weniger stark flössen, sondern daß der ganze komplizierte Apparat, der sie der Reichskasse zuführe, im Begriff des Versagens sei, und wiederum, daß dieses Versagen nicht durch eine vorübergehende Stockung in der Funktionierung, sondern durch die Untüchtigkeit des Apparats selbst hervorgerufen werde, darin liege die besondre Bedeutung dieses Defizits: „die Versorgung des Reichs mit den Mitteln, deren es zur Erfüllung seiner verfassungsmäßigen Aufgaben bedarf, ist in Frage gestellt."

Sicher ist dieser Tadel unsers Reichsfinanzapparats nicht zu hart, und die Beurteilung des thatsächlichen Notstands nicht zu düster. Wer in die Zukunft sieht, wird sich überzeugen müssen, daß — auch abgesehen von der möglichst schleunigen Durchführung des Flottenbauplans — viel eher auf eine Zunahme der dringend nötigen Ausgaben des Reichs zu rechnen ist, als auf eine Abnahme. Die in der letzten Zeit in manchen Reichsämtern beobachtete Sparsamkeit läßt sich nicht aufrecht erhalten ohne Schädigung der wichtigsten Aufgaben. Und wenn man auch in der Belastung des Reichs mit dem Unterhalt oder der Subventionierung neuer großartiger sozialer Institutionen etwas weniger hastig vorzugehn braucht, als manche unsrer Sozialreformer wünschen, so werden leider für das Heerwesen Mehraufwendungen kaum zu vermeiden sein. Auf keinen Fall darf die 1904 bevorstehende neue gesetzliche Behandlung der Präsenzstärke der Armee unter dem Druck der Reichsfinanznot leiden. Durch Beschneiden der Ausgaben ist also nicht zu helfen, und wenn, was sehr wohl denkbar ist, „im Fall eines außerordentlichen Bedürfnisses" — wo die Verfassung dies allein erlaubt — das Reich sich zu neuen Anleihen entschließen müßte, so würde das zugleich zu geregelter Schuldentilgung und zur Sicherung dazu bestimmter dauernder Einnahmen zwingen.

Erscheint schon deswegen die Zukunft der Finanzlage des Reichs unerträglich und gefährlich, so wird die Aussicht noch trüber bei einem Blick in die Vergangenheit. Niemals ist es den Staatsmännern und Politikern im Deutschen Reich unbekannt gewesen, daß der Finanzapparat — so, wie er ist — nichts als ein provisorischer Notbehelf sei und über kurz oder lang versagen müsse, und daß wer das Reich nicht als Provisorium behandeln wolle, ihm auch einen definitiven Finanzapparat zu geben verpflichtet sei. Wissentlich hat man die Notlage entstehn lassen, wissentlich die aufrichtigen Freunde des Reichs gehindert, ihr vorzubeugen, und wissentlich die dazu berufnen Reichsbeamten zu einer Flickarbeit und zu einem aussichtslosen Fortwursteln veranlaßt, wofür spätere Zeiten schwer Verständnis und Entschuldigung finden werden. Wie wird man — Bundesrat und Reichstag — sich jetzt dazu stellen? Hat der bisher in dieser Frage bethätigte böse Wille dem guten Willen Platz gemacht? Wer die innere Politik in Deutschland bis auf den heutigen Tag unbefangen und aufmerksam verfolgt hat, kann das bezweifeln. Denn leider hat Dr. Köppe wahrscheinlich Recht, wenn er sagt, der ausgesprochne „föderalistische" Zug, der seit der Lex Franckenstein das öffentliche Leben im Reiche in zunehmender Weise durchwehe,

habe den Widerstand gegen die Einführung direkter Reichssteuern, wenn möglich, noch unüberwindlicher gemacht. Aber Recht hat er sicher nicht, wenn er diesen „föderalistischen“ Zug selbst für berechtigt ansieht und die Heilung der Reichsfinanznot damit versuchen will, daß man sich ihm ganz unterwirft. Nicht nur der Einführung direkter Reichssteuern, sondern jeder wirklichen Reichsfinanzreform hat dieser „föderalistische“ Zug seit dreißig Jahren Widerstand geleistet, und er wird jetzt vollends Widerstand leisten, wenn ihm nicht endlich der im Wesen des Reichs begründete und deshalb für den gedeihlichen Bestand des Reiches ganz unentbehrliche „unitarische“ Zug Einhalt gebietet. Nichts lehrt so schlagend, wie die Geschichte des Reichsfinanzwesens, daß dem Partikularismus in den Einzelstaaten viel zu viel Rücksichten auf Kosten des Reichs erwiesen worden sind. Nicht nur das gute Recht der Einzelstaaten unangetastet zu erhalten ist Zweck und Ziel dieses Partikularismus gewesen, sondern von Anfang an hat er jede Schwierigkeit, die die Reichspolitik, jede der vielen Lücken und Unklarheiten, die die Reichsverfassung bot, dazu benutzt, die Rechte des Reichs zu kränken, seine Macht zu schwächen, sein Fertigwerden hinauszuschieben, wo nur es sich mit der verfassungsmäßigen „Reichstreue,“ auf die er natürlich Wert legte, machen ließ. Und dieser „föderalistische“ Zug ist so sehr in Mode gekommen, daß seine Vertreter es jetzt wagen können, jede bescheidne, unabweisbar werdende verfassungsmäßige Wahrung der Reichsinteressen gegenüber dem behaupteten „unbeschränkten finanziellen Selbstbestimmungsrecht“ der Einzelstaaten als Übermaß „unitarischer“ Begehrlichkeit zu verschreien und den kritiklosen Massen wohl gar die Absicht und die Gefahr eines unumschränkten Kaisers von Deutschland vorzureden. Die Reichsfinanzreform ist ihrem Sinne und Wesen nach eine unitarische Aufgabe wie die Reichsgründung selbst, und wer der Lösung dieser Aufgabe in der föderalistischen Strömung zusteuern will, der wird die Reichsfinanzen nur in pejus reformieren. In einer Zeit, wo sich der Partikularismus dank seiner klugen Ausnutzung der Schwächen des Reichs zu einer Macht emporgearbeitet hat, die es nur zu oft als Gebot staatsmännischer Klugheit erscheinen läßt, ihm um den Bart zu gehn, wird man es vielleicht unstaatsmännisch finden, gegen ihn zu den Waffen zu rufen. Aber der Kampf um die Reichsfinanzreform, dem nicht mehr auszuweichen ist, wird wohl viele eines bessern belehren. Insofern darf man vom Defizit im Reichsetat eine gute Wirkung erwarten.

Wer sich mit Fragen wie die Reichsfinanzreform beschäftigt, wird sich immer gegenwärtig halten müssen, daß schon bei der Begründung des Deutschen Reichs, sowohl bei den grundlegenden völkerrechtlichen Verträgen, wie auch bei dem Entwurf der Reichsverfassung die zentrifugalen Elemente einen sehr großen Einfluß ausgeübt und so dem Reich und seinen einzelnen Institutionen den unitarischen Charakter in einem Grade vorzuenthalten vermocht haben, der durch allen juristischen Scharfsinn von Staatsrechtslehrern nicht weginterpretiert und -gedeutet werden kann. Vielleicht wird das neue Werk von Ottokar Lorenz über die Gründung des Reichs und Kaiser Wilhelm I., dessen Kritik vom historischen Standpunkt nicht meine Sache ist, die heilsame Wirkung haben, die jüngere Generation über die beklagenswerte Verfassungsmäßigkeit des

„zentrifugalen Elements“ im Reiche wieder etwas mehr die Augen zu öffnen, und damit zugleich über die große Gefährlichkeit des „föderalistischen Zuges,“ der mehr und mehr im deutschen Volke um sich zu greifen scheint. Und vollends über die Gefahr eines solchen Umsichgreifens unter den deutschen Fürsten, wovor uns der Himmel bewahren möge. Es ist gerade jetzt bedenklich, dieses „zentrifugale Element“ durch gewagte Interpretationen aus der Reichsverfassung herausbringen zu wollen. Man provoziert damit nur den Partikularismus und setzt ihn nachträglich ins Recht. Wir bekennen offen, aber mit dem tiefsten Bedauern, daß z. B. Max von Seydel in seinem Kommentar zur Reichsverfassung gegenüber den Unitariern vom juristischen Standpunkt — um den es sich dort allein handelt — meist im Recht ist. Aber das steht für uns fest: hätte Wilhelm I. schon zu Neujahr 1871 die von Seydel unanfechtbar dargelegten Konsequenzen der zentrifugalen Einflüsse auf die Reichsgründung gekannt, dann wäre es damals zur staatsrechtlichen Etablierung des Deutschen Reichs und des deutschen Kaisertums überhaupt nicht gekommen, sondern es hätten erst weitere, vielleicht nicht schmerzlose politische Entscheidungen stattfinden müssen, die dem unitarischen Willen der großen Mehrheit der deutschen Fürsten und des deutschen Volkes das Übergewicht über den zentrifugalen Willen einer sehr kleinen, aber auf ihre völkerrechtliche Freiheit pochenden Minderheit verschafft hätten. Jetzt haben wir nun einmal die ausgesprochen „föderalistische“ Verfassung, und wir müssen damit rechnen. Aber noch weiter als diese Verfassung selbst geht, sollen die Herren Föderalisten nicht gehn dürfen, ohne sich den Vorwurf der Reichsgegnerschaft gefallen lassen zu müssen.

Über die verfassungsmäßige Grundlage der Reichsfinanzwirtschaft ist folgendes zu bemerken. Nach Artikel 4 Nummer 2 der Reichsverfassung unterliegen der Gesetzgebung des Reichs: „Die Zoll- und Handelsgesetzgebung und die für Zwecke des Reichs zu verwendenden Steuern.“ Der aus der Verfassung des Norddeutschen Bundes herübergenommene Artikel 70 der Reichsverfassung lautet:

Zur Bestreitung aller gemeinsamen Ausgaben dienen zunächst die etwaigen Überschüsse der Vorjahre, sowie die aus den Zöllen, den gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern und aus dem Post- und Telegraphenwesen fließenden gemeinschaftlichen Einnahmen. Insoweit dieselben durch diese Einnahmen nicht gedeckt werden, sind sie, solange Reichssteuern nicht eingeführt sind, durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen, welche bis zur Höhe des budgetmäßigen Betrages durch den Reichskanzler ausgeschrieben werden.

Obwohl die staatsrechtlichen Autoritäten über den Inhalt der meisten Artikel der Reichsverfassung sehr verschiedner Meinung sind, stimmen sie doch über den Inhalt des Artikels 70 in folgenden Punkten, auf die es hier ankommt, so ziemlich überein: daß erstens die Matrikularbeiträge nur als ein Provisorium eingeführt worden sind, das durch ausreichende eigne Einnahmen des Reichs (Steuern) als Definitivum ersetzt werden sollte; daß sich zweitens das Recht des Reichs zur Einführung von Steuern auch auf direkte Steuern erstreckt, und daß sich drittens die Matrikularbeitragspflicht der Einzelstaaten auch auf die Deckung der Fehlbeträge bezieht, die sich ergeben, wenn die eignen

Einnahmen des Reichs hinter dem budgetmäßigen Anschlag zurückgeblieben sind, oder die Ausgaben den budgetmäßigen Anschlag überstiegen haben, wobei jedoch auch diese nachträgliche Erhöhung der Matrikularbeiträge vom Bundesrat und Reichstage durch Gesetz festgestellt werden müssen.

Diese verfassungsmäßige Rechtslage hat die im § 8 des Gesetzes vom 15. Juli 1879 enthaltne Franckensteinsche Klausel dahin abgeändert, daß trotz der durch dieses Gesetz bezweckten gewaltigen Vermehrung der Einnahmen des Reichs die als Provisorium geschaffnen Matrikularbeiträge nicht beseitigt, sondern — die Ansichten, ob die Klausel eine Verfassungsänderung bedeutet, sind geteilt, Bismarck bestritt das — thatsächlich zum Definitivum wurden. Der § 8 des Gesetzes vom 15. Juli 1879 lautet:

Derjenige Ertrag der Zölle und der Tabaksteuer, welche die Summe von 130 Millionen Mark in einem Jahre übersteigt, ist den einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe der Bevölkerung, mit welcher sie zu den Matrikularbeiträgen herangezogen werden, zu überweisen.

Daß die Franckensteinsche Klausel eine Bethätigung des „ausgesprochnen föderalistischen Zuges“ oder, wie Fürst Bismarck sagte, „der zentrifugalen Elemente“ war, braucht nicht mehr bewiesen zu werden, das ist notorisch. Politisch hat die Klausel ja auch das gewollte partikularistische Ziel erreicht: die finanzrechtliche und finanzwirtschaftliche Endgiltigkeit und Selbständigkeit der Reichsinstitutionen bis heute verhindert, den Staatenbund statt des Bundesstaats jedenfalls in dieser Beziehung aufrecht erhalten. Daß sich die von der Klausel erhofften finanzwirtschaftlichen Vorteile für die Einzelstaaten schließlich in schweren Nachteil verwandelt haben, ändert nichts an der Thatsache, daß Übelwollen gegen das Reich die Klausel diktiert hat, und entbindet die Freunde und Vertreter des Reichs auf keinen Fall von der Pflicht, nach Verewigung der Matrikularbeiträge durch den Partikularismus nun erst recht darauf zu halten, daß dem Reich sein gutes Recht, die Einzelstaaten zur Deckung eines Defizits im Reichshaushalt in Anspruch zu nehmen, gewahrt werde. Solange die Matrikularbeiträge in dem durch die Franckensteinsche Klausel nicht aufgehobnen, sondern befestigten Sinne der Reichsverfassung bestehn, kann streng genommen in der Reichswirtschaft ein Defizit gar nicht vorkommen. Laband sagt darüber — unsrer Kenntnis nach ohne Widerspruch gefunden zu haben — u. a. folgendes: „Erweisen sich jedoch die budgetmäßigen Matrikularbeiträge als unzureichend zur Deckung der Reichsausgaben, sei es, weil die sogenannten eignen Einnahmen des Reichs hinter dem budgetmäßigen Anschlage zurückgeblieben sind, oder weil die Ausgaben den budgetmäßigen Anschlag überstiegen haben, so äußert der materielle Verpflichtungsgrund seine rechtliche Wirkung, und es bleibt für die Bundesstaaten die Verpflichtung bestehn, den fehlenden Betrag nachzuzahlen. Es giebt in der Reichswirtschaft kein Defizit im formalen Sinne des Finanzrechts, solange die einzelnen deutschen Staaten zahlungsfähig sind, weil in den Matrikularbeiträgen eine subsidiäre und alle Bedürfnisse umfassende Einnahmequelle von unbeschränktem Umfang gegeben ist.“ Und an andrer Stelle schreibt er: „Sind aber die Matrikularbeiträge höher als die Überweisungen, so bedeutet dies, daß die Organe des Reichs

Ausgaben festsetzen, welche durch die zur ausschließlichen Verfügung des Reichs stehenden Einnahmequellen keine Deckung finden; vielmehr wird die Aufbringung der erforderlichen Mittel den Einzelstaaten auferlegt und ihnen die Sorge überlassen, wie sie dieser Verpflichtung mit den ihnen noch verbliebnen Einnahmequellen genügen. Sind sie dazu außer stande, so müssen die Einzelstaaten Anleihen aufnehmen, um die finanziellen Bedürfnisse des Reichs zu befriedigen."

Das Recht des Reichs, die Einzelstaaten zur Deckung des sogenannten Defizits in Anspruch zu nehmen, steht also fest. Aber das Reich braucht nicht bei jedem Defizit davon Gebrauch zu machen. Es kann (nach Laband) z. B. die Deckung durch Einführung einer Steuer, oder durch Aufnahme einer Anleihe, oder durch Übertragung des Defizits in den Etat des folgenden Jahrs beschließen. Der zuletzt genannte Ausweg verbietet sich den heute zu beklagenden Fehlbeträgen der Reichsfinanzwirtschaft gegenüber von selbst. Schon jeder Versuch wäre lächerlich. Von der Deckung durch eine Reichsanleihe wird gesprochen, und ebenso ist man, so unter andern Dr. Köppe, auch schon wieder auf der Suche nach neuen — und zwar indirekten — Reichssteuern, obwohl nach der Versicherung des Reichsschatzsekretärs, die durch vielfache Erfahrungen bestätigt erscheint, dieses „Steuerterrain abgegrast" ist. Von amtlicher Stelle ist unsers Wissens noch nichts darüber verlautet, wie man die Deckung der Fehlbeträge herbeiführen will. Der Reichsschatzsekretär hat allerdings den Zentrumsantrag, die etwaigen Mehrerträge der Getreidezölle nach Inkrafttreten des neuen Zolltarifs für neue Arbeiterversicherungszweige zu verwenden, durch den Hinweis auf das vorhandne große und die drohenden noch größern Defizite beantwortet, aber er wird wohl selbst am besten wissen, daß diese Mehreinnahme nicht sicher ist, oder daß, wenn sie sicher wäre, sie nicht einmal zur Defizitdeckung ausreichen, geschweige denn den wachsenden Ausgaben genügen würde. Die Mehrerträge aus dem neuen Zolltarif könnten nur zum Vorwand für ein weiteres Fortwursteln genommen werden, dessen Unverantwortlichkeit bei dem heutigen Stande der Reichsfinanzen auf der Hand liegt und nur entschuldigt werden könnte, wenn die kompetenten Organe des Reichs — Bundesrat und Reichstag — wieder aus partikularistischen Rücksichten die Reichsfinanzverwaltung zu solchen Unverantwortlichkeiten zwängen. Der neue Zolltarifentwurf trägt den Schutzzollcharakter noch ausgesprochner als der geltende Tarif. Erreicht er den Schutzzweck, so ist er als Finanzzolltarif unbrauchbar. Jede auf ihm beruhende Reichsfinanzpolitik hätte auf Sand gebaut. Zur Grundlage für eine Reichsfinanzreform, ja nur für ein über einige Jahre hinweghelfendes Fortwursteln, wäre der erhoffte Mehrertrag aus dem neuen Tarif fast noch weniger zu brauchen als zur Grundlage neuer Arbeiterversicherungszweige. Immerhin wäre die Beschlagnahme der Mehrerträge für den letztgenannten Zweck angesichts der akuten Krisis des Reichsfinanzwesens heller Unsinn, und der Reichsschatzsekretär hatte Recht, das anzudeuten. Weiter hat er auch nichts gethan.

Die Frage, ob das Reich die Fehlbeträge durch eigne Anleihen und eigne neue Steuern zu decken suchen, oder ob es von den Einzelstaaten nachträgliche

oder erhöhte Matrikularbeiträge zu diesem Zweck einziehen soll, muß zunächst nach rein praktischen Gründen beantwortet werden, wobei es selbstverständlich ist, daß das Reich die finanzielle Leistungsfähigkeit der Einzelstaaten ebenso berücksichtigt wie seine eigne. Damit kommt man zu der Haupt- und Kernfrage: Sind die Einzelstaaten steuer- und kreditkräftiger als das Reich? Der heute besonders starkwehende „föderalistische Zug“ — und ihm nolens volens folgend, wie es scheint, auch Dr. Köppe — weist diese Frage kurzer Hand mit der Behauptung zurück: An eine Mehrinanspruchnahme der Einzelstaaten ist gar nicht zu denken, sie sind zahlungsunfähig. Das Reich muß sich selbst helfen, aber es darf dabei nicht einmal von seinem guten Recht, über das von ihm bisher allein beweidete Terrain der indirekten Steuern und Zölle hinauszugehn, Gebrauch machen, obgleich das Terrain abgegrast ist. Das ist die neueste Bethätigung der „zentrifugalen Elemente“ im Reich. Wird die Reichsfinanzverwaltung auch ihr gegenüber von Bundesrat und Reichstag zur Unterwerfung wider besseres Wissen gezwungen werden?

Denn nur wider besseres Wissen würde diese Unterwerfung geschehen können. Darüber ist nach den in den letzten Jahren von verschiednen Seiten wiederholt vor der Öffentlichkeit erbrachten Nachweisen über die Finanzlage der Einzelstaaten neben der Finanzlage des Reichs — die der Partikularismus wissentlich herbeigeführt hat — gar kein Zweifel möglich. Die augenblickliche Lage des Reichssteuerterrains ist schon oft genug gekennzeichnet worden. Über die Steigerungsmöglichkeit einzelner Reichssteuern läßt sich natürlich sprechen. Für die brennende Frage der Defizitdeckung kommen sie jetzt so gut wie gar nicht in Betracht. Die Bemühungen der letzten Flottenkommission, neue Reichssteuern bald flüssig zu machen, beweisen das zur Genüge. Nicht besser, wie um die Steuerkraft, steht es um die Kreditfähigkeit des Reichs. Die Milliardenschulden, die es in verhältnismäßig kurzer Zeit für die Wehrkraft hat machen müssen, haben Schutz und Sicherheit für Leben und Wirtschaft der Bewohner des Reichs wie der Einzelstaaten geschaffen, und wenn heute oder morgen dafür neue Anstrengungen nötig werden sollten, so werden selbstverständlich weitere Reichsschulden gemacht werden müssen und, Gott sei Dank, auch gemacht werden können. Diese Schulden stehn in ihrer Notwendigkeit und Berechtigung — wenn man schon davon sprechen will — noch weit über den sogenannten produktiven Anleihen von der Art der Eisenbahnschulden. Man braucht die Reichsschulden gar nicht in einem übertragnen und künstlichen Sinne zu produktiven zu stempeln, um sie politisch zu rechtfertigen. Aber ganz verkehrt wäre es, sich und andern den finanzwirtschaftlichen Unterschied zwischen den Reichsschulden und den Staatsschulden z. B. Preußens, die so gut wie ganz Eisenbahnschulden sind, zu verschleiern. Die eigne Kreditfähigkeit des Reichs kann mit der Kreditfähigkeit der Einzelstaaten überhaupt nicht verglichen werden. Wenn sie auf der heutigen Finanz- und Steuerverfassung des Reichs allein beruhte, so wäre sie nicht weit her. Sie ist fundiert auf die Finanzkraft der Einzelstaaten. Sollte es den „zentrifugalen Elementen“ — auch ohne klar bewußte Absicht — gelingen, die Zuverlässigkeit des Zusammenhangs des Reichskredits mit diesem Fundament oder auch nur

den Glauben an sie zu stören, so würde das Folgen haben von unabsehbarer Tragweite.

Es ist ein Verdienst Adolf Wagners, daß er die günstige Vermögenslage, die starke und verhältnismäßig geschonte Steuerkraft und die Unbedenklichkeit der Verschuldung Deutschlands im Vergleich mit den Hauptstaaten des Auslands allen Zweifeln gegenüber klar nachgewiesen hat. Er mußte dabei vielfach Reich und Einzelstaaten zusammenfassen, um den Vergleich mit dem Auslande überhaupt zu ermöglichen. Aber seine Nachweise unterscheiden auch Reich und Einzelstaaten, und dabei zeigt sich, daß fast alles Lob, das Deutschlands Finanzlage zuerkannt wird, der Lage der Einzelstaaten gilt, nicht der des Reichs. Zu verweisen ist hauptsächlich auf Wagners Lehrbuch der Finanzwissenschaft, dessen 1899 und 1900 erschienener vierter Teil zunächst die Finanzen der deutschen Bundesstaaten einzeln und dann, worauf es uns besonders ankommt, die Reichsbesteuerung und ihre Beziehung zur Landesbesteuerung (S. 646 ff.) sehr eingehend behandelt. Zu verweisen ist außerdem auf eine sehr verdienstliche und gewissenhafte statistische Zusammenstellung über die Reichs- und Staatsfinanzen in dem Jahrbuch des Deutschen Flottenvereins für 1901. Der Verfasser bezeichnet auf Grund seiner Zahlen die Finanzkraft — Steuer- und Kreditfähigkeit — als eine geradezu glänzende, was wieder unmittelbar allein für die Einzelstaaten gilt. Auch die amtliche Statistik des Deutschen Reiches hat neuerdings den Anfang gemacht, die Finanzen der Einzelstaaten zu bearbeiten und darzustellen. Was von den Ergebnissen bis jetzt vorliegt (I. Vierteljahrheft 1902), bestätigt in der Hauptsache die Zuverlässigkeit der vom Flottenverein gebrachten Zahlen und damit zugleich das Ergebnis der Wagnerschen Nachweisungen, daß die Finanzlage der deutschen Einzelstaaten im Vergleich mit dem Auslande, aber auch im Vergleich mit dem Reiche nicht nur nicht ungünstig, sondern recht günstig zu nennen ist.

Das paßt zu der von dem „föderalistischen Zuge" jetzt leider, wie es scheint, nicht ohne Aussicht auf Erfolg behaupteten Zahlungsunfähigkeit der Einzelstaaten in Bezug auf das Reichsdefizit wie die Faust aufs Auge. Es würde einen wunderbaren Eindruck machen, wenn die Reichsfinanzverwaltung und auch der Bundesrat, nachdem sie sich bei der jüngsten Flottenvorlage auf den Standpunkt der günstigen Beurteiler der Verhältnisse der Einzelstaaten gestellt haben, jetzt auf einmal das entgegengesetzte Urteil der „zentrifugalen Elemente" acceptieren und dann 1904, wenn es zur Neufeststellung der Präsenzstärke der Armee kommt, wieder auf das günstige Votum zurückgreifen wollten. Wenn man gewissenhaft alles, was vielleicht auf der einen Seite zu schön, auf der andern zu schwarz gefärbt ist, in Abzug bringt, wird man vom finanzwirtschaftlichen Standpunkt die Frage: Wie sind die jetzt schwebenden Defizits zu decken, durch erhöhte Matrikularbeiträge der Einzelstaaten oder durch neue Steuern und Anleihen des Reichs? — entschieden im Sinne der ersten Alternative beantworten müssen. Fällt die Entscheidung im Reichsschatzamt anders, so wird das der Beweis dafür sein, daß im Bundesrat und Reichstag der Partikularismus auch gegenüber der allerdringendsten Notlage einen übermächtigen Einfluß ausübt, und zwar wissentlich zum Schaden der vitalsten Interessen

der Reichsfinanzen. Daß die im partikularistischen Sinne durch die Franckensteinsche Klausel eingeführten überreichlichen „Überweisungen“ durch ihre Unsicherheit und ihre gewaltigen Schwankungen die Finanzwirtschaft der Einzelstaaten in hohem Grade schädlich beeinflußt haben, sodaß sich jetzt sehr empfindliche Unbequemlichkeiten bemerkbar machen, kann an dem Urteil über die Leistungsfähigkeit einerseits des Reichs, andrerseits der Staaten zur Deckung des Defizits nichts ändern. Die Einzelstaaten sind trotzdem die kräftigern, mögen sie auch, wie die Sachen heute liegen, den Deckungsbetrag leichter durch Anleihen als durch Steuern aufbringen können.

Aber die Deckung der etatsmäßigen Fehlbeträge steht hinter der dauernden Reichsfinanzreform an Bedeutung weit zurück, wie ja auch Köppe das sehr gut dargethan hat. Laband sagt darüber: „Der gegenwärtige Zustand des Finanzrechts ist infolge dieser Mißgriffe der Gesetzgebung ein sehr unbefriedigender, und die Herstellung einer bessern Ordnung des Verhältnisses zwischen der Finanzwirtschaft des Reichs und der der Einzelstaaten kann gegenwärtig als die dringendste Aufgabe der Reichsgesetzgebung bezeichnet werden.“

War in der Hauptsache der „föderalistische Zug“ daran Schuld, daß es so gekommen ist, obgleich man schon bei der Begründung des Reichs die Unhaltbarkeit des provisorisch angenommenen Finanzrechts allseitig erkannte und 1879 bei der Verewigung dieser Unhaltbarkeit darüber nicht zweifelhaft sein konnte, so ist doch dabei auch von „konstitutionellen Rücksichten“ viel geredet worden. Sie können aber hier als rein politischer Natur beiseite gelassen werden. Nur der Wunsch sei geäußert, daß auf keiner der beiden Seiten die Rüstung für den „Konfliktsfall“ wieder so sehr zur Hauptsache gemacht werden möge, daß es nicht zu einer brauchbaren und dauernden Grundlage für das friedliche Zusammenarbeiten von Parlament und Regierung kommt. Thatsächlich hat übrigens bisher der „konstitutionelle Zug“ im Vergleich mit dem „föderalistischen“ in der Entwicklung unsers Reichsfinanzrechts durchaus den kürzern gezogen.

Was den sogenannten „eignen“ Einnahmen des Reichs vor allem fehlt, springt in die Augen: die Beweglichkeit, die Anpassungsfähigkeit an den wechselnden Bedarf. Köppe sagt darüber mit Recht, es genüge nicht, die gegenwärtige Lücke in den Deckungsmitteln zuzustopfen, auch nicht, einen bestimmten Satz darüber hinaus festzulegen, sondern die Einnahmeverhältnisse selbst seien in der Weise beweglich zu machen, daß eine Anpassungsmöglichkeit und Anpassungsfähigkeit zwischen Bedarf und Deckung bestehe, daß geeignete Einrichtungen vorhanden seien, den Ausgleich zwischen beiden herbeizuführen, ohne jedesmal eine neue „Reform“ — die mit jedem mal an Schwierigkeiten noch bedeutend zunehmen werde — notwendig zu machen. Dieser „bewegliche Faktor“ werde nun zwar schon seit Jahren ebenso eifrig gesucht, wie er als notwendig erkannt werde, aber das Suchen wäre bisher ohne Erfolg gewesen, weil keiner der in Betracht kommenden Steuerquellen eine solche Beweglichkeit beizulegen möglich scheine, ohne entweder ihre Ergiebigkeit zu schwächen oder wichtige volkswirtschaftliche Interessen zu verletzen. Trotzdem macht sich Köppe

selbst auf die Suche, und zwar allein auf dem „abgegrasten“ Terrain der bisher dem Reich überlassenen Zölle, Verbrauchssteuern und Stempelabgaben, wobei er die Zölle und Verbrauchsabgaben auf unentbehrliche Lebensmittel ausscheidet, nur die „Finanzzölle“ heranziehn will. Zuschläge von neun bis zehn Prozent zu den zur Zeit geltenden Zoll- und Steuersätzen würden nach seiner Rechnung genügen, sechzig Millionen Mark, also den Fehlbetrag von 1902 aufzubringen. Es wird ebenso schwer werden, die Bedenken gegen die „Beweglichkeit“ dieser abgegrasten Abgaben zu überwinden, wie die gegen die andern auf demselben Terrain liegenden. Die alljährliche Festsetzung würde immer eine Unsicherheit in Handel und Gewerbe hervorrufen, gegen die man sich mit Händen und Füßen wehren wird. Und das Ergebnis würde dann sicher ein unzureichender Ertrag der Zuschläge sein. — Wir enthalten uns einer eingehendern Kritik. Sie wird zurecht kommen, wenn das Reichsschatzamt mit Vorlagen in dieser Richtung herauskäme, wovon noch nichts verlautet. Ganz stimmen wir dem Verfasser bei in dem Wunsche, den Tabakgenuß höher zu besteuern. Namentlich wäre u. E. eine kräftige neue Zigarrensteuer zu empfehlen. Aber auch dabei ist der Wunsch, den Verbrauch stark einzuschränken, für uns die Hauptsache, auch wenn die Steuerquelle dabei versiegt. In demselben Sinne plaidieren wir auch für eine weit höhere Besteuerung der alkoholischen Getränke. Das Steuerinteresse sollte hier überall in den Hintergrund treten.

Am bemerkenswertesten an Köppes Standpunkt ist für uns das Negative: die schroffe Perhorreszierung nicht nur erhöhter Matrikularbeiträge sondern auch jeder „direkten Reichssteuer,“ und wie er sie begründet. Er sagt darüber: Die Einführung direkter Reichssteuern sei nach wie vor ein aussichtsloses Projekt. Die Regierungen der Einzelstaaten könnten darauf nicht eingehn, „ohne eines der wesentlichsten ihnen verbliebnen Souveränitätsrechte, das Finanzhoheitsrecht, zum Opfer zu bringen.“ Dieses „nahezu selbstmörderische Opfer“ komme für sie absolut nicht in Frage. Dasselbe müsse aber auch gelten von Projekten, die die direkte Besteuerung zwar nicht formell zur Reichssache machten, sondern nur eine einheitliche Kodifizierung der sämtlichen partikularen direkten Besteuerungen im Wege der Reichsgesetzgebung herbeiführen und auf Grundlage dieser Vereinheitlichung die Matrikularbeiträge durch kontingentierte Zuschläge zu den solchergestalt gleichartig gemachten direkten Landessteuern nach dem Maßstabe des „steuerlichen“ Aufbringens der Einzelstaaten ersetzen wollten. Dieses Projekt — von Miquel seinerzeit im Reichstage gestreift, von Preuß in seiner Schrift: „Reichs- und Landesfinanzen“ (1894) näher ausgeführt — laufe doch auf das bekannte „Wasch mir den Pelz und mach mich nicht naß!“ hinaus. Denn wenn die Grundsätze und die Veranlagungsart durchweg reichsgesetzlich geregelt wären, so bleibe den Einzelstaaten thatsächlich nur noch das Recht, die Höhe des jeweiligen Steuersatzes zu bestimmen, der zur Deckung ihres laufenden Bedarfs nötig sei: „Sie sinken dann thatsächlich hinab auf das Niveau der Gemeinden, die nur die Höhe ihres Bedarfs und die Höhe des erforderlichen Zuschlags zu den Staatssteuern feststellen, haben also im wesentlichen nur noch eine rechnungsmäßige Aufgabe zu lösen. Das ist aber weit entfernt von dem »unbeschränkten finanziellen Selbstbestimmungs-

recht«, das staatlicherseits — namentlich besonders nachdrücklich kürzlich vom bayrischen Finanzminister — für die Einzelstaaten als unbedingte Notwendigkeit gefordert worden ist. Man kann den Einzelstaaten nicht den Kern ihres Finanzhoheitsrechts nehmen und ihnen die Schale davon lassen. Es ist ihnen daher auch nicht im mindesten zu verdenken, wenn sie gegen eine solche Reform sich unbedingt ablehnend verhalten."

Diese Sätze hätten Köppe veranlassen sollen, sein Buch mit den Worten zu schließen: Ich habe zwar am Anfang anerkannt, daß zur Zeit „die Versorgung des Reichs mit den Mitteln, deren es zur Erfüllung seiner verfassungsmäßigen Aufgaben bedarf, in Frage gestellt" ist, aber ich verzichte auf die Heilung des Übels, um dem „föderalistischen Zuge" nicht entgegentreten zu müssen. In der That, nicht nur der Ersatz der Matrikularbeiträge, die jetzt die einzigen anpassungsfähigen Einnahmen des Reiches sind, durch eine anpassungsfähige Reichssteuer muß sich bei solchen Grundsätzen als aussichtslos erweisen, sondern — was fast noch betrübender ist — auch jede Reform der Matrikularbeiträge selbst wird dadurch unmöglich gemacht.

Es ist wieder ein großes Verdienst Ad. Wagners, in dieser Beziehung den Herren Partikularisten und ihren Gönnern die Wahrheit gesagt zu haben. Wagner hat nie Vorliebe für die direkten Steuern gehabt, im Gegenteil; aber er sieht ein und spricht es aus, daß jetzt die Ausbildung der direkten Steuern in Deutschland im Vergleich mit der der indirekten zurückgeblieben ist oder zurückzubleiben anfängt. Man lese darüber seine Darstellung der Steuerverhältnisse in den deutschen Einzelstaaten nach. Die Behauptung von der übermäßigen Anziehung der direkten Steuerschraube wird dann als Märchen erkannt werden. Über die Reichssteuern und ihren Zusammenhang mit dem Staatssteuerwesen mögen hier im Anschluß an Wagners Ausführungen folgende Bemerkungen Platz finden. Nach § 70 der Reichsverfassung werden die Matrikularbeiträge auf die einzelnen Staaten „nach Maßgabe ihrer Bevölkerung," also nach der Kopfzahl umgelegt. Die Plumpheit und Härte dieses Maßstabs liegt auf der Hand, fast ebenso wie die Ungerechtigkeit einer direkten Kopfsteuer. Wolle man — sagt Wagner — für die Matrikularbeiträge einen ordentlichen Verteilungsmaßstab feststellen, so müsse man zuerst „eine in ihren Grundzügen gleiche Verfassung der direkten Steuern, und zwar in der Form der allgemeinen Einkommen- und der allgemeinen Vermögenssteuer haben." Auf Grund einer Veranlagung der ganzen Reichsbevölkerung danach könne man überhaupt erst feststellen, wie sich die relative Leistungsfähigkeit der Bevölkerung der Einzelstaaten zu einander verhalte. Wären die Einzelstaaten einigermaßen nach Volkszahl, Berufsarten, wirtschaftlicher Entwicklung usw. homogen, so wäre ein solches Vorgehn vielleicht noch entbehrlich. Bei der jetzigen Sachlage sei es durchaus geboten. „Auf das verfassungsmäßige Recht zur Forderung von Matrikularbeiträgen sollte überhaupt unter keinen Umständen vom Reich verzichtet werden, einerlei, ob und wie weit man praktisch zur Herstellung des Gleichgewichts zwischen Einnahmen und Ausgaben im Reichshaushalt von diesem Rechte jeweilig Gebrauch macht, denn in diesem Rechte hat das Reich ein unter unsern politischen Verhältnissen gar nicht zu entbehrendes Pressionsmittel auf den Reichstag,

die Landtage, die Regierungen der Einzelstaaten." Aber mit Recht verlangt Wagner doch auch, daß die „eignen" Reichseinnahmen für die — auch beständig wachsenden — Finanzbedürfnisse, die nicht durch Schuldaufnahmen gedeckt werden dürfen, ausreichten, und dazu seien auch direkte Reichssteuern (Einkommen-, Vermögens-, Erbschaftssteuer) sehr wohl in Betracht zu ziehn. Wenn man jedoch „in außerordentlichen Fällen" auf die Erhebung der Matrikularbeiträge zurückgreifen müßte, so würde die Regelung der direkten Landessteuern durch das Reich auch dafür erst den richtigen Repartitionsmaßstab statt des rohen gegenwärtigen nach der Kopfzahl geben: „Man würde nach der in der Einkommen- und Vermögenssteuer sich kundgebenden Leistungsfähigkeit die Summen der Matrikularbeiträge jedes Einzelstaats bestimmen und sie dann innerhalb desselben nach der Veranlagung zu diesen Steuern auf die einzelnen Zensiten umlegen."

Max von Seydel erkennt die Befugnis des Reichs, für seine Zwecke sowohl indirekte wie „direkte" Steuern aufzuerlegen an. Er hält aber die Frage, ob direkte Reichssteuern einzuführen seien, „rechtlich und wirtschaftlich" für nicht unbedenklich. Die Erhebung direkter Reichssteuern enthalte einen „bedeutenden Eingriff in die innere Verwaltung und insbesondre in den Haushalt der Bundesstaaten." Auf diesem Wege könne in „mittelbarer" Weise das ganze Steuersystem des Staats vom Reiche „beeinflußt" werden, und es setze eigentlich eine direkte Reichssteuer — wenn sie eine bedeutende sei und nicht wirtschaftlich nachteilige Folgen erzeugen solle — eine gleichmäßige Ordnung des Steuersystems in allen Bundesstaaten voraus. Eine solche „mittelbare Beeinflussung" der Steuerverfassung der Einzelstaaten kann doch nach dem von Seydel selbst zugegebnen Sinne der Verfassung „rechtlich" nicht bedenklich sein. Es wird sich immer nur fragen, ob sie wirtschaftlich zweckmäßig ist. Und daß sie das wenigstens sein „kann," wird Seydel kaum leugnen. Von einem Recht des Reichs, gesetzgeberisch in das Landessteuerrecht einzugreifen, ist nirgends die Rede. Mit dieser ganzen Ausführung ist Seidel entschieden im Unrecht. Sie kann eigentlich nur politisch erklärt werden, und dann wäre ihr Sinn ausgesprochen partikularistisch.



Der Frankfurter Warenhandel von 1750 bis 1866

Von E. Gerland in Homburg v. d. Höhe

1. Die Verkehrsmittel



Die moderne Handelsgeschichte lehrt uns vor allem eins: wie ungemein rasch sich einschneidende Änderungen vollziehen, und wie oft sich in wenig Jahren die Grundbedingungen eines ganzen Handelszweiges radikal verändern können. Es mag sein, daß uns die ältern Zeiten, weil wir sie aus größerer Ferne betrachten, nicht mehr ein so genaues Bild gewähren und deshalb den Eindruck größerer Stabilität in allen Lebensverhältnissen hervorbringen; aber Thatsache bleibt

se rasche Aufeinanderfolge der Entwicklungsreihen für die neuern Zeiten. ich das Jahrhundert, das Hugo Kanter in den volkswirtschaftlichen Abhand- ngen der badischen Hochschulen (in dem kürzlich erschienenen dritten Heft des Bandes) für die Frankfurter Handelsgeschichte zu betrachten unternommen t, lehrt uns diese Erfahrung von neuem erkennen. Übrigens pflegt sie sich ch der einfachsten und natürlichsten Betrachtung geradezu aufzudrängen. enken wir nur an die Entwicklung der Verkehrsmittel. Im Beginn der eriode, die uns Kanter vorführt, seit 1765 etwa, fing man eben in Deutsch- nd an, nach dem Muster der Franzosen Straßen mit fester Trace, d. h. mit eitengräben, festem Damm und Baumreihen, anzulegen, und man nannte sie, en weil man die Einrichtung den Franzosen entlehnt hatte, mit französischem amen „Chausseen." Aber wie lange dauerte es noch, ehe die deutschen traßen mit den französischen auf dem linken Rheinufer konkurrieren konnten. bwohl die österreichische Regierung wegen ihrer Besitzungen im Breisgau, der genannten vorderösterreichischen Lande, alles that, eine gute Verbindung vischen Frankfurt und der Schweiz auf dem rechten Rheinufer herzustellen, hat doch die Stadt Frankfurt noch im Jahre 1775 entschieden, daß die anzösische linksrheinische Straße die bessere und billigere sei und deshalb trotz r entgegenstehenden Kreisbeschlüsse des oberrheinischen Kreises von ihren uhrleuten befahren werden solle. Allmählich aber wandte sich das Interesse ler deutschen Regierungen der Verbesserung und der Anlage von Kunststraßen zu, msomehr als die vorhandnen natürlichen Wasserwege zumeist in einem ziemlich aurigen Zustande waren. Es ist vielleicht bezeichnend für das allgemeine In- resse, das diese Fragen seinerzeit fanden, daß die kursächsische Regierung itweilig daran dachte, einen der bekanntesten Reiseschriftsteller der damaligen Zelt, den berühmten Spaziergänger nach Syrakus, Joh. Gottfried Seume, in e Verwaltung der sächsischen Chausseen zu berufen. Es war dies überhaupt e große Zeit des Fuhrmannsgeschäfts, das noch jetzt in so vielen litterarischen Denkmälern in einer gewissen Glorie fortlebt; freilich auch zugleich die Zeit ır ein andres weniger respektables Geschäft. Es ist kein Zufall, daß gerade m die Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert der Schinderhannes n Nahethal jenseits des Rheins und andernorts der berühmte Lips Tullian ır Wesen trieben, und daß damals so manche Räubergeschichten Schriftsteller nd Leser fanden. Diese Entwicklung des Fuhrwesens dauerte bis weit ins eunzehnte Jahrhundert hinein und hat vielleicht damals erst seine höchste Blüte efeiert. Noch jetzt wissen ja ältere Leute zu erzählen, wie sich in ihrer Jugend n den Thoren unsrer deutschen Städte an gewissen Wochentagen die Wagen- eihen sammelten, bis man ihnen die Stadtthore öffnete, und wie sich dann ie lange Linie durch die Straßen der Stadt bewegte. Wie manches weitläufig ngelegte Wirtshaus an den Heerstraßen ist noch jetzt eine Erinnerung an iese Zeit und den einstigen Wohlstand seiner Bewohner.

Dann kam der große Umschwung durch die Eisenbahnen. Kanter unter- scheidet vier Perioden im Ausbau der deutschen Bahnen. Die erste, die be- kanntlich mit dem Bau der Strecke Nürnberg-Fürth im Jahre 1835 begann und nur die Verbindung naheliegender Städte wollte, hatte für Frankfurt

namentlich durch den Beginn der Taunusbahn (1838) Bedeutung. Die zweite Periode, die die Verbindung größerer Industrie- und Handelszentren beabsichtigte, brachte Frankfurt die Strecken Frankfurt-Mannheim und Mannheim-Basel (geplant seit 1842, die Main-Neckarbahn eröffnet 1846). Die dritte Periode beginnt für Frankfurt mit dem Jahre 1852; die Stadt ist jetzt an alle großen Linien angeschlossen; durch die Main-Neckarbahn und die badische Staatsbahn an den Süden (Italien und die Schweiz) und an den Westen (Paris); durch die pfälzische Ludwigsbahn über Mannheim an Paris, sowie schon seit längerer Zeit durch die rheinischen und die belgischen Bahnen an Paris; durch die Main-Weserbahn an den Norden und Nordosten; durch die Strecke Frankfurt-Dresden an Böhmen und Wien. Die vierte Periode brachte den innern Ausbau des Bahnnetzes; auch kleinere Städte streckten jetzt ihre Fühler zu den größern Linien aus, so wurde die Strecke Frankfurt-Homburg im Jahre 1860 eröffnet. Eine fünfte Periode hat in unsern Tagen begonnen. Überall zeigt sich das Bestreben, sich unabhängiger von den großen Eisenbahnlinien zu machen. Darum die vielen projektierten und zum großen Teil auch schon gebauten Neben- und Kleinbahnen, die dem Verkehr gleichsam auf seinen intimsten Wegen nachgehn; darum aber auch das Bestreben, sich überhaupt von einer bestimmten Route, von Fahrplänen und Haltestellen frei zu machen. Unsre Landstraßen haben sich wieder gewaltig belebt, und Fahrräder wie Automobile verkünden die Wahrheit des alten Satzes, daß neue Verkehrsmittel die alten nicht zu schädigen brauchen, sondern diese durch die Steigerung des Verkehrs eher zu vervollkommnen und neu zu beleben pflegen.

2. Die Stände in ihrer Beziehung zum Warenhandel

a) Die Handwerker und die Krämer

Kanter hat in seiner Abhandlung, wie schon der Titel angiebt, den Geldhandel nicht erwähnt; es fehlt demnach der wichtigste Zweig des Frankfurter Geschäftslebens, und man muß sich das bei der Lektüre des Buches beständig gegenwärtig halten. Aber auch der gesamte Warenhandel ist der Besprechung nicht unterzogen worden, sondern nur der Handel mit gebrauchsfertiger Ware. Mit andern Worten: von dem Handel mit Rohprodukten und deren Verarbeitung ist nicht die Rede. Der jeweilige Stand der Frankfurter Industrie wird nur nebenbei nach den Bedürfnissen des Themas gestreift. Was aber ergiebt sich aus der Untersuchung für die Gesamtheit des Frankfurter Lebens in den Jahren 1750 bis 1866? Wir können danach innerhalb der städtischen Bevölkerung vier Klassen je nach ihrem Verhältnis zum Warenhandel unterscheiden: 1. die Handwerker, 2. die Krämer, 3. die Handelsleute, 4. den Adel.

Die Handwerker gehören zum Warenhandel, insofern ihnen gesetzlich der Handel mit allen in ihr Handwerk einschlagenden Artikeln vorbehalten ist. Über die politische Seite dieses sogenannten Nahrungsschutzes gedenke ich nachher zu sprechen. Lassen wir uns vor der Hand an der Thatsache genügen. Diese Thatsache aber hatte um so größere Bedeutung, je mehr die Erzeugnisse des Handwerks nach und nach der kapitalistischen Unternehmung, der Herstellung in Fabriken, anheimfielen. Einige solcher Erzeugnisse waren schon zu

Beginn unsrer Periode dem Vertrieb durch die Krämer freigegeben, nämlich Leinwand, Bandwaren, Galanterie- und Bijouteriewaren. Man sieht, es sind dabei die ältesten Erzeugnisse der deutschen Industriethätigkeit. Andre Waren aber wurden dem Verkauf durch Handwerker vorbehalten, obwohl sie auch schon im achtzehnten Jahrhundert in kapitalistischen Betrieben hergestellt wurden. Es sind das die Gold- und Silberwaren, Kürschnerwaren, Knopfmacherwaren, Posamentierwaren, Glaswaren, Dreherwaren, Messerschmiedewaren und Buchbinderwaren; die Uhrmacher durften Schwarzwälder Uhren, die Schmiede steirische Sensen und die Hutmacher Berliner Hüte verkaufen. Der Gedanke des Nahrungsschutzes blieb nun in Frankfurt — trotz mancher Modifikationen im einzelnen — fast bis zum Augenblick des Untergangs der städtischen Freiheit rechtskräftig (genau gesagt, bis zum 12. Januar 1864). Es ist bezeichnend, daß es in der Zeit nach der Begründung des Deutschen Bundes wegen dieser Fragen zu einer Art politischem Konflikt, zu einem Handelskrieg zwischen Frankfurt und Baden gekommen ist. Frankfurt hatte die Einfuhr der Chaisen einer Rastatter Firma untersagt, worauf die badische Regierung mit dem Verbot des Musterreisens der Frankfurter Kaufleute in ihrem Gebiet antwortete. Aber das sind Kleinigkeiten, und die Hauptsache war, daß die städtischen Körperschaften am Prinzip des Nahrungsschutzes ruhig festhielten.

Die Entwicklung des Frankfurter Handwerks ergiebt sich aus einer lehrreichen Tabelle, die Kanter auf Seite 108 seines Buches veröffentlicht hat. Von dieser Tabelle sind zunächst die Bauhandwerker, die Metzger und die Bäcker, deren Geschäft eine eigne und im allgemeinen recht günstige Entwicklung nahm, ausgeschlossen. Für die übrigen Handwerke aber sind auf Grund brauchbarer Quellen die Jahre 1836, 1858 und 1861 nebeneinander gestellt. Aus diesen Zahlen ergiebt sich folgendes: 1. Einzelne Handwerke verschwinden nach und nach, d. h. sie werden durch den Verkauf von Fabrikwaren ersetzt, zum mindesten aber verschwindet die Spezialisierung der Gewerbe. So sind von früher vorhandnen Betrieben im Jahre 1861 ganz ausgefallen: die Barchent- und die Leinenweber, die Färber, die Büchsenmacher und die Feilenhauer, die Kurzmesserschmiede, die Sporer- und die Zeugschmiede, die Pergamenter, die Siebmacher, die Säckler, die Tuchbereiter, die Wagner und die Knopfmacher. An Personal und Arbeitsstätten sind absolut zurückgegangen: die Schmiede, die Kupferschmiede, die Schwertfeger, die Kammmacher und die Seiler, auch die Dreher, die Gürtler und die Zinngießer. Zwar nicht absolut, aber im Verhältnis zur wachsenden Einwohnerzahl der Stadt sind die Bürstenbinder zurückgeblieben. 2. Das Handwerk beginnt sich kapitalistischer zu gestalten, d. h. die Zahl der Betriebe geht zurück, während die Stärke des Personals steigt. Dies zeigt sich namentlich bei den Bendern (Bandmachern), den Gerbern, den Sattlern, den Schneidern und den Schuhmachern; auch bei den in unsrer Tabelle nicht inbegriffnen Bauhandwerkern, den Metzgern und den Bäckern. 3. Einzelne Handwerker werden mehr und mehr zu bloßen Händlern mit Reparaturwerkstätten; so die Gold- und Silberarbeiter, die Kürschner und die Uhrmacher. 4. Andre Gewerbe halten sich konstant, d. h. sie vermehren sich dem Steigen der Bevölkerung entsprechend sowohl an Zahl der Betriebe wie in

der Stärke des Personals; hierher würden die Buchbinder, die Hutmacher und die Posamentierer zu rechnen sein.

Gehn wir nunmehr zu einer Betrachtung der Krämer über, so wird uns folgendes Bild entgegentreten. Auch die Thätigkeit der Krämer war durch gesetzliche Bestimmungen beschränkt. So war ihr Arbeitsgebiet gegen die Handwerker abgegrenzt: nur bestimmte Industrieartikel, die schon oben erwähnt worden sind, waren ihnen freigegeben; von den Nahrungsmitteln war ihnen der Verkauf von Fleisch, der natürlich den Metzgern zufiel, untersagt. Dagegen stand ihnen das weite Feld der vegetabilischen Nahrungsmittel, sowie der Handel mit Wildbret, Geflügel usw. offen. Aber auch innerhalb des Standes gab es trennende Gesetze. Das ganze Gebiet war in Branchen eingeteilt, und bei der Bewerbung um die Konzession für einen Detailhandel, die das Rechnungs- und Rentenamt erteilte, hatte man die Branchen, die man führen wollte, namhaft zu machen. Ein Hinausgehn über die einmal gezogne Grenze und ein Hinübergreifen in andre Branchen war nicht erlaubt. Das Recht zum Detailhandel hatte jeder Frankfurter Bürger und jede Bürgerswitwe; in Ausnahmefällen erhielten auch Beisassen die Konzession. Eine besondre kaufmännische Vorbildung wurde nicht verlangt. Auch beim Vorhandensein nur ganz geringer Barmittel wurde die Erlaubnis von der Behörde erteilt. Diesen Verhältnissen entspricht auch der allgemeine Zustand des Gewerbes. Es nährte, kann man sagen, in auskömmlicher Weise seinen Mann. Bei dem notorischen Wohlstande der Stadt und der absichtlich zurückgehaltenen Konkurrenz fanden die vorhandnen Geschäfte ihren Verdienst. Dagegen war aber auch jede größere Spekulation und jedes bedeutendere Risiko ausgeschlossen. Der Kapitalismus stand mit andern Worten dem Detailhandel noch ganz fern. Große Warenhäuser mit einer Unzahl von Artikeln, die teilweise dem Verderben oder dem Wechsel der Mode ausgesetzt sind, und die also ein größeres Risiko mit sich bringen, gab es noch nicht.

b) Die Handelsleute und der Adel

Diese größere und umfangreichere Thätigkeit finden wir nur beim Handelsmann. Gerade die Stellung und die Aufgaben des Handelsmannes haben aber in unsrer Periode die merkwürdigsten Wandlungen erfahren. Zunächst muß man feststellen, daß sich die Mitglieder dieses Standes und zumal die führenden Personen aus lauter neuen Familien zusammensetzen. Franzosen, Vlamen und Holländer (zumeist Hugenotten) sowie Italiener ließen sich in der Stadt nieder und begannen ihre Geschäfte meistenteils mit dem Vertrieb ihrer heimischen Industrie- und Landesprodukte. Dagegen hielt sich der eingeborne Frankfurter Stadtadel dem Warengeschäft fast völlig fern und widmete sich nur der städtischen Regierung, sowie der Verwaltung des eignen, hauptsächlich in städtischem und ländlichem Grundbesitz angelegten Vermögens. Die Thätigkeit der Handelsleute erstreckte sich hauptsächlich auf das sogenannte Grossogeschäft, das erst zu Ende unsrer Periode durch das Geschäft des Großsortimenters ersetzt wurde. Aber auch das Grossogeschäft hat die mannigfachsten Wandlungen erfahren. Anfangs ließen die Geschäftsinhaber durch ihre Söhne oder An-

gestellten die betreffenden deutschen oder ausländischen Bezirke bereisen und dort einen bestimmten Industrieartikel oder ein Landesprodukt aufkaufen; später vereinfachte sich die Sache insofern, als sich in den deutschen Industriebezirken kaufmännisch gebildete Leute niederzulassen begannen, die die Erzeugnisse ihres Bezirks auf die Frankfurter Messe brachten und dort an die Frankfurter Grossisten absetzten. Diese hielten in der Stadt große Warenlager, sogenannte Höfe, in denen enorme Massen, aber zumeist nur eines Artikels, aufgespeichert wurden.

Kanter hat wohl Recht, wenn er sagt, daß man manches damalige Warenlager an äußerm Umfang mit unsern heutigen Riesengeschäften wohl vergleichen könne; der Unterschied war nur der, daß sich der Grossist auf eine Branche beschränkte, während unsre heutigen Warenhäuser die mannigfaltigsten Artikel zu führen pflegen. Dieses Geschäft war an sich schon mit der Spedition verbunden. Aber die Spedition erlebte auch als selbständiges Geschäft in Frankfurt eine außerordentliche Blüte. In der ältern Zeit kamen der Spedition das Frankfurter Stapelrecht und die Speditionsrechte zu gute; auch der Umstand, daß bei der Seltenheit fahrbarer Straßen und bei dem Fehlen jeder andern als der „alten Mainbrücke“ die Stadt Frankfurt von den Fuhrleuten nicht umgangen werden konnte.

So wurde Frankfurt der Knotenpunkt der Straßen und der Sammelpunkt der Waren; seinem Speditionsgeschäft fielen Umladung und Weiterbeförderung der Warenballen zu. In späterer Zeit, als im Laufe der napoleonischen Wirren mit manchem andern Rechte der guten alten Zeit auch das Frankfurter Stapelrecht und die übrigen Speditionsrechte verloren gegangen waren, kam den Frankfurter Kaufleuten ihr großer Schatz an Geschäftserfahrung zu gute. Es war auch im neuen Deutschen Bunde eine schwierige Frage, wie man eine Ware auf dem sichersten und billigsten Wege zu leiten habe. Der Kalkulation im Speditionsgeschäft war also damit ein weites Feld eröffnet, und so blieb die Bedeutung dieses Geschäftszweiges bestehn, bis sich durch den Zusammenschluß Deutschlands zu einem einheitlichen Zollgebiet und durch die weitere Ausdehnung der Eisenbahnen der Spedition neue Aufgaben eröffneten.

Von der Bedeutung des Frankfurter Warenhandels giebt uns ein Ereignis aus der napoleonischen Zeit selbst vielleicht das beste Bild. Napoleon hat bekanntlich seine große und, wie wir ruhig zugeben wollen, in vieler Hinsicht segensreiche Idee der Kontinentalsperre nicht ganz durchführen können. Die Kolonialwaren, die ja durch die napoleonische Maßregel zugleich mit den englischen Industrieprodukten vom europäischen Festland ausgeschlossen wurden, ließen sich nicht ganz entbehren, und so sah sich der Kaiser gezwungen, von Zeit zu Zeit gewissermaßen von Staats wegen seine Länder wieder mit Kolonialwaren zu versehen. Es geschah das auf dem Wege offizieller Versteigerungen. Im Jahre 1811 ließ Napoleon für 36 Millionen Gulden Kolonialwaren von Magdeburg nach Frankfurt schaffen und sie dort versteigern. Davon blieb ein reichliches Drittel in der Stadt, während der Rest nach dem Süden (z. B. der Schweiz) ging.

Gleichwohl dürfen wir uns darüber nicht täuschen, daß auch damals das

Hauptgeschäft der Stadt nicht der Warenhandel, sondern das Geldgeschäft war. Gerade dafür boten sich ja in den Zeiten der napoleonischen Wirren die günstigsten Chancen, ich brauche nur an den Namen des Hauses Rothschild zu erinnern. Kanter selbst bietet uns hierfür einen trefflichen Beweis. Die Macht des Frankfurter Kapitals war so groß, daß es selbst Napoleon empfindlich treffen konnte. Im Jahre 1810 hatten zwei französische Beamte in Frankfurt 85 Kisten mit englischer Ware konfisziert und vor den Thoren verbrannt. Da nahmen sich die Frankfurter Bankiers ihrer Kollegen vom Warengeschäft an und diskontierten keine französischen Wechsel mehr. Die Folge waren zahlreiche Fallissements in Straßburg, Nancy, Reims und andern Orten.

3. Die Frankfurter Handelspolitik

Ich habe aus dem reichen Inhalt der Schrift von Hugo Kanter nur einiges zur Orientierung des Lesers herausgegriffen. Zum Schluß möchte ich mir einige Bemerkungen über die auch von Kanter gestreifte Handelspolitik der Stadt in dem letzten Jahrhundert ihrer Selbständigkeit erlauben. Kanter macht ihr vor allem zwei Vorwürfe; einmal tadelt er die Einrichtung des Nahrungsschutzes, zweitens glaubt er auf ein mangelndes Verständnis für die Bedürfnisse des Warenhandels schließen zu müssen. Was die erste Frage betrifft, so schlägt sie in ein prinzipielles Gebiet der Volkswirtschaft, über das zu urteilen mir hier absolut fernliegt. Rein politisch betrachtet aber finde ich die Anschauungsweise der regierenden Frankfurter Kreise durchaus verständlich. Diese Kreise wünschten nicht, daß neben der Gruppe ungemein reicher Leute, deren Einnahmen aus ihren Geschäftsverbindungen mit den entlegensten Ländern flossen, ein städtisches Proletariat entstehe. Wer in Frankfurt wohnte, dem gönnte man gern einen Anteil am allgemeinen Wohlstand, und auf die Nachbarstaaten hatte man keine Rücksichten zu nehmen. Wenn sich dabei die Preise der Lebensbedürfnisse steigerten, so machte das für die meisten Bewohner nichts aus, und im übrigen boten die Messen eine Art Sicherheitsventil, insofern in dieser Zeit der Verkauf aller Waren freigegeben war, sodaß also für längere Zeit die Preise nicht allzusehr anziehn konnten.

Auch in der zweiten Frage, die Kanter anschneidet, ist es jetzt leichter, den Fehler aufzudecken als in der damaligen Zeit eine Besserung zu finden. Es ist wahr, die städtischen Finanzen beruhten auf den Zöllen. War das aber nicht naheliegend bei einer Handelsstadt, die ein selbständiges Staatswesen war, gerade so naheliegend wie der Umstand, daß in den Flächenstaaten die Finanzen hauptsächlich auf der Grundsteuer ruhten? Gewiß wurde nun durch die städtischen Zölle vor allem der Warenhandel (und zwar sowohl der eigentliche Handel als das Speditionsgeschäft) getroffen. Die Bedeutung dieser Zölle aber war so groß, daß im Jahre 1820 trotz vielfacher vorhergehender Erleichterungen in den Zollsätzen der Durchgangsverkehr, also das eigentliche Geschäft der Grossisten, 308 858 Gulden für die Stadt abwarf, während die in der Stadt konsumierten Waren (die Accise) nur 81 324 Gulden brachten. Wie hätte man in den städtischen Finanzen einen solchen Einnahmeausfall decken sollen, wenn man wirklich diese Zölle auf einmal radikal abgeschafft

hätte? Gewiß wäre eine Belastung des Geldgeschäfts neben dem Warenhandel und eine Abgabe von den Kapitalzinsen ein durchaus gerechtes und in der Stadt Frankfurt auch sehr wirksames Mittel gewesen. Allein bis zur Einkommen- und Vermögenssteuer in ihrer heutigen Form war noch ein weiter Weg, und wir dürfen von den Frühern keine politische Einsicht verlangen, die erst durch die Arbeit ganzer Generationen gewonnen worden ist.



Zur Bankreform



ein Zweig wirtschaftlicher Thätigkeit ist so sehr von dem Auf- und dem Abfluten der Konjunkturwellen abhängig wie die Bankthätigkeit. Die Vermittlerrolle in der modernen Kreditwirtschaft gab den Banken zwar die dominierende Stellung im gesamten Wirtschaftsleben, machte sie zum Herzen unsers Wirtschaftsorganismus, aber sie zog sie dafür auch in den Bannkreis des Konjunkturenwechsels in den unterstützten Unternehmungen und machte sie so von dem Geschäftsgange dieser abhängig. In den Zeiten der Hausse ist diese Verflechtung der Großbanken mit der Industrie ganz unbedenklich, aber wenn dann der Hochflut die Ebbe folgt, kann die enge Verbindung den Banken oftmals gefährlich werden. Die jüngste Zeit hat diese Behauptung wieder um einige Beispiele bereichert. Es ist kein Wunder, wenn in solchen Zeiten die Lehre beim Publikum Eingang findet, daß die Verbindung der Großbanken mit der Industrie in wirtschaftlicher Beziehung unheilvolle Folgen zeitige. Von den Gelehrten sind es hauptsächlich Ad. Wagner und seine Schule, die für diese Lehre eintreten. Eine Autorität auf dem Gebiete der Finanz- und der Steuerpolitik, ist Wagner allmählich auf das benachbarte Gebiet der Bankpolitik übergegangen. Das Prinzip der Beeinflussung und Regelung der einzelnen volkswirtschaftlichen Prozesse durch den Staat hat sich bei ihm immer mehr in den Vordergrund gedrängt, und so will er auch die einzelnen Zweige der Bankthätigkeit durch den Staat bevormunden. Das Versicherungsgeschäft will er verstaatlichen und ihm abgegrenzte Arbeitsfelder zuweisen, die Hypothekenbanken will er unter Staatsaufsicht stellen und auf diese Weise die jetzt von den Hypothekenbanken angepriesene „staatliche Kontrolle" von einer formellen zu einer thatsächlichen machen; aber auch für die Depositen- und Effektenbanken verlangt er gesetzliche Bestimmungen und Staatsaufsicht.

Die beiden ersten Vorschläge Wagners können wir mit großem Beifall begrüßen. Die Geschäftspraxis, um die es sich dort handelt, ist so, daß sie sehr wohl eine mehr schablonenmäßige Behandlung, wie sie der Staatsbetrieb mit sich bringt, und eine Verlangsamung der Entschlüsse, wie sie die Staatskontrolle zur Folge hat, vertragen kann. Und in der That ist man in Regierungskreisen schon dem zweiten Vorschlage näher getreten. Die Presse überraschte das Publikum Ende Januar mit der Mitteilung, daß im Landwirtschaftsministerium die Absicht bestünde, für die Hypothekenbanken eine Aufsichts-

behörde in der Form einer Kontrollstelle zu schaffen, die dem Kaiserlichen Aufsichtsamt für das Privatversicherungswesen nachgebildet sein solle. Die Konferenz der Hypothekenbankvertreter mit dem Landwirtschaftsminister am 8. April aber brachte in keinem Punkte ein wesentliches Ergebnis. Hinsichtlich der Bestellung von Staatskommissaren, die in Süddeutschland allgemein üblich ist und auch in Preußen auf Grund des § 4 des Hypothekenbankgesetzes der Regierung zusteht, verhielten sich die Regierungsvertreter ablehnend. Sie scheuten eine Veränderung des gegenwärtigen Zustandes, wonach die Regierungspräsidenten und diesen zur Seite gestellte Bankinspektoren das Aufsichtsrecht über die Hypothekenbanken haben, und fürchteten, durch die Bestellung von Staatskommissaren die Verantwortlichkeit der Regierung zu steigern. Die Bankvertreter dagegen sprachen sich für das Bankkommissariat aus und wollten ihre Institute den übrigen deutschen Hypothekenbanken auch in Bezug auf die Aufsicht gleichgestellt wissen.

Dem dritten Vorschlag Wagners, die Staatskontrolle auch auf die Depositen- und Effektenbanken auszudehnen, muß man doch mit einer gewissen Skepsis entgegentreten. Ehe man Änderungen von so weittragender Bedeutung wie die Staatsaufsicht für unsre Effektenbanken einführt, muß man sich doch fragen, ob wirklich die heutigen Zustände im Bankwesen so verbesserungsbedürftig sind, und ob die vorgeschlagnen Änderungen eine Verbesserung gegenüber den jetzigen und nicht vielmehr eine Verschlechterung bedeuten. Für die Beantwortung dieser Frage muß man sich vor allem über die Verrichtungen klar werden, die unsre Banken schon für den volkswirtschaftlichen Organismus geleistet haben und noch zu leisten imstande sind.

Ein Blick auf den Kurszettel zeigt uns eine Fülle von industriellen Unternehmungen, deren Aktien an der Börse gehandelt werden. Hat nun das sparende Publikum das in diesen Werten angelegte Kapital aus eignem Antrieb hergegeben? Nein, sondern nur durch die Vermittlung des Bankkredits. Erst später, als die Unternehmen ihre Daseinsberechtigung nachgewiesen und ihre ersten Erträgnisse abgeworfen hatten, wurden ihre Anteilscheine ins Publikum gesandt. Nur durch die Kreditvermittlungsthätigkeit der Banken konnte Deutschland zu seiner blühenden Industrie gelangen. Denn die Kapitalansammlungsthätigkeit des Volkes hielt nicht Schritt mit dem Unternehmungsgeist der Massen, der in dieser Beziehung nur schwerfällig war und langsam folgte. Und doch bedurfte gerade die starke Kapitalansammlung in dieser Zeit auch eines vergrößerten Arbeitsfeldes. Aber in dieser Zeit, wo die Fülle überraschender Erfindungen auf dem technischen Gebiete ganz neue Industrien mit neuen Kreditbedürfnissen schuf, ging dem größern Publikum das Verständnis für die Tragweite dieser Unternehmungen in volkswirtschaftlicher Beziehung noch ab, und es hielt mit seinem Kapital schen zurück. So drängte denn die ganze Entwicklung dazu, daß die Kapitalkräftigsten, die Großbanken, in die Lücke einspringen mußten. Damit verrichteten sie für die Volkswirtschaft eine Leistung von großer wirtschaftlicher Bedeutung, die sich in zweierlei Hinsicht verfolgen läßt.

Einmal hat die moderne Bankpraxis für das Publikum segensreich gewirkt. Sie hat dem Privatkapital neue Gebiete der Thätigkeit erschlossen und

dem kleinen und dem mittlern Kapitalisten insbesondre Ausblicke in Gebiete menschlicher Thätigkeit eröffnet, die ihm bis dahin unbekannt waren und ihm Gelegenheit gaben, sich an den verschiedensten Zweigen des wirtschaftlichen Erwerbslebens zu beteiligen. Dann aber auch hat die Bankpraxis der Entwicklung unsrer Industrie bestens die Wege geebnet. Die Kreditthätigkeit der Großbanken hat damit eine Umwälzung im gesamten deutschen Wirtschaftswesen vollzogen, die sich von innen heraus niemals in diesem raschen und großartigen Maße vollzogen hätte. Die Umwandlung der Kleinindustrie in der Hand des Einzelnen in die Großindustrie in den Händen von Gesellschaften, wie vornehmlich im Brauereigewerbe, die Mobilisierung der Fabrikgebäude, -Gelände und -Maschinen durch Ausgabe von Aktien und Obligationen, die auf den großartigen Erfindungen beruhende Neuschaffung ganzer Industrien, wie beispielsweise der chemischen und der elektrischen, das alles ist ein Werk der modernen Bankthätigkeit. Die einmal angeknüpfte Geschäftsverbindung führt meist zu einem dauernden Zusammenhang des Unternehmens mit der Geld liefernden Bank, deren fernerhin vorgeschossene Kreditmittel die Industrie in die Lage versetzen, weit geschickter die Konjunkturen auszunutzen, weit freier über ihre eignen Mittel zu verfügen. Diese segensreiche Thätigkeit der Banken für die Industrie zieht aber noch weitere Kreise um sich, die wieder durch ihre Wellenbewegungen ihren wohlthätigen Einfluß schließlich dem gesamten Wirtschaftsleben mitteilen. Die vermehrte Produktion bedarf eines vergrößerten Absatzmarktes, und so ist es vor allem der Handel, der aus der Kräftigung der Industrie Nutzen zieht. Einerseits ebnet die Gründung und die finanzielle Unterstützung von Schiffahrtsgesellschaften und Eisenbahnunternehmungen dem Handel die Wege durch die Erweiterung des Absatzgebietes, andrerseits werden durch die Errichtung von Bankinstituten im Auslande die Handelsbeziehungen mit dem Mutterlande gepflegt. Die ganze Entwicklung der letzten Jahrzehnte in Deutschland zeigt uns, wie das Zusammengehn von Handel und Industrie mit der Kreditthätigkeit der Banken im großen und ganzen äußerst wohlthätige Folgen gezeitigt hat.

Selbstverständlich kann man nicht leugnen, daß den Vorteilen, die eine enge Verbindung der Großbanken und der Industrie mit sich bringt, auch gewisse Nachteile gegenüberstehn, die sich gerade bei sinkender Konjunktur, wie augenblicklich, stärker geltend machen. Aber man muß sich doch gegen allzu starke Übertreibungen dieser Nachteile, wie sie jetzt in der Luft liegen, verwahren. Man darf aus Einzelheiten nie auf die Allgemeinheit schließen. Und wenn auch einzelne Vorfälle der letzten Zeit in der Bankpraxis zu Bedenken Anlaß geben, so darf man um derentwillen nicht gleich die ganze Einrichtung verwerfen. Natürlich wäre es im Interesse der Festigkeit der Bankdividenden besser, wenn unsre deutschen Banken, wie man es vorgeschlagen hat, der Praxis der Londoner Banken folgten und die Kreditthätigkeit auf die rein bankmäßigen Geschäfte des Wechsel- und Lombardkredits beschränkten, den Personalkredit dagegen aus ihrem Geschäftsbereich verbannten. Bei diesem Vorschlage vergißt man, daß zwischen den englischen und den deutschen Kreditverhältnissen keine Parallele gezogen werden kann. England hat eine Industrie und einen

Handel, die, schon lange innerlich gefestigt und ausgebaut, in weit geringerm Maße in die Lage versetzt werden, außerordentliche Kreditansprüche an die Banken zu stellen. Deutschlands Handel und Industrie dagegen sind ganz jungen Datums und haben ihre heutige Höhe und die Fähigkeit, auf dem Weltmarkte zu konkurrieren, einzig und allein vermittelst der Kreditthätigkeit der Banken erlangt. Seine industrielle und kommerzielle Entwicklung ist aber noch lange nicht abgeschlossen. Wenn unsre Banken jetzt zur englischen Praxis übergingen, die für ein wirtschaftlich weit höher entwickeltes Volk berechnet ist, würden sie nicht nur sich selbst und unsern volkswirtschaftlichen Organismus, sondern auch den gesamten weltwirtschaftlichen Organismus, auf den sie kraft ihrer Expansionspolitik einen unverkennbaren Einfluß erlangt haben, außerordentlich schädigen. Deutschland würde damit auf ein bedeutendes wirtschaftliches Einflußgebiet im Auslande, das es sich jetzt schon erobert hat, wiederum verzichten.

Wenn wir so gesehen haben, in welchem Grade sich unser gesamtes Wirtschaftsleben durch die Einwirkung der Banken günstig entwickelt hat, und daß es auch in Zukunft dieser engen Verbindung mit den Banken nicht entraten darf, so wollen wir jetzt die Folgen betrachten, die die Anwendung der von den Bankreformern verlangten Mittel auf unsre gesamte volkswirtschaftliche Entwicklung nach sich ziehn würde. Zwei Grundsätze sind es, in denen Wagner den Weg zur Gesundung des Bankwesens sieht, die Öffentlichkeit und die Beaufsichtigung durch den Staat.

Die Öffentlichkeit müßte, wenn sie überhaupt Wert haben sollte, vollständig sein. Dies durchzuführen ist unmöglich; denn man kann schlechterdings von einem Kaufmann nicht verlangen, daß er mit offnen Karten spiele. Eine beschränkte Öffentlichkeit nach gesetzlichen Bestimmungen würde ihren Zweck jedenfalls verfehlen, weil die mit ihr beabsichtigte Wirkung leicht illusorisch gemacht werden könnte, sobald die Bank die Mitteilung einer Nachricht nicht an die Öffentlichkeit gelangen lassen wollte. Sie braucht nur zur Zeit der Bilanzaufstellung eine Schiebung zwischen den einzelnen Konten ganz nach ihrem Wunsche vorzunehmen, und die Praxis zeigt Fälle, wo derartige Manipulationen vorgenommen worden sind, ohne daß die Staatsanwaltschaft sie auf Grund des § 314 Nr. 1 des Handelsgesetzbuchs als strafbar angesehen hat. Zum Beispiel hat die Dresdner Kreditanstalt vor der Bilanzaufstellung einen ihr unbequemen Betrag vom Konto „Debitoren“ zum Wechselkonto hinübergeworfen, indem sie sich von den Debitoren Accepte einhändigen ließ. Nach der Bilanzaufstellung wurden die Wechsel wieder zurückgegeben, und die Posten wie vorher verbucht. Die Staatsanwaltschaft, die das Verfahren eingeleitet hatte, ließ es aus dem oben genannten Grunde wieder fallen. Durch Einführung bestimmter gesetzlicher Bestimmungen würde man im Grunde genommen weiter nichts erreichen als eine Schädigung des leichtgläubigen Publikums, das im Vertrauen auf die Autorität des Gesetzes den Bilanzzahlen blind glaubt, während es ihnen jetzt noch mit einer gewissen Vorsicht entgegentritt. Wollte man aber eine rücksichtslose Aufdeckung verlangen, so würde man der gesamten Bankthätigkeit äußersten Schaden zufügen, indem man z. B. ein Bankinstitut,

das in der Stille eine neue Finanzaktion vorbereitete, von der es sich für die Zukunft großen Erfolg verspräche, zur Aufdeckung seiner hierdurch entstandnen Engagements an die Konkurrenz zwänge.

Die staatliche Kontrolle aber mit ihrer formalistischen Gebundenheit und verhältnismäßigen Langsamkeit des Geschäftsganges würde alle raschen und selbständigen Dispositionen im Keime ersticken, insbesondre die oft so wichtigen Augenblicksentschließungen unterbinden, das persönliche Verantwortlichkeitsgefühl der Bankdirektoren heruntersetzen, die Bankthätigkeit zu einer wesentlich maschinenmäßigen herabdrücken, der vorwärts strebenden Volkswirtschaft die Flügel beschneiden, und die Rolle, die unsre Banken in der Weltwirtschaft spielen, in Frage stellen. Die Großindustrie hat zur Befriedigung ihrer Kreditbedürfnisse, die sich bei einzelnen Unternehmen täglich auf Millionen belaufen, längst den heimischen Markt verlassen und den Weltmarkt aufgesucht. Da heißt es dann rasch überlegen und schnell zugreifen, sonst fällt das Geschäft einer andern Nation zu. Ein Land aber, dessen Banken ihre Erwägungen durch detaillierte Bestimmungen und durch die Rücksicht auf staatliche Kontrolle beeinflussen lassen müssen, kann nicht mit den übrigen Nationen konkurrieren, sondern muß sich bald aus dem Wettlaufe zurückziehn und andern den Gewinn aus Finanzoperationen lassen, die ihnen eine unzweckmäßige Gesetzgebung verschließt. Der Stand unsrer Banken gewährt oft schon monatlich, ja wöchentlich ein so verändertes Bild, ist den unberechenbarsten Einflüssen äußerer Ereignisse so sehr unterworfen, hat in den einzelnen Konten eine so plötzliche und intensive Dehnbarkeit, daß es auch dem erfahrensten Fachmann, dem geschicktesten Gesetzgeber nicht möglich ist, einheitlich regelnde, allen Einzelheiten gerecht werdende Bestimmungen aufzustellen. Auch wenn man, wie Adolf Wagner verlangt, für jede einzelne Gattung von Banken die detailliertesten Bestimmungen erläßt — etwas wirklich brauchbares zu schaffen ist unmöglich. Es giebt eben einen Punkt der Spezialisierung, über den kein Menschengeist hinauskommt, und besonders auf dem schwierigen und noch so wenig erforschten Gebiete, das von der Sphäre des Bankkredits in die der Konjunkturenwechsel hinüberreicht; da muß es vorläufig noch dem Leiter der Bank, dem die Erfahrung zur Seite steht, überlassen bleiben, den richtigen Weg zu finden, den ihm sein Gefühl und sein klarer Blick weisen. Gerade der Umstand, daß unsre deutschen Banken in ihrer Entwicklungsperiode lästigen Fesseln nicht unterworfen waren, hat sie zu dieser internationalen Großmachtstellung emporgehoben.

Wenn wir somit die vorgeschlagnen Reformen bekämpfen, so thun wir es nicht, weil wir das Bedürfnis nach solchen leugnen, sondern weil wir gerade diese Vorschläge nicht für zweckmäßig und eher für schädlich als für nützlich halten, wie überhaupt alle Reformen des Bankwesens, die ihren Anstoß von außen erhalten. Am meisten Vertrauen in Bezug auf Zweckmäßigkeit verdienen die Reformen, die ihren Anstoß aus der eigensten Initiative der Banken empfangen. In dieser Hinsicht kann man es mit Freude begrüßen, daß schon einige Banken Halbjahrsberichte abstatten, andre ihre Jahresberichte ausführlicher gestalten. Was aber die Sorgen über den Geschäftsbetrieb der Banken betrifft, über den die staatliche Kontrolle wachen soll, so darf man zwei wichtige

Thatsachen nicht vergessen, die ebenso gut wie irgend welche staatliche Kontrolle die Erfüllung der gesamten Bankverbindlichkeiten sichern.

Erstens stehn den Banken riesige Hilfskräfte zu Gebote, die es ihnen ermöglichen, auch große Verluste zu verschmerzen, ohne in dem gewöhnlichen Gange des Geschäfts Änderungen eintreten zu lassen. So konnte, um nur ein Beispiel zu erwähnen, die Diskontogesellschaft in Verbindung mit der Norddeutschen Bank in Hamburg im Laufe weniger Jahre nahezu 27 Millionen Mark, die sie an Popp in Paris und an der Venezuela-Eisenbahn verloren hatte, von den erzielten Jahresgewinnen abschreiben. Auch die Leipziger Bank hätte wahrscheinlich, wenn sie sich nicht mit dem gar zu hohen Betrage von 85 Millionen Mark bei der Trebergesellschaft engagiert hätte, ihre Verluste allmählich verwinden können. Fast jede unsrer Großbanken hat im Laufe ihres Bestehns verlustbringende Engagements gehabt. Wer auf große Gewinne ausgeht, muß auch auf große Verluste gefaßt sein, insbesondre auf dem Gebiete noch unerprobter industrieller Neuerungen und Versuche, und im Auslande. Aber man darf nicht schließen, daß diese Engagements immer völlig verloren seien, sondern sie sind oft nur zur Zeit nicht realisierbar. Soweit sie aber unwiederbringlich verloren sind, ist diese Einbuße, wenn auch absolut bedeutend, doch in Anbetracht des ganzen Geschäftsumfangs meist nur gering und wird durch die Gewinne aus andern Engagements weit überwogen.

In dieser Beziehung ist deshalb zweitens das Selbstversicherungsprinzip der Großbanken von unschätzbarer Bedeutung. Dadurch, daß eine Bank ihre verfügbaren Mittel den verschiedensten Zweigen der Industrie nicht nur im eignen Lande, sondern auch in den verschiedensten Teilen der fünf Kontinente zu gute kommen läßt, verteilt sie ihre Risiken auf die zweckmäßigste Weise. Denn eine Krise in dem einen Industriezweige läßt die andern meist unberührt; eine Krise in dem einen Lande, dem einen Kontinent zieht nicht so leicht die andern in Mitleidenschaft. In der modernen Bankpraxis hat dieses Prinzip immer mehr Anhänger gefunden, und die Wirkungen, die seine Befolgung ausüben, drücken dem gesamten Bankwesen die Signatur auf. Die Frucht, die der Erkenntnis dieses Leitsatzes entsprungen ist, ist die straffe, zentralisierte, großkapitalistische Bankorganisation, die ihre Existenz wiederum zwei verschiednen Entwicklungsprozessen verdankt. Die Großbanken entwickelten sich entweder aus kleinern oder mittlern Anfängen von innen heraus, indem sie ihren Betrieb erweiterten und Filialen gründeten, die selbständig geleitet die Vorteile des Kleinbetriebs mit denen des Großbetriebs verbanden, weil sie einen festen Rückhalt an der kräftigen Zentrale hatten; oder sie entstanden durch Angliederung der Provinzialbanken an die hauptstädtischen auf dem Wege der Filiation. So bildet jede Großbank mit dem Netz ihrer Filialen ein einheitliches Ganze, innerlich hinreichend gefestigt, den Stürmen der wechselnden Zeiten zu trotzen. Aber für den Fall, daß sie größere Engagements eingeht, darf ihr diese Selbstversicherung nicht mehr genügen. Dann deckt sie sich selbst wiederum durch Rückversicherung in Form eines Zusammenschlusses mit andern Bankinstituten zu einem Konsortium. Am ausgedehntesten hat diese Risikoverteilungs- und Selbstversicherungspolitik die Deutsche Bank betrieben. Sie

hat von jeher gesucht, das Geschäft der Bank auf eine möglichst breite Basis zu stellen und hierzu die überseeischen Länder in hervorragendem Maße heranzuziehn. Die steigende Entwicklung Deutschlands und die zunehmende Erschließung der Welt ließen diesen Versuch vollauf gelingen und ermöglichten sogar in Jahren innerdeutscher Krisen eine Ausgleichung des Jahresergebnisses.

Gerade aber der zweite Grundsatz würde bedeutend erschüttert werden durch die Prinzipien der Publizität und der staatlichen Aufsicht. Die Expansionspolitik, die die Stabilität der Banken am wirksamsten sichert, wäre durch eine staatliche Aufsicht, die an den Buchstaben gesetzlicher Bestimmungen gebunden wäre, am meisten gefährdet.



Gabriele d'Annunzios Tote Stadt



abriele d'Annunzio gehört ohne allen Zweifel zu den bedeutendsten Dichtern des heutigen Italiens, obwohl er dort ebenso heftige Gegner wie begeisterte Bewundrer findet. Bei uns ist er wenig bekannt, und das hat auch seine guten Gründe. Er ist zunächst eigentlich unübersetzbar, denn jede Übersetzung streift den feinsten Schmelz von seinen Dichtungen ab, wie wenn man etwa den Farbenstaub von einem Schmetterlingsflügel abstreift, sie zerstört den Zauber seiner Sprache, auch seiner Prosa. Sodann ist er ganz und gar ein moderner Italiener und stolz ein solcher, ein „Lateiner" zu sein; die Empfindungs- und Vorstellungswelt und die Ausdrucksweise der romanischen Völker aber ist in vieler Beziehung nicht die unsrige, so sehr heute derselbe unheimliche Grundzug des „Übermenschentums" durch alle europäischen Litteraturen geht. Des Dichters Bildungsgang aber ist höchst persönlich, beinahe der eines Wunderkindes, jedenfalls eines ungewöhnlich frühreifen Menschen.

Am 12. März 1864 an Bord eines Schiffs auf dem Adriatischen Meere geboren, verlebte er seine erste Jugend in Francavilla al Mare, einer kleinen Küstenstadt im nördlichsten Teile des frühern Königreichs Neapel. Er besuchte dann 1873 bis 1880 das Collegio Cicognini in Prato bei Florenz; hier erwarb er sich eine gute klassische Bildung, offenbarte aber auch schon sein dichterisches Talent, indem er mit fünfzehn Jahren einen Band lyrischer Gedichte (Primavera) veröffentlichte. Die Kritik erkannte diese Leistung so an, daß er mit einem Schlage berühmt wurde. Als er 1880 nach Rom kam, wurde er namentlich von den Damen der stolzen römischen Aristokratie bewundert und verwöhnt, und er lernte Rom damals gründlich kennen, dieses Rom der achtziger Jahre, „das in mancher Beziehung dem Rom der ersten Zeit des sechzehnten Jahrhunderts ähnelte." Berauscht von warmen Huldigungen und raffinierten Genüssen kehrte er nach einigen Jahren in seine Heimat zurück; und bald ging er von der Lyrik zum Roman über, dessen erste, überaus

glänzende Probe Piacere (die Lust) 1889 erschien. Aufs stärkste beeinflußten ihn dabei die modernen französischen und die russischen Romanschriftsteller, deren Einwirkung in Italien jetzt überhaupt sehr bedeutend ist, weniger die deutschen Klassiker, obwohl er z. B. Goethe eifrig studierte; zugleich versenkte er sich in die Musik, namentlich in die deutsche, in Bach und Beethoven wie in Richard Wagner und erwarb sich eine umfassende künstlerische Bildung. Mit besondrer Begeistrung vertiefte er sich in die Philosophie Friedrich Nietzsches, dessen Weltanschauung die seinige wurde.

So entwickelte sich aus der natürlichen Anlage, aus seinem Bildungsgange, seinen Erfahrungen in Rom und in der Heimat, aus den mannigfaltigsten litterarischen wie philosophischen Einflüssen seine dichterische Eigentümlichkeit. Die italienischen Kritiker bezeichnen ihn als Vertreter des „dekadenten Symbolismus," d. h. also als den Dichter einer Verfallzeit, dessen Figuren symbolisch, typisch sind. Aber damit wird der Kern seines Wesens nicht recht getroffen. Wie die Italiener von altersher Realisten und als Lebensschildrer immer am glücklichsten gewesen sind, so ist d'Annunzio vor allem „Verist," der Maler der ihn umgebenden Wirklichkeit, des Menschen seiner Zeit, und er ist es mit vollem Bewußtsein. In der Widmung seines Romans Trionfo della morte 1894 sagt er zu seinem Freunde Francesco Paolo Michetti: „Wir hatten mehrmals miteinander über ein ideales Buch moderner Prosa gesprochen, das, mannigfach in Tönen und Rhythmen wie ein Gedicht, in seinem Stile die verschiedensten Kräfte des Wortes vereinigend, alle Mannigfaltigkeit der Erkenntnis und des Geheimnisses in Harmonie brächte, die scharfen Bestimmungen der Wissenschaft mit den Verführungen des Traumes abwechseln ließe, die Natur nicht nachahmte, sondern fortsetzte, ein Buch endlich, das frei von den Fesseln der Handlung (favola), das eigentümliche Sinnen-, Gefühls- und Verstandesleben eines menschlichen Wesens in sich trüge, geschaffen mit allen Mitteln litterarischer Kunst. Wirksam mitzuarbeiten, um in Italien die moderne erzählende Prosa zu begründen, das ist mein hartnäckigster Ehrgeiz." Das erste Mittel ist ihm dazu seine Muttersprache. „Unsre Sprache, sagt er, ist die Freude und die Kraft des fleißigen Künstlers, der ihre langsam von Jahrhundert zu Jahrhundert aufgehäuften Schätze kennt, in sie eindringt und sie hervorholt." „Unsre größten Wortkünstler haben von der lateinischen Beredsamkeit das Studium des Rhythmus geerbt. In Rom wurde die Wortmusik (musica verbale) gesprochen und geschrieben. Wie M. Tullius Cicero seine Perioden mit seiner wohlklingenden Stimme modulierte, um im Innern seiner Zuhörer eine starke Bewegung hervorzubringen, so wetteiferte T. Livius im Rhythmus mit den Dichtern." Wie viele deutsche Philologen sind wohl imstande, diese Modulation und diesen Rhythmus nachzuempfinden oder gar nachzuahmen, und wie ungerecht ist es deshalb, Ciceros Beredsamkeit nur nach dem Inhalt oder etwa nach dem Bau seiner Perioden zu beurteilen, wobei wir nordischen Menschen ganz vergessen, daß das alles ursprünglich ein lebendiger Klang gewesen ist, für den uns das Ohr fehlt. So will auch d'Annunzio durch Klang und Rhythmus seiner Sätze wirken, die ihrem Inhalt entsprechen, und in der That spielt er das wundervolle Instru-

ment seiner Muttersprache mit vollendeter Meisterschaft. Das kann keine Übersetzung wiedergeben. Dagegen macht auch eine solche die wunderbare Kraft seiner Schilderung der äußern Umgebung deutlich, die auf der feinsten, eindringendsten, umfassendsten Beobachtung, also auf einer höchst angestrengten Geistesarbeit beruht; er sieht die Welt mit den Augen des Künstlers, und er malt mit der Feder so lebendig wie der Maler mit seinem Pinsel, mit einer Farbenglut, die nur der Himmel des Südens kennt, wie er denn auch nur den Süden zeichnet, und er malt alles, was den Menschen umgiebt, den Sternenhimmel und die glitzernde Winternacht, Wolken und Sonnenschein, das Meer im Sturmesbrausen, in bleierner Windstille, als tiefblaue, leise wogende Atlasfläche, das einsame, starre Gebirge seiner Heimat, die weißglänzende Majella, wie die Weltstadt Rom oder die Königin der Adria in allen ihren Teilen, in allen Zeiten des Jahres und des Tages, die schmutzige, enge, dumpfe Bauernhütte wie den eleganten, kunstgeschmückten Salon eines Palastes.

Aber die Hauptsache bleibt ihm doch immer der Mensch, der moderne, der italienische Mensch. Mit der Feinheit eines Psychologen und nicht selten mit der eindringenden Kenntnis eines Irrenarztes schildert er ihn nach allen seinen Seiten, in seinem ganzen sinnlichen und geistigen Dasein, seinen Anschauungen und Empfindungen, in jeder Wendung, jeder Phase dieses Daseins; er leuchtet erbarmungslos in jeden Winkel der Seele hinein, er malt Szenen raffiniertesten Sinnengenusses mit fast erschreckender Anschaulichkeit und scheut auch vor dem Gräßlichen nicht zurück. Mit Vorliebe zeichnet er Aristokraten der Gesellschaft und des Geistes. Nichts glänzender, packender als das farbenreiche Gemälde des modernen römischen Adels im „Piacere," dieser Nachkommen der alten päpstlichen Nepotengeschlechter, in ihrer Sittenlosigkeit, ihrem Genußleben, ihrem künstlerisch geadelten Luxus, ihrem Sport, ihrem Mangel an jedem Pflichtgefühl, an jeder ernsten Thätigkeit, und das alles in dem majestätischen Rahmen des ewigen Roms. Aber ebenso versteht er das arme Landvolk seiner einsamen, weltabgeschiednen Heimat zwischen Meer und Gebirge zu schildern in der hoffnungslosen Dürftigkeit seines Daseins, in seiner einförmigen Tagesarbeit, seinen uralten Festen und Liedern, seinem dumpfen, heidnischen Aberglauben, seiner ganz und gar an äußerlichen Symbolen haftenden kirchlichen Frömmigkeit, die auch weiter nichts ist als Heidentum in christlicher Verkleidung; etwas Entsetzlicheres als die Wallfahrt zur Madonna von Casalbordino hat selten eines Menschen Feder geschrieben, etwa Emil Zola in „Lourdes" ausgenommen, und man begreift kaum, wie d'Annunzio es mehrmals über sich gewonnen hat, diesen Greuel mit anzusehen, noch weniger, wie er ihn bis in die kleinste Einzelheit hinein hat schildern können (im Trionfo della morte). Aber trotzdem gehört seine warme Teilnahme diesem unglücklichen Volke. Er sieht doch auch, daß dieses sich nach sittlich=religiöser Erlösung sehnt, die ihm die veräußerlichte römische Kirche nicht zu bringen vermag, und er schildert deshalb anschaulich das Auftreten des „neuen Messias der Abbruzzen," Oreste von Cappelle, der, vom Volke wie ein Heiland verehrt, 1889 starb. Es ist ein Tolstojscher Zug in diesem Glauben d'Annunzios an die Urkraft seines Volkes.

Seine Hauptfiguren — Helden kann man sie nicht nennen, nicht einmal

im poetischen Sinne — sind einander alle ähnlich und spiegeln alle das Wesen ihres Schöpfers bald von der einen, bald von der andern Seite wieder. Immer wieder wird man an Goethes Werther erinnert. Sie sind alle sinnlich, unendlich erregbar und feinfühlig, manche bis zur Selbstquälerei, leidenschaftlich und von einer unheimlichen Willensschwäche, die sich widerstandslos der wechselnden Empfindung hingiebt, ohne alles Pflichtgefühl, vollendete Egoisten, „Übermenschen" in dem Sinne, daß sie sich „ausleben," d. h. ihren Trieben und Bedürfnissen rückhaltlos folgen wollen und folgen, brutal niedertreten, was ihnen entgegensteht, benutzen, wen sie brauchen, wegwerfen, was ihnen nichts mehr sein kann. Es geht durch sie alle etwas Krankhaftes, und es fehlt ihnen allen jedes eigentlich religiöse Bewußtsein. Man findet das schreckliche Wort, das Pasquale Villari schon vor 27 Jahren schrieb, bestätigt: „Die Religion ist in Italien fast erloschen; wo sie nicht Aberglaube ist, dort ist sie traditionelle Gewohnheit, nicht lebendiger Glaube." So sind d'Annunzios Gestalten fast immer jeder einfachen, gesunden Empfindung gründlich unsympathisch, ja widerwärtig und flößen meist nur ein pathologisches Interesse ein. Der geborne Verbrecher Tullio Hermil in „Innocente," der vielseitig begabte, in seiner Art geniale aristokratische Lüstling Graf Andrea Sperelli im „Piacere," der melancholische, sensitiv-sinnliche Selbstquäler Giorgio Aurispa im „Trionfo della morte" u. s. f. Als Muster stellt sie d'Annunzio freilich auch keineswegs hin, so wenig wie Goethe seinen Werther, er schildert sie eben nur als Psycholog und Psychiater, und wenn man diese Romane unsittlich nennen wollte, so wäre das nicht ohne weiteres richtig, die Tendenz wenigstens ist es nicht. Andrea Sperellis raffiniertes und selbstsüchtiges Genußleben endet in Überdruß und Ekel, es zeigt „das Elend der Lust"; Giorgio Aurispa stirbt als Selbstmörder. Einzelne seiner Romane erheben sich auch über diese trübe Atmosphäre sittlicher Nichtigkeit und überfeinerter, krankhafter Sensitivität. In den „Vergini delle Rocce" (Jungfrauen vom Felsen) sehnt sich Claudio Cantelmo nach einem großen Sohn, dem wahren „Übermenschen," der große befreiende Thaten vollbringen soll, und in seinem jüngsten Romane „Fuoco" (Feuer) zeichnet der Dichter einen genialen Dramatiker — sich selbst —, der mit einer genialen Schauspielerin — Eleonora Duse — im Bunde eine neue, große dramatische Kunst für sein geliebtes Italien, la sempre rinascente, heraufführen wird.

Ob er selbst wirklich dieser Dichter sein wird, er, der für äußerliche Handlung auch in seinen Romanen so wenig Sinn hat, daß sie hinter den Schilderungen des Seelenlebens ganz in den Hintergrund tritt und immer in wenig Sätzen erzählt werden kann? Was er an Dramen bisher geschaffen hat, das zeigt dieselben Vorzüge und Mängel und hat auch in Italien nur geteilten Beifall gefunden. Wir greifen hier eins heraus, das für uns Deutsche aus verschiednen Gründen ein besondres Interesse hat, La Città morta. „Die tote Stadt" ist das „golddurchblinkte Mykene" Homers im „dürstenden Argos," aber die Handlung spielt keineswegs im Altertum, sondern in der Gegenwart; die „tote Stadt" ist nur der Schauplatz der Handlung, und diese interessiert uns Deutsche schon deshalb, weil sie an Schliemanns merkwürdige Entdeckungen anknüpft, und die

Begeisterung für die griechische Tragödie, die nirgends so tiefes Verständnis gefunden hat wie bei uns, alles durchdringt. Ein junger Archäolog, Leonardo, hat sich mit seiner ebenso schönen wie liebenswürdigen Schwester Bianca Maria, mit der ihn die innigste Geschwisterliebe verbindet, seit zwei Jahren in der Nähe von Mykene niedergelassen, um die Königsgräber der Atriden aufzudecken, und ihnen hat sich sein Herzensfreund Alessandro, ein hochbegabter Dichter, mit seiner erblindeten Frau Anna angeschlossen. In diesen eng verbundnen vier Menschen haben die Gestalten der attischen Tragödie neues Leben gewonnen; sie sind ihnen in jeder Einzelheit vertraut, sie sind ihnen nicht nur historische, sondern fast gegenwärtige Persönlichkeiten, mit und in denen sie leben und leiden; gleich den ersten Akt beginnt Bianca Maria mit dem ergreifenden Wechselgesange des Chors und Antigones aus dem Sophokleischen Drama. Nur weil alle an die Menschen der griechischen Sage so fest glauben, wie einst Heinrich Schliemann, hält Leonardo trotz der Sonnenglut und dem erstickenden Staube des griechischen Sommers, seine Nerven bis aufs äußerste anspannend, bei der mühseligen und immer wieder fruchtlosen Arbeit aus. Endlich — in der vierten Szene des ersten Akts — verkündet lautes Freudengeschrei den im Hause zurückgebliebnen Genossen seine große Entdeckung, und in der nächsten Szene stürzt Leonardo selbst herein, erschöpft, mit Staub und Schweiß bedeckt, in höchster Aufregung, kaum seiner selbst mächtig: er hat die Gräber der Atriden endlich gefunden! „Die größte und seltsamste Vision, ruft er aus, die sich jemals sterblichen Augen geboten hat, eine blendende Erscheinung, ein unerhörter Reichtum, ein erschreckender Glanz, der sich mit einemmal enthüllte wie ein überirdischer Traum. Ich weiß nicht, was ich gesehen habe. Eine Reihenfolge von Gräbern, fünfzehn unberührte Leichname, einer neben dem andern, auf einem goldnen Bett, das Gesicht mit einer Goldmaske bedeckt, die Stirn gekrönt mit Gold, die Brust umwunden mit Gold, und überall, auf dem Körper, zur Seite, zu Füßen, überall eine Verschwendung von Goldsachen, unzählbar wie die Blätter, die von einem fabelhaften Walde gefallen sind, eine unbeschreibliche Pracht, der glänzendste Schatz, den der Tod in der Dunkelheit der Erde seit Jahrhunderten, seit Jahrtausenden vereinigt hat. — In einem Augenblick hat die Seele die Jahrhunderte und die Jahrtausende überschritten, hat in der furchtbaren Sage geatmet, hat in dem Entsetzen des alten Blutbades gezittert. Die fünfzehn Leichen waren da, wie sie damals nach dem Morde beigesetzt worden waren, Agamemnon, Eurymedon, Kassandra und das königliche Gefolge, begraben mit ihren Kleidern, ihren Waffen, ihren Diademen, ihren Gefäßen, ihren Juwelen, mit allem ihrem Reichtum . . . sie waren da, für einen Augenblick, unter meinen Augen, unbeweglich. Wie ein Dampf, der verhaucht, wie ein Schaum, der vergeht, wie ein Staub, der verweht, wie irgend etwas unsagbar Vergängliches und Flüchtiges verschwanden sie alle in ihrem Schweigen [bei der Berührung mit Luft und Sonne] . . . Es ist nichts übrig geblieben als ein Haufen von Kostbarkeiten, ein Schatz ohne gleichen." Mit ihnen und mit der Asche der Leichen füllt Leonardo sein Zimmer.

Das große Werk ist gelungen, aber über den Menschen, die es weit über

das Gewöhnliche erhoben hat, steigt unwiderstehlich, unbezwinglich ein furchtbares Schicksal auf. Schon das Motto auf dem Titelblatt deutet es an: Ἔρως, ἀνίκατε μάχαν, Eros, du unbesiegter im Streit; es ist das erste Wort auch des Dramas, denn mit diesem Vers aus der Antigone beginnt Bianca Maria ihre Vorlesung in der ersten Szene. Die Liebe erscheint nicht als eine beseligende Empfindung, sondern fast als eine äußere Macht, die den Menschen widerstandslos bezwingt.

Über Leonardo, der immer einsam mit seiner Schwester gelebt und niemals ein andres Weib gekannt hat, ist plötzlich eine unnatürliche, verbrecherische Liebe zu ihr gekommen, unheimlich wie ein Dieb in der Nacht. Er empfindet sie als etwas Schreckliches, er sucht sie zu bemeistern, sie durch angestrengte Arbeit zu übertäuben, aber des Nachts flieht ihn der Schlaf, und am Tage scheut er jede Berührung mit ihr, was sie nun wieder als Zeichen einer beginnenden Abneigung gegen sie schmerzlich empfindet. Alessandro ahnt, daß ihn ein schweres Geheimnis drückt, aber auch er trägt ein solches mit sich herum. Seine Frau Anna ist erblindet und kann ihm nichts mehr geben. Da ergreift ihn mit steigender Macht die Liebe zu der schönen, sanften Bianca Maria. In einer erschütternden Szene des zweiten Akts voll verhaltner Leidenschaft gesteht er dieser seine Neigung, und sie verhehlt nicht, daß sie sie erwidert, obwohl sie ihre Liebe als verwerflich und als eine Untreue gegen den Bruder empfindet, von dessen Geheimnis sie nichts ahnt. Dieser aber, den es furchtbar drückt, läßt es sich endlich (in der letzten Szene des zweiten Akts) von Alessandro entreißen. Inmitten steht die arme Dulderin Anna, deren schönen, klaren Augen man die Blindheit nicht ansieht, und die deshalb von ihrer treuen, alten Amme immer wieder mit der Hoffnung getröstet wird, sie werde ihre Sehkraft einst wiedererlangen. Obwohl sie keinen Lichtschimmer mehr hat, so ist sie doch so feinhörig und feinfühlig — „ihre Finger sehen" —, daß sie mit fast visionärer Sicherheit alles bemerkt, was um sie her vorgeht. Sie fühlt in Bianca Maria die aufkeimende Leidenschaft zu Alessandro, und sie weiß längst, wie dieser gleichgiltig gegen sie, die Blinde, geworden ist. In einer vertraulichen Stunde entreißt sie der Freundin das Geständnis, sie verzeiht ihr das Leid, das diese ihr bereitet, und beschließt bei sich, still zu „verschwinden," um das Hindernis, das allein die Liebenden trennt, aus dem Wege zu räumen. Von dem schrecklichen Geheimnis Leonardos hat sie nur eine unbestimmte Ahnung. Während sich scheinbar eine friedliche Lösung durch ihren opferwilligen Verzicht vorbereitet, kommt Leonardo zu einem furchtbaren Entschluß. Der Gedanke, er könne die eigne Leidenschaft schließlich überwinden, liegt diesem echt d'Annunzioschen Charakter ganz fern; er will vielmehr seine unschuldige Schwester, nachdem ihm Anna Alessandros Neigung gestanden hat (im dritten Akt), und natürlich ohne Ahnung von Annas Absicht, umbringen, um sie dem schrecklichen Konflikt, worin sie nur halbwissend steht, zu entziehn und sich selbst der Versuchung. So lockt er sie, als der Abend des zweiten Tages niedersinkt, zur Perseusquelle am Fuße der Burg, dem einzigen Ort in diesem schattenlosen, sonnendurchglühten Lande, wo Frische und Kühle zu finden sind, und während sie sich arglos über das tiefe Wasser-

becken beugt, um zu trinken, stößt er sie hinein und ertränkt sie. So findet ihn Alessandro, der ihnen mit banger Furcht gefolgt ist, als er ihren Ausgang erfahren hat, starr an der starren, wassertriefenden Leiche sitzend. Leonardo aber empfindet keine Reue über den Schwestermord, denn er hat, wie er meint, sie befreit und sich das reine Bild der Schwester zurückgegeben Während sie beide noch in halber Betäubung an der Quelle sitzen, hören sie erschreckt Schritte, die sich nahen, und zu ihrem Entsetzen erscheint, die Namen aller drei abwechselnd rufend, die blinde Anna, die allein den Weg zur Quelle gefunden hat, von unbestimmter Angst aus der von allen verlassenen Wohnung getrieben. Schweigend, unfähig, ein Wort zu sagen, erwarten sie die beiden Freunde. Erst als sie beinahe mit dem Fuß an die Leiche stößt, ruft ihr Alessandro zu: „Halt an!"; sie aber kniet bei der Toten nieder, und während sie sich über das erkaltete Antlitz beugt, ruft sie plötzlich, die Arme erhebend: „Ich sehe, ich sehe!" Sie hat — so muß man es wohl deuten — in dem furchtbaren Schrecken ihre Sehkraft wieder erlangt.

Es ist ein düsteres, fast abstoßendes Thema, das die Tragödie behandelt, und es fehlt ihr an dem Versöhnenden echter Tragik. Bianca Maria stirbt ohne wirkliche Schuld, und ihren Mörder Leonardo trifft keine Vergeltung; in seiner halb wahnsinnigen Sophistik sucht er sich selbst einzureden, daß er der Schwester eine Wohlthat erwiesen habe. Aber von solchen altväterischen Sittenbegriffen und Forderungen an die Tragödie will ja die „Moderne," will auch d'Annunzio nichts mehr wissen; er will das Leben, die Menschen, schildern, wie er sie sieht.

Unbekümmert ist er auch um die gewöhnlichen Regeln dramatischer Ökonomie. Die fünf Akte des Stücks sind von ganz verschiedner Länge. Die beiden ersten nehmen zusammen weit über die Hälfte des ganzen Dramas ein, der fünfte besteht nur aus einer einzigen Szene. Die äußern Vorgänge sind auf ein Minimum beschränkt, die Tote Stadt ist durch und durch eine psychologische Tragödie, ähnlich wie Goethes Tasso; ihre Bedeutung beruht also in der meisterhaften Seelenmalerei, und in dieser verdient unzweifelhaft die Gestalt der blinden und doch fast hellseherischen Anna den Preis. Über den ganzen düstern Gegenstand und die Armut der Handlung hat der Dichter das funkelnde Prachtgewand seiner Sprache geworfen, die jeder Regung der Seele folgt. Nicht mindre Kunst hat er der äußern Umgebung gewidmet. Von einer säulengetragnen offnen Loggia aus sieht man die kyklopischen Mauern der Burg von Mykene mit dem Löwenthor, dahinter die weite, dürre Ebne des „dürstenden Argos" und die gelben, kahlen, verbrannten Felsberge, die sie wie „Löwen" umgeben, in der Ferne das tiefblaue Meer. Ein azurner Himmel, nur dann und wann von einem leichten Wölkchen umsäumt, ein glühendes, blendendes Sonnenlicht liegt über Land und See, alles ist dürr und trocken, rötliche Staubwolken wirbeln bald da bald dort empor, der Inachos hat keinen Tropfen Wasser, die Blumen sterben, die Erde verdorrt; umsonst ziehn tagtäglich Prozessionen zum Eliasberge hinauf, um Regen zu erflehn. Tiefe Stille, nur selten ertönt die Rohrpfeife eines Hirten, oder die Lerchen steigen jubelnd zum Himmel auf, oder Falken schießen kreischend durch

die Luft, von menschlichem Leben, außer dem kleinen Freundeskreise im Hause, kaum eine Spur. Sinkt der Abend herab, dann flammt der Horizont in Purpur, und die kahlen Scheitel der Berge leuchten wie rote Fackeln; endlich treten die Sterne funkelnd hervor. So ist die Szenerie während der drei ersten Akte. Im vierten weht ein heißer Wind wie aus der Wüste, er heult und pfeift durch die kyklopischen Mauern der Burg und um das Haus, über dem Meere blitzt es, aber er bringt keinen erfrischenden Regen. So spiegelt die Natur die Stimmung der Menschen wieder: die versengende Sonnenglut die Glut der aufbrennenden Leidenschaft, der heiße Sturm die nahende Katastrophe.

Aber es handelt sich hier nicht nur um eine Symbolik. So wenig zwischen der Handlung und der äußern Umgebung, ja der Auffindung der Atridengräber zunächst ein Zusammenhang zu bestehn scheint, so ist er doch wohl vorhanden. Nur auf diesem sagenbelebten Boden, nur in dieser weltabgeschiednen Einsamkeit konnten die Gestalten der Heroenzeit, des Äschylos und des Sophokles in den Menschen der Gegenwart solches Leben gewinnen. Bianca Maria sieht in Antigone sich selbst, Leonardo ist von der Erinnerung an die Heroen, nach deren Resten er sucht, aufs tiefste ergriffen. „Sie sind in ihm mit aller Gewalt wieder lebendig geworden und atmen in ihm mit dem erschreckenden Atem, den ihnen Äschylos eingeflößt hat, riesengroß und blutig, wie sie ihm in der Gruft erschienen sind," sagt Alessandro von Leonardo. Als er nun vollends diese Reste wirklich findet, da leben sie alle mit ihnen, als wenn die Jahrtausende zwischen ihnen verschwunden wären. Das aber ist die Voraussetzung der Verwicklung und der Katastrophe. Die tiefe Leidenschaft, die in diesen großen Gestalten glüht, geht gewissermaßen in die handelnden Personen selbst über; die Abgeschiedenheit, in der sie jahrelang selbst leben, nur mit ihnen beschäftigt, und die ungeheure Spannung, die sie vorwärts treibt und ihre Nerven aufs äußerste erregt, steigern diese Disposition, auch die perversen Neigungen, die in der griechischen Heldensage nicht ohne Beispiel sind (man denke an die Liebe Phädras zu ihrem Stiefsohne Hippolytos). Es ist, als ob aus diesem Boden der Geist der alten Tragödie wieder emporstiege.

Ein deutsches Publikum wird sich für das Drama schwer erwärmen. Zu fremdartig sind ihm Stoff, Umgebung und Empfindungen. Die Feinheiten des Dialogs gehn in einem großen Hause leicht verloren, und der Zauber der Sprache fällt ganz weg. Auch in Italien hat die Tote Stadt nicht allgemeinen Beifall gefunden. Aber dort erwartet man von d'Annunzio, der ja erst im 39. Lebensjahre steht, noch Großes. In der That, wenn er sich freimachen könnte von diesem durch und durch unsittlichen „Übermenschentum," wenn er sich entschließen könnte, mit seiner tief eindringenden Psychologie und seiner Farbenpracht wahrhaft gesunde Menschen in der Arbeit um große Aufgaben zu schildern, so könnte er wirklich werden, was er gern sein möchte. Vielleicht bezeichnen sein „Fuoco" und sein „Gesang auf Garibaldi," der den nationalen Volkshelden, einen wirklichen Helden der edeln That, dithyrambisch feiert, den Beginn einer solchen Wendung. Es ist doch auch im Grunde der seltsamste Widerspruch: unsre Zeit steckt voll Thatkraft und Unternehmungslust, alle

Völker recken und strecken sich, ihren Anteil an der Welt zu erobern, und führen im Innern erbitterte Kriege um große Ziele, aber die Dichtung aller Länder schildert mit Vorliebe das Schwächliche und das Krankhafte, als ob nur dieses darstellenswert sei; die Nationalität macht hier gar keinen Unterschied, ein Beweis mehr dafür, daß die künstlerische Produktion der Neuzeit weniger von der nationalen Verschiedenheit als von der gemeinsamen Entwicklungsstufe abhängt. Das ist das natürliche Ergebnis, aber auch zugleich der Bankrott der modernsten Philosophen, die den Menschen bald zu einem willenlosen, unfreien Spielzeug seiner Eigenschaften und seiner Umgebung, bald zum Übermenschen, also zum brutalen Egoisten machen. Alle wirkliche Sittlichkeit aber — nicht nur die „herkömmliche" Sittlichkeit — beruht auf der Willensfreiheit und auf der Einschränkung der Selbstsucht. O. K.



Am St. Gotthard

Von Otto Kaemmel

(Fortsetzung)



Der Gotthardstraße hat die Natur ihre Richtung so bestimmt vorgezeichnet, daß nur im einzelnen Abweichungen von der einmal eingeschlagnen Linie möglich sind. Von Flüelen, wo sie am flachen Gestade des Urner Sees beginnt, durchzieht sie bis Amsteg in fast unmerklicher Steigung von 347 zu 522 Meter in einer Länge von 16 Kilometern die breite, nur allmählich sich verengende Thalebne der Reuß, ihren flachen Alluvialboden, den wirtschaftlichen und historischen Kern des Kantons Uri, wo sich die sagenberühmten Örtlichkeiten Altdorf, Bürglen, Attinghausen, Zwinguri auf kurze Entfernung zusammendrängen. Nur die Umgebung trägt den großartigen Charakter des Hochgebirges: hohe, schroffe, wasserzerrissene, nur unten bewaldete Wände, darüber dann und wann hinter einem Querthale ein Gletscherrand oder ein Schneehaupt, wie vor allem die prachtvolle Granitpyramide des Bristenstocks, die das ganze Thal beherrscht und sich immer höher in den Himmel hinein hebt, je weiter man aufwärts steigt. Bei Amsteg geht die Thalebne in einen engen Thalspalt über, die Reuß verwandelt sich in einen stürzenden, schäumenden, tosenden Gießbach, die Thalsohle verschwindet, und Straße wie Eisenbahn muß sich mühsam hoch über dem Flusse, bald rechts, bald links, auf den darüber ansteigenden berasten Terrassen den Weg suchen. Der alte Saumpfad ist vielfach anders gegangen als die moderne, erst 1820/30 erbaute Poststraße; er lief unter den drei schlimmsten Lawinenzügen des Bristenstocks, also auf dem rechten Ufer, durch und mußte allein im Pfarrbezirk Wassen zwölf Holzbrücken überschreiten, war also häufigen Störungen ausgesetzt. Für seinen Unterhalt hatten die Thalgemeinden aufzukommen, und zwar so, daß in

jeder Pfarre jedem Pfarrgenossen jährlich ein Tagewerk an der Straße auferlegt war; die Brücken mußten durchschnittlich alles sieben Jahre erneuert werden, schwere Lasten, die allein schon genügen würden, eine bewußte Verkehrspolitik Uris zu bezeugen. Die Eisenbahn, 1882 eröffnet und eine der kühnsten Bahnbauten der Welt, überwindet die mächtige Steigung von Amsteg bis Göschenen, von 522 zu 1104 Meter, auf einer Strecke von etwa 20 Kilometern in direkter Linie nur durch eine Reihe großer Tunnels, von denen die drei längsten, fast kreisrunde Kehrtunnel, Meisterwerke der Technik sind. Auch hier zeigen starke Quermauern und Wasserdurchlässe die Gefährdung durch Lawinen und Bergwässer. Allmählich verschwindet der Bauwuchs mehr und mehr, und bei Göschenen schließt sich der starre Felsenkessel, in den die Eismassen des breiten Dammagletschers hereinsehen, für das Auge vollständig: nur das schwarze Thor des großen Tunnels zeigt einen Ausweg, und lange, hohe Schutthalden vor seiner Mündung verraten noch die ungeheure Arbeit seiner Aushöhlung.

Doch die Poststraße steigt, die Reuß tief unter sich zur Linken lassend, in raschen Kehren durch den Ort aufwärts nach dem Eingange der großartig wilden Schöllenenschlucht. Bis zu 300 Meter ragen die steilen, graugelben, nackten Granitwände empor; nur hier und da wuchert Arvengestrüpp, Alpenrosenkraut und hartes langes Gras oder dunkelgrünes Moos; aber die Fichten, die früher an manchen Stellen bis vor wenig Jahrzehnten standen (auch Goethe erwähnt solche bis gegen die Teufelsbrücke hin 1797), sind in ihrer Vereinzelung längst vom Sturm gebrochen, und heute macht die Schlucht den Eindruck einer fast vegetationslosen starren Felseinöde. Von den durchfurchten Wänden hängen die weißen Fäden der Gletscherbäche herab, unten donnert die Reuß über zahllose Felsblöcke schäumend und bäumend, in eine lange Reihe von Katarakten aufgelöst. Fast schreckhaft wirkte die ungeheure Szenerie auf die Seele des jungen Goethe (1775), die eben erst anfing, die Erhabenheit des Hochgebirges zu begreifen. „Die Felsen, schreibt er am 19. Juni an Lotte Kestner, immer mächtiger und schrecklicher, der Weg bis zum Teufelsstein bis zum Anblick der Teufelsbrücke immer mühseliger." Ein Versuch, die Landschaft zu zeichnen, mißlingt, „denn für dergleichen Gegenstände hatte ich keine Sprache." Hatte er doch auch nicht die bequeme Poststraße unter den Füßen, die heute auf hochaufgemauerten Fundamenten zunächst am linken Ufer des Bergstroms zieht, dann ihn auf der Häderlibrücke überschreitet, und wenn heute die schöne fünfspännige Schweizerpost und die ebenso mit fünf Pferden bespannten Omnibusse der Gasthöfe von Andermatt und Hospenthal staubaufwirbelnd und schellenläutend, immer im Trabe den bequemen Reisenden mühelos befördern, so führte damals, jetzt kurz hinter der Häderlibrücke abbiegend, der schmale gepflasterte Saumpfad zunächst über eine hochgewölbte Brücke, dann auf dem linken Ufer steil aufwärts, noch heute als abkürzender Fußweg viel benutzt, aber kaum noch unterhalten und streckenweise von losem Geröll überschüttet. In frühster Zeit bestand er streckenweise aus Felsstufen: wenigstens leitet man den Namen Schöllenen vom italienischen scalino, Stufe, ab. Kurz unterhalb der zweiten Straßenbrücke, der Sprengibrücke, stößt er

auf den Damm der Straße und verschwindet unter ihm; doch stellt eine eiserne senkrechte Leiter für den Fußgänger die Verbindung her.

Enger rücken die Wände zusammen, eine Galerie von 90 Meter Länge schützt die Straße an der gefährlichsten Stelle vor der Lawinengefahr, und wieder scheint sich das Thal zu schließen, denn gerade vorn steigt ein kahler Abhang auf, an dem eine Straße in großen Kehren emporklimmt. Auf den ersten Augenblick meint man, das sei die Poststraße, aber thatsächlich gehören dieser nur die untersten Schlingen an, die obersten führen nach dem Fort Bätzberg hinauf. Noch eine scharfe Biegung rechts um eine Felsnase, und die Straße tritt in die engste, wildeste Strecke der Schlucht. An der nackten, senkrechten, hier und da überhängenden Felswand des linken Ufers ist sie mühsam dem Gestein abgerungen worden; ein für gewöhnlich offnes eisernes Thor genügt, sie hermetisch zu schließen. Dreißig Meter tiefer unten stürzt in einer Reihenfolge schäumender, donnernder Katarakte die Reuß hinab, und über sie hinüber schwingt sich in einem einzigen kühnen, acht Meter weiten Bogen aus Granitblöcken mit scharfer Biegung nach links die Teufelsbrücke über den schwindelnden Schlund. Hoch sprüht der Wasserstaub empor, ein kalter Windzug weht beständig aus der Schlucht heraus, und ein Gefühl des Unheimlichen steigt in dieser menschenfeindlichen, unbezwinglichen Natur unwillkürlich wohl bei jedem noch heute auf. Um wie viel mehr bei dem Wandrer, der früher auf schmalem Saumpfad mühsam aufwärts klomm und die alte, erst 1718 an Stelle eines Holzstegs erbaute Teufelsbrücke überschreiten mußte, die sechs Meter unter der modernen seitwärts über den Bergstrom führte, beständig in Wasserstaub eingehüllt und am 3. August 1888 bis auf die moosüberwachsenen Uferpfeiler vom Hochwasser weggerissen worden ist. Nur schmale, grasbewachsene Vorsprünge am Felsen hatten es der alten Technik möglich gemacht, hier eine Brücke zu schlagen und einen Pfad zu bahnen. „Teufelsbrücke und der Teufel. Schwitzen und Matten und Sinken bis ans Urnerloch,“ notierte Goethe am 20. Juni 1775 in sein Tagebuch, und er fand, daß sich das ungeheure Wilde immer mehr steigere.

Jenseits der Brücke, wo heute, nicht zur Erhöhung des Eindrucks, ein kleines Wirtshaus steht und neben Gotthardmineralien und Ansichtspostkarten auch gelegentlich possierliche junge Bernhardinerhunde zum Verkauf ausbietet, führt die Straße geradeswegs auf ein merkwürdiges modernes Denkmal los, das in die graugelbe Granitwand des rechten Ufers hoch über dem Strom eingearbeitet ist. In halbbogenförmiger Nische erhebt sich auf einem Sockel ein hohes Kreuz mit den verschlungnen griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Christus (☧), und auf dem breiten Unterbau verkündet eine russische Inschrift, daß dieses Denkmal „den tapfern Kampfgenossen (doblestnym spodwishnikam) des Generalissimus Feldmarschalls Suworow, Grafen von Rymnik, Fürsten von Italien (knjas italiskij)“ gewidmet sei (1899). Seltsam genug taucht hier im Herzen der Schweizer Hochalpen die Gestalt des großen russischen Feldherrn auf, der aus den einförmigen Ebnen Osteuropas die rauhen Söhne dieser Ebnen erst in die heiße Lombardei und dann die Gotthardstraße aufwärts und abwärts, auf beispiellosen Gebirgsmärschen viermal eine Alpenkette über-

schreitend, bis an den Bodensee führte. Am 24. September 1799 hatte Suworow unter beständigen Gefechten Hospenthal erreicht; am 25. September drangen seine Vortruppen unter Rosenberg, die Franzosen durch Umgehung zur Räumung des Urnerlochs zwingend, bis an die Teufelsbrücke vor, von der der kleinere Bogen auf der rechten Uferseite gesprengt war. Nun wird überall erzählt, die Russen hätten einzeln unterhalb der stark besetzten Brücke im Feuer des Feindes die Reuß durchwatet, hätten ihn so wieder umgangen und zum Rückzug nach Amsteg genötigt. Wer jemals an dieser Stelle gestanden hat, der wird die Möglichkeit dieses verwegnen Manövers stark bezweifeln, denn die Uferstellen fallen nach der Reuß hin zuletzt überall glatt ab, sodaß es zwar möglich sein mag, an ihnen hinab ins Wasser zu gleiten, aber unmöglich scheint, an der andern Seite wieder hinaufzuklimmen; vor allem aber wäre Menschenkraft schwerlich imstande gewesen, der ungeheuern Wucht des herabstürzenden Wassers in diesen Katarakten zu widerstehn, deren Grund unregelmäßige, glatte Granitblöcke bilden, die nirgends sichern Tritt gewähren. Auch bedurfte es eines so abenteuerlichen Versuchs gar nicht. Ein schmales Grasband des rechten Ufers, an dem jetzt das Russendenkmal steht, genügte, russische Schützen soweit vorzuschieben, daß sie die Brücke im Rücken fassen und den abwärts führenden Saumpfad wirksam unter Feuer nehmen konnten, und darauf allein kam es an.

Hinter dem Russenkreuz sperrt der vorspringende Teufelsberg mit dem Bätzberg gegenüber die Straße derart, daß eben hier die „stäubende Brücke“ aufgehängt werden mußte. Erst 1707 sprengte der italienische Ingenieur Pietro Moretini durch den grauschwarzen Schieferfelsen einen nur $2^1/_2$ Meter breiten und eben so hohen Stollen, das Urnerloch, und erst beim Neubau der Gotthardstraße wurde es zu einem Tunnel von fünf Metern Höhe und sechs Metern Breite erweitert, der die Durchfahrt von Wagen ermöglicht, jetzt übrigens auch durch ein eisernes Thor jederzeit gesperrt werden kann. Begreiflich ebenso, daß Goethen in diesem dunkeln engen Schlund am Ende eines so mühseligen Wegs eine „verdrießliche“ Stimmung überkam, wie daß er von dem Anblick des Urserenthals anmutig überrascht wurde. Diesen seinen Eindruck spiegeln auch Schillers Verse im „Berglied“ wieder:

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor,
Du glaubst dich im Reiche der Schatten,
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten.

Und im „Tell“ weist dieser dem flüchtigen Johann Parricida, freilich mit starkem Anachronismus, denselben Weg:

Es reißt ein schwarzes Felsenthor sich auf
— Kein Tag hat's noch erhellt —, da geht ihr durch,
Es führt euch in ein heitres Thal der Freude.

Heute ist der Gegensatz nicht mehr so schroff, weil die Anstrengung des Wegs nur gering ist, aber überraschend wirkt der Übergang aus der engen, nackten Schlucht in das weite, grüne Thal dennoch. Die Reuß, die dort den Reisenden fortwährend mit donnerndem Brausen begleitet hat, verwandelt sich oberhalb des Urnerlochs mit einemmal in einen zwar rasch und stark aber

breit und glatt im regulierten Bett dahinströmenden Gebirgsfluß, über den eine flachgelegte Eisenbahnbrücke nach dem zinnengekrönten Festungsthore des Forts auf dem Bätzberge hinüberführt. Die Bergwände weichen plötzlich zurück und umschließen ein breites, flaches Wiesenthal. Das ist Urseren. In einer Meereshöhe von 1440 bis 1600 Metern erstreckt es sich als ostwestliches Längsthal zehn Kilometer weit von Andermatt bis Realp am Fuße der Furka, im östlichen Teile eine bis zu einem Kilometer breite Ebne, aber hier vielfach durch kleine Hügel unterbrochen, die aus überwachsenen Felstrümmern bestehn, mit üppigen Matten bis hoch an den Berghängen hinauf bedeckt, mit zahllosen grauen, steinernen Heustadeln übersät, die sich ebenfalls noch hoch an den Hängen hinaufziehn. Darüber steigen graue, zerrissene Felsschroffen empor; sie senden beständig, wenn die Gletscherbäche anschwellen, Geröllmassen nach unten, die mit breiten Schutthalden die Matten unterbrechen. Erst über ihnen ragen zackige Felskämme und Schneespitzen auf. Bei Hospenthal hört die Thalebne auf, die Furkareuß füllt die ganze Thalsohle aus, und die Straße führt über ihr auf wiesenbedeckter Terrasse bis an den Weiler Zum Dorf; dort erweitert sich das Thal wieder zu einer sumpfigen Wiesenfläche, die bis an den Abhang der Furka reicht. Nach allen Seiten erscheint Urseren als völlig geschlossen. Im Osten sperrt es der grasbewachsene Hang der Oberalp, im Westen der ganz ähnliche Rücken der Furka, links von den Schneefeldern des Matterhorns, rechts von dem kolossalen Zackenkamm des Galenstocks flankiert, im Norden der Bätzberg und die Felsnadeln der Spitzliberge, im Süden die Abhänge des Gamsstocks und des Winterhorns, die schon zum Gotthardmassiv gehören. So liegt es gerade da, wo sich die beiden Hauptketten der Zentralalpen kreuzen. Natürliche Öffnungen hat es nur im Norden und im Süden, und doch ist der Verkehr von Westen nach Osten viel älter, denn auf diesen beiden Seiten begrenzen nicht wie sonst unwegsame Felsrücken das Thal, sondern zwar steile aber mit Erde bedeckte, mit Gras bewachsene Lehnen, deren Ersteigung für Fußgänger und Saumtiere keine besondre Schwierigkeit bot.

Diese außer von Norden verhältnismäßig leichte Zugänglichkeit des Urserenthals verbindet sich mit einem andern Vorzuge, der Bebauungsfähigkeit. In der rauhen Höhe gedeiht allerdings kein Getreide mehr; auch der ursprünglich reichlich vorhandne Wald ist bis auf den kleinen Bannwald südlich von Andermatt, der den Ort vor Lawinen schützt, verschwunden. Erst seit etwa zwanzig Jahren ist bei Hospenthal eine fröhlich gedeihende Anpflanzung, meist Lärchen, an der südlichen Berghalde von der Gemeinde gemacht worden, deren Mitglieder sich nur schwer dazu entschlossen, diese hier besonders ertragreichen Matten einem höhern Bedürfnis, dem Holzbedarf künftiger Geschlechter und dem Schutz vor Lawinengefahr zu opfern; eine ähnliche hat aus demselben Grunde die Gemeinde Realp begonnen. Aber in der heißen Sonne des kurzen Sommers gedeiht auf den reichlich bewässerten Flächen des Thals ein üppiger Graswuchs in unvergleichlich farbenbunter Blumenpracht, der erst im Juli geschnitten wird. Dann wimmeln die Wiesen von fleißigen Menschen und Gespannen. Von den steilen Abhängen aber muß das Gras auf dem Rücken herabgetragen werden. Denn die Heuernte ist eine Lebensfrage für Urseren,

da von ihrem Ausfall nicht nur das Winterfutter des zahlreichen eignen Viehs (manche Bauern besitzen bis hundert Stück), sondern auch die lohnende Ausfuhr des Überschusses nach Luzern und Zürich abhängt. Auf die Frage, ob das Wetter schön bleiben werde, antwortete deshalb ein Ursener Grundbesitzer ganz ernst: „Es muß, wir haben ja Heuernte." Im Sommer, vom 15. Juni bis 15. September, ist das Vieh natürlich auf den Alpen, die Gemeinweiden sind. Erst vom 28. September ab darf es auch auf den Matten des Thals frei weiden. Zur Grasnutzung kommt noch eine sehr bedeutende Milch- und Käseproduktion. Der Ursener Käse gilt sogar als der feinste in der Schweiz und wird von Goethe mehrmals gerühmt. Jedenfalls ist Urseren durchaus auf Viehzucht angewiesen und also ganz vom Sommer abhängig.

Aber schön ist dieser kurze Sommer. Die Schwankungen der Temperatur während eines Tages sind verhältnismäßig gering. Vom 1. Juni bis zum 30. September steht das Thermometer im Durchschnitt früh 6 Uhr auf 8 Grad Celsius, Mittags 2 Uhr auf 16, abends 9 Uhr auf 13 Grad. Die Morgen und Abende sind also frisch, aber nicht so empfindlich kalt wie im Engadin; die Sonne brennt in der schattenlosen Landschaft um Mittag zuweilen heiß, sodaß sie beim Steigen lästig fällt, aber die Luft selbst bleibt immer frisch, und der regelmäßig gegen 10 Uhr früh von Osten aufspringende Thalwind hält die Luft immer in Bewegung. Dazu ist das Wetter sehr gleichmäßig. Von den rund 120 Tagen der vier Sommermonate bringen durchschnittlich nur 25 bedeckten Himmel oder Regen, der so rasch auftrocknet, daß, wenn er die Nacht gefallen ist, am Abend schon wieder Staub auf der Landstraße weht. Dafür bedeckt am Morgen silbergrauer Tau die Matten. Mitunter quellen gegen Abend grauweiße Nebelschwaden aus der kalten Schöllenenschlucht hervor und hüllen den untern Teil des Thals ein, aber den obern erreichen sie nicht, und gewöhnlich strahlt ein tiefblauer Himmel, von dem sich in der klaren Luft die Umrisse der Berge wie mit dem Messer geschnitten abheben.

Auf Meilenweite ringsum bot dieses Thal die einzige Möglichkeit zu solcher Landwirtschaft und also zu dauernder Ansiedlung. Denn die nächsten benachbarten Orte sind alle weit entfernt und nur über hohe Gebirgspässe oder lawinenbedrohte Wege erreichbar. Göschenen liegt 6 Kilometer, Tschamut, das erste Dorf des Vorderrheinthals, 16 Kilometer von Andermatt entfernt, Oberwald in Oberwallis 31,5 Kilometer von Realp, Airolo von Hospenthal 26 Kilometer. Im nähern Umkreis giebt es nur Alpen- und Sommerwohnungen, die um Mitte Juni bezogen und Mitte September verlassen werden. Im größten Teil des Jahres sind also die Pässe völlig verschneit und unpassierbar; in diesem Jahre konnte man noch Ende Mai sogar mit einem fünfspännigen Geschirr nicht bis zur Furkahöhe vordringen, nur bis zum Tiefengletscher. Die Straße von Hospenthal bis Göschenen wird möglichst offen gehalten; aber auch sie verschwindet auf Monate unter hohen Schneemassen, und nur ihre Richtung wird dann durch Stangen bezeichnet. Zuweilen versagt auch diese Verbindung; dann sitzen die kleinen Ortschaften weltabgeschieden hinter dicken Schneemauern.

So liegt das Urserenthal wie eine Kulturoase und deshalb als eine Raststätte mitten in einer starren, schnee- und eisgepanzerten, unwegsamen Felsenwildnis. Eben darin ist seine Bedeutung begründet. In der ältesten Zeit bot es einen Ruhepunkt wenigstens für den ostwestlichen Verkehr zwischen dem Rhein- und dem Rhonethal, und die erste Besiedlung geht auch in die römische oder wenigstens in die romanische Zeit zurück. Denn die Lokalnamen sind alle romanisch. Der Name des ganzen Thals (Ursare 1236, Ursaria 1285, italienisch Orhera) wird mit andern Ortsnamen desselben Ursprungs in den französischen Alpen (ein Orsières am Großen St. Bernhard, ein andres an der Straße von Grenoble nach Susa) als Station der Bärenjäger (ursarii) erklärt, die für den Schutz der Poststraßen vor wilden Tieren zu sorgen hatten. Jedenfalls führt Urseren als Wappen den Bären mit dem Kreuz auf dem Rücken. Hospenthal, das noch Goethe als „Hospital" bezeichnet, verrät noch in seinem Namen seinen Ursprung aus einem hospitaculum und ist wohl der älteste Ort des Thals. Romanisch sind auch die Namen Realp, Furka und Guspisalp (östlich von der obern Gotthardstraße). Die deutsche Einwandrung vom Wallis her fällt erst in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts und erhielt durch die Eröffnung des Gotthardwegs festen Halt an der deutschen Bevölkerung von Uri.

Der Hauptort des Thals hieß ursprünglich schlechtweg Urseren oder Urseren an der Matt (noch bei Goethe) nach der breiten Wiesenfläche, die in den Hochalpen eine Seltenheit ist (vergl. Zermatt). Er liegt jetzt da, wo sich die Unteralp-Reuß mit dem Hauptflusse vereinigt, lag aber ursprünglich um die älteste Kirche St. Columban am Nordende, bis Lawinen vom Rücken der Oberalp herunter die Übersiedlung nach der jetzigen Stelle weiter südwärts unter dem Schutze des Bannwaldes veranlaßten. Wie die Dörfer des obern Wallis, die aus dichtgedrängten schwarzbraunen Blockhäusern bestehn, hat Andermatt etwas düsteres. Der ältere Teil gruppiert sich um eine enge Gasse, die an der Reußbrücke nach Osten zu rechtwinklig umbiegt; die Häuser, zum Teil aus schindelbedeckten Holzbalken unter breitem Dach, zum Teil auch aus Stein, zuweilen aus beiden Materialien zusammengesetzt, mit niedrigen Stockwerken und kleinen Fenstern, stehn stadtähnlich eng aneinander in geschlossener Gasse, darunter viele Gasthöfe älterer einfacher Art, wie die Drei Könige, in denen Goethe im Oktober 1797 einkehrte, am Westausgange das moderne stattliche Grand Hotel. Wirklich alte Gebäude sind auch hier wohl wenige übrig, denn am 9. September 1766 brannte der Ort größtenteils ab. Modern nimmt sich der Teil nach den Schöllenen hin aus. Hier steht wie eine kleine Kolonie für sich am nördlichen Eingange das große, elegante Hotel Bellevue mit seinen „Dependencen," noch weiter nördlich die eidgenössische Kaserne mit den Artillerieschuppen. Die Hauptkirche, ein einschiffiger italienischer Barockbau des siebzehnten Jahrhunderts, erhebt sich am Westrande des Orts jenseits der Reuß; südlich über dem Dorfe auf aussichtsreicher Höhe liegt die Kapelle Mariahilf mit einer Bogenvorhalle auf der Westseite, wie sie alle Kirchen im obern Wallis haben. Von dort aus liegt das ganze Urserenthal mit seiner stolzen Umgebung wie aufgerollt vor uns; aber vor allem haftet der Blick auf einem

trotzigen, hochemporragenden Turmklotz; es ist der Bergfried der Burg Hospenthal, der alten Herrin von Urseren.

Nicht zufällig ist dieser feste Sitz aus dem alten Hospitium erwachsen. Die moderne Straße, die fast geradlinig in einer starken halben Stunde von Andermatt nach Hospenthal führt, steigt erst zuletzt unmittelbar vor dem Osteingange des Orts etwas an. Dort verengert sich das weite Thal mit einemmal, und zwischen der Gotthardreuß, die von Süden brausend herabkommt, und der Furkareuß, die sich hier mit ihr vereinigt, schiebt sich eine felsige Halbinsel vor. Auf ihrer höchsten, schwer ersteigbaren Kuppe erhebt sich über steilem Fels der Turm, der letzte Rest der schon 1425 zerfallnen und aufgegebnen, 1710 vollends abgebrochnen Burg, wo einst der Reichsvogt von Disentis hauste. Auf einem niedrigern Vorsprung nach Osten zu steht die 1705 bis 1711 erbaute Kirche, vom Friedhof umgeben, von dessen hoher Stützmauer aus gesehen das ganze untere Urserenthal ausgebreitet liegt. An diesem Hange steigt auf der Südseite die Dorfgasse empor. Vorüber an dem stattlichen, aber behaglichen Hotel Mayerhof, gegenüber dem jungen Lärchenwald und über die moderne Reußbrücke, neben der die alte hochgeschwungen über den schäumenden Fluß setzt, erreicht sie den Eingang des alten Ortsteils. Eng gedrängt stehn auch hier die Häuser, bald Stein-, bald Holzbauten, manches alte Steinhaus mit schadhaftem Putz, zerfallnen Treppenstufen und höhlenartiger Thür so düster und unwohnlich, daß es einem italienischen Bergnest entnommen zu sein scheint, neben ein paar einfachen Gasthöfen älterer Art auch ein ansehnliches Hotel zum Schwarzen Löwen (Goethe nächtigte 1797 im Goldnen Löwen), und ganz oben erhebt sich klosterähnlich die schmucke Kaplanei St. Karl von 1719. Kleine Gemüse- und Blumengärten geben hier und da einem Anwesen ein freundlicheres Ansehen. In anderthalb Stunden erreicht man auf der Furkastraße Realp, den kleinsten Ort des Thals, der seit dem Brande von 1848 fast ganz neu gebaut ist und deshalb wenig Charakteristisches hat. In dem Kapuzinerklösterlein ist Goethe im November 1779 mit dem Herzog Karl August eingekehrt, als sie von Münster im Ober-Wallis mit Führer aufbrechend zu Fuß durch tiefen Schnee am Rhonegletscher vorbei, wo damals noch keine gastliche Stätte stand, die Furka überstiegen hatten.

Die drei Ortschaften von Urseren liegen also alle an der uralten westlichen Verbindungsstraße zwischen Rhein- und Rhonethal und alle drei an wichtigen Stellen dieser Linie: Realp am Aufstieg zur Furka, nach der sich die moderne Straße in zahlreichen, weiten Kehren an der grasbewachsenen Lehne hinaufwindet, Andermatt am Beginn der Oberalpstraße nach dem Vorderrhein, die in derselben Weise den mit üppigen Matten bedeckten Abhang erklimmt und eben hier mit der Gotthardstraße zusammentrifft, Hospenthal da, wo diese zur Paßhöhe aufsteigt. Daß man hier nicht weit von der Grenze Italiens ist, wird mannigfach sichtbar. Der stark auftretende Steinbau statt des sonst in der deutschen Schweiz üblichen Holzbaues hängt natürlich zunächst mit der Waldarmut der Landschaft zusammen, erinnert aber doch an italienische Verhältnisse, ebenso wie die Geschlossenheit der Ortsanlagen. Der Baustil der Kirchen ist das italienische Barock, und die reichliche Verwendung schönen

weißen Marmors zu Grabdenkmälern auf dem Friedhofe von Andermatt ruft italienische Campisanti ins Gedächtnis zurück. Die rauh gepflasterten Gassen der Ortschaften haben an den beiden Seiten breite, glatte, gleisartige Steinstreifen für die Wagenräder wie in den Gebirgsorten jenseits der Berge, und nicht nur italienische Südfruchthändler bieten ihre Ware aus, sondern auch italienische Firmen (Calzoleria italiana, Vendita in vini e liquori und dergleichen mehr) rechnen auf italienischen Zuspruch. Auch die Kutscher neigen zu der hübschen italienischen Sitte, die Köpfe ihrer Pferde mit Fuchsschwänzen, Fasanenfedern und roten Quasten zu schmücken.

Freilich hat der Verkehr über die Pässe und vor allem über den Gotthard seinen Charakter, seine Mittel, seine Bedeutung mehrfach gewechselt. Bis 1830 erhielt sich der mittelalterliche Saumverkehr mit geringen Veränderungen. Die Saumwege selbst wichen von der Richtung der modernen Poststraße oft stark ab. Beim Urnerloch bog der Gotthard- und Furkaweg rechts ab und führte über die Matte am linken, nicht wie jetzt am rechten Ufer der Reuß aufwärts. Als rauhgepflasterter Fußweg ist er streckenweise noch kenntlich und setzt sich von Hospenthal aus meist hoch über der Reuß durch die ansteigenden Matten nach Realp hin fort. Um nach Hospenthal zu gelangen, überschritt der Reisende oberhalb der Stelle, wo sich Gotthard- und Furka-Reuß vereinigen, diesen zweiten Fluß auf einer hochgewölbten Bogenbrücke ganz von der Art der alten Brücke im untern Teile der Schöllenenschlucht und offenbar aus derselben Zeit. Goethe passierte sie, als er 1797 von Andermatt heraufkam. Eine ganz ähnliche Brücke überspannt dicht neben der modernen Straßenbrücke innerhalb des Orts die Gotthardreuß. Die Unterhaltung dieser Wege war im Thale und fast durch die ganze Schöllenenschlucht Sache der Thalgemeinde Urseren unter ihrem Landammann (die Würde besteht heute noch unter dem Titel Thalmann); offenbar hat sie für die ursprünglich hölzernen Brücken auch den alten Wald allmählich geschlagen.

Eine wirkliche, bewußte Verkehrspolitik hat sich an der Gotthardstraße in Uri sehr früh entwickelt und ist durch alle Jahrhunderte verfolgt worden. Diese Bauern und Hirten waren keineswegs nur Saumtiertreiber und Wirte, sondern auch Unternehmer mit weitem Blick, die ihren Vorteil sehr gut wahrzunehmen wußten und in Anbetracht ihrer bescheidnen Kräfte Erstaunliches geleistet haben. Schon 1315, im Jahre der Schlacht von Morgarten, vereinbarten Uri und Livinen eine Art von Postordnung, 1363 gab Urseren eine Säumerordnung, 1383 wurde eine Eilgutordnung eingeführt. Ebenso wurde für Sicherheit der Straße gesorgt. Folgerichtig gingen auch die Zölle an die jungen Staatenbildungen über, der in Flüelen an Uri, der in Göschenen an die Eidgenossenschaft. Der Verkehr war an privilegierte Unternehmergenossenschaften, die „Porten,“ und bestimmte natürliche Stationen, die „Susten“ (vom italienischen sosta, Raststelle), die zugleich Zollstellen waren, gebunden. Von jenen bestanden in Uri drei, zu Flüelen, Silenen und Wassen; von den Susten wird die von Flüelen, der wichtige Umschlagplatz für den Seeverkehr, schon 1309 erwähnt und ist noch heute am Hafen vorhanden, in Silenen stehn wenigstens noch Reste, und die von Hospenthal am Aufgange der Gotthardstraße, wo sie

sich von der Furkastraße abzweigt, ist jetzt Zeughaus. Als Sust galt auch das Hospiz auf der Paßhöhe. Der Transport ging von Sust zu Sust („Teilballe"); für das „Durchsäumen" auf der ganzen Strecke, wie es die Ordnungen von 1315 und 1383 erlaubten, mußte eine besondre Gebühr („Fürleiti") bezahlt werden. Die Lasten wurden von Maultieren und Pferden getragen, da leichte Wagen oder Schlitten nur ganz ausnahmsweise und nur von Reisenden benutzt wurden, und zwar trug das Tier auch später noch drei Zentner oder Lasten. Bei gutem Wetter brauchte ein Saumtierzug von Flüelen bis Bellinzona vier Tage. Schon um 1303 brachten die habsburgischen Zölle auf der Gotthardstraße von Hospenthal bis Reiden (südlich von Olten) jährlich vierhundert Pfund Silbers (9200 Franken, nach heutigem Kaufwert 55000 Franken), gegen Ende des Mittelalters bis 1113 Pfund (23000 Franken, im jetzigen Kaufwert 138000 Franken); in derselben Zeit ging eine Gütermenge durchschnittlich von 25000 Zentnern jährlich über den Gotthard. Reisende legten den Weg zu Fuß oder zu Pferde zurück, sehr selten mit Geschirr, wie sich im März 1401 der Oxforder Jurist Adam von Usk eines einspännigen Ochsenwagens, zu Ende August 1438 der spanische Edelmann Peter Tafur eines Ochsenschlittens bedienten, beide zu einer Jahreszeit, wo Schnee lag, also zu Fuß schwer vorwärts zu kommen war. Jedenfalls ist der Paß auch im Winter benutzt, also bis zu einem gewissen Grade offen gehalten worden. Eine Mailändische Stafettenpost mit Relais wurde zuerst 1494 eingerichtet, war aber nicht von Bestand; erst 1693 legten Berner und Züricher Unternehmer wieder eine Postlinie über den Berg, die Dauer hatte.

(Schluß folgt)



Am Fuße des Hradschins

Von Georg Stellanus



Joseph, du hast doch das Ciborium und deine Schuhe nicht einzupacken vergessen, fragte Pater Aloysius, der jugendliche Kaplan des Fürsten Montenero.

Jesus Maria! Ja, die roten Schuhe und die roten Strümpfe hatte Joseph richtig eingepackt, aber die Hauptsache, das Ciborium hätte er beinahe vergessen! Wurden nicht auch die beiden kleinen Phialen mitgenommen?

Nein, Phialen und alles übrige würde man in Prag finden. Nur das Ciborium mußte man für die ersten Tage mitnehmen, weil das der Prager Palaiskapelle beim Goldschmied war.

Auf Deutsch hatten das die beiden, der Kaplan und der Chorjunge, nun freilich nicht miteinander verhandelt, sondern auf Tschechisch, mit einer Weichheit und einem Wohlklange der Lautbildung, wie es ihnen so leicht kein deutscher Kaplan und kein deutscher Chorjunge gleichgethan hätte. Sie waren beide Stockböhmen und wären eher auf den Gedanken gekommen, sich gegenseitig mit kaltem Wasser zu begießen, als einander deutsch anzureden. Aber was hülfe es dem einen oder dem andern deutschen Leser, dem die slawische Mundart nicht geläufig wäre, wenn ihm der Wortlaut von Frage und Antwort in der ursprünglichen Fassung mit den korrekten

Schriftzeichen für die unnachahmlichen Zungen-, Gaumen- und Zahnlaute mitgeteilt würde? Er muß sich das Tschechische sowie das Ausdrucksvolle und Gebärdenreiche des Vortrags nach Möglichkeit selbst vorzustellen suchen.

Der gute dicke Joseph war in Kladno Kalfaktorsjunge gewesen, als Pater Aloysius noch dem dortigen Konvent der Gesellschaft Jesu angehörte, und der Pater, der seit anderthalb Jahren Kaplan des alten Fürsten war, hatte wohl gewußt, was er that, als er den Jungen dem Haushofmeister für den Hausdienst empfohlen hatte. Das ruhelose und doch behagliche Umherschleichen, womit Katzen ganze Stunden des Tags und der Nacht hinzubringen pflegen, war ihm so eigen, daß er außer nachts, wo er den Riesen Goliath hätte überschnarchen können, nicht rastete. Er zog von früh bis abends auf geräuschlosen Sohlen durch alle Zimmer, im Winter, um nach den Feuern zu sehen, im Sommer, um Jalousien zu öffnen oder zu schließen, und jedermann war das so gewohnt worden, daß man keine weitere Acht auf ihn gab. Er kam und ging, unbeobachtet wie die Federwölkchen am Himmel, mit denen er freilich außer der Geräuschlosigkeit nichts gemein hatte. Denn ätherisch war er nicht: im Gegenteil, er war unter den Jungen seines Alters das, was die Magenwurst unter den Viktualien ist und das Einundzwanzigcentimeterkaliber unter den Geschützen. Mit dem kugelrunden Kopfe, der kulbigen Nase, der an Milchkaffee erinnernden Hautfarbe und dem über die Stirn bis dicht auf die Augenbrauen heruntergewachsenen, kurzgeschornen schwarzen Haar, das wie Maulwurfsfell aussah, würde er den Eindruck eines richtigen Rüvels gemacht haben, wenn der aus seinen Zügen und Augen sprechende gutmütige Ausdruck das Derbe und Urwüchsige der Erscheinung nicht einigermaßen gemildert hätte. Er war so behaglich, und sein Tritt war so geräuschlos, daß man sich seine Nähe wie die eines gewohnten Haustiers gefallen ließ. Den Kapellendienst konnte er nebenbei besorgen, und das im Hause herumziehn war sein Hauptberuf. Da man kein Arg vor ihm hatte, so hörte er überall, was gesagt wurde, und hinterbrachte, was er gehört hatte, brühwarm dem Kaplan. Man könnte beinahe sagen aus frommem Pflichteifer, denn die Väter der Gesellschaft Jesu kamen ihm unmittelbar nach dem lieben Gott. Er betrieb sein Nachrichtenwesen wie eine Art Tempeldienst. Von dem, was er hinterbrachte, war freilich vieles wertlos, aber ab und zu war doch etwas darunter, was dem Pater Aloysius von Wichtigkeit erschien.

Da der Fürst alt und kinderlos war, so hatten die klugen Väter schon seit Jahren ein vorbedachtes Auge auf seinen Besitz, auf das Majorat sowohl als auch auf das Allodialvermögen geworfen. Den Grafen Viktor, den Sohn eines verstorbnen Bruders des Fürsten, dem bei dessen Tode das Majorat zukam, und der auch für den mutmaßlichen Erben seines Privatvermögens galt, hatte man nach Kräften beiseite zu schieben und in der Meinung des Fürsten anzuschwärzen gesucht, denn man traute, was den Glauben und die Kirche anlangte, seinen Ansichten und Gesinnungen nicht. Während der letzten Monate war man allerdings ohne Sorge wegen des gefährlichen Einflusses gewesen, den er „leider Gottes“ durch seine gewinnende Persönlichkeit auf den alten Herrn ausübte, denn eine nach Kleinasien und Ägypten unternommne Reise hatte ihn glücklicherweise ferngehalten, und man hatte — seine Wagehalsigkeit war bekannt — auf einen männermordenden Seesturm oder auf einen halsabschneiderischen Beduinen gehofft, mit deren Hilfe man seiner „ohne eigne Sünde“ entledigt gewesen wäre. Aber diese menschenfreundliche Hoffnung hatte sich nicht erfüllt, und man mußte für die allernächste Zeit neuer Sorge und Gefahr entgegensehen, da Graf Viktor auf der Heimreise war und in Prag, wohin der Fürst, wie alljährlich, auch dieses Jahr für den Spätherbst und den Winter überzusiedeln im Begriff stand, zu längerm Besuch erwartet wurde.

Damit es dem Fürsten nicht an Unterhaltung fehlen möchte, und damit er für seinen Allodialbesitz, der zu den bedeutendsten Böhmens zählte, Erben zur Hand hätte, war seine Base Gräfin L'Hermage mit ihrer Tochter Paula ganz zu ihm gezogen, und Pater Aloysius redete im Verein mit den sonst im Hause verkehrenden

Prälaten und geistlichen Herren einer Vermählung der Komtesse Paula mit dem Grafen Egon Libkowitz das Wort. Auf diesen, der ein „guter Katholik“ und in etwas entfernterm Grade auch ein Neffe des Fürsten war, konnte man rechnen. Wenn es nach des Himmels Gnade und unter behutsamer menschlicher Nachhilfe zu einem „nach allen Richtungen hin befriedigenden Bunde“ zwischen diesem und Komtesse Paula kam, so konnte der Fürst ruhig sterben, nachdem er diesem frommen, kirchlich gesinnten und priesterfreundlichen Paare den Teil seines Besitzes vermacht hatte, über den ihm freie Verfügung zustand. Mit diesen beiden lief, glaubte man, die Kirche keine Gefahr, zu kurz zu kommen. Wenn aber der Fürst vorzog, statt des Grafen Egon, den er nicht recht mochte, Komtesse Paula seine Güter und sein sonstiges Vermögen zu hinterlassen, und diese junge Dame, statt sich zu vermählen, in eins der aristokratischen Klöster eintrat, die dem hohen österreichischen Adel als Herbarien für seinen überschüssigen Töchterreichtum dienen, so war es um so besser. Die tote Hand war schon ausgestreckt, um alles, was durch Zureden und geistlichen Druck zu erlangen war, ohne Sang und Klang, wie es sich für eine tote Hand ziemt, „in Form Rechtens“ an sich zu nehmen und zu dem übrigen zu legen. Dem ohnehin so vermögenden und durch seinen ausgebreiteten Landbesitz so einflußreichen Damenstift am Fuße des Berges wäre dieser gewaltige Zuwachs an Kapitalien und Ländereien gerade jetzt, wo einem die Unterstützung der panslawistischen Bestrebungen so „furchtbare“ Unkosten verursachte, doppelt erwünscht gewesen.

Freilich wußte man, daß man die Katze aus mehr als einem Grunde noch nicht im Sack hatte. Denn obwohl der Kaplan in rein geistlichen Dingen nicht ohne Einfluß auf den Fürsten war, so hatte sich dieser in weltlichen Angelegenheiten eine „bedauerliche“ Selbständigkeit zu wahren gewußt. Es würde, davon hatte man sich leider überzeugen müssen, schwer halten, ihn zur Einsetzung des Grafen Egon als Erben zu bewegen. Er zog diesem seinen Neffen Viktor bei weitem vor, und — das Schlimmste bei dem ohnehin etwas unsichern Handel — Komtesse Paula, der man dabei eine Hauptrolle zugedacht hatte, war trotz der beruhigenden Versicherungen, die ihre Mutter über ihre Botmäßigkeit und gute kirchliche Gesinnung abzugeben nicht müde wurde, dem Kaplan gegenüber sehr zurückhaltend, wenn dieser das Gespräch auf den von ihm befürworteten Freier zu bringen suchte. Ja Pater Aloysius konnte sichs nicht verhehlen, er hatte den peinlichen Eindruck, daß die junge Dame an dem anwesenden, ihr so warm empfohlenen Vetter weniger Anteil nahm als an dem abwesenden, über dessen Richtung und Gesinnungen sie immer nur schlimmes zu hören bekam.

Es galt deshalb für den Pater und dessen Bundesgenossen beiderlei Geschlechts, sehr auf ihrer Hut zu sein. Und das um so mehr, da man sich sagen mußte, daß man es in Prag mit allerhand Einflüssen zu thun haben werde, die man hier auf dem Lande, in Vysočán von dem Fürsten hatte fern halten können, während das in der Landeshauptstadt, wo er während des Landtags der Kontrolle seines Beichtvaters weit mehr entzogen war, nicht möglich sein würde.

Der alte Fürst, über dessen italienische Abstammung der Familienname keinen Zweifel ließ, war zwar, was den täglichen Besuch der Messe, das Innehalten der Fast- und Abstinenztage und die sonstige Beobachtung der vorgeschriebnen kirchlichen Gebräuche anlangte, ein gewissenhafter Katholik, aber im Punkte der wünschenswerten Begeisterung für die alles beherrschende und allein seligmachende Kirche erschien er dem Kaplan zu lau. Auch für die Autonomie der zur böhmischen Krone gehörigen Länder sowie für die spezifisch tschechisch-slawischen Interessen überhaupt fehlte ihm die wahre Wärme, das Herz. Er hatte zu lange in Wien gelebt und den das Kaiserhaus nächstumgebenden Kreisen zu ausschließlich angehört, als daß er in politischer Beziehung ein andres Ziel und Ideal hätte haben können als das einer allseitig anerkannten, möglichst unumschränkten Autorität seines kaiserlichen Herren und des Gedeihens der habsburgischen Gesamtmonarchie. Mißachtung der tschechischen Nationalität im großen und ganzen konnte man ihm nicht vor-

werfen. Er gehörte vielmehr der geschlossenen Phalanx feudaler Grundbesitzer Böhmens an, die es mit den Tschechen und der römisch-katholischen Geistlichkeit hielten, um auf diese Weise den fortschrittlichen und nivellierenden Tendenzen eines Teils des Deutschtums erfolgreich entgegentreten zu können, aber als einen Slawenfreund, wie er sein sollte, konnte man ihn doch nicht ansehen. Das Schlimmste war, daß die Unfähigkeit, sich als Tscheche zu fühlen, nicht bloß in den Traditionen seiner Partei, sondern auch in dem ererbten halb romanischen, halb germanischen Blut ihren Grund hatte.

Zu den Italienern gehörten die Monteneros schon seit zwei und einem halben Jahrhundert nicht mehr. Sie waren inzwischen Österreicher und damit etwas geworden, was in vielfacher Beziehung dem Deutschtum näher verwandt war als slawischer Sitte und Lebensanschauung. Über die Anfänge des Landbesitzes so vieler in Böhmen ursprünglich nicht heimisch gewesener Familien nach der Schlacht am Weißen Berge kann man ja verschieden urteilen, und die Ansicht, daß das Ganze eine grausame und blutige, von den Jesuiten geleitete Kolonisation war, durch die die böhmischen Lande in den Schoß der römisch-katholischen Kirche zurückgebracht werden sollten und in der That auch zurückgebracht worden sind, kann leider nicht bestritten werden. Aber im Laufe der Jahre hatte sich das Gewaltsame und Tyrannische der ersten Besitzergreifung verwischt, und es war an dessen Stelle ein patriarchalisch-feudales Verhältnis getreten, dessen etwas naive Ausbeutungsgrundsätze sich auf der Seite des grundbesitzenden Adels unter den wohlwollendsten und familiärsten Formen verbargen.

Auf menschenfreundliche Herablassung jederzeit und auf werkthätige Beihilfe in außergewöhnlichen Notfällen hatte ja der Böhme nach den Anschauungen dieser Kavalierfamilien ein billiges Anrecht, aber unter ihnen stand er doch, nicht bloß als Gutsunterthan und Fronarbeiter, sondern auch als Angehöriger eines Volksstammes, den sie ungeachtet alles Kokettierens mit ihm nicht als voll ansahen. Das sagte man nicht, und das hatte man nirgends Wort, aber das empfand man, und durch dieses Gefühl ließ man sich leiten.

Man begreift, daß sich Pater Aloysius, dem der Vorteil der Kirche über alles ging, und dem am Erfolge des tschechischen Angriffs ebensoviel gelegen war als an der Bewältigung des deutschen Widerstands, von den durch weltliche und keineswegs slawenfreundliche Sonderrücksichten bestimmten Anschauungen des Fürsten nur wenig versprach. Der Fürst war nicht fügsam, nicht leichtgläubig, nicht erregbar genug; er war nirgends zu fassen; weder kirchlicher noch nationaler Fanatismus konnte sich seiner bemächtigen, um aus ihm einen Führer oder ein Werkzeug zu machen, wie man es so gern gethan hätte. Trotz der Bande, die ihn seit frühester Jugend an die römisch-katholische Kirche knüpften, und trotz der politischen Berechnungen, vermöge deren er in jedem für sein Land nach Autonomie strebenden Tschechen einen Bundesgenossen gegen fortschrittliche Tendenzen des Deutschtums sah, war er zu welterfahren und kannte die eignen Ziele zu gut, als daß die Gesellschaft Jesu eine Marionette aus ihm hätte machen können.

Der Fürst liebte es, wenn sich der junge Pater, mit dem man ohnehin früh nach der Messe und beim Mittagsmahl verkehrte, im Laufe des Nachmittags im Gartensaale oder, seitdem man wieder zu Kaminfeuern seine Zuflucht genommen hatte, im Salon zeigte. Es gab da auch immer Anfragen, die die Gräfin an ihn zu richten, allerlei mit der Armen- und Krankenpflege zusammenhängende Aufträge, die sie ihm zu geben hatte. Sie war keine gewöhnliche und vor allen Dingen keine unthätige Frau. Die Hände legte sie nie in den Schoß, und wenn es möglich wäre, daß sich dereinst an einem feierlichen, mit Posaunen eingeblasenen Tage alle wollnen Strümpfe und gestrickten Unterröcke, mit denen sie die Notleidenden in Vysočan und Prag vor Blöße und Frost geschützt hatte, versammeln und in die Kreditwagschale steigen könnten, so würde das einen gewaltigen Berg geben, unter dessen Gewicht das Zünglein der Wage ganz gewiß auf die richtige Seite hinübergedrängt

werden würde. Ein witziger oder doch dafür geltender Hausfreund hatte als ihre wahrscheinlich nächste weibliche Arbeit ein gehäkeltes Futteral über den Vyšočáner Kirchturmhelm bezeichnet.

Ihr Blick war ebenso scharf für krummbeinige Kinder, denen Kalk zugeführt werden mußte, wie für schmutzige, denen es Seife zu verschreiben galt. Sie brachte in Vyšočán und in Prag innerhalb ihrer nächsten Umgebung mehr zu stande, als zwei kollegialisch organisierte Armenversorgungsanstalten unter gewöhnlichen Verhältnissen hätten leisten können, und doch war die Wohlthätigkeit nur einer ihrer vielen Wirkungskreise. Sie lebte gesellig, denn der Fürst sah täglich Leute bei sich, sie bekümmerte sich um das Hauswesen, hatte eine ausgebreitete Korrespondenz, versorgte alle umliegenden Kirchen und Kapellen mit Paramenten, die sie zum Teil selbst gearbeitet hatte, nahm, soweit ihre Wirkungssphäre reichte, als werkthätiges Mitglied an allen frommen oder sonst vom Kaplan gutgeheißnen Vereinen teil, und — hierin lag das Merkwürdige — trotz aller dieser Sorgen und Geschäfte traf man sie nie anders als gemächlich, ohne Eile und zu behaglichster Aufnahme jedes ihr entgegengebrachten Gesprächstoffs bereit. Sie schien, was man ihr sagte, und was sie antwortete, als unentbehrliche Zuthat in das hineinzuarbeiten, was sie gerade strickte, häkelte oder stickte, und dabei war doch das, was man ihr mitteilte, in keiner Weise verloren. Sie vergaß nichts von dem, was sie gehört hatte, und ruhte nicht, bis sie das abgestellt oder beschafft hatte, was es zu beschaffen oder abzustellen gab.

Komtesse Paula, die echte Tochter dieser so überaus rührigen Mutter, malte, zeichnete, spielte Klavier, sang, häkelte, hörte die Messe, beichtete, fastete, ritt spazieren oder spielte Lawn Tennis, als wenn das nur so sein müßte, und als wenn die Welt ein Billardtuch wäre, auf dem es nicht anders als glatt und eben hergehn könne, da ihre liebe Mama darauf ohne Hast und ohne Unruhe ihre geräuschlosen Bälle zu machen gewohnt war. Da Komtesse Paula jung, hübsch und anmutig war, so gab sogar ihr Spiegel, mit dem ja Schneewittchens Stiefmutter meist auf gespanntem Fuße gestanden zu haben scheint, ihr keinen Verdruß, und dieses behagliche Blütenleben, dem wir sonst meist nur am Ende gutausgehender Märchen begegnen, hätte in ungetrübtem Glück noch eine gute Weile fortdauern können, wenn nicht der von seiner Orientreise heimkehrende Graf Viktor ganz wider Willen zu allerhand Unruhe und Unfrieden Veranlassung gegeben hätte.

Im Salon, wohin sich der Kaplan um die Nachmittagskaffeezeit begeben hatte, „war“ die Gräfin gerade bei den „letzten Malen rum“ an einem wollnen Rock mit breiter hochroter Kante, den sie für eine alte Tagelöhnersfrau und als Augenweide für den tschechischen Farbensinn mit gewaltigen Holznadeln strickte, der Fürst stand am Kamin, Graf Egon am Fenster, und Komtesse Paula war mit dem Einschenken und Herumreichen des Kaffees geschäftig.

Hatte ich Ihnen schon gesagt, fragte der Fürst, indem er bedächtig mit dem Löffel in seiner Tasse herumrührte, hatte ich Ihnen schon gesagt, lieber Kaplan, daß mein Neffe mir aus Wien geschrieben hat, und daß er zugleich mit uns in Prag eintreffen wird?

Der Fürst sagte das im allergleichgiltigsten Tone, obwohl er recht wohl wußte, daß davon noch kein Sterbenswörtchen über seinen Mund gekommen war, und obwohl er ahnte, daß er damit eine brennende Lunte in den Pulverturm warf. Der Kaplan, der sofort an den Schrecken dachte, den diese Nachricht dem Prälaten oben auf dem Berge und der Äbtissin am Fuße des Berges verursachen würde, antwortete doch mit der größten Ruhe und Gelassenheit. Als ob es sich äußerstenfalls um eine Nachricht über die Ernteaussichten in Südamerika handle, sagte er kühl: Nein, aber ich wußte ja, daß Durchlaucht dieser Tage Nachricht von dem Herrn Grafen aus Triest oder Wien erwarteten. Ich hoffe, der Herr Graf ist wohl und schreibt befriedigt von dem, was er gesehen und erlebt hat. — Es wird gut sein, dachte er bei sich, Joseph heute noch mit dieser Nachricht an den Prälaten

und an die Äbtissin zu schicken, aber sein unverändert glattes und Entgegenkommen zur Schau tragendes Gesicht verriet davon nichts.

Ja, mein Neffe hat viel gesehen und manches Interessante erlebt, fuhr der Fürst fort, der viel zu welterfahren war, als daß er nicht hätte wissen sollen, daß die Unterhaltung gerade bei diesem heikeln Punkte nicht stocken durfte. Er bringt auch zwei arabische Schimmelhengste und einen Neger mit.

Wenn dem Kaplan infolge seiner Stellung jede mißfällige Bemerkung über diese Einkäufe verboten war, so hatte Graf Egon keine derartige Rücksicht zu nehmen. Er drehte sich herum. Was will er denn mit denen? fragte er in einem Tone, der mehr Befremden als Teilnahme verriet.

Den einen der beiden Hengste will er für Paula, den andern für mich dressieren, und den Neger, na, den will er eben wahrscheinlich selbst behalten.

Unsinn, brummte Graf Egon, verbesserte sich jedoch sofort, indem er hinzufügte: Ich meine natürlich nur den Neger.

Die Gräfin fühlte, daß ihrem Neffen schleuniger Zuzug sehr von nöten war, wenn sie nicht wollte, daß er etwas Dummes anrichtete. Nachdem sie mit geübter Hand eine ihrer riesigen Holznadeln aus den roten Wollenmaschen des Gestricks herausgezogen hatte, um sich mit ihr sofort an einer andern Stelle wieder einzubohren und da geschäftig mit ihr weiterzufuchteln, sagte sie in der freundlichsten Weise: Sage selbst, Klemens, begreifst du, Viktor, daß er sich ohne Not mit einem solchen schwarzen Scheusal behangen hat? Mit denen nimmt es ja nie und nirgends ein gutes Ende, und so viele unsrer Bekannten es mit einem Schwarzen probiert haben, sie haben alle ein Haar darin gefunden; es hat allemal schlecht geendet. Getauft, fügte sie hinzu, als ob es ihr darum zu thun wäre, auch die Lichtseite der Sache nicht unerwähnt zu lassen, getauft könnte er ja werden, wenn er es noch nicht ist. Vielleicht würde sogar Vincenz an der Feierlichkeit ... sie unterbrach sich hier und verstrickte das weitere in die rote Kante. Vincenz war niemand Geringeres als ihr Vetter, der Kardinal-Fürsterzbischof, und da man über Eminenzen, die für den gewöhnlichen Sterblichen unberechenbar sind, nie etwas vermuten darf, so war es besser, ihre geheime Hoffnung, die heilige Taufhandlung könne durch Vincenzens Anwesenheit verherrlicht werden, zur Zeit noch für sich zu behalten.

Vielleicht ist er schon getauft, warf der Kaplan ein.

Schwerlich, sagte der Fürst. Das weiß der liebe Gott, wie das kommt, aber wenn man sie danach fragt, sind die Kerle nie getauft. Man möchte beinahe glauben, sie finden am Sichtaufenlassen Vergnügen und gönnen sich das, so oft sie dazu Gelegenheit haben.

Aber vielleicht liegt Viktor gar nichts daran, daß der Kerl getauft wird, sagte Graf Egon; er ist ja selbst nicht viel andres als ein Heide.

Das war gerade die Art Kernschuß in die unrechte Scheibe, die die Gräfin gefürchtet hatte. Es blieb ihr, wenn sie die Sache besser machen wollte, nichts andres übrig, als den Abwesenden in Schutz zu nehmen, was sie — unter uns gesagt — sehr ungern und nur in der höchsten Not that, wenn es sich dabei um den Grafen Viktor handelte. Und doch war sie im Grunde genommen keine böse Frau; es wurde ihr nur in ihrer Eigenschaft als Familiendiplomat schwer. So schlimm, sagte sie, wie du es machst, Egon, ist es denn doch nicht mit ihm. Meinen Sie nicht auch, lieber Kaplan?

Das war sehr geschickt manövriert. In des Paters Händen war die Sache gut aufgehoben. Auf ihn konnte man sich verlassen. Er würde mit feinem Sinn den rechten Weg finden, wie man dem Grafen Viktor etwas am Zeuge flicken konnte, ohne aus der Rolle der wohlwollenden Herzen zu fallen, die man wegen des Fürsten und dessen Nichte zu spielen gezwungen war.

Schon das Dogma der von der Taufe und Firmung ausgehenden gratia indelibilis verbot ihm, so versicherte der Kaplan, den Grafen als Nichtkatholiken anzusehen, und wenn dessen Seelenheil, wie er allerdings nicht leugnen könne, durch

das Lesen von allerhand auf dem Index stehenden oder sonst verpönten Büchern und durch den Umgang mit Ketzern arg bedroht sei, so dürfte man doch die Hoffnung nicht aufgeben, daß es dem hochwürdigsten Prälaten vom Berge, dem man die wunderbarsten Seelenrettungen zu danken habe, auch gelingen werde, einen Freigeist wie den Grafen Viktor in den Schoß der heiligen Kirche zurückzubringen.

Sind es Apfelschimmel, Onkelchen? fragte Komtesse Paula etwas unvermittelt, als wenn die ganze Zeit von weiß und nicht von schwarz gesprochen worden wäre. Ihre Mutter bezeichnete solche aus der Pistole geschossene Fragen, für die die Jugend eine Vorliebe hat, als questions à brûle-pourpoint, die man vermeiden müßte, und es ist nicht zu leugnen, daß ein Eingehn auf Komtesse Paulas Frage einen Gesprächssprung involvierte, der einem geradezu den Atem nahm. Da dieser Sprung jedoch von einem Thema abführte, das der Gräfin wegen der Unberechenbarkeit des Grafen Egon nicht geheuer war, so kam ihre Tochter diesesmal ohne Strafpredigt davon.

Der Fürst berichtete, der eine der beiden Hengste sei ein Fliegenschimmel, der andre ein Apfelschimmel.

O Onkelchen, laß mich den Apfelschimmel haben!

Wenn es Viktor recht ist, warum denn nicht? Aber ihm müssen wir es, denke ich, doch schließlich überlassen, wem er den einen geben will, und wem den andern. Er wird ja auch bald genug weg haben, welcher von beiden sich am besten zum Zelter eignet. Da kannst du dich blind auf ihn verlassen.

Ach Onkelchen, das thu ich ja auch mit tausend Freuden.

Der Kaplan fühlte, daß der Wind schon wieder von der falschen Seite kam, und dieser konträre Wind blies obendrein recht munter. Haben die gnädigste Gräfin Befehle für Prag? fragte er diversionshalber. Joseph könnte auch Pakete mitnehmen, da ihn einer von den Eleven mit den Juckern des Ökonomierats nach der Stadt bringen wird.

Der Montenerosche Besitz, der manches unter einem souveränen Fürsten stehende Gebiet an Umfang und Bedeutung übertraf, war so ausgedehnt, die Bewirtschaftung von Land und Forst nebst den damit verbundnen industriellen Unternehmungen war so verzweigt, daß dem Fürsten die allerdings von seinem Gelde gekauften, mit seinem Heu und seinem Hafer gefütterten Jucker des Ökonomierats ebenso fern standen, wie dem Generalissimus eine beliebige Spannfuhre. Wann soll denn der Junge fahren? fragte er, mehr um etwas zu sagen, als weil ihn die Sache beschäftigt hätte.

Wenn es Durchlaucht recht ist, könnte er gleich fahren, damit sie nicht gar zu spät in der Nacht ankommen.

„Durchlaucht" war das recht. In Details, wie in so eine Fuhre, bei der nur Joseph, ein Eleve und die Jucker des Ökonomierats beteiligt waren, griff er nie ein. Und die Gräfin, nun, die hatte natürlich ein Paket, das sie mitzugeben wünschte. Es wäre das erste mal gewesen, daß eine derartige Gelegenheit sie sans vert überrascht hätte. Das Paket war obendrein für die Äbtissin bestimmt.

Ja, sagte der Kaplan, das kann Joseph gleich morgen früh hintragen. Dagegen erfuhr die Gräfin nicht, daß dieser selbe Joseph dieser selben Äbtissin noch in später Abend- oder Nachtstunde einen Brief überbringen würde. Das waren Geheimnisse, in die man nur eingeweiht wurde, wenn man der engern Gemeinschaft der Wissenden angehörte, und dieser Vorzug konnte einem Laien nicht zu teil werden, er mochte als Katholik noch so treu und pflichteifrig sein. Das waren Standesgeheimnisse.

* * *

Den Juckern des Ökonomierats und dem Eleven hatte nicht sehr zugeredet zu werden brauchen. Sie hatten ihre Schuldigkeit gethan. Der Gedanke, daß er in

Prag für eine Nacht sein eigner Herr sein werde, hatte den Eleven fanatisiert, und da er, wenn die Juden fliegen sollten, nur die Zügel ein wenig locker zu lassen brauchte, so war man geflogen. Der Prälat auf dem Berge und die Äbtissin unten am Berge hatten die für sie bestimmten Briefe noch vor Schlafengehn erhalten, der Eleve hatte eine des göttlichen Dulders würdige Irrfahrt durch die „feschesten" Lokale Prags unternommen, und Joseph war dem Kastellan und dessen Gattin zur Beute gefallen. Als er sich in später Nachtstunde zur Ruhe legte, kam er sich vor wie eine ausgepreßte Zitrone, die man statt des ihr durch Ausfragen entzognen eignen Saftes reichlich mit zimmet- und gewürznelkenreichem Punsch und mit im Handumdrehn gebacknen Pfannkuchen gefüllt hätte.

Am andern Morgen war ein Gärtnerbursche von unten am Berge oben auf dem Berge erschienen und hatte dem Prälaten einen Brief der Äbtissin gebracht, worin ihn diese zu einer Besprechung und zu gemeinsamer Verspeisung eines Wunderfisches einlud, der in den Fischbehältern von Kremsmünster gezüchtet und gemästet, eine unübertreffliche Abstinenzschüssel zu liefern versprach.

In der That leistete der Prämonstratenserzögling auch, was man sich von ihm versprochen hatte, und man würde ihm eine mehr genußreiche als verdienstliche Abstinenz verdankt haben, wenn diese nicht durch die sonstige Reichhaltigkeit des Mahls beeinträchtigt und in den Hintergrund gedrängt worden wäre. Als man schließlich auch zu der Besprechung kam, die von der Äbtissin in erster Reihe als Zweck der Zusammenkunft bezeichnet worden war, machte wie von selbst das höfische Zeremoniell, womit man sich bisher behandelt hatte, einem völlig andern, weniger anmutigen, aber von Komödie und Verstellung nunmehr freien Wesen Platz. Es war, als wären zwei Masken gefallen. Hätte man bisher nicht sagen können, wer von den beiden es dem andern an Hochachtung, Verehrung und Ehrfurcht für ihn zuvorthat, so saßen sich nun zwei entsetzlich nüchterne, mit einer schwierigen, sie ganz in Anspruch nehmenden Angelegenheit beschäftigte Geschäftsleute oder Politiker gegenüber. Wenn man vorher scharf hingesehen hätte, und es einem nicht entgangen wäre, daß der süße Honig, mit dem sich die beiden fütterten, nur ein künstliches Erzeugnis angenommner katzenfreundlicher Umgangsformen war, würden sie einem jetzt, wo sie aufrichtig und mit vollem Ernst bei der Sache waren, weniger unheimlich und mißtrauenerweckend erschienen sein als mit der vorgenommnen süßlich lächelnden Maske.

Die Rückkehr des Grafen Viktor, darin stimmte man überein, war doch eine sehr unbequeme, eine sehr ernste Sache. Die Gefahr war um so größer, je leichter man bei dem vorgerückten Alter des Fürsten durch dessen plötzlichen Tod überrascht werden konnte. Und dann, meinte der Prälat, komme jede Hilfe zu spät.

Beste Äbtissin, sagte er, mit dem Lavieren und Zuwarten wird in der Regel mehr geschadet als genützt. In unserm Falle handelt es sich darum, sofort in entscheidender Weise einzugreifen. Nur keine halben Maßregeln! Über das beste Mittel, den Grafen so oder so zu beseitigen oder doch unschädlich zu machen, bin ich mir im Augenblicke noch nicht recht klar. Handlungen, die uns mit den kaiserlichen Behörden in Konflikt bringen könnten, möchte ich allerdings möglichst vermeiden, und von einer zwangsweisen Unterbringung des Abtrünnigen in einer unsrer geistlichen Anstalten, einer Maßregel, mit der unter andern Umständen alles Nötige erreicht werden würde, kann dem Grafen gegenüber nicht die Rede sein. Weder der Fürst noch der Kardinal würde die Hand zu so etwas bieten. Im Gegenteil, der Fürst würde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um den Aufenthalt seines Neffen in Erfahrung zu bringen und ihn zu befreien. Auch der Kardinal würde ihm dabei behilflich sein. Die frühern rein kameradschaftlichen Beziehungen, die er zum Grafen hatte, liegen ihm noch immer am Herzen, und auch daß der Graf sein Verwandter ist, macht mir die Sache nach dieser Seite hin besonders schwierig.

Die Äbtissin war nicht für extreme Maßregeln. Sie war schon oft in ihrem langen, mit Intriguen aller Art erfüllten Leben durch Lauern und bis auf den

letzten Augenblick verschobnes Zugreifen zum Ziele gelangt. Sie mißtraute der ihr bisweilen vorschnell und unvorsichtig erscheinenden, rasch entschlossenen Handlungsweise des Priors und versprach sich mehr von dessen oft bewährter und jedem Widerspruch gewachsener Überredungskunst. Wäre es nicht besser, meinte sie, wenn wir den Grafen nicht so ohne weiteres als Abtrünnigen und unwiderruflich Verlornen aufgäben, sondern ihn von seinen freigeistigen Ansichten abzubringen und der Sache der Kirche zurückzugewinnen suchten? Sie wären vor allen der, der mit einem solchen Versuche am ehesten auf Gelingen und Erfolg hoffen könnte. Wie oft hat Ihre Überredungskunst und die zwingende Macht ihrer Schlüsse Abtrünnige noch am Rande des Abgrunds, in den sie zu stürzen im Begriff waren, festgehalten und sie der Kirche wieder zugeführt.

Glauben Sie mir, Äbtissin, überzeugen und belehren läßt sich Montenero nicht. Ich habe mehr als einmal versucht, ihm mit Gründen und Beweisen beizukommen. Er hat mir immer widerstanden wie jemand, der mit sich selbst im reinen ist, und auf den deshalb nichts, was man vorbringt, irgend welchen Eindruck machen kann. Deshalb ist es mir auch klar, daß wir der Sache der Kirche nur dadurch einen guten Dienst leisten können, daß wir ihn auf die eine oder die andre Weise unschädlich machen. Ich werde nicht vorschnell aber ohne Zögern handeln. Der Geheime Sanitätsrat, neben dem ich gestern bei Tisch saß, meinte ausdrücklich, der Fürst mute sich zuviel zu, und es könne ganz plötzlich mit ihm zu Ende sein. Wenn wir den richtigen Augenblick verfehlen, wenn der Fürst ein Testament zu Gunsten Monteneros macht, und sich dieser mit dessen zweiter Erbin, der Komtesse verlobt, so hat die Kirche davon einen unberechenbaren Schaden zu gewärtigen. Glauben Sie, Äbtissin, daß ich unter solchen Umständen müßig dastehn und die Hände im Schoß zusehen werde, wie sich das Unheil der Kirche vor meinen und Ihren leiblichen Augen vollzieht? Der Orden würde mir das nie verzeihn. Es giebt Mittel und Wege, in die Lebensschicksale des Widersachers einzugreifen, für die wir von der irdischen Gerechtigkeit nicht verantwortlich gemacht noch belangt werden können. Zufälligkeiten, die man auf Umwegen herbeiführen kann, Unglücksfälle, die am Ende nur das Werk eines mißlichen Zufalls sind, ein Sturz aus dem Wagen, eine Unvorsichtigkeit auf der Jagd, ein durchgehendes Pferd, alles Dinge, für die wir nicht aufzukommen brauchen, und für die wir nicht aufkommen können.

Seien Sie nicht zu rasch, Prior, und bedenken Sie, wie nahe uns Montenero als Blutsverwandter steht.

Haben Sie keine Sorge, Äbtissin, grausame Freude an fremdem Unglück liegt mir fern. Ich werde nur das unumgänglich Nötigste thun, und wenn Montenero durch ein Wunder noch in der letzten Stunde zur Einsicht kommen und umkehren sollte, so soll meine und der Kirche Hand ihn nicht treffen.

Amen, sagte die Äbtissin mit frommem Augenaufschlag.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Verständigung und Obstruktion. Im letzten Heft der Grenzboten sprachen wir die Ansicht aus, daß in Wirklichkeit der Mehrheitswille im Reichstage schon jetzt auf die Annahme der Regierungsvorlage gerichtet sei, und nur durch die Scheu vor dem „Umfallen“ die Konservativen und das Zentrum immer noch gehindert würden, ihn auszusprechen.*) Diese Scheu, meinten wir, sollten die ge-

*) Es sei hier ein Druckfehler berichtigt, der im letzten Heft auf Seite 442 in der sechsten

nannten Parteien ungesäumt überwinden und der Obstruktion den ausgesprochnen Mehrheitswillen endlich entgegensetzen. Da seitdem in der Presse die „Verständigungsaktion,“ die unsers Erachtens nur den Zweck haben kann, diesen Mehrheitswillen offen auszudrücken, noch mehr in den Vordergrund getreten ist, dabei aber leider immer noch das Ziel und der Gegenstand, den diese Verständigung haben muß, verhüllt und verschoben worden ist, müssen wir auf die Sache noch einmal zurückkommen. Schon vor einiger Zeit hatte die „Schlesische Zeitung“ geschrieben: „Es liegt unsers Erachtens im dringendsten Interesse der Landwirtschaft, das von der Regierung Dargebotene so schnell als möglich anzunehmen und damit der gegenwärtigen Regierung den Abschluß langfristiger Handelsverträge möglich zu machen.“

Das war jedenfalls etwas ganz andres, als wenn die „Konservative Korrespondenz“ schrieb, von einem „Umfall“ könne keine Rede sein, eine Verständigung werde nur auf dem Wege des „gegenseitigen Nachgebens“ erfolgen können, oder wenn die „Kreuzzeitung“ über die sogenannte Verständigung, die sie empfiehlt, sagte: „Wir sind allerdings die letzten, die die Meinung vertreten, daß allein die Reichstagsmehrheit verpflichtet sei, durch »Umfallen« diese verhängnisvollen Folgen zu vermeiden. Eine weit größere Verantwortung in dieser Hinsicht tragen die verbündeten Regierungen.“

Auch in der Zentrumspresse wird immer noch die Meinung vertreten, daß es sich bei der anzustrebenden Verständigung nur um ein Nachgeben von beiden Seiten, von den Regierungen sowohl wie von den Mehrheitsparteien, handeln könne. So lange die Verständigung in diesem Sinne aufgefaßt wird, scheint sie uns wenig Aussicht auf Erfolg zu haben. Dadurch wird in der öffentlichen Meinung künstlich die Auffassung erhalten, als ob es gleichsam eine Schande wäre, wenn die Konservativen und das Zentrum die Vorlage der verbündeten Regierungen annähmen, wenn sie die Regierungen nicht zwängen, das, was sie wiederholt für unannehmbar erklärt haben, nun doch, wenigstens teilweise, anzunehmen. Aber diese ganze Auffassung ist schief und unrichtig. Die verbündeten Regierungen und die Reichstagsmehrheit stehn sich gar nicht wie zwei gleichberechtigte Parteien gegenüber, am allerwenigsten in dieser Frage und in ihrem gegenwärtigen Stadium. Den beteiligten Mehrheitsparteien kann man viel eher zumuten, daß sie nachgeben, als den verbündeten Regierungen, und gerade vom konservativen Standpunkt aus muß man das Nachgeben von den Mehrheitsparteien verlangen und nicht von den Regierungen.

Das Deutsche Reich kann vielleicht nicht als konstitutionelle Monarchie oder überhaupt nicht als Monarchie bezeichnet werden, weil der Träger der Reichsgewalt nicht ein einzelner Monarch, sondern eine Vielheit von Monarchen ist. Aber nichtsdestoweniger ist in dem Verhältnis zwischen Bundesrat und Reichstag das monarchische Prinzip als maßgebend anzuerkennen im Unterschiede zu dem in England geltenden parlamentarischen Prinzip. Die verbündeten Regierungen, vertreten durch den Bundesrat, nehmen dem Reichstage gegenüber eine ähnliche Stellung ein, wie der König von Preußen dem Landtage gegenüber. Wie man Friedrich Julius Stahl durchaus zustimmen mußte, als er vor fast fünfzig Jahren lehrte: „Das monarchische Prinzip — im Gegensatz zum parlamentarischen in England — ist das Fundament deutschen Staatsrechts und deutscher Staatsweisheit,“ so müssen wir uns auch heute noch für das neue Deutsche Reich dazu bekennen. Und im vollsten Maße gilt es auch für die verbündeten Regierungen und den Reichstag, wenn er damals schrieb: „Im Zweifel aber muß nach monarchischem Prinzip besonders in einem großen Reiche die Erhaltung des königlichen Ansehens die entscheidende Rücksicht sein, und zwar umsomehr, als die Stände auch bei minder ausreichenden gesetzlichen Befugnissen immer an

---

Zeile von unten stehn geblieben ist. Es muß dort heißen, die konservative und die Zentrumspresse haben das Fehlen der Reichstagsabgeordneten fortwährend „beschönigt.“ Dafür ist leider „beschimpft“ gedruckt worden.

ihrer moralischen Wirkung eine Sicherung von unberechenbarer Stärke haben, während der Fürst nur in Gesetz und Recht seine Macht findet."

Wohin sollte es im Deutschen Reiche kommen, wenn die Konservativen diesem Grundsatz untreu würden? Ganz gewiß ist es als ein Fortschritt zum bessern anzuerkennen, daß den Konservativen von heute nicht mehr wie vor vierzig Jahren alle Einseitigkeiten und Schroffheiten der Stahlschen Politik als Evangelium gelten, daß sie in vieler Beziehung liberaler denken. Deshalb haben sie nicht aufgehört konservativ zu sein. Aber gerade die Lehre vom monarchischen Prinzip im deutschen Staatsrecht, wie sie Stahls Scharfsinn mit unvergleichlicher Klarheit festgestellt hat, ist und bleibt der Prüfstein. Wer sie verleugnet, wer sie verletzt, hat in Deutschland das Recht, sich konservativ zu nennen, verwirkt. Er stellt sich praktisch auf den Boden des parlamentarischen Prinzips, und leider muß man das den konservativen Parteien und dem Zentrum in ihrem bisherigen Verhalten zu der „Verständigung," je länger die Verhandlungen schweben, desto mehr zum Vorwurf machen. In der Frage: Wer hat nachzugeben, die Parteien oder die verbündeten Regierungen? — „muß im Zweifel nach monarchischem Prinzip besonders in einem großen Reiche die Erhaltung des königlichen Ansehens die entscheidende Rücksicht sein."

Es soll damit natürlich nicht gesagt werden, daß die verbündeten Regierungen nicht die Pflicht hätten, den genannten Parteien das Nachgeben möglichst zu erleichtern. Auch wenn sich die Parteien nicht ohne eigne Schuld in die schwierige Lage, in der sie sind, verrannt hätten, bliebe diese Pflicht bestehn. Aber es versteht sich ganz von selbst, und es klang aus jedem Wort, das von den Regierungsvertretern in den langen Tarifverhandlungen gesprochen wurde, unzweideutig heraus, daß sich die Regierungen dieser Pflicht dauernd bewußt sind, und daß sie sich bemühen, sie zu erfüllen. Sie würden aber ihrer Pflicht, das monarchische Prinzip zu wahren, ins Gesicht schlagen, wenn sie nicht auch einem ausgesprochnen Mehrheitswillen des Reichstags gegenüber das, was die verbündeten Regierungen als mit dem Gesamtwohl unvereinbar erkannt haben, als unannehmbar bezeichneten und in allen Stadien der Verhandlungen auch so behandelten. Auf kleinliche Rechthaberei kommt es dabei gar nicht an. Aber darauf kommt alles an, daß die Mehrheitsparteien anerkennen, daß die verbündeten Regierungen politisch und staatsrechtlich über der parlamentarischen Mehrheit stehn, auf einer höhern Warte, und daß im Volk das Gefühl dafür stören, die schwerste Sünde gegen das monarchische Prinzip und gegen den wahren konservativen Geist in Deutschland bedeutet.

Ob überhaupt im gegenwärtigen Stadium der Verhandlungen von einer Verständigung zwischen den verbündeten Regierungen und den Mehrheitsparteien geredet werden kann, wollen wir nicht erörtern. Ausgeschlossen erscheint uns eine solche Verständigung über eine Reihe von Punkten keineswegs. Was für die verbündeten Regierungen unannehmbar ist, steht mit hinreichender Bestimmtheit fest. Auf das Wesentliche kommt es dabei an, nicht auf Nebensachen. Wer die Verständigung will, sollte daran nicht unnötig rühren. Wenn die konservative Fraktion, wie die Zeitungen melden, neuerdings einstimmig beschlossen hat, noch für die zweite Lesung des Zolltarifs einen Antrag einzubringen, durch den die Industriezölle der Abschnitte 17 und 18 (Erzeugnisse der Metallindustrie und der Maschinenindustrie) um durchschnittlich 25 Prozent gegenüber den Kommissionsbeschlüssen herabgesetzt werden sollen, und auch für die Erzeugnisse der chemischen Industrie eine wesentliche Herabsetzung oder die Aufhebung der Zollsätze in Aussicht zu nehmen, so wird dadurch unsers Wissens das bisher für unannehmbar erklärte Gebiet kaum berührt. Das Recht, diese Abänderungen zu verlangen, wird den Antragstellern auch vom politischen Standpunkt aus nicht bestritten werden können. Aber der Zeitpunkt und die Form des Beschlusses geben zu denken. Wäre damit eine Pression auf die Regierung in der Weise beabsichtigt, daß sie durch neue unannehmbare Forderungen genötigt werden sollte, die frühern Unannehmbarkeitserklärungen teilweise zurückzunehmen, so würde das die Verständigung wahrscheinlich nicht fördern, sondern stören. Parteitaktisch könnte es vielleicht

klug erscheinen, konservativ wäre es sicher nicht. Man wird das weitere, namentlich die für die einzelnen Warengattungen zu stellenden Anträge abwarten müssen. Jedenfalls wäre von konservativen Parteien bei der jetzigen Lage der Verhandlungen zu verlangen, daß sie sich vor der Einbringung ihrer Anträge orientierten, ob sie für die verbündeten Regierungen annehmbar sind oder nicht. Soweit die Anträge auf Wiederherstellung der Regierungsvorlage gehn würden, wären sie wohl durchweg dankbar zu begrüßen. Soweit sie unter die Regierungsvorlage heruntergehn sollten, könnten doch konservative Politiker unmöglich den verbündeten Regierungen das unerläßliche bessere Rüstzeug für die bevorstehenden Zollverhandlungen mit dem Auslande — die sogenannten Kompensationsobjekte — rauben und ebensowenig der deutschen Industrie, da, wo ihr von der ausländischen Konkurrenz ein wirklicher Notstand droht, wirksame Verteidigungszölle versagen wollen.

Das allerwichtigste an der ganzen Verständigungsaktion bleibt ihre Wirkung gegenüber der Obstruktion. Daß der Mehrheitswille endlich ausgesprochen wird, ist eine unabweisbare Notwendigkeit, wenn die Obstruktion niedergeschlagen werden soll. Aber auf der andern Seite ist zu erwägen, daß der ausgesprochne Mehrheitswille durch seinen Inhalt auch die Obstruktion erst recht anfachen und ihr zum Siege verhelfen kann. Es würde das namentlich dann zu befürchten sein, wenn die Mehrheitsparteien die verbündeten Regierungen zum „Umfallen“ zwängen und damit das monarchische Prinzip ins Gesicht schlagend dem parlamentarischen Prinzip eklatant zum augenblicklichen Siege verhülfen. Dadurch würde der Obstruktion der Boden gegeben, den sie braucht. Wohin sollte es — fragen wir nochmals — bei einer solchen Politik im Deutschen Reiche kommen?

Ein Hoffnungsschimmer. Im sechsten diesjährigen Heft haben wir unter der Spitzmarke „Zwei Wünsche“ dargelegt, wie ungereimt die Ausdehnung des an sich schon nicht allzu schön gereimten Grenzzollwesens auf den nichtkaufmännischen Grenzverkehr ist, auf die Handköfferchen der Touristen, die Körbe der an der Grenze wohnenden Bauernfrauen und den Postverkehr der Schriftsteller mit Redaktionen und Bibliotheken. Ein Schimmer von Verständnis für unsre Darlegung scheint der Zollkommission aufgegangen zu sein, denn sie hat beschlossen, daß Postsendungen bis 250 Gramm und anders beförderte Warenmengen bis 50 Gramm frei sein und Zollbeträge von weniger als 5 Pfennigen nicht mehr erhoben werden sollen (damit aber nicht etwa massenhafter Einzeltransport von Wiener Würsteln über die Grenze den Staatsbankrott oder den Untergang der Landwirtschaft herbeiführt, soll der Bundesrat befugt sein, wo Mißbrauch einreißt, diese Vergünstigung einzuschränken). Das nützt zwar uns Schriftstellern nichts, da wir ja Manuskripte und Bücher, die nicht mehr als 250 Gramm wiegen, jetzt schon als Briefe und unter Streifband, unbelästigt durch Zollvorschriften, versenden können, aber das Paragräphchen beweist wenigstens, daß die Herren anfangen, über die Sache nachzudenken, und so dürfen wir hoffen, daß in etwa hundert Jahren die Vernunft auch auf diesem Punkte durchbrechen wird. Die Sozialdemokraten wollten in der Sitzung am 6. November die Vergünstigung ein klein wenig erweitern. Da sie im voraus wußten, daß ihr Antrag guillotiniert werden würde, so hätten sie sich eigentlich den Spaß machen sollen, ihn so radikal zu gestalten, wie er sich aus unsrer im sechsten Heft entwickelten Ansicht ergeben würde.

Hessisches Trachtenbuch von Ferdinand Justi. (Marburg, Elwert.) Von diesem schönen Werk, über dessen Anfang wir früher berichtet haben, ist die zweite Lieferung erschienen, acht Tafeln mit Text bis Seite 42. Das Unternehmen hat nichts zu thun mit den wohlgemeinten Absichten der vielen um die Pflege der Volkstrachten bemühten Dilettantenvereine, sondern es will das Erhaltene, ehe es ganz untergegangen ist, sammeln und für die kulturgeschichtliche Forschung bereitlegen, deren Hauptergebnisse der wissenschaftlich bedeutende Text schon vorweg-

genommen hat. Den farbigen Tafeln sind des Verfassers eigne Aquarellaufnahmen zu Grunde gelegt, drei enthalten gestickte Kleidungsstücke, fünf Einzelporträts von Bäuerinnen und eines Bauern, naturgetreu mit den Namen der Dargestellten und dabei von wundervoller bildmäßiger Wirkung, sodaß jedes dieser Blätter eingerahmt einen reizenden Zimmerschmuck abgeben würde. Bekanntlich sind die ländlichen Trachten die Überbleibsel städtischer Moden einer bestimmten, oft weit zurückliegenden Zeit, die es zu finden gilt, wenn man die Tracht verstehn will, mit Hilfe alter Trachtenbilder und Gemälde, deren Vorräte Justi mit strenger Sorgfalt durchforscht hat. Frauen pflegen die Tracht länger zu bewahren als Männer, nicht als ob sie konservativer wären, denn die Stadtdamen sind ja gerade die Trägerinnen des Modewechsels und die gefügigen Instrumente der tonangebenden Fabrikation, sondern weil dem weiblichen Geschlecht seine äußere Erscheinung wichtiger ist, und weil die Bauernfrau ihre Tracht als etwas Wertvolles so lieb gewonnen hat, daß sie nicht leicht etwas Schöneres dafür finden zu können meint. Während also die langen Kirchenröcke und die breitkrempigen Hüte — zunächst in dem hier von Justi behandelten Gebiet — nicht mehr bei den Burschen, sondern nur noch bei den alten Männern zu finden sind, kleiden sich Frauen und Mädchen durcheinander wohl noch wenigstens mit einzelnen Hauptkleidungsstücken ihrer alten Tracht, Röcken, Miedern und Kopfbedeckungen (die am längsten dauern!), wogegen sie kleinere Anhängsel, wie bunte Brustlätze oder Mäntelchen, nur noch in ihren Truhen aufbewahren. Manche Bestandteile sind auch aus dem allgemeinen Gebrauch verschwunden und werden nur bei bestimmten Gelegenheiten getragen, namentlich bei Leichenbegängnissen, sodaß ein dörflicher Begräbniszug bisweilen noch heute ein ziemlich einheitliches Trachtenbild aus längst verschwundner Zeit darstellen kann, eine konservierende Wirkung, die dem Bauernkleide überhaupt und auch schon früher für die Geschichte der Tracht eine besondre Bedeutung giebt.

Die Figurentafeln dieser Lieferung beziehn sich auf einen kleinen Landstrich an der obern Lahn zwischen Laasphe und Biedenkopf, den Breidenbacher Grund mit wenig Dörfern, die zwei Gruppen bilden, das ehemalige Obergericht oder „Gründchen" und das Untergericht, von den Bauern „Grund" genannt. Wir betrachten die nach unserm Geschmack hübscheste Tafel. Elisabeth Dittmann aus Steinperf (zum einstigen Obergericht gehörend) steht in ihrem Zimmer vor einem Tisch mit einer Blumenvase. In dem kleinen Wandspiegel spiegelt sich ein Fenster, durch das man in die Landschaft sieht; das Fensterkreuz erscheint noch einmal im hellen Reflex auf dem Fußboden. Elisabeth trägt einen kurzen, wollnen Faltenrock von dunkler Farbe, den „Büffel" mit breiter, weißer Schürze und weißem, langärmligem Hemd. Unter der Verschnürung des vorn offnen schwarzen Mieders sieht man den bunten Brustlatz. Aber nun ihre Kopfbedeckung, das Interessanteste von allem! Eine schwarze Mütze mit seitwärts lang herabhängenden seidnen Bindebändern; der vordre Rand läuft in halbkreisförmigem Bogen über den Haarwurzeln her, oben aber hat sie die Gestalt einer für den Hinterkopf ausgeschnittnen kegelförmigen Röhre. Sie findet sich auf zahlreichen flandrischen Gemälden, niemals auf deutschen. Sehr hübsch hat Justi in Elisabeth Dittmanns Zimmer neben den kleinen Spiegel ein altniederländisches Bildchen gehängt, das Porträt der Frau Bürgermeister Moreel von Hans Memling (nach dem Original im Brüsseler Museum), die dieselbe Mütze trägt. Wird der Kegelspitz verlängert, so entsteht daraus der burgundische „Hennin." Einen solchen trägt z. B. auf der Anbetung der Hirten in den Uffizien die Gattin des Stifters Tommaso Portinari, der das berühmte Bild für das von seinem Ahn in Florenz gestiftete Spital S. Maria Nuova in Brügge hatte malen lassen. In der Turiner Galerie hängt ein Breitbild der Sieben Freuden Mariä, in der Münchner Pinakothek eine ähnlich komponierte Passion Christi, beide von Memling; auf jenem Bilde trägt die knieende Stifterin den spitzen Hennin, auf diesem die weniger hohe Mütze der Elisabeth Dittmann. Wie und wann ist nun diese brabantische Mütze, die in den Niederlanden schon gegen Ende des fünf-

zehnten Jahrhunderts aus der Tracht verschwindet, in sechs Dörfer des hessischen Obergerichts Breidenbach gekommen? Dort führte vom Rhein her über Dillenburg die Straße auf das hessische Gebiet; auf dieser Straße kam die Herzogin Sophia, die Tochter der heiligen Elisabeth, 1248 in das Land, das sie für ihren Sohn Heinrich in Besitz nahm, und der heldenmütigen Frau zu Ehren nahmen die Frauen gerade dieses entlegnen Gaus das Trachtstück an, das sich nun 650 Jahre lang erhalten hat, und zwar nur dort, denn schon in den Nachbardörfern des Untergerichts tragen die Frauen eine ganz verschiedne Kopfbedeckung, die man Stülpchen nennt, während jene andre Mitsche heißt.

Indem wir mit dieser Nutzanwendung für die Kunsthistoriker das interessante Werk empfehlen, möchten wir noch unser Bedauern aussprechen, wenn die Fortsetzung, wie irgendwo berichtet wurde, in Frage gestellt wäre. Im andern Falle würde es übrigens zweckmäßiger und für den Einzelverkauf der Lieferungen jedenfalls von Bedeutung sein, wenn für die Folge Tafeln und Text jeder Lieferung genau zusammenpaßten.

Wir! Ja wir! Das sind zwei Büchertitel, und vor einem Jahr lag uns schon ein Buch mit dem Titel Wir! vor. Es mag wohl schwer sein, für die vielen Bücher, die heute notwendig sind, verschiedne Titel zu finden. Das Wirbuch enthält Tiergeschichten mit Anspielungen auf menschliche Verhältnisse in Versen: Affenscherze, des Schweines Klage, Schmeißfliege, Schnepfenstrich, Schwanengesang, Tintenfisch, Vaterfreude, Heupferd als Tugendwächter usw. von Van Oestéren; es ist in splendidem Druck mit Buchschmuck von Käthe Schönberger bei Karl Reißner in Dresden und Leipzig erschienen und macht äußerlich einen guten Eindruck. Der Verfasser hat sich bei seinen Versen offenbar sehr behaglich gefühlt, sie sind gewandt und lesen sich leicht, sie haben auch scherzhafte und bisweilen witzige Pointen, die in den meisten Fällen anzüglich, d. h. von der Art sind, daß man dabei einander anstößt: Hast dus gemerkt? Aber wirklicher oder gar feiner Witz ist das nicht, sondern höchstens eine witzelnde Manier, die mit bekannten und verbrauchten Scherzen arbeitet; um dabei lachen zu können, müßte man sich wenigstens vorher kitzeln lassen. Da andrerseits das Buch, um Liebhaber des Anstößigen zu fesseln, noch unanständiger sein müßte, so ist schwer einzusehen, welche Art von Lesern dabei seine Rechnung finden soll. Die Bilder sind recht gut.

In dem Buche Ja Wir! von Friedrich Eisenschitz (Eberswalde-Berlin, Verlag Jung-Deutschland) werden Wiener Studentengeschichten erzählt, dialektisch echt und sachlich offenbar zutreffend für die darin geschilderte verbummelte Menschensorte, wurmstichig und zum Teil geradezu ekelhaft. (Beleg: Nr. 3, Glück betitelt.) Auch das früher erwähnte Buch mit dem Titel „Wir" enthält ähnliche Darstellungen des allerniedrigsten Wiener Lebens. Diese hier haben ein noch tieferes Niveau, Pariser Cocottentum ins Schmutzige vergröbert. „Acht Nichtigkeiten für die lieben Mitjungens und Mitmädels" hat sie der Verfasser genannt, dabei ist er sich jedenfalls sehr geistreich vorgekommen. Außerdem widmet er sie „Meiner Mutter." Wie hat man sich eine solche Mutter vorzustellen?

Litteratur

Die Arbeiterschutzgesetzgebung in den europäischen Ländern von Dr. J. H. van Zanten, wissenschaftlichem Hilfsarbeiter beim städtischen statistischen Bureau und Sekretär der Arbeitskammer für die Baubetriebe in Amsterdam. Jena, Gustav Fischer, 1902

Der Titel ist zu eng, denn es werden alle gesetzlichen Regelungen des Arbeitverhältnisses behandelt, die einen Schutz der Arbeiter in irgend einem Sinne bedeuten; so wird in dem Kapitel über Deutschland z. B. alles mitgeteilt, was die

Gewerbeordnung, das Bürgerliche Gesetzbuch und das Handelsgesetzbuch über den Arbeitvertrag, über Lohnzahlung, über die Beilegung von Streitigkeiten, über die Ausbildung von Lehrlingen bestimmen. Das Buch ist seiner Vollständigkeit und Übersichtlichkeit wegen — auch eine vergleichende Zusammenstellung der Bestimmungen der verschiednen Länder fehlt nicht — als Handbuch zu empfehlen. Wir erfahren aus ihm unter anderm, daß Österreich und der Kanton Basel-Stadt einige, freilich recht dürftige, Verfügungen zum Schutze der Kellner erlassen haben, und daß in England die Gastwirtschaften zu den Shops gerechnet werden, für die man die Arbeitszeit 1892, 1893 und 1895 durch Gesetze geregelt hat. Die historische Einleitung ist ein wenig schief geraten, indem der Verfasser die Arbeiterschutzgesetzgebung auf die durch die französische Revolution entfesselte Arbeiterbewegung zurückführt und den durch die Umwälzung der Technik in England notwendig gewordnen Kinderschutz erst später erwähnt. In Wirklichkeit ist nicht eine Ideenrevolution die Ursache der modernen Arbeiterschutzgesetzgebung gewesen, sondern diese Umwälzung der Technik zusammen mit dem Überangebot an Arbeit und dem Überwiegen der gewerbtreibenden Bevölkerung über die die Landwirtschaft betreibende, und nicht sowohl das Bewußtsein von ihrer Notwendigkeit als diese Notwendigkeit selbst war das neue, was am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts diesen Zweig der Gesetzgebung hervorgetrieben hat.

Ernstes und Heiteres aus meinen Erinnerungen im Verkehr mit Schwachsinnigen von A. Grohmann. Zürich, Verlag Melusine, 1901

So falsch es wäre, alle Arbeitscheuen und alle Verbrecher als Kranke zu behandeln, so verkehrt wäre es zu leugnen, daß es Unglückliche giebt, die ohne die zum selbständigen Arbeiten nötige Intelligenz und Willenskraft, und andre noch Unglücklichere, die ohne sittliche Gefühle auf die Welt kommen. Erziehung aber kann nur Vorhandnes entwickeln und stärken, niemals Fehlendes ersetzen. Über die Behandlung solcher Personen belehrt das hier angezeigte Büchlein des Leiters einer Nervenheilanstalt. An den beschriebnen Fällen zeigt der Verfasser, wie Schwachsinnige, deren Defekt nicht hochgradig ist, soweit gebracht werden können, daß sie sich — unter verständiger Leitung natürlich — ihren Lebensunterhalt verdienen und sich und ihren Mitmenschen nicht gar zu sehr zur Last werden, und daß bei dem jetzigen Fehlen geeigneter Anstalten und gesetzlicher Vorkehrungen viele sehr gefährliche Subjekte frei herumlaufen, die viel Unheil anrichten, von dem nur der kleinste Teil zur Kenntnis des Richters kommt. Und geschieht dies, so nützt es nichts, weil ja der Richter nach dem Buchstaben des Gesetzes das Tier in Menschengestalt nur auf eine kurze Zeit ins Gefängnis bringen kann, wohin es gar nicht gehört, und dann wieder auf die Menschen loslassen muß. Sehr viele Söhne guter Familien, die man ungeraten und unverbesserlich nennt, sind nach Grohmann moralisch Irrsinnige. Den Eltern nicht ganz normaler Kinder und den Gesetzgebern ist das Büchlein zu empfehlen. Leider ist die Form sehr nachlässig. Der Verfasser, der ja nicht Zeit haben mag, zusammenhängend und sorgfältig zu schreiben, hätte das Material einem litterarisch gewandten und geübten Manne zur Ausarbeitung übergeben sollen. Schon der Titel ist ungeschickt, denn es kommen in Geschichten von Geisteskranken zwar äußerlich komische Handlungen und Situationen vor, aber heiter stimmen solche peinliche und traurige Sachen den Vernünftigen nicht. Der Verfasser bittet denn auch selbst, man möge aus dem Titel nicht schließen, daß es ihm an dem der Sache angemessenen Ernst fehle. Hoffentlich befolgt er unsern Rat bei den übrigen Bändchen, die er noch in Aussicht stellt.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Deutsch-Österreich



So lange das Deutschtum in Österreich herrschend und maßgebend war, hat es immer eine zivilisatorische Aufgabe ausgeübt, aber in Österreich machen sich alle Einflüsse, die auf das Deutschtum im Reiche nachteilig wirken, in verstärktem Maße fühlbar. Sehr zahlreich war ursprünglich das germanische Element überhaupt nicht, denn überall, wo die Deutschen kolonisierten, genügte eine Handvoll Menschen, ein ganzes Land mit fremdem Volk im Zaum zu halten und ihm deutsches Gepräge zu geben. Es ist in der Hauptsache richtig, daß die Deutschen Österreich geschaffen haben, nur muß man nicht die Deutschösterreicher allein darunter verstehn, am wenigsten die heutige Generation; es haben alle Deutschen mit daran geholfen. Denn Österreich ist nicht aus seinen deutschen Stammlanden herausgewachsen, sondern es verdankt seine Entstehung der Türkengefahr. Um diese abzuwehren, schlossen sich die deutschen Fürsten und Herren, manchmal auch andre, den auf dem deutschen Kaiserthron sitzenden Habsburgern an, und der Schutz des Christentums war die treibende Ursache. So wurde schließlich Österreich das Ergebnis von Allianzen und Erbverträgen, die zwischen den Kronen von Ungarn und Böhmen mit dem deutschen Kaiser, dessen Hausmacht in den Alpenländern lag, abgeschlossen wurden. Gemäß seiner Entstehung war also Österreichs Aufgabe, den Russen im Orient zuvorzukommen und das byzantinische Erbe unter Zustimmung und Hilfe des ganzen mittlern und westlichen Europas in Besitz zu nehmen, statt sich in fruchtlosen Kämpfen gegen die deutsche und die italienische Nationalität, gegen Preußen und Frankreich abzuquälen.

Österreich ist also eine aus deutscher Wurzel erwachsene Macht, aber im Laufe der Zeit sind ihr so viele fremde Reiser aufgepfropft worden, daß es zwar immer noch seine besten Lebenskräfte aus deutschem Samen zog, doch aber aufgehört hatte, schlechthin ein deutscher Staat zu sein. Seit Leopold I. ist das Reich zu einem wohlabgerundeten Ganzen im Südosten herangewachsen. Jeder Besitz im heutigen Belgien und in Westdeutschland wurde nach und nach preisgegeben, und damit ist Österreich stetig aus Deutschland hinausgewachsen. Ernster historischer Sinn wird in diesem regelmäßigen Entwicklungsgange nicht

ein Walten des Zufalls erkennen. Die weit überwiegende Mehrzahl der Bewohner Österreichs sind Nichtdeutsche, seine Interessen liegen im Osten und im Süden außerhalb Deutschlands, wo es durch das Verschwinden der geistlichen Reichsstände und die Mediatisierungen seinen festesten Halt verloren hatte. Daß die Metternichsche Staatsweisheit über ein Menschenalter hinaus diese Sachlage verkannte und in ihr Gegenteil verkehren wollte, daß man nach der nationalen Bewegung des achtundvierziger Jahres die Kaiserpolitik in Deutschland wieder aufnehmen wollte, war ein kurzsichtiges Ankämpfen gegen die selbstgeschaffne Strömung, der man nach der Entscheidung von 1866 doch ihren Lauf lassen mußte. Um so rascher mußte unter den so veränderten Umständen der Rückgang eintreten, bei dem begreiflicherweise die Deutschösterreicher am meisten zu leiden hatten. Darin liegt auch die einzige Erklärung und Entschuldigung für die Verworrenheit in ihrem Lager, aus der sie sich auch heute noch nicht herauszufinden vermögen, und die die eigentliche Ursache davon ist, daß sich der Slawismus in Österreich so breit machen kann. Denn nur deshalb ist es um die Sache der Deutschösterreicher so traurig bestellt, weil unter ihnen keine Einigkeit besteht.

Wohl sind die Deutschen in Österreich nur ein bescheidner Bruchteil der Bevölkerung, und sie wohnen auch nur in einigen Kronländern in dichterer Masse beisammen, aber trotz alledem sind sie im Kaiserstaate außer den Italienern das einzige Volk mit selbständiger Kultur, und alle magyarisch-walachisch-slawischen Völkerschaften zwischen Erzgebirge, Karpaten und Adria zehren von den Früchten deutscher Bildung, wenn sie es auch heute großsprecherisch in Abrede stellen möchten. Der Fernerstehende sollte nun meinen, daß unter solchen Umständen eine ausgesprochne Vorherrschaft der Deutschösterreicher eine selbstverständliche Sache und leicht ins Werk zu setzen sein müsse, namentlich nach der Durchführung des Dualismus, der den Deutschösterreichern den Reichsteil überlassen hat, worin sie am dichtesten sitzen, während im andern ebenfalls eine Minderheit — die magyarische — recht wohl ihre Herrschaft aufzurichten und zu erweitern verstanden hat, und nicht allein durch Gewalt, die ja allerdings dort als Mittel zum Zweck auch nicht verschmäht wird. Wir werden noch darauf zu sprechen kommen, wie sich Deutsche und Magyaren in ihren politischen Eigenschaften unterscheiden.

Unter allen europäischen Staaten mit Ausnahme Rußlands hat keiner eine Bevölkerung, die aus so viel Nationalitäten besteht, wie die des österreichischen Kaiserstaates. Im eigentlichen Österreich sind die drei Hauptvölker Europas: Deutsche, Slawen und Romanen, auch die Hauptstämme. Der Zahl nach überwiegt allerdings in Österreich die slawische Nation, aber diese zerfällt in sechs, nicht allein durch Sprache, sondern auch durch Kultur und Geschichte unterschiedne Stämme, die keine gemeinsame Schriftsprache haben und als ebensoviele Völker angesehen werden müssen, die sich auch als solche fühlen, wenn sie nicht gelegentlich einmal der Deutschenhaß zusammenführt. Von ihnen bewohnen die Tschechen den mittlern und den südöstlichen Teil Böhmens, den größern Teil von Mähren (mit Ausnahme des deutschen Anteils im Süden und im Norden) und einen kleinen Teil Schlesiens (südlich

von Troppau und südwestlich von Teschen), die Polen Westgalizien und den größten Teil des Teschener Kreises in Schlesien, die Ruthenen Ostgalizien und einen Teil der Bukowina, die Slovenen Krain und einen angrenzenden Teil von Kärnten, Görz, Istrien, das Landgebiet um Triest und den südlichen Teil von Steiermark, die Kroaten und Serben schließlich Istrien, die Inseln des Quarnero und Dalmatien. Von den romanischen Volksstämmen sind die Italiener (nebst Ladinern und Friaulern) in Südtirol, Görz-Gradiska, Triest und an der Küste von Istrien sowie in den meisten dalmatinischen Städten seßhaft; die Rumänen wohnen in der Bukowina, wo, nebenbei bemerkt, auch über 8000 Magyaren ansässig sind. Aber der Stamm, dem der erste Platz in Österreich gebührt, kann nur der deutsche sein, schon darum, weil die Gebildeten unter allen andern genannten Nationen deutsch verstehn und sich gegenseitig nur mit Hilfe dieser Sprache verständigen können, noch mehr aber wegen der relativen Mehrheit der Deutschen über alle andern Volksstämme, wegen ihrer geschichtlichen Bedeutung für die Entstehung und die Entwicklung Österreichs, wegen ihrer alle andern österreichischen Nationen überragenden Kulturentwicklung und wirtschaftlichen Bedeutung, und schließlich nicht am wenigsten deshalb, weil die deutsche Bevölkerung die einzige ist, die über sämtliche „Kronländer" verbreitet lebt. An den Nordabhängen der Alpen, im Donauthal, in den Gebirgsstrecken des Böhmerwaldes, des Erzgebirges, des Riesengebirges und der Sudeten wohnen die Deutschen in geschlossenen Massen, außerdem greifen sie mit zahlreichen Sprachinseln in die slawischen Gebiete über. Wenn die Deutschösterreicher, die nahezu zwei Fünftel der Bevölkerung der „im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder" ausmachen, trotz der eben angeführten Umstände und Vorzüge von politischem Wert doch nicht der ausschlaggebende Teil in Österreich sind, so wird auch dem Unbefangensten einleuchten, daß das nicht allein „Schuld der Regierung" sein kann.

Es wird nicht allen Deutschösterreichern recht und angenehm zu hören sein, wenn diese Saite angeschlagen wird. Über die Anmaßungen der Tschechen ist aber in deutschen Blättern schon so oft der Stab gebrochen worden, daß man das Gerede darüber nicht wieder aufzuwärmen braucht. Weit weniger ist man aber — wohl aus falscher Rücksicht — darauf zu sprechen gekommen, wie weit die Deutschösterreicher selbst schuld sind. Aber bei aller Teilnahme, die das gesamte deutsche Volk an den Schicksalen seiner Genossen in Österreich hegt und hegen muß, wäre es doch kurzsichtig und nicht einmal ehrlich, wenn man darüber nicht auch sprechen sollte. Die gesamte deutsche Nation hat ein lebhaftes Interesse daran, nicht nur, wie es dem von uns politisch abgesprengten Volksteile in Österreich überhaupt geht, sondern auch daran, in welcher Weise er seine Geschicke in die Hand nimmt. Ob die Deutschösterreicher selbständig mitwirken werden an dem im Werden begriffnen Neubau der österreichischen Monarchie, ob sie bei der bisherigen passiven Halbheit beharren, oder ob sie schließlich vielleicht bloß den Kitt abgeben werden für einen Prachtbau fremder Völkerschaften, wofür wir in der frühern Geschichte unsers Volkes zahlreiche Beispiele haben, das ist allerdings eine Frage, die Gesamtdeutschland

— ohne Rücksicht auf die jeweiligen politischen Grenzen und Staatsbildungen — sehr stark berührt.

Die Angelegenheit zwingt umsomehr zu einer Erörterung, als sie auch im deutschösterreichischen Lager aufgeworfen worden ist. In den letzten Jahren ist mehrfach die sogenannte Katastrophenpolitik empfohlen worden, die Losung: „Je schlimmer, je besser!“ ist durch gewisse deutschösterreichische Blätter und Flugschriften gegangen und hat auch Eingang in einen Teil der reichsdeutschen Presse gefunden. Aus dem Übermaß des deutschen Elends müsse die Rettung kommen, die Rettung durch das Deutsche Reich, das schon aus Gründen der eignen Sicherheit die acht Millionen Stammesgenossen im Südosten nicht den Slawen preisgeben könne. Der ehemalige alldeutsche Abgeordnete Karl Türk hat sogar einmal den Tschechen mit dem Einmarsch preußischer Bataillone in Böhmen gedroht. Nun liegt doch ohne weiteres auf der Hand, daß dem Deutschen Reich aus seiner Eigenschaft als nationalem Staat noch nicht der Beruf und die Aufgabe erwächst, sich in die innern Verhältnisse Österreichs oder der Schweiz, wo Deutsche in geschlossenen Massen bei einander wohnen, einzumischen, während dagegen wohl gelten kann, daß es eine gewaltsame Unterdrückung seiner Stammesgenossen dort kaum dulden würde oder könnte. Aber so liegen doch die Dinge in Österreich wahrhaftig nicht, und das aufrichtigste Mitgefühl mit dem schweren Kampf der Deutschösterreicher wird niemand über die Thatsache hinwegtäuschen, daß dieser Kampf eine innere Angelegenheit der Völkerschaften Österreichs ist, der ebensowenig wie eine Verständigung unter ihnen eine Frage des Deutschen Reichs sein kann. Aber nehmen wir einmal den Faden der Katastrophenpolitik auf und sehen wir zu, wohin diese führen müßte. Wir wollen selbst voraussetzen, daß sich die Annexion des in Frage kommenden österreichischen Gebiets durch Deutschland leicht durchführen ließe, was wohl kaum anzunehmen ist, was würde dann das Deutsche Reich damit gewonnen haben? In erster Reihe mehrere Millionen Ultramontane, die das deutsche Zentrum vergrößern und seinen Charakter umgestalten würde, dann mindestens sieben Millionen Slawen, dazu die Reichshauptstadt Wien, die beim Hinabsinken zu einer Provinzialstadt der Herd der Unzufriedenheit, der politischen und der sozialen Opposition würde. An innerer Lebenskraft würde es nichts gewinnen, dagegen aber den Neid der Nachbarn erregen, in Zerwürfnisse mit Rußland geraten, denen früher oder später ein Existenzkampf mit Rußland und Frankreich nachfolgen müßte. Nehmen wir auch noch an, das Deutsche Reich, das sich gegen die Mißgunst von ganz Europa emporgerungen hat, wäre auch diesem Weltkriege gewachsen, so hieße es doch, ihm große Unklugheit zumuten, wenn es sich ohne die äußerste nationale Not auf so etwas einlassen sollte. Eine ungeheure Verarmung des europäischen Kontinents und seine wirtschaftliche Unterjochung durch England und die überseeischen Mächte würde die unausbleibliche Folge davon sein. Der Gedanke hat auch nur vorübergehend in einigen ungeklärten Kreisen Anklang gefunden und wird zu keiner Zeit die Kraft haben, im Deutschen Reich eine Bewegung hervorzurufen, die im Sinne der Annexion auf die Regierung drücken könnte. Ganz Deutschland steht auf dem Standpunkt seines ersten Kanzlers, der noch in

seinem politischen Nachlaß das Bestehn der habsburgischen Monarchie für Deutschland wörtlich als „unentbehrlich" bezeichnet und erklärt hat, daß das Deutsche Reich Österreich nicht missen könnte, „ohne selbst gefährdet zu sein." Die „Alldeutschen" sollten lieber Bismarck studieren, als daß sie kurzsichtige Pläne aushecken, die nur dem eignen Unvermögen nachhelfen sollen. Noch unter der Reichskanzlerschaft des Fürsten Hohenlohe hat auch der damalige Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, jetzt Reichskanzler von Bülow, allen in dieses Gebiet gehörenden Strömungen in Deutschland unter dem vollen Beifall des Reichstages ein Ende gemacht, indem er sagte: „Wir wünschen nicht, daß fremde Regierungen oder fremde Parlamente sich in unsre innern Verhältnisse einmischen und in die Parteikämpfe, an denen es zuweilen auch bei uns nicht fehlen soll. Und gerade weil wir vom Auslande gegenüber uns ein ganz korrektes Verhalten verlangen, sind wir selbst zu einem solchen verpflichtet, und diese Pflicht besteht ganz besonders gegenüber dem verbündeten und eng befreundeten österreichisch-ungarischen Reiche."

Diese Politik der débâcle, wie man sie nennt, dürfte wohl für Deutschland als abgethan gelten, aber sie ist ein frevler Anschlag auf den innern Frieden und die politische Sittlichkeit des deutschen Volks. Wer irredentistische Bestrebungen unter den Deutschösterreichern stützt, schädigt das Deutschtum nach verschiedner Richtung hin; denn zuerst macht er jede, auch von Bismarck seinerzeit ins Auge gefaßte engere, über das jetzige Bündnis hinausgehende Annäherung der beiden Reiche, wie sie im Interesse des großen deutschen Volkes doch unzweifelhaft wünschenswert wäre, für alle Zeiten unmöglich, ferner schwächt er die österreichischen Volksgenossen in ihrem Existenz- und Berechtigungskampfe, weil er ihren Gegnern Handhaben giebt, sie antidynastischer Bestrebungen zu bezichtigen, wenn er sie nicht vielleicht gar zu unüberlegten Schritten veranlaßt. Übrigens ist in der letzten Beziehung am wenigsten zu befürchten, denn wer die Deutschösterreicher, nicht nach gelegentlichen verärgerten Äußerungen am Wirtshaustisch, sondern genauer kennt, der weiß — wie schon Billroth vor dreißig Jahren ausdrücklich dargethan hat —, daß sie sämtlich bis in das Innerste schwarzgelb sind, der weiß, daß bei aller Achtung vor dem Deutschen Reiche bei vielen noch die alte Überhebung über den „Preußen" im geheimen festsitzt, und daß Herr Schönerer, wenn wirklich einmal eine jetzt noch gar nicht vorauszusehende politische Verschiebung die „preußische" Annexion auch nur als möglich erscheinen ließe, vollkommen allein stehn würde, wenn er nicht vorziehn sollte, dann selbst in das schwarzgelbe Lager überzutreten. Hierüber ist sich auch der schlichte Menschenverstand hüben und drüben klar; an ihn wenden sich aber die Katastrophenpolitiker nicht, sondern sie suchen ihn durch Anrufung der Leidenschaften zu betäuben. Den Nachteil dieses gänzlich undurchdachten und höchstens auf den Effekt berechneten Treibens hat natürlich das Deutschtum im ganzen zu tragen, und namentlich kann dadurch in deutschösterreichischen Kreisen eine Täuschung hervorgerufen und die ohnehin schon auffallende Neigung, sich nicht sehr anzustrengen, noch verstärkt werden. Die erste Bedingung eines fruchtbaren Schaffens für sie ist aber in jedem Falle, daß sie nur auf die eigne Kraft vertrauen und weder Hilfe von außen erwarten, noch ihr Heil im Zu-

sammenbruche des Staates suchen. Aus dem protestantischen Grundsatz: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott“ würden die Deutschösterreicher mehr Kraft und Vorteil ziehn als aus der für das Deutschtum in der Gegenwart nachteiligen, in der Zukunft wertlosen „Los von Rom“-Bewegung. Für das Gesamtdeutschtum liegt die Frage endlich so: Entweder sind — was wir nicht glauben — die Deutschösterreicher ein morscher Stamm, auf den sich nicht bauen läßt, dann ist eine Annexion von den Ländern, denen er keinen genügenden Stützpunkt zu geben vermag, durch das Deutsche Reich ein politischer Unsinn, eine Donquixoterie, die ein deutscher Staatsmann nicht unternehmen wird; oder sie haben noch die Kraft, sich selbst zu helfen, dann aber bedürfen sie keiner Annexion, überhaupt keiner Rettung von außen. Und das ist unsre Meinung.

Daß die Tschechen — auch die Polen — aus der von gewissen deutschen Kreisen in Szene gesetzten Katastrophenpolitik die Beschuldigung des Landesverrats für die Deutschösterreicher herleiten wollen, erscheint uns sehr nebensächlich. Die Polen sollten dabei an ihre eignen großpolnischen Träumereien denken, die einem Landesverrat ähnlicher sehen als irgend etwas anderm. Was die Tschechen betrifft, so geht ihnen über solche Dinge jedes Urteil ab. Ein Sechsmillionenvolk, das seinen politischen Standpunkt von dem Gesichtskreis herleitet, den ihm die paar tschechischen Kirchtürme um Prag herum gewähren, hat gar kein Verständnis dafür, was in der Seele eines zehnmal größern Volkes vorgeht. Sie deswegen als untergeordnet zu bezeichnen, ist freilich ungezogen, aber die Tschechen thäten wirklich klüger, in allen großnationalen Fragen zu schweigen, die verstehn sie einfach nicht. Sie könnten gar nicht in die Versuchung geraten, Landesverrat zu begehn oder in große nationale Irrtümer zu verfallen, denn sie sind allein auf Österreich angewiesen. Sie haben indessen 1871 die ehrwürdige Gestalt des Kaisers Franz Joseph in der unwürdigsten Weise beleidigt; doch es soll hier ununtersucht bleiben, ob sie, gerade weil ihnen die Beschuldigung antidynastischer Bestrebungen und des Hochverrats gegen die Deutschen so leicht von der Zunge gleitet, nicht auch zu dergleichen fähig wären. Sie kommen oft mit solchen Denunziationen. Sie haben auch das sogenannte Linzer Programm als Hochverrat bezeichnet, obgleich sie doch selbst die Wiederherstellung der Länder der einstigen böhmischen Krone verlangen. Dieses fordert doch nur die Wiedervereinigung der ehemals dem Deutschen Reiche und dann dem Deutschen Bunde zugehörigen österreichischen Landesteile mit dem jetzigen Deutschen Reiche. Wir halten das für eine politische Träumerei, aber wo soll da der Landesverrat liegen? Was die vierzig Jahre des Deutschen Bundes noch bestanden hat, kann doch nicht Hochverrat sein? Sämtliche Tschechen, die heute über sechsunddreißig Jahre alt sind, sind noch unter diesem Verhältnis geboren worden. Für sie mag ja das eine unangenehme Erinnerung sein, aber wenn andre anders darüber denken, so folgt daraus noch lange kein Hochverrat, nicht einmal, wenn Schönerer und seine Leute einige antimonarchische Ungehörigkeiten damit verbinden. Die Deutschösterreicher sollten freilich mit dergleichen unerfüllbaren Wünschen vorsichtiger sein, denn die daran geknüpften Verleumdungen, von denen doch immer etwas hängen bleibt, erschweren ihre ohnehin schon arg verfahrne Lage noch mehr.

Die Deutschösterreicher sind keineswegs von einem unvorhergesehenen Mißgeschick überfallen oder von einem gänzlich unverschuldeten Unglück betroffen worden. Ihre gegenwärtige „bedrängte und unwürdige Lage" ist vielmehr eine notwendige Folge früherer nationaler Unterlassungssünden und mangelnden politischen Verständnisses. Von diesem Verschulden nahm, wenigstens soweit die letzten drei Jahrzehnte in Betracht kommen, der ungünstige Gang der Dinge seinen Anfang. Die Deutschösterreicher waren seit dem Beginn des konstitutionellen Lebens in Österreich zusammen mehr als ein Jahrzehnt im Vollbesitz der Macht, sie haben dem Staate die gesetzliche innere Einrichtung selbst gegeben, mit deren Hilfe sie jetzt von den Slawen fröhlich majorisiert werden, aber sie haben dabei nie an die Zukunft ihres Volks gedacht, sondern geglaubt, mit den unklaren Grundsätzen des kosmopolitischen Liberalismus leicht herrschen zu können, und sind damit überall beiseite geschoben worden, ganz so wie einst das metternichsche Österreich im europäischen Konzert. Der politische Umsturz von 1866, der sie zur Herrschaft brachte, kam freilich ihnen gänzlich unerwartet und traf sie vollkommen unvorbereitet. Ihre Führer standen durchaus auf dem Standpunkte der preußischen Fortschrittspartei, die soeben ihre entscheidende Niederlage erlebt hatte, und suchten Österreich auf solcher Grundlage aufzubauen; dabei machte sich die Thorheit von 1848 breit, die ganze Verranntheit und die französische Schablone liberaler Bestrebungen und Begeisterungen ohne Verständnis der nationalen Aufgabe. Was noch nicht in der Verfassung an kernliberalen Ausdrücken von Gleichberechtigung und dergleichen stand, wurde in die sogenannten „Staatsgrundgesetze" eingefügt; es galt nicht, dem praktischen Bedürfnis zu dienen, sondern der „Reaktion" und dem „Klerikalismus" möglichst unangenehm zu werden. Das entsprach durchaus dem auch unter Schmerling geltenden Gedanken, die Völker würden von selber durch die liberale Schablone glücklich werden, auch den noch vielfach in Österreich über Gebühr gefeierten josephinischen Maximen, mit denen man ernten wollte, wo noch nicht gesät war, säen, ohne den Boden vorher gepflügt zu haben. Die betrübende Lehre der Geschichte, daß sich das Volk damals gegen die ihm aufgenötigten Freiheiten, die es nicht verstand, erbittert wehrte, beachtet der doktrinäre Liberalismus nicht, und so wurde bei der Abfassung der liberalen Staatsgrundgesetze gar nicht in Betracht gezogen, daß sich der Widerstand gegen diese am Ende gegen das liberale Deutschtum richten werde, dessen Herrschaft man kurzsichtigerweise für immer gesichert hielt, obgleich man doch erst wenig Jahre vorher das liberale Kabinett Schmerling plötzlich wieder hatte verschwinden sehen. Beim Mittelschulgesetz wurden wohl einige Bestimmungen, die dem Deutschtum günstig zu sein schienen, eingefügt, sie haben sich aber inzwischen als Gegenteil von dem erwiesen. Die Fehler, die in dem folgenschweren Ausgleichsjahre und bei der Abfassung der Staatsgrundgesetze, namentlich bei der überhasteten Schulgesetzgebung, begangen worden sind, wurden lange nicht eingesehen. Es waren aber immer nur Konstruktionsfehler, die sich hätten ausgleichen und zum Guten wenden lassen, wenn die Deutschliberalen verstanden hätten, sich in der Regierung zu erhalten. Aber dazu machte sie ihr doktrinärer Liberalismus auf die Dauer unfähig, denn er wurde durch keine

Rücksicht auf das nationale Wohl, auch nicht auf das deutsche, geläutert. Noch heute weiß keine der zersplitterten deutschen Fraktionen den reinen nationalen Standpunkt zu erkennen, sie sind entweder liberal mit mehr oder weniger radikaler Beimischung, oder sie sind klerikal, das rein Nationale schlägt nirgends durch. Die Tschechen und die Magyaren verstehn es besser.

Doch nicht die Hintansetzung des nationalen Gedankens hinter den doktrinär liberalen hat die Deutschen damals aus der Regierung verdrängt, dazu wirkten ganz andre Umstände mit, die allerdings von der französischen liberalen Schablone unzertrennlich zu sein schienen. Zunächst trat eine Entwicklung nach der rein kapitalistischen Seite hervor. Das Bürgerministerium von 1867 enthielt bedenkliche Persönlichkeiten, die ihm nachträglich den Spottnamen „Trinkgelderministerium" einbrachten, unter dem Ministerium Adolf Auersperg (1871 bis 1879) war es wohl besser, doch fand der Volkswitz für die deutschliberale Verfassungspartei bald die Bezeichnung „Verwaltungsratspartei"; die Vertretung der herrschenden Partei lag durchaus in der Hand rein kapitalistisch geleiteter Zeitungen, ein Versuch, ein davon unabhängiges Blatt, die „Deutsche Zeitung," zu gründen, mißglückte bald, der große finanzielle Zusammenbruch von 1873 kam hinzu, und alles wurde dem deutschliberalen Regiment mit mehr oder weniger Berechtigung zugeschrieben. Doch das erschütterte das Ministerium Auersperg noch nicht, die Krone hielt an ihm fest. Das Unglück kam aus dem Innern der Partei. Zur richtigen Schablone des französischen Liberalismus gehört auch das Ministerstürzen; es wird so lange opponiert, bis das Kabinett fällt, im neuen kann man vielleicht selber sitzen. Schon zu Anfang des Jahres 1876 war eine Intrigue im Gange, Schmerling wieder ans Ruder zu bringen; es gab in der großen deutschliberalen Partei Männer genug, die sich für ministerreif hielten, der bedeutendste unter ihnen war Dr. Herbst, der schon Minister gewesen und nicht nur Meister der parlamentarischen Beredsamkeit, sondern auch der parlamentarischen Rancune war. Die Lage des Ministeriums gegenüber dem Abgeordnetenhaus wurde von Jahr zu Jahr unsichrer, oft bestand seine Mehrheit fast nur noch aus den Mitgliedern des Großgrundbesitzes, den Polen und den Italienern (die Tschechen hielten sich damals vom Parlament fern). Daß es ein deutsches Ministerium war, das man stürzen wollte, daß gar nichts darüber feststand, ob ihm wieder ein deutsches folgen werde, focht niemand an.

Das Ende des letzten deutschen Ministeriums kam bekanntlich erst bei der bosnischen Angelegenheit. Statt hier die Göttin der Gelegenheit an der Stirnlocke zu fassen, den Auftrag der Berliner Konferenz mit Freude zu begrüßen und die Trägerin einer neuen österreichischen Orientpolitik zu werden, wandte man sich in verstockter Opposition ab. Auch diesesmal waren die Magyaren klüger. Sie hatten ja auch den ganzen radikalen Lärm gegen Rußland während des Kriegs mitgemacht, sie hatten sogar an sich eine, den Ethnographen sonst nicht bekannte Stammesverwandtschaft mit den Türken entdeckt, sie ließen sich vom Sultan die einst von den Türken aus Pest geraubte Corvinsche Bibliothek schenken, aber wie die Sache mit der Okkupation Bosniens zum Klappen kam, lenkten sie ein und erhielten sich die Gunst der

Krone. — Mit der hartnäckigen Starrheit der einstigen preußischen Fortschrittspartei beharrte dagegen die deutsche Verfassungspartei unter Führung des Dr. Herbst bei ihrem Nein.

(Schluß folgt)



Von der Religion Altroms



Als vierte Abteilung des 5. Bandes des von Iwan von Müller herausgegebnen Handbuchs der klassischen Altertumswissenschaft ist soeben bei C. H. Beck in München erschienen: Religion und Kultus der Römer von Dr. Georg Wissowa, ordentlichem Professor an der Universität Halle. Mit diesem Buche, das alles enthält, was zur Zeit von dem Gegenstande gewußt werden kann, darf dieser Zweig der Altertumswissenschaft vorläufig für abgeschlossen gelten; wir benutzen es deshalb dazu, das Kapitel „Religion" in unsern Betrachtungen über den Römerstaat (im Jahrgang 1899 der Grenzboten) zu ergänzen. An unsrer Auffassung des Wesens und des Charakters der altrömischen Religion haben wir nichts zu korrigieren, aber wir werden über viele Einzelheiten genauer unterrichtet, und von dem, was wir da gelernt haben, dürfte doch manches auch für einen weitern Leserkreis Interesse haben.

Der Verfasser will nicht die italische Volksreligion, sondern nur die römische Religion darstellen. Soweit diese nun ebenfalls Volksreligion ist, kann man ihre ursprüngliche Gestalt aus der lateinischen Litteratur nicht erkennen, weil diese zu einer Zeit entstanden ist, wo das ganze geistige Leben und namentlich auch die Religion von dem Griechentum beeinflußt war, und die religiösen Vorstellungen des Volkes und des Altertums von den Gebildeten gar nicht mehr verstanden wurden. „Des alten Cato Schrift vom Landbau mit ihren kostbaren Gebetsformeln, wenige Partien der plautinischen Komödien, eine Anzahl von Stellen der Naturgeschichte des ältern Plinius, ein paar Dutzend zerstreute Notizen von nicht immer zweifelloser Zuverlässigkeit und Tragweite, all das zusammen würde nicht entfernt ausreichen, auch nur eine dürftige Grundlage unsers Wissens abzugeben, wenn hier nicht die monumentalen und inschriftlichen Quellen ergänzend einträten. Von Art und Bedeutung des häuslichen Kultus der Laren, Penaten, des Genius haben uns erst die aufgedeckten Häuser Pompejis mit ihren Hauskapellen und Sakralbildern eine Vorstellung vermittelt; Votivstatuen und Altarreliefs, auch die Münzbilder haben uns über die Auffassung und den Kultuszusammenhang einzelner Gottheiten unvermutete Aufschlüsse gegeben, vor allem aber bieten die Tausende erhaltener Weihinschriften aus allen Teilen des römischen Reichs einen fast unermeßlichen Stoff." Um Auffindung, Sammlung und Erklärung dieser Inschriften hat sich bekanntlich niemand in dem Grade verdient gemacht wie Mommsen. Wissowa hat ihm denn auch sein Buch gewidmet

und schreibt im Vorwort: „Daß ohne Mommsens Lebenswerk, vor allem ohne das Staatsrecht und den Kommentar zum Festkalender, kein Kapitel dieses Buches hätte geschrieben werden können, wird jeder Sachkundige leicht sehen.“ Außer den Inschriften und den Bildern sind Hauptquellen die Schriften der Juristen, die vom Sakralrecht handeln — sie haben ihre Angaben den Priesterarchiven entnommen —, der römische Festkalender, „dessen ursprüngliche Gestalt sich aus den uns in bedeutenden Bruchstücken vorliegenden Exemplaren der ersten Kaiserzeit mit voller Sicherheit herstellen läßt,“ Bruchstücke von Urkunden und Liedern bei einigen Geschichtschreibern und Kirchenvätern, vorzüglich aber die in zahlreichen Bruchstücken erhaltenen Protokolle über die Sitzungen und Amtshandlungen der fratres Arvales; „das in dem Protokoll über die Festfeier des Jahres 218 im Wortlaut mitgeteilte carmen der Arvalbrüder ist wohl das älteste auf uns gekommene Denkmal lateinischer Sprache.“ Den römischen Festkalender mit den Veränderungen, die er von Cäsar bis ins vierte Jahrhundert n. Chr. erfahren hat, giebt der Verfasser als Anhang.

Die ursprünglichen Götter der römischen Gemeinde bildeten als dii indigetes einen abgeschlossenen Kreis. Die von außen aufgenommenen wurden novensides oder novensiles genannt. Zur Aufnahme neuer Götter nötigten Eroberung und Verkehr. Hebt der Staat die Selbständigkeit einer besiegten Gemeinde auf, so erlöschen dadurch nicht deren sakrale Verpflichtungen, sondern gehn auf die Rechtsnachfolgerin der vernichteten Gemeinde über. Deren Götter müssen deshalb durch die evocatio eingeladen werden, nach Rom überzusiedeln. Ebenso werden friedliche Einwandrer und Ansiedler durch die Ortsveränderung ihrer Verpflichtungen gegen die Götter der alten Heimat nicht entbunden. Sie verehren sie in der neuen privatim weiter, und wächst die Zahl der Ansiedler, die denselben auswärtigen Gott haben, so wird dieser unter die Staatsgötter aufgenommen. Die neuen Götter dürfen nicht im Weichbild der Stadt, sondern nur außerhalb des Pomöriums Tempel und Altäre bekommen; doch mit dem Wachstum der Gemeinde erweitert sich auch der Bezirk der einheimischen Kulte, und schon in der Königzeit wird die durch etruskische Vermittlung eingebürgerte griechische Athene unter dem Namen Minerva in den innern Stadtbezirk aufgenommen; ja die neue Trias: Juppiter, Juno, Minerva auf dem Kapitol verdrängt die alte: Juppiter, Mars, Quirinus. An die Stelle der ursprünglichen, dem Numa zugeschriebnen Kultordnung tritt eine neue, die die Überlieferung auf die Tarquinier zurückführt. Unter ihnen kamen auch aus dem griechischen Cumä die sibyllinischen Bücher nach Rom, und die wurden von da ab vorzugsweise befragt, wenn es sich um die Aufnahme neuer Götter handelte. Doch wurde nach der tarquinischen Zeit der Stadtbezirk nicht mehr erweitert, und deshalb blieben alle weitern himmlischen Ankömmlinge dii novensides. Als solche wurden vorzugsweise die griechischen betrachtet, die nach und nach sämtlich in Rom Eingang fanden. Mit den griechischen Göttern dringen auch der prunkvollere griechische Kultus und die griechische Kunst ein. Als Symbole der Götter hatten vorher rohe Steine genügt (Juppiter lapis), und von allen Gottheiten hatte ursprünglich die einzige Vesta ein Haus gehabt, die als Personifikation des Herdfeuers nicht wohl ohne Haus gedacht werden

konnte. Dichter, Theologen und Philosophen deuten dann die alten italischen Götter in griechische um, schaffen künstlich eine Mythologie, von der die Väter nichts gewußt hatten, und stiften Verwandtschaften zwischen den Göttern selbst wie zwischen den Göttern und den Helden der latinischen Vorzeit. Im zweiten Jahre des hannibalischen Kriegs fällt die Scheidewand zwischen den dii indigetes und novensides; die Griechengötter werden für Staatsgötter erklärt, und die Bildnisse der unter dem Namen dii consentes zu einer neuen Genossenschaft vereinigten Staatsgötter auf dem Forum aufgestellt. Der Kultus wird ganz hellenisiert, und die Vermischung von Altem und Neuem, die Verdunklung des Alten wird so arg, daß sich Varro genötigt sieht, die dii certi von den incertis zu unterscheiden. Seit der Unterwerfung des Ostens dringt der Schwarm der Barbarengötter in Rom ein. Deren sacra peregrina bleiben zunächst, wie vordem die griechischen, auf die Vorstädte beschränkt. Erst Caracalla, der den Unterschied zwischen cives Romani und peregrini aufhebt, nimmt die Isis unter die Staatsgötter auf und öffnet allen fremden Göttern die Stadtgrenze. Vorher hatte schon eine neue Art von Gottheiten alle alten und neuen, einheimischen und fremden Götter in Schatten gestellt: die Kaisergötter.

Schon Cäsar hatte eine Kultusreform geplant. Augustus legte, wie alle klugen Monarchen, auf die Religion sehr großes Gewicht und verwandte viel Arbeit darauf, das verfallende Religionswesen zu reorganisieren. Er stellte verschollene Priesterkollegien wieder her, trat samt seinen vornehmsten Dienern in sie ein, ließ schadhafte Tempel restaurieren, die abgebrannten und eingefallenen neu aufbauen und vernahm es gern, daß er als templorum omnium conditor ac restitutor gefeiert wurde. Er erhob den Kult des Apollo, dem er seine Siege zu verdanken glaubte, über den aller andern Götter und knüpfte überhaupt mit seinen Reformen mehr an die griechischen als an die einheimischen Kulte an. Den uralten Kult der Vesta zwar bewahrte er, aber er machte aus dem Staatsherd den Herd des julischen Hauses. Er weihte einen neuen Vestatempel auf dem Palatin, verband ihn mit dem kaiserlichen Palaste, und da auf dessen andrer Seite der neue prachtvolle Apollotempel stand, so thronte nun der Kaiser zwischen der alten Herrin des Staatsherds und dem göttlichen Schirmherrn der Dynastie. Wie denn überhaupt, bemerkt Wissowa, in seinen Bauten die Absicht hervortritt, die Gedanken der Bürger von den Örtlichkeiten loszulösen, mit denen die republikanischen Erinnerungen verknüpft waren, und an die Denkmäler der neuen Ära zu fesseln. Im Jahre 12 v. Chr. übernahm er die Würde des Pontifex Maximus und hatte also seitdem von Amts wegen die Oberaufsicht über das ganze Religionswesen. Das Amt des Flamen Dialis war wegen der damit verbundnen lästigen Verpflichtungen sehr unbeliebt und deshalb fünfzehn Jahre lang unbesetzt geblieben; den Bemühungen des Kaisers gelang es, wieder einen Mann dafür zu finden. Auch zu Vestalinnen mochten vornehme Familien ihre Töchter nicht mehr hingeben. Augustus lockte sie durch Erhöhung der Ehrenrechte der heiligen Jungfrauen und versicherte feierlich und öffentlich, er würde gern eine seiner Enkelinnen für diesen Dienst bestimmen, wenn sie nur das vorgeschriebne Alter hätten. Der Kultus des genius Augusti und der divi imperatores krönt das Reformwerk: die alte

römische Staatsreligion ist wieder erstanden als Hofreligion. Innere Folgerichtigkeit kann man dieser Umbildung nicht absprechen. Da die römische Staatsgottheit im Grunde genommen nichts andres gewesen war als der genius, der Geist des römischen Gemeinwesens, so mußte der Genius des Kaisers als höchster Gott gelten, seitdem der Staat im Kaiser aufging.

Die Geschichte der römischen Religion wird im ersten Teile des Werkes erzählt. Der zweite ist den einzelnen Göttern gewidmet. Wir greifen daraus einiges heraus, was besonders charakteristisch für das römische Religionswesen ist oder umlaufende irrige Vorstellungen berichtigt. Dii indigetes waren: Janus, Juppiter, Juno, Mars, Quirinus, Vesta, die Penaten, die Laren, der Genius, die landwirtschaftlichen Götter, Consus und Ops, Saturnus und Lua, Faunus, Fauna und Silvanus, einige Wassergottheiten, Volcanus und Maja, einige Unterweltsgötter. Die den Römern allereigenste Gottheit ist Janus. Gleichviel, welche Götter bei einer Opferhandlung angerufen wurden, Janus mußte die Reihe eröffnen, und Vesta (deren Natur und Kult so bekannt sind, daß wir nichts darüber zu sagen brauchen) mußte sie schließen. Janus charakterisiert das ganze römische Religionswesen, denn er ist nichts andres als die vergöttlichte Thür; seine beiden Gesichter sind die Innen- und die Außenseite der Thür, und man verehrt ihn, um sich einen glücklichen Eingang und Ausgang zu sichern, woran sich dann ganz ungezwungen die Vorstellung knüpft, daß der glückliche Anfang jedes Unternehmens, jedes Zeitabschnitts von ihm abhängt. Als Beherrscher des Tagesanfangs wird er matutinus genannt, und als Göttin des Frühlichts gesellt man ihm eine Mater Matuta zu, die bei der Geburt den Menschen ins Licht des Daseins geleitet. Juppiter ist das personifizierte Himmelslicht. Die Idus, das sind die Vollmondstage, sind ihm heilig, weil an ihnen der Himmel Tag und Nacht ununterbrochen beleuchtet ist. Nur weiße Tiere bringt man ihm zum Opfer. Die Winzerfeste werden ihm zu Ehren gefeiert, denn unter allen Früchten bedarf der Wein am meisten des Sonnenlichts. Auf dem Kapitol, wo er mit Mars und Quirinus, später mit Juno und Minerva residiert, heißt er auch Juppiter lapis, weil hier als sein Symbol ein Feuerstein bewahrt wird, den man für einen Donnerkeil hält, und feretrius als Überwinder der Feinde, dem die spolia opima dargebracht werden. Von seinen durch Beinamen angedeuteten Funktionen splittern sich viele ab und werden selbständige Gottheiten, wie Fides und Terminus; ursprünglich ist es Juppiter, der dafür zu sorgen hat, daß die Nachbarn die Verträge treu beobachten und die Grenzsteine nicht verrücken. Wenn der kapitolinische Juppiter optimus maximus genannt wird, so ist damit nicht gemeint, daß er der beste und größte aller Götter, sondern nur, daß er der beste und größte aller Joves ist, die in Rom und außerhalb Roms Kultstätten haben. Jede Gottheit nämlich vervielfältigt sich nach Maßgabe der Zahl der Tempel, die ihr geweiht werden. Juno, das ist Jovino, ist die weibliche Seite Juppiters, die Personifizierung des Frauenlebens, Juppiter selbst, sofern er von Frauen verehrt wird. Ihren Dienst versieht die Gattin des Juppiterpriesters, des Flamen Dialis, und die Matronen feiern ihre Feste. Als Schützerin der Geburten heißt sie Lucina, und wie jeder Mann seinen Genius hat (man müßte

eigentlich erwarten: seinen Juppiter), so hat jede Frau ihre Juno. Der Kriegsgott Mars hatte seinen Altar auf dem Marsfelde; hier wurde ihm aller fünf Jahre bei der feierlichen Weihung der durch den Census neu konstituierten Gemeinde geopfert. Die Lustration bestand darin, daß die Opfertiere um die versammelte Gemeinde herumgeführt wurden. Ein ähnlicher Umzug wurde am 2. Februar um die Stadt und im Mai um die Feldmark gehalten. Im März werden dem Mars Feste gefeiert, weil da die Kriegszüge beginnen, und im Oktober wiederum nach Schluß der Kampagne. Am 17. März führen die Salier ihren Waffentanz auf. Wenn die Arvalbrüder beim Maifeste ihr Lied an Mars richten, so darf daraus nicht geschlossen werden, daß er ein Gott der Landwirtschaft gewesen sei, und daß man ihn gebeten habe, die Feldfrüchte zu segnen; die Landleute richteten nur die Bitte an ihn, er möge Kriegsnot und Verwüstung von ihren Äckern fern halten. Die Oktoberfeier wird mit einem Pferderennen begangen; das siegreiche Pferd opfert der Flamen Martialis dem Gotte zum Dank für den glücklich beendigten Feldzug und zur Sühne für das vergossene Blut. Außer dem Streitroß sind Tiere des Mars der reißende Wolf, der kriegerische Specht und der Ackerstier, dieser als Symbol der den Eroberungszug beschließenden Kolonisation.

„Wenn eine Gemeinde es für nötig hält, in schweren Zeitläuften den ganzen Ertrag der Ernte eines Frühjahrs den Göttern zu weihen und die in diesem Frühjahr geborne junge Mannschaft als ver sacrum aus der Gemeinde ausstößt, so ist es Mars, der diese Heimatlosen, die sich nun durch Kampf eine neue Existenz gründen müssen, schützt und durch seine heiligen Tiere zu neuen Stätten führt. So nannten sich die Hirpiner nach dem Wolf, die Picentiner nach dem Specht, und die Samniten tauften ihre Hauptstadt nach dem Stier, der ihnen vorangegangen war, Bovianum.“ Weil das imperium militare nur außerhalb des Pomeriums gilt, so liegen auch die Heiligtümer des Mars draußen. Mit dem Marskult waren eine Göttin Nerio und andre später in Vergessenheit geratne Gottheiten verbunden, deren Namen und Bedeutung dunkel geblieben sind; Venus ist ihm erst beigegeben worden, als die Italiker in ihrer Blütengöttin die griechische Aphrodite zu erkennen glaubten. Nach dem römischen Brauch, sowohl die Eigenschaften wie die Gaben eines Gottes zu personifizieren und neue Götter daraus zu machen, wurden von Mars Pavor und Pallor, die zitternde Angst und der bleiche Schrecken, dann Honos und Virtus, die Ehre und die Mannhaftigkeit losgelöst. Wissowa hält auch den Quirinus, dessen Name ja die adjektivische Form zeigt und wahrscheinlich ein Beiname des Mars gewesen ist, für einen Splitter von diesem Gott. Wie man im letzten Jahrhundert der Republik dazu gekommen ist, ihn für den Stadtgründer Romulus zu halten, den Numa zum Gott erhoben und unter dem Namen Quirinus zu verehren geboten habe, läßt sich nicht ermitteln.

Die Penaten werden immer di Penates, nie schlechtweg Penates genannt. Daraus folgt, daß der Name nicht Eigenname, sondern Gattungsname ist wie di indigetes, consentes, agrestes. Es sind die Götter, die den penus, den Vorrat, also den Wohlstand des Hauses bewachen, die Schutzgötter der Wirt-

schaft, di familiares. Anfänglich hat man an keine bestimmten Gottheiten gedacht, später scheint sich jedes Haus seine Schutzgötter gewählt zu haben. In den Küchen zu Pompeji sieht man zwischen den beiden Laren verschiedne Göttergesellschaften: Vesta, Juppiter, Venus (die Stadtgöttin von Pompeji), Vulkan, Merkur, Fortuna in wechselnden Kombinationen. Wie der Staat eine Vesta publica hat, so auch Di penates publici. Wahrscheinlich wurden sie im Hause der Vesta, am Staatsherd, verehrt. Der Beamteneid wurde bei Juppiter und den di penates geschworen, „was nur verständlich ist, wenn der Ausdruck sämtliche für Wohlstand und Wohlergehn der Gemeinde verantwortlichen Götter bezeichnet.“ Zuweilen werden die Penaten ceteri di omnes immortales genannt. Einen solchen zusammenfassenden Ausdruck brauchte man, nicht allein, weil alle Götter einzeln zu nennen umständlich und zeitraubend gewesen wäre, sondern auch, weil man sich dadurch der Gefahr ausgesetzt hätte, eine oder einige Gottheiten, die an Rom Interesse nahmen, zu übergehn und dadurch zu beleidigen; man wußte eben gar nicht genau, welches diese Gottheiten seien; ja man wußte überhaupt nicht, wie viel göttliche Wesen es gebe, und wie sie alle hießen. In den letzten Zeiten wurden die griechischen Dioskuren so beliebt, daß man sie vorzugsweise zu Penaten wählte.

Der Lar familiaris ist vom Lande in die Stadt übergesiedelt. Er hatte ursprünglich seine Kapelle an jedem compitum, das heißt an jedem Kreuzweg und an der Stelle, wo die Grundstücke mehrerer Besitzer zusammenstießen. Die Kapelle hatte so viel Eingänge, als Besitzungen bei ihr grenzten, und vor jedem Eingang, fünfzehn Fuß davon entfernt, stand ein Altar, sodaß jeder Anlieger auf seinem Grund und Boden dem Lar opfern konnte. Die Compitalia oder Laralia vereinigten im Januar die Gaugenossen zu einem fröhlichen Volksfest, das der familia, den Sklaven, ähnliche Vorrechte gewährte wie die Saturnalienfeier. Im Namen des Hausstands opferte der Vogt (Villicus), was sonst Unfreien niemals erlaubt war. Aus einem agri custos wurde der Lar zum Beschützer des Hauses und wurde am häuslichen Herde verehrt, wiederum besonders vom Gesinde, das an langen Tischen in der Nähe des Herdes seine Mahlzeiten einnahm und dem Lar seinen Anteil davon spendete; die Villica hatte den Herd zu bekränzen und das Gebet an den Lar zu verrichten. Bei jedem Familienereignisse wird dem Lar eine besondre Huldigung dargebracht; man behandelt diesen Hausgeist als einen Familienvater höherer Potenz. Der ländliche Kult der Lares compitales fand bald Eingang in die Stadt, wo zur Feier der Kompitalien Bezirksvereine aus Freigelassenen und Sklaven entstanden. Diese Vereine wurden von den Parteiführern zu politischen Zwecken mißbraucht, darum zweimal, das zweite mal von Cäsar aufgehoben. Augustus stellte sie wieder her und machte die Compita zu Stätten des Kaiserkultus. An jedem Kompitum wurden zwei Lares Augusti und dazwischen der Genius des Kaisers aufgestellt. Die römischen Theologen haben allerlei Bedeutungen der Laren ausgetüftelt, deren keine stichhaltig ist; auch Varro hat sich geirrt, der in ihnen die Manen, die vergöttlichten Seelen der Verstorbnen sieht. Die Laren sind nichts als Schutzgeister der Ackerflur und des Hauses, darum Lokalgötter und an den Ort gebunden. Der Lar ist also durchaus verschieden vom Genius, der der Schutzgeist einer Person oder vielmehr die Idee dieser Person oder einer ihrer Eigen-

schaften ist, ihr höherer, göttlicher Teil. Das Wort hängt mit gignere zusammen und bedeutet zunächst die den Fortbestand des Geschlechts verbürgende Zeugungskraft; deshalb hat nur jeder Mann einen Genius, die Frau, wie schon bemerkt wurde, eine Juno. Die Idee erweiternd denkt man sich dann unter Genius die gesamte Persönlichkeit des Mannes mit ihrer Energie und ihren höhern Anlagen. Die Schlange ist das Symbol des Genius; der Tod der Hausschlange kündigt den Tod des Hausherrn an. Am Geburtstage des Hausherrn wird seinem Genius geopfert. Da der Hausherr der eigentliche Schützer des Hauses ist, so gilt auch sein Genius als Schutzgeist des Hauses und gesellt sich mit diesem Amte dem Laren gewissermaßen als Bruder zu. So wird er aus dem Genius der Person ein genius loci, und die schrankenlose Götterfabrikation, die von jedem Punkt aus zu jeder Art von Göttergestalten gelangt, schafft Genien des Kollegs, der Legion, der Schule, des Markts. Das Wort wird zuletzt gleichbedeutend mit numen, das die überall wirksamen göttlichen Kräfte ganz allgemein bezeichnet. Natürlich bekommen auch die Stadt Rom und das römische Volk ihren Genius, und zuguterletzt hat auch jede Gottheit ihren Genius oder ihre Juno.

Saturn war ursprünglich, wie sein Name besagt: Saatgott. Die Hellenisierung hat seinen ursprünglichen Charakter früh verwischt. Warum man ihn gerade mit Kronos identifiziert hat, gesteht der Verfasser nicht zu wissen. Faunus ist der Hirtengott, der die animalische Fruchtbarkeit verleiht. Das zeigen deutlich die zu seinen Ehren gefeierten Luperkalien, an denen die mit nichts als einem um die Hüften geschlungnen Ziegenfell bekleideten luperci ihren Umzug halten und die sich ihnen entgegenstellenden Frauen mit Lederriemen schlagen, um ihnen zu Kindersegen zu verhelfen. Das Bocksgewand der Luperci war Ursache, daß man sich den Faunus selbst bocksbeinig und gehörnt vorstellte. Darum hat man ihn mit Pan und mit den Satyrn verwechselt und von einer Mehrheit von Faunen gesprochen, obgleich der Gott ursprünglich nur einer gewesen ist. Minerva gehört zu den di novensiles italischer Herkunft; ihr Kult ist aus Falerii eingeführt worden. Sie wurde als Beschützerin des Handwerks und der gewerblichen Kunstfertigkeit verehrt, und die Handwerkergilden sahen in ihr ihre Patronin. Wurde einer Genossenschaft erlaubt, im Minervatempel Versammlungen abzuhalten, so waren ihr damit die Korporationsrechte verliehen. Götter der Unterwelt verehrten die Römer, wie jedermann aus der Selbstaufopferung des Curtius weiß, aber sie hatten, wie überhaupt keine Mythologie, so auch keine eigne Vorstellung vom Totenreich. Die Gespenster: Lemuren und Larven, gehörten dem Volksaberglauben, nicht der Staatsreligion an. Die Götter der Unterwelt werden di manes genannt. Erst in der Kaiserzeit fing man an, unter den Manen Seelen von Verstorbnen zu verstehn. „Von dieser, dem ursprünglichen römischen Glauben fremden Auffassung geht die gelehrte Spekulation aus, wenn sie die di manes nicht nur mit den lemures und larvae, sondern auch mit den lares und genii zusammenwirft und eine Theorie aufstellt, nach der das Wort lemures den Zustand der Seelen unmittelbar nach dem Tode bezeichnet, während sie später, je nach ihrem Vorleben und der Fürsorge, die ihnen die Überlebenden angedeihen lassen, sich einerseits zu gütigen lares familiares, andrerseits zu feindseligen larvae

differenzieren oder aber, wenn ihre Stellung unentschieden bleibt, den Namen di manes führen."

Auch Schicksalsgöttinnen haben die Römer nicht gehabt. Ihre Fortuna war ursprünglich eine ländliche Göttin des Erntesegens, bedeutete später den blinden Zufall und spaltete sich in eine Unzahl von Fortunen, sodaß zuletzt jeder Tag seine eigne Fortuna hatte. Kapellen und Altäre sind geweiht worden der Fortuna bona, Fortuna mala, Fortuna dubia, Fortuna brevis, Fortuna stabilis, Fortuna obsequens, Fortuna respiciens, Fortuna publica, Fortuna privata, Fortuna barbata. Besonders berühmt wurde die Fortuna redux, der man die Rückkehr des Augustus aus dem Partherfeldzuge 19 v. Chr. zu verdanken glaubte. Man errichtete ihr einen Altar und setzte einen Festtag, die Augustalia, ein, der mit Spielen zu Ehren des Kaisers und der Fortuna redux begangen wurde. Die Parca, deren Namen man fälschlich von pars abgeleitet und die man deshalb mit der griechischen Moira identifiziert hat, war nur eine Geburtsgöttin, das Fatum aber ist ein philosophischer Begriff und der Religion fremd geblieben.

Dem Augustinus haben wir es bei einer frühern Gelegenheit übel genommen, daß er seine Darstellung der römischen Religion mit der Beschreibung des Kults der unrömischen Göttermutter beginnt. Nach dem, was wir bei Wissowa lesen, scheinen wir dem großen Kirchenvater Unrecht gethan zu haben. Die orientalischen Kulte hatten in der Kaiserzeit die Verehrung der alten römischen Götter dermaßen in den Hintergrund gedrängt, daß der Kampf des Christentums gegen das Heidentum thatsächlich ein Kampf gegen den Isis-, Cybele- und Mithraskult war. Daher kommt es, daß die Kirchenväter die alten griechischen und römischen Götter nur sozusagen akademisch: „mit euhemeristischer Ausdeutung und überlegnem Spott," die sacra peregrina aber mit Erbitterung bekämpfen. Daraus erklärt es sich wohl auch, daß Augustinus mit dem anfing, was ihm als das praktisch wichtigste erschien; er hatte es eben nicht so sehr mit der Religion des Numa als mit dem Heidentum seiner Zeit zu thun.

(Schluß folgt)



Die Entwicklung und Bedeutung der deutschen Lebensversicherung



Eine der größten wirtschaftlichen Errungenschaften der Kulturvölker im verflossenen Jahrhundert ist die praktische Ausgestaltung und die in ihrem Umfang einzig dastehende Entwicklung des gesamten Versicherungswesens. Reichen auch die Anfänge dieser Einrichtungen bis in das Mittelalter zurück, so hat sich doch erst im neunzehnten Jahrhundert die Versicherung aus dem tastenden Experimentieren zu einer auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Einrichtung ent-

wickelt und sich in noch nicht hundert Jahren eine Stellung errungen, die sie zu einem wesentlichen Hilfsmittel in dem Wirtschaftsleben der Kulturvölker macht. Vor allem gilt das von dem Zweige des Versicherungswesens, der einen Ersatz des wirtschaftlichen Schadens erstrebt, den der Tod eines Menschen verursacht, nämlich von der Lebensversicherung.

Die Entwicklung und die Verbreitung der Lebensversicherung im verflossenen Jahrhundert wurde besonders durch zwei Umstände gefördert. Der erste war der mit dem Kulturfortschritt, dem steigenden Wert der Arbeit, der erhöhten Lebenshaltung und den wachsenden Bedürfnissen in gleichem Maße zunehmende wirtschaftliche Wert der Arbeitskraft und des Lebens, der das Bedürfnis nach der Lebensversicherung schuf und immer fühlbarer machte; der zweite war die Entwicklung der statistisch-mathematischen Wissenschaften, die die technischen Grundlagen legten, auf denen sich erst der Bau der Lebensversicherung gesichert und gefestigt erheben konnte.

Die Anfänge der eigentlichen Lebensversicherung auf Grund von freilich noch ziemlich unvollkommenen Sterblichkeitstabellen reichen ins achtzehnte Jahrhundert zurück, wo in England schon einige Gesellschaften entstanden. Um die Jahrhundertwende, nach der Revolution, folgte Frankreich dem englischen Beispiel. Dagegen dauerte es in Deutschland bis zum zweiten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts, ehe die Lebensversicherung festen Fuß fassen konnte. Sie hat sich jedoch in der Folgezeit und besonders gegen das Ende des Jahrhunderts in unserm Vaterland in einer Weise entwickelt und heute eine Stellung erreicht, die — was wirtschaftlichen Wert, Solidität und Sicherheit anlangt — das Ausland weit hinter sich lassen. Während das Jahr 1830 vier eben erst entstandne deutsche Lebensversicherungsgesellschaften mit einem Versicherungsbestande von zusammen zwölf Millionen Mark aufweist, finden wir deren um die Mitte des Jahrhunderts schon zehn mit einem versicherten Kapital von 143 Millionen. Im Jahre 1875 war ihre Zahl auf 37, ihr Versicherungsbestand auf mehr als anderthalb Milliarden gestiegen, und der Jahresschluß 1901 zeigt 45 Anstalten mit einer auf das menschliche Leben versicherten Gesamtsumme von 8,1 Milliarden Mark und einem Vermögen von 2¾ Milliarden Mark.

Mit diesem äußern Wachstum an Umfang und Bedeutung haben auch die innere Entwicklung der Lebensversicherung, die den Bedürfnissen des Lebens angepaßte Ausbildung der Versicherungsarten und die liberale Gestaltung der Versicherungsbedingungen gleichen Schritt gehalten. Zur ursprünglichen Form der reinen Todesfallversicherung ist die alternative oder abgekürzte Versicherung gekommen, bei der die versicherte Summe schon bei Lebzeiten des Versicherten in einem vorher bestimmten Alter ausgezahlt wird, bei früherm Tode aber sofort den Hinterbliebnen zufällt. Diese Versicherungsform hat die Ziele und die praktische Verwendbarkeit der Lebensversicherung sehr erweitert. Abgesehen von dem Zwecke der Versorgung der Hinterbliebnen ist die Lebensversicherung dadurch befähigt worden, an der Lösung eines immer brennender werdenden sozialwirtschaftlichen Problems mitzuarbeiten, nämlich an der Altersversicherung des gewerblichen, industriellen und landwirtschaftlichen Mittelstandes, dessen

Angehörige, solange sie arbeitsfähig sind, zwar ein hinreichendes Auskommen haben, aber in der Regel nicht dazu kommen, für die Versorgung ihrer alten Tage einen genügenden Sparpfennig zurückzulegen. Für solche ist die alternative Lebensversicherung eine vorzügliche Spareinrichtung, die infolge des mit den Prämienzahlungen verbundnen Sparzwangs ihre eine Aufgabe der Altersversorgung sicher löst, andernfalls aber, wenn der Versicherte vorzeitig stirbt, seine Hinterbliebnen vor Not und Armut bewahrt. So verbindet die alternative Versicherung in glücklicher Weise die Vorsorge für das eigne Alter mit der für die Zukunft der Familie und läßt dabei, was besonders wertvoll ist, jedem in der Frage, ob das zufallende Kapital zinstragend angelegt oder zum Ankauf einer Rente oder sonstwie verwandt werden soll, völlig freie Hand.

Es ist deshalb auch nur ein Beweis für die zunehmende wirtschaftliche Einsicht des Publikums, wenn es die alternative Versicherung vor der reinen Todesfallversicherung immer mehr bevorzugt. Bei den deutschen Gesellschaften, deren Rechenschaftsberichte Vergleiche zulassen, fielen im Jahre 1899 von dem gesamten Bestande in der eigentlichen Lebensversicherung, reine Todesfall- und alternative Versicherung zusammen, 62 Prozent auf die letzte. Im Jahre 1900 betrug dieses Verhältnis 63,5 und 1901 65,4 Prozent. Im Jahre 1901 ist der Bestand an lebenslänglichen Versicherungen bei den obigen Gesellschaften um rund 20 Millionen Mark zurückgegangen, während sich das alternativ versicherte Kapital um 277 Millionen Mark erhöht hat und am Jahresschluß die stattliche Summe von mehr als vier Milliarden Mark erreichte.

Ebenso wie die lebenslängliche Todesfallversicherung ist auch die Aussteuer- und Erlebensfallversicherung durch die alternative Versicherungsform zurückgedrängt worden. Denn auch die Zwecke der Aussteuerversicherung kann man durch die abgekürzte Versicherung erreichen, und zwar auf eine weit praktischere Weise als durch die erste. Anstatt ein Kind zu versichern, damit ihm in einem bestimmten Alter, etwa im zwanzigsten Jahre, ein Kapital für den Militärdienst, zu Studien-, Aussteuer- oder sonstigen Zwecken zur Verfügung stehe, ist es wirtschaftlich viel wertvoller, wenn sich der Vater für diesen Zeitpunkt alternativ versichert. Denn stirbt er, bevor das Kind zwanzig Jahre alt ist, so leistet die Aussteuerversicherung für die Familie zunächst nichts, belastet sie vielmehr durch die in der Regel noch weiter zu leistenden Prämienzahlungen; dagegen wird bei der alternativen Versicherung das Kapital beim vorzeitigen Tode des versicherten Vaters sofort fällig und kann entweder zinstragend angelegt und für den ursprünglich beabsichtigten Zweck aufgespart oder aber, was in diesem Falle meist notwendiger ist, ganz oder teilweise sofort für die Versorgung der des Ernährers beraubten Familie verwandt werden. Es ist darum nur ein Beispiel für die alte Wahrheit, daß das Bessere des Guten Feind ist, wenn die Erlebensfallversicherung heute sozusagen auf den Aussterbeetat gesetzt ist. Eine Vermehrung ihres Bestandes hat sie im letzten Jahre schon nicht mehr erreicht.

Eine primitive Form der Lebensversicherung ist die sogenannte Sterbekassenversicherung, die noch von einer Reihe deutscher Lebensversicherungs-

gesellschaften, hauptsächlich aber von einer Unmenge von Sterbekassen und kleinen Vereinen betrieben wird. Falls diese Kassen auf solider versicherungstechnischer Grundlage beruhen, können sie für die Nutzbarmachung des Lebensversicherungsgedankens in den untern Volkskreisen wertvolle Dienste leisten. Leider aber läßt die Sicherheit dieser Kassen in der Regel viel zu wünschen übrig, besonders der Kassen — und das sind heute noch die meisten —, die auf dem technisch völlig unzureichenden Umlageverfahren beruhen. Eine einfache Überlegung zeigt, und die Erfahrung beweist es, daß diese Kassen, wenn das Durchschnittsalter ihrer Mitglieder und damit die Sterblichkeit zunimmt, entweder immer höhere Beiträge erheben oder in Zahlungsschwierigkeiten kommen müssen. Da in diesem Stadium natürlich auch der Zugang von neuen Mitgliedern nachläßt, verschlimmert sich die Situation nur um so mehr, und ein Ende mit Schrecken, die Auflösung, ist unausbleiblich. Zahlreiche Sterbekassen sind schon von diesem Schicksal ereilt worden; aber immer wieder werden neue gegründet. Eine Reform auf diesem Gebiete thut im Interesse des Publikums dringend not, und man kann nur wünschen, daß diese Reform unter der Wirkung des neuen Reichsgesetzes über die privaten Versicherungsunternehmungen vom 12. Mai 1901 allmählich in die Wege geleitet wird.

Noch ein Nebenzweig der Lebensversicherung, die sogenannte Volksversicherung, muß hier erwähnt werden, die sich bis vor mehreren Jahren eines rapiden Wachstums erfreute, nun aber offenbar den Höhepunkt ihrer Entwicklung überschritten hat. Wie die Sterbekassenversicherung hat sie auch den Zweck, dem kleinen Manne, der die Prämie für eine höhere Summe in der regulären Lebensversicherung nicht zu bestreiten vermag, die Möglichkeit zu bieten, mit einem geringern Betrage für die Zukunft seiner Familie zu sorgen. Aber zur Erreichung dieses Zweckes verbraucht die Volksversicherung zur Zeit noch ungefähr ein Viertel ihrer Einnahmen allein für die Bestreitung der Organisations- und Acquisitionskosten. Das ist eine Verteuerung, die den Nutzen der Versicherung zu einem großen Teile wieder aufhebt; in der Höhe der Verwaltungskosten dürfte deshalb auch wohl der Hauptgrund dafür zu suchen sein, daß sich nach einem plötzlichen raschen Aufschwung die Entwicklung der Volksversicherung wieder ebenso rasch verlangsamt hat.

Kommen wir nun nach dieser kurzen Übersicht über die geschichtliche Entwicklung der Lebensversicherung, ihre verschiednen Arten und deren Bedeutung zu den Ergebnissen, die unsre 45 deutschen Lebensversicherungsgesellschaften im Jahre 1901 erzielten. Die Bewegung in dem Bestande dieser Anstalten veranschaulicht die folgende kleine Tabelle, und zwar sowohl für das Gesamtgebiet der Lebensversicherung einschließlich Aussteuer-, Sterbekassen- und Volksversicherung, wie besonders für den Hauptzweig, die Todesfallversicherung (lebenslängliche und alternative Versicherung zusammen).

Geschäftsbewegung der deutschen Lebensversicherungsgesellschaften:

a) in der gesamten Lebensversicherung

Bruttozugang	Mark	732 543 575
Reinzuwachs	„	349 257 060
Versicherungsbestand am Jahresschluß	„	8 103 324 964

b) in der Todesfallversicherung

Neue Versicherungsanträge über	Mark	728306514
Neu versichertes Kapital	„	570219380
Abgang durch Tod	„	90630457
„ „ Fälligkeit bei Lebzeiten	„	24770474
„ „ vorzeitige Aufgabe . .	„	159849537
Gesamtabgang	„	275250468
Reinzuwachs	„	294968912
Versicherungsbestand am Jahresschluß	„	6708629669

In der Todesfallversicherung ist der Bruttozugang (das neu versicherte Kapital) gegen das Vorjahr um nicht ganz 7½ Millionen Mark gestiegen; aber ebenso hat sich auch der Gesamtabgang um knapp 18 Millionen vermehrt, sodaß der Reinzuwachs einen Rückgang von rund 10½ Millionen Mark aufweist. Schon seit mehreren Jahren ist der reine Zuwachs der deutschen Lebensversicherungsgesellschaften im Sinken begriffen. Im Berichtsjahre hat sich aber die Abwärtsbewegung stark verlangsamt; der Abnahme von 10½ Millionen im Jahre 1901 ging eine solche von 22 Millionen im Jahre 1900 voraus. Bei einer Reihe von Gesellschaften kann man schon wieder eine kleine Steigerung des Reinzuwachses verzeichnen.

Bei dem Abgang in der Todesfallversicherung fällt der hohe Betrag der vorzeitigen Aufgabe von Versicherungen auf. Darunter versteht man den Abgang durch Unterlassung der Prämienzahlung, durch Rückkauf oder Reduktion der Versicherung sowie auch den Betrag der beantragten und ausgestellten aber nicht eingelösten und deshalb noch gar nicht in Kraft getretenen Policen. Die letzten sind ein großer Teil des gesamten vorzeitigen Abgangs und müßten für eine richtige Beurteilung eigentlich ausgeschieden werden. Leider aber enthalten die Rechenschaftsberichte für eine solche genauere Statistik nicht die nötigen Angaben. Irrig ist die hie und da herrschende Meinung, die Gesellschaften erzielten aus den „enormen Verlusten der Versicherten" hohe Gewinne. In Wirklichkeit sind diese zufrieden, wenn durch den vorzeitigen Austritt, an den begreiflicherweise nur Gesunde denken, die Sterbeziffer ihres Bestandes nicht ungünstig beeinflußt wird. Unter den Ursachen des vorzeitigen Abgangs muß man vor allem die wirtschaftlichen Verhältnisse sowohl im allgemeinen wie der einzelnen Versicherten nennen, dann aber auch den von Jahr zu Jahr sich immer mehr steigernden Wettbewerb der einzelnen Gesellschaften, der manche Anstalten zu völlig unhaltbaren Dividendenversprechungen oder zu der Unsitte der Provisionsabgabe an den Antragsteller verleitet. Dadurch werden zwar Versicherte gewonnen, aber viele von ihnen kehren der Gesellschaft bald wieder den Rücken, wenn sie sich in ihren Erwartungen getäuscht finden oder ihnen Zweifel in der Sicherheit der seinerzeit gewählten Anstalt aufsteigen. Bei den einzelnen Gesellschaften ist der vorzeitige Abgang sehr verschieden. Er differiert von etwa einem Prozent der im Laufe des Jahres versichert gewesenen Summe bei verschiednen ältern Gesellschaften bis zu ungefähr zwanzig Prozent bei einer der jüngsten; im Durchschnitt beträgt er 2,29 Prozent des im Laufe des Jahres versichert gewesenen Kapitals. Im Vergleich mit der außerdeutschen Lebensversicherung sind die Verhältnisse in dieser Beziehung bei den deutschen Gesellschaften im ganzen genommen keineswegs un-

günstig. So giebt z. B. der letzte Jahresbericht des schweizerischen Versicherungsamtes über die in der Schweiz konzessionierten Versicherungsgesellschaften den vorzeitigen Abgang der in Betracht kommenden deutschen Anstalten im Jahre 1900 mit 1,2 Prozent des mittlern Versicherungsbestandes an, dagegen den der amerikanischen Gesellschaften im Durchschnitt mit 5,3, der französischen mit 4,4 und der englischen mit 3,8 Prozent.

Die finanziellen Resultate der deutschen Lebensversicherung zeigen trotz der wirtschaftlichen Krise im Jahre 1901 wie in den Vorjahren im allgemeinen wieder ein sehr günstiges Bild. Eine Gesamtübersicht darüber bietet die folgende kleine Zusammenstellung:

Gesamteinnahme	Mark	390711847
darunter		
Prämien	„	294598054
Zinsen und sonstige Einnahmen	„	96113793
Gesamtausgabe	Mark	325995222
darunter		
Zahlungen an Versicherte	„	157592278
Erhöhung der Prämienreserve und sonstige Ausgaben und Zurückstellungen	„	132998395
Verwaltungskosten	„	35404549
Überschuß	Mark	64716625

Unter den Ausgaben nehmen die Zahlungen an Versicherte und die Zurückstellungen an die Prämienreserve die wichtigste Stelle ein. In der Bildung und Bedeutung der Prämienreserve liegt der wesentliche Unterschied der Lebensversicherung von andern Versicherungsbranchen und hauptsächlich ihre Sicherheit. Im Gegensatz zu andern Versicherungsarten ist das Risiko der Lebensversicherung durch die auf langjährigen Erfahrungen aufgebauten Sterblichkeitstafeln genau bestimmt. Die nach dem sogenannten Kapitaldeckungsverfahren gebildeten, auf Grundlage der Sterbetafeln berechneten Tarifprämien bestehn nun aus drei Teilen: 1. der Reserveprämie, die für den Versicherten selbst aufbewahrt wird und unter Annahme eines bestimmten Zinsfußes mit Zins und Zinseszins die Prämienreserve ausmacht, die zu dem versicherten Kapital anwächst, wenn der Versicherte das Fälligkeitsalter erreicht; 2. der Sterbefall- oder Risikoprämie, die zur Auszahlung der Versicherungssumme an die alljährlich Sterbenden rechnerisch notwendig ist, weil deren Prämienreserve noch nicht die Höhe des fälligen Kapitals erreicht hat; 3. aus einem Aufschlag zur Deckung der Verwaltungskosten. Die Prämienreserve bietet sonach die Sicherheit, daß eine Lebensversicherungsgesellschaft — normale Sterblichkeit vorausgesetzt — alle in Zukunft anfallenden Versicherungssummen unter Zuhilfenahme der erwartungsmäßigen zukünftigen Prämieneinnahmen wird bestreiten können.

In der erwähnten Zusammensetzung der Prämie und in der Bildung der Prämienreserve beruht das ganze Geheimnis des Lebensversicherungsbetriebs. Es sind damit auch unmittelbar die Gewinnquellen der Lebensversicherung erklärt, nämlich: 1. der überrechnungsmäßige Zins, d. h. die Mehreinnahme an Zinsen, die dadurch entsteht, daß der thatsächlich erzielte Zinsfuß höher ist als der für die Berechnung der Prämien und Prämienreserven zu Grunde ge-

legte; 2. die Ersparnis durch eine geringere Sterblichkeit, als sie nach den Sterbetafeln zu erwarten gewesen wäre; 3. die Ersparnis an den Verwaltungskosten. Das, was die Versicherten an Tarifprämien bezahlen, abzüglich des durch diese Gewinne und Ersparnisse erzielten Überschusses, stellt den Selbstkostenpreis der Versicherung dar. Zu diesem Selbstkostenpreis kann die Lebensversicherung nur von den auf reiner Gegenseitigkeit beruhenden Gesellschaften gewährt werden. Ihre Überschüsse gehören sämtlich den Versicherten, die einzig und allein die Gesellschaft bilden, also zugleich Versicherer und Versicherte sind, während dagegen bei den Aktienanstalten ein Teil des Überschusses an die Unternehmer, die Aktionäre, als Dividende verteilt wird.

Die Billigkeit einer Lebensversicherungsgesellschaft hängt also — abgesehen von niedrigen Tarifprämien — hauptsächlich ab von möglichst geringen Verwaltungskosten, einem günstigen Verlauf der Sterblichkeit und hohem Zinsgewinn. Während dieser Zinsgewinn durch die allgemeinen Zinsverhältnisse bestimmt wird und sonach bei den einzelnen Gesellschaften keine nennenswerten Unterschiede aufweisen kann, zeigen sich solche umsomehr in den Verwaltungskosten und der Sterblichkeitsersparnis. Im Durchschnitt der deutschen Gesellschaften betrugen die ersten im Betriebsjahr 9,1 Prozent der Jahreseinnahmen, die letzten 8,1 Prozent der Prämieneinnahmen. Wie die Verhältnisse hierin bei den Aktien- und Gegenseitigkeitsgesellschaften und bei den vier größten Anstalten einer jeden dieser Gruppen im einzelnen liegen, zeigt die folgende Zusammenstellung, die zugleich auch den aus den angegebnen Gewinngelegenheiten erzielten Gesamtüberschuß im Verhältnis zur Prämieneinnahme angiebt.

	Sterblichk.-Ersparnis i. Proz. d. Präm.-Einn.	Verw.-Kosten i. Proz. d. Jahres-Einn.	Überschuß i. Proz. d. Präm.-Einn.
Gegenseitigkeitsgesellschaften insgesamt	**8,8 Prozent**	**7,1 Prozent**	**25,7 Prozent**
Gotha	6,4 „	4,9 „	32,0 „
Alte Stuttgarter . . .	10,7 „	5,0 „	32,7 „
Alte Leipziger	8,2 „	5,3 „	29,2 „
Karlsruhe	10,2 „	6,0 „	28,4 „

	Sterblichk.-Ersparnis i. Proz. d. Präm.-Einn.	Verw.-Kosten i. Proz. d. Jahres-Einn.	Überschuß i. Proz. d. Präm.-Einn.
Aktiengesellschaften insgesamt	**7,4 Prozent**	**10,9 Prozent**	**18,5 Prozent**
Germania	6,3 „	7,5 „	18,3 „
Viktoria	11,3 „ *)	8,1 „	28,6 „
Concordia	9,9 „	8,1 „	27,0 „
Nordstern	5,6 „	9,2 „	16,3 „

Was die Billigkeit der Verwaltung und die günstigen Sterblichkeitsverhältnisse anlangt, so wird die deutsche Lebensversicherung im allgemeinen vom Auslande nicht erreicht; besonders unsern großen alten Anstalten kommt darin keine fremde Gesellschaft gleich. Zum Beweise für diese Thatsache sei wieder der Bericht des schweizerischen Versicherungsamtes angeführt, aus dem sich die Verwaltungskosten der in der Schweiz arbeitenden deutschen Gesellschaften im Jahre 1900 mit 6,5 Prozent der Prämien- und der Zinseneinnahmen ergeben,

*) schätzungsweise ermittelt

wogegen sich dieser Satz bei den amerikanischen Gesellschaften auf 18,4 Prozent, bei den englischen auf 10,7, den schweizerischen auf 9,2 und den französischen auf 7,4 stellt. Die in Deutschland stark arbeitende „Newyork" verbrauchte im Jahre 1901 18,4 Prozent ihrer gesamten Jahreseinnahmen zur Deckung ihres Verwaltungsaufwandes. In Bezug auf die Sterblichkeitsverhältnisse dieser Gesellschaft wies die „Deutsche Versicherungszeitung" kürzlich für die Jahre 1897 bis 1901 zahlenmäßig nach, daß sich die Sterbefälle im ersten Versicherungsjahre bei der „Newyork" nahezu verdreifacht haben, obwohl der Versicherungsbestand einen Zugang von ungefähr 60 Prozent erfahren hat. Trotz alledem herrscht in einem Teile des deutschen Publikums noch eine große Vorliebe für die ausländischen Lebensversicherungsgesellschaften. Teils mag daran der alte germanische Erbfehler schuld sein, der das Beste immer nur im Auslande zu finden glaubt, teils sind es, was die amerikanischen Anstalten angeht, die Ausdehnung und die gewaltigen Zahlen, mit denen sie vielen deutschen Versicherungskandidaten imponieren. Aber gerade mit der Ausdehnung und der Weltstellung der amerikanischen Riesengesellschaften sind schwerwiegende Nachteile verbunden, die für die Versicherten eine Verteuerung der Versicherung bedeuten, wie sich das auch in den angeführten Zahlen ausdrückt.

Durch das Zusammenwirken der besprochnen günstigen Gewinnquellen erzielten die deutschen Lebensversicherungsgesellschaften im Jahre 1901 einen Überschuß von insgesamt 64,7 Millionen Mark. Rund 90 Prozent davon, nämlich 58,1 Millionen wurden zur Dividendenverteilung an die Versicherten überwiesen. Davon fallen 33,7 Millionen auf die Mitglieder der Gegenseitigkeitsanstalten, 24,4 Millionen auf die Versicherten der Aktiengesellschaften. Deren Aktionäre erhielten an Dividenden 4,9 Millionen Mark, wodurch sich das bar einbezahlte Aktienkapital mit durchschnittlich $13^1/_2$ Prozent verzinste.

Am Jahresschlusse 1901 besaßen die deutschen Gesellschaften ein

Gesamtvermögen von	Mark 2746251527
darunter waren	
Extra- und Dividendenreserven einschließlich des bar einbezahlten Aktien- und Garantiekapitals . .	„ 362391427

Nach den Anlagewerten verteilen sich diese Fonds auf

Hypotheken	80,14	Prozent
Eigne Effekten	2,97	„
Policendarlehen	6,46	„
Wechsel, laufende Guthaben und Ausstände	7,93	„
Grundbesitz, Inventar und bare Kasse . .	2,50	„

In dieser Art der Vermögensanlegung macht sich wieder ein wesentlicher Vorzug der deutschen Lebensversicherung vor der fremdländischen geltend. Während hier der weitaus größte Teil der Aktiven in Hypotheken besteht, die immer noch verhältnismäßig die höchste Sicherheit bieten, herrschen bei den ausländischen Gesellschaften in hohem Maße die Wertpapiere vor. Und dabei sind es z. B. bei den Amerikanern noch größtenteils Eisenbahn- und Industriepapiere, darunter auch Trustaktien. Nahezu die Hälfte des Vermögens der

amerikanischen Gesellschaften besteht in solchen Werten. Hätten die deutschen Gesellschaften in der Unterbringung ihrer Fonds seither eine ähnliche Praxis befolgt, dann wäre ihre finanzielle Situation in der wirtschaftlichen Krisis der letzten zwei Jahre nicht so vorzüglich geblieben, wie es in der That der Fall ist. Die Grundsätze, die das neue mit dem laufenden Jahre in Kraft getretne Reichsversicherungsgesetz für die Vermögensanlegung vorschreibt, waren in der Hauptsache für unsre guten deutschen Anstalten schon seither maßgebend. Das Gesetz bereitet ihnen in dieser Beziehung darum keine Schwierigkeiten. Eine Reihe ausländischer Gesellschaften freilich hat — nicht zuletzt gerade wegen dieser im Interesse der Versicherten getroffnen Bestimmungen des Gesetzes — schon vor dem Beginn seiner Wirkung ihre Thätigkeit in Deutschland aufgegeben.

Aus unsern Darlegungen dürfte zweierlei hervorgehn, einmal die im allgemeinen günstige, teilweise vorzügliche Lage und die Vertrauenswürdigkeit unsrer deutschen Lebensversicherungsgesellschaften, besonders auch gegenüber den ausländischen Anstalten, andrerseits die Bedeutung und der wirtschaftliche Wert der Lebensversicherung überhaupt. Leider ist die Kenntnis und das Verständnis für diese Wohlfahrtseinrichtung in unserm Volke noch lange nicht so verbreitet und ihre Benutzung bei weitem noch nicht so allgemein, wie man es im Interesse des wirtschaftlichen Fortschritts und der Hebung des nationalen Wohlstandes wünschen und erstreben müßte.



Eine neue Geschichte Bismarcks



Daß die Flut der Bismarcklitteratur, die bald nach den denkwürdigen Märztagen des Jahres 1890 begonnen hatte, nach dem Tode des Gewaltigen noch stärker anschwellen würde, konnte man voraussehen; gleichwohl hat die Menge der Veröffentlichungen, die sich seither mit Bismarcks Person und Thaten befaßt haben, alle Voraussicht übertroffen. So manche Quelle, die sich bis dahin aus privaten oder politischen Rücksichten verborgen gehalten hatte, drängte nunmehr ans Licht, neben vielem Wertvollen andres von zweifelhafter Glaubwürdigkeit und Bedeutung. Bleibt der Strom in der bisherigen Stärke, so wird das Studium der Bismarcklitteratur immer mehr eine Arbeit für sich, und so sehr diese, zumal wenn eine kundige Hand sie angreift, die Forschung fördert, so kann man doch von dem Nichthistoriker nicht verlangen, daß er sich durch das Labyrinth der Zweifel, die mit jeder wirklichen oder angeblichen Enthüllung und mit jedem Fortschritt der Kritik vermehrt werden, einen Weg suche. Ihm erregt vielmehr die erstaunliche Fruchtbarkeit dieser Bibliographie eine gewisse Unlust, eine aus Übersättigung und Mißtrauen gemischte Empfindung. Muß man das im Interesse der politischen Erziehung unsers Volkes, für das der erste Kanzler noch auf Jahrzehnte hinaus der erste Lehrmeister bleiben wird, bedauern, so darf sich die Wissenschaft schon aus diesem Grunde nicht der Aufgabe entziehn, in kurzen Abständen die Ergebnisse ihrer

Arbeit in zusammenfassender und gemeinverständlicher Darstellung weitern Kreisen zugänglich zu machen.

Erwägungen solcher Art machen das jüngste Werk von Max Lenz, seine bei Duncker und Humblot herausgegebne Geschichte Bismarcks, zu einer willkommenen Erscheinung. Es ist die fast unveränderte Sonderausgabe eines Artikels der Allgemeinen deutschen Biographie, dieses Sammelwerkes, dem wir die Lebensbeschreibung Wilhelms I. von Erich Marcks verdanken. An diese zu erinnern liegt nahe, weil der Kaiser und sein Kanzler, wie in ihrem Lebenswerk, so auch für die Geschichtschreibung untrennbar verbunden scheinen; wie ihr menschliches und persönliches Verhältnis zu einander die erste und notwendige Voraussetzung zu den epochemachenden Ereignissen unsrer neuern Geschichte geworden ist, so sind sie auch an den Problemen, die ihre Zeit dem Forscher und Geschichtschreiber hinterlassen hat, fast in gleichem Maße beteiligt; der Versuch, ihre Geschichte zu schreiben, führt beinahe auf Schritt und Tritt vor die Frage, was an den Thaten, die uns das Reich begründet haben, des Kaisers, was des Kanzlers gewesen sei. Wenn demnach das Buch von Lenz zu einem Vergleich mit dem von Marcks auffordert, so würde man ihm doch bei einer solchen Zusammenstellung kaum gerecht, denn die Ziele, die die beiden Forscher ihren Büchern gesteckt haben, stehn weit voneinander. Marcks hat vor allem das Wesen und die Wandlungen der Persönlichkeit zu ergründen gesucht und eine, wenn ich so sagen darf, innerliche, psychologische Biographie geschaffen, mit andern Worten, er hat uns den Kaiser als Menschen geschildert. Dagegen hat Lenz in Bismarck weniger den Menschen als den Staatsmann ins Auge gefaßt. Das verrät schon der Titel seines Buches. Ob er freilich recht gethan hat, in dem Bilde seines Helden das allgemein Menschliche hinter den politischen Anschauungen, Entwürfen und Thaten so sehr zurücktreten zu lassen, ist eine Frage für sich, die hier unerörtert bleiben soll; genug, sein Buch hat, wie ich glaube, absichtlich auf einen großen Teil des psychologischen Reizes, der von den Lebensbeschreibungen ungewöhnlicher Menschen auszugehn pflegt, verzichtet und wendet sich um so nachdrücklicher an das historische Interesse und das politische Urteil seiner Leser.

Die starke Betonung des Politischen tritt gleich in der Einleitung hervor. In wenigen aber festen und klaren Strichen sehen wir Friedrich Wilhelm III. und seinen Staat gezeichnet, die Ideen und die Wünsche, die sich damals, während der Kindheit und der Jugend Bismarcks, in Preußen regten, das allmähliche, durch keine Gewaltmittel gehemmte Anschwellen der liberalen und der nationalen Flut, die ratlose Vereinsamung des alternden Königs, der sich bis zuletzt dem neuen Leben, das die Nation zu durchströmen begann, verschloß und doch mit der Ahnung, daß es mit seiner Regierungsform zu Ende gehe, ins Grab sank. Man kennt das Urteil, das Treitschke zur Ehrenrettung dieser so oft geschmähten Regierungsform geschrieben hat: der preußische Staat habe, um seine schweren Aufgaben lösen zu können, in diesen Jahren einer monarchischen Diktatur bedurft, weil nur die Macht der absoluten Krone imstande gewesen sei, durch das Gestrüpp der widerstrebenden Kräfte und Ideen einen Weg zu bahnen. Diesem Satze stellt Lenz einen andern entgegen. Es lasse sich, sagt er, nicht absehen, weshalb damals der norddeutschen Großmacht ihre innern Verhältnisse das unmöglich gemacht haben sollten, was den kleinern Staaten rasch und ohne tiefgehende Erschütterung gelungen sei. Nun kann man gewiß annehmen, daß einige der innerpolitischen Aufgaben, die damals dem preußischen Staate gestellt waren — z. B. die Gesundung des Finanzwesens und die Angliederung der neuen Landesteile —, durch eine liberale Politik nicht erschwert worden wären; auch erinnert Lenz nicht ohne Grund an ein Wort Bismarcks, daß erst der Vereinigte Landtag des Jahres 1847 zwischen dem Osten und dem Westen der Monarchie ein lebendiges Staatsgefühl

erzeugt habe. Aber — und damit bricht diese ganze Beweisführung zusammen — die innere Politik war damals, in den Zeiten der heiligen Allianz, in einem ganz andern Sinne mit der äußern verwachsen als heute, und jede Konzession an die nationalen und liberalen Ideen hätte eine folgenschwere Frontänderung nach außen heraufbeschworen. Darin liegt, mag man sonst noch so sehr die letzten Jahre des absoluten Regiments verdammen, doch eine starke Rechtfertigung des Widerstands, den der Staat Friedrich Wilhelms III. dem neuen Zeitgeist entgegengesetzt hat. Weit entfernt, diesen gefährlichen Zusammenhang zwischen der innern und der äußern Politik zu verkennen, macht Lenz selbst darauf aufmerksam, daß sich der Staat durch eine Änderung der innern Politik von der Grundlage der Wiener Verträge entfernt hätte und auf Wege gedrängt worden wäre, die zu einem Bruch mit den Mächten des Beharrens, vor allem mit Rußland und Österreich geführt hätten. Wie nahe lag es doch, auch hier das Zeugnis Bismarcks anzurufen, der die Lösung der deutschen Frage erst dann angegriffen hat, als er sicher war, Rußland nicht an der Seite Österreichs zu finden!

„Unter der Vollgewalt der patriarchalen Krone, die aber von schweren Stürmen umdroht war, wuchs Junker Otto von Bismarck heran," mit diesen Worten beginnt Lenz die biographische Zeichnung auf dem Hintergrunde der politischen Zustände. In den mannigfachen Phasen der Kindheit und der Jugendzeit, die auf das Wesen der Persönlichkeit bestimmend eingewirkt haben, sind es wieder vor allem die Elemente der politischen und der staatsmännischen Entwicklung, denen er nachgespürt hat. Wohl gelungen ist auch die Schilderung der religiösen Wandlung, die in der Seele des Dreißigjährigen durch den Verkehr in den Familien Blanckenburg und Thadden angeregt und in der Verlobung mit Johanna von Puttkamer abgeschlossen und besiegelt wurde. Die Frage nach dem letzten Grunde dieser für Bismarcks Leben so bedeutsamen Wandlung hat aus dem Briefwechsel mit der Braut und Gattin neues Licht erhalten, und es liegt wenig Grund mehr vor, an einer restlosen Lösung dieses interessanten psychologischen Problems so zu verzweifeln, wie es vor kurzem ein theologischer Forscher gethan hat.*) Mir selbst war es erfreulich zu sehen, daß Lenz nach sorgfältiger Prüfung der Frage zu derselben Vermutung gelangt ist, die ich vor der Veröffentlichung der Briefe an die Braut ausgesprochen hatte**): daß die Trauer um eine plötzlich vom Tode dahingeraffte Freundin, die von ihm verehrte Frau seines Jugendfreundes Moritz von Blanckenburg, in Bismarcks Seele den Boden bereitet habe für die Umwandlung, die sich damals in seinen religiösen Anschauungen vollzogen hat. Lenz schildert die äußern und die innern Vorgänge, die dazu mitgewirkt haben, in folgenden Sätzen: „Der Typhus, der damals in Pommern grassierte und auf den Gütern der Freunde wie unter den eignen Leuten Bismarcks in Kniephof schwere Opfer forderte, brach auch in Trieglaff aus; am 13. August erlag ihm der jüngste Sohn Thaddens, der von Stettin, wo er das Gymnasium besuchte, krank nach Hause gebracht worden war; bei seiner Pflege steckte sich die Mutter an, legte sich und starb im Oktober; an ihrem Bette holte sich Frau von Blanckenburg den Keim der Krankheit, und nach schwerem Kampf erlag auch sie der Seuche am 10. November. Diese trüben Ereignisse, die Bismarck, der seit dem Herbst wieder in Pommern war, aufs tiefste erschütterten, haben den Entschluß, der über sein Leben entschied, zur Reife gebracht. Bei der Nachricht von der tödlichen Erkrankung der geliebten Freundin entrang sich ihm nach langen Jahren wieder das erste Gebet; ihr Tod brach, indem er das Gefühl der Leere, an dem er längst gekrankt, in ihm verdoppelte,

*) E. Müsebeck, Preußische Jahrbücher 1902 III.
**) Otto von Bismarck (Leipzig, Voigtländer), Band I, S. 38.

die Schranken nieder, die ihn noch von dem Empfinden seiner Freunde trennten. Es war alles in allem: tiefes Mitleid mit dem Freunde und der eigne Schmerz, Liebe und Religion, was seine Seele füllte, in einem allmächtigen, ihn ganz bezwingenden Gefühl zusammenfloß und ihm den Mut gab, die strenggläubigen Eltern um die Hand des frommen Mädchens zu bitten."

Seinen Anteil an der Bekämpfung der Revolution hat Bismarck bekanntlich in den Gedanken und Erinnerungen mit besonderm Behagen geschildert und im Anschluß daran die oft erörterte Frage aufgeworfen, ob es im Jahre 1848 der preußischen Krone bei festerer Haltung möglich gewesen wäre, die deutsche Einheit zu begründen. Er scheint zwar geneigt, die Frage zu bejahen, fügt aber, sein Ja stark einschränkend, hinzu, daß er es dahingestellt sein lasse, ob ein solcher Verlauf nützlicher gewesen sei; denn, sagt er, eine auf dem Straßenpflaster erkämpfte Errungenschaft wäre von andrer Art und von minderer Tragweite gewesen, als die später auf dem Schlachtfelde gewonnene. Die Kriege von 1866 und 1870 wären uns doch schwerlich erspart geblieben, nachdem sich unsre im Jahre 1848 zusammengebrochnen Nachbarn mit Anlehnung an Paris, Wien und anderswo wieder ermutigt hätten, und es sei fraglich, ob auf dem kürzern und raschern Wege des Märzsieges von 1848 die Wirkung der Ereignisse auf die Deutschen dieselbe gewesen sein würde wie die heute vorhandne, die den Eindruck mache, daß die Dynastien reichsfreundlicher seien als die Fraktionen und Parteien. Die Frage, um die es sich hier handelt, ist auch von andrer Seite bedingungsweise bejaht worden, nämlich für den Fall, daß Friedrich Wilhelm IV. damals Bismarck zur Führung der preußischen Politik berufen hätte. Daß sich der König vorübergehend mit einem solchen Gedanken getragen hat, ist bekannt, aber mit Recht macht Lenz darauf aufmerksam, daß der Bismarck von 1848 den Versuch zur Begründung der deutschen Einheit schwerlich mitgemacht haben würde. So lange die Wogen der Revolution das Staatsschiff umbrandeten, traten ihm alle andern Aufgaben hinter der einen zurück, die Krone Preußens zu stützen und zu stärken; in dem Kampfe für dieses Ziel waren die nationalen Einheitsbestrebungen der Frankfurter ihm nicht allein gleichgiltig, sondern als Ausfluß der demokratischen Strömung verdächtig, und er hat den Unionsgedanken auch dann noch als verderblich bekämpft, als sich Friedrich Wilhelm IV. nach Ablehnung der Kaiserkrone anschickte, auf andern Wegen eine Erfüllung der nationalen Wünsche zu versuchen.

Der Gegensatz zwischen Bismarcks damaligen Anschauungen und der Unionspolitik des Königs tritt bei Lenz scharf hervor; desgleichen der Umschwung, der den Parteigänger Gerlachs aus einem Anhänger Österreichs zu dessen entschlossenem Gegner gemacht hat. Nur scheint es mir, daß der Anfang dieser Bekehrung zu früh angesetzt wird, wenn man aus der Art, wie Bismarck in der großen Rede vom 6. September 1849 auf Friedrich den Großen hingewiesen hat, den Schluß zieht, er habe schon damals an eine gewaltsame Auseinandersetzung mit Österreich gedacht. Denn er hat ja noch ein Jahr später, im November 1850, als der preußische Patriotismus durch Österreichs Vorgehn in Wallung geriet und auch manchem konservativen Manne die Galle überlief, in einem Briefe an seinen Freund Wagener die „Wut auf Österreich" und den „deutschen Schwindel" auf dieselbe Stufe gestellt! Erst die zusehends wachsende Rücksichtslosigkeit Schwarzenbergs brachte ihn einige Wochen später in Harnisch, und der Verteidigung des Olmützer Vertrags hat er sich dann, wie man weiß, nur mit halbem Herzen und nur aus taktischen Rücksichten unterzogen. Auch wird man daran festhalten müssen, daß er nicht nur in dem Glauben an die Möglichkeit eines Zusammenwirkens mit Österreich, sondern auch mit dem guten Willen, selbst diesen Weg zu beschreiten, nach Frankfurt gegangen ist; erst hier ist ihm, allerdings schon in den ersten Wochen

nach seiner Ankunft, die Erleuchtung gekommen, die seine Politik bis Nikolsburg und, darüber hinaus, bis zum Abschluß des Bündnisses mit Österreich geleitet hat.

Aus der „Frankfurter Lehrzeit," die durch Veröffentlichung der amtlichen Aktenstücke und zahlreicher privater Quellen zu den bestgekannten Perioden der neuern Geschichte gehört, verdient die Darstellung des Anteils, den Bismarck während des Krimkriegs an der neutralen Haltung Preußens gehabt hat, Beachtung, namentlich deshalb, weil Lenz hier die Summe der eindringenden kritischen Arbeit vorlegt, die er an dem betreffenden Kapitel der Gedanken und Erinnerungen geleistet hat. Von allgemeinerm Interesse sind seine Ausführungen über das Verhältnis Bismarcks zum Könige Wilhelm im Augenblick seiner Berufung ins Ministerium. Mit großem Nachdruck betont Lenz, daß zwischen dem König und dem neuen Ministerpräsidenten ein tiefer Unterschied in der Auffassung der auswärtigen Politik bestanden habe; das Bewußtsein dieses Unterschieds sei es vor allem gewesen, was den Monarchen so lange zurückgehalten habe, dem Drängen Roons nachzugeben und den Retter in der Not herbeizurufen. Kurz, die schweren Bedenken des Königs erscheinen ausschließlich als Wirkung eines auf die auswärtigen Verhältnisse gerichteten Kalküls. Gegenüber dieser Auffassung, die dem unsterblichen Verdienste Wilhelms, als er Bismarck berief, nicht ganz gerecht wird, sei auf die Darstellung von Marcks hingewiesen, der ich auch heute noch, nach abermaliger Prüfung der Frage, den Vorzug gebe. Die entscheidenden Sätze lauten: „Wilhelm vertrug bedeutende Männer und ließ Roons herbe Männlichkeit weit gewähren; aber vor diesem Genius — Bismarck — durfte der Sohn Friedrich Wilhelms III. wohl ein gewisses Unbehagen spüren, vor diesem Gewaltigen, dessen Naturkraft über alles Korrekte und Überkommene so souverän hinwegsprang, vor diesem Manne des kalten Überlegens und der heißen Leidenschaft, des überwältigenden ungeheuern Willens. Die herzliche Tiefe dieser Persönlichkeit konnte der König noch nicht ermessen, von ihrer unbedingten Treue mochte er überzeugt sein; aber wohin Bismarck ihn reißen könnte, davor hat ihm, so darf man vermuten, im stillen gegraut. Seine eigne, vornehme, gerade Art, allem Dämonischen so ganz fremd, männlich aber milde, von jener Reinheit, die sich niemals beflecken kann, aber eben deshalb auch nicht dazu fähig ist, im harten Zusammenstoße des Weltlichen das Große selber zu thun, das nun einmal nicht ausgeführt werden kann ohne den Griff auch in den Ruß und in den Schmutz — diese sittlich empfindliche Natur, die überdies die eigne monarchische Würde sehr bestimmt empfand, wurde von Bismarcks dämonischer Kraft zurückgestoßen, sie mußte sich selber erst überwinden, ehe sie sich ihm anheimgab."

Daß der neue Minister, dessen Ernennung bekanntlich Öl in das Feuer des innerpolitischen Haders goß und zunächst den Konflikt verschärfte, in den ersten Wochen in vollem Ernst eine Versöhnung mit der Kammermehrheit gesucht hat, giebt Lenz zu, doch deutet er an, bei einigen spätern Anlässen habe Bismarck, um den König an seiner Seite zu halten und von den Liberalen zu entfernen, den Zwist geschürt, besonders in den kritischen Wochen nach dem Beginn der schleswig-holsteinischen Bewegung, über deren Ziel die Absichten des Königs mit den Wünschen des liberalen Deutschlands mehr zusammentrafen, als es Bismarck für die Interessen Preußens gut schien. Man erinnert sich des Ingrimms, womit er die Anschauungen und Ratschläge seiner Gegner — der „Professoren, Kreisrichter und kleinstädtischen Schwätzer," wie er spottete — als Irrtümer politischer Dilettanten abzufertigen liebte. Gegen diesen Vorwurf nimmt Lenz die damaligen Gegner Bismarcks in Schutz: die Historie dürfe dieses Urteil Bismarcks nicht nachsprechen, denn wenn sie es thue, wiederhole sie ein Schlagwort, das, im Parteikampf entstanden, an sich nicht berechtigt sei; dennoch sei es fast ein Glaubenssatz in unserm öffentlichen Leben ge-

worden, daß die auswärtige Politik von den Strömungen des Tages und den Stimmungen in der Nation frei erhalten werden müsse, als eine Angelegenheit, die über den Parteien stehe und ihrer Natur nach nur von den Eingeweihten, von den Männern des Fachs, beurteilt und geleitet werden dürfe. Das Bedauern, daß es so ist, und daß an diesem Punkte die öffentliche Meinung von Bismarck gelernt hat, kann ich nicht teilen; bis in die jüngste Vergangenheit hinein hatten wir Gelegenheit, zu sehen, wie leicht in Sachen der auswärtigen Politik die Instinkte der öffentlichen Meinung in die Irre gehn, und wie verhängnisvoll es wäre, die Entscheidung von der Stelle wegzulegen, die mit der größern Sachkunde zugleich das größere Bewußtsein der Verantwortlichkeit hat. Daß Graf Bülow in den Verhandlungen über die Tarifvorlage am 21. Oktober dieses Jahres die größere Sachkunde auf dem Gebiet der auswärtigen Politik für sich in Anspruch genommen und unerbetne Ratschläge abgewiesen hat, wird ihm in den Augen besonnener Männer schwerlich geschadet haben.

Eins der schwierigsten und interessantesten Probleme aus der diplomatischen Aktion, die zum Kriege mit Dänemark und zur Annexion von Schleswig-Holstein geführt hat, ist den Lesern der Grenzboten durch eine umsichtige Untersuchung Kaemmels bekannt geworden, nämlich die vielumstrittene Frage, ob Bismarck in der denkwürdigen und folgenschweren Unterredung, die er am 1. Juni 1864 mit dem Erbprinzen von Augustenburg hatte, diesem nur eine Falle gestellt habe, oder ob es ihm mit der Verhandlung ernst gewesen sei. Dem Urteil Kaemmels, daß alle Anschuldigungen der Augustenburger gegen Bismarck in nichts zerfallen, pflichtet Lenz nicht bei, und wenn er auch nicht so weit geht, die Anklagen der Augustenburger als ganz begründet zu erklören, so spricht er doch der Darstellung, die sie von dem Verlauf der Unterredung vom 1. Juni gegeben haben, den größern Quellenwert zu; auch zeigt er, daß er dem Bericht, den Bismarck im Jahre 1865 über den Hergang veröffentlicht und in den Gedanken und Erinnerungen mit ungewöhnlichem Nachdruck bekräftigt hat, keinen oder nur geringen Glauben schenkt. Ohne auf die Frage selbst, die ich durch Kaemmels Untersuchung als entschieden ansehe, weiter einzugehn, greife ich einen andern Punkt heraus, der damit zusammenhängt und uns zeigen soll, daß sich das bekannte Wort von dem überspannten Bogen mitunter auch bei kritischen Überspannungen bewahrheitet. Sybel erzählt, daß sich Bismarck und Napoleon vor dem Beginn der Londoner Konferenz über folgendes Vorgehn verständigt hatten: zuerst Forderung der Personalunion Schleswig-Holsteins mit Dänemark, dann, nachdem dieses mittelalterliche Bastardprojekt, wie Napoleon es nannte, abgelehnt sei, Vorschlag Augustenburgs, zuletzt, wenn auch die Augustenburger Kandidatur von der Konferenz verworfen werde, die Annexion durch Preußen. Daß man in Wien von dieser Verständigung zwischen Berlin und Paris nichts wußte, versteht sich von selbst. Aber ebenso selbstverständlich scheint mir, daß Bismarck, an die mit Napoleon vereinbarte Marschroute gebunden, alsbald nach Erreichung der ersten Etappe, das heißt, nachdem die Konferenz die Personalunion abgelehnt hatte, das Wiener Kabinett über seine Stellung zu dem zweiten und namentlich zu dem dritten Projekt sondieren mußte. Das that er in der großen Depesche vom 21. Mai, deren Wortlaut Sybel mitgeteilt hat. Nachdem Bismarck in der Einleitung auf den Wert und die Vorteile eines gemeinsamen Vorgehns der beiden deutschen Großmächte hingewiesen hat, bemerkt er, zur dynastischen Frage übergehend, daß sich die Erbfolge Augustenburgs ohne Zweifel nach Lage der Dinge „am leichtesten und ohne Gefahr europäischer Komplikationen“ verwirklichen lasse; aber es komme dabei vor allem auf Bürgschaften für ein wirklich konservatives Regiment an, der Erbprinz müsse sich völlig von seiner bisherigen Umgebung trennen und seine Sache ganz in Österreichs und Preußens Hände legen. Obwohl nun

Preußen unter den genannten Voraussetzungen nicht abgeneigt sei, sich mit Zustimmung der österreichischen Regierung für die Augustenburger Kandidatur zu erklären, so beabsichtige es doch nicht, andre Kombinationen, falls das Wiener Kabinett ihnen zuneige, auszuschließen. Dann folgt nach kurzer Erwähnung der Ansprüche Oldenburgs der inhaltschwere Schluß: „Es kann natürlich in Wien nicht unbekannt geblieben sein, daß in Preußen selbst in starken achtungswerten Elementen der Bevölkerung die Idee sich geltend gemacht hat, daß sich in einer Verbindung der Herzogtümer mit Preußen ein Ersatz für die von den Verbündeten aufgewandten Anstrengungen und Opfer und zugleich die sicherste Bürgschaft für das Gedeihen der Herzogtümer selbst und gegen jede Möglichkeit der Wiederkehr der von Dänemark ihnen drohenden Gefahren finden lassen würde. Auch in den Herzogtümern selbst soll dieser Gedanke nicht ohne Anklang sein, indem der Enthusiasmus für den Herzog Friedrich nur den augenblicklichen Ausdruck der Negation gegen Dänemark darstelle. Wir wollen auch nicht verhehlen, daß solche Stimmen im eignen Lande für uns in das Gewicht fallen, und daß wir eine solche Kombination, wenn sie sich aus der Natur der Verhältnisse ergäbe, nicht abweisen würden. Aber wir sind weit entfernt, durch Bestrebungen in dieser Richtung europäische Verwicklungen hervorrufen und das Einverständnis mit Österreich gefährden zu wollen. Der König würde die Verwirklichung solcher Gedanken, wie sie eben jetzt ohne unser Zuthun durch Adressen eines Teils der Unterthanen Sr. Majestät Ihm nahe gebracht worden sind, immer nur im vollen Einverständnisse mit seinem kaiserlichen Bundesgenossen erstreben." Zwei Dinge sind dem unbefangnen Leser dieser Depesche unverkennbar: daß sie genau an dem mit Napoleon verabredeten Operationsplan festhält, und daß die letzte und eigentliche Absicht Bismarcks in den Schlußsätzen liegt. Bei Lenz sind Inhalt und Absicht der Depesche stark verwischt und verschoben, denn er stellt die Sache so dar, als ob es Bismarck vor allem darum zu thun gewesen sei, den Österreichern zu sagen, daß die Interessen Deutschlands und der berechtigte Wunsch, in möglichst glänzenden nationalen Erfolgen ein festes Ergebnis der Allianz und ein Unterpfand für ihre Zukunft zu sichern, es dem Könige nahe legten, an den Erbprinzen von Augustenburg zu denken. Auf Grund dieser wenig berechtigten Interpretation gelangt Lenz dann dazu, in der Depesche vom 21. Mai die sonst bewährte Folgerichtigkeit des preußischen Ministers zu vermissen und eine lange Reihe von Fragen und Zweifeln aufzuwerfen, die sich bei zwangloser Auffassung der Depesche von selber lösen.

In seinem Urteil über die Ereignisse der Jahre 1866 und 1870/71 hält Lenz im allgemeinen trotz mancher Abweichung im einzelnen fest an der bekannten durch Sybel begründeten Auffassung, der zufolge die Aufrichtung des Deutschen Reichs vor allem dem staatsmännischen Genie und der eisernen Willens- und Thatkraft des Ministers zu danken ist, der gegen eine Welt von Neidern und Feinden und mitunter sogar gegen die widerstrebenden Bedenken seines Monarchen das Werk der nationalen Einigung vollendet hat.

Die Zeit nach dem französischen Kriege behandelt Lenz in gedrängter Kürze in drei Kapiteln, deren erstes dem Kulturkampf und der innern Politik bis zum Bruch mit den Liberalen gewidmet ist. Bemerkenswert ist die Art, wie in der Einleitung dieses Kapitels die beiden gefährlichsten Gegner Bismarcks im Innern gezeichnet werden. „Eine Opposition bildete sich aus, so stürmisch im Angriff, so unerschütterlich in der Verteidigung und so grundsätzlich in der Feindschaft gegen das Neugeschaffne, daß alle Gegner, die Bismarck bisher auf seinen Wegen gefunden hatte, davor zurücktraten. Sie war ihrerseits wieder in zwei Lager gespalten, die nach Ursprung, Ziel und Charakter weit auseinander wichen; aber der gemeinsame Haß gegen das neue Reich und die Internationalität ihrer Politik überbrückten diese Kluft, und sie mochten

um die Palme streiten, wer von ihnen es in der Reichsfeindschaft dem andern zuvorthue. Auch hingen sie in der Wurzel doch enger zusammen, als ihre Programme es anzeigten; wie denn der neue Führer der Sozialdemokraten, August Bebel aus Köln, als Agitator der katholischen Gesellenvereine emporgekommen war. Sie zogen beide ihre stärksten Kräfte aus der Masse; die Leidenschaften, die in der Tiefe geschlummert hatten, wurden durch sie ans Licht gebracht; sie waren demokratische Bildungen, und demagogisch die Waffen, die sie benutzten; darum kam auch das Wahlrecht, das von der Demokratie geschaffen war, beiden zu statten. Von Anfang an respektierten sie, wenn sie sich nicht direkt verbündeten, gegenseitig ihren Besitzstand."

Die Verantwortung für die Kampfgesetze gegen die katholische Kirche hat Bismarck, wie man weiß, mehr als einmal von sich abzuwälzen und dem Kultusminister aufzubürden gesucht; dem gegenüber betont Lenz, daß dies für Einzelheiten und untergeordnete Punkte vielleicht zutreffe, daß Bismarck selbst aber Falk nicht allein die Ziele gestellt, sondern auch dessen Vorlagen mit der ganzen Wucht seines Willens vertreten habe. Für das Fiasko des Kulturkampfes aber sei nicht Bismarck allein verantwortlich zu machen, sondern die Summe all der Mächte, die am Ende der siebziger Jahre den Umschwung seiner innern Politik herbeiführten: die Unbesieglichkeit des Zentrums und der Wechsel im Papsttum, der Widerstand der Konservativen und die Umtriebe am Hofe, die unzeitigen Ansprüche der Liberalen und die Dringlichkeit der wirtschaftlichen Interessen, die Agitation der Sozialdemokraten und die Mordversuche gegen das ehrwürdige Haupt des Kaisers — alles zusammen habe zu der entscheidenden Wendung mitgewirkt.

Bekanntlich ist auch Bismarcks Kampf gegen den zweiten seiner unversöhnlichsten Gegner, gegen die Sozialdemokratie, am Ende im Sande verlaufen; sein Versuch, durch Zwangsmaßregeln die Parteileitung zu zertrümmern, ist ebenso gescheitert wie die Hoffnung, durch das Banner der sozialen Reform die sozialdemokratische Gefolgschaft von ihren Führern abzuziehn. Insofern Lenz geneigt scheint, die sozialen Reformen im Sinne Bismarcks ausschließlich als Kampfmittel gegen die Sozialdemokratie aufzufassen, kann ich ihm nicht beistimmen, aber um so freudiger in dem Urteil, das er über die Tragweite und die Bedeutung der Reform gefällt hat: sie sei ein Werk, das seinen Meister loben werde, solange unsern Staaten die Aufgabe gestellt sei, Macht und soziale Wohlfahrt miteinander zu verbinden.

Daß im Lichte dieses Gedankens die Ereignisse, die zur Katastrophe vom 18. März 1890 geführt haben, doppelt tragisch erscheinen, sei hier nur angedeutet. Wie der Riß entstand, durch welche Persönlichkeiten und Umstände er erweitert und unheilbar wurde, ob Bismarck absichtlich den Fall des Sozialistengesetzes herbeiführte, um des Kaisers sozialpolitische Pläne um so schneller zum Scheitern zu bringen, und was er in der Unterredung mit Windthorst vom 12. März bezweckte, diese und andre Fragen wirft Lenz auf, ohne sie zu entscheiden, treu seinem Grundsatze, daß ein ehrliches Non liquet besser und ersprießlicher ist als eine halbe Wahrheit. Und gerade das ist nicht der letzte Vorzug seines Buches, daß es so reich an Fragen und Zweifeln ist, die dem Leser zurufen, wo er „auf brüchigem Boden" steht. Auch dem Forscher ist damit ein unschätzbarer Dienst geleistet, denn die Fragezeichen des Lenzschen Buches gleichen Signalen, die zugleich zur Vorsicht mahnen und zu weitern Untersuchungen auffordern.

Am Schluß des Buches tritt seine oben bezeichnete Eigentümlichkeit noch einmal mit großer Deutlichkeit hervor, insofern die für den psychologischen Biographen reizvolle und ergiebige Zeit von der Entlassung Bismarcks bis zu seinem Tode auf eine knappe Seite zusammengedrängt ist. Dem vorwiegend politischen Charakter des Buches entspricht dann auch die letzte Be-

trachtung, mit der es sich von seinem Leser verabschiedet: Wie oft war gesagt worden, daß in dem neuen Reiche alles nur auf den Einen und seine Gewalt zugeschnitten wäre! Wie schlimm hatten die Prophezeiungen gelautet, die ihn auf allen seinen Wegen, von Feind- und Freundesseite, begleitet hatten! Und doch wie fest, wie unerschütterlich, wie ganz sein Werk ist das Deutsche Reich geblieben! Friede schaffend, ohne ihn zu heischen, unangreifbar nach allen Seiten, der Vielheit seiner Staaten, dem nicht enden könnenden Hader seiner Parteien, dem Wirrwarr der Interessenkämpfe und dem nie gestillten Zwiespalte seiner Konfessionen zum Trotz hat es in der Nation ein Staatsgefühl entwickelt, das auch die extremsten Parteien, denen Bismarck als der Todfeind gegenüber stand, dem Reichsgedanken zu unterwerfen begann; der Glaube an die Macht, an die Macht der Monarchie, der Otto von Bismarck beseelte und der Quell aller seiner Thaten war, ist ein Gemeingut von Millionen geworden, die in dem starken Hause, das er baute, wohnen.

Köln Johannes Kreuzer



Am St. Gotthard

Von Otto Kaemmel

(Schluß)



In diesen Verhältnissen hat sich bis zur Eröffnung der modernen Gotthardstraße im Jahre 1830 nur wenig geändert; nur der Saumpfad wurde durch steinerne Brücken, den Durchbruch des Urnerlochs und dergleichen wesentlich verbessert. Wie sich der Gotthardverkehr in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts gestaltete, das tritt aus Goethes Briefen und Tagebüchern sehr anschaulich hervor. Wir sehen die langen Züge der breitbepackten Maultiere und Pferde schellenläutend daherziehn, sodaß der Fußgänger auf dem schmalen Pfade Mühe hat, an ihnen vorbeizukommen; wir sehen zur Zeit des Bellenzer Markts zu Anfang des Oktobers schönes Vieh — im Jahre 1797 gegen 4000 Stück — hinüberwandeln, wo sie in Bellinzona lohnend verkauft werden, Schlitten mit Urserenkäse an uns vorübergleiten, Fässer mit italienischem Wein auf dem Wege nach Schwaben ziehn. Der Weg wird von „Wegeknechten" gut imstande gehalten, bei Glatteis mit Erde bestreut, auch im Winter offen gehalten: Goethe selbst ist zweimal, im November 1779 und im Oktober 1797 bei tiefem Schnee und scharfer Kälte auf dem Gotthard gewesen. Felsenrutsche, wie sie nicht selten vorkamen, werden möglichst rasch aufgeräumt, wie Goethe die Reste eines solchen 1797 in den Schöllenen trifft. Damals gingen jährlich etwa 16000 Menschen und 9000 Saumtiere über den Paß, doch blieb die Gütermasse ziemlich stationär.

Auf diesen Saumpfaden mit diesen Mitteln hat wenig Jahre nach Goethes letzter Schweizerreise der Krieg diese Thäler und Höhen durchschritten, der im Mittelalter nur sehr selten und mit kleinen Streitkräften hierher gedrungen war und seit hundert Jahren nicht wieder hier erschienen ist. Nachdem die Franzosen 1798 den Widerstand der Urkantone gegen die ihnen aufgezwungne „helvetische Republik" mit Waffengewalt gebrochen und die Schweiz zum Bündnis genötigt hatten, wurde das Land 1799 zu einem der Hauptschauplätze des zweiten Koalitionskriegs. Von Westen her drangen die Franzosen, von Osten die Österreicher und Russen ein. Nach der ersten Schlacht bei Zürich am 4. Juni wurden die in Urseren stehenden österreichischen Bataillone durch

eine französische Abteilung, die vom Wallis her über die Furka kam, zur Räumung ihrer Stellung an der Teufelsbrücke und zum Rückzug über den Oberalppaß nach Graubünden genötigt, wobei es am 16. August am Oberalpsee zu einem scharfen Gefecht kam. Seitdem beherrschten die Franzosen die Gotthardstraße bis Airolo hinunter. Als nun der russische Oberbefehlshaber in Italien, Feldmarschall Suworow, den Befehl erhielt, zur Unterstützung der bei Zürich einem neuen Angriff der Franzosen gegenüberstehenden Verbündeten nach der Schweiz zu gehn, wählte er als den kürzesten Weg dahin den Gotthard, ohne sich darüber klar zu sein, daß diese Straße in den Vierwaldstätter See einmünde.

Schon in später Jahreszeit am 21. September brach er mit Tausenden von Maultieren für Gepäck und Proviant, aber ohne die hier ganz untransportable Artillerie an der Spitze von 24000 Mann russischer und österreichischer Truppen von Taverne (zwischen Lago Maggiore und Luganersee) ins Tessinthal auf und sandte von Biasca aus eine Seitenkolonne unter Rosenberg ins Blegnothal, die über den Lukmanier nach Disentis, wo schon eine österreichische Abteilung stand, hinabsteigen und über den Oberalppaß den Franzosen in Urseren in die Flanke kommen sollte. Am 24. September drängten die Russen unter strömendem Regen in beständigen Gefechten die Franzosen durch die wilde Val Tremola über die Paßhöhe zurück und erreichten am Abend Hospenthal. Es war schon dunkel, als auch Rosenberg von der Oberalp herabstieg und die überraschten Franzosen aus Andermatt hinauswarf, die nun nach dem Eingang der Schöllenen zurückgingen. Suworow selbst nahm sein Hauptquartier in Hospenthal, und zwar in dem noch wohl erhaltenen alten Gasthofe, der jetzt Hotel St. Gotthard heißt und links seitwärts von der modernen Straßenbrücke am rechten Ufer der tosenden Gotthardreuß steht, ein stattlicher steinerner Bau unter vorspringendem Dach, der Brücke mit der Giebelseite zugekehrt, die drei Reihen paarweise gruppierter kleiner Fenster über dem Erdgeschoß und eine leichte architektonische Gliederung aufgemalt zeigt; hier erinnert eine Gedenktafel an Suworows Anwesenheit. Eine andre Erinnerung aus Suworows Besitz, eine persische Schabracke aus Purpursammet mit reicher Goldstickerei, die durch einen Zufall hier zurückblieb, bewahrt der „Mayerhof.“ Im übrigen bezahlten Urseren und Uri wie die ganze Schweiz die damals leidend erworbne Kriegsberühmtheit sehr hoch. Die Russen, die müde und hungrig, durchnäßt und durchfroren in Urseren anlangten und an Lebensmitteln so gut wie nichts mehr vorfanden, nahmen natürlich, was irgendwie brennbar und genießbar war, brieten Tierhäute und zehrten in Andermatt einen Block Seife rein auf. Kurz danach berichtete die Gemeinde Andermatt dem helvetischen Direktorium: „Aller Käse ist uns genommen, die Hausmobilien sind zu Grunde gerichtet. Von 220 Saumtieren haben wir nur noch vierzig brauchbare, von vierzig Bergzugochsen noch drei übrig.“ Es betrug ja die Einquartierungslast in Andermatt vom 1. Oktober 1798 bis 30. September 1799 im Durchschnitt täglich 1868 Mann, im ganzen 681700 Mann. Im Mai 1800 hatte Urseren wieder 22000 Mann Franzosen zu verpflegen, und dabei hat das Thal noch heute nicht mehr als 1300 Einwohner. Schwer litt auch das Tessin besonders durch die Plünderungen und Gewaltthaten der Russen schon seit dem Mai 1799.

Aber mit bewundernswürdiger Elastizität überwanden die Landschaften die Nachwehen des Krieges. Schon 1820 begannen Uri und Tessin (jetzt nicht mehr Unterthanenland, sondern seit der Napoleonischen Mediationsakte von 1803 ein gleichberechtigter Kanton), um die Konkurrenz mit der schon 1805 vollendeten Napoleonischen Simplonstraße und den ebenfalls im Ausbau begriffnen Bündner Pässen (Splügen und Bernhardin, beide eröffnet 1823) bestehn zu können, den Bau der Gotthardstraße und vollendeten sie 1830,

wozu Uri 900000 alte Schweizerfranken, d. h. 1260000 heutige Franken, beitrug. Damit veränderten sich die Verkehrsverhältnisse am Gotthard von Grund aus, sie traten in ihre zweite Periode, in die Periode des Fahrverkehrs. Während auf dem alten Saumwege dem Reisenden von Flüelen bis Bellinzona mindestens vier Tage vergangen waren, legte er jetzt auf der bequemen Straße dieselbe Strecke zu Fuß in 26 Stunden, mit der Eilpost in 13 bis 14 Stunden zurück. Solcher Posten gingen täglich drei. Daneben entwickelte sich ein starker Frachtverkehr, namentlich im Sommer, der schon in den ersten Jahren nach der Eröffnung der neuen Straße (1831/33) durchschnittlich im Jahre 80000 Zentner (40000 Meterzentner), 1840 über das Doppelte, 161950 Zentner (80975 Meterzentner) über den Berg beförderte. Auch im Winter war der Verkehr nicht ganz unterbrochen, auch für Reisende nicht. Drohten Lawinen, dann wurden kleine einspännige Schlitten zu einem Zuge zusammengestellt und ihnen ein leerer Schlitten vorausgeschickt. Solange das Glöckchen des Pferdes zu hören war, fuhren die folgenden Schlitten ruhig vorwärts, unter tiefem Schweigen und ohne Peitschenknall, um „die schlafende Löwin," die Lawine, nicht etwa durch eine Lufterschütterung zu wecken; verstummte das Glöckchen, dann schloß man auf einen Unfall des führenden Schlittens, den man preisgegeben hatte, und stellte die Fahrt ein. Wie vor alters, floß auch damals dem Lande reicher Gewinn zu; der „Mayerhof" hielt gegen Ende dieser Zeit 135 Pferde. Die Eröffnung der Fahrstraßen über die Oberalp und die Furka (1866) stellte auch den uralten ostwestlichen Verkehr auf neue Grundlagen, und das Urserenthal war das Herzstück dieser großen Linien.

Diese Stellung verlor es, als 1882 die Gotthardbahn eröffnet wurde, in der That eine Welthandelsstraße und mehr als je heute, wo der deutsche Verkehr nach dem Indischen und dem Großen Ozean ausgreift. Verglichen mit den Gütermassen, die der alte Saumweg und die neue Poststraße vorüberziehn sahen, stieg jetzt der Güterverkehr riesenhaft; er betrug 1898, ohne das Reisegepäck, die Bahnbaumaterialien und das lebende Vieh, in beiden Richtungen insgesamt 728400 Tonnen oder 7274000 Meterzentner, fast das Neunzigfache des Verkehrs von 1840. Wie ungeheuer zugleich der Personenverkehr ist, springt in die Augen: der direkte Schnellzug von Luzern nach Mailand, der nur erste Klasse führt, pflegt in der Reisezeit bis auf den letzten Platz besetzt zu sein. Obwohl für Uri dieser Durchgangsverkehr scheinbar nichts einbringt und den alten vorteilhaften Postverkehr gelähmt hat, so hat doch der kleine Kanton auch zur Gotthardbahn eine Million Franken beigesteuert, 64 Franken auf den Kopf seiner damaligen Bevölkerung (die jetzt gegen 20000 beträgt), weitschauend wie seit Jahrhunderten. Denn seit 1882 ist das schöne Land in allen seinen Teilen für Reisende aller Nationen sehr viel zugänglicher geworden als früher, und die Naturprodukte, vor allem der unvergleichliche Granit des Bristenstocks, der bei Wassen und Gurtnellen gebrochen wird, gehn jetzt in weite, früher ganz unerreichbare Fernen: für einen Hafenbau in Südafrika ist jetzt bearbeiteter Granit im Wert von sechs Millionen Franken bestellt, worauf die Urner nicht wenig stolz sind; sie sagen wohl im Scherz, Uri sei jetzt ein „steinreiches" Land. Mehr und mehr werden auch die reichen Wasserkräfte zu elektrischen Fabrikanlagen benutzt.

Für Urseren hat der alte nordsüdliche Post- und Frachtverkehr über den Gotthard aufgehört, und der Pferdebestand des „Mayerhofs" in Hospenthal umfaßt jetzt nur noch sechzehn Stück, und auch nur während des Sommers. Dagegen dauert der ostwestliche Postenlauf von Göschenen nach der Furka, von Andermatt über die Oberalp fort, und er ist im Sommer überaus rege. Zweimal an jedem Tage in jeder Richtung traben schellenklingelnd die schönen bequemen Postwagen daher, der Hauptwagen mit fünf kräftigen Pferden bespannt, zwei an der Deichsel, drei voran, meist mit mehreren Beiwagen zu

zwei, drei, vier Pferden, alle hochbepackt und besetzt mit Reisenden, die erwartungsvoll dem Neuen entgegenfahren. Dazwischen folgen zahlreiche Privatgeschirre, auch sie oft vier- oder fünfspännig, nicht nur aus den nähern Ortschaften und Hotels, Göschenen, Andermatt, Furka, Rhonegletscher, sondern oft aus weiterer Ferne, Flüelen, Disentis, Brig, Interlaken, ja aus Italien bis von Mailand her. Italienische Familien sind die einzigen, die in der Schweiz zuweilen noch mit eignem Wagen reisen, sie kommen gern über den Gotthard, überschreiten die Furka und fahren von Brig über den Simplon wieder zurück, eine herrliche Tour, deren Großartigkeit schwerlich übertroffen werden kann. Es ist ein Wagenfernverkehr, wie er außerhalb der Alpen kaum noch angetroffen wird; im einsamen Rhonegletscherhotel langen zweimal am Tage die Posten aus drei Richtungen an, von der Furka, vom Wallis, von der Grimsel. Dazu wandern rüstige Fußgänger daher, viele Damen darunter. Aber nicht nur fröhliches Reiseleben herrscht während der Sommermonate in Urseren, das Thal ist jetzt auch als Sommerfrische in Aufnahme gekommen und wird dem Engadin gleichgestellt. Mit Deutschen und Schweizern sammeln sich in Andermatt und Hospenthal Fremde aus allen Teilen Europas, namentlich natürlich Engländer und Amerikaner, aber auch Italiener kommen seit der Eröffnung der Gotthardbahn herauf.

Je wichtiger der Gotthard im ganzen als Zentralpaß der Alpen seit 1882 geworden ist, desto mehr hat sich auch seine strategische Bedeutung gesteigert, er ist das Herz der schweizerischen Verteidigung geworden, wie das Herz des schweizerischen Verkehrs, und die Zentralstellung, der Hauptwaffenplatz ist wieder das Urserenthal. Hier liegt auf der Höhe des Bätzberges ein starkes Fort, das die Straßengänge völlig beherrscht; vom Thale aus kann man es kaum von den grauen Granitfelsen unterscheiden, dagegen kann man von dem höhern Teile der Oberalpstraße hineinsehen. Bei Andermatt stehn Kasernen und Artillerieschuppen, und zuweilen kann man den dumpfen Knall schwerer Festungsgeschütze oder das scharfe Knattern des Infanteriefeuers in dem stillen Hochthale hören. Blockhäuser sperren die Paßhöhe der Oberalpstraße, ein Fort hoch über dem Rhonegletscher die Furka, die Grimsel und die Straße nach dem Wallis, ein Blockhaus beherrscht das Hochplateau des Gotthardhospizes, große Werke decken den Zugang von Airolo. So entsteht eine Art von verschanztem Lager im Umfang von sechzig Kilometern. Milizen mit der kurzen, in der schweizerischen Armee üblichen Dienstzeit können diese Werke, deren Verteidigung genaue Terrainkenntnis voraussetzt, natürlich nicht anvertraut werden; sie sind mit angeworbnen Freiwilligen, die einen täglichen Sold von vier Franken erhalten (das Fort auf dem Bätzberge z. B. im Frieden mit 100 Mann), also mit einer stehenden Truppe besetzt, und die Offiziere sind Berufsoffiziere. In ihrer der italienischen ähnlichen dunkelblauen Uniform nehmen sich die Leute ganz stattlich aus, namentlich zeigen Offiziere und Unteroffiziere strammmilitärische Haltung; sie werden im Kriege jedenfalls ihre Schuldigkeit thun, wie ohne Zweifel die ganze eidgenössische Armee, die man gewiß nicht unterschätzen darf. So wird der nächste Zweck der Gotthardbefestigungen, fremde Truppen vor der Versuchung zu bewahren, die Neutralität der Schweiz zu brechen, jedenfalls erreicht werden, denn sie schließen hermetisch diesen wichtigsten aller Alpenpässe; auch der große Tunnel kann durch Sprengminen sofort ungangbar gemacht werden. Ob sie freilich imstande wären, wie die Schweizer gern annehmen, dem eignen Heer im Fall einer feindlichen Invasion als Sammelplatz und Stütze zu dienen, sodaß es von hier aus wieder die Offensive ergreifen könnte, das ist wohl zweifelhaft, denn für ein wirklich von überlegnen Kräften in diesen Hochregionen eingeschlossenes Heer, das nicht wenigstens eine Straße nach mildern, leistungsfähigern Gegenden offen hätte, dürfte die Verpflegungsmöglichkeit sehr bald aufhören. Aber dieser äußerste Fall setzt

einen Angriff von allen vier Seiten zugleich voraus, und einen solchen hat die Schweiz doch schwerlich zu befürchten.

Ihre strategische Bedeutung hat also die Gotthardstraße in ihrer ganzen Ausdehnung bewahrt, ihre Verkehrsbedeutung nur für den Reisebetrieb, und auch für diesen nur bis Hospenthal; die Strecke von dort aus über den eigentlichen Paß nach Airolo und weiter ist heute verödet, wird aber als Heerstraße noch gut unterhalten. Den Punkt, wo sie von der Furkastraße abzweigt, bezeichnet die alte Sust, ein massives Gebäude mit Eckturm und kleinen vergitterten Fenstern unter breitem Ziegeldach, das den Stierkopf von Uri über dem Thore trägt und jetzt zum Zeughaus eingerichtet ist. Von hier aus ersteigt die Straße in langen Kehren den Grashang des linken Ufers der Gotthardreuß, hoch über dem schäumenden Flusse, der hier in enger Schlucht nach dem Urserenthale durchbricht. Auf derselben Seite lief der alte, jetzt wenig mehr kenntliche Saumpfad, der Weg Goethes und Suworows. Nach einer starken Viertelstunde langsamen Anstiegs rücken die Thalwände ganz eng zusammen; hier, am „Stäubenegg," stürzt die Reuß in zwei schönen Wasserfällen herab. Eine scharfe Biegung, und der zweite Teil der Paßstraße, der Gamsboden, beginnt, ein langgestrecktes, breites, ödes, baumloses Thal, von steilen, felsigen Hängen eingefaßt, die rechts vom Winterhorn (Pizzo Orsino), links vom Gamsstock herunterkommen, von Wildwassern zerrissen, von Geröll bedeckt, hier und da mit Gras und Moos bestanden, zwischen denen die Gletscherbäche weißschäumend herniedersickern; auf der linken Seite stürzt durch ein Seitenthal vom Guspisgletscher am Pizzo Centrale, der in der Lücke sichtbar wird, ein prächtiger Wasserfall herab, offenbar derselbe, den Goethe 1775 und 1797 besonders hervorhebt. Durch die breite, grasbewachsene, steinübersäte Thalsohle, alten Gletscherboden, fließt die Reuß als ein schmaler, oft geteilter Bach. Dort zieht auch dicht am Wasser und deshalb oft zerrissen der schmale Saumweg dahin als ein etwas aufgemauerter, gepflasterter, mit Gras überwachsener Pfad, offenbar den Steinschlägen und Lawinen viel mehr ausgesetzt als die moderne Straße, die wesentlich höher an der westlichen Thalwand hinläuft. Nur das Läuten dort unten weidender Rinder unterbricht die tiefe Stille dieses vereinsamten Wegs, wie zu Goethes Zeit „der Saumrosse Klingeln"; aber die Öde der ernsten, düstern Landschaft wirkte fast mehr auf ihn als auf uns moderne Menschen; der Gamsboden, oder wie er es 1775 fälschlich nennt, „das steinichte Livinerthal," kam ihm öde vor, wie das „Thal des Todes," und er sah es erschreckt „mit Gebeinen besäet." In der That waren diese sogenannten „Felder" damals gefürchtet wegen der Lawinengefahr. Der Eindruck wird gesteigert durch die Abgeschlossenheit des Thals; nur geradeaus in der Ferne ragen die blauen Zacken und die weißen Schneefelder der Fibbia, einer der höchsten Erhebungen des Gotthardstocks, in den Himmel auf, auch bei ganz klarem Wetter von leichten Wölkchen umflattert, die sich namentlich unter den heißen Strahlen der Mittagssonne von den Eis- und Schneeflächen lösen; Goethe aber hatte, als er zum erstenmal hier durchzog, „Sturmwind und Wolken."

Bei einem alten Schirmhaus (Cantoniera), das jetzt als Zeughaus dient und seit kurzem ein bescheidnes Wirtshaus neben sich hat, biegt die Straße um eine Felsenecke und steigt in einer großen Schleife höher an dem westlichen Abhange hinauf. Hier verengert sich der Gamsboden zum „Mätteli" (1791 Meter), und auch hier ist der Saumweg unten an der Reuß meist vollkommen kenntlich. Je höher hinauf, desto schöner entfalten sich die Rückblicke nach Norden; vom Grau zu dunkelm Blau und zartem Violett wechseln die Tinten der wie Kulissen vorspringenden und aufstrebenden Bergrücken, aber die Luft wird immer frischer, und dicht an der Straße beginnen sich Schneeflecken zu zeigen. Sichtbar nähert sie sich der Paßhöhe. Wieder rücken die Thalwände eng zu-

sammen, durch eine Schlucht stürzt die Reuß im Wasserfall zum Mätteli herab, dicht daneben drängte sich der alte Saumpfad durch die Lücke; die höher gelegte Straße erreicht durch ein niedriges Felsenthor den Anfang des Gotthardplateaus. Ein paar hundert Schritte weiter stehn links an der Straße die Grenzsteine von Uri und Tessin, deutschen und italienischen Bodens, wie denn der Tessiner Stein, um die Sprachscheide sofort klar zu machen, die italienische Aufschrift trägt: Dal confine di Uri ad Airolo $3^1/_2$ ore. Auch die Landschaft erscheint verwandelt, aber keineswegs nach dem Südlichen hin, im Gegenteil, sie wird noch rauher, schroffer, öder. Schwarze Moore, sumpfige Matten, durch die sich die junge Reuß als klarer, schmaler Bach schlängelt, Schneefelder, zahllose Felsblöcke und breite Felsplatten mit Gletscherschliffen bezeichnen die Wasserscheide zwischen Nordsee und Mittelmeer, ringsum erheben sich starre, schroffe, schwarzgraue Wände, rechts die Zacken der Fibbia, von Schneefeldern durchfurcht, etwas weiter zurück der Kamm des Pizzo Lucendro, von dessen Fuß eine Ecke des kleinen Lucendrosees, des Quellsees der Reuß, herüberblinkt, links die kahle Geröllhalde des Monte Prosa (Sasso di San Gottardo). Wie anschaulich ist doch Goethes Vergleich: „Der Gipfel ist ein kahler Scheitel, mit einer Krone umgeben," und wie sicher zeichnet er das landschaftliche Bild, wenn er die Berge schildert „mit weißen Furchen und schwarzen Rücken." Langsam übersteigt die Straße auf Felsplatten die Paßhöhe (2114 Meter), dann senkt sie sich leicht nach der Hochfläche hinab, die das alte Hospiz umgiebt, und geht endlich auf einem Steindamme zwischen zwei kleinen, klaren Seen hindurch.

Da liegt sie vor uns, etwa $2^1/_2$ Stunden von Hospenthal, die ehrwürdige Stätte, die fast 600 Jahre lang alljährlich Tausenden Aufnahme und Hilfe gewährt hat. Zur Linken nach dem Monte Prosa zu, neben einem niedrigen Blockhause aus Granitquadern erhebt sich das alte Hospiz, ein mehrstöckiger Holzbau über einem Steinparterre mit kleinen Fenstern, daneben das achteckige Stallgebäude; rechts nach der Fibbia hin steht das frühere Post- und Herbergshaus, ein starker, fast quadratförmiger Steinbau mit einer von Granitsäulen getragnen offnen Vorhalle; unten enthält es weite, gewölbte Ställe, im Obergeschoß die Wohnräume für Reisende. Die Mitte der Häusergruppe nimmt das moderne Hotel Monte Prosa mit seinen Nebengebäuden ein. Es gehört der Familie Müller-Lombardi, die auch Hotels in Flüelen, Andermatt und Airolo hält, also die ganze Gotthardstraße ebenso mit ihren Niederlassungen besetzt hat, wie im Mittelalter die Kirche bei Alpenstraßen zu thun pflegte, ähnlich wie die Familie Seiler im Wallis, die das große Hotel am Rhonegletscher, drei oder vier Hotels in Zermatt und alle Gasthöfe an der Linie nach dem Gornergrat besitzt.

Von der nach Süden liegenden Terrasse des Gasthofs aus sieht man die Straße nach der Val Tremola hinunterziehn, darüber erhebt sich in der Ferne die blaue, zackige Bergkette, die das Tessinthal begleitet. Heute weht die Luft hier so frisch und klar, und die Sommersonne scheint so warm wie immer, aber es ist jetzt still und einsam da oben. Kein Postwagen und kein Warenzug geht mehr über den Berg; nur vereinzelte Wandrer oder Geschirre kommen herauf. Als Goethe es sah, da war das Kapuzinerhospiz nicht nur eine vielbesuchte Herberge, sondern eine wichtige Handelsstation, deren Patres — immer Italiener — die großen Warentransporte leiteten, mit den ersten Handelshäusern in Mailand und Luzern in Verbindung standen, oft selbst in Mailand, zuweilen auch in Luzern persönlich verweilten und junge Leute für diesen Verkehr schulten. Damals wurde der Paß den ganzen Winter möglichst offen gehalten, heute wird der Gasthof Ende Oktober verlassen, die Leute ziehn nach Airolo hinunter, wohin auch die Brief- und die Telephonverbindung geht, und nur ein paar Soldaten bleiben einsam in dem Blockhause zurück, oft lange

Zeit von aller Welt abgeschnitten. In dem alten Hospiz hat Goethe dreimal verweilt, einmal im Frühsommer, zweimal bei Schnee und Kälte; hier haben die Kapuziner am 24. September 1799 Suworow mit Kartoffeln in der Schale und Salz bewirtet, denn weiter hatten sie nichts mehr. An den russischen Feldherrn erinnert eine Gedenktafel, an den deutschen Dichterfürsten nichts. Und doch wäre wohl auch sein Andenken wert, geehrt zu werden. Gerade hier hat er zweimal, 1775 und 1779, an der Grenze Italiens gestanden, ohne den Anreiz zu empfinden, den lockenden Pfad hinabzusteigen und er hat diesen Weg auch später nicht beschritten. Aber das Bild der wilden Gotthardstraße tauchte wieder vor ihm auf, als ihn wenig Jahre danach die Sehnsucht nach dem „Land, wo die Zitronen blühn,“ übermächtig ergriff und er der Mignon das wunderbare Lied in den Mund legte (1784). Denn die letzte Strophe malt die Gotthardstraße, den einzigen Übergang nach Italien, den Goethe damals gesehen hatte:

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.

Die Drachenhöhle ist eine Phantasie, die ihm schon 1775 gekommen ist: das Thal nach dem Gotthard hinauf „mag das Drachenthal genannt werden,“ schreibt er am 22. Juni in sein Tagebuch.

Der „Fußpfad,“ der Goethe nicht nach Italien verlockte, und den der Kapuzinerpater Lorenz am 13. November 1779, als er verschneit und „sehr glatt“ war, „gegen den Wind“ halb erfroren von Ariolo heraufkam, führt noch jetzt ins Tremolathal, aber der größere Verkehr ist seit 1830 auf die Fahrstraße übergegangen. In zahllosen, kurzen Windungen steigt sie auf hochaufgemauerten Dämmen zunächst am linken Ufer hinab; von unten gesehen nehmen sie sich aus wie die übereinandergetürmten Bastionen einer Festung. Aber obwohl man jetzt diesen glatten und bequemen Weg unter den Füßen hat, so empfindet man doch noch etwas von dem Schreckhaften, das diesem Thale den Namen Val Tremola gab, „das Thal des Zitterns.“ Es ist bei weitem nicht so großartig wie die Schöllenenschlucht auf der Nordseite, doch viel steiler, enger und düstrer, denn es liegt den größten Teil des Tages im Schatten auch während des Sommers. Schroff fallen die Wände ab, namentlich die der Fibbia; sie lassen dem Ticino nur einen schmalen Spalt, den er in einer Reihenfolge von Fällen durchtost. Im Winter füllen Schneemassen die Schlucht; beginnt er zu schmelzen, dann wühlt sich der Ticino, soweit er ihn nicht wegspülen kann, unter ihm durch sein Bett, und auf längere Strecken bildet der Schnee dann Wölbungen von mehreren Metern Stärke, auch im Hochsommer. Im Frühjahr ist hier die Lawinengefahr viel größer als auf andern Teilen der Gotthardstraße, denn in die Val Tremola hinunter gehn dreißig Lawinenzüge. Und hier hindurch hat sich auf schmalem, steilem, schwindelndem Fußpfad sechs Jahrhunderte lang der ganze Verkehr bewegt, zwischen diesen Wänden sind 1799 die Russen unter strömendem Regen fechtend emporgestiegen, hier war es, wo sich Suworow, als seine Grenadiere in dieser ihnen unheimlichen Landschaft nicht mehr vorwärts wollten, ein Grab schaufeln ließ und sie dadurch zur äußersten Anstrengung spornte. Jetzt herrscht auch hier tiefe, schweigende, fast beklemmende Einsamkeit. Man ist froh, wenn von den steilen Grashalden zur Seite die Glocke einer weidenden Kuh hörbar wird, oder wenn ein Hirtenbube, der natürlich schon italienisch spricht, Gotthardkrystalle zum Kauf anbietet, die er hoch oben an der Fibbia gefunden hat, und man erschrickt förmlich, wenn vom Schießstande oben beim Hospiz Schüsse knallen, die das Echo in der vielgewundnen Schlucht in krachende Salven verwandelt.

Zweimal überschreitet die Straße den Ticino, dann werden die Wände etwas niedriger, das Thal weiter, und plötzlich öffnet sich bei einer Cantoniera (1696 Meter) der Ausblick in das Livinenthal, die Valle Leventina. Der Übergang ist viel überraschender, der Gegensatz der Landschaft viel schroffer, als beim Austritt aus den Schöllenen in den Felsenkessel von Göschenen. Denn fünfhundert Meter tiefer unten öffnet sich ein weites Thal zwischen hohen grünen, unten schon bewaldeten Bergen; langhin zieht sich der glänzende Streifen des Ticinos, freundliche weiße Ortschaften und Ackerfluren treten hervor, und in tiefem Blau verdämmern die Fernen, während rechts die Schneegipfel des Bedrettothals aufsteigen, aus dem ein Seitenarm des Ticinos hervorströmt. Man begreift hier, warum die tapfern Urner, wenn sie aus der finstern Tremolaschlucht heraustraten und dieses freundlich-ernste Bild vor sich sahen, das Livinenthal erobern wollten.

Nach Airolo, das anfangs noch nicht sichtbar wird, geht links ein stark abkürzender Fußweg; die Straße steigt in weitausholenden Windungen, die bis in die Mündung des Bedrettothals hineinführen, bald durch Nadelwald hinunter. Tief unten liegt am Anfang das starke Fort Motto Bartola mit zwei kleinern Werken, das ganze Thal und seine Zugänge beherrschend; dann führt die Straße dicht an ihnen vorüber und geht zuletzt über den Eingang des großen Tunnels hinweg durch die Schuttmassen des furchtbaren Bergsturzes von 1898, der, vom steilen Sasso rosso (links) herabkommend, einen guten Teil von Airolo zerstörte. Seitdem suchen starke Quermauern und Ablaufkanäle für die Wildwasser ähnlichen Katastrophen vorzubeugen. Kaum drei Stunden von dem öden Felsplateau des Gotthard entfernt, aber fast tausend Meter tiefer (1179 Meter), bietet Airolo durchaus das Bild einer italienischen Ortschaft, und zwar einer Stadt mit der geschlossenen Reihe meist stattlicher, bunt getünchter Häuser mit grünen Fensterläden, dem schlanken Campanile der Kirche, den breiten Fahrbahnen der gepflasterten Gasse, den Aufschriften der Straßen und der Geschäfte, und große Hotels mit Gärten bezeichnen es als eine von Italienern viel besuchte Sommerfrische.

Mit Airolo erreicht die eigentliche Paßstraße ihr Ende, wie drüben bei Göschenen. Aber noch manche schwierige Enge hat sie auch noch weiter unten zu überwinden. Bei Stalvedro, das schon der Name als eine alte Raststelle des Saumwegs bezeichnet, beginnt ein langer Engpaß; weiter abwärts, wo der Ticino die zweite Thalstufe erreicht, schiebt sich von rechts der Platifer (Monte Piottino) vor und zwingt den Bergstrom, durch eine enge Schlucht in brausenden Wasserfällen hinabzustürzen. Hier stieg der alte Saumpfad ursprünglich mühsam, „ein harter und böser Weg," über den Felsrücken; erst nach langen, 1515 abgeschlossenen Verhandlungen wurde er durch die Schlucht selbst mit mehrmaligem Uferwechsel hindurchgeführt, dafür aber an ihrem nördlichen Eingang ein Zollturm errichtet, der dem Ort den Namen Dazio grande gab (949 Meter). Die Eisenbahn überwindet den Abstieg in zwei mächtigen, kreisrunden Kehrtunneln. Auf dieser zweiten Thalstufe in einer Höhe von etwa 750 Metern und weniger zeigt sich zuerst um Faido, den Hauptort des Lavinenthals, die südliche Pflanzenwelt in Nußbäumen und Edelkastanien; zwischen himmelhohen Felswänden streckt sich die breite, zum Teil versumpfte Thalsohle, die der Ticino in breitem Geröllbett durchfließt, Felder und Straßen sind mit Granitplatten statt mit Holzzäunen eingefaßt, die Häuser aus Stein erbaut, die flachen Dächer mit Hohlziegeln gedeckt; hier ist schon Italien und italienische Kultur auf Schweizerboden.

Zur Erbauung der Gotthardbahn haben sich die Schweiz, Italien und Deutschland die Hände gereicht, die Schweiz aber ist ihrem alten Charakter als Paßstaat treu geblieben und bildet ihn immer mehr aus. Sie ist jetzt dabei, die großen Bahnlinien für den Bund zu erwerben, und 1904, in dem-

selben Jahre, das die Eröffnung des Simplontunnels und damit eines neuen großen nordsüdlichen Verbindungswegs bringen soll, wird auch die Gotthardbahn in den Besitz der Eidgenossenschaft übergehn. Ein kleiner Staat, der sich den großen modernen Aufgaben derart gewachsen zeigt, hat gewiß noch eine Zukunft vor sich.



Am Fuße des Hradschins

Von Georg Stellanus

(Fortsetzung)



rag, das hunderttürmige goldne Praha war gerade in dieser Zeit des Spätherbstes, wo alles, was sich durch Reichtum, Rang, politische und gesellige Stellung auszeichnete, von Reisen zurückkehrte, die Landsitze und Jagdgründe verließ und in der Landeshauptstadt zusammenströmte, wunderbar schön.

Wenn das Auge von der Bastei des Hradschins nach rechts und nach links hin dem Laufe des Stromes folgt, der uns Deutschen als Moldau bekannt ist, von keinem echten Tschechen aber je anders als Vltava genannt wird, begegnet ihm überall in der bald klaren, bald Nähe und Ferne in helle, durchsichtige Nebelschleier hüllenden Herbstluft ein entzückendes landschaftliches Panorama, das durch die pittoresken und geschichtlich bedeutenden Bauten des Vordergrunds Geist und Phantasie lebhafter anregt, als dies modernere Städtebilder zu thun imstande sind.

Dem Beschauer zur Rechten ragen die alten Gemäuer und weitläufigen Paläste des Hradschins empor, zu seinen Füßen liegt an einem weiten Kranze von Höfen und Gärten das alte, in seiner ursprünglichen Gestalt noch ziemlich unveränderte Waldsteinsche Palais, den Hügel hinauf auf ihn zu zieht sich der von einem altväterischen Sommerhause gekrönte Fürstenbergische Garten, während sich zur Linken an den Hügeln hin und auf deren vorderm Sattel die mit Bäumen und Sträuchern schön bewachsenen Kronprinz Rudolf-Anlagen erstrecken, als deren rechter, dem Hradschin zunächst liegender Flügelstützpunkt eine gegen das Moldauthal steil abfallende Bastion hervorragt. Von ihr aus ertönt täglich, wenn nicht die Nebel so dicht sind, daß sie das optische Signal der auf dem jenseitigen Ufer liegenden Sternwarte verhindern, der den Meridies verkündende Kanonenschlag, dessen vielfältiges Echo von den die Stadt in weitem Kreise umgebenden Hügeln zurückhallt. Zu Füßen dieser Signalbastion, auf der während der Anwesenheit des allerhöchsten Kriegsherrn oder eines Mitglieds des Erzhauses der schwarze Doppeladler im gelben, buntumzackten Felde weht, stehn auf beiden Seiten des Stroms stattliche, miteinander durch einen Kettensteg, Železná lávka, verbundne moderne Gebäude, unter denen sich das Rudolfinum und die langgestreckte Fassade des Gräflich Strakaschen Pädagogiums besonders auszeichnen.

Das alte Prag dagegen mit seinen prachtvollen, zitadellenartigen Thoren, mit seinen Türmen und Kuppeln, vor allem aber seiner durch reiche Statuengruppen belebten, überaus malerisch wirkenden Karlsbrücke liegt mehr zur Rechten in der Tiefe, von der aus dessen Kleinseite, Malá Strána, in einem bunten Durcheinander von verräuchertem Mauerwerk, altertümlichen Dächern und Schornsteinen, vielgestaltigen Giebeln und Erkern, bald auf höherer, bald auf niederer Sohle stehenden Höfen, Terrassen und Gärtchen zum Hradschin hinaufklettert. Zwischen den bergauf strebenden Häusernund den in buntem herbstlichem Laube prangenden Gärten schlängeln sich in allerhand Windungen, außer steil ansteigenden Pfaden und Gassen, auch einige schier endlos scheinende Treppenfluchten, die bisweilen tunnelartig durch ganze

Gebäudekomplexe hindurchgeführt sind und ihr Ziel, die Burg, erst nach vielfach unterbrochnem, immer erneutem Anlauf erreichen.

Es bedarf beim Ausblick auf dieses mittelalterliche, uns trotz vielfältiger militärischer und politischer Katastrophen, von denen die Hauptstadt Böhmens im Laufe der Jahrhunderte heimgesucht worden ist, erstaunlich gut erhaltene Bild keines besondern Vorsatzes, wenn man sich an den uralten Zeugen mittelalterlicher Wehrkraft, ständischer Macht und städtischen Gemeinsinns in geschichtlichen Anschauungsunterricht vertiefen soll. Ereignisse und Menschen — Universitätsgründung, utraquistische Streitigkeiten, blutige Aufstände, rohe Verwüstungen, Studentenauszug, Defenestrationen, feindlicher Sturm und kräftige Abwehr, das kurze pfälzische Regiment mit dem darauf folgenden langen und blutigen Strafakt — Karl IV. und die andern Luxemburger, Tycho de Brahe, Johannes Hus, Hieronymus, der Winterkönig, der Friedländer, der preußische Friedrich, alle finden sich ein und ziehn an unserm geistigen Auge vorüber. Aber während unten die Hauptverkehrsadern der volk- und fabrikreichen Stadt voll Getümmels und Lebens sind, herrscht hier oben Einsamkeit und Stille. Ringsherum nichts als weltfernes Abgeschiedensein, nichts als lautlose Ausgestorbenheit. Es ist einem zu Mute, als getraue sich das heutige junge Leben nicht hierher, als wären die menschenleeren Wälle, Plätze und Straßen nur von den Geistern der Vorzeit besucht, die das bunte Treiben der Epigonen mit eisigem Schweigen vom einstigen Schauplatze ihrer wilden Thaten fernzuhalten bemüht seien.

In der schulfreien Zeit spielen hier vielleicht, nur mit den beiden notwendigsten Bestandteilen europäischer Kleidung angethan, einige quecksilbrige Jungen „Anschlagens“ gegen die alten, dicken, verwitterten Mauern, die so vielen Stürmen und Fährnissen siegreich getrotzt haben; oder es kehren eine Stunde nach Mittag ein paar Vaterlandsverteidiger, die blaue Lagermütze auf den Pfiff gesetzt, mit dem Menagegeschirr von der Wache zurück und begeben sich plaudernd, im gemächlichsten Bummelschritt durch die mittelalterliche Thorfahrt nach der nahen an die Georgenkapelle angebauten Winkelkaserne; oder es läutet gar eins am Eingange des alten Hauses, worin, wenn man dem halb unlesbar gewordnen Schilde glauben dürfte, nicht Gespenster, sondern Korbflechter ihr Wesen treiben, und die in ihrer feierlichen Verödung gestörte Grabesstille macht sich ein schadenfrohes Vergnügen daraus, das harmlose Gebimmel der alten abgelebten Glocke zu erschreckendem Sturmläuten aufzubauschen. Aber es gelingt ihr doch nicht, die etwas weiter hin von früh bis abend auf den Stufen betende gelähmte Bettlerin aus ihren halblaut gemurmelten Psalmodien herauszuschrecken. Bei Wind und Wetter, in Regen und Sonnenschein sitzt sie da, um die ihr gebührende milde Gabe des Vorübergehenden einzuheimsen und fleht dafür mit höchstem Eifer des Himmels Segen auf den barmherzigen Samariter herab. Auch die beiden gelangweilten Infanteristen haben, obwohl sie selbstverständlicherweise nicht über fromme Wünsche und ein der alten Frau zugeworfnes Bog s voim matku! (Gott mit Euch, Mutter) hinausgegangen sind, eben ihren Anteil am Manna der nie rastenden Fürbitte gehabt.

Ja, die Geister der Vorzeit halten hier Wache, und es haben sich ihnen, auch heutigentags noch in Böhmen übermächtig, die tote Hand der Kirche und der auf allen begehrenswerten Punkten eingenistete, da ein Schloß, da einen Wildpark, da fischreiche Teiche, ringsherum aber ausgebreitete Wälder und Felder umfassende Latifundienbesitz des hohen Adels als stumme Wächter zugesellt. Wie die übrigen Paläste Prags sind auch die des Hradschins den größten Teil des Jahres über unbewohnt, weil ihre Eigentümer, der Schloßherr der kaiserlichen Burg an der Spitze, anderswo frischeres Stadt- und Landleben genießen. Nur der Fürsterzbischof und die adlichen Stiftsdamen, die in der schönsten Aussicht über die Stadt und im Andenken an die Kaiserin Maria Theresia für die Aussichtslosigkeit ihrer Lebenspläne und für den eignen kinderlosen Herd Trost zu finden bemüht sind, „residieren“ einigermaßen.

Wie könnte unter solchen Umständen auf dem Hradschin statt Verödung Leben, statt Kirchhofsstille munteres Geräusch und Getreibe herrschen? Was kann so ein einzelner abgelagerter Kastellan, was kann ein noch so wohlbeleibter Sakristan zur Belebung der weiten stillen Räume thun? Sind ein paar armselige Frösche imstande, durch ihre Sprünge und Fahrten ein verlassenes Riesenaquarium in ein Modebad der Amphibienwelt umzuwandeln, und werden sie sich nicht vielmehr still und verschüchtert in das künstlich angepflanzte Schilf zurückziehn, weil es sie, so ganz allein in der weiten Wasserwüste, grault und gruselt?

Die alte Frau auf den Stufen hatte ihre durch das Mittagsmahl unterbrochnen Fürbitten mit besondrer Inbrunst von neuem begonnen. Es kamen „wieder" zwei die Stufen herauf, ein hochgestellter geistlicher Herr und, in ein lebhaftes Gespräch mit ihm vertieft, ein unverkennbar echtösterreichischer Kavalier. Aus dem Munde des Prälaten empfing die Beterin die beglückende Segensformel, aus der Tasche des Kavaliers das kaum minder beglückende Geldstück. Der Kavalier war der von uns aus Wien zurückerwartete Viktor Montenero, der in der That mit zwei wunderschönen arabischen Schimmelhengsten und einem nubischen Wüstensohne in Prag eingetroffen war und im Palais seines Oheims, des Fürsten, Wohnung genommen hatte; der Prälat war der Prior, der, ohne daß der andre eine Ahnung davon hatte, das letzte Verhör mit ihm anstellte.

Individuelle Offenbarung, fragte der Prälat, den von Montenero gebrauchten Ausdruck wiederholend, wie meinen Sie das, lieber Graf?

Wie ich das meine, Hochwürden? Nun, daß auch wir zwei nicht dasselbe zu glauben brauchen, weil wir zwei verschiedne Herzen haben, und sich vielleicht der Schöpfer das eine so, das andre so hat zurecht machen wollen.

Und diese Vorstellung von der individuellen Offenbarung führt Sie natürlich dazu, alle Satzungen und Lehren unsrer heiligen Kirche für irrtümlich anzusehen, sobald sie einer Meinung widersprechen, die sich bei Ihnen im Wege der vermeintlichen individuellen Offenbarung gebildet hat!

Doch nicht, Hochwürden. Ich nehme im Gegenteil an, daß jeder sich an das halten muß, was ihm einleuchtet. Wenn Euer Hochwürden die Dogmen der Kirche sämtlich einleuchten, was nur durch eine besondre Gnade möglich ist, so muß der Herr Prälat für sie durchs Feuer gehn, und niemand hat das Recht, ihm seinen Glauben als einen auf irrtümlichem Grunde beruhenden vorzuwerfen.

Ebensowenig vermutlich, als ich das nach Ihrer Meinung Ihnen gegenüber zu thun berechtigt bin.

Nun ja, Hochwürden, darauf möchte es freilich in der Hauptsache hinauslaufen.

Aber, Graf, ist es Ihnen denn nicht klar, daß mit solchen Grundsätzen von einer herrschenden Kirche, vom Amte der Schlüssel, vom Stuhle Petri nicht mehr die Rede sein kann?

Doch doch, Hochwürden, für die, die daran glauben ...

Und für die, die nicht daran glauben, Graf?

Ja, die müssen sich eben sehr hüten, daß sie fremden Glauben und ganz besonders den Glauben einer ganzen Kirche nicht vorwitzigerweise als Aberglauben bezeichnen, während sie doch nur von sich selbst zu reden berechtigt sind und nur sagen können, was ihnen einleuchtet und was nicht.

Aber damit machen Sie ja Ihre eigne Vernunft, von der Sie doch zugeben müssen, daß sie nur zu oft irrt und irreführt, zur einzigen Leuchte auf Ihrem Wege, und wenn alle dächten wie Sie ...

Ja, Hochwürden, das ist es ja gerade. Ganz wie ich denkt keiner, und daß das so ist, scheint doch in des Schöpfers Absicht gelegen zu haben ...

Wenn es nicht vielmehr in der seines größten Feindes liegt, der allzeit Unkraut unter den Weizen säet, und dem an nichts mehr gelegen ist als an der Herrschaft von Unglauben und Zweifel. Wie können Sie, Graf, mit Ihren Grund-

sätzen ein treuer, gehorsamer Sohn der Kirche und unsers heiligen Vaters sein! Sie entziehn sich ja willkürlich seinem Einfluß und seiner Jurisdiktion; die Kirche wird Ihnen zu einer Fremden, mit der Sie nichts mehr zu thun haben.

Meinen der hochwürdige Prälat damit, daß ich das Ansehen und den Einfluß der Kirche als einer vom Staate anerkannten geistigen Gewalt in Frage stelle? Das thue ich keineswegs. Ich unterwerfe mich durchaus den Gesetzen des Staats, und was er in Bezug auf die Heilighaltung kirchlicher Gebräuche verfügt, halte ich mich in jeder Beziehung zu befolgen für verpflichtet.

Aber die Kirche steht doch weit über dem Staat, und was sie von Ihnen fordert, ist deshalb ein viel zwingenderes Gebot, als was der in seinen Zielen und Formen veränderliche Staat von Ihnen verlangen kann.

Nun ja, Hochwürden, ich weiß, daß das der Standpunkt ist, auf dem Rom steht, und ich bekämpfe ihn nicht, insoweit Ihre Ansichten davon beeinflußt werden. Nur insoweit mich die Sache angeht, habe ich meine eigne Meinung.

Und wozu führt Sie das, Graf? Daß Sie für sich von den Sakramenten und Gnadenmitteln nichts erwarten, und daß Sie, wo es sich um Förderung kirchlicher Zwecke und um die Verteidigung unsrer priesterlichen Vorrechte handelt, mehr als lau sind? Glauben Sie, daß der Kirche mit solchen Anschauungen gedient sein kann, und daß sie die Toleranz soweit treiben darf, einen solchen Standpunkt nicht mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln anzugreifen?

Aber wie können Hochwürden erwarten, daß ich mich veranlaßt finden könnte, etwas zu fördern, was mir entweder nebensächlich oder gar gemeingefährlich erscheint?

Und welche von der Kirche getroffne Einrichtung, welcher von ihr aufgestellte Grundsatz würde denn zu denen gehören, die Sie für nebensächlich oder gar für gemeingefährlich halten? Denken Sie dabei an das Cölibat, an die Klostergelübde, an die Dogmen der Infallibilität und der unbefleckten Empfängnis, der die Mutter unsers Heilands entsprossen ist? Sie müssen doch selbst fühlen, Graf, daß solche Ansichten nichts andres sind als die reinste Ketzerei, und daß die Kirche dergleichen in ihrem Schoße nicht dulden kann, wenn nicht das ganze im Laufe der Jahrhunderte mit Gottes Hilfe aufgerichtete gewaltige Gebäude zum Einsturz kommen soll.

Ob die Kirche dergleichen dulden kann, weiß ich nicht. Wie sie gegenwärtig organisiert ist, und da sie nun einmal auf ihren weltlichen Einfluß, auf ihre weltliche Stellung so großes Gewicht legt, so wird sie wohl solchen Widerstand nie dulden wollen und ihn vielleicht auch nie dulden dürfen. Auf rein geistigem Gebiet bin ich kein Widersacher der Kirche. Im Gegenteil. Wie könnte ich das Recht, der eignen Meinung zu folgen, das ich für mich in Anspruch nehme, da beeinträchtigen wollen, wo es sich um die unbedingte Glaubens- und Lehrfreiheit einer so gewaltigen Gemeinschaft handelt, wie es die katholische Kirche ist? Nur in rein weltlichen Dingen kann ich mich bisweilen für das Vorgehn und die Ziele der Kirche nicht erwärmen.

Mein Herr Graf, Sie sind im Irrtum. Die Bestrebungen der Kirche sind niemals weltlich, wenn auch die Mittel, deren sie sich zur Erreichung ihrer Zwecke bedient, notgedrungen weltlich sind. Die Zwecke der Kirche werden schon allein durch den Umstand, daß die Kirche sie zu den ihren macht, geistliche, und damit fällt für das Individuum, für Sie wie für mich das Recht weg, darüber zu richten oder ihnen gar Widerstand zu leisten. Graf, Sie sind ein Idealist, und zwar ein der Kirche gefährlicher. Der Grundgedanke, von dem man auszugehn hat, daß die Kirche eine gewaltige, von Gott selbst gegründete und ausgebaute Institution ist, für deren Bestand man keinen Stein als gleichgiltig oder nebensächlich betrachten darf, ist Ihnen keine unumstößliche Wahrheit, kein Dogma. Darum sind Sie der Kirche entfremdet, stehn außer ihr.

Was kann der Kirche an der Meinung eines Einzelnen gelegen sein?

Auch hier irren Sie im allgemeinen und im besondern. Die Kirche muß den Unglauben und die Gleichgiltigkeit bekämpfen, wo immer sie ihr entgegentreten, und bei einem Manne, der wie Sie, Graf, wenn sich heute zwei Augen zuthun, für die

Interessen der Kirche als Freund oder als Feind von Bedeutung sein wird, ist dies in erhöhtem Maße der Fall. Es beliebt Ihnen, die Kirche überhaupt als Menschenwerk, als etwas in Ihrem Leben und in dem des Staats „Nebensächliches“ anzusehen, und dieser Irrtum veranlaßt Sie zu glauben, daß Sie nach eignem Ermessen an dem Bau der Kirche und an ihrem Wirken deuteln und ändern können. Hüten Sie sich, Graf, daß Sie nicht zwischen das Getriebe ihrer allmächtigen Räder kommen und dabei zermalmt werden.

Was Hochwürden sagen, bestätigt mein Bedenken, daß die Kirche, wie sie jetzt besteht, vielleicht wider ihren Willen, aber mit innerer Notwendigkeit eine Tyrannin ist, der man blind gehorchen muß, wenn man ihr nicht als Ketzer oder Widersacher gegenübertreten will. Das ist die Schuld der Kirche, nicht die unsre, ich meine derer, die auch in geistlichen Dingen freie Forschung als die erste Vorbedingung für die Möglichkeit eines allmählichen Fortschritts ansehen.

Die beiden waren unter diesem Gespräch an der St. Georgenkapelle und am Dome vorbei über die öden Burghöfe weg nach dem Fürsterzbischöflichen Palais gegangen. Der Prälat, der dem Kardinal seine Aufwartung machen wollte, trennte sich hier von Montenero. Nicht mit einem Händedrucke, wie das sonst zwischen den beiden üblich war, sondern mit einer leichten Neigung des Hauptes, nachdem er, gewissermaßen als Abschluß der Diskussion, noch sehr ernst und eindringlich gesagt hatte: Ich warne Sie, Graf, hüten Sie sich in kirchlichen Fragen vor der freien Forschung und vor allem, was aus ihr an Unbotmäßigkeit und Unglauben erwächst. Sie sehen die Kirche irrtümlicherweise als eine rein geistige Macht an, der man in weltlichen Dingen unbedenklich Widerstand leisten darf. Kein Irrtum kann Ihnen so verhängnisvoll sein als dieser, denn Sie verkennen damit nicht allein das Wesen der Kirche, sondern auch die Größe der Ihnen drohenden Gefahr.

* * *

Als wenn es darauf abgesehen gewesen wäre, Montenero in eine Stimmung zu bringen, die ihn veranlaßte, die Warnung des Priors in den Wind zu schlagen, kamen ihm über den Platz die Gräfin L'Hermage und deren Tochter entgegen. Da sie eine der Stiftsdamen aufsuchen wollten, so schloß er sich ihnen an, ging mit ihnen den eben in Gesellschaft des Priors gemachten Weg zurück und würde über dem muntern Geplauder, mit dem ihn die beiden Damen empfingen, die ernsten Worte des Prälaten ganz vergessen haben, wenn nicht die Gräfin ziemlich bald das Gespräch von den Stadtneuigkeiten auf ungefähr denselben Gegenstand gebracht hätte, das der Prior verhandelt hatte.

Die Äbtissin hatte es für ihre Pflicht gehalten, die Gräfin zu warnen, offenbar in der Hoffnung, daß es dieser gelingen würde, ihren Einfluß auf Montenero geltend zu machen und so das Äußerste, was sie kommen sah, abzuwenden. Selbstverständlich hatte die Äbtissin nicht gesagt, was sie von den Absichten des Priors wußte, sondern nur in allgemeinen Ausdrücken von den Gefahren gesprochen, denen man sich auch heutzutage noch aussetze, wenn man der Kirche Widerstand zu leisten wage, und wenn dieser Widerstand der Kirche unbequem oder gefährlich erscheine. Dieses Thema behandelte nun die Gräfin auf ihre Weise, indem sie dabei den rein äußerlichen Dingen, mit denen sie sich soviel zu schaffen machte, und aus denen ihrer Meinung nach wahrhaft kirchliches Wesen bestand, das Wort redete. Warum war er dem Vincentiusvereine noch immer nicht beigetreten? Warum hatte er dem Kardinal seinen Besuch zu machen versäumt? Warum fehlte er jeden Morgen bei der Messe? Was hatte er gegen den Pater Aloysius, der ihn anzuleiten bereit war? Konnte er für den Vetter Egon, der ein so gewissenhafter Mensch und guter Katholik war, nicht etwas freundlicher und zuvorkommender sein?

Das waren viel Fragen auf einmal. Freilich waren das alles nur Äußerlichkeiten, worin er sich hätte fügsam zeigen können. Wenn sie nur nicht so eng mit der einen Hauptfrage zusammengehangen hätten, ob man sich von der Geistlichkeit

in die Tasche stecken lassen solle oder nicht. Und Egon, mit seinem Leichenbittergesicht und seiner Armensündermiene, war ihm nun erst recht zuwider. Er begriff nicht, daß Paula das nicht einsah. Auch deren Mutter schien für die Unausstehlichkeit dieses Menschen kein Auge und kein Ohr zu haben und ließ ihn immer für voll gelten.

Ich nehme mirs jeden Tag von neuem vor, freundlich und nett mit ihm zu sein, sagte Montenero, aber es gelingt mir nie.

Mama, sagte Komtesse Paula lachend, die beiden sind auch zu verschieden, als daß sie miteinander an demselben Strange ziehn könnten.

Das ist schade, sagte die Gräfin, denn Egon, man mag sonst über ihn denken, wie man Lust hat, zieht am richtigen. Seien Sie doch überzeugt, bester Viktor, daß mir Ihr Wohl ganz ebenso am Herzen liegt wie das Egons, und daß ich es mir recht wohl überlegt habe, wenn ich Ihnen ernstlich rate, so bald als möglich einzulenken und wenigstens in der Form eine Opposition aufzugeben, die niemand etwas nützt und Ihnen nur Feinde macht, und zwar sehr wichtige und gefährliche.

Ja, fügte Komtesse Paula bei, auch der Onkel und der Kardinal sind ein wenig ungehalten auf dich, Viktor. Sie finden, daß du mit deinen freigeistlerischen Ideen zu weit gehst, und daß das, auch abgesehen von allem andern, mit der Stellung eines böhmischen oder, wenn du lieber willst, österreichischen Großgrundbesitzers nicht vereinbar ist.

Und wie denkst du darüber, Cousinchen?

Wie soll ich darüber eine Meinung haben, Viktor! Du denkst so, Mama denkt anders, und mir ist es natürlich ebenso unmöglich, mich gegen deine wie gegen Mamas Meinung zu entscheiden.

Und Egons Meinung, fragte die Gräfin vorwurfsvoll, gilt sie dir so wenig, daß du ihrer nicht einmal erwähnst? Die vorsichtige Frau verfehlte nie, in solchen Fällen die Balance wenigstens in der Form herzustellen. Man konnte nicht wissen, wie sich die Dinge anlassen würden,. und sie wollte bis zuletzt freie Hand behalten.

Ach, du weißt ja, Mama, mit Egon geht es mir wie Viktor. Ich fasse jeden Tag von neuem den Vorsatz, mich nicht über ihn zu ärgern und ihn nicht unglimpflich zu behandeln, und ehe ich mich dessen versehe, ist er mir wieder einmal ganz zuwider geworden, und ich muß meinen Unmut an ihm auslassen. Das ist nun einmal stärker als ich. Unser guter Pater Aloysius hat es mir so und so oft vorgestellt, wie unrecht es von mir ist, daß ich Egon trotz seiner moralischen Vortrefflichkeit nicht so gut leiden mag wie . . . ich meine, daß ich ihn nicht recht leiden mag. Es bleibt trotz aller Vorstellungen und trotz aller guten Vorsätze dabei, und ich müßte mich sehr irren, wenn es dem Onkel Vincenz und dem Onkel Klemens nicht im verborgensten Winkel ihres Herzens auch so ginge wie mir. Egon sollte in ein Kloster gehn, in ein nettes mit guter Kost und schöner Aussicht. Da wäre er mit seiner Duckmäuserei ganz an seinem Platze, findest du nicht auch, Viktor?

Um Gottes willen, Paula, wie kannst du so etwas sagen, platzte Montenero heraus, dem die treue, durch dick und dünn gehende Bundesgenossenschaft seiner Cousine kein neuer Triumph war. Du weißt ja doch, daß, wenn es nach mir ginge, alle Klöster morgen aufgehoben werden würden. Wie könnte ich denn je wünschen, daß ein ohnehin in seinen Vorurteilen so befangner Mensch, wie unser guter Vetter, durch seinen Eintritt in ein Kloster noch tiefer in das mystische Dunkel des religiösen Wunderglaubens hineingeführt würde.

Die Gräfin legte sich auch diesesmal rasch ins Mittel: das Ausgleichen, das Glattreden war ihre Force. Lieber Viktor, sagte sie freundlich, keiner von uns möchte Sie ja in ein Kloster schicken . . .

Das fehlte auch noch . . . es war sonderbar, daß dieser etwas unverblümte und den Regeln der Unterhaltung im Monteneroschen Hause zuwidergehende Ausdruck Viktor und Paula wie aus einem Munde entfuhr.

Nein, Sie sollen bei uns bleiben, lieber Viktor, aber mit Ihren Ansichten über

die Klosterfrage und die guten Werke überhaupt stehn Sie in unserm Kreise wirklich ganz vereinzelt da. Auch Paulas Onkel, unser guter Kardinal, dem niemand je extreme Ansichten vorgeworfen hat — wie hätte er solche auch bei seinen frühern Kameraden auflesen können! —, ist von dem Nutzen und der Notwendigkeit der Klöster und der Heiligenverehrung überzeugt, und noch neulich bemerkte er, daß man mit deren Abschaffung das Beil an die Wurzeln des Baumes legen würde. Ohne Klöster, ohne Ablaß, ohne gute Werke und ohne die Fürsprache der Heiligen, denkt auch er, sei die katholische Kirche einfach undenkbar.

Du lieber Gott, verehrte Tante, das stelle ich ja auch im allgemeinen gar nicht in Abrede, und ich verdenke es weder dem Kardinal noch irgend einem unsrer Prälaten, wenn sie die Kirche, der sie als deren Fürsten und höchstgestellte Diener angehören, mit den Mitteln groß und mächtig zu erhalten suchen, denen sie ihre gegenwärtige gewaltige Stellung verdankt. Es wäre Selbstmord, wenn sie es nicht thäten, und unser guter Prior vom Berge hat mir gerade auf der Stelle, auf der wir jetzt stehn, auseinandergesetzt, daß die Kirche keinen, auch nicht den anscheinend wertlosesten Abfall dulden könne, und daß er, was meine eigne unwürdige Person anlangt, Rock und Kragen daran setzen würde, mich im Schoße der heiligen Mutter Kirche festzuhalten und zu verhindern, daß ich unter die Abtrünnigen gerate.

Und haben Ihnen die Worte unsers Priors keinen Eindruck gemacht, lieber Viktor? Die gute Äbtissin hat mir noch gestern ganz in demselben Sinne von Ihnen mit höchster Liebe und Teilnahme gesprochen. Sie macht mich gewissermaßen dafür verantwortlich, daß Sie umkehren und wenigstens nach außen hin eine kirchenfreundlichere Haltung annehmen. Sie sagt, Sie sollten den Kardinal aufsuchen und ihm vorstellig machen, daß man Sie bei ihm verleumdet und ohne Not angeschwärzt habe. Sie sollen ihm sagen, daß sie dem Vincentiusvereine beizutreten wünschen, und daß Sie kein prinzipieller Widersacher der Klöster und ihrer auch materieller Förderung seien.

Dem Kardinal werde ich ja mit Vergnügen meine Aufwartung machen. Wir verstehn uns noch von früherer Zeit her sehr gut, und ich sehe zu wohl ein, welche besondre Verpflichtungen ihm das Barett und das rote Gewand auferlegen, als daß ich im Verkehr mit ihm eine Diskussion über Dinge herbeiführen möchte, die er ex officio verteidigen muß, und die ich deshalb, ohne taktlos zu sein, ihm gegenüber nicht angreifen dürfte. Ich könnte ja auch statt in den Vincentiusverein in den Dombauverein eintreten, denn den Ausbau dieses herrlichen Kunstwerks zu fördern liegt mir ja ohnehin am Herzen. Auch wegen des Besuchs der Messe könnte ich gern thun, was Sie und die Äbtissin wünschen . . .

Das ist recht von dir, Viktor, fiel Komtesse Paula eifrig ein. Du wirst sehen, was du dem Kaplan damit für eine Freude machst. Er sagt, seitdem du zurück bist, und es bekannt ist, daß du die Messe schwänzst . . .

Aber Paula, sagte die Gräfin vorwurfsvoll.

Nun ja, es war mir ja nur so von der Zunge geschlüpft, weil Viktor auch so sagt, und ich den Ausdruck komisch finde . . . Aber das ist richtig, seitdem die Leute im Stalle wissen, daß du nicht zur Messe kommst, sind schon fünf von den Kutschern und Reitknechten weggeblieben. Und gerade die besten . . .

Meinst du damit die frömmsten, Cousinchen?

Nein, so die besten, die ihre Sache verstehn und etwas auf sich halten. Und von denen der Kaplan natürlich auch geglaubt hatte, daß sie die frömmsten seien.

Sie sehen, Viktor, wie auch in diesem Falle böses Beispiel gute Sitten verdirbt.

Ganz wider meinen Willen, verehrte Tante, denn nichts liegt mir ferner als die Absicht, irgend jemand seinen kirchlichen Pflichten zu entfremden. Wer an das Wunder glaubt, soll ja nicht versäumen, ihm beizuwohnen.

Und Sie, Viktor, haben Sie denn den Glauben an das Wunder so ganz verloren?

Ach, Mama, spanne doch den unglücklichen Viktor nicht so auf die Folter. Er will ja die Messe wieder regelmäßig besuchen. Das ist ja doch die Hauptsache.

Das war in der That für die Gräfin die Hauptsache und — für Komtesse Paula auch, denn alles, was ihr den Grafen Viktor entfremdete, war ihr peinlich, verursachte ihr wahren Seelenschmerz. Ihre Gefühle für ihn waren derart, daß sie es — vielleicht war das unrecht — mit dem Glauben und der Kirchlichkeit nicht so genau nahm. Sie würde sich, wenn es nur auf sie angekommen wäre, am Ende sogar mit dem Gedanken, einen Ketzer zum Manne zu haben, ausgesöhnt haben, aber es hatten ja auch noch andre ihr Jawort dazu zu geben, wenn sie die Seine werden sollte: ihre Mutter, der Fürst, der Kardinal und wer nicht alles. Und von all denen waren, wenn Montenero nicht mildere Saiten aufzog, nur Widerspruch und Hindernisse zu erwarten, während sich alles noch machen konnte, wenn er mit sich reden ließ und wenigstens jetzt im letzten Augenblick einlenkte.

Nicht viel anders dachte die Gräfin, die, so wenig sie es Wort haben durfte, den Geschmack ihrer Tochter teilte und nichts sehnlicher wünschte, als daß das ganze Vermögen des Fürsten auf den Grafen Viktor übergehn und dieser dann ihrer Tochter die Hand bieten möchte. Damit wäre auch ihr Gewissen der Kirche gegenüber beruhigt gewesen, denn sie kannte den Einfluß ihrer Tochter auf den Grafen zu gut, als daß sie nicht auch in Beziehung auf die kirchliche und kirchenfreundliche Gesinnung des jungen Ehegatten einen erfreulichen Ausgleich hätte hoffen dürfen.

Wie der Graf über die Dogmen und Mysterien der Kirche dachte, war ihr im Grunde genommen gleich, wenn er nur in der Form und in seiner Stellung der Geistlichkeit gegenüber die nötige Rücksicht beobachtete und einiges Wohlwollen zeigte, sodaß ihn die Freunde der Kirche nicht länger zu fürchten und zu bekämpfen brauchten.

Von den Plänen des Priors und der Äbtissin, die es ja doch in erster Reihe darauf abgesehen hatten, sich des Monteneroschen Vermögens zu Gunsten des einen oder des andern der beiden Stifter zu bemächtigen, war ihr nichts bekannt. Sie diente den beiden und dem klugen Pater Aloysius nur als Marionette. Wenn sie, dachten diese, zur Einsicht kommen würde, welche Bestrebungen sie wider Wissen und Willen gefördert hatte, würde es zu spät sein, und man würde sie einfach beiseite schieben, wie man sich andrer für ähnliche Zwecke gebrauchter Werkzeuge ohne Gewissensbisse entledigt hatte.

Unter solchen Erwägungen und Gesprächen hatte man den dem Hradschiner Stift als Entree dienenden, übereck angeflickten kleinen Kuppelbau erreicht, und da die Dame, die man besuchen wollte, zu Hause war, so wurde Montenero mit hineingenommen und mußte einen lehrreichen, aber nicht für jedermann interessanten Kursus über die Aussichten und Pläne aller stifts- und heiratsfähigen jungen Damen der österreichischen Gesamtmonarchie mit durchmachen.

Unterdessen war der Prior von dem Kardinal empfangen worden, und die Unterhaltung hatte die besondre Wendung genommen, zu der es leicht kommt, wenn ein hochbefähigter und kühner Geist, wie der Prior, einem Vorgesetzten gegenübersteht, der ihm, wie es bei dem Kardinal der Fall war, nicht bloß an kirchlichem Rang weit überlegen ist, sondern ihn noch obendrein durch gesellige Sicherheit und klassische Ruhe dominiert. Der sonst so selbstbewußte und sichere Mann empfand die ihm gezognen unübersteiglichen Schranken. Als Diplomat und Politiker war ja vielleicht, was kühne Pläne und rücksichtslose Ausführung anlangte, der Prior der fähigere und genialere der beiden, aber der mächtigere, der unbestrittenermaßen die Oberhand hatte, war der Kardinal. Bei seinem leichtlebigen entgegenkommenden Charakter hätte der hohe geistliche Rang, den er bekleidete, vielleicht nicht genügt, ihm dieses Übergewicht zu sichern; es kam etwas rein weltliches dazu, was ihm gewissermaßen neben dem geistlichen Stützpunkt noch einen zweiten, außerhalb der Kirche liegenden verlieh. Er war in jeder Beziehung,

historisch, heraldisch und vom rein geselligen Standpunkt aus ein überaus einflußreicher und maßgebender Repräsentant des höchsten einheimischen Adels. Und wie er diesem Umstand sein hohes Amt und den Purpur in ähnlicher Weise verdankte, wie dies schon wiederholt bei seinen Vorfahren der Fall gewesen war, so gab ihm dieselbe bevorzugte weltliche Stellung eine Unabhängigkeit gegenüber allen, auch den mächtigsten und geheimnisvollsten römischen Einflüssen, vor der sich der Prior beugen mußte. In Staaten, wo es keine mächtige Feudalaristokratie giebt, ist auch der höchstgestellte Kirchenfürst ein Geschöpf Roms, hier in Böhmen, auf dem Hradschin war der Fürsterzbischof nicht das Geschöpf, sondern nur der Bundesgenosse Roms, und dieser Umstand fühlte sich überall an der Freiheit seiner Bewegungen heraus. Denn so sehr auch die Kurie der Laienwelt gegenüber Wert darauf legt, als nur von geistlichen Rücksichten geleitet zu erscheinen, so vorsichtig und so klug weiß sie jeder rein weltlichen Machtfrage da Rechnung zu tragen, wo sie damit einen Erfolg oder einen Vorteil zu erzielen hofft.

Der Versuch des Priors, den Grafen Viktor nicht gegen den Willen des Kardinals, sondern mit dessen Hilfe zu stürzen, war etwas, woran sich der zehnte nicht gewagt hätte, denn der Kardinal war dem Manne, den es zu stürzen galt, gewogen, Montenero war einer seiner nahen Verwandten, und dem Kardinal — er hatte diese Anschauung mit der Muttermilch eingesogen — stand die Familie ebenso nahe wie die Kirche, oder um es mit andern Worten auszudrücken, für eine Kirche, die den Interessen seiner Familie zuwiderhandelte, hatte er wenig Herz und Teilnahme. Wenn die Kirche vorgehn und sich bereichern wollte, wenn es ihr darum zu thun war, freigeistigen Übermut zu brechen und ketzerischen Frevel zu strafen, so mochte sie sich anderswo hinwenden, nicht in den Schoß seiner Familie und Verwandtschaft. Der Angriff des Priors mußte deshalb mit besondrer Kühnheit ins Werk gesetzt werden, wenn er gelingen sollte. Daß Graf Viktor ein Freigeist war, hatte den Kardinal im Verkehr mit ihm nie gestört. So korrekt im Glauben und in der Haltung der überaus taktvolle Kirchenfürst für seine Person war, so tolerant war er da, wo es sich für ihn um nichtamtliche, altgewohnte Beziehungen handelte.

Ich habe geheime Aufträge von Rom, sagte der Prior, Aufträge, deren sofortiger Ausführung ich mich um so weniger entziehn kann, als sie in der Form eines unbedingten Befehls gegeben sind. Der Graf wird höchsten Orts für so gefährlich gehalten, daß mir die Wahl des Mittels, ihn unschädlich zu machen, überlassen worden ist. Ich wollte nicht verfehlen, Ew. Eminenz von diesem Sachverhalt ehrfurchtsvoll in Kenntnis zu setzen, und mir deren Beistand pflichtschuldigst erbitten.

Bei einem Kirchenfürsten, der keinen andern Halt gehabt hätte als den, den ihm die Kurie gab, würde — das ist nur so eine Laienvermutung — der dunkle Schatten der gewaltigen Hand, mit deren Allmacht gedroht wurde, vielleicht gewirkt haben. Dem Kardinal machte er keinen Eindruck. Man werde wohl daran thun, sagte er, in dieser Sache mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehn und sich — er richtete sich hierbei in der vollen Höhe seiner imponierenden Gestalt auf — von Rom aus unmittelbar an ihn zu wenden. Er sei nicht gesonnen, Machenschaften unlauterer Natur, bei denen man sich untergeordneter Werkzeuge bediene, mit seinem Einfluß bei Sr. Majestät und hier im Lande zu decken. Er weise von vornherein jede Verantwortung für einen unberechtigten Eingriff zurück und werde, wenn diesem seinem ausdrücklichen Befehle doch zuwidergehandelt werde, nicht ruhn und nicht rasten, bis den Schuldigen die Strafe des weltlichen Arms erreicht habe.

Ich darf wohl annehmen, sagte der Prior, daß Ew. Eminenz sich der mit dieser Entschließung übernommenen besonders schweren Verantwortung bewußt sind. Es würde mir leid thun, wenn man an höchster Stelle deren Anschauungen nicht teilte und sein Mißfallen in empfindlicher Weise zu verstehn gäbe.

Sorgen Sie sich nicht, lieber Prior, sagte der Kardinal, indem er durch eine Bewegung zu verstehn gab, daß die Audienz zu Ende sei, und verlassen Sie sich

darauf: der Fürsterzbischof wird den Kardinal und mit ihm den hochwürdigen Prior vom Berge nach allen Seiten hin decken.

* * *

Als der Pater Aloysius, einer Aufforderung des Priors folgend, am nächsten Morgen den vielgewundnen, sich bald unter hohem Laubholz, bald zwischen dichtem Gebüsch hinschlängelnden, hier längs der Böschung eben hinlaufenden, da ihr auf steilen Stufen zu Leibe gehenden Parkpfad eingeschlagen hatte, der zu dem zwar etwas verworrenen, aber in gewaltigen Massen weithin über das Land leuchtenden Komplex der Stiftsgebäude hinaufführte, hatte ihn das, was ihm von der Gräfin über ihre gestrige Unterredung mit dem Grafen Viktor mitgeteilt worden war, und dessen Teilnahme an dem heutigen Meßgottesdienste gutes Mutes gemacht. Er war in gehobner, hoffnungsvoller Stimmung. Es konnte ja nun noch alles gut werden. Auch wenn Graf Viktor Komtesse Paula heiratete und von dem Fürsten testamentarisch zum alleinigen Erben seiner Allodialgüter gemacht wurde, brauchte die Kirche von dem nun glücklich bekehrten nichts zu fürchten. Daß der Fürst seinen Besitz, insoweit ihm darüber freie Verfügung zustand, nicht zu teilen wünschte, wußte der Pater. Dieser Umstand war es ja gerade gewesen, weshalb man sich so eifrig bemüht hatte, den Anfall dieser wahrhaft fürstlichen Ländereien und Einkünfte dem Grafen Egon auf die eine oder die andre Weise zu sichern. Denn auf seine Botmäßigkeit konnte sich die Kirche freilich noch unbedingter verlassen als auf die des Grafen Viktor, er war ein durchaus gefügiges Werkzeug in ihren Händen. Aber da nun auch bei dem Grafen Viktor Aussicht auf Besserung war, so stand die Sache noch immer nicht ganz schlimm. Jedenfalls war die Sinnesänderung des Grafen dem gewaltigen und bisher überall siegreich gebliebnen Zureden des Priors zu verdanken. Diesem ersten Erfolg würden sich weitere anschließen, und wenn man sich auch mit dem Grafen nie eines Kadavergehorsams werde erfreuen können, so werde doch alles so weitergehn, wie es sich jetzt unter dem Fürsten anlasse, der ja auch der Kirche die wahre und wünschenswerte völlige Unterwerfung nicht bezeige. Pater Aloysius war jung, und die Jugend neigt, auch wenn ihr die Flügel im Konvent vorschriftsmäßig gestutzt sind, immer ein wenig zum Optimismus.

Wie enttäuscht war der arme Pater, als er die Nachricht, daß Graf Viktor am Morgen die Messe besucht habe und für Mittag vom Fürsterzbischof zur Tafel geladen sei, dem sehr ernst dreinschauenden Prior gebracht und auch von der Freude und Genugthuung des Fürsten und der Gräfin über diese unerwarteten und jedenfalls nur ihm, dem Prior zu dankenden Ereignisse berichtet hatte!

Sie sind im Irrtum, bester Pater, sagte der Prior, der sich keine falschen Hoffnungen machte und recht wohl wußte, daß der Graf nur in Formsachen nachgegeben habe und im wesentlichen noch genau so denke wie früher. Und dieser Irrtum ist gefährlich, denn er hindert Sie, die Sachlage so zu sehen, wie sie wirklich ist. Der Graf ist uns in jeder Beziehung im Wege, und die etwas mildern Saiten, die er seit gestern aufgezogen hat, ändern daran nichts. Es handelt sich zwischen ihm und uns nicht um Herstellung eines erträglichen modus vivendi, wie Sie zu glauben scheinen, sondern um eine ganz andre, ungleich wichtigere Frage. Sollen und dürfen wir es zulassen, daß ein Mann mit ketzerischen Anschauungen, wie er sie hat, in eine Stellung kommt, in der er vermöge eines fürstlichen Besitzes und eines weitreichenden Einflusses der Kirche unabsehbaren Schaden zufügen kann? Von dem wünschenswerten Zuwachs an Mitteln und an Macht, der der Kirche durch seine Dazwischenkunft entgeht, will ich gar nicht einmal reden. Ob er Messe hört, ob er mit seinem Vetter, dem Kardinal, geselligen Verkehr pflegt, ist für uns Nebensache. Was die Kirche mit Recht erwartet und verlangt, ist, daß er ihr mit blindem Gehorsam diene, und — glauben Sie meiner langjährigen Erfahrung, bester Pater — dazu wird dieser Mann nie zu bringen sein.

Und was denken Sie zu thun, hochwürdiger Prälat, um unter solchen Umständen

das Interesse der Kirche besser zu wahren als durch nachsichtiges Geschehenlassen und wohlwollendes Entgegenkommen?

Zu handeln denke ich, Pater, wenn es dazu nicht schon zu spät ist. Und was Sie hätten thun sollen und bedauerlicherweise unterlassen haben, wäre dasselbe gewesen. Sie hätten handeln sollen. Zweierlei konnte durch vorsichtiges, aber nachdrückliches Eingreifen verhindert werden, die Verheiratung des Grafen mit Komtesse Paula und dessen Einsetzung als Erbe der Allodialgüter. Sie werden mir nicht bestreiten, Pater, daß ich Sie auf die Wichtigkeit beider Punkte schon längst und wiederholt aufmerksam gemacht habe. Wie entschuldigen Sie die unverzeihliche Versäumnis? Halten Sie die Stellung der Kirche gegenüber der Welt für ein friedliches Thronen, das sich mit dem begnügen darf, was ihr der fromme Eifer Einzelner und etwaige Glücksfälle in den Schoß werfen? Haben Sie vergessen, daß Sie Ihre eignen menschlichen Gefühle, die Sie vielleicht zu Frieden und Eintracht verleiten möchten, da bemeistern müssen, wo das Wohl der Kirche den Kampf, die Niederwerfung unbotmäßiger Elemente oder die Förderung gewisser Anschläge und Pläne um jeden Preis fordert? Warum haben Sie nicht bessere Anstalt getroffen, sich des Gemüts des Fürsten und seiner Nichte zu bemächtigen, damit Sie imstande waren, sie nach den Befehlen der Kirche zu leiten? Warum haben Sie die Beihilfe, die Sie von der Äbtissin, von der Gräfin L'Hermage und dem Grafen Egon zu erwarten hatten, nicht besser auszunutzen gewußt? Nun ist es dafür zu spät, und wir sind auf das einzige uns verbliebne Auskunftsmittel beschränkt, uns des Grafen, dem alles in den Schoß zu fallen scheint, um jeden Preis zu entledigen.

Der Pater kannte die gewaltige Hand, die sich aus undurchdringlichem Dunkel nach ihm und dem Grafen ausstreckte, aus mehrjähriger Erfahrung zu gut, als daß er sich nicht hätte möglichst klein machen und bemüht sein sollen, durch bereitwilligen Gehorsam für das, was er bisher versäumt hatte, einigermaßen aufzukommen. Wenn er noch im letzten Augenblick an dem teilnahm, was der Prior infolge erhaltenen höhern Befehls zu thun entschlossen war, so konnte er sich dadurch vielleicht Nachsicht und Verzeihung erwirken.

Sie scheinen, fuhr der Prior fort, über das, was in der Familie des Fürsten vorgeht, nur äußerst mangelhaft informiert zu sein. Lassen Sie mich hören, wie es mit Ihren Auskunftsquellen steht, und wer die Personen sind, auf die Sie sich wegen des Kundschafterdienstes verlassen zu können glauben.

Und nun kam es bei der demütigen Beichte, die der Pater ablegte, heraus, daß die Fäden, an denen er seine Marionetten zu halten glaubte, hoffnungslos verwirrt waren. Er wußte selbst nicht einmal, in wie hohem Grade, aber schon das, was er dem Prior mitteilte, genügte, diesen davon zu überzeugen, daß man in der letzten Zeit im Dunkeln herumgetappt war.

Was der Pater wirklich wußte von der Schwierigkeit, die er in der letzten Zeit gehabt hatte, sich über den Fürsten und dessen Umgebung auf dem Laufenden zu erhalten, war mit dem, was er über die besondern Veranlassungen dieser Schwierigkeit nicht wußte, so sonderbar veralgamiert, daß sich auch der Prior kein recht klares Bild vom eigentlichen Sachverhalt machen konnte.

In Wahrheit war der Mohr des Grafen Viktor an allem schuld, und wie die Sachen lagen, war er in den letzten Tagen der einzige gewesen, durch den der Pater ab und zu in mehr oder minder zuverlässiger Weise etwas darüber erfahren hatte, was in der unmittelbarsten Umgebung des Fürsten vor sich ging oder im Werke war. Der Mohr war daran schuld und Bosenka, das niedliche Kammermädchen der Komtesse Paula.

Der Kaplan hatte allerdings seinen getreuen Kundschafter Joseph insofern richtig beurteilt, als er diesen von vornherein als einen zuverlässigen, der Kirche ganz ergebnen jungen Menschen angesehen und sich deshalb auch ganz auf ihn verlassen hatte. Aber dem klugen geistlichen Herrn, der von Liebe nichts wußte, und der in der That von dieser reizenden, meist in unvorhergesehener Weise und bis-

weilen etwas tyrannisch auftretenden Leidenschaft auch prinzipiell nichts wissen sollte, war ein Umstand entgangen, für den der Kantinenpächter ein schärferes Auge gehabt haben würde als er, wenn es sich um dessen Tochter und einen jungen Soldaten, wäre es auch nur der Trommeljunge gewesen, gehandelt hätte. Weil Joseph erst sechzehn Jahre alt war und noch kein Schnurrbärtchen hatte, mochte unser Pater an die Möglichkeit, daß sich sein Schützling und Ministrant verlieben, und daß dabei die heilige Mutter Kirche in seinem Herzen zu Gunsten eines Götzenbildes entthront werden könne, nicht gedacht haben. Bekanntlich ist für das erste Auftreten dieser Leidenschaft ein Schnurrbärtchen keine conditio sine qua non, und unser guter Joseph hatte sich nicht bloß in die niedliche kleine Boženka bis über die Ohren verliebt, sondern er hatte auch — wer könnte den Geschmack solcher kleiner Schlangen ergründen — trotz des bis tief über die Stirn vorgewachsenen Maulwurffellchens und der kulbigen Nase, vielleicht wegen der gutmütigen, nun sehr verliebt dreinschauenden Augen bei der schönen kleinen Zofe Gnade gefunden: ein anmutiges, halbkindliches Techtelmechtel à la Cherubin, das aber bei dem guten dicken Jungen rasch tiefere Wurzeln geschlagen und ihn mit Leib und Seele gefangen genommen hatte. Das Unglück wäre auch für den Pater und die Kirche nicht groß gewesen, da der junge Schäfer doch nicht über ein paar gelegentliche Raub- und Beuteküsse hinausgekommen war, wenn nicht die Rückkehr des Grafen Viktor und mit ihr die Ankunft des Mohren der Idylle eine dramatische Pointe gegeben hätte, die dem Kaplan ebenso wie die Idylle entgangen war.

Der Mohr war allerdings, wie von dem Fürsten vorausgesetzt worden war, nicht getauft und hätte als schwarzer Heide der kleinen Boženka Luft sein müssen; aber auch hier hatte sie ihren eignen, weder von uns noch von dem guten Joseph begriffnen Geschmack gehabt. Nur der Mohr, der natürlich Hassan hieß und ein Königssohn war — Mohren, die nach Europa herüberkommen, heißen alle Hassan und sind lauter Königssöhne —, nur der schwarze Hassan, sagten wir, verstand und billigte aus vollstem Herzen Boženkas guten Geschmack und verfolgte den einmal errungnen Vorteil mit der Lebhaftigkeit eines Affen, dem man eine Violine geschenkt hatte. Das Neue der Erscheinung, die Pracht des orientalischen Kostüms, die schneeweißen Zähne und die große Zärtlichkeit des strammen Burschen hatten Boženka für ihn eingenommen. Der arme Joseph, der schon in so früher Jugend die Qualen der Eifersucht zu erdulden bekommen und auf den glücklichen, bisweilen etwas sehr zudringlichen Nebenbuhler einen furchtbaren Haß geworfen hatte, wurde noch härter geprüft: so hart, daß sein Herz sich gegen alles verstockte, was er bisher geliebt und hochgeachtet hatte. Da nämlich der junge Königssohn möglichst bald, und zwar, wie die Gräfin nicht ohne Grund gehofft hatte, in Gegenwart des Kardinalfürsterzbischofs getauft werden sollte, so hatte der Kaplan seine Vorbereitung dazu übernommen, und Joseph, der sich keine Rechenschaft davon zu geben vermochte, daß das Interesse, das der Pater an dem neuen Zögling nahm, ganz berufsmäßig, und wie der technische Ausdruck lauten würde, spirituell war, glaubte sich auch beim Kaplan durch den schwarzen Rivalen verdrängt. Den Kaplan strafte er in seiner Weise dadurch, daß er sich ingrimmig von ihm zurückzog und ihn ohne Nachrichten über das ließ, was er erfuhr, mochte ihm auch das eine oder das andre davon noch so wichtig erscheinen, dem Mohren aber, der ihm leider an Körperkraft weit überlegen war, hatte er Rache, bittre Rache geschworen. Wie er diese werde üben können, wußte er noch nicht, aber der Hund des Fürsten, ein gewaltiger Neufundländer, der auf Joseph große Stücke hielt und inmitten der allgemeinen Erbärmlichkeit der einzige war, der ihm treu geblieben zu sein schien, schwebte ihm als bester Bundesgenosse bei einem Anfall vor, den er zu unternehmen willens war. Zum Unglück war Lord nicht auf den Mann dressiert, und wenn er nicht im Augenblicke des Kampfes noch für ihn Partei ergriff, so war von seiner Beihilfe wenig genug zu erhoffen.

Inzwischen hatte sich der von Joseph boykottierte Kaplan mit den Nachrichten

begnügen müssen, die ihm der Mohr willig zugetragen hatte. Was Graf Viktor that, wußte dieser allerdings, da er den Grafen bediente und mit ihm ausritt. Das Wichtigere aber, was nämlich der Fürst that, und was in dessen nächster Umgebung vorging, erfuhr der Pater auf diese Weise nicht: auch von der Anwesenheit des Geheimen Justizrats, der mit zwei andern Herrn mehrere Stunden im Kabinett des Fürsten zugebracht hatte, war ihm nichts bekannt geworden.

Der Prior hatte eine Zeit lang in Gedanken dagesessen und nachgesonnen. Ihr Wissen ist Stückwerk, bester Kaplan, sagte er: man hört, wenn man Ihren Worten folgt, läuten, aber nicht zusammenschlagen. Schicken Sie mir den Jungen, den Joseph, herauf. Von dem erfahre ich wenigstens, was ihn von Ihnen fernhält, und ob ihn jemand gegen Sie aufgehetzt hat. Den Neger aber müssen Sie täglich aufs genauste ausforschen. Im Leben ist kein Umstand zu klein und zu geringfügig, daß er nicht, wenn man eine Partie Schach spielt, Verwertung finden könnte. Wir haben freilich schon unsre besten Figuren verloren, aber wir wollen die Partie doch noch gewinnen.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Parlament und Verfassung in Österreich. Albin Geyer hat uns im 43. und 44. Heft klar gemacht, daß es um Österreich gar nicht schlimm stehn würde, wenn nur seine Regierung zu regieren verstünde und auch die Kraft und den Willen hätte, zu regieren. Daß das Heil nicht von unten kommen kann, weil die in Nationalitäten und Parteien zerklüftete Bevölkerung keine Nation, sondern ein Chaos ist, lehrt jede Geschichte des österreichischen Staates, und so auch das (bei Karl Fromme in Wien und Leipzig 1902 erschienene) Buch von Dr. Gustav Kolmer: **Parlament und Verfassung in Österreich.** Erster Band: 1848 bis 1869. Sehr gut hat Schmerling in der Budgetdebatte vom 28. November 1864 gesagt: „Ich sehe ganz davon ab, ob überhaupt ein streng parlamentarisches Regiment in Österreich eine Möglichkeit ist, ob es möglich ist, gerade immer nach der Majorität zu regieren, und ob es möglich ist, ein Majoritätsministerium zu bilden. Ich will nur die moralische Wirkung der sogenannten Majorität eines Hauses auf die Entschlüsse der Regierung kennzeichnen. Da kann ich mir denn sehr gut denken, daß eine Regierung, der eine geschlossene Partei gegenübersteht, eine Partei, die ein bestimmtes Programm und für hohe Verwaltungsämter befähigte Männer hat, da kann ich mir sehr gut denken, daß eine solche Regierung moralisch verpflichtet sei, den Wünschen und Ansprüchen einer solchen Partei Rechnung zu tragen. Solche feste Parteien existieren in diesem Hause nicht, und insbesondre jene Partei, die sich Seiner Majestät getreue Opposition nennt, kann von uns wahrlich nicht als eine Partei mit einem festen Programm betrachtet werden.“ Das kann der Herr von Koerber heute mit zehnmal größerm Rechte sagen. Denn damals war immerhin die Erlösung Österreichs vom Konkordat und eine Reorganisation des Volksschulwesens ein Programm, das in einigen Beziehungen Besserung versprach, und das Parlament hatte tüchtige Männer, die wirklich verhandelten. Heute sind die einzigen sachlichen Reden, die man in den Parlamentsberichten zu lesen bekommt, die des Sozialdemokraten Deszynski über die galizische Schlachzizenwirtschaft, und nur ausnahmsweise gelingt es manchmal, wenigstens die Form einer parlamentarischen Verhandlung aufrecht zu erhalten. Am 17. Juni 1867 rief bei einer Rede Mühlfelds für ein neues Religionsgesetz der

Pater Greuter ein Pfui in den Saal. „Die Versammlung erklärte sich von diesem ersten Zeichen einer schärfern Tonart verletzt und bezeichnete diese Form der Mißbilligung als unparlamentarisch.“ Aus dem Jahre 1871 erzählt ein andrer Geschichtschreiber (Walter Rogge): „Welch ein Wachtstubenton in dieser Körperschaft (es ist vom Tiroler Landtage die Rede) eingerissen war, seitdem der ultramontane Kapp das Präsidium führte, mag man daraus entnehmen, daß Giovanelli einen Redner der liberalen Minderheit mit dem Rufe: »Unsinn« unterbrechen, und als dieser darauf etwas erwiderte, laut wie ein Straßenjunge »Kolossaler Unsinn!« dreinschreien durfte, ohne daß es der Landeshauptmann rügte.“ Wie glücklich würden sich alle anständigen Österreicher schätzen, wenn ihr Abgeordnetenhaus noch einmal so anständig würde, daß ein „Pfui,“ ein „Unsinn!“ für unanständig gälte!

Das Buch Kolmers ist keine Geschichte des österreichischen Staates, sondern nur eine Geschichte der Verfassungskämpfe und der Parlamentssitzungen. Eine solche Geschichte liest niemand zum Vergnügen, sondern man nimmt sie nur zur Hand, wenn man sich über ein bestimmtes Ereignis unterrichten will oder den Wortlaut einer Urkunde braucht. Solchen Zwecken wird ja das ganz objektiv gehaltne Werk durch Aufnahme aller Thronreden, Adressen, Kundgebungen, sowie von Bruchstücken wichtiger Parlamentsreden so ziemlich gerecht. Doch vermißt man noch so manches, wie den vollständigen Wortlaut des Oktoberdiploms, des Februarpatents, der in den Jahren 1867 bis 1869 erlassenen hochwichtigen Gesetze. In der Politik kommt es noch öfter als auf andern Gebieten vor, daß die Streitenden den Gegenstand, um den sie sich streiten, gar nicht kennen, deshalb muß ein Werk, das für verständige Debatten Material liefern will, den Wortlaut der streitigen Gesetze mitteilen, den man sich doch nicht aus Bruchstücken der Entwürfe, Anträge und Verhandlungen selbst konstruieren kann. Der Verfasser würde den Wert seines Werks außerordentlich erhöhn, wenn er dem zweiten Band als Anhang eine Urkundensammlung beifügte, die das hier Vermißte enthielte.

Paris und seine Befestigungen. In Nr. 38 der Grenzboten hatten wir von den Befestigungswerken von Paris gesprochen und von dem Projekt, die jetzige Umwallung der West- und der Nordfront niederzulegen und sie als Neubau bis an die Seine vorzuschieben. Dieses Projekt fand Ausdruck in dem den Kammern vorgelegten Gesetzentwurf, der einen Kredit von 16 Millionen Franken für die Herstellung der neuen Umwallung und eine Million für die von Flankierungswerken zwischen St. Denis und dem Point du Jour verlangte. Mit diesen beiden Posten waren aber die Forderungen nicht erschöpft. Es hieß wohl in den vorgelegten Motiven, daß man jetzt nur die Ausgabe von diesen 17 Millionen ins Auge fasse; da aber mit der Hinausschiebung der Umwallung eine Verlegung der Kasernen verbunden sei, so müßte man hierfür einen weitern Kredit von sechs Millionen beantragen. Über die Verwendung dieser 23 Millionen sagt der Artikel 5 des Gesetzentwurfs, daß 17 Millionen — als Höchstbetrag — zur Herstellung einer fortlaufenden Umwallung von der Porte de Pantin bis zur Seine, unter Berührung der Werke von Aubervilliers, de l'Est und von St. Denis und zur Erbauung von Befestigungen auf dem rechten Seineufer zwischen St. Denis und dem Point du Jour verwandt werden sollen. Die verbleibenden sechs Millionen aber sollen zur Erbauung der neuen Kasernements (Octroi-Kasernen) dienen. Hierüber sollen aber noch weitre acht Millionen dem Finanzminister zur Verfügung gestellt werden als ein der Stadt Paris zu leistender Vorschuß zur Herstellung der Arbeiten, deren Ausführung der Seinepräfekt Namens der Stadt Paris mittelst Vertrags vom 14. Februar d. J. übernommen hat.

Die Arbeiten sind folgende: die Niederlegung der über der Erdoberfläche liegenden Umwallung, die Einebnung auf das Straßenniveau und die Herstellung der Wege. Dazu gehört die Kanalisation, die Beleuchtung und endlich die Anpflanzung von Bäumen. Für diese Arbeiten ist eine Zeitdauer von 18 Monaten

in Aussicht genommen. Die Stadt wird Eigentümerin des Grund und Bodens des Straßennetzes. Der bewilligte Vorschuß soll mit $2^1/_4$ Prozent verzinst werden vom zweiten Jahrestage der Unterzeichnung dieses Abkommens an gerechnet. Über die Art der Bebauung und der sonstigen Ausnutzung dieses in Besitz der Stadt übergehenden Terrains sind besondre Bestimmungen vereinbart worden.

v. W.

Darwinisches. Heinrich Schmidt in Jena, den wir vor zwei Jahren (siehe den 4. Band des Jahrgangs 1900 der Grenzboten S. 243) als einen Jünger Haeckels kennen gelernt haben, der sich für seinen Meister aufopfert, hat als fünftes Heft der bei Dr. W. Breitenbach in Odenkirchen erscheinenden darwinistischen Vorträge und Abhandlungen gestiftet: Haeckels biogenetisches Grundgesetz und seine Gegner. Mit 16 Abbildungen. Wer es noch nicht wußte, erfährt es aus dieser Polemik, daß das von Haeckel formulierte Gesetz, wonach die Entwicklung des Individuums (die Ontogenesis) eine abgekürzte Wiederholung der Entwicklung seines Stammes (der Phylogenesis) sein soll, bis auf den heutigen Tag unter den angesehenen Fachmännern Gegner hat. Uns Laien bleibt also nichts andres übrig, als unser Urteil aufzuschieben, bis sich die Fachmänner, Botaniker, Zoologen und Anthropologen geeinigt haben werden. Oder würde es Herr Schmidt wissenschaftlich finden, wenn wir Nichtfachmänner uns die Entscheidung anmaßen und in Zeitungen und Zeitschriften urbi et orbi verkündigen wollten: Haeckel hat Recht, und seine Gegner unter den Fachmännern sind im Irrtum? Natürlich haben wir nicht das geringste dagegen einzuwenden, daß er für seine Lehre alles Beweismaterial beibringt, das er hat. Aber am Schlusse dekretiert der Herr: „Dem dualistisch-teleologischen Standpunkt (eines Forschers, der ohne Zwecksetzung nicht auskommen kann) gegenüber zeigt die Rekapitulationstheorie mit aller Schärfe, daß die Ontogenie von causae efficientes, von mechanischen Ursachen beherrscht wird, und das ist in der That das höchste, was sie als naturwissenschaftliche Theorie leisten kann. . . . Das Problem der generellen Ontogenie ist durch Haeckels biogenetisches Grundgesetz endgiltig gelöst: gelöst im Sinne einer monistisch-mechanischen Naturphilosophie." Dieser doppelten Anmaßung gegenüber, ein Problem für gelöst zu erklären, das immer verwickelter und unlösbarer wird, je tiefer die Einzelforschung hineinleuchtet, und von dieser vorgeblichen Lösung eines biologischen Problems aus die Grundfrage der Metaphysik entscheiden zu wollen, müßten wir ihm zurufen: Schuster, bleib bei deinem Leisten! Die Leser werden aus den Zeitungen erfahren haben, daß auch Albert Fleischmann, Professor für Zoologie und vergleichende Anatomie in Erlangen, den „Zusammenbruch der Abstammungslehre" verkündigt hat. Fleischmanns Buch, schreibt Schmidt in der letzten Anmerkung, werde von unwissenden Laien fleißig zur Beachtung empfohlen. Es gebe eben immer noch recht viel Leute, „die es einem Lamarck, einem Darwin und Haeckel nicht verzeihn können, daß diese sie aus allen »Himmeln« herausgerissen und auf den richtigen Platz in der Natur gestellt haben. Sie ahnen nicht, diese Guten, daß die eigne Ontogenesis ihre Widerspenstigkeit gegen die neue Naturerkenntnis zu einer lächerlichen Farce macht." Der Herr verdächtigt also alle Laien, die Haeckel nicht als den Unfehlbaren anerkennen, daß sie ihm nur aus religiösen Gründen widersprächen. Mich wenigstens trifft die Verdächtigung nicht; ich wüßte wahrhaftig nicht, aus welchem religiösen Grunde ich dem biogenetischen Grundgesetz widersprechen sollte. Wäre es erwiesen, so würde ich mich sogar darüber freuen, weil es ein sehr schönes Gesetz ist, und würde Gott, der diese schöne Ordnung gestiftet hat, noch mehr bewundern. Aber daß der Gläubige nicht gern auf den Himmel verzichtet, darüber sollen die Herren in Jena nur ja nicht spotten. Wenn hungernde Strolche über einen von ihnen herfielen und ihn nicht allein beraubten, sondern auffräßen, wozu sie ja als Omnivoren das ontogenetische und das phylogenetische Recht hätten, so würde den übrigen wohl das Lachen vergehn. Geschieht dergleichen bei uns nicht so oft, als es geschehn könnte, so haben

wir das einerseits der Staatsordnung zu verdanken, die die Teleologie anerkennt, und in der auch der Professor der Zoologie Zwecke erfüllt, um deren willen die in hungernden zweibeinigen Wölfen treibenden causae efficientes eingeschränkt werden, andrerseits der Religion, die diese animalischen Triebkräfte innerlich bändigt und dem Menschen seinen Platz nicht in der Reihe der Bestien anweist. — Das sollte besonders der Züricher Professor Dr. Arnold Dodel bedenken, der den Darwinismus den Arbeitern predigt und es als einen unerträglichen Skandal beklagt, daß nicht längst in allen Schulen die biblische Schöpfungsgeschichte von der darwinischen verdrängt worden ist. Im Jahre 1889 hat er eine Reihe von Vorträgen unter dem Titel: Moses oder Darwin? veröffentlicht, die in sieben Sprachen übersetzt worden ist, und jetzt giebt er bei J. H. W. Dietz Nachfolger in Stuttgart heraus: Entweder — Oder! Eine Abrechnung in Sachen der Frage: Moses oder Darwin? Wir würden die Schrift mit der Bemerkung abfertigen, daß die Frage: Moses oder Darwin? ungefähr so viel Sinn hat wie die Fragen: Moses oder Mozart, Darwin oder Raffael, Bismarck oder Euklid, wenn uns nicht die Persönlichkeit interessierte, die aus der Broschüre spricht. Ein liebenswürdiger, von Menschenliebe beseelter Mensch und erfolgreicher Pädagog, aber zugleich fanatischer und unduldsamer Pfaffe des Atheismus. Das psychologische Rätsel ist nicht schwer zu lösen. Er gehört zu den Naturwissenschaftern, die, weil sie es nicht anders gelernt haben, voraussetzen, daß Naturwissenschaft und Bibel in unversöhnlichem Widerspruch zu einander stünden, und die, weil es ihnen an Denkschärfe und an philosophischer Schulung fehlt, die Falschheit dieser Voraussetzung nicht zu durchschauen vermögen. Zugleich wird er von dem Anblick der Gebrechen überwältigt, an denen die Kirchen ja wirklich kranken, und der Sünden, die sie ja wirklich begehn, und die Erwägung dieser Übel entflammt in ihm Haß gegen die christliche Religion, die er unter jener Voraussetzung und bei dieser einseitigen Betrachtungsweise für die ärgste Feindin des Menschengeschlechts halten muß. Manche Abschnitte seiner Schrift verdienen Beachtung, so der über die rassenverschlechternde Wirkung des Priesterzölibats, die übrigens auch schon von andern hervorgehoben worden ist. Wenn in einem katholischen Dorfe, schreibt Dodel, ein Bauer ein Häuflein Buben hat, und darunter einen recht geweckten, so nimmt diesen der Pfarrer und läßt ihn Geistlicher werden, die Dummen aber pflanzen das Geschlecht fort, und durch diese verkehrte Auslese wird mit der Zeit das ganze Volk dumm. Der Pastor hingegen heiratet das schönste, klügste und bravste Mädchen im Dorfe und begründet ein Geschlecht gesunder, tüchtiger und gescheiter Menschen. — Der Dr. phil. E. Dennert schreibt einen Bericht Vom Sterbelager des Darwinismus (Stuttgart, Max Kielmann, 1903) und mustert die mehr oder weniger ablehnende Stellung der heutigen Forscher dem Darwinismus gegenüber. Der Verfasser beweist, daß der Darwinismus unwissenschaftlich verfährt, und daß die heutige Abkühlung der Begeisterung, die er eine Zeit lang erregt hatte, keineswegs von religiösen oder sonstigen Stimmungen, sondern von der genauern Untersuchung des Thatsachenmaterials herrührt. Aus dem oben erwähnten Buche Fleischmanns führt er den Ausspruch an: „Auf Grund langjähriger und sorgfältiger Prüfung bin ich zu der Ansicht gelangt, daß die Abstammungslehre nicht begründet ist. Ich gehe sogar noch weiter und behaupte, die Diskussion der Frage gehöre gar nicht in den Bereich der exakten Zoologie und Botanik.“ Daß Abstammungslehren nicht exakte Wissenschaft sind, was sie niemals werden können, sondern Naturphilosophie, habe ich immer gesagt. Die meisten Kritiker des Darwinismus verwerfen bekanntlich nicht die Deszendenztheorie, sondern nur die Fassung, die ihr Darwin und Haeckel gegeben haben. Dennert selbst schreibt ganz in unserm Sinne: „Ich glaube, daß wir auch fernerhin wie seit vierzig Jahren berechtigt sind, in der Richtung der Deszendenz zu forschen, und glaube nicht, daß diese Forschung so ganz hoffnungslos ist, wie Fleischmann es darstellt. Allein, und darin stimme ich wieder vollkommen mit ihm überein, es handelt sich hier zunächst (und gewiß für lange Zeit) nur um eine Hypothese, die in die Arbeitstube des Gelehrten, nicht

aber auf den Marktplatz des Lebens oder sagen wir lieber auf den Marktplatz der Weltanschauungen gehört, und die vor allem nicht mit religiösen Fragen verquickt werden darf." C. J.

Litteratur

Meyers großes Konversationslexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11000 Abbildungen im Text und auf mehr als 1400 Bildtafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Erster Band. A bis Astigmatismus. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1902

Welchen schafft man sich an, den Brockhaus oder den Meyer? Die Antwort hängt von dem Jahre ab, wo die Frage gestellt wird, denn natürlich schafft man sich in unsrer Zeit der sich mit elektrischer Schnelligkeit vollziehenden Veränderungen allemal den neusten an, weil nur der über die neusten geographischen Entdeckungen und Feststellungen, über die neusten politischen Ereignisse, über die neuste Statistik und die jüngsten technischen Fortschritte Auskunft giebt. In der Güte würde sich schwer ein bedeutender Unterschied herausfinden lassen. Das deutsche Konversationslexikon stellt einen der Fälle dar, wo die Konkurrenz die Güte der Ware auf das erreichbar Höchste steigert. Da der Konkurrenten nur zwei sind, die Vergleichung also keine Schwierigkeit macht, so würde, wenn einer nachließe, der andre das Feld ganz allein behaupten. Augenblicklich versorgt uns nun Meyer mit den neusten Nachrichten, und es ist demnach selbstverständlich, daß sich die Käufer diesem zuwenden. Was man von einem „Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens" verlangen kann, das leistet er, und wir finden nichts, was an ihm auszusetzen wäre. Er läßt uns bei keinem noch so seltnen Namen im Stich, mag er Asra, Assiniboia oder Assunguy heißen, und die umfangreichen Artikel ersetzen jedem die Lehrbücher in den Fächern, in denen er Laie ist und Laie bleiben will. Im vorliegenden Bande sind das vorzugsweise geographische: Afghanistan, Afrika, Ägypten, Asien. Sie sind mit vorzüglichen Karten ausgestattet. Bei Afrika und Asien finden wir auch Karten der Entdeckungsreisen, die Brockhaus nicht hat, eine ausführliche bis auf die jüngste Zeit herab geführte Geschichte der Entdeckungen und als Textbeilagen chronologische Tafeln dieser Reisen. Auch der Artikel Architektur ist ein kleines Lehrbuch. Die auf zwölf Tafeln beigegebnen saubern Illustrationen reichen nur bis ins achtzehnte Jahrhundert, aus dem Text erfahren wir aber, daß wir Proben von den Bauwerken des neunzehnten Jahrhunderts bei den Artikeln über die Großstädte zu erwarten haben. Im Vorwort wird richtig gesagt, das Konversationslexikon solle kein Bilderbuch sein, aber die Architekturbilder und die Buntdrucke sind doch so hübsch, daß man sie mit Vergnügen ansieht, was ja wohl keine Sünde ist. Das Versprechen strengster Objektivität erfüllen die Artikel über politische Persönlichkeiten und religiöse Gegenstände und Ereignisse (Abendmahl, Altkatholizismus). Wenn in dem gründlichen Artikel „Arbeitslohn" die Abhängigkeit des Lohnes von der Bevölkerungsspannung, wie man heute das Verhältnis der Seelenzahl zur Bodenfläche nennt, nicht deutlich genug hervortritt, so ist dafür nicht die Leitung des Unternehmens sondern die zünftige und die unzünftige Nationalökonomie verantwortlich zu machen, die diesen heikeln Punkt vorsichtig zu umgehn pflegt; das Konversationlexikon kann der Wissenschaft seiner Zeit nicht voranschreiten, sondern nur ihr Niederschlag sein. Übrigens wird die erwähnte Abhängigkeit wenigstens angedeutet, indem unter den Hindernissen der Lohnerhöhung auch angeführt werden: Mangel an Thatkraft und Mitteln zur Auswandrung und Heimatliebe.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Schulreform und kein Ende

Von Otto Kaemmel



Mit vielen andern hatten auch die Grenzboten angenommen, daß der kaiserliche Erlaß vom 26. November 1900, indem er die grundsätzliche Gleichberechtigung der drei Gattungen höherer Schulen, des humanistischen Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Oberrealschule (in Preußen), in ihrem Verhältnis zur Universität aussprach, den heillosen Schulkrieg beenden und den Schulfrieden herbeiführen werde. Zwar haben alle Universitäten Deutschlands zunächst nur die medizinische Fakultät den Abiturienten auch der Realgymnasien geöffnet, die juristische nur die preußischen, aber das sind immerhin 10, oder Straßburg mitgerechnet, 11 von 21, und die Sperrung des juristischen Studiums für die Abiturienten dieser Schulen oder vielmehr nur der juristischen Staatsprüfung ist etwas so Unlogisches, daß es schwerlich Aussicht auf lange Dauer hat.

Jedenfalls hatten die humanistischen Gymnasien alle Ursache, den Wegfall ihres „Monopols" als eine Erlösung zu begrüßen, denn es hatte ihnen nur Unsegen und Verkümmerung ihrer eignen Art gebracht. Sie hatten sich einem das gesunde Maß der allgemeinen Bildung überschreitenden Betriebe der Mathematik öffnen, das Griechische nach Untertertia verschieben, das Französische in den Anfangsklassen als Hauptfach, also als ein neues Versetzungshindernis gefallen und sich so mit einem überspannten „Utraquismus" beladen lassen müssen, der an die Arbeitskraft des Durchschnittsschülers oft zu hohe Anforderungen stellt und leicht abstumpfend, nicht anregend wirkt. Deshalb durften sie mit Genugthuung vernehmen, daß nunmehr jeder der drei Schulgattungen freie Entfaltung ihrer Eigentümlichkeit gewährt werden sollte, und in der That begann in Preußen nach den „Lehrplänen und Lehraufgaben" von 1901 eine leise Rückbildung nach der humanistischen Seite hin, die wenigstens die schlimmsten Folgen der mißglückten „Reform" von 1892 heben kann. Allerdings geschah weder in Preußen noch in den andern Bundesstaaten, die diese Reform entweder gar nicht oder nur in sehr abgeschwächter Form mitgemacht hatten, etwas zur Milderung des Utraquismus, und von seiner gänzlichen Beseitigung kann natürlich auch gar keine Rede sein; er liegt im Wesen unsrer

Kultur, ja aller höhern und niedern Bildung und ist deshalb mit dem Nebeneinander des Triviums und Quadriviums schon im Mittelalter ebenso gut vorhanden gewesen wie heute.

Hat sich nun diese gerechte Erwartung noch nicht erfüllt, obwohl wir an der Hoffnung ihrer baldigen Erfüllung festhalten zu dürfen glauben, so droht die Hoffnung auf einen gedeihlichen „Schulfrieden" ganz zu schanden zu werden, denn der Ruf nach „Schulreform" ertönt immer noch und eher lauter als früher, und er richtet sich vor allem gegen das humanistische Gymnasium als die ihrem Ursprung und ihrer Organisation nach älteste Schulgattung. Die ungeheuern Fortschritte der Naturwissenschaften und der Technik, eine Weltanschauung, die, hiervon ausgehend, das Christentum, das wertvollste Erbe der antiken Kultur, entwurzeln und den Menschen nur auf das Irdische und Gegenwärtige verweisen möchte, die Abkehr unsrer modernsten Kunst vom Altklassischen, eine ungesunde Überspannung des Nationalismus gegenüber dem allgemein Menschlichen, die unleugbaren zahlreichen und schweren Übelstände einer wesentlich städtisch-industriellen, kapitalistischen Kultur, die mit überwältigender Schnelligkeit bei uns heraufgewachsen ist, die Zunahme der Nützlichkeitsfanatiker in einer Zeit, wo alle Stände und alle Völker im harten Konkurrenzkampf miteinander ringen, sogar in den regierenden Ständen bis in die Fürstenhöfe hinauf, endlich der Sieg der antiklassischen Neuerer im Schulwesen Ungarns, der skandinavischen Länder und Rußlands, das alles erzeugt neue, scheinbar alleinberechtigte Bildungsideale und erschwert die Stellung des humanistischen Gymnasiums.

Deshalb sind Anklagen und Besserungsvorschläge von berufner und unberufner Seite seit Jahren an der Tagesordnung, und sie scheinen noch immer kein Ende nehmen zu wollen. Dem einen erscheinen Paul de Lagardes geistvolle Schriften und das wunderliche Buch von Langbehn „Rembrandt als Erzieher" (zuerst 1890) den richtigen Weg zu weisen, andre wollen davon nichts wissen. Der Philosoph Theobald Ziegler in Straßburg nennt den Rembrandt ein „thörichtes Buch," dessen weite Verbreitung in 45 Auflagen (bis 1900) dem Urteil des deutschen Publikums nicht zur Ehre gereiche, und einer unsrer größten Historiker und warmherzigsten Patrioten, Heinrich von Treitschke, ist mehrmals für eine humanistische Rückbildung des Gymnasiums zu stärkerer Beschränkung und Vereinfachung seiner Bildungsmittel in die Schranken getreten (1883 und 1890, siehe Deutsche Kämpfe, Neue Folge 1896, S. 219 ff. und 386 ff.). Neuerdings hat ein preußischer Gymnasiallehrer, Ludwig Gurlitt in Steglitz bei Berlin, in einer selbständigen Schrift*) alle Klagen gegen unser höheres Schulwesen, von eignen Erfahrungen verstärkt, zusammengefaßt und Verbesserungsvorschläge daran geknüpft. In diesen Anklagen, die übrigens keineswegs nur dem humanistischen Gymnasium gelten, steckt natürlich viel Wahres. Aber recht vieles kommt auf Rechnung unsrer Gesamtkultur und nicht der Schule (z. B. die Zunahme der Nervosität und — der Selbstmorde auch unter

*) Der Deutsche und sein Vaterland. Politisch-pädagogische Betrachtungen eines Modernen. Berlin, Wiegandt und Grieben, 1902. VI und 146 Seiten.

den Schülern), andres ist nach meiner eignen Beobachtung, die ich doch wohl auch geltend machen darf, stark übertrieben. Es giebt Gott sei Dank noch viel mehr Frische und Humor im Schulleben, als Gurlitt gesehen haben will; das uralte und unsterbliche Talent der holden Jugend, sich um zu schwere oder ihr zu schwer erscheinende Arbeitslasten herumzudrücken und die Schwächen einzelner Lehrer zu allerlei freilich nicht immer bequemer und niemals lobenswerter Kurzweil zu benutzen, hilft über so manches hinweg, und wenn ich meine Jungen aus der Schule gehn oder auch in die Schule hereinstürmen sehe, wenn ich sie sich drinnen auf dem Turnplatz, nicht nur in den Turnstunden, sondern auch in den Pausen, tummeln sehe oder im fröhlichen Wettspiel draußen am Waldesrand auf grünem, luftigem Wiesenplan oder gar am Sedanfest, wenn nach stundenlangen Märschen und turnerischen Übungen der mannigfachsten Art unter den Augen Hunderter von Zuschauern der starke Sieger im „Fünfkampf" von seinen Kameraden jubelnd auf die Schultern gehoben und hereingetragen wird, dann nehme ich zwar einzelne blasse, hochaufgeschoßne, blutarme und nervöse Jungen wahr, die wohl auch das Elternhaus mehr auf dem Gewissen hat als die Schule, aber ich habe keineswegs den Eindruck, daß die ganze Gesellschaft „Rekonvaleszenten aus einem Krankenhause" gliche. Wenn ich das an einem großstädtischen Gymnasium erlebe und an dieser Schule außerdem einen Turnverein, einen Fußballverein, einen Schwimmverein habe und eigentlich nur noch einen Ruderverein vermisse, so kann ich mir weiter sagen: ein stubenverhocktes Geschlecht ist das gar nicht, und was bei uns thatsächlich besteht, das besteht auch an vielen andern Gymnasien, oder es ist wenigstens möglich ohne eine grundstürzende Reform.

Freilich, das englische Erziehungswesen, das auch Gurlitt, wie seinerzeit Paul Güßfeldt, als ein Ideal vorschwebt, obwohl er es keineswegs ohne weiteres übertragen will, das können wir in Deutschland nicht nachmachen. Unsre Gymnasien sind im wesentlichen auf Schüler aus dem Mittelstande berechnet, nicht vornehme Internatsschulen für Söhne des Adels oder reicher Geschlechter, wie Winchester, Eton, Rugby und Harrow, und wir haben nicht die Möglichkeit zu einem so ausgebreiteten Betriebe körperlicher Übungen; dafür bietet dann das Militärjahr reichlich Ersatz. Aber ich kann nicht finden, daß der gebildete Deutsche in der Regel mit Abneigung seiner alten Schule und seiner Schulzeit gedenke; mir sind so oft Beispiele treuer Anhänglichkeit und Dankbarkeit entgegengetreten, daß ich das Gegenteil eher als Ausnahme ansehen möchte, nicht nur bei unsern wenigen, den englischen Public Schools einigermaßen ähnlichen Fürsten- und Internatsschulen, die ihre Zöglinge natürlich stärker an sich fesseln als freie Gymnasien. Andrerseits sind auch die Engländer von der Vortrefflichkeit ihres Bildungswesens keineswegs mehr so fest überzeugt wie früher; sie finden sogar, daß es ihre Jugend mit dem, was zum Bestehn des heutigen Konkurrenzkampfes der Völker nötig sei, zu wenig ausrüste, und daß wir ihnen darin überlegen seien.

In der Kritik ist auch Gurlitt wie alle die Neuerer viel stärker als in den Besserungsvorschlägen. Was er über die Notwendigkeit sagt, den Unterschied zwischen Hauptfächern und Nebenfächern wieder entschiedner zu betonen, das

Wissen, namentlich das Gedächtniswissen zu Gunsten freierer Bewegung und Selbstthätigkeit des Schülers zu beschränken, also mannigfache Abstriche am Stoffe vorzunehmen, die Heimatkunde durch Anleitung zu vernünftiger Lektüre bedeutender moderner Prosadichter mehr zu pflegen, die Überspannung des Prüfungswesens und der damit eng verbundnen Dressur zu beseitigen, an der die preußischen Gymnasien im ganzen weit mehr zu kranken scheinen als z. B. die sächsischen, das ist alles zwar nicht neu, aber ganz richtig und beachtenswert. Andrerseits aber ist es ungerecht zu verlangen, daß das Gymnasium seine ältern Schüler auch in die moderne Welt- und Kunstanschauung einführe. Die Schule kann in der Kulturentwicklung niemals eine leitende Stellung einnehmen, wie etwa die Universitäten, sie kann ihr nur langsam und vorsichtig folgen, nur Dinge, die sich schon durchgesetzt und bewährt haben, pädagogisch verwerten, sonst versündigt sie sich an der Jugend. Welches ist denn „die neue Weltanschauung," etwa die sogenannte naturwissenschaftliche, die sich mehr und mehr als verfehlt herausstellt, weil sie auf zu einseitiger Grundlage bauen will? Und welches ist die „moderne Kunstanschauung," die die Schule an Stelle der klassischen lehren soll, oder ist ihr Sieg schon gewiß? Die Schule soll ihre Zöglinge von ungeklärten Tagesfragen geradezu fern halten, sie soll nur die Urteilsfähigkeit ausbilden; das weitere ist Sache der Universität, überhaupt einer reifern Altersstufe. Daß aber auch das Gymnasium der Kulturentwicklung nach besten Kräften gefolgt ist, das weiß doch auch wohl Gurlitt; zwischen dem heutigen Gymnasium und dem der fünfziger Jahre ist ein sehr großer Unterschied.

Jedenfalls steht das thatsächliche Ergebnis der Reformbewegung des letzten Jahrzehnts, soweit sie radikale Veränderungen erstrebt, in gar keinem Verhältnis zu dem großen Lärm, den sie gemacht hat und noch macht. Denn ihr einziges greifbares Resultat ist das sogenannte Reformgymnasium nach dem Muster des Goethegymnasiums in Frankfurt, das den Beginn des Lateinischen nach Untertertia, den des Griechischen nach Untersekunda verschiebt, also die eine klassische Sprache auf sechs, die zweite auf vier Jahre, allerdings mit etwas verstärkter Jahresstundenzahl, beschränkt und diesen Unterricht auf einen mit den (Reform-)Realgymnasien und den Realschulen gemeinsamen lateinlosen Unterbau mit sehr starkem Betriebe des Französischen begründet. Auf diesem lateinlosen Unterbau beruht überhaupt der übrigens keineswegs neue Grundgedanke der neuen Schule; er soll den Übergang der Schüler auf lateinlose Anstalten der andern Gattungen ohne Schwierigkeit ermöglichen und somit für die Eltern die Entscheidung über die künftige Laufbahn des Sohnes um einige Jahre hinausschieben, die endgiltige Wahl zwischen humanistischem und Realgymnasium um fünf Jahre. Daß das ein gewisser Vorteil ist, versteht sich von selbst; nur sind solche Übergänge doch immerhin Ausnahmen. Sie würden schon erleichtert werden, wenn etwa ein gemeinsamer Unterbau (VI, V, IV) für die humanistischen und Realgymnasien mit Beginn des Französischen in Quarta statt in Quinta (des Englischen in Obertertia statt in Untertertia) hergestellt würde. Bis Quarta muß es doch völlig klar sein, ob sich der Knabe für die eine oder die andre der beiden Schulgattungen eignet,

denn in dieser Klasse steht er im zwölften oder dreizehnten Lebensjahre. Wer aber seinen Jungen auf die lateinlose Realschule schickt, der hat von Anfang an ein Studium nicht im Auge und muß die Folgen tragen, wenn er sich dann hinterdrein anders besinnt, was thatsächlich höchst selten vorkommt. Dazu wird die Ausdehnung der Berechtigung zum Universitätsstudium die Notwendigkeit eines Übergangs von der einen Gattung der neunjährigen höhern Schulen zur andern immer weiter verringern, also auch den Vorteil des „Frankfurter Systems," dem doch der schwere Nachteil gegenübersteht, daß von ihm aus jeder Übergang auf ein Normalgymnasium so gut wie abgeschnitten ist.

So ist der Vorteil selbst gering, und er wird sehr teuer, er wird auf Kosten der alten Hauptfächer, der beiden klassischen Sprachen, und durch eine Verstärkung des Französischen erkauft, für die es keine innern Gründe giebt. Denn die Behauptung der Reformer, das Latein sei nun eine völlig tote Sprache, zu deren praktischem Gebrauch in Rede und Schrift ja auch das Gymnasium gar nicht mehr anleiten wolle, müsse also zu diesem Zweck durch eine moderne Sprache ersetzt werden, ist nicht stichhaltig. Wenn das Latein die internationale Sprache der Wissenschaft nicht mehr in dem alten Umfange ist, so hat es doch nicht ganz aufgehört, es zu sein. Man denke z. B. an das große Corpus inscriptionum latinarum Mommsens und andre Werke ähnlicher Art, die für ein internationales Gelehrtenpublikum bestimmt sind und sich deshalb des Lateinischen ebenso bedienen, wie das noch oft genug gelegentlich internationale Gelehrtenversammlungen thun. Ferner ist das Lateinische bekanntlich noch heute die amtliche Geschäftssprache der römischen Kirche, der ausgedehntesten Organisation der Welt, ist also in diesem weiten Kreise seit der Begründung des Christentums niemals gestorben, sondern hat auch nach der Auflösung des weströmischen Reichs ununterbrochen weitergelebt. Deshalb konnte der Fürstbischof Kopp von Breslau bei Gelegenheit der Schulkonferenz im Dezember 1890 erklären: wenn der preußische Staat in seinen Gymnasien das Latein noch weiter schwäche, so werde seine Kirche in andrer Weise selbst für seine Pflege sorgen müssen. Das hätte dann wohl eine keineswegs wünschenswerte starke Ausdehnung der Priesterseminarien zur Folge gehabt.

Für die Erhebung des Französischen als einer lebenden Hauptsprache zur Grundlage des fremdsprachigen Unterrichts aber spricht positiv gar nichts. Es ist durchaus kein deutsches Nationalinteresse, die im Rückgang begriffne Weltgeltung des Französischen, die nur wenig über zwei Jahrhunderte alt und im diplomatischen Verkehr seit Bismarck bedeutend eingeschränkt worden ist, wieder zu fördern, kein deutsches Bildungsinteresse, den Zugang zur französischen Litteratur zu erleichtern, die sich in ihrer witzigen, geistreichen, pointierten, durchaus reflektierten Art am wenigsten für die Jugend eignet, kein deutsches Verkehrsinteresse, das Französische in die erste Reihe zu rücken, denn in dieser Beziehung und durch seine Litteratur steht das Englische weit voran. Auch fällt das Französische mit seiner reichentwickelten Formenlehre dem Knaben kaum leichter als das Lateinische, wie die Zensuren gerade in der Quarta, seiner gymnasialen Anfangsklasse, Jahr für Jahr beweisen, obwohl da schon

zwei Lateinjahre vorausgegangen sind. Es ist und bleibt doch auch für die einfache Empfindung eines zehn- oder elfjährigen Jungen ein Widersinn, die Wörter anders zu schreiben als sie auszusprechen; dieser Widerspruch erhöht die Schwierigkeit des Lernens, und die grammatischen Begriffe, die seit zweitausend Jahren am Lateinischen klar ausgebildet sind, müssen künstlich auf das Französische übertragen werden. Junge Franzosen wollen die Reformer natürlich so wenig erziehn, wie das alte Gymnasium Griechen und Römer, aber sie mögen das ernste Wort Treitschkes bedenken: „Unsre gelehrte Bildung ist nur darum national, weil sie auf altklassischem Grunde ruht. Das Latein erleichtert uns den Zugang zu allen lebenden Kultursprachen, ohne uns dem eignen Volke zu entfremden. Daß ein Deutscher zum Römer oder zum Hellenen werde, ist unmöglich, zum künstlichen Engländer oder Franzosen kann er sehr wohl werden."

Sieht es also mit der innern, pädagogischen Begründung des neuen Lehrgangs recht dürftig aus, so sind seine Folgen für die beiden antiken Sprachen noch gar nicht abzusehen. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß man in einem wissenschaftlichen Fache, vor allem in einer fremden Sprache, dasselbe erreichen könne, wenn man ihr in einer kürzern Zeit eine verhältnismäßig größere Stundenzahl widmet, als wenn man ihr in einer längern Zeit eine geringere Stundenzahl einräumt. Denn eine fremde Sprache will sozusagen verdaut sein, und dazu bedarf es eben der Zeit, ruhiger Arbeit und langer Übung. Der Knabe kann nicht wesentlich mehr lateinische Wörter und Regeln in einer Woche lernen, wenn er zehn Lateinstunden hat, als wenn er nur acht hat. Und diese gewaltige Gedächtnisarbeit, die der Sextaner und der Quartaner mit einer gewissen Leichtigkeit bewältigen — in keiner Klasse sind die Fortschritte so erstaunlich wie in einer normalen Sexta —, die mutet das Reformgymnasium einem Alter zu, wo die Gedächtniskraft weitaus nicht mehr so stark ist, das durch die körperliche Entwicklung und die Vorbereitungen zur Konfirmation — in der Untersekunda auch durch das beginnende Gefühl der Männlichkeit — mannigfachen Störungen ausgesetzt ist. Mit Recht nennt der erfahrne Stadtschulrat Dr. Voigt in Berlin diese Verkennung des Verhältnisses von Gedächtnis und Verstand „den psychologischen Grundfehler des Frankfurter Systems" (Pädagogisches Wochenblatt vom 14. Mai 1902 S. 245).

Infolgedessen stellt das Reformgymnasium an Lehrer und Schüler höhere Anforderungen, spannt ihre Kräfte stärker an als das Normalgymnasium, setzt sich also mit den berechtigten Anforderungen nach Entlastung, nach freierer Selbstthätigkeit der reifern Schüler und nach Verminderung der Korrekturlasten für die Lehrer in den schärfsten Widerspruch, gerät zugleich in die Gefahr, seine Leute nur für bestimmte, beschränkte Aufgaben, für bestimmte Abschnitte eines Schriftstellers zu drillen, statt sie zu einer gewissen Beherrschung der Sprache zu bringen. Die Vermehrung der lateinischen und der griechischen Stunden (Latein in III B und III A 10, in II B bis I B 8, Griechisch von II B an 8) zwingt zugleich zu einer Herabsetzung der Mathematik auf drei Stunden von II B ab (statt 4 im Normalgymnasium). Und diese Schule macht den Anspruch, eine ganz besonders „moderne" und „nationale" zu sein, weil sie — mit dem Französischen anfängt?

Nun versichern allerdings die Reformer, die neue Schule leiste genau dasselbe in den klassischen Sprachen wie das alte Gymnasium, habe also die Probe bestanden. Sehr wahrscheinlich ist das von vornherein nicht. Die Realgymnasialabiturienten, die an einem humanistischen Gymnasium ihre Ergänzungsprüfung in Latein und Griechisch machen wollen und doch schon tüchtig Latein getrieben haben, auch selbstverständlich immer begabte, strebsame Leute sind, kommen im Griechischen, auch wenn sie es schon vor ihrem Abgange von ihrer Schule betrieben haben, sehr selten über mittelmäßige Leistungen hinaus, und bei Seminaristen, die auch zuweilen die Sache versuchen, gelingt sie fast niemals, jedenfalls nur mit der schärfsten Anspannung, und auch dann mit sehr schwachen, kaum noch zulässigen Leistungen. Wenn nun aber auch das Frankfurter Reformgymnasium einige Jahrgänge von Abiturienten entlassen hat, so ist das noch keine genügende Probe seiner Leistungsfähigkeit; von einer solchen wird erst dann die Rede sein können, wenn sich seine Abiturienten in den Staatsprüfungen bewährt haben werden. Außer dieser Anstalt giebt es noch heute nicht mehr als acht Reformgymnasien in Preußen (in Schöneberg bei Berlin, Charlottenburg, Breslau (2), Magdeburg, Rheydt, Hannover, Danzig), die meist noch in der Entwicklung begriffen sind, also noch gar keine Erfahrungen haben, gegenüber mehreren hundert Normalgymnasien, und diese schwachen Ansätze werden von manchem Reformer als der moderne Flügel des humanistischen Gymnasiums bezeichnet! So steht es thatsächlich mit der „Erprobung" des Reformlehrplans. Und schon lassen sich Stimmen hören, die auch seine Leistungen anzweifeln. In dem Gutachten eines dem Reformgymnasium sehr günstigen Berichterstatters wird ausdrücklich anerkannt, daß die Frankfurter Resultate im Lateinischen seinen Erwartungen nicht entsprochen hätten. Andrerseits ist es „ein offnes Geheimnis, daß die Abiturienten des Reformgymnasiums schließlich im Französischen nicht mehr leisten als die des Normalgymnasiums; was in den Unterklassen mehr gelernt wird, geht in den mittlern und obern, wo die alten Sprachen mit einem so gewaltigen Hochdruck einsetzen, eben wieder verloren. Zum Teil geben die an Reformgymnasien unterrichtenden Lehrer diesen Übelstand selbst zu, klagen darüber, daß das mühsam und mit soviel Aufwand an Kraft aufgeführte Gebäude von III B oder II B an wieder zerfalle, und sprechen deshalb dem Reformgymnasium den Vorzug einer einheitlichen Organisation ab." Und wie steht es mit den Leistungen in der Mathematik?

Man kann nun ruhig zugeben, daß auch die neue Schule unter günstigen Umständen, bei geringer Schülerzahl und sehr tüchtigen Lehrern, Gutes leisten kann; es führen viele Wege nach Rom, und weshalb soll man nicht einen neuen versuchen, wenn man sich davon besondre Vorteile verspricht? Aber nicht darum handelt es sich, ob einzelne Anstalten dieser Art gedeihn können, sondern nach der Auffassung der Reformer soll vielmehr diese Form des humanistischen Gymnasiums zur herrschenden werden, also unter allen Umständen und überall durchgeführt werden. Nach den bisherigen Erfahrungen müssen wir aber die Möglichkeit und die Zweckmäßigkeit einer allgemeinen Einführung bestreiten.

Die Verhältnisse, unter denen das Goethegymnasium arbeitet, sind nicht die gewöhnlichen, geschweige denn die allgemein herrschenden. In Frankfurt scheinen zunächst nur solche Kreise ihre Söhne überhaupt auf das Gymnasium zu schicken, die sie für fähig halten, den ganzen Kursus durchzumachen, was bekanntlich im allgemeinen sonst nicht der Fall ist. Sodann ist die Zahl der Schüler — am 1. Februar 1901 391, 1902 376 — für ein großstädtisches Gymnasium nicht hoch (jedes Leipziger Gymnasium ist wesentlich stärker), die Frequenz der Klassen von Untersekunda ab ziemlich schwach, und von den Gesamtzahlen waren im Jahre 1901 141, im Jahre 1902 139 Juden, also 38 oder nahezu 37 Prozent, jüdische Schüler aber gelten im ganzen für gut begabt. Ferner ist der Direktor des Goethegymnasiums, Dr. Karl Reinhardt, ein hervorragender, für seine Sache begeisterter Pädagog und hat ein ausgewähltes Lehrerkollegium um sich gesammelt, das gewiß mit aller Anspannung an der Lösung seiner schwierigen Aufgabe arbeitet, und zu dessen Ergänzung dem Direktor ziemlich unbeschränkte Mittel zur Verfügung zu stehn scheinen. Dazu lebt die Schule jetzt noch unter dem scharfen Druck einer fortgesetzten Probe, denn fortwährend wird an ihr inspiziert und hospitiert. Diese günstigen Verhältnisse werden weder Dauer haben noch sind sie allgemein vorhanden. Ein neugegründetes Kollegium verringert allmählich ganz von selbst seine Qualität, weil die besten seiner Mitglieder allmählich in höhere Stellungen berufen werden und nicht immer durch ebenso tüchtige ersetzt werden können. Die Spannung, unter der jetzt Lehrer und Schüler dieser Anstalt arbeiten, wird gerade dann am ehesten nachlassen, wenn sie nicht mehr eine Ausnahmestellung einnimmt, und die jetzt besonders günstigen Frankfurter Orts- und Zeitverhältnisse werden sich immer nur vereinzelt finden; der Durchschnitt der Lehrer und Schüler wird überall nur Mittelgut sein können.

Es bleibt also doch wohl bei dem, was mir einmal der leider zu früh verstorbne preußische Kultusminister Bosse schrieb: „Man kann Reformgymnasien wohl zulassen, aber nicht einführen." Einzelne Schulen der Frankfurter Art mögen in großen Städten in freier Konkurrenz mit dem Normalgymnasium gedeihn können, für die große Masse unsrer Gymnasialstädte eignet sich das Reformgymnasium nicht; ja bezeichnenderweise hat gerade Berlin, also unsre größte Stadt, deren fortschrittliche Gesinnung über allen Zweifel erhaben ist, noch heute keine Reformgymnasien, und erst kürzlich hat sich hier der Stadtschulrat Voigt rundweg gegen die Einführung des Frankfurter „Systems" ausgesprochen. Daß es trotz dieser Einwände weitern Boden gewinnen wird, daran kann man gleichwohl nicht eine Minute zweifeln. Namentlich städtische Kollaturbehörden werden gewiß vielfach dazu übergehn, weil sie mehr oder weniger von Stadtverordnetenversammlungen abhängig sind, in denen in der Regel die Nützlichkeitsrücksicht überwiegt, und die Mehrheit solchen blendenden Schlagwörtern, wie „Reform," „Fortschritt," „modern," „praktisch" und dergleichen mehr blindlings nachläuft. Welche Konfusion freilich eine solche Vermehrung der Reformgymnasien in unser höheres Schulwesen bringen wird, läßt sich leicht ermessen, wenn man erwägt, daß der Wechsel zwischen einer Reformschule und einem Normalgymnasium so gut wie ausgeschlossen ist, also

Eltern bei dem heute doch nicht gerade seltnen Wohnungswechsel in die schwerste Verlegenheit geraten können.

Nun hat Dr. Reinhardt, selbst ein begeisterter Humanist, seinen neuen Lehrgang in der ehrlichen Absicht aufgestellt, das schwer bedrohte humanistische Gymnasium durch Konzessionen an moderne Strömungen zu retten. Ist diese Rechnung richtig? Die grundsätzlichen Feinde der humanistischen Bildung sehen darin nichts als eine Etappe auf dem Wege zur Vernichtung dieser Bildung. Sie sind nicht befriedigt, sondern werden im Namen der „nationalen" und „modernen" Erziehung ihre Angriffe zunächst auf das Griechische richten, und da bietet das Reformgymnasium einen sehr verwundbaren Punkt, nämlich den Beginn des Griechischen in Untersekunda. Man kann in der That fragen: Weshalb sollen die Schüler, die aus dieser Klasse mit dem Einjährigenzeugnis abgehn, noch mit den Anfangsgründen einer schwierigen Sprache gequält werden, die ihnen kein lohnendes Ziel bieten und bald wieder vergessen werden? Die vernünftige Konsequenz wäre dann also, den Anfang des Griechischen nach Obersekunda zu verschieben. Alsbald würde sich dann herausstellen, daß in drei Jahren nichts erreicht werden kann, was die harte Arbeit lohnt, und dann ergiebt sich die weitere Forderung: Verwandlung des Griechischen in ein wahlfreies Fach für Theologen und klassische Philologen nach der Art des Hebräischen, denn nur diese „brauchen" es unmittelbar für ihre Studien. Von diesem Standpunkt aus ließe sich freilich noch viel eher die Abschaffung der Mathematik rechtfertigen, denn diese „braucht" im künftigen Leben nur ein kleiner Bruchteil der Gymnasiasten, und die sie nicht „brauchen," vergessen sie später vollständig, ohne sie auch nur zu vermissen. Ohne Griechisch aber giebt es kein modernes humanistisches Gymnasium, das heiß ersehnte Ziel der Neuerer, seine Vernichtung, wäre dann erreicht. Denn nach dem heutigen Stand unsrer Auffassung des Altertums ist die Kenntnis der griechischen Sprache, Litteratur und Kultur das Wesentlichste der humanistischen Bildung. Wenn Friedrich Paulsen trotzdem historisch zu begründen versucht hat, daß das Griechische erst durch den Neuhumanismus zu seiner Stellung gekommen sei, und vor dieser Zeit das Gymnasium diese Sprache nicht viel intensiver betrieben habe als jetzt das Hebräische, daß also auch das moderne Gymnasium ohne Griechisch bestehn könne, so beweist das gerade so viel, als wenn man aus demselben Grunde die Erweiterung des mathematischen Pensums bekämpfen wollte, nämlich gar nichts; wohl aber hat Paulsen durch diese Schlußfolgerung dem humanistischen Gymnasium sehr viel geschadet. Hier heißt es also: Keine Konzessionen mehr! Denn darüber täusche man sich ja nicht: ist das Griechische als wesentlicher Bestandteil des Gymnasialunterrichts einmal aufgegeben, dann erhalten wir es niemals wieder zurück, sondern wir verlieren es für immer, und unsre Bildung sinkt damit auf eine tiefere Stufe herab. Darüber mögen sich namentlich die nicht täuschen, die es angeht, und denen die Höhe unsrer Bildung wirklich am Herzen liegt. „Wenn man erst soweit geht, den Wert des Unterrichts nach dem sichtbaren Effekt zu bemessen, dann wird man auch bald dahin kommen, den Wert dessen, was man auf der Schule lernt, danach zu beurteilen, ob damit Geld zu machen ist oder nicht, dann ist Deutschland

verloren, dann ist es um seine führende Stellung unter den europäischen Völkern geschehn, denn diese Stellung beruht auf seiner überlegnen geistigen Bildung.“ (Abt Uhlhorn von Loccum in der Schulkonferenz von 1890.)

Die Neuerer begründen ihre Ablehnung des Griechischen gern damit, daß das Altertum für unsre Gesamtkultur seine alte Geltung verloren habe, daß es „verblaßt“ sei. Damit aber wird die Frage ganz falsch gestellt. Es handelt sich gar nicht um die Frage, ob das Altertum in dieser Beziehung noch seine frühere Stellung behauptet, d. h. ob es so im Vordergrunde des Interesses steht wie vor hundert Jahren, sondern um die davon ganz verschiedne: Welche Bildungsmittel sind am besten geeignet, in unsrer Jugend das Bewußtsein des historischen Zusammenhangs unsrer Kultur mit der Vergangenheit zu erwecken, ihr von dieser Kulturentwicklung einen ausreichenden Begriff zu geben und ihre geistigen Fähigkeiten in ernster, eindringender Arbeit an edeln, die Mühe lohnenden Stoffen so zu schulen, daß sie sich dann in die verschiedensten Aufgaben eines höhern Berufs hineinarbeiten kann, mag sie auch das Gelernte im spätern Leben nicht in allen seinen Einzelheiten festhalten und größtenteils vergessen? Als zugestanden wird dabei natürlich vorausgesetzt, daß kein modernes Volk in der Lage der Griechen ist, nämlich eine rein nationale, nur mit Verwertung nationalen Geisteseigentums eine der Zeit gemäße höhere Bildung zu geben.

Alle zu solcher Bildung Aufstrebenden einen und denselben Weg führen zu wollen, wäre heute eine Utopie; die Gliederung unsrer heutigen höhern Schulen in Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen ist aus natürlichen und berechtigten Bedürfnissen erwachsen, läßt sich also auch nicht mehr zur alten lateinischen Einheitsschule zurückschrauben. Alle diese Schulgattungen erstreben jenes Ziel in ihrer Art. Die eine, mehr auf die unmittelbare Vorbildung für das praktische Leben gerichtete, läßt die historischen Beziehungen unsrer Kultur in den Hintergrund treten, für die andern sind gerade diese die Hauptsache. Der gemeinsamen Basis dieser Kultur, dem Altertum, steht am fernsten die Oberrealschule, denn diese zeigt sie nur in ihrer Wirkung auf die deutsche, französische und englische Kultur, also indirekt, sozusagen von ferne. Näher steht ihr das Realgymnasium, indem es auch ins Lateinische einführt, dessen Litteratur zwar nur ein Abglanz der griechischen ist, immerhin aber dieser zeitlich, örtlich und innerlich am nächsten kommt; auf dem gründlichsten und direktesten Wege führt das humanistische Gymnasium zum Ziel. Es hat deshalb zwar die Alleinherrschaft ruhig aufgeben können, aber es darf nicht verschwinden, es muß immer die Schule bleiben, durch die die vorzugsweise gehn, deren künftige Berufsthätigkeit eine gründliche, sprachlich-historische Vorbildung voraussetzt, denn das, was es seinen Schülern bietet, wird durch kein andres Bildungsmittel ersetzt.

Alle Litteraturen und Kulturen der modernen Völker sind abgeleitet und unter fortgesetzt, bald stärker, bald schwächer wirksamen Einflüssen der Nachbarn oder des Altertums erwachsen, auch in fortwährender Umwandlung begriffen. Nur die hellenische Kultur ist schlechthin ursprünglich und selbständig, vom Orient nur in einigen äußerlichen Dingen vorübergehend beeinflußt, die sie sich

völlig assimiliert hat; sie redet zu uns in einer wunderbar biegsamen und reichen Sprache, der vollkommensten der Welt, die jedem Gegenstand ohne ein Fremdwort gewachsen ist; sie bietet einen erstaunlichen Reichtum der Erscheinungen, der mit jedem neuen Funde immer mehr zu Tage tritt, und ist doch in den großen Zügen ihrer Entwicklung so folgerichtig und übersichtlich wie keine andre, dazu in sich so abgeschlossen, daß sie von keiner modernen Zeit- und Streitfrage berührt wird; sie ist also für die Schule durch nichts zu ersetzen, weder durch die deutsche Litteratur und Kultur, noch durch die englische oder gar die französische. Kein Epos kommt als Weltbild und in frischer, lebendiger Anschaulichkeit dem homerischen gleich, das überhaupt in der englischen oder der französischen Litteratur gar kein verwendbares Gegenstück bietet, Corneille und Racine verschwinden vor Sophokles, Shakespeare überragt auch diesen, aber seine Kulturbasis ist unendlich komplizierter. Die Historiker des Altertums haben gewiß ihre Mängel, aber sie sind die Söhne einer freien und reichen Bildung, sie stehn, so weit sie für die Schule in Betracht kommen, den dargestellten Ereignissen sehr nahe oder mitten in ihnen drin, geben also ein frischeres, unmittelbarer empfundnes Bild, als die meisten modernen Geschichtschreiber vermögen, die selten Zeitgeschichte schreiben, am wenigsten als Mithandelnde; sie erzählen wirklich, ohne fortwährende Reflexion, sie schildern verhältnismäßig einfache Verhältnisse ohne Überladung mit Einzelheiten, fast alle auch ohne die moderne psychologische Analyse, die doch der Jugend noch unverständlich ist, und doch in lebensvoller Herausarbeitung des Wesentlichen. Die großen Redner sind meist zugleich Staatsmänner in tief erregter Zeit, deren Bild sie lebendig widerspiegeln, und es giebt sicherlich keine bessere Einführung in die Philosophie, als die Betrachtung ihrer Anfänge bei den Griechen, die sich zuerst die grundlegenden philosophischen Probleme gestellt haben.

Daß überhaupt alle Wissenschaften und alle Darstellungsweisen ihre Wurzeln im Griechentum haben, das macht das geistvoll zusammengestellte Lesebuch von Wilamowitz-Möllendorff*) jedem deutlich. Auch er faßt, wie heute jeder Philolog, das Griechentum rein historisch; er will die Griechen lesen nicht als unerreichbare Ideale und nicht als Muster zur Nachahmung, wie ein früheres Zeitalter die lateinischen Autoren las, um sie nachzubilden, er sagt vielmehr in der für jeden Gebildeten höchst beachtenswerten Vorrede: „Weil unser Anschauen und Denken, unser Leben in Staat und Gesellschaft, unser Eigenstes in Kunst und Wissenschaft und Religion mit dem Altertum durch tausend Fäden verbunden sind, so können wir nicht verstehn, was wir sind noch was wir sollen, ohne das Erbe des Altertums geschichtlich zu erfassen... Daß das Verständnis dieser Weltperiode erreicht werde, daran hängt die Berechtigung der Jugendbildung, welche das Gymnasium verleihen will.“ An diese Aufgabe ernste und ausdauernde Arbeit zu setzen, um ihretwillen Griechisch und Lateinisch zu lernen, an solch edelm Stoff unsre Jugend an strenge Geistesarbeit und scharfes Denken zu gewöhnen, d. h. ihr formale Bildung zu vermitteln, das lohnt auch heute noch der Mühe.

*) Griechisches Lesebuch von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff. Vier Halbbände. Berlin, Weidmann, 1902.

Das aber ist die Sache unsrer Lehrerschaft. Sie wird diese ihre moderne Aufgabe nur lösen, wenn sie selbst von ihrer Bedeutung tief durchdrungen ist, wenn sie selbst das klassische Altertum in sich lebendig macht und dem veralteten Formalismus gänzlich entsagt, wenn sie nie vergißt, daß heute die alten Sprachen nur Mittel zum Zweck sind, wenn sie die Höhe der Leistung nicht nach den Extemporalien mißt und das lateinische Spezimen nicht zu einer unnatürlichen Sammlung von Fallstricken macht, sondern daneben wo möglich wieder zu einem freien Gebrauche des Lateinischen in Wort und Schrift anleitet, also den Schülern wieder mehr das freudige Bewußtsein eines gewissen Könnens giebt, endlich ihre wichtigste Aufgabe nicht darin sieht, möglichst einwandfreie Zensuren zu erhalten, sondern in dem sichern grammatischen und sachlichen Verständnis eines lateinischen und griechischen Textes. Man plage aber auch von oben her das Gymnasium weniger mit Prüfungen aller Art, deren allzustarke Betonung nur zur Dressur führt und Lehrern wie Schülern die Freude an der Arbeit nimmt; man gewähre den reifern Schülern mehr Freiheit zu selbständiger Thätigkeit, namentlich auch die Möglichkeit, sich in die Bearbeitung eines deutschen Aufsatzes einigermaßen zu vertiefen, wozu ihnen heute das Vielerlei der häuslichen Arbeit kaum mehr die Zeit läßt; man gönne den Lehrern einige Entlastung von Stundenzahl und Korrekturen, statt jede „Lehrkraft" möglichst „auszunützen," auf die Gefahr hin, daß sie früh zusammenbricht, was leider nur zu häufig vorkommt; man schaffe ihnen endlich ein wirklich sorgenfreies Dasein, das sie als Familienväter mit heranwachsenden Söhnen und Töchtern jetzt trotz aller dankenswerten Gehaltsverbesserungen der letzten Zeit auch bei den bescheidensten Ansprüchen eines bürgerlichen Haushalts ohne eignes Vermögen thatsächlich immer noch nicht haben. Ein solches aber ist bei Gymnasiallehrern selten vorhanden, denn sie kommen meist aus kleinen, oft engen Verhältnissen, weil die ganze Laufbahn den Ehrgeiz nicht anlockt, sondern eher abschreckt, also von Söhnen wohlhabender und reicher oder hochgestellter Väter fast niemals eingeschlagen wird. Dann wird sich ein zweites gutes Wort Bosses erfüllen, das er wenig Monate vor seinem Tode (31. Juli 1901) geschrieben hat: „Wir brauchen für das Gymnasium nur freie Hand, dann bleibt es von selbst oben."



Deutsch-Österreich

(Schluß)



Es giebt in Österreich eine ganze Reihe von historischen Legenden, die meist von der Presse suggeriert worden sind, die wohl jedermann nachspricht, aber keiner mehr recht glaubt. Zu diesen gehört auch die Wendung, das letzte deutsche Ministerium wäre einzig und allein über die bosnische Frage gestürzt. Das bestreiten wir mit gutem Grund. Der Monarch fühlte sich allerdings tief verletzt, als man ihm seine erste Erwerbung für Österreich vergällen wollte, doch

ging diese Frage nicht an das Innere des Staatslebens, und so lag es durchaus noch nicht in seiner Absicht, deswegen mit den Deutschen zu brechen, und das Ministerium Auersperg blieb bis zum Februar 1879 im Amte. Aber schon während der parlamentarischen und der Preßkämpfe des Jahres 1878 verrannte sich der deutsche Liberalismus immer mehr, der unausrottbare Mangel an Verständnis des Kapitalismus für Machtfragen beherrschte die ganze öffentliche Meinung, das verhängnisvolle Wort von der Beschneidung der Armee, und daß Österreich aus zwei Mittelstaaten bestehe, die kein großes Heer bedürften, fiel und wurde Parteischlagwort auch für die im Jahre 1879 eintretenden Reichsratsneuwahlen. Die deutschfortschrittliche Presse schwelgte in Angriffen auf die „Junker und Pfaffen." Ganz analog der preußischen Fortschrittspartei in der Konfliktszeit wollte man also Österreich den „Großmachtskitzel" austreiben, das Heer verkleinern und überhaupt den Kampf auf allen Fronten führen. Der Vorstoß gegen die Armee, nicht die Opposition gegen die Okkupation machte jede weitere Rücksicht auf die Deutschfortschrittlichen unmöglich, sie wurden auf allen Fronten geschlagen, leider ging dabei auch das letzte deutsche Ministerium in die Brüche. Kaiser Franz Joseph hat sich sehr schwer zu dieser Wendung entschlossen, wohl ein halb Dutzend mal wurde Dr. Herbst zu Verhandlungen in die Hofburg entboten, er hatte nichts zu bieten wie das unfruchtbare Nein des unfehlbaren Doktrinarismus. Auch der Versuch, nach dem Sturze des Ministeriums Auersperg aus der deutschen Verfassungspartei ein neues Ministerium zu bilden, mißlang wegen der geheimen Intriguen und des offnen Widerstandes des Dr. Herbst. Wie der Leiter des nun folgenden Zwischenministeriums, Dr. von Stremayr, selbst erzählt, wurde er von Herbst geradezu für einen Abtrünnigen erklärt, „ich wurde aus der Partei, die sich zu ihrem Unglücke seiner Führung widerstandslos überließ, förmlich ausgeschlossen und in ihren Klub nicht mehr zugelassen."

Graf Taaffe wurde mit der Bildung des neuen Ministeriums betraut und erklärte sich bereit, mit der deutschliberalen Linken zu gehn, wenn sie nur seine Versöhnungsversuche nicht schon vorweg ablehnte. Da dies aber trotzdem unter Führung des Dr. Herbst geschah, nahm er sich schließlich die von der kapitalistischen Presse geschmähten Pfaffen und Junker, denn auch die verfassungstreuen Großgrundbesitzer, die bisher mit der Verfassungspartei gegangen waren, schlossen sich dem Ministerium an, das nun noch die Tschechen zum Eintritt in den Reichsrat bewog, wodurch die Deutschliberalen in die Minorität gerieten. Damals ist der Grund zu der Verbitterung gelegt worden, unter der das Deutschtum jetzt zu leiden hat, aber nur halbwahr ist die in Österreich immer wiederholte Legende, das Unglück der Deutschen schreibe sich erst vom Ministerium Taaffe her. Das trifft nicht einmal zeitlich genau zu, wie die eben angeführten Thatsachen beweisen, noch weniger kann ihm ein Vorwurf der Deutschfeindlichkeit daraus gemacht werden, daß er die Tschechen ins Parlament zog. Er war österreichischer Minister, dem die Deutschliberalen jede Unterstützung verweigerten. Übrigens hatte kurz vor dem Rücktritt des Ministeriums Auersperg der Führer der Deutschen, Dr. Herbst, mit den in jener Zeit erst auftauchenden Jungtschechen, etwa ein halbes Dutzend Abgeordnete,

Verhandlungen angeknüpft, um sie zum Eintritt in das Abgeordnetenhaus zu bewegen zu dem ausgesprochnen Zweck, das deutsche Ministerium stürzen zu helfen. In den ersten Novembertagen des Jahres 1878 trat das Leibblatt des Dr. Herbst mit diesem Vorschlag an die Öffentlichkeit, den die Deutschen zwar mit starrem Staunen totschwiegen, aber Herrn Dr. Herbst duldeten sie doch weiter als anerkannten Führer.

Es war nötig, diesen Teil der Entwicklung der innern österreichischen Politik ausführlicher zu besprechen, weil die Mitteilungen darüber sonst nicht immer objektiv lauten, während die Vorgänge durchaus geeignet sind, zum Verständnis der Zeitläufte im darauffolgenden Vierteljahrhundert beizutragen. Die damaligen Deutschösterreicher sind ebenso wie die preußische Fortschrittspartei in ihrem liberal-radikalen Kampf gegen Reaktion, Junkertum sowie Militär und für die Parlamentsherrschaft unterlegen, aber sie scheiterten nicht an der unbeugsamen Festigkeit eines monarchischen Ministeriums, sondern das ihrer Nationalität angehörige Ministerium wurde einfach mit ihnen unmöglich. Preußen konnte freilich ganz ruhig den innern Konflikt aushalten, das Deutsche Reich verträgt noch heute einen Eugen Richter mit seinen Anhängern und den ihm gesinnungsverwandten Politikern, denn die Nachteile davon kommen nur in geringem Maße den wenigen nichtdeutschen Staatsangehörigen zu gute. In Österreich liegt aber die Sache ganz anders, dort wächst jedes Teilchen von Macht, das die Deutschen durch eine fehlerhafte politische Haltung einbüßen, notwendigerweise den Slawen und in dualistischen Angelegenheiten den Magyaren zu, dort gilt es für die Deutschen, Macht zu gewinnen, aber nicht durch eine politische oder parlamentarische Niederlage nach der andern an Ansehen und innerer Kraft zu verlieren. Dann hilft kein Jammern, kein Anklagen der Regierung und kein Anrufen der Stammesbrüder mehr. Mit dem Verlust der Parlamentsmehrheit ist auch die Einigkeit, die damals, wenn auch auf verfehlter politischer Grundlage, vorhanden war, verloren gegangen, und die Erkenntnis, daß damals schwere Fehler begangen worden waren, hat zu immer weitern Spaltungen geführt, die Thatsache, daß die Führer schlecht geführt haben, hat Beschimpfungen der besten Männer und der kleinen Parteigruppen untereinander zur Folge gehabt, wie dies in keiner andern Nation in Österreich der Fall gewesen ist. Aber trotz alledem hat man den Kardinalfehler, der Ende der siebziger Jahre begangen wurde, noch immer nicht eingesehen; gerade die lautesten Parteien kennen auch heute nichts andres, als den Kampf nach allen Fronten zugleich zu führen, die Opposition in jedem Falle scheint ihnen die einzig mögliche Form der politischen Thätigkeit. Sie führen immer das Wort deutsch im Munde, sind aber doch nichts andres als liberalradikal.

Das Ministerium Taaffe war eine Notwendigkeit. Es mußte den Deutschliberalen gezeigt werden, daß es ohne sie und ohne ihre konstitutionellen Grundsätze ging, und Taaffe war der rechte Mann, ihnen die Nichtigkeit des Parlamentarismus darzuthun. Das Schwungrad einer großen Staatsmaschine geht nun freilich noch lange weiter, wenn auch die einzelnen Teile nicht mehr richtig arbeiten, und der Strom der treibenden Kraft nachzulassen beginnt, sogar ein

Stümper vermag vor dem großen Haufen den Schein, daß noch alles in Ordnung ist, aufrecht zu erhalten. Graf Taaffe war zwar in der politischen und der diplomatischen Taktik sehr bewandert, aber staatsmännische Gedanken hatten ihn nie sehr gequält. Während Bismarck seine Widersacher mehrfach auf den springenden Punkt des modernen parlamentarischen Lebens hinwies, dessen wahres Wesen in einer Reihe von Kompromissen bestehe, war Taaffe vollauf davon befriedigt, daß ihm das „Fortwursteln" gelang. Sein Ministerium war eine Notwendigkeit, aber es währte ein Jahrzehnt zu lang. Man hat da wieder die für Österreich charakteristische Erscheinung vor sich, daß man eine Sache gehn ließ, weil sie ging, sie aber so lange gehn ließ, bis sie nicht mehr ging. Das kann unter ruhigen äußern Verhältnissen ein nationaler Staat aushalten, ein Staat aus einem bunten Völkergemisch muß dabei in Gärung geraten. Es giebt nichts, was ein Staat auf die Dauer schwerer erträgt als den Mangel vorwärts drängender, emporführender Ideen; vorwärts zu neuen Zielen, das ist die Forderung der Natur. Wird ihr nicht genügt, fehlt es sogar an einer Idee, an einem Ziel des Strebens, dann tritt mißmutige Verstimmung ein, die Stimmung der Öde und Leere, die den Nährboden für den Pessimismus und den Radikalismus abgiebt. Hier liegt der Grundfehler des sogenannten Systems Taaffe, nicht darin, daß er gegen die Deutschen regierte; denn die wollten ja gar nicht mit ihm gehn, sondern wollten ihn stürzen. Auch das Lob der Offiziösen, Graf Taaffes Ministerium habe eine stattliche Reihe grundlegender gesetzlicher Schöpfungen, wie die Neugestaltung der Wehrverfassung, die Reform der direkten Steuern usw. zu stande gebracht, ist parteiisch. Wenn ein Vater seinen Kindern Schuhe verschafft, daß sie nicht barfuß laufen, so beweist das noch gar nichts für seine pädagogische und wirtschaftliche Tüchtigkeit. Daß Graf Taaffe, etwa nach vier Jahren seines Regiments, nicht daran gedacht, wenigstens nicht den Versuch gemacht hat, den hinreichend gestraften Deutschliberalen einen der Bedeutung des Deutschtums nach Herkunft und Kultur entsprechenden Anschluß an das innerpolitische Leben zu ermöglichen, ist eine Unterlassung, die nicht für seine staatsmännische Begabung spricht. Damals hätte ein Ministerium Clary oder Körber viel nützen können.

Das dauernde Verhalten des Grafen Taaffe hat aber mit vollem Grund den Deutschen wieder ein Recht gegeben, über Benachteiligung zu klagen, denn er war der erste, der ihnen keine höhere Bedeutung beimaß als jeder beliebigen andern österreichischen Nation. Dies und die Nonchalance, die er auch allen übrigen Fragen des Staatslebens gegenüber hervorzukehren pflegte, hat das Vertrauen in den Ernst und das Verständnis für die Behandlung der Regierungsangelegenheiten in den obersten Kreisen stark erschüttert. Bei den schwersten Schlägen nach 1859 und 1866 hatte sich jedesmal nach dem ersten Aufschrei über die Kurzsichtigkeit und die Kopflosigkeit oben immer wieder alles hoffnungs- und vertrauensvoll um Krone und Regierung geschart, während der Regierung Taaffes hat sich dagegen ein Strom des Radikalismus und antimonarchischer Anschauungen über Österreich ergossen, wie er früher gar nicht für denkbar gehalten worden wäre. Durch den dauernden Mangel an staatsmännischen Ideen litt nicht bloß der Staat, sondern auch das Deutschtum, das

immer unheilbarer der parlamentarischen Zerklüftung verfiel. Die Versuche einzelner deutscher Parteigruppen, bei deren Führern allerdings auch selbstsüchtige Beweggründe erkennbar wurden, sich in wichtigen Staatsfragen der Regierung zu nähern, gaben dem Radikalismus willkommnen Anlaß zu den wütendsten Angriffen und schufen die Grundlage für den heutigen Zustand, worin die parlamentarische Vertretung des Deutschtums in eine ganze Reihe von ohnmächtigen Parteigruppen gespalten erscheint, die sich gegenseitig befehden und einander die Mandate abzujagen suchen. Daß die auf Taaffe folgenden Ministerien bis zum Ministerium Thun dieser Sachlage noch weitern Vorschub geleistet haben, sei nur nebenbei bemerkt.

Die Deutschen in Österreich haben nie Glück mit ihren Führern gehabt. Auch die Häupter der sogenannten Verfassungspartei, die die große Mehrzahl der deutschen Abgeordneten in eine große Partei zusammengefaßt hatten, folgten der französischen Doktrin und standen nicht auf eignem österreichischem Boden. Aber es war doch wenigstens eine Einheit vorhanden. Heute gilt gerade das Gegenteil, und die Deutschösterreicher dürfen mit vollem Rechte den Spottvers auf sich anwenden: „An Häuptern fehlts uns wahrlich nicht, uns fehlt es nur an Köpfen.“ Wir sehen da lauter überzeugte und ehrliche Männer, aber leider keinen unter ihnen, dessen Autorität über die engste Gefolgschaft hinausreicht, dem sie alle trauen, und der für sie alle einsteht. Es fehlt ihnen an jedem Führer, dessen Kopf die Aktion ihrer Gruppen einheitlich zu leiten, dessen Wort die Stellung der Gruppen zu verbürgen vermag. Daß es in den slawischen Parteien nicht viel anders steht, macht nicht viel zu Gunsten der Deutschen aus. Die großen Gedanken fehlen auf allen Seiten, aber die Deutschen brauchen sie am notwendigsten, denn mit der Beteuerung ihrer historischen Rechte und der Erinnerung an die Leistungen ihrer Vorfahren allein kommen sie nicht aus. Wollten sie daraus die einzig berechtigten und politisch praktischen Schlüsse ziehn, so könnten diese nur dahin lauten, daß ihre Aufgabe in dem aus deutscher Grundlage mit der Krone gemeinsam geschaffnen Österreich nicht sein kann, sich aus sogenannten prinzipiellen Gründen und politischen Meinungen mit jeder Regierung in mindestens unfruchtbare, wenn nicht dem Deutschtum direkt nachteilige Streitereien einzulassen, sondern zu jeder Unterstützung bei allen „Staatsnotwendigkeiten,“ für deren Kosten sie doch so oder so aufkommen müssen, bereit zu sein. Jeder Geschäftsmann handelt so, und die einfachste Lebensklugheit müßte es lehren. Wir wollen das aber noch an einem Beispiele besonders ausführen. Die deutsche Verfassungspartei hatte 1879 gegen die Armee agitiert, und wir nehmen an, daß die Herren in ihrer doktrinären Befangenheit wirklich überzeugt waren, die österreichisch-ungarische Monarchie könne die Kosten nicht ertragen. Nun, das war ein Irrtum, denn seither sind die Kosten für eine viel größere Armee aufgebracht worden, und Österreich ist nicht zu Grunde gegangen. Aber was war die Folge? Die Tschechen bewilligten, was die Deutschliberalen verweigerten, die Deutschen mußten gemäß ihrer Steuerkraft den Löwenanteil bezahlen, wurden aber politisch an die Wand gedrückt, und zwar zeitweise so arg, daß sie „quietschten,“ um mich eines Bismarckischen Ausdrucks zu bedienen. Hatten sie das nötig? — Jetzt wollen wir

einmal sehen, was sie daraus gelernt haben. Es sind seit jener Zeit mehr als zwanzig Jahre verlaufen, und einzelne Parteigruppen stimmen jetzt unverdrossen, einige allerdings „mit Wahrung des Prinzips," für die Heeresvorlagen, aber in der zahlreichsten Gruppe, der deutschen Volkspartei, und in den noch weiter links stehenden Gruppen der Alldeutschen ist der alte Demokratenhaß gegen alles Militärische noch lebendig, obgleich die Armee, deren Dienstsprache deutsch ist, eine wesentliche Stütze des Deutschtums bildet, die man im deutschen Lager schonen sollte, wenn man wirklich etwas von Politik verstünde. Dazu weiß man, daß alle Angriffe auf die Armee vom Monarchen schwer empfunden werden. Aber gerade darum thut man es ja.

Seit der Radikalismus in Österreich herangebildet worden ist, macht sich „der Männerstolz vor Königsthronen," der für die „immunen" Parlamentarier ein ungefährliches Ding ist, ungemein breit, denn es imponiert dem Wähler, der darob Beifall klatscht, und vor dem man um die Mandate wettkriecht, statt ihn über den Ernst der Lage und die verantwortungsvollen Pflichten eines Abgeordneten für den Staat und für das deutsche Volk aufzuklären. Da wird mit schmetternden Phrasen und Schlagworten gearbeitet, die bloß darauf berechnet sind, daß der Konkurrent um das Mandat — um wieder mit einem Bismarckischen Bilde zu sprechen — „nicht höher springt." Und so geht es wie im Zirkus, wo der junge Springer, berauscht von dem Jubel des Publikums und den ihm zugeworfnen Kränzen und Apfelsinen, zu immer waghalsigern Anläufen ausholt, bis schließlich einmal die Katastrophe hereinbricht, und die tosende Menge dann entsetzt die Stätte des Grauens verläßt, nach kurzer Zeit an andern Orten aber unter ähnlichen Verhältnissen dasselbe Spiel fortsetzt. Das ist freilich in andern Ländern auch der Fall, und hierin liegt ja die wesentlichste Ursache des allgemein beklagten Niederganges des Parlamentarismus, aber für das Deutschtum in Österreich wirkt diese Entwicklung der Dinge nahezu verhängnisvoll, weil es in seiner heutigen Lage nur ihrer Pflicht und ihrer schweren Verantwortung bewußte Vertreter brauchen kann, denn jeder Fehler, jedes Versehen auf deutscher Seite kommt den Slawen ohne deren Verdienst und Bemühn von selbst zu gute.

Hier ist es auch Zeit, auf gewisse Eigentümlichkeiten der Deutschösterreicher zurückzukommen. Die schweren, wenn auch nicht gänzlich unberechtigten Vorwürfe, die in den letzten Jahren vereinzelt gegen die Deutschösterreicher, namentlich die Deutschböhmen, in deutschen Blättern von guten Beobachtern erhoben worden sind, und in denen von einer großen Leichtlebigkeit und Willensschwäche die Rede ist, sollen hier nicht wiederholt werden. Jedenfalls ist es aber auffällig, daß der oft mit klingenden Worten in den Blättern und in Entrüstungsversammlungen betonte nationale Kummer über die Zurückdrängung des Deutschtums im gewöhnlichen Leben gar nicht zu Tage tritt. Man lebt ganz gemütlich, für norddeutsche Gepflogenheiten etwas über die Verhältnisse weiter, und neben den betrübenden Verhältnissen im Parlament finden die neusten Wiener Börsenwitze und großstädtischen Lascivitäten immer noch das vornehmste Interesse. Trotz aller entrüsteten Proteste und Resolutionen, die immer „einhellig" gefaßt werden, wird man nie einer Gestalt begegnen, die über den Kummer des deutschen

Volkes und die Wege zur Abhilfe sinnt und brütet. Brutus schläft, „das muß die Regierung thun," sagt man. Der unbefangne Beobachter wird dem gegenüber nun freilich sagen: Unter solchen Umständen kann es ja bei euch gar nicht so schlimm sein, wie ihr es macht. Ich will versuchen, dieser Erscheinung die politisch-philosophische Seite abzugewinnen. Völker, die eine größere Vergangenheit haben und sich deshalb nicht in die kleinere Gegenwart finden mögen, pflegen mit der Vergangenheit auch zugleich die Fähigkeit verloren zu haben, die politischen Lagen der Gegenwart und vor allem die eigne mit dem rechten Namen zu nennen. Es fällt ihnen schwer vor sich selber und aus doppelten Gründen erst recht vor der Welt. Die Deutschösterreicher haben einst von der Zuschauertribüne ein halbes Jahrhundert den deutschen Händeln zugesehen und sich nur gelegentlich dem Wortwechsel im Innern der Loge zugewandt. Jetzt ist auf einmal die große Bühne für sie geschlossen, sie sind auf die innern Verhältnisse angewiesen, die etwas vernachlässigt worden waren und sich infolgedessen unerfreulich entwickelt haben. Aber den Spaniern, die Amerika für Europa entdeckt hatten, hat dieses mit recht geringer Teilnahme den letzten Rest amerikanischen Besitzes wegnehmen sehen, und den Deutschösterreichern hilft die geschichtliche Thatsache nichts, daß aus ihrem Gebiet ein halbes Jahrhundert lang die deutschen Kaiser gewählt worden sind. Historische Erinnerungen sind nur Imponderabilien, die unter Umständen eine ansehnliche unterstützende Bedeutung gewinnen können, aber die praktische Politik beschäftigt sich bloß mit der Macht, und diese kommt nur von der Tüchtigkeit der Völker und ihrer Regierungen. Daran denken die Deutschösterreicher zu wenig. Sie sind seit längerer Zeit der eigentlichen Politik entwöhnt, wenigstens einer solchen ernsthaften, die einige Trümpfe in der Hand hat und auch entschlossen ist, sie auszuspielen. Die dichterische Fähigkeit des Volkes verwechselt fortwährend die Symbolik mit der Handlung und glaubt, durch jene dem Gegner Schaden zugefügt und die eigne Würde gewahrt zu haben. Es wird der Gegner beschimpft, eine heftige Resolution gefaßt, aber dann ist die Stimmung vorüber. So gleicht man den Franzosen, die einstimmig: „Nach Berlin!" riefen, aber sämtlich noch jenseits der Grenze gefangen wurden trotz aller persönlichen Tapferkeit. Man setzt in Deutschösterreich viel zu sehr das Wort für die That, und darum bleibt die Wirkung aus. Es ist, um im Wiener Jargon zu reden, viel „Pflanz" dabei.

Es kann den Deutschösterreichern nur geraten werden, zu dem Element der Politik zurückzukehren, und das heißt: Macht zu gewinnen. Diese kommt nicht von der schönsten politischen Theorie, sie geht nicht aus dem ausgeklügeltsten Parteiprogramm hervor, aber sie fließt aus der Einigkeit. Keins der zahllosen Parteiprogramme der letzten Jahrzehnte ist auch nur in einem Punkte durchgeführt worden, den einzigen Erfolg, wenn auch nur einen defensiven, haben die Deutschen mit ihrem Pfingstprogramm erlangt, weil damals wenigstens ihre Mehrzahl dahinter stand. Das Pfingstprogramm war auch keine staatsmännische Meisterarbeit, es ist nicht frei an Widersprüchen, ist im unpopulären Advokatendeutsch verfaßt, die Alldeutschen hielten sich im Gefühl ihrer Überdeutschheit, die Deutschklerikalen aus Mißtrauen gegen den Radikalismus von ihm fern; trotzdem wird keine österreichische Regierung wagen, zu versuchen, die Deutschen hinter dieses schon fast vergessene Programm zurück-

zudrängen, weil man weiß, es würde mit neuer Lebendigkeit wieder auferstehn. Wenn die Deutschen Politiker wären, könnten sie daraus etwas lernen. Gerade jetzt, wo die Verhältnisse in Österreich für sie eine günstigere Wendung genommen haben, sollten sie einsehen, daß mehr als je Einigkeit not thut. Alles, was sie wieder spalten könnte, muß vermieden werden, wenigstens bis auf weiteres. Wären sie nur halbwegs einig, so prallte der slawische Sturm noch heute an ihrem festen Felsen ab. Schon die Spaltung in einen klerikalen Flügel, der mit den Tschechen gegangen ist, selbst noch mit den hussitisch und radikal angehauchten Jungtschechen, und einen liberalen Flügel hat ihr Elend verschuldet, und die Spaltung des liberalen Flügels in eine Reihe machtloser, sich gegenseitig bekämpfender Fraktionen vermehrt es noch. Man schreibe nur einmal das Wort „deutsch," aber recht deutlich und ohne jede radikale oder klerikale Zuthat, auf das Parteiprogramm, man lasse sich nicht von der ganz andre Ziele verfolgenden kapitalistischen Presse auseinanderhetzen; man lerne den deutschen Bruder, der andrer Meinung ist, statt ihn zu schmähen, wenn auch als vermeintlich Irrenden, dulden, und die Einigkeit wäre vorhanden, die Macht wäre sofort soweit in den Händen der Deutschen, daß nach ihrem Willen regiert werden müßte, weil sie es in der Gewalt hätten, durch den geringsten Kompromiß mit einer ihnen genehmen Fraktion jede parlamentarische Frage zu entscheiden. Seit der Einführung der allgemeinen Wählerklasse ist die Möglichkeit für die Deutschen, die parlamentarische Mehrheit für sich allein zu erlangen, wohl für immer verloren gegangen, aber das wäre für geschickte Politiker, die ihr Geschäft verstehn, gar kein Unglück, weil die vereinten Deutschen als ausschlaggebende Macht von vielen Seiten umworben würden und versöhnend und verbindend auftreten könnten, während die einfache Mehrheit und damit Herrschaft im Parlament ihnen den Haß aller eintragen würde. Freilich, so weit sind wir noch lange nicht; ehe die gegenwärtigen deutschen Parteien ihre Fraktionsbrille so weit geputzt haben werden, daß sie diese ihnen ganz klar vorgezeichnete parlamentarische Stellung erkennen, kann noch lange Zeit vergehn. Vielleicht, daß den Deutschen ein Führer ersteht, der die alles besser Wissenden zu meistern versteht, möglich, daß erst wieder eine Art Badeni kommen muß, der die nur querulierenden ohnmächtigen deutschen Gruppen beiseite zu schieben glauben könnte, sie sich dann aber plötzlich geeinigt gegenüber sähe. Vor der Hand ist freilich nicht an eine Besserung zu denken. Die Verbohrtheit der Fraktionspolitiker, die vom Altliberalismus hergekommne Arbeitsscheu, die den glücklichen Inhaber des Parteiprogramms von jeder Thätigkeit und auch vom Denken entbindet, der Eigendünkel der Kleinen, die meinen, weil sie sich auf die Fußspitzen stellen, bedeute ihr Ausguck den politischen Horizont, die Leichtlebigkeit der gebildeten und besser gestellten deutschen Gesellschaftsklassen, die aus alledem hervorgehende Schwäche des Nationalgefühls lassen es zu nichts kommen.

Von dem Einfluß der „führenden" hauptstädtischen Presse ist nichts zu hoffen, denn diese dient ausschließlich kapitalistischen Zwecken, die nicht mit der Einheit und Macht des Deutschtums zusammenfallen. Mahnende vernünftige Stimmen in der Provinzpresse werden um so lieber überhört, weil man sich nicht sehr anstrengen mag. Ganz im Sinne unsrer Ausführungen sagte schon

vor einem Jahre einmal die „Tetschen-Bodenbacher Zeitung": „Wenn den Deutschen der Kampf gegen Rom als die wichtigste nationale Aufgabe erscheint, dann müssen sie trachten, im Abgeordnetenhause eine antiklerikale Koalition der freiheitlichen Parteien aller Nationen zustande zu bringen. Stellen sie dagegen das nationale Moment am höchsten, dann muß ein Zusammenschluß aller deutschen Vertreter ohne Rücksicht auf ihr politisches Bekenntnis herbeigeführt werden. Eins nach dem andern kann Erfolg versprechen. Aber der kraftmeierische Versuch, gleichzeitig nach drei Fronten kämpfen zu wollen, muß notwendig zur Vereinsamung und Ohnmacht führen." Diese Ausführung ist doch zu einfach und zu klar, als daß sie nicht von sämtlichen deutschen Parteihäuptern — übersehen werden müßte. Vergeblich zürnte auch die „Leitmeritzer Zeitung": „Man sieht nur die Fraktion, man lebt nur für die Fraktion und arbeitet nur für die Fraktion — das Volk selbst hat das Nachsehen. Solange sich nicht der gesunde Geist im deutschen Volke gegen die Fraktionssucht auflehnt, solange ist eine Wendung zum Bessern nicht zu erwarten; denn bekanntlich verdient jedes Volk die Abgeordneten, die es hat."

Es ist dem nur noch wenig hinzuzufügen. Wenn sich die Deutschösterreicher bedrückt fühlen und es zum Teil auch sind, so liegt das in der Hauptsache in ihren Preß- und Parteiverhältnissen, die nur sie allein zu ändern vermögen. Alles Geschrei darüber ist wenig wert und hindert höchstens das Nachdenken über die wahre Lage und die naheliegende Abhilfe. Glücklicherweise sind die Dinge nicht ganz so schlimm, wie sie hingestellt werden, namentlich als Gefahren für das Deutschtum. Wenn man liest, daß bei der letzten Volkszählung im Jahre 1900 die Deutschen in Böhmen um ein geringes mehr zugenommen haben als die Tschechen, so kann es mit der Vertschechung im Lande nicht so gar gefährlich beschaffen sein, und wenn man weiter erfährt, daß die Italianisierung in Südtirol zum Stillstand gekommen ist und zurückzufluten beginnt, so muß man aus all diesen Thatsachen den höchst erfreulichen Schluß ziehn, daß in den Deutschösterreichern doch noch ganz andre Kräfte und Gaben thätig sind, als bei ihren durch das Wahlschlagwort in das Parlament geschnellten Vertretern zu Tage treten.

Albin Geyer



Die türkischen Finanzen



Der Handelsverkehr zwischen Deutschland und der Levante via Hamburg ist in den letzten zehn Jahren von 77 Millionen auf 157 700 000 Mark gestiegen. Die europäische Türkei führte 1890 aus Deutschland für 1 Million Mark ein; 1901 war diese Zahl auf 10 Millionen gestiegen. Die Ausfuhr der europäischen Türkei stieg in derselben Zeit von 130 000 Mark auf 7 Millionen. Die asiatische Türkei hat ihre Einfuhr aus Deutschland in derselben Zeit von 300 000 Mark

uf 10 Millionen, ihre Ausfuhr dorthin von 5600000 Mark auf 14600000 Mark gesteigert.

Diese Zunahme des Handels eröffnet die günstigsten Aussichten für die Zukunft, wenn es gelingt, die fruchtbaren Landschaften der asiatischen Türkei em Verkehr zu erschließen. Diese Erschließung ist aber, wie z. B. der baldige Bau der Bagdadbahn, abhängig von der finanziellen Bereitschaft der Türkei, ewisse Garantien zu geben. Daraus ergiebt sich, daß der Handel ein hervorragendes Interesse an der Konsolidation der türkischen Finanzen hat.

Nach den vor Jahren angestellten Ermittlungen sind die Anleihen der Türkei in der folgenden Art über Europa verteilt:

	1898		1881 Ermittelte Beträge bei der Registrierung zum Zwecke der Konversion	
	Türk. Pfund	Anteil in Prozenten	Türk. Pfund	Anteil an Prozenten
Frankreich	35 Millionen	44,872	36716903	39,988
England	$8^1/_2$ „	10,898	26618287	28,999
Türkei	5 „	6,410	7281292	7,930
Belgien	14 „	17,948	6612585	7,201
Holland	$3^1/_2$ „	4,488	6974886	7,590
Deutschland	$9^1/_2$ „	12,179	4320295	4,705
Italien	1 „	1,282	2407512	2,622
Österreich-Ungarn	$1^1/_2$ „	1,923	886037	0,965
zusammen	78 Millionen:	100 Proz.	Total: 91818798*):	100 Proz.

Diese Zahlen blieben schon damals nicht unwidersprochen, inzwischen hat sich der deutsche Besitz wahrscheinlich stark vermehrt. Die Gläubiger aller Nationen sind durch Delegierte in dem Conseil de l'Administration de la Dette Publique vertreten, sie werden auf fünf Jahre gewählt und sind wieder wählbar. Ihre Ernennung erfolgt durch die verschiednen Komitees. Das deutsche Komitee besteht aus der Deutschen Bank, dem Bankhaus Bleichröder und der Königlichen Seehandlung, die andern sind in Paris, London und Rom. Der Delegierte der Inhaber der Prioritätsobligationen wird von der Banque Ottomane ernannt. Die Geschichte der ottomanischen Staatsschuld und des Steuerwesens in der Türkei enthält zahlreiche interessante Punkte, aus denen auch der Maßstab für die Beurteilung der heutigen Verhältnisse entnommen werden kann. Uns beschränkend knüpfen wir hier an den Bericht des Lord Hobart aus dem Jahre 1863 an: Anfang 1862 beliefen sich die nicht konsolidierten Schulden auf 20 Millionen Pf. St. Der Papiergeldumlauf betrug 9 Millionen, die schwebende Schuld nicht ganz 11 Millionen Pf. St. Der Bericht führt aus, daß es der englischen Kommission 1859 bis 1860 gelungen sei, diese Schuld um $15^1/_2$ Millionen Pf. St. herabzusetzen; dieselbe Kommission bewirkte die Errichtung der Banque Ottomane. Die Verhandlungen wurden mit der französischen Gruppe, vertreten durch den Marquis de Ploeuc, und mit der englischen Gruppe, vertreten durch Mr. Gilbton, geführt. Die seit 1856 bestehende Banque Ottomane wurde auf erweiterter Grundlage mit größern Privilegien ausgestattet. Das Kapital wurde von 500000 Pf. St. auf $2^3/_4$ Millionen türk. Pf. festgesetzt, 1865 auf 4 Mil-

*) Die Differenz rührt von der inzwischen erfolgten Tilgung her.

lionen, zur Hälfte eingezahlt, und 1874 auf 10 Millionen erhöht. Die neue Bank trat 1863 mit der Emission einer Anleihe von 200 Millionen Franken auf, 1865 folgte die Ausgabe neuer Obligationen von 150 Millionen Franken zu 6 Prozent; von der Banque Ottomane zu 330 (nominal 500 Franken) ausgegeben. In das Jahr 1865 fällt die von dem englischen Waffenlieferanten Merton vorgeschlagne Errichtung eines Hauptbuchs der Staatsschuld und in der Folge die Ausgabe einer Anleihe von 40 Millionen türk. Pf., wovon 29 Millionen zur Konversion alter Titres dienen sollten, 7 Millionen sollten zu späterm Verkauf in Reserve gestellt werden; 4 Millionen wurden in Konstantinopel, London, Paris, Amsterdam und Frankfurt zur Zeichnung aufgelegt zum Kurs von $47^1/_2$ und der Ertrag nach Abzug der Kosten der Regierung zur Verfügung gestellt. In Deutschland besorgte das Frankfurter Haus Erlanger die Operation. Der Gewinn des Finanzkonsortiums an dieser Operation wird auf 15 Millionen Franken angegeben. Der erste Coupon wurde am 13. Juli 1865 bezahlt, der folgende Coupon wurde notleidend, und die Rente fiel auf 28. Große Aufregung. Die Börsen rechneten der Türkei vor, daß sie in den letzten zwölf Jahren 70 Millionen Pf. aufgenommen hätte. Im Oktober wurde jedoch der Coupon bezahlt, und sofort erfolgte eine neue Emission, 300000 Obligationen zu 6 Prozent von 500 Franken zu 415, rückzahlbar in 5 Jahren. Dann erfolgt 1869 die Anleihe (Pinard) 6 Prozent von 555550000 Franken zu 315, dann die Eisenbahnanleihe (Hirsch) von 792 Millionen Franken, auf die 1870 sofort 300 Millionen Franken öffentlich gezeichnet wurden. Hierauf geben Dent, Palmer & Komp. 1871 5700000 Pf. St. zu 6 Prozent und 73 Prozent aus, garantiert durch den Tribut Ägyptens.

Die Banque Ottomane verteilt $13^1/_2$ Prozent Dividende, und die Schätzung ihrer Reserven erreicht fast phantastische Zahlen. In Wien schreiten die Kreditanstalt und der Bankverein zur Errichtung der Österreichisch-Türkischen Gesellschaft, Kapital 40 Millionen türk. Pf., 40 Prozent Einzahlung. Im Handumdrehn steigt der Kurs des neuen Papiers von 120 auf 145, und es folgt die Errichtung der Österreichisch-Türkischen Kreditanstalt, Kapital 20 Millionen Gulden. Die Subskription erfolgte unter enormem Andrang, es wurden über 650 Millionen effektiv gezeichnet. Zwei Jahre später wurde die Liquidation der Gesellschaft beschlossen.

Sofort nach der Gründung lieh die neue Gesellschaft der Türkei 900000 Pf. Neben dieser Anleihe gelangten die „Delegationen,“ von der türkischen Regierung ausgestellt, in Verkehr: Zahlungsanweisungen, die verschieden bewertet wurden, die des Kriegsministeriums galten 80 Prozent, die des Palastes 50 bis 75 Prozent. Im Jahre 1872 bieten Raphael & Sons 11129200 Pf. neunprozentige Schatzbons der Vilajets kurzfällig an, einlösbar 1873 zu 55 Prozent gegen Serie 2 der allgemeinen 5 Prozent-Schuld, Nominalkapital 20229000 türk. Pf. Der Ertrag ist teilweise zur Tilgung der schwebenden Schuld bestimmt, die 1872 angegeben wurde, 223 Millionen Franken, nicht mitgerechnet 75 Millionen Rückstände für Sold und Gehalte. Eine neue fünfprozentige Anleihe von 50 Millionen türk. Pf., die das betreffende Komitee zu 63 übernommen hatte, konnte nur bis zum Betrage von 3 Millionen ausgegeben werden. Dann

kam der Wiener Krach dazwischen. Merton sah den Zusammenbruch der Anleihewirtschaft voraus und verkaufte enorme Summen türkischer Titres à découvert. Aber die Türkei unterhandelte mit dem Crédit Mobilier Français um eine neue Anleihe, und auf die Nachricht davon stieg der Kurs auf 58. Merton, vor einer ungeheuern Differenzenschuld stehend, nahm sich das Leben. Bald darauf fiel der Kurs wieder auf 22 Franken, ein Jahr später auf 9. Die Anleihe des Crédit Mobilier, 694 Millionen Franken zu 6 Prozent, rückzahlbar in 33 Jahren, zu 42 Prozent fest übernommen, wurde ohne Erfolg aufgelegt; nur 25 Prozent wurden gezeichnet.

Um den Sturm zu beschwören, kündigte die Pforte die Ausführung der folgenden Maßregeln an: Säkularisation der Vakufgüter (Güter der Toten Hand), denen die Steuerfreiheit genommen werden sollte; Reformen im Bergbau; Einführung der Stempelsteuer; jährliche Veröffentlichung der Budgets. Um den Coupon zu bezahlen, behilft sich die Regierung mit gelegentlichen Anleihen, für die sie bis 1½ Prozent pro Monat bezahlt. Im Januar 1874 trifft Sadyk, der Freund des Baron Hirsch, in Wien ein zu Unterhandlungen mit der dortigen Finanzwelt. Von Wien fährt er nach Paris. In seinem bescheidnen Quartier am Boulevard Haußmann empfängt er die Spitzen der Pariser Finanzwelt und erreicht alsbald einen Vorschuß von vierzig Millionen Franken, die die Couponzahlung am 1. März 1874 sichern. Am 18. Mai unterzeichnet er eine Konvention ad referendum: Reorganisation der Finanzverwaltung, Reorganisation der Banque Ottomane nach Verschmelzung mit der Österreichisch-Türkischen Bank und die Erhöhung des Kapitals auf 250 Millionen Franken. Sie soll fortan alle Einkassierungen zentralisieren und die nach Einvernehmen mit einem internationalen Syndikat angestellten budgetmäßigen Ausgaben bezahlen. Hier ist der Keim der spätern Finanzreform.

Inzwischen hatte sich das Bild in Konstantinopel verändert. Der Einfluß der konservativen Partei hatte den Sultan gegen Sadyk aufgebracht, er wurde abberufen, der Überschreitung seines Auftrags beschuldigt, die Konvention nicht ratifiziert. Das Syndikat zahlte die vierzig Millionen natürlich nicht aus. Die Interimsscheine wurden an der Börse exekutorisch verkauft. Die Pforte klagt gegen die Mitglieder des Syndikats; ohne Erfolg. Bald darauf ist Sadyk wieder im Sonnenschein der kaiserlichen Gunst und erhält Auftrag, seine Pläne auszuführen. Jedoch das Syndikat erscheint in der Rolle der Beleidigten. Jetzt greift die Banque Ottomane ein. Zunächst erfolgt die Reorganisation der Bank. Sie wird der Kassierer der Regierung für Einnahmen und Ausgaben des Budgets. Sie wird beauftragt mit dem Verkauf der Schatzbons und erhebt für sich eine Kommission von allen Emissionen; von Einzahlungen und Auszahlungen bezieht sie ein halbes Prozent Kommission. Wenn diese Kommission 50 Millionen türk. Pf. jährlich nicht übersteigt, so erhält die Bank für jede ihrer Filialen 5000 türk. Pf. gezahlt. Thomas Bruce, der Vorsitzende der englischen Aktionäre, sagt, diese Konvention sei ohne Beispiel in der Geschichte unabhängiger Gesellschaften und der Finanzinstitute der Welt.

Die jährliche Veröffentlichung des Budgets wird angeordnet. Eine Kom-

mission aus Vertretern der Banken, beauftragt mit der Feststellung des Budgets, ermittelt eine schwebende Schuld von 340 Millionen Franken. Der Vorschuß, den die Banque Ottomane zu leisten hat, wird erhöht auf 2700000 türk. Pf. Dafür sollen acht Prozent Zins über dem Durchschnittsdiskont der Banken von Frankreich und England gezahlt werden; zur Sicherheit werden sieben Millionen türk. Pf. der fünfprozentigen Schuld hinterlegt, als Teil einer zu schaffenden Serie 3. 1874 wird der darauf hingehende Kontrakt unterzeichnet. Danach beläuft sich Serie 3 auf vierzig Millionen türk. Pf., wovon die Bank fünfzehn Millionen zu 42 Prozent übernimmt, außerdem zwei Prozent Kommission. Im September kamen 15900000 türk. Pf. zur Zeichnung zu $43^1/_2$ Prozent. Der Rest wird nacheinander für Vorschüsse hinterlegt. Im Jahre 1875 neuer Vorschuß von 800000 türk. Pf. Ferner geben die Banken in Galata 2784000 türk. Pf. Vorschuß zu $1^1/_2$ Prozent für den Monat.

Auf dem Thron war jetzt Abdul Aziz, der das Geld mit vollen Händen ausstreute (als er 1867, um den König Wilhelm von Preußen zu begrüßen, auf dem Rhein nach Koblenz fuhr, stellte er an sein Gefolge die Frage, ob dieser Wasserlauf zu seinen Ehren angelegt sei?). Am 7. Oktober 1875 erschien eine amtliche Mitteilung: Das Budget ergebe ein Defizit von fünf Millionen türk. Pf. Um eine gründliche Reform zu bewirken, sollen die Banken ein Syndikat bilden, und diesem sollen überwiesen werden: die Erträge der Zölle, die von Salz und Tabak, der Tribut Ägyptens und, wenn das alles nicht ausreicht, die Hammelsteuer. Die Zahlung der Zinsen auf die Schuld soll fünf Jahre lang erfolgen: fünfzig Prozent bar, fünfzig Prozent in Rente zu fünf Prozent. — Aufregung überall. Der Dienst der Schuld erforderte jährlich 318 Millionen Franken, davon 280 Millionen für die äußere Schuld.

Der Nominalbetrag der seit 1854 ausgegebnen Anleihen belief sich auf 4811 Millionen Franken; dazu 185 Millionen Schulden bei der Banque Ottomane und andern Banken in Konstantinopel. Die in zwanzig Jahren entliehene Effektivsumme betrug $2^1/_2$ Milliarden Franken.

Inmitten schwerer politischer Wirren steigt Murat auf den Thron. Schon am 31. August 1876 folgt ihm Abdul Hamid. Im Krieg mit Ehren unterlegen, unterzeichnet die Türkei im Januar 1878 die Friedenspräliminarien. Es folgt der Berliner Kongreß, der am 11. Juli den Vorschlag (vom Grafen Corti, dem Vertreter Italiens, vorgetragen und von dem türkischen Vertreter Karatheodory Pascha nicht zustimmend aber günstig aufgenommen) annimmt: Die Türkei möge eine Finanzkommission aus Mitgliedern, die von den Regierungen ernannt werden, berufen. — Jetzt folgt eine Zeit der Verhandlungen. Im Oktober 1880 wird bekannt, daß die Pforte die Komitees der Gläubiger eingeladen hat, Delegierte nach Konstantinopel zu schicken, die über die Aufnahme der Zahlungen beraten sollen. Dort treten am 1. September 1881 zur Beratung zusammen: Sir Robert Bourke für England und Holland, M. Valfrey für Frankreich, Baron Mayr für Österreich-Ungarn. Der deutsche Delegierte, Justizrat Primker, wurde später ernannt und erschien zur vierten Sitzung. Kommandant F. Mancardi, für Italien, erschien erst in der neunten.

In der 22. Sitzung am 7. Dezember 1881 wurde der Vorschlag der Pforte in seinen Grundzügen angenommen, und am 8./20. Dezember 1881 (28. Mouharrem 1299) erging das unter dem Namen „Mouharrem“ berühmt gewordne Dekret.

Das Mouharremdekret überweist dem Dienst der Schuld sehr bedeutende Einnahmen; darunter einen großen Teil der Inselabgaben, den Tribut von Ostrumelien, die Überschüsse der Einkünfte Cyperns. Von dem Reinertrag sollen zunächst 590000 türk. Pf. für den Dienst der fünfprozentigen Obligationen verwandt werden. Einziehung, Verwaltung der Gelder und der Dienst der äußern Schuld wurden einem Conseil übergeben, der aus Vertretern der Gläubiger bestand: Conseil de l'Administration de la Dette Publique. Der Kassendienst des Conseils vollzieht sich durch Vermittlung der Banque Ottomane und der andern schon früher damit betrauten Kreditinstitute. Gegenüber den Handlungen des Conseils steht der Regierung die Kontrolle zu; sie interveniert selten und nur, wenn es sich um Meinungsverschiedenheiten über die Grundsätze oder um die Tarife für die überwiesenen Einnahmen handelt.

„Malié“ lautet der Titel des türkischen Finanzministeriums. Malié Naziri, der Finanzminister, hat die alte Bezeichnung Defferdar ersetzt. Obgleich der Finanzminister nicht vor parlamentarischen Einrichtungen amtiert, ist seine Aufgabe schwer. Die erste Sorge gilt der Zivilliste.

Die sehr komplizierte Finanzverwaltung beruht auf derselben Einteilung wie die politische Verwaltung: Vilajets, Provinzen; Sandjaks, Kreise; Cazas, Gemeinden. An der Spitze eines Vilajets steht als Finanzbeamter der Defferdar, eines Sandjak der Muhassebedjé; eines Caza der Mal-mudiri. Das Vilajet hat sein eignes Budget, das dem Finanzminister zur Kenntnis unterbreitet wird. Havalés sind die Zahlungsanweisungen des Finanzministers auf die Kassen der Vilajets. Wenn Verlegenheiten bestehn, werden sie zuweilen in größerer Zahl ausgestellt, als rechnungsmäßig gerechtfertigt ist. An entfernten Orten zahlbar und unregelmäßig zur Einlösung gelangend sind sie Gegenstand des Handels geworden.

Im Malié tritt aller zwei Jahre eine Kommission zusammen, die das Budget aufstellt; oft auf Grund schwankender Angaben aus den Provinzen.

Die Darstellung des Steuerwesens in der Türkei bietet des beachtenswerten viel, namentlich wegen der bevorstehenden Reform. Es ergiebt sich daraus, daß die Hilfsmittel der Türkei keineswegs erschöpft sind. In der Mehrzahl der Fälle sind sie nicht einmal ausgebildet, und es ist keine Übertreibung, zu sagen, daß der Ertrag bedeutend gesteigert werden kann. Eine ausführliche Darstellung dieser Verhältnisse findet sich in dem kürzlich erschienenen Buche Les Finances de la Turquie von Charles Morawitz (bei Guillaumin in Paris). Eine deutsche Bearbeitung des Werkes wird von Georg Schweitzer vorbereitet und wird nach Neujahr im Verlag von Karl Heymann in Berlin erscheinen.

Entwicklungsfähig sind auch die Zölle. Auf diesem Gebiet kann sich die Türkei zur Zeit kaum rühren, da fast jede Maßregel den Einspruch der Diplomaten hervorruft. Dasselbe gilt von der geplanten Patentsteuer. In

beiden Fällen handelt es sich um sehr entwicklungsfähige Einnahmequellen. Zur Zeit liefern die Zölle ungefähr zwei Millionen türk. Pf. Sie sind rein fiskalisch und nicht von Prinzipien und Theorien beeinflußt. Die Zölle werden ad valorem erhoben, ohne Unterscheidung zwischen Rohstoffen und Fabrikaten. Die Sätze betragen 8 Prozent für die Einfuhr, 1 Prozent für Ausfuhr und Transit. In den Jahren 1861 und 1862 hat sich die Türkei mit dreizehn Mächten verständigt: die in der Vereinbarung genannten Artikel werden demgemäß verzollt, für andre Artikel, die Mehrzahl, ist die Verständigung zwischen Zollbehörden und Importeuren nötig. Der Zoll kann in Naturalien gezahlt werden, und wo das nicht angeht, kann die Zollbehörde das strittige Objekt kaufen. Die Tarifierung ist vor fünfzehn Jahren erfolgt. Kautionen für den Transitverkehr werden bei Vorlage des Ausfuhrzertifikats zurückgegeben; die dafür festgesetzte Frist von sechs Monaten ist zu kurz.

Dazu kommen noch Binnenabgaben, die bis 1874 8 Prozent für Land- und Seetransporte betrugen, seit 1874 werden sie nur von den Seetransporten erhoben. Die einheimische Produktion ist durch die Begünstigung der Einfuhren stark benachteiligt. Neuerdings ist die Abgabe auf 2 Prozent herabgesetzt, sie sollte auch auf die Einfuhr ausgedehnt werden, aber das haben die Diplomaten verhindert.

Eine Handelsstatistik giebt es nicht, nur einmal, 1878/79, erfolgte ein Bericht über die Güterbewegung in den Zollhäusern.

Der auswärtige Handel wird so berechnet:

	Einfuhr Türk. Pfd.	Ausfuhr Türk. Pfd.
1891/92	24553940	15370050
1892/93	24466985	15725542
1893/94	24108660	13262416
1894/95	24075490	13753805
1895/96	20575670	15535625
1896/97	21360000	15428000
1897/98	24070000	13750000

Die Tribute, die der Türkei bezahlt werden, bestehn aus: dem Tribut Ägyptens (einschließlich 15000 türk. Pf. für Zeilah am Golf von Aden) 765000, Ost-Rumelien 265000, Cypern 102596, Samos 3000, Berg Athos 720 türk. Pf.

Der Tribut Ägyptens reicht in das Jahr 1517 zurück, als Selim I., Sieger über Tumun Bey, den letzten Mamelucken, Ägypten eroberte. Der Tribut ist jederzeit pünktlich bezahlt worden; seit 1880 von der Caisse de la Dette Egyptienne unter Garantie der Mächte.

Die kaiserliche Zivilliste beläuft sich auf 577172 türk. Pf.; ferner 305378 türk. Pf. für Prinzen und Prinzessinnen. Seit 25 Jahren sind die Ausgaben stark zurückgegangen. Der Sultan selbst hat keine kostspieligen Gewohnheiten. Die Ausgaben erfordern jedoch so hohe Summen, daß sie ohne das sehr große Privatvermögen des Herrschers nicht gedeckt werden könnten. Dieses wird von einem Rat von elf Mitgliedern und einem Domänenvorstand von zehn Mitgliedern verwaltet. Die Güter sind über alle Provinzen zerstreut; in Syrien und in Mesopotamien bedecken sie 30 Prozent des bebauten Landes.

Die „Vakufs“ sind die Güter der Toten Hand. Ihr jährlicher Ertrag

figuriert jetzt mit 52250 türk. Pf. Sie sind in der Hauptsache steuerfrei. Schon 1867 hat Fazil Pascha Reformen vorgeschlagen, die aber an dem Widerstande der Moslems gescheitert sind. Der Wert der Vakufs wird auf zwei Milliarden Franken geschätzt. Es wird berechnet, daß der Jahresertrag auf achtzig bis hundert Millionen Franken gesteigert werden kann, was genügen würde, die gründliche Reform der türkischen Finanzen zu bewirken.

Die konsolidierte Schuld, die ein Jahreserfordernis von rund fünf Millionen türk. Pf. aufweist, setzt sich aus den folgenden Posten zusammen: 1. aus den durch den ägyptischen Tribut garantierten Anleihen, 2. den Anleihen, deren Dienst dem Malié obliegt, 3. den Anleihen, deren Dienst der Conseil de la Dette besorgt, 4. den Anleihen, garantiert durch die Einnahmen, die dem Conseil de la Dette überwiesen sind. Die zur Beurteilung unentbehrlichen Einzelheiten wegen der Anleihen sind im folgenden zusammengefaßt:

Anleihen, die durch den Tribut Ägyptens garantiert sind: Den Tribut bezahlt die ägyptische Regierung direkt an die Kontrahenten Dent, Palmer & Komp. und Rothschild Sons in London. Von allen diesen Anleihen waren am 14. März 1902 im Umlauf: 3815200 türk. Pf. Anleihe zu 4 Prozent von 1855, 5578520 türk. Pf. Anleihe zu 4 Prozent von 1891, 7890780 türk. Pf. Anleihe zu $3^1/_2$ Prozent von 1894. Die erste Anleihe wurde 1854 zu 80 Prozent emittiert: drei Millionen Pfund zu 6 Prozent und 1 Prozent Tilgung; 1855 folgten fünf Millionen zu 4 Prozent zu $102^5/_8$, garantiert durch Frankreich und England. Die Garantie bezieht sich auf die Zinsen, nicht auf die Tilgung. Natürlich waren die Inhaber zufrieden, eine von England und Frankreich garantierte Rente zu 4 Prozent zu besitzen in einer Zeit, in der englische $2^3/_4$ prozentige Konsols 113 notierten. Seit der Zession Cyperns an England liegt England allein dem Dienst der Schuld ob, obgleich offiziell die Garantie Frankreichs weiter besteht. — Im Jahre 1871 erfolgten Anleihen von 5700000 Pfund zu 6 Prozent, zu 73 Prozent tilgbar durch Ziehungen bis 1905; 1877 Anleihe von fünf Millionen Pfund zu 5 Prozent; 1891 Anleihe von rund $6^1/_4$ Millionen Pfund zu 4 Prozent, tilgbar durch Ziehungen bis 1950 zum Ersatz der 5 Prozent von 1877; Emissionspreis für effektive Zeichnungen $93^1/_2$ Prozent, für Zeichner, die die Titres von 1877 behielten, 93 Prozent; 1894 Anleihe von rund $8^1/_4$ Millionen Pfund zu $3^1/_2$ Prozent zum Ersatz der sechsprozentigen Anleihe von 1854 (1877 auf 5 Prozent reduziert) und der $4^1/_2$ prozentigen Anleihe von 1871. Durch jährliche Ziehungen bis 1955 tilgbar, nach 1905 kann die Tilgung erhöht werden. Die Emission fand gegen Barzahlung zu 94,25 statt.

Anleihen, deren Dienst dem Malié zusteht, waren: die Anleihe zu 5 Prozent von 1886, rund $6^1/_2$ Millionen (die Zollanleihe, die jetzt durch die Banque Ottomane in 4 Prozent konvertiert wird); Anleihe zu 4 Prozent (Tombac) von 1893 eine Million Pfund, tilgbar durch halbjährliche Ziehung bis 1934; sogenannte Eisenbahnanleihe 4 Prozent von 1894: 1670000 türk. Pf., tilgbar in 64 Jahren, garantiert durch die kilometrische Schuld von 1500 Franken der Gesellschaft der Orientalischen Eisenbahnen.

Anleihen, deren Dienst durch die Vermittlung des Conseil de la Dette erfolgt, sind:

Die fünfprozentige Anleihe von 1888 1650000 türk. Pf. (Fischereien); die vierprozentige von 1890 4999500 türk. Pf. (Osmanié oder Konsolidation); die fünfprozentige von 1896 3272720 türk. Pf.; die fünfprozentige von 1902 1254000 türk. Pf..

Über die schwebende Schuld sind übertriebne Vorstellungen im Umlauf, weil übersehen wird, daß neue Verbindlichkeiten vielfach eingegangen worden sind, um die alten abzustoßen. Ende 1901 hat man sie auf $6^1/_2$ Millionen türk. Pf. geschätzt. Hierher gehören auch die Ansprüche Lorando und Tubini, die 1901 zu der französischen Flottendemonstration bei Mysene geführt haben. Sie stammen aus den Jahren 1875/76 aus Anleihen der Kriegs- und Marineministerien. Der Lorando-Anspruch betrug anfangs 85000 türk. Pf.; Tubini wurde 1882 durch das Tribunal der Handelskammer in Konstantinopel auf 66000 türk. Pf. angewiesen. Die Zinsen haben beide Forderungen auf die Höhe von 500000 türk. Pf. gebracht. Die Pforte hat den Vertretern Tubinis sechzehn Monatstratten von je 10000 türk. Pf. gegeben; den Vertretern Lorandos ebenso von je 21000 türk. Pf., zahlbar vom März 1902 ab. Hierher gehören auch die Ansprüche der Direktoren der Société des Phares (Bauréal und Baudony). Es handelt sich um Ländereien, die albanesische Einwandrer besetzt haben. Die genannte Gesellschaft hat durch Vermittlung des französischen Gesandten eine Anweisung von 27000 türk. Pf. auf die Einnahmen der Leuchtfeuer erhalten.

Die russische Kriegsentschädigung war von Anfang an garantiert durch die Einnahmen in den Provinzen Adana, Castamuni, Konia und Sivas. Dazu kommen 55000 türk. Pf., an Rußland zu zahlen für Unterhaltung der Gefangnen. Die Banque Ottomane zahlte 1891 für Rechnung der Rückstände an Rußland 1018000 türk. Pf. Im Jahre 1899 wurden die Zehntabgaben in Brussa und Smyrna den Garantien hinzugefügt. Die Abgaben werden durch die Banque Ottomane eingezogen. Das zwischen Rußland und der Türkei geschlossene Abkommen entbehrt jedoch in einzelnen Teilen der klaren Fassung: Rußland könnte daraus folgern, daß ihm das Recht der Kontrolle der Einnahmen und ihrer Verwendung in den genannten Provinzen zustehe.

Der Conseil de la Dette ist durch das Mouharrem-Dekret mit dem Dienst der folgenden Anleihen betraut: 1. Prioritätsobligationen. Sie wurden 1881 geschaffen zur Bezahlung der Forderungen der Bankiers von Galata. Nominalkapital 185681500 Franken, rückzahlbar durch Ziehung in $24^1/_2$ Jahren. Sie wurden 1890 konvertiert in eine vierprozentige Anleihe von 195681000 Franken. 2. Anleihen von 1858 bis 1873: das verbleibende Kapital dieser Anleihen, einschließlich der während der Zahlungseinstellung gezognen Obligationen, betrug Ende 1881:

Anleihe	1858	3684750	Pfd. St.
	1860	1644300	„ „
	1862	4915900	„ „
	1863/64	5107500	„ „
	1865	4034500	„ „
	1869	20650000	„ „
	1872	4820200	„ „
	1873	27196740	„ „
Allgemeine Schuld		87197360	„ „
zusammen		159251250	Pfd. St.

Diese Kapitalien, vermehrt durch den Nominalbetrag der für die Hälfte er nichtbezahlten Obligationen ausgegebnen Ramazan-Titres, sind herabesetzt worden zum Durchschnittskurs (Emissionskurs und Vertragskurs) und lsdann erhöht um 10 Prozent 1. der Ramazan-Titres, ausgegeben für die hälfte der verfallnen Coupons vor der Zahlungseinstellung, und 2. der bis Ende 1881 notleidenden Coupons.

Die Reduktionssätze der Anleihen, nach diesen Grundsätzen berechnet, sind, wie folgt, festgestellt worden:

					Durchschnittlicher Emissionspreis
Für die Anleihe von	1858	auf	93,15	Prozent	85,00
	1860	„	62,90	„	57,375
	1862	„	74,50	„	62,68
	1863/64	„	76,30	„	69,62
	1865	„	71,—	„	64,775
	1869	„	62,40	„	56,725
	1872	„	107,75	„	58,50
	1873	„	55,25	„	50,24
	Allgemeine Schuld		50,25	„	48,84

Gesamtbetrag Pfd. St. 92225827 oder Türk. Pfd. 101448410

Die Türken-Lose	Türk. Pfd.
Am 1. Dezember 1881 betrug die Anzahl der noch nicht gezognen Lose 1953550 zum Normalkapital von 400 Fr.	31256800
13350 während der Zahlungseinstellung gezogne Lose . .	245600
Betrag zu 200 Fr. der Ramazan-Titres, ausgegeben für die nichtbezahlte Hälfte der 700 am 1. Juni und 1. August 1875 gezognen Lose	5600
zusammen Türk. Pfd.	31508000

Auf die vorstehende Zahl ist die Reduktion angewandt worden, die zur Summe von 14211407 türk. Pf. geführt hat. Die Koeffizienten der Reduktion betragen 45,09 für das Kapital und 19,18 für Prämien und Coupons.

Der Gesamtbetrag der Schuld, deren Dienst dem Conseil obliegt, ist demnach so zu resümieren:

Die obenerwähnten Anleihen	Pfd. St.	92225827	= Türk. Pfd.	101448409
Türken-Lose	„ „	14211407	= „ „	15632548
	Pfd. St.	106437234	= Türk. Pfd.	117080957

Nach den überwiesenen Garantien zerfallen die Anleihen in vier Gruppen: 1, 2, 3, 4; genannt Serien A, B, C, D.

Serie A: Anleihen 1858, 1862	reduziertes Kapital		Türk. Pfd.	7902260
„ B: „ 1860, 1863/64, 1872	„ „		„ „	11625151
„ C: „ 1865, 1869, 1873	„ „		„ „	33905762
Gruppe IV umfaßt die Titres, denen bei der Emission keine spezielle Garantie zugewiesen war:				
Allgemeine Schuld	Türk. Pfd.	48365236		
Türkische Lose	„ „	15632548	„ „	63997784
			Türk. Pfd.	117070957

Diese Gruppeneinteilung dient dem Zweck, die Reihenfolge, in der die Tilgung geschieht, zu ordnen. In der Zinszahlung sind alle drei Gruppen gleichberechtigt; ausgenommen die Türkenlose, die zur Zeit keinen Anspruch auf Verzinsung haben.

Die Verwendung der Einkünfte zum Dienst der Schuld bietet ein ver-

wickeltes Bild. Nach Erhebung von 590000 türk. Pf. für den Dienst der Prioritätsobligationen werden vier Fünftel des Restes den Zinsen zugewiesen, ein Fünftel der Tilgung. Immer geht die Erhebung von 1 Prozent Zins der Tilgung voran. Die Zinszahlung kann nur um Bruchteile von wenigstens 1/4 Prozent erhöht werden und darf 4 Prozent des Kapitals nicht übersteigen. Jeder Betrag unter 1/4 Prozent ist dem Dienst für das folgende Halbjahr zu überweisen. Für die Tilgung darf nicht mehr als 1 Prozent des reduzierten Kapitals aus den Einkünften entnommen werden. Dazu kommt aber der ersparte Zins für die schon getilgten Stücke. Wenn die so verfügbare Summe unter oder gleich 1/4 Prozent des reduzierten Kapitals ist, so wird sie der Tilgung der Gruppe A zugewiesen. Ist sie über 1/4 Prozent, so wird der Überschuß bis zu 1/2 Prozent der Gruppe B überwiesen, bis zu 3/4 Prozent der Gruppe C und dann bis 1 Prozent der Gruppe D. Ergiebt sich dann ein Überschuß, so wird er unter die Gruppen gleichmäßig verteilt.

Nach vollständiger Tilgung der Gruppe A wird die zur Tilgung verfügbare Summe der Gruppe B überwiesen bis 1/4 Prozent des reduzierten Kapitals; dann C bis 1/2 Prozent; dann D bis 3/4 Prozent. Vom Überschuß erhält dann jede Gruppe 1/3. Nach Tilgung der Gruppe B wird das erste Viertel C überwiesen, das zweite D. Bleibt ein Rest, so wird er zu gleichen Hälften unter beide Gruppen verteilt.

Nach erfolgter Tilgung der drei ersten Gruppen arbeitet die Tilgung ausschließlich zu Gunsten der Gruppe 4: Allgemeine Schuld und Türkenlose.

Das Mouharremdekret bestimmt, daß „die Tilgung sich stets durch Kauf oder Ziehung, halbjährlich, gemäß Entscheidung des Conseils,“ vollzieht, ausgenommen die Einschränkung, daß diese Tilgung nicht zu höhern Sätzen stattfinden kann als zu:

66,66	Prozent,	wenn der Zins	1 Prozent beträgt
75	„	„ „ „	höher als 1 Prozent und unter 3 Prozent bleibt
100	„	„ „ „	3 Prozent oder mehr beträgt.

Bis jetzt hat der Conseil keinen Gebrauch von dem Recht gemacht, zwischen dem Rückkauf oder der Ziehung zu wählen. Er hat alle Tilgungen durch Ankauf an der Börse bewirkt. Er hat die Ziehungen nur bei der Serie A dann angewandt, wenn der Kurs über 66,66 Prozent stand, und für die Türkenlose, die einem besondern Verfahren unterworfen sind.

Die bis zum 28. Februar/13. März 1902 erfolgte Tilgung beträgt:

	Kapital		getilgtes Kapital		Verhältnis:	
Serie A:	Türk. Pfd.	7831869	Türk. Pfd.	7831869	100	Prozent
„ B:	„ „	11040307	„ „	5919632	53,575	„
„ C:	„ „	33604176	„ „	4642056	13,815	„
„ D:	„ „	48017162	„ „	3115205	6,488	„
Türken-Lose:	Titres	1980900	Titres	253445	12,800	„

Niemals hat eine Anleihe soviel Lärm veranlaßt als die Türkenlose. Sie entstanden auf Grund einer Rente von 28 Millionen Franken, die dem Baron Hirsch bewilligt wurde für den in der Konzession vom Jahre 1869 vorgesehenen Eisenbahnbau: 1. 980000 Obligationen zu 3 Prozent und

400 Franken nominal. Das jährliche Erfordernis betrug zu Anfang 23760000 Franken und sollte sich von Jahr zu Jahr, nach Maßgabe der Tilgung, vermindern. Dadurch wurden große Summen frei, die jährlich zu Prämien verwandt werden sollten, und die 3600000 Franken jährlich bis 1910 und von 1910 an 2335000 Franken jährlich betragen sollten bis zur erfolgten Tilgung. Außer den mit Prämien tilgbaren Titres, deren Zahl auf 300 festgesetzt wurde, umfaßten die Ziehungen al pari (400 Franken) rückzahlbare Titres, deren Zahl (heute 4800) von Jahr zu Jahr steigt. Nach diesem Plan sollten aus der Annuität von 28 Millionen Franken bezahlt werden:

1870	für Zinsen	23920000	Franken	für Tilgung	4080000	Franken
1900	„ „	22660000	„	„ „	5340000	„
1930	„ „	20995000	„	„ „	7805000	„
1960	„ „	9315000	„	„ „	18685000	„

Das Mouharremdekret unterbrach die Zahlungen; sie sollten wieder aufgenommen werden, wenn nach der zur vollständigen Zahlung der Prämien notwendigen Summe ein Überschuß bliebe; „die Ziehungen der Titres und die Zahlung der Prämien sollen genau nach dem ursprünglichen Plan fortgesetzt werden, insoweit die dafür ausgesetzten Beträge ausreichen.“

Danach finden aller zwei Monate Ziehungen statt, und die gezognen Nummern sind zahlbar mit den herausgekommenen Beträgen. Thatsächlich aber hängt die Zahlung ab von den Summen, die der Conseil dafür anweist.

In den ersten vierzehn Monaten betrug die Zuweisung 182379 türk. Pf., wovon 25 Prozent zur Zahlung von 20 Prozent Prämien aus ältern Ziehungen bestimmt waren. Der Überschuß diente zur Zahlung von 58 Prozent (232 Franken) auf die mit 400 Franken gezognen Titres. Man behielt eine Reserve, um den Koeffizienten von 58 Prozent während der folgenden vier Jahre beizubehalten. Das sechste Budget führte so zu einem Defizit von 2783 türk. Pf., das aus den Mitteln für das nächste Budget gedeckt wurde. In den Jahren 1888/89 waren die während der Zahlungseinstellungen gezognen Titres getilgt, und die dafür bestimmten Mittel wurden frei. Der Conseil schlug vor, den Koeffizienten von 58 Prozent aufrecht zu erhalten und den Betrag zum Ankauf der Titres an den Börsen zu verwenden.

Damals erfolgte die Konversion der Prioritätsobligationen. Die sich daraus ergebende Ersparnis von 145000 Pf. jährlich sollte zum Rückkauf der Titres der Serien A, B, C, D verwandt werden. Die Lose waren ausgeschlossen. — Von allen Seiten kamen Proteste. Das österreichische Komitee entwarf 1893 einen Plan zur Behandlung der Lose. Der Koeffizient sollte auf 75 Prozent erhöht werden. Alle Syndikate, ausgenommen das italienische, stimmten zu, neue Kommissionen wurden eingesetzt, aber der Plan wurde vergessen.

Der Conseil hatte inzwischen gesucht, den Wünschen der Losbesitzer, soweit seine Macht reichte, entgegenzukommen: die zurückgekauften Lose sollen nicht mit dem Außerkurssetzungsstempel versehen werden, sondern sie sollen einem Spezialdossier zur Verfügung der Besitzer überwiesen werden. Tilgungen und Prämien werden auf dem Fuß von 58 Prozent bezahlt, obgleich man die

Mittel zur Erhöhung besitzt. Die Erhöhung würde nur denen zu gute kommen, die eine Prämie ziehn, und die schon 230 Franken für ein Papier erhalten, dessen Kurswert ungefähr 110 Franken ist. — Jetzt kommt ein beachtenswerter Punkt: von den 99000 gezognen Losen sind 4118, mehr als 4 Prozent, nicht zur Zahlung präsentiert worden. Diese verschollnen Lose belaufen sich auf 3581000 Franken nominell, darunter ein Los von 600000, zwei von 300000 und drei von 60000 Franken.

Wo sind die Besitzer der Nummern 314551, 374718, 1519189, die sich noch nicht gemeldet haben? Vielleicht sind die Lose in einer Bank deponiert. Das Publikum, das den Kurszettel so eifrig liest, sollte fleißiger die Ziehungslisten lesen. Die gezognen und verschollnen Lose stellen Prämien von 174000 bis 348000 Franken dar.

Die Konversion ist nur eine Frage der Zeit. Die ältern Projekte scheiterten daran, daß sie der Regierung große Summen sofort zur Verfügung stellen wollten. Der Plan Rouviers, aufgestellt nach Einvernehmen mit der Deutschen Bank, rechnet mit dem wichtigen Faktor der Zeit, um ein für Gläubiger und Regierung vorteilhaftes Ergebnis zu erreichen. Rouvier schlägt vor: eine neue vierprozentige Anleihe von 32175000 türk. Pf., gesichert durch die dem Conseil überwiesenen Einkünfte in Höhe von 2290000 türk. Pf. jährlich. Die Zukunft kann dazu eine Erhöhung der Zölle und die Einführung einer Patentsteuer bringen. Über den Betrag soll wie folgt verfügt werden:

Dienst der Prioritätsobligationen	Türk. Pfd.	430500
Neue 4prozentige Anleihe . . .	„ „	1528000
Türken-Lose	„ „	240000

Der nach Versorgung der Serien B, C, D nebst Kosten übrige Betrag der neuen Anleihe wird zur Erhöhung der Reserve verwandt. Die Grundlagen, auf denen die Konversion angeboten werden soll, sind: Die Inhaber der Serie B erhalten soviel neue Titres, daß ihr Ertrag 1,64 Prozent des Ertrags des 1 Prozent darstellt, das die Inhaber der Serie B jetzt beziehen.

Die Serie B (heute Kapital 5000000 Türk. Pfd.) erhält ein Kapital an	3300000	türk. Pf.
Serie C (29000000 türk. Pfd.) erhält $^2/_3$ Prozent Zins mehr als heute und verlangt	12000000	„
Serie D (45000000 türk. Pfd.) erhält 50 Prozent Zins mehr als heute und verlangt	16875000	„
	32175000	türk. Pf.

Danach würde sich der Umtausch vollziehn von

Serie B auf dem Fuße von	66	Proz.
„ C „ „ „ „	41,62	„
„ D „ „ „ „	$37^1/_2$	„

Die Überweisung von 240000 türk. Pf. für die Lose würde, wie seither, zur Bezahlung der gezognen Titres ohne Prämie mit 232 Franken verwandt. Der Koeffizient für die Einlösung der mit Prämien gezognen Titres würde auf 100 Prozent erhöht. Der jährliche Überschuß soll zum Rückkauf an der Börse oder zu außerordentlichen Ziehungen oder Prämien verwandt

werden. Nach Tilgung der Prioritätenanleihe, ungefähr im Jahre 1931, soll ihre Annuität von 430000 türk. Pf. verwandt werden: zum Rückkauf der Titres der neuen Anleihe und der Lose, in dem Verhältnis, das der Umlauf beider Kategorien aufweist.

Die von Rouvier vorgeschlagne Finanzoperation würde eine Annuität von 1528000 türk. Pf. verlangen; sodann 430500 türk. Pf. für den Dienst der Prioritäten (nicht in der Konversion einbegriffen) und 240000 türk. Pf. für die Lose, die ebenfalls von der Konversion ausgeschlossen sind; zusammen 2198500 türk. Pf. Da die dem Conseil überwiesenen Einnahmen 2290000 türk. Pf. ausmachen, so bleiben ungefähr 90000 türk. Pf. übrig, die kapitalisiert werden können, entweder um den Betrag der neuen Anleihe zu erhöhen, oder in andrer Art: Erhöhung der Reserve oder der Überweisung an die Regierung. Die Summe kann vermehrt werden, indem man die Tilgungsfrist für die neue Anleihe hinausschiebt.

Für das deutsche Publikum bietet die Reorganisation der türkischen Finanzen nicht allein das zunächst liegende Interesse der Inhaber türkischer Titres. Darüber hinaus kommt in Betracht das schnell wachsende Interesse des deutschen Kapitals, der Industrie und des Handels in der Türkei, der glänzende Erfolg der Anatolischen Eisenbahnen. Das an Aussichten, die auf fester Grundlage beruhen, jede andre zeitgenössische Unternehmung in den Hintergrund verweisende Projekt der Bagdadbahn und die eingangs dieser Darstellung berührte Thatsache, daß allein der über Hamburg geleitete deutsche Handel mit der Levante in zehn Jahren von 77 Millionen auf 158 Millionen Mark gestiegen ist, diese Punkte geben den Fingerzeig für die fernere Entwicklung. Belehrung ist auch zu schöpfen aus dem Erfolg der Banque Ottomane. Daß diese Bank Dividenden bis zu 56 Prozent verteilt hat, soll hier nicht in Betracht gezogen werden, da es sich dabei um außergewöhnliche Vorgänge gehandelt hat. — Nachdem zwischen der Banque Ottomane und der Deutschen Bank als Vertreterin der Anatolischen Eisenbahnen ein Abkommen geschlossen worden ist, wonach 60 Prozent des für die Bagdadbahn nötigen Kapitals auf Deutschland, 40 Prozent auf Frankreich entfallen, kann man auch in der Zukunft erwarten, daß sich französische und deutsche Interessen dort einander begünstigend entwickeln. Unter allen Umständen ist in den nächsten Jahren eine energische Bethätigung deutschen Unternehmungsgeistes in der Türkei zu erwarten. Der oben erwähnte Konversionsplan Rouviers scheint jetzt nicht mehr im Vordergrunde zu stehn, es hat den Anschein, als ob andre Verabredungen mit der Deutschen Bank angebahnt seien. Die Entwicklung muß abgewartet werden. — Man erfüllt nur eine Pflicht, wenn man am Schluß auf die hervorragende Arbeit hinweist, die der verstorbne Dr. G. von Siemens im deutschen Interesse in der Türkei geleistet hat.

F. Moos





Von der Religion Altroms

(Schluß)



Im dritten Teile handelt Wissowa von den Formen der Götterverehrung. Wie die Religion das ganze bürgerliche Leben durchdrang, sodaß weder eine private noch eine Staatshandlung vorgenommen werden konnte ohne Anrufung oder Befragung der Götter oder religiöse Zeremonien, so wurde sie andrerseits selbst von der den Römern eignen juristischen Auffassung aller Verhältnisse beherrscht. „Grundlage und Voraussetzung der Götterverehrung ist das Gefühl der Abhängigkeit von der göttlichen Macht und Fürsorge," das eben durch das Wort religio ausgedrückt wird, und der Wunsch, sich die höhern Mächte gnädig zu stimmen und zu erhalten. Zu diesem Zweck übernehmen der Einzelne und der Staat in rechtsverbindlicher Form Verpflichtungen zu einmaligen oder wiederkehrenden Leistungen. Durch deren gewissenhafte Einhaltung wird die Gottheit zur Gegenleistung verpflichtet. Auf diese Weise häufen sich im Laufe der Zeit eine Menge Verpflichtungen an, die das Sakralrecht ausmachen, das mit dem Staate selbst entsprungen ist. Wie bei der Gründung einer Kolonie sofort nach der Niederlassung die sakralen Verpflichtungen geregelt werden, so stellt man sich vor, daß, nachdem Romulus die Stadt gegründet und nach außen gesichert habe, von seinem Nachfolger die sacra populi Romani geordnet worden seien. Das jus divinum oder sacrum gilt als ein wesentlicher Teil des jus publicum. Die Einführung neuer Götterdienste brachte dem Sakralrecht natürlich immer neuen Zuwachs; doch behielten die di indigetes gewisse Vorrechte vor den neuen Göttern; sie allein hatten Einzelpriester (flamines), nur ihre Festtage waren ein für allemal konsekriert, d. h. als feriae dem menschlichen Verkehr entzogen, und nur bei ihrem Dienste wurde das verwickelte und schwierige alte Ritual angewandt.

Die Form, in der gewöhnlich eine neue Verpflichtung gegen einen alten Gott oder die Verpflichtung, einem neuen Gott zu dienen, übernommen wurde, war das Votum. Durch die feierliche Aussprache des Gelübdes bindet sich der Gelobende. Bis zu dem Zeitpunkte, der über die Erfüllung oder die Nichterfüllung seiner Bitte entscheidet, ist er in der Lage des Angeklagten während des schwebenden Prozesses, er ist voti reus. Wird sein Wunsch erfüllt, so ist er zur Gegenleistung verpflichtet; er muß die gelobte Handlung verrichten oder die versprochne Sache der Gottheit überweisen. Hat er das gethan, so bestätigt ihm das der Berichterstatter mit der Formel: votum solvit lubens merito. Vota für das Staatswohl im allgemeinen werden durch die Antrittsopfer der höchsten Staatsbeamten an jedem Neujahr und durch die Lustration am Schluß jeder Zensusperiode gelöst. Besondre Anlässe zu öffentlichen Gelöbnissen sind

der Beginn eines Feldzugs, eine bevorstehende gefährliche Schlacht und Landplagen. Die Wahl des Gottes, dem man etwas geloben will, hängt selbstverständlich von der Natur des Erbetenen ab. Bei Seuchen ruft man Apollo oder Äskulap an, bei einem Erdbeben die Tellus, im Seesturm die Tempestates. Der Sicherheit wegen wird manchmal eine lange Reihe von Göttern aufgezählt. Im Kriege suchte man die Götter der Feinde durch Gelöbnisse zu bestechen. Vor der letzten Entscheidung bat man die Götter der belagerten Stadt, die Sache ihrer bisherigen Schützlinge aufzugeben und den Ort den Römern zu überlassen, wofür ihnen in Rom Tempel und Gottesdienst zugesichert wurden. Als Beispiel einer solchen Evokation haben wir seinerzeit das Gebet des Camillus vor dem Sturm auf Veji angeführt. Ein solches Gelübde war „nichts andres, als die rechtskräftige Anerkennung der Verpflichtung des römischen Staates, in die sakralen Verbindlichkeiten der von ihm politisch oder thatsächlich zu vernichtenden Gemeinde einzutreten, einer Verpflichtung, der die Römer innerhalb des Nachbarkreises ihrer Stadt unweigerlich nachgekommen sind, ohne sie über diesen hinaus für die Gottheiten fernerer und fremderer Stämme und Völker anzuerkennen.“ Allen Lokalgöttern des spätern römischen Reichs einen Staatskult in Rom einzurichten, wäre wohl auch nicht möglich gewesen; dazu hätten weder die verfügbaren Räume noch die 365 Tage des Jahres gereicht.

Eine besondre Art des Votums war die Devotion, durch die der Feldherr den Unterweltsgöttern für die erbetne Vernichtung des feindlichen Heeres entweder das eigne Leben oder das eines andern römischen Bürgers verspricht. Die Formel, mit der sich Decius in der Schlacht am Vesuv dem Tode geweiht hat, teilt Livius im neunten Kapitel des achten Buches mit. Das eigentümliche der Devotion besteht darin, daß die Leistung des Menschen der Leistung der Götter vorhergeht. Findet der Geweihte im Kampfe den Tod, den er sucht, so haben die Götter den Pakt angenommen und sind ihrerseits zu seiner Erfüllung verpflichtet; nehmen sie dagegen das Opfer seines Lebens nicht an, so bleibt der Devovierte, wenn er der Feldherr selbst ist, zeitlebens als ein mit ungelöster Gelübdeschuld Behafteter impius, während der vom Feldherrn devovierte Legionar im gleichen Fall durch eine symbolische Ersatzleistung und ein Sühnopfer gelöst werden kann. Solche Selbstaufopferung und Opferung eines Soldaten ist natürlich nur selten vorgekommen, wie denn auch die ursprüngliche römische Religion überhaupt keine Menschenopfer kennt. In den wenigen Fällen späterer Zeit, wo man solche, z. B. im hannibalischen Kriege, dargebracht hat, ahmte man fremde Sitte nach. Die gewöhnlich gelobten Leistungen waren Tieropfer, Veranstaltung von Spielen, Ansetzung von Ruhetagen (Ferien), Errichtung von Tempeln oder Altären, Stiftung von Weihegeschenken. Hat man eine Darbringung gelobt, so heißt die feierliche Übergabe der Kultusstätte oder des Weihgeschenks, durch die sich der Weihende seines Eigentumsrechts entäußert, die Dedikation. Geschieht diese von Staats wegen, so ist die Dedikation zugleich Konsekration, d. h. der geweihte Gegenstand wird eine res sacra und bleibt für immer dem menschlichen Rechtsverkehr entzogen. Was der Privatmann weiht, wird nur res religiosa; eine solche Sache steht zwar unter göttlichem Schutz, aber wer sich an ihr vergreift, begeht noch kein sacrilegium.

Weil auf dem unverletzten Rechtszustande, der das ungetrübte Friedensverhältnis zwischen der Gemeinde und den Göttern einschließt, das Wohl und die Sicherheit des Staates beruhen, so werden von Zeit zu Zeit die Verschuldungen gegen die Götter, die man sich unbewußterweise zugezogen haben könnte, durch Lustrationen getilgt. Bei diesen kommt die Idee der Reinigung durch die Anwendung von Wasser, Feuer und Räucherwerk zum Ausdruck, während der feierliche Umzug um die zu lustrierenden Personen oder Stätten, wobei meistens das Opfertier herumgeführt wird, versinnbildlichen soll, daß diese Personen oder Stätten durch göttlichen Schutz vor Gefahren, die von außen drohen könnten, gesichert sind. So wurden bei den ländlichen Festen die Äcker umwandelt, so das auf dem Marsfeld versammelte neukonstituierte römische Volk bei dem vorzugsweise lustrum genannten Schlußakte des Zensus. Außerordentliche Lustrationen erachtet man gewöhnlich für notwendig, wenn dem Senat prodigia gemeldet werden, die anzuzeigen scheinen, daß eine Gottheit erzürnt ist oder warnen will. Welche Gottheit beleidigt, und womit sie zu versöhnen ist, das haben die Priester als Sachverständige zu ermitteln. Die Kulthandlungen sind also Rechtsgeschäfte. Von bürgerlichen Rechtsgeschäften unterscheiden sie sich dadurch, daß der Vertrag, auf Grund dessen sie vollzogen werden, einseitig ist, indem nur der Mensch, sei es als Privatperson, sei es als Vertreter des Staates, eine Erklärung abgiebt, während die Zustimmung oder Beitrittserklärung des Gottes nicht wahrgenommen, sondern nur vorausgesetzt wird. Der Priester handelt nicht als Vertreter der Gottheit, sondern ist nur Gehilfe der gelobenden oder der opfernden Magistratsperson, indem er dieser Gebetsformeln vorspricht, symbolische Handlungen vormacht und überhaupt durch Leitung und Überwachung dafür sorgt, daß der ganze heilige Prozeß ordnungsmäßig verläuft und Rechtskraft erlangt. Ist das Rechtsgeschäft perfekt geworden, so ist die Gottheit zur Erfüllung der eingegangnen Verpflichtung gezwungen. Soll aber das Rechtsgeschäft perfekt werden, so darf keine der vorgeschriebnen Handbewegungen und kein Wort der Formel weggelassen oder geändert werden. Wichtig ist es namentlich, daß die Gottheit mit dem richtigen Namen angeredet wird; dagegen ist es nicht nötig, daß der Handelnde die in einer veralteten Sprache überkommene Formel versteht. Damit sich nicht Feinde der Formel bedienen und über die Macht der Gottheit zur Schädigung des Staates verfügen können, müssen Formeln und Zeremoniell geheim gehalten werden. Die Kulthandlungen tragen also (Wissowa unterläßt es, das hervorzuheben) den Charakter der Zauberei.

Unter den Kultakten, die man von den Griechen übernahm, wurden die Lektisternien oder Götterbewirtungen sehr beliebt. Die Tempel der auf Geheiß der Sibyllinen eingeführten griechischen Gottheiten erhielten unter andern Ausstattungsgegenständen ein pulvinar, ein mit Kissen belegtes Speisesofa, auf das an gewissen Festtagen oder bei außerordentlichen Anlässen eine Puppe niedergelegt wurde, die die Gottheit vorstellen sollte, und die auf einem Tischchen eine Mahlzeit vorgesetzt bekam. Im Jahre 399 wurde wegen einer Seuche drei Götterpaaren: Apollo und Latona, Herkules und Diana, Merkur und Neptun, auf einem freien Platze ein achttägiges Lektisternium bereitet, und solche Schmäuse

für ganze Göttergesellschaften wurden dann zur großen Erbauung des zuschauenden kindlichen Publikums öfter gegeben.

Wie Räume und Sachen, so wurden auch Tage und Zeiten den Göttern zum ausschließlichen Eigentum überwiesen. Ein dem profanen Gebrauch entzogner Tag heißt feria. Es ist nicht nötig, daß für einen solchen Kulthandlungen vorgeschrieben werden, aber natürlich sind alle großen Feste, an denen feierlich geopfert wird, zugleich Ferien. Feriae publicae verpflichten das ganze Volk zur Ruhe von Arbeit und Geschäften, feriae privatae nur die betreffenden Personen. So z. B. war die Flaminica, die Gattin des Flamen Dialis, so oft sie einen Donnerschlag gehört hatte, feriata bis zur Vollziehung des für den Fall vorgeschriebnen Lustrationsaktes. Wie oft mag sich in gewitterreichen Sommern eine solche Dame gewünscht haben, durch Taubheit diesen Störungen und Umständlichkeiten überhoben zu sein! Doch verpflichteten sich auch Familien und Genossenschaften durch Gelübde, gewisse Tage zu feiern. Die öffentlichen Ferien giebt der Kalender an. Er bezeichnet jeden Tag entweder mit einem N oder F, je nachdem er nefastus ist, sodaß die Vornahme weltlicher Geschäfte an ihm ein nefas sein würde, oder fastus. Von den dies fasti wurde eine Anzahl als comitiales für die Verhandlungen der Magistrate mit dem Volke vorbehalten und deshalb mit C bezeichnet; nur an den übrigen durfte der Prätor auf dem Forum sitzen und Recht sprechen. Elf Tage waren zwischen den Göttern und den Menschen geteilt; an ihnen ruhten die Geschäfte nur einige Stunden. Von den übrigen 344 Tagen gehörten 109 den Göttern, sodaß den Menschen nur 235 verblieben, von denen 192 comitiales waren. Abgesehen von der zu großen Zahl der Feiertage war diese Regelung der Ruhezeiten auch deswegen unpraktischer als die jüdisch-christliche Einsetzung jedes siebenten Tages zum Ruhetage, weil die Ferien ganz ungleich über das Jahr verteilt waren. Allerdings war nur jede nicht sakrale Handlung der Staatsbeamten streng verboten, ebenso jede Offensivoperation im Kriege, doch erklärten die Priester, daß der heilige Tag durch jede Werkeltagsarbeit, die nicht unbedingt notwendig sei, entweiht, „befleckt“ werde. Bei gesteigertem Verkehr verlegte man sich auf die Kasuistik, um als erlaubt nachzuweisen, was man nicht lassen konnte oder wollte, und die Priester mußten den Vogel Strauß spielen. Da sie an Festtagen andre nicht einmal arbeiten sehen durften, so mußte ein Herold vor ihnen hergehn und ihr Nahen ankündigen; wer bei ihrem Vorübergehn seine Verrichtung nicht ruhn ließ, wurde in Geldstrafe genommen.

Wie weit die gebotene Arbeitruhe den Sklaven zu gute kam, darüber finden wir bei Wissowa keine Auskunft. Die Quellen müssen ihn also wohl im Stich gelassen haben. Er verweist unter andern auf Cato, der in seinem Büchlein über den Ackerbau 2, 4 die Arbeiten anführt, die an Ferien verrichtet werden dürfen: Gräben und Wiesen reinigen, Wege ausbessern, Dornsträucher ausreuten, den Garten umgraben, Getreide stampfen und noch einiges. Der praktische Sinn des Volkes hat also wohl hinreichend dafür gesorgt, daß man die Sklaven an den vielen Feiertagen nicht müßig gehn zu lassen brauchte, und man wird ihnen Arbeitruhe nur gegönnt haben an den Saturnalien, den

Ackersklaven außerdem an den eigens für sie bestimmten ländlichen Festen und den städtischen an den Spieltagen, wo alle Welt den ganzen Tag im Zirkus oder auf den öffentlichen Plätzen lag und das Gesinde daheim, weil die Aufsicht fehlte, sowieso gefaulenzt haben würde. Die Spielfeste wurden am allergründlichsten gefeiert, über den im Kalender angesetzten Tag noch zwei, drei, auch sieben Tage hinaus. Spiele, Lustbarkeiten gehörten zum Wesen des Festes. Tänze wie die der Salier waren geradezu gottesdienstliche Handlungen, und fast jedes Fest hatte seine besondre Belustigungsart: Verkleidungen, Wettläufe von Knaben und Erwachsenen, Wettrennen und Wettfahren, Faustkämpfe, Tanzen auf einem Bein, das dadurch noch schwieriger gemacht wurde, daß der Tänzer auf einem geölten Schlauch hüpfen mußte, und ähnliches. Die großen Spiele der republikanischen Zeit, von den ludi Romani angefangen, wurden zwar ebenfalls zu Ehren der Götter eingesetzt, trugen aber nicht einen so streng sakralen Charakter wie die aus der Königszeit stammenden. Sie wurden nicht von Priestern sondern von Staatsbeamten geleitet und nicht an heiliger Stätte sondern im Zirkus oder im Theater aufgeführt. Mommsen hat nachgewiesen, daß ursprünglich das Zirkusspiel ein Bestandteil des Triumphzugs gewesen ist; daß dieser nicht auf dem Kapitol geendigt, sondern sich von da zum Zirkus bewegt und mit Rennspielen geschlossen hat; erst später sind Triumphzüge ohne Spiele und Spiele ohne Triumphzüge vorgekommen. Den circensischen Spielen gesellten sich später die szenischen zu, und jene gliederten sich nach griechischem Muster in gymnische, hippische und musische. Die Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen wenigstens, das muß zur Ehre der römischen Religion hervorgehoben werden, haben niemals in irgend welcher Verbindung mit dem Götterdienste gestanden; sie wurden auch nicht Ludi sondern Munera genannt. Von den dies nefasti waren die dies religiosi oder atri, die Unglückstage, gerade das Gegenteil; während jene ausschließlich dem Götterdienste geweiht waren, durfte an diesen keine heilige Handlung vorgenommen werden.

Dieses römische Religionswesen hat doch nicht bloß historische Bedeutung, denn es lebt ja vor unsern Augen fort im katholischen Kultus. Nur ein Blinder könnte verkennen, daß wie die christliche Theologie nur den Faden der griechischen Philosophie weiter spinnt, sich so der christliche Kultus, der in der Zeit vom zweiten bis zum siebenten Jahrhundert ausgebildet worden ist, den altrömischen einverleibt und sich mit einigen jüdischen Elementen verbunden hat. Die Umzüge, die Reinigungen, die Räucherungen, die Weihungen, das umständliche Zeremoniell, die Formeln, denen man eine mystische Wirkung zuschreibt, die ausbleibt, wenn die Formel geändert oder verstümmelt wird, die Heiligenfeste, die Bilder, die Verbindung der Feste mit Volkslustbarkeiten, der Festkalender, der ganze Apparat von heiligen Orten, Sachen und Personen, der eine so bedeutende Rolle im Kirchenrecht spielt, das alles ist altrömisch. Sogar technische Ausdrücke wie sacrilegium, dedicatio und consecratio hat der katholische Ritus und das katholische Kirchenrecht dem römischen entlehnt, ohne ihren Sinn wesentlich zu ändern. Wenn wir das hervorheben, fügen wir unsern katholischen Brüdern keinen Schimpf zu. Das Heidnische ist das Natür-

liche, das Natürliche ist Gottes Schöpfung, und diese kann unmöglich etwas Schändliches sein. Zudem ist die Bindung an Satzungen nicht die schlechteste Form des Natürlichen, für Moral, Politik und Kultur im allgemeinen förderlicher als die ebenfalls natürliche Ungebundenheit. Nur dagegen müssen wir protestieren, daß Unwissenheit oder Interesse das Heidnische für das spezifisch Christliche auszugeben sucht. Die Religion Jesu ist nicht jedermanns Sache; die Masse ist in allen christlichen Jahrhunderten in der einen oder der andern Form heidnisch geblieben, geht aber trotzdem der Wohlthaten des Christentums nicht verlustig. Die Religion der abendländischen Kirche ist niemals reines Heidentum, sondern allezeit eine durch das Evangelium und die apostolischen Einrichtungen veredelte, vergeistigte und versittlichte Naturreligion gewesen. Man braucht nur daran zu denken, daß auch die katholische Kirche eine Stätte der Belehrung und der katholische Priester von Amts wegen ein Lehrer ist, was die römischen Tempel und Priester niemals gewesen sind, und man wird den ungeheuern Fortschritt begreifen, der in der Stiftung der christlichen Kirche liegt, und den die Übernahme des heidnischen Zeremoniendienstes keineswegs zu nichte gemacht hat. Ohne diesen, der übrigens doch durch die Ausscheidung alles Burlesken und Obszönen, durch die neue Bedeutung der alten Gebräuche und durch die aus dieser erwachsene christliche Poesie und Musik erhebend, reinigend und erbauend geworden ist, wären die Massen für die Predigt und die Katechese gar nicht zu gewinnen gewesen. Dazu erwäge man die ungeheure soziale Wirkung der Sonntagsruhe, die zweckmäßig über das Jahr verteilt und ausdrücklich als eine Maßregel der Menschlichkeit, als ein Mittel, die Sklaverei innerlich zu überwinden, anerkannt ist. Ja einzelne heidnisch-jüdische Vorstellungen, wie die von gottgeweihten Personen und Sachen, die anzutasten als Sakrileg gilt, haben große weltgeschichtliche Aufgaben gelöst, denn ohne die Gott und den Heiligen geschenkten Grundstücke, auf denen gottgeweihte Mönche und Nonnen ihre Kulturarbeit leisteten, würde es mit der Kultivierung und Zivilisierung des europäischen Nordens sehr langsam gegangen sein. Nur der griechischen Kirche, namentlich ihrem russischen Zweige, kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß ihre Thätigkeit beinahe auf die Stufe eines rein heidnischen Zeremoniendienstes und Zauberhandwerks herabgesunken ist.*)

In der Auffassung des Priestertums hat sich die alte Kirche nicht der römischen Staatsreligion, sondern dem Alten Testament angeschlossen. „Die römischen Staatspriester, sacerdotes publici populi Romani Quiritium, sind nicht Vertreter der Gottheit in dem Sinne, daß sie in deren Namen mit der

*) Das ist wenigstens die vorherrschende Meinung. Erst kürzlich lasen wir in einem Reisebericht, die griechischen Mönche übten keinerlei kulturfördernde Thätigkeit. Dagegen lobt Professor Heinrich Gelzer die tiefe und echte Religiosität und die wirtschaftliche Thätigkeit der russischen Mönche des Berges Athos und sieht in ihrer kleinen Republik ein wohlerhaltenes Überbleibsel des Urchristentums. (Zukunft vom 4. Oktober.) Wenn man nicht an Ort und Stelle beobachten kann, hat man natürlich kein sichres Urteil. Nur das eine scheint festzustehn, daß die russische Kirche zwar die dem gemeinen Russen von Natur eignen Tugenden: Geduld im Leiden, Treue und Gehorsam verstärkt und ihm sein hartes Los erträglicher macht, vom paulinischen Geiste aber nichts übrig behalten hat.

Gemeinde und ihren Beamten zu verhandeln und an ihrer Statt Rechtsgeschäfte abzuschließen hätten, auch nicht Vermittler zwischen Gottheit und Mensch, durch deren Hände der Verkehr des Sterblichen mit der Gottheit gegangen wäre, sondern wie der ganze Staatskult ein Zweig der Staatsverwaltung ist, so sind die Priester Organe dieser Verwaltung, bestimmt zur Ausführung aller der Gemeinde obliegenden laufenden Leistungen an die Gottheit und zur Pflege und Bewahrung der für den Verkehr mit der Gottheit maßgebenden Traditionen und Satzungen." Wie der Hausvater für sein Haus, so war ursprünglich der König für den Staat der geborne Priester; jedes Geschlechterhaupt vertrat die Seinen wie in allem Weltlichen so auch der Gottheit gegenüber. Arbeitsteilung blieb auch auf diesem Gebiete nicht aus, und so löste sich das Priestertum vom Staatsamte. Zuerst wurde der Götterdienst einzelnen Geschlechtern, dann beim Schwinden der Geschlechterverfassung Sodalitäten, Priestern und Priesterkollegien übertragen. Die Sodalitäten, wie die Salier und die Luperci, hatten nur bestimmte Kulthandlungen wie Tänze und kostümierte Umzüge zu verrichten. Das Priesterkollegium umfaßte vier Klassen von Personen: die fünfzehn oder sechzehn pontifices: Berater des pontifex maximus; den rex sacrorum, der die priesterlichen Funktionen zu verrichten hatte, die dem Könige vorbehalten gewesen waren; die Flamines: Einzelpriester für bestimmte Gottheiten; es gab drei große (Flamen Dialis, Martialis, Quirinalis) und zwölf kleine; endlich die sechs vestalischen Jungfrauen. Opferpriester waren nur die flamines, nicht die pontifices. Der Opferpriester hatte eine Anzahl Gehilfen und Diener zur Verfügung, die z. B. das Schlachten besorgten, das er nur mit symbolischen Handbewegungen andeutete; auch seiner Gattin lagen gewisse Verrichtungen ob, und seine unerwachsenen Kinder ministrierten. Daß es kein Vergnügen war, die hohe Würde des Flamen Dialis zu bekleiden, ist schon bemerkt worden. Der arme Mann durfte nie länger als eine Nacht außerhalb der Stadt weilen, durfte kein Pferd besteigen, kein Heer in Waffen sehen. Er war sein Leben lang (die Priestertümer wurden auf Lebenszeit verliehen) feriatus, d. h. durfte niemals arbeiten und durfte an Festtagen keinen andern Menschen arbeiten sehen. Er mußte immer die priesterliche Kopfbedeckung und Kleidung tragen und sogar seine Bettruhe, sowie das Schneiden der Nägel und der Haare rituell regeln lassen. Er durfte nichts anrühren, was auf Leichen Beziehung hatte, durfte nicht schwören und von gewissen Dingen, wie von der Ziege, der Bohne, dem Epheu, nicht einmal sprechen. Durch Häufung von Ehrenbezeugungen suchte man das lästige Amt annehmbar zu machen, ebenso wie das der Vestalinnen, deren Dienst, auch abgesehen von der geforderten Jungfräulichkeit, ebenfalls schwer war.

Zum Schluß wollen wir noch die Einführung des Demeterdienstes erwähnen, weil man dadurch sozusagen in das Innerste des religiösen Denkens der Alten schauen und erkennen kann, wie sich Religion, Volkswirtschaft und Politik in Rom zu einem organischen Ganzen verwebten. Im zweiten Jahrzehnt der Republik wurde die Kriegsnot durch eine Mißernte verschärft, und dazu stockte auch noch die Getreideeinfuhr. Man befragte die Sibyllinen und

erhielt die Antwort, die griechischen Gottheiten Demeter, Dionysos und Kore seien zu versöhnen. Demeter und Dionysos wurden im getreide- und weinreichen Kampanien eifrig verehrt, und der Rat besagte deswegen eigentlich, man solle den Handelsverkehr mit Kampanien regeln. Das geschah denn auch, und die Einführung des Kultus der genannten drei Gottheiten, denen man noch den Handelsgott Hermes beigesellte, war nur das religiöse Symbol der Regelung. Man behielt aber nicht, wie bei Apollo und einigen andern Griechengöttern, die griechischen Namen bei, sondern verehrte die neuen Gottheiten unter den alten lateinischen Namen Ceres, Liber, Libera und Merkur, bezog jedoch die Priesterinnen für die Geheimfeier der Ceres gewöhnlich aus Neapel und Velia. Nun ist die reichliche Versorgung mit Getreide eine Angelegenheit, von der vorzugsweise das Wohl und Wehe des ärmern Volkes abhängt. Deshalb war der Cerestempel, dessen Einweihung in die Zeit der beginnenden Emanzipation der Plebs fiel, ein plebejisches Heiligtum, und die plebejischen Beamten, denen die Marktaufsicht und die cura annonae übertragen wurde, die Ädilen, bekamen von der aedes Cereris, wo sie auch das Archiv der Plebs verwahrten, ihren Namen. Auf solche Weise entstehn neue religiöse Gebilde; weder aus Studierstuben noch aus den Beratungszimmern der Behörden pflegen sie hervorzugehn. Die Gelehrten und die Philosophen können Neubildungen vorbereiten, die Regierungen können ihre Entwicklung leiten, entstehn können sie nur aus den Anschauungen und die Bedürfnissen des Volkes oder aus der Schöpferthat eines religiösen Genies, das solche Bedürfnisse zu befriedigen versteht.



Am Fuße des Hradschins

Von Georg Stellanus

(Schluß)



Die Monteneroſche Haushaltung war in ganz Prag bei weitem die stattlichste. Das große Privatvermögen des Fürsten in Verbindung mit den jährlich wachsenden Revenüen aus seinen gewerblichen Anlagen hatte ihm erlaubt, einen Hausstand, wie er vor einem Jahrhundert Sitte war, beizubehalten, während die meisten seiner Standesgenossen durch die Verhältnisse gezwungen worden waren, ihr Haus einfacher einzurichten und sich mit einem Bruchteil der Bedienung zu begnügen, die man noch zu Kaunitzens Zeiten für unentbehrlich hielt. Das Palais, ein gewaltiges dreistöckiges Gebäude, dessen nach hinten ausspringende Seitenflügel einen geräumigen Hof einschlossen, lag nicht im Herzen der Stadt, sondern etwas abseits. Die zu ihm führenden, meist menschenleeren Straßen waren zum großen Teil mit altertümlichen Häusern, Palästen oder Stiftsgebäuden besetzt, und der Garten dehnte sich über welliges Land bis hinaus in die Vorstadt.

Man konnte mit der Dienerschaft, die man vom Lande mitbrachte und auch sonst in der Stadt unterhielt, nie das ganze Palais bewohnen, nur Teile davon, und das gab ihm etwas von melancholisch stimmender Größe, ein Gefühl, das sich auch in den Korridoren, Sälen und Zimmern nie recht verlor, weil alle Dimen-

tionen für unsre moderne, chinesisch zusammengeschrumpfte Raumempfindung zu stattlich waren. Aber man gewöhnte sich nach und nach an diese nicht eben behagliche Übermäßigkeit, und wenn man, um zu Tisch zu gehn oder den Fürsten aufzusuchen, von dem eignen Corps de logis aus jedesmal eine kleine Reise unternehmen mußte, empfand man Ludwig XIV. seine Vorliebe für Marly und Trianon nach. Auch ihm, dem pomphaftesten und prachtliebendsten König, war Versailles zu weitläufig.

Leben, lautes, geschäftiges, sich dem Auge und dem Ohre aufdrängendes Leben herrschte nur im Stallhofe. Von Stall- und Remisegebäuden umgeben, die an der vierten Seite das Reithaus zu einem Viereck abschloß, war er früh und spät im ganzen Palais der einzige Fleck, von dem der schlafende Geist der Vorzeit gebannt war. Ein hoher offner Thorbogen, Portikus, führte nach dem Haupthofe und der Rampe, ein andrer nach dem Park, ein dritter direkt nach der Straße, während der vierte, nur der Symmetrie halber gebaut, die Fassade des Reithauses schmückte, zu dem der Eingang natürlich an dessen oberm Ende war. Wenn es nicht für den Fürsten und Angehörige des Hausstandes Ein- und Zweispänner, Jagdzüge, Tandems oder Reitpferde zurecht zu machen gab, so wurden in der durch den Triumph Neptuns verherrlichten Schwemme Wagen gewaschen, oder es machte sich ein Zug Wagen- und Reitpferde unter der Führung eines Oberbereiters zum Ausreiten fertig, eine Leibesbewegung für Mann und Roß, die noch immer von dem Stallpersonal als „Promenade" bezeichnet wurde, wie die ihm im Reithaus oder auf dem Reitplatz davor erteilten Reitstunden mit ängstlicher Festhaltung am Hergebrachten nach wie vor „Equitationsstunden" hießen. Darüber soll nun auch hier nicht gespottet werden, denn was an wirklich feiner und vornehmer Reitkunst aus frühern Jahrhunderten auf uns gerettet worden ist, verdankt Österreich der spanischen Equitationsschule in der Burg und den ihr von den Magnaten des Reichs überall nachgebildeten ähnlichen Anstalten.

Da im Stallhof die Kutscher und die Reitknechte bei sich zu Hause waren, so durfte geschrieen, gepfiffen, gesungen, laut gegähnt, zugerufen und geflucht werden, und jeder that das aus Leibeskräften, wie es ihm gerade zu Sinn war und in den Mund kam. Auch die Frauen standen und liefen überall mit herum, und den Kindern — diese scheinbar alle gleichen Alters und von überraschender Menge — wurde, wie es im Evangelium heißt, nicht gewehrt, oder doch nur insoweit, als sie nicht im Wege sein, mit andern Worten sich nicht überfahren oder überreiten lassen durften. Ein Blick auf den bunten, muntern Schwarm genügte, einem zu erklären, warum der Stall des Fürsten nie Reitknechte oder Kutscher „suchte": er rekrutierte sich aus sich selbst, und was er zuviel hatte, gab er an andre ab, die „suchten."

Wenn Graf Viktor da war, so galt er auf dem Stallhofe mehr als der in seinem Muschelwagen mit Vieren breit dahinstürmende Meergott. Er war von allen der beste, sicherste, und was die Schonung des Pferdematerials anlangte, der vorsichtigste Reiter: er entschied in oberster Instanz über das, was man die „Meriten" eines Pferdes nannte, die von ihm mit einem Gaul erreichte Sprunghöhe wurde als unübersteigliches Maximum angesehen, und was man ihm an Äußerlichkeiten nachmachen konnte, Haar- und Bartschnitt, Haltung des Reitstocks, Auf- und Niederbewegung beim Traben kopierte man unbesehens. Sämtliche Reitbeinkleider wären, wenn er es darauf abgesehen hätte, in einer Woche eng und — nach einem allerdings etwas längern Zeitraume — wieder weit geworden. Auch zu einem Zopfe würde man sich, wenn er angefangen hätte, einen zu tragen, verstanden haben. Allerdings wegen der übrigen Prager Ställe langsam und ungern.

Die Dressur Emirs des Apfel- und Abduls des Fliegenschimmels war eine Zeit lang Tagesgespräch. Auch die Damen und Graf Egon, den man, was das Reiten anlangte, zu den Damen rechnete, weil er, selbst fromm, am besten mit frommen Pferden fertig wurde, waren bisweilen mit herübergekommen und hatten von der „Loge" aus zugesehen. Araber sind, wenn man eine weiche Hand und ein vornehmes Gemüt hat, außerordentlich leicht und rasch zu dressieren, was sie nicht

hindert, einem bei der ersten Gelegenheit, wo man sie im Vertrauen auf ihren ehrenvollen Charakter auf Trense reitet, meilenweit über Bahndämme und Mühlgräben weg durchzugehn. Emir, der für Komtesse Paula bestimmte Zelter, ging, wenn er es sich und dem Reiter recht nett und behaglich machen wollte, sanft wiegenden Paß, und Abdul hatte mit ein bischen Musik spanischen Tritt spielend gelernt, wie ein Kind das Alphabet.

Mit der Dressur der beiden Vollblutpferde hatte nun zwar Prinz Hassan nichts zu thun, aber es waren doch „seine" Pferde, denn er war es, der sie in die Bahn und zurück in den Stall brachte. Nun kann allerdings ein Araber wie jedes andre Pferd im Schritt in die Bahn gebracht werden, und in der Regel ist dies ja auch der Fall, aber nach Mohrengeschmack, nach echter Mohrenart kann das mit Schick und Anstand nicht anders geschehn als in Form einer pittoresken Fantasia, bei der der Mohr aus Leibeskräften rennt, das von ihm geführte Pferd ihn in möglichst tollen Sprüngen begleitet, und alles übrige „rettet, flüchtet." Wie dem Sultan von Fez und Marokko, wenn er Gesandtschaften empfängt, im wilden Lauf ein Heer von Pagen vorausstürmt, das mit nichts anderm verglichen werden kann als mit einem wild gewordnen Bienenschwarm, und wie der Hengst, auf dem der unbeweglich vor sich hinblickende, halbverschleierte Kalif sitzt, nur dadurch einigermaßen gebändigt werden kann, daß ihn auf jeder Seite des Gebisses ein baumlanger Schlagetot im Zaum hält, so kamen auch Emir und Abdul, von Hassan geführt, jedesmal wie eine Windsbraut an. Und es war nicht zu leugnen, der Effekt dessen, was die französische Schauspielerin une belle entrée nennt, war kolossal: Kopf, Füße, Mähnen, Schweif, alles in der Luft wie eine sturmgepeitschte, das steinige Gestade hinaufhastende Welle, und nicht neben, sondern mitten in diesem weißen Gischt der selbst jedesmal wieder durch den Theatercoup wirklich erregte, gewandte und kräftige schwarze Kerl mit der in alle Schattierungen von Gold und in alle Farben von Sammet und Seide schillernden Kleidung.

Diesen Theatercoup hatte ihm Joseph ein paarmal verdorben, indem er Lord, mit dem er den Stallhof nur betreten durfte, wenn er ihn an der Schnur hielt, „unversehens" losgelassen hatte. Lord war jung und unerfahren. Wo gerannt und nach allen vier Winden ausgeschlagen wurde, da wollte er auch dabei sein und mitspielen, und wenn ihn Joseph heimtückischerweise frei ließ, so gab es etwas fürs Auge. Namentlich Emir, mit dem trotz der täglichen Vorführungsfantasia, an der er Gefallen fand, ein Kind hätte fertig werden können, war dem Hunde gegenüber über alle Maßen schreckhaft. Hassan meinte, er werde wohl als ganz junges Fohlen in der Wüste dabei gewesen sein, wie ein Löwe ein Pferd, vielleicht seine Mutter angefallen habe, und könne das Gesehene noch immer nicht verwinden. Der Hengst schien, wenn sich der Hund mit lautem Gebell, aber nur im Spiel auf ihn zustürzte und ihm gegen den Hals und gegen die Brust sprang, jede Besinnung zu verlieren, bäumte hoch in die Luft, und ein paarmal hatte es an einem Haar gehangen, daß er sich vor Angst und Aufregung überschlagen hätte. Schön hatte das auch ausgesehen, aber es war doch ein zu gefährliches Schauspiel, und was die Hauptsache war, eins, das nicht auf den Stallhof sondern in den Zirkus gehörte. Graf Viktor hatte Joseph in sehr ernster Weise seine Meinung gesagt und ihm das Mitbringen des Hundes ein für allemal verboten. Wenn Graf Viktor auf solche Weise einem Spaß ein Ende machen wollte, so wußte man, daß es wirklich auch damit zu Ende war. Lord hatte sich nicht wieder auf dem Stallhof gezeigt, und wenn sich Joseph in die Nähe des schwarzen Prinzen gewagt hatte, um ihm auf gut Tschechisch zu versichern, daß sein Vater ein Ehrloser und seine Mutter eine Hündin sei, so hatte Hassan, der allerdings nur an den Gesten und am Tone Josephs merken konnte, daß es sich nicht um Schmeicheleien und Segnungen handle, die ihm zu Gebote stehenden Schimpfworte aus sieben Sprachen, unter denen butore und sagripano Schmeichelnamen waren, mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit über den Angreifer ausgegossen.

Heute war alles nach Wunsch gegangen. Da Joseph auf den Berg zum Prior bestellt war und deshalb weder in die Reitbahn noch auf den Stallhof hatte kommen können, so hatten Hassans Eltern, der schwarze König und dessen Gattin vor der Zunge des rachsüchtigen jungen Ministranten Ruhe gehabt. Die Monteneroſche Familie war etwas früher als gewöhnlich in corpore abgezogen, denn man erwartete die Äbtissin zum zweiten Frühstück, und die Etikette verbot, die hochgestellte und nach dem Herkommen fürstlichen Rang einnehmende Dame auch nur eine Minute warten zu lassen. Als es zum zweitenmal läutete, waren der Fürst, die jungen Leute und der Kaplan schon im sogenannten Lederzimmer versammelt, und als die Gräfin mit der Äbtissin eintrat, konnte sofort zu Tisch gegangen werden. Auch bei dieser grundsätzlich formlosen und intimen Mahlzeit war wieder alles, womit hier im Monteneroschen Palais der etwas zu klein geratene moderne Mensch zu thun hatte, zu stattlich und zu feierlich. Der Saal war zu groß, dessen Decke zu hoch, der Tisch, an dem man saß, zu breit, und die von geräuschlos agierenden Offizianten und Lakaien bewirkte Fütterung würde etwas geisterhaftes gehabt haben, wenn sich die drei Alten, der Fürst, die Äbtissin und die Gräfin, in dieser Feierlichkeit und Größe nicht wie der Fisch im Wasser befunden hätten: auf sie, auf ihre Eltern, auf ihre Großeltern war die Sache zugeschnitten gewesen; sie paßten hinein; sie waren von Jugend auf die große Bühne gewohnt gewesen, ihre Bewegungen, ihre Sprache waren natürlich, entsprechend und am Platze, während die jungen Leute den Eindruck machten, als seien sie eine kleinere Bühne gewohnt, wo es mit etwas weniger Grandezza und etwas mehr Sichgehnlassen und Witz ergötzlicher sei.

Auch Graf Egon, der neben der Äbtissin saß und sich ihrer besondern Gunst und Gnade erfreute, machte keinen recht wohlthuenden Eindruck. Auch er gehörte dem neuen Geschlecht an, das da, wo es sich um die leichten anmutigen Formen der großen Geselligkeit handelt, gegen früher ein wenig zurückgegangen ist. Auch die Gabe der fesselnden, auf den Interessenkreis des andern berechneten Unterhaltung war ihm nicht verliehen, und die arme Äbtissin mußte ihm, sie mochte wollen oder nicht, in alle Einzelheiten folgen, die er von der Auffindung eines illuminierten tschechischen Missale aus dem sechzehnten Jahrhundert zu berichten für gut fand, weil das ihn interessierte. Kirchliche Altertümer, wenn sie tschechischen Ursprungs waren, begeisterten ihn, er sammelte solche Seltenheiten und verstand sich wirklich darauf. Daß er bei der Äbtissin nicht dieselbe Teilnahme voraussetzen konnte, fiel ihm nicht ein, und wenn der auf der andern Seite der Äbtissin sitzende Fürst nicht noch bei rechter Zeit mit ein paar Stadtneuigkeiten und ein paar gutmütigen Späßen eingesprungen wäre, so würde die gute alte Dame in einen magnetischen Schlaf gefallen sein, den man, wenn möglich, bei seinen Tischgästen vermeidet. Als sie sich beim Dessert durch ein mächtiges Glas Madeira — old and dry — wieder etwas gestärkt hatte, veranlaßte sie den Kaplan, das Dankgebet zu sprechen, und entführte nach aufgehobner Tafel den Grafen Egon in den Wintergarten, wo sie, von Kamelien und tropischen Pflanzen umgeben, Privataudienzen zu erteilen und ihr Nachmittagsschläfchen zu halten pflegte.

Der Graf, der sich für alle Fälle mit einem tüchtigen Glas desselben köstlichen Weins für die Strapazen einer neuen Redekampagne gerüstet hatte, saß zu ihren Füßen auf einem niedrigen Korbstuhl in der seelischen Verfassung eines Leibmopses, der sich geliebt weiß und in seligem Nirwana die streichelnde Hand erwartet.

Sie sind nicht herzlich, nicht innig, nicht zärtlich genug, Egon, sagte die Äbtissin, seine Schulter mit ihrer noch immer schönen, wenngleich etwas zu vollen Hand berührend.

Der Schreck, den der Graf über diesen Vorwurf und über das, was nun folgen konnte, empfand, malte sich zu deutlich in seinen Zügen, als daß die Äbtissin sich nicht hätte bemühen sollen, ihn einigermaßen zu beruhigen. Ich spreche, sagte sie, von der Art und Weise, in der Sie unsrer lieben Paula begegnen. Es fehlt Ihnen an Feuer, an Leidenschaft.

Ja, darin hatte die Äbtissin Recht. Wo es sich nicht um kirchliche Altertümer tschechischen Ursprungs handelte, fehlte ihm die Begeistrung. Der geistliche Herr, der mit seiner Erziehung betraut gewesen war, hatte alles, was wie Phantasie und Herz aussah, unbarmherzig beseitigt, und an dessen Statt blinden Glauben und Kadavergehorsam gesetzt. Er war sehr stolz auf sein Werk gewesen und hatte die Erziehung des Grafen für sein gelungenstes Werk angesehen. Und nun verlangte man plötzlich von dem Grafen Gefühl, Feuer, Leidenschaft. Er empfand, daß das unter den gegebnen Umständen eine unbillige Forderung war, und daß das Loblied der Venus Amathusia, zu dem sich die würdige Dame anzuschicken schien, im Munde einer Frau von der Stellung seiner Gönnerin etwas sonderbares hatte. Er seufzte und schwieg.

Wenn Sie Paula gewinnen wollen, fuhr die Äbtissin fort, der es um den Zweck, den sie erreichen wollte, zu thun war, und die mit echt weiblichem Verständnis recht wohl sah, was allein zu dessen Förderung dienen konnte, wenn Sie Paula gewinnen wollen, müssen Sie ihr von Ihrer Liebe zu ihr reden. Ihr Blick muß Sie verraten, Sie müssen unruhig ihre Nähe suchen, sich bemühen, ihre Hand zu fassen, sie in Ihre Arme schließen. Paula hat kein Verständnis für kirchliche Altertümer, keine Freude daran. Ich selbst, Egon — das Missale von heute mittag mochte ihr die Augen geöffnet haben —, verstehe nicht viel davon, schwärme nicht dafür, wie sollte Paula, die doch wie andre junge Mädchen ist, an so etwas Altertümlichem Gefallen finden.

Aber, hochwürdigste Tante, das Missale ist wirklich einzig in seiner Art.

Für Sie, Egon, nicht für uns Frauen. Da hat Viktor viel besser den Weg zu Paulas Herzen gefunden.

Mit dem Apfelschimmel? Meinen Sie das, hochwürdigste Tante?

Ach, larifari, armes Kind! Geschenke empfangen wir Frauen ja doch nur von denen gern, denen wir ohnehin gut sind.

Aber, wie wissen Sie denn alles das, Tante? platzte hier der Graf heraus. Davon steht doch in keinem Buche etwas, und Ihre Schäflein werden ihrer Oberhirtin von dem, was sie davon wissen, doch auch keine Mitteilung gemacht haben!

Daß sie, wie jedes andre Menschenkind, auch selbst Erfahrungen gemacht hatte, vor langen Jahren, als sie noch jung und schön war wie Paula, Erfahrungen, mit denen die Kirche nichts zu thun gehabt hatte, konnte sie freilich einem Neffen nicht gut erzählen, am wenigsten so einem, dem das natürliche, entgegenkommende Verständnis für dergleichen ein wenig zu fehlen schien. Sollte doch die Erziehung, die man dem Grafen gegeben hatte, nicht ganz das richtige getroffen haben? War es an ihr, nachzuholen, was versäumt worden war? Daß man nicht von dem ersten besten Stück Eisen, das einem unter die Hände kommt, erwarten kann, es werde als Magnet dienen, fiel ihr nicht ein. Aber es dämmerte doch so etwas in ihr auf, als wenn Graf Egon in Paulas Fall nicht ganz der richtige Schäfer wäre, und als ob Graf Viktor schon einen zu großen Vorsprung vor ihm hätte, als daß auch mit Zärtlichkeit und Feuer noch etwas zu machen wäre. Vielleicht war es ihr aber doch noch möglich, Paula das Heiraten überhaupt auszureden und sie zum Eintritt ins Stift zu bewegen. Wenn sie nur ein wenig mehr von den Absichten des Fürsten wegen seiner letztwilligen Verfügungen gewußt hätte!

Lassen Sie es gut sein, Egon, sagte sie, und vergessen Sie, was ich gesagt habe. Wenn Ihnen das Missale mehr am Herzen liegt, und das thut es doch, nicht wahr? . . .

Der Graf sagte nicht nein . . .

So ist das ja von der Vorsehung sehr gut und weise eingerichtet, denn das Missale haben Sie, und Paula bekommen Sie doch nun und nimmermehr. So, und nun werde ich noch ein wenig nachdenken.

* *
*

Der Fürst hatte die Gräfin mit zu sich in sein Kabinett genommen, und daß er die zweite Thür nach seinem Salon, die er hinter der ersten hatte anbringen lassen, auch noch verschloß, bewies der Gräfin, daß es ernste und wichtige Dinge zu besprechen gab. Sie hatte sich mit ihrer Arbeit auf ihren gewöhnlichen niedrigen Lehnstuhl am Kamin gesetzt, er nahm ihr gegenüber Platz, schürte das Feuer etwas an und sagte: Ich bin Ihnen eine Mitteilung schuldig, liebe Céline; ich habe vor einigen Tagen mein Testament gemacht, und da das auch für Sie und Ihre Tochter nicht ganz ohne Bedeutung ist, so möchte ich nicht, daß Sie durch Dritte davon erführen oder gar erst nach meinem Tode bei Lösung der Siegel ...

Ach nein, liebe Céline, darin täuscht Sie Ihre Anhänglichkeit an mich. Das mir gesteckte Ziel ist nicht mehr fern, und wie mit Recht gesagt wird, der letzte Wille hat noch keinen ums Leben gebracht. Aber ehe wir hiervon reden, wollen Sie mir eine offenherzige Frage erlauben, eine Frage, die Sie nicht für unbescheiden ansehen werden, weil Sie wissen, wie sehr ich Ihnen und Paula zugethan bin? Hat Paula über ihre Zukunft bestimmt, haben Sie in dieser Beziehung besondre Absichten und Wünsche? ...

Viktor? Sie glauben, sie liebe Viktor, und Sie denken, es werde doch über kurz oder lang mit einer Heirat beider enden? ...

Sie fürchten, ich mache Ihnen aus Ihrer Bereitwilligkeit, nachzugeben, einen Vorwurf? Einen Vorwurf, weil Viktor ein Freigeist und schon längst nur noch dem Namen nach ein Katholik ist? ...

Ich will mich Ihnen gegenüber über diesen Punkt ganz offen aussprechen: aber nicht wahr, beste Céline, was ich Ihnen hier sage, bleibt unter uns? Ich habe dem Kardinal unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt, wie ich verfügt habe, und ich glaube, er ist mit mir einverstanden, obwohl ihm seine Stellung verbietet, das in klaren Worten zu sagen.

Sehen Sie, liebe Céline, ich habe mein Leben lang geistliche und weltliche Dinge getrennt, und das ist der große Vorwurf, den mir die Kirche macht. Was ich für Viktors Seelenheil und Seelenfrieden wünschen würde, ist etwas für sich. Es ist einem natürlich, daß man denkt, was einem Glück und Frieden gebracht hat, muß das geeignetste sein, auch denen Glück und Frieden zu bringen, die man liebt. Aber ich habe längst eingesehen, daß wir Menschen auch hierin verschieden sind, und daß wir weise handeln, wenn wir es Gott überlassen, auf welchem Wege er jeden von uns zu sich führen will.

Aber mit der Frage, wie jemand in geistlichen Dingen denkt, hat meine Entschließung, ob ich ihn zum Erben meines Vermögens machen will oder nicht, nichts zu thun. Für die Kirche ist in unserm Lande ohnehin reichlich gesorgt, und daß es Viktor auf unserm Besitze an gut dotierten Kirchen und Schulen nie wird fehlen lassen, das weiß ich. Auch davon bin ich überzeugt, daß Ihre Interessen, Céline, bei ihm in den besten Händen sind. Ich habe ihn zu meinem Universalerben eingesetzt. Sie, liebe Céline, werden von dem Jahrgeld, das ich für Sie bestimmt habe, nach wie vor, das weiß ich, den besten Teil an die Armen und Notleidenden geben. Wenn, wie Sie eben sagten, die beiden ein Paar würden, wenn sie das würden mit Ihrer freudigen und herzlichen Zustimmung, so wäre damit jeder Wunsch, den ich hier noch haben könnte, erfüllt.

* * *

Und die beiden, Viktor und Paula? Die waren zusammen in den Park gegangen, um — Tannenzapfen zu suchen. Das war ungefähr noch das einzige, was um diese Jahreszeit ein verliebtes Paar im Freien suchen konnte, und das Tannenwäldchen, wo man die meisten und schönsten zu finden hoffte, war ganz am andern Ende des Parks, über dem kleinen Hügel drüben, wo niemals jemand hinkam, wenn es nicht die Jungen waren, um da Räuber und Gendarmen zu spielen.

Und da hatte denn Viktor, als es ihm klar war, daß er nicht vergeblich ge-

hofft hatte — der Beweis dafür war so entzückend, daß er nicht oft genug mit einem Kuß nach dem andern und einer Umarmung über die andre wiederholt werden konnte —, etwas spät die Ketzerfrage aufs Tapet gebracht und sich über seinen Glauben an eine individuelle Offenbarung ausgesprochen.

Dein Glaube, Herzenskind, sagte er, läuft mit mir nicht die mindeste Gefahr, denn ich achte und ehre jede persönliche Überzeugung, ich beuge mich ehrfurchtsvoll vor jeder Form der Gottesverehrung, die auf der Vorstellung eines höchsten vollkommnen Wesens beruht. Was du glaubst, was du glauben willst oder glauben kannst, ist deine Sache. In dem einen Hauptpunkte, daß Gott unser liebender Vater ist, und daß wir ihm dafür, wie wir an unsern Brüdern handeln, verantwortlich sind, sind wir doch ohnehin mit einander einig. Alles weitere wollen wir im Geiste der Liebe und Duldsamkeit so ausgleichen, daß es gewiß nie ein Ärgernis geben wird.

Und die Messe wirst du regelmäßig besuchen? fragte Paula, dem zu allem bereiten die Hand drückend.

Graf Viktor mochte an den verschmitzten Béarner denken — und auch der war schließlich doch der von seinen tonsurierten Feinden geleiteten Mörderhand erlegen. Ja, er würde die Messe regelmäßig besuchen und sich jedem vorgeschriebnen Brauche fügen. Er hätte vielleicht auch noch mehr versprochen, wenn man ihm das Versprechen in Amors Namen abverlangt hätte. Ganz bei Besinnung ist in solchen Augenblicken doch keiner, und Versprechungen, für die man im nächsten Moment mit einem Kusse belohnt zu werden hofft, wiegen keinem besonders schwer.

Und den Kaplan, Viktor?

Den lassen wir dem Onkel. Der hat bisher immer mit dieser Perle fertig zu werden verstanden. Und für uns nehmen wir einen frommen, friedliebenden Mann, dem es mehr um die Ausbreitung des unsichtbaren Reiches Gottes auf Erden als um die weltliche Macht und den Reichtum der Kirche zu thun ist; einen, der nur daran denkt, zu raten, zu helfen und zu trösten, und der nicht vor allen Dingen darauf aus ist, uns Laien das schwere Joch Roms auf die Schultern zu legen, uns unter dessen geistige wie leibliche Tyrannei zu beugen.

Und die heiligen Väter, Viktor?

Die halten wir uns zehn Schritt vom Leibe ...

Das schien Komtesse Paula in der Gemütsverfassung, in der sie sich befand, leicht ausführbar. Was waren denn all diese klugen und beharrlichen schwarzen Herren, wenn sie Viktor den Siegreichen gegen sie hielt, Viktor, der von nun an einzig und allein in ihrem Herzen wollen und gebieten würde? Auch das gestaltete sich im Laufe der Zeiten etwas weniger rosig, als sich ihr die Aussicht darauf im zauberischen Lichte der alles verklärenden Gegenwart gezeigt hatte. Aber — das liegt freilich schon außerhalb des Rahmens unsrer Erzählung — sie sich vom Leibe zu halten, gelang schließlich in der Hauptsache doch, wenn auch nicht gerade volle zehn Schritt, wie der junge Held so zuversichtlich behauptet hatte.

Als Joseph vom Berge zurückkam, war alles wieder still und alltäglich geworden, sodaß er nichts merkte. Im Kamin verbrannte Komtesse Paula Tannenzapfen, einen nach dem andern, sieben, soviel hatten sie gefunden. Ob die gnädige Komtesse mehr Tannenzapfen wolle, hatte der umherschleichende Kater gefragt, im Holzstall unten lägen sie körbeweise. Aber Komtesse Paula hatte diesen Vorschlag beinahe mit Entrüstung zurückgewiesen: vielleicht ist es ein heiliger Zauber, dachte Joseph, und es dürfen bloß sieben sein, wenn es helfen soll.

Auch die Äbtissin war nach einem erquickenden Schlummer unter Palmen zu ihren Schäflein zurückgekehrt, mit denen sie nur vom Glück der himmlischen Liebe zu sprechen brauchte. Da war vornehme Salbung immer am Platz, und man war nicht der Gefahr ausgesetzt, sich mit gewagten Ratschlägen, die wie die dem Grafen gegebnen ein wenig nach weltlicher Kuppelei schmeckten, die Zunge zu verbrennen.

Joseph war von der Leutseligkeit und der hohen Einsicht des Priors im höchsten Grade erbaut und entzückt. Ja, das war ein Mann. Das war einer, der das

Gras wachsen hörte, und der für alles Rat wußte. Einer, der einem nicht erst ausdrücklich zu sagen brauchte, thue das, thue jenes, sondern der es einem nur so ganz von ungefähr nahe legte, wie man es anfangen könne, um an so einem elenden schwarzen Mädchenjäger, so einem Hunde sein Mütchen zu kühlen, ohne daß einem jemand dafür etwas anhaben konnte. Wäre er von allein und ohne des Priors Hilfe auf so einen klugen Gedanken gekommen? Nein, ganz gewiß nicht. Und auch darin hatte der Prior recht, es mußte gleich geschehn, ehe der Mohr getauft war; denn sowie er getauft war, durfte ihm der Prior — das hatte er so schön und so salbungsvoll auseinandergesetzt — als Christen nur Gutes und Segensreiches wünschen.

Gleich bei seiner Rückkehr vom Berge hatte er auf den Rat des Priors scheinbar Frieden mit dem schwarzen Nebenbuhler geschlossen, um ihn desto sichrer verderben zu können, und die Versöhnungskomödie hatte, wie ihm von dem Prior gleichfalls in Aussicht gestellt worden war, gleich in der ersten Stunde für das Nachrichtenwesen gute Früchte getragen. Der Mohr, der nicht nachträglich war und — zu Boženkas*) ewiger Schande sei es gesagt — keinen Grund hatte, den weißen Nebenbuhler zu hassen, hatte ihm erzählt, daß der Fürst und Graf Viktor morgen auf den beiden Arabern nach Wysočán reiten wollten. Der Fürst nahm natürlich einen seiner Reitknechte mit, der Bassah Conde ihn, den Mohren. Bolam posede scharulaß! Ein Ausruf des Stolzes und der übermütigen Freude.

Was wollen sie in Wysočán, Sohn der Hölle, hatte Joseph gefragt. Den Schmeichelnamen hatte er auf Tschechisch gesagt, und das hatte dem Mohren so weich geklungen wie Gulnarens Küsse. Für den Ausdruck kameradschaftlichen Wohlwollens hatte er diesen tschechischen „Sohn der Hölle“ gehalten.

Mehschek semiedh (Herzensbruder), sagen werden sie, und abends oder in der Nacht nach dem Diner heimreiten.

Wie günstig wäre die Gelegenheit gewesen, einen Plan auszuführen, auf den ihn die Fragen des Priors gebracht hatten, wenn den Emir statt des Grafen der Schwarze geritten hätte. Er, Joseph, hätte sich unter irgend einem Vorwande auf der dem Stifte gehörigen Meierei Kolokno, die auf der Wysočáner Straße keine anderthalbe Stunde von Prag lag, aufhalten und den Hund, der ihm überallhin folgte, bei nächtlichem Dunkel auf den Schimmel des im Gefolge seines Herrn vorbeireitenden Mohren loslassen können. Wenn der Kerl mit einem gebrochnen Bein oder einer ausgefallnen Kugel davon gekommen wäre, so hätte er für die Qualen, mit denen er ein verliebtes Christenherz gemartert hatte, den verdienten Lohn gehabt. So mußte man eine andre Gelegenheit abwarten, wo der Mohr nur mit seinem Herrn einen Ausflug machen und dabei vielleicht den Apfelschimmel reiten würde.

Wie vom Donner gerührt und zu Tode erschrocken war er, als ihm noch an demselben Abend der Mohr, der eben aus dem Zimmer des Kaplans kam, mitteilte, der Fürst und der Graf würden morgen nach dem Diner zu Wagen nach Prag heimkehren und ihre Pferde an der Hand zurückschicken.

Geht er gut zur Hand, der Emir? fragte Joseph mit vor Aufregung zitternder Stimme.

Zur Hand geht er gar nicht, mehschek semiedh, aber die kleine Fuchsstute, die ich hinwärts reiten werde, geht gut zur Hand, und den Emir werde ich selbst heimreiten. Auf dem sitzt sichs wie in einer Wiege, kolomo maschol (das kannst du mir glauben)!

Woher weißt du, daß sie zurück fahren?

Der Pater hat es mir eben gesagt, aber ich soll davon schweigen. Er sagt, sie brauchen unten im Stalle nichts davon zu wissen. Hassan weiß zu gehorchen.

*) Die Leser werden wegen der falschen Schreibung dieses Namens in Heft 49 um Verzeihung gebeten.

Morgen! Joseph hätte es lieber gesehen, wenn die Sache nicht so kurz angerannt gewesen wäre, wenn er sie sich ein paar Tage hätte überlegen können. Würde es mit dem Hengst, der so jäh stieg, daß er sich nur durch ein wahres Wunder noch nicht überschlagen hatte, und dessen Bewegungen im Schreck und in der Angst blitzschnell und unberechenbar wie die eines Aales waren, nicht ein größeres Unglück geben als das, was er dem Mohren als tückischem und glücklichem Nebenbuhler zugedacht hatte? War es nicht doch vielleicht besser, eine andre Gelegenheit abzuwarten, wo man wenigstens genau wußte, was man that, und wo dem Zufall nicht Thor und Thür geöffnet waren?

Gerade als er am unschlüssigsten war und, die Stirn gegen die kalte Scheibe gepreßt, durch eines der hohen Korridorfenster in die Nacht hinaussah, hörte er, wie der Kaplan nach ihm rief. Er solle sich einrichten, morgen zur Weinlese nach Kolokno hinauszugehn, sagte ihm der Kaplan, da werde es tüchtig zu thun und abends Musik und Essen geben. Der Prior habe ihm eben darum geschrieben, und er, der Pater, werde mit der Gräfin Rücksprache nehmen, damit er sich gleich nach der Frühmesse aufmachen könne. Wenn er nur am andern Tage zur Messe wieder da sei, so werde es keine Not haben.

Wie hatte sich Joseph bisher auf diese Lese gefreut. Und nun lag ihm der nächste Tag wie ein Stein auf dem Herzen. Aber er wollte „es" lieber doch nicht thun. Er wollte ohne Lord gehn. Damit war jeder weitern Versuchung vorgebeugt. Am andern Tage hatte er sich auch wirklich ohne den Hund, den er sorgfältig eingesperrt hatte, auf den Weg gemacht, als ihm dieser — er war schon draußen in der Vorstadt — in großen Sprüngen nachgesetzt kam. Nun in Gottes, er hätte sagen sollen: in des Teufels Namen! Aber wer konnte den Hund herausgelassen haben?

* * *

Eine kalte, dunkle Herbstnacht. Der Prior sollte beim Kardinal zu Abend essen. Er wartete auf den Wagen, der ihn ins Fürsterzbischöfliche Palais bringen sollte. Er war allein. Allein mit seinem Gewissen. Dessen leise, eindringliche Stimme kam aus denselben unergründeten und unergründlichen Tiefen, aus denen, wie Graf Viktor glaubte, dem Menschen auch hie und da die Gabe kam, Übernatürliches zu fassen und sich dafür zu begeistern. Mit seinem Gewissen stand der Prior auf einem kühlen, korrekten Fuße. Er wußte besser als dieses, was recht war, und was er zu thun hatte, und er nahm, wenn es vorlaut sprach, die Gelegenheit wahr, es zu belehren. Und sonderbar, wenn er sich dabei in die offenbarsten Widersprüche verwickelte, merkte er es nicht, und sein Gewissen, das ihn und seine Kasuistik längst satt haben mochte, gab dann jedes weitere Zureden oder Abmahnen auf. Wenn man durch an sich unverfängliche Handlungen ein Ereignis herbeiführte, dessen Eintritt und Ausgang noch immer vom Zufall abhing, so war man ohne Schuld, sobald man das Ereignis nicht gewollt, sondern nur als möglich und sehr wahrscheinlich angesehen hatte. Der überlegne Kasuist wußte sich der ausdrücklichen Absicht zu enthalten und begnügte sich mit dem wunschlosen Abwarten, ob das Ereignis eintreten werde oder nicht. Damit wäre an sich, sollte man meinen, dem Gewissen gegenüber der Beweis geführt gewesen, daß einem jede bedenkliche Absicht fern lag. Und doch konnte sich der Prior nicht enthalten, seinem Gewissen im nächsten Augenblick auseinanderzusetzen, daß er das Ereignis, das er für möglich und wahrscheinlich halte, im Interesse der heiligen Mutter Kirche herbeizuwünschen verpflichtet sei. Nur wenn es eintrat, konnte ihr schwere Einbuße an Einfluß, an Reichtum und Länderbesitz erspart werden. Es war ihr gegenüber seine Pflicht gewesen, die Konstellation, wie sie war, herbeizuführen, es war ihr gegenüber seine Pflicht, zu wünschen, daß der Ausgang ein für sie günstiger sei. Er hatte recht und weise gehandelt, und sie war ihm Dank schuldig. Er hoffte, das kleinere Übel werde geschehn und so ein größeres verhüten. Das Übel,

das die Kirche bedrohte, war immer als das größere anzusehen. Menschenleben waren Sandkörner, die der Wind verwehte, und inmitten deren der Fels Petri fest und für die Ewigkeit gegründet stand. Wieder die blinde Vermessenheit, die den Fanatiker antreibt, der leitenden und richtenden Hand der Vorsehung vorzugreifen und an Stelle von deren Allwissenheit und Gnade sein eignes kurzsichtiges Urteil und das seiner Meinungsgenossen zu setzen.

Beim Kardinal fand der Prior den Grafen Egon, und man saß noch beim Mahl, als der Kammerdiener diesem etwas ins Ohr flüsterte.

Der Kaplan ist da, sagte der Graf, und läßt mich wissen, daß er mich sogleich sprechen muß.

Jemand, der mit dem Kardinal bei Tisch saß, ohne zwingende Notwendigkeit herausrufen zu lassen, konnte dem Pater Aloysius nicht einfallen. Der Graf eilte zu ihm hinaus und kehrte im nächsten Augenblick leichenblaß und verstört mit ihm ins Speisezimmer zurück.

Es ist ein großes Unglück geschehn, Vincenz, stammelte der Graf. Das Pferd des Fürsten hat sich überschlagen, und der Fürst ist tot: er hat das Genick gebrochen.

Der Fürst? fragte der Prior, als wenn sich der Graf versprochen habe, und als wenn er, der Prior, vom Tode eines andern zu hören gefaßt gewesen sei.

Der Reitknecht ist eben angekommen, sagte der Kaplan, um einen Wagen zu holen, und die Gräfin bittet den Herrn Grafen mit hinauszufahren, um dem Grafen Viktor, der die Leiche hereinbringen wird, beizustehn.

Bester Kaplan, sagte der Kardinal, melden Sie der Gräfin, daß ich anspannen lasse und in einer Viertelstunde bei ihr sein werde.

Beim Hinausgehn hatte der Prior dem Kaplan noch zuflüstern können: Sorgen Sie vor allem dafür, daß der Junge uns keine Ungelegenheiten macht. Niemand darf etwas davon erfahren, daß er geglaubt hat, die Herren seien nach der Stadt zurückgefahren, und der Mohr sitze auf dem Schimmel. Er muß überhaupt von nichts wissen. Das Ganze ist nur ein Unglücksfall gewesen wie jeder andre: es hat niemand die Hand dabei im Spiel gehabt.

Doch, es hatte einer die Hand im Spiel gehabt, dem der Prior alles zu überlassen versäumt hatte, weil er sich selbst zuviel zutraute und zu sehr mit der Kirche und deren weltlichen Interessen beschäftigt war. Ihr gegenüber — und das war ihm die Hauptsache — traf ihn keine Schuld. Wie hätte er voraussehen können, daß Graf Viktor dem Fürsten für den Heimritt zu dem weichen Paßgänger zureden, und daß dieser und nicht der Graf im entscheidenden Augenblicke auf dem schreckhaften und dann schwer zu bewältigenden Hengste sitzen würde?

* * *

Mehrere Jahre waren seitdem vergangen, als mich an einem schwülen Sommertag ein gewaltiger Platzregen oben auf dem Hradschin überraschte. Ich war, von dem Palais Toskana herkommend, nicht vorn an dem reizenden Brunnen mit der Statue des den Lindwurm vom Pferd herab bekämpfenden heiligen Georg vorbei, sondern hinter dem St. Veitsdom weg an den Häusern hingegangen, die zum Kapitel gehörend dem Domplatz ein ziemlich ernstes und griesgrämliches Gesicht zuwenden, sich dafür aber nach der andern Seite hin durch eine herrliche Aussicht über alte bewachsene Gräben hinweg in die blaue Ferne der Moldauniederung entschädigen. Ein klerikal aussehender, wohlbeleibter Offiziant, der in der offnen Hausthür stand und sich an dem herabstürzenden Regen, der ihm nichts anhaben konnte, weidete, hatte Mitleid mit mir und hieß mich untertreten. Gesehen hatte ich den Mann, seitdem ich wieder in Prag war, noch nicht, aber es dämmerte mir, als müßte ich früher mit ihm zusammengekommen sein. Er wolle ins Haus gehn, hatte er mir gesagt: ich solle nicht weggehn, bis er wiederkomme. Da könne, wenn ich Wache stehn

wolle, die Hausthür inzwischen offen bleiben. Als er nach einer Weile zurückkam, sah ich am Ende des Korridors eine Gestalt, die eine Soutane trug. Der geistliche Herr, den ich nur wie einen Schatten gesehen hatte, verschwand, kam aber wieder und lud mich ein, einzutreten. In einem sehr behaglichen Parterrezimmer mit der Aussicht auf die Gärten saß Graf Egon. Auch er war im geistlichen Gewande, und vor ihm auf dem Tisch lagen allerhand alte Schwarten und Manuskripte. Der Herr in der Soutane, den ich im Gang gesehen hatte, war Pater Aloysius, und die menschenfreundliche Seele, der ich meine Rettung aus der Sündflut verdankte, der gute, dicke Joseph. Das Haar war ihm noch immer tief in die Stirn hineingewachsen und machte, daß er wie ein Kapuzineräffchen aussah. Alle drei schienen glücklich und zufrieden zu sein und sahen wohlgenährt und behäbig aus. Den frühen Tod des Kardinals konnte ich mit ihnen nur aufrichtigst beklagen; daß es dem inzwischen verheirateten Fürsten Viktor und dessen Tante gut ging, wußte ich, auch daß der Prior und die Äbtissin nicht mehr da waren. Es blieb mir nur noch übrig, nach Hassan zu fragen. Witz und gute Laune hatte ich früher an dem Grafen Egon nicht gekannt. Er stand auf und holte aus einem der ringsherumstehenden Bibliothekschränke ein Buch, dessen etwas wie Milchkaffee gefärbten Rücken ich mir betrachten mußte. Aller zehn Monate eins oder zwei von der Farbe, sagte er, und die beiden Herren wollten sich vor Lachen ausschütten. Bozenka? fragte ich, um ganz sicher zu gehn.

Nun freilich, Bozenka, die ganz dick und rund geworden ist.

Und was sagt denn Joseph dazu?

Der vertritt uns, wenn wir bei den kaffeefarbnen Kindern Pate stehn.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein neues Buch über Rußland. Die Aufsätze über Rußland, die **Ernst von der Brüggen** in den Grenzboten veröffentlicht hat, waren Teile einer größern Arbeit, die jetzt unter dem Titel: **Das heutige Rußland**, Kulturstudien von E. v. d. B. bei Veit & Co. in Leipzig erschienen ist. Wir würden gewünscht haben, daß der Verfasser noch einige weitere Abschnitte seines Werkes in den Grenzboten hätte abdrucken lassen, z. B. die Schilderung des materiellen Elends des Bauern S. 122 ff., seines geistigen Elends S. 133 ff., seine Charakteristik auf S. 151, wenn nicht zu fürchten gewesen wäre, daß dann mancher Leser auf die Anschaffung des Buches verzichtet hätte, weil er den Hauptinhalt zu kennen glaubte. Bei dem gewaltigen Einfluß aber, den die Zustände des Nachbarreichs auf unsre eignen Geschicke üben, müssen wir wünschen, daß das Buch die weiteste Verbreitung finde und von möglichst vielen Deutschen **ganz** gelesen werde.

Über Rußland ist in den letzten Jahren von Russen und Nichtrussen so viel geschrieben worden, und die Schilderungen und Urteile aller Beobachter und Berichterstatter, auch die der Zeitungen aller Parteien, stimmen so vollkommen miteinander überein, daß wir uns vom heutigen Rußland ein ganz klares Bild machen können, an dessen Treue und Zuverlässigkeit wir nicht zu zweifeln brauchen. Bei von der Brüggen finden wir dieses Bild fertig und vollständig, bis in die kleinsten Einzelheiten von Meisterhand und mit einer Wärme und lebhaften Farbengebung gemalt, zu der nur die persönliche Anschauung befähigen konnte. Wir versuchen, die Hauptergebnisse seiner Forschungen in wenig Sätzen zusammenzufassen. Das russische Volk hat weder eigne Kultur zu schaffen noch sich die von Westen eingeführte anzueignen vermocht. Es vegetiert in materiellem Elend, in tiefer Un-

wissenheit und in einem Zustande sittlicher Verwilderung, der mit dem Elend zusammen Fäulnis erzeugt und die Existenz des Volkes bedroht; die frühere starke Bevölkerungszunahme stockt. Es fehlt dem Russen nicht an guten Anlagen, aber seine Willensschwäche und die äußern Umstände hindern ihn, sie zu entfalten und davon Gebrauch zu machen. Unter den äußern Umständen ist der schlimmste eine Regierung, die im Streben nach äußerer Macht und äußerm Glanze, statt dem Volke bei seinem vielfach erwachten Kulturstreben behilflich zu sein, dieses unterdrückt und die Unterthanen durch unvernünftige Steuern bis zur Entziehung der notwendigsten Nahrungsmittel ausplündert, um diesen Raub nebst den in Frankreich zusammengeborgten Geldern auf Kriegsheer und Flotte, auf Eroberungen und auf eine Kolonisation zu verwenden, die möglicherweise den Chinesen, den Japanern, den Amerikanern und allen unternehmenden europäischen Nationen, aber nimmermehr den Russen zu gute kommen werden. Mit dieser widersinnigen Politik, die jetzt in Wittes Finanzkünsten va banque spielt, hat sich in den letzten Jahrzehnten ein nicht weniger widersinniger Nationalismus und Orthodoxismus verbündet. Die Regierung baut Kirchen und stattet Geistliche mit guten Pfründen aus, um in den Grenzprovinzen Katholiken, Protestanten und Buddhisten zu bekehren, läßt dafür aber im Innern Rußlands die Popen der orthodoxen Kirche verlumpen und hat kein Geld für Schulen und Volksschullehrer. Alle Keime und alle blühenden Pflanzstätten geistigen Lebens bei den russischen Sektierern, im protestantischen Finnland und Baltenland vernichtet sie. Die in der kurzen Periode der Reformen eingeführte Selbstverwaltung der Landschaften wird wieder unterdrückt zu Gunsten des Tschin, der bestechlichen und faulen Bureaukratie, die Auflehnung gegen ihre Willkürherrschaft und ihr unbequeme provinzielle Verschiedenheiten nicht duldet. Ruft der gute Wille des Volks oder Einzelner irgendwo auf irgend einem Gebiete, z. B. auf dem der Volksbildung, nützliche Einrichtungen hervor, so werden diese nicht etwa vom Beamtentum auch in andern Gegenden eingeführt, sondern als Störungen der bequemen Uniformität schleunigst unterdrückt. Die schier unlösbaren Schwierigkeiten einer Reform auch in dem Falle, daß der gute Wille dazu oben vorhanden wäre, werden im Schlußkapitel: „Verfassungsfragen" erörtert, und im Vorwort wird bemerkt, wir Deutschen hegten nur freundliche Wünsche für Rußland: der deutsche Industrielle wünsche den großen Nachbar kaufkräftig, der deutsche Agrarier wünsche, daß sich der russische Bauer satt esse, statt sein Korn über die Grenze zu schicken, aber die Lage Rußlands sei nicht derart, daß wir uns Erfüllung dieser Wünsche versprechen dürften.

Ein ausgezeichneter Balte. Graf Alexander Keyserling ist der gelehrten Welt namentlich als Geognost und Paläontologe, sowie als geistvoller, bahnbrechender Forscher auf dem Gebiete der Pflanzenkunde und der Zoologie bekannt. Eine „Lebensskizze," von seinem inzwischen verstorbnen Sohne Grafen Leo Keyserling verfaßt und nebst einzelnen Tagebuchblättern im Jahre 1894 bei Cotta erschienen, hatte in großen Zügen mit den Lebensschicksalen und Leistungen des außergewöhnlich begabten Mannes auch die bekannt gemacht, die den vom Grafen Alexander geförderten besondern Wissenszweigen ferner standen. Das vor kurzem im Verlage von Georg Reimer, Berlin, erschienene, von der Tochter aus Briefen und Tagebuchblättern zusammengestellte ausgeführtere „Lebensbild"*) vervollständigt in erfreulicher Weise die Skizze des Sohnes: es ist in jeder Beziehung ein empfehlenswertes und ausgezeichnetes Buch.

Zu der edeln und wahrhaft vornehmen Gestalt, die uns Freifrau von Taubens Buch zeigt, konnte sie freilich nichts hinzuthun, und eines belebenden oder gar ver-

*) Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild, aus seinen Briefen und Tagebüchern zusammengestellt von seiner Tochter Freifrau Helene von Taube von der Issen. Zwei Bände mit zwei Porträts und fünf Abbildungen. Berlin, Georg Reimer, 1902.

edelnden Zusatzes bedurfte es auch in der That nicht. Denn ihr Vater ist ein edler, feiner, gewissenhafter und geistig bedeutender Mann gewesen, der sich nur zu zeigen braucht, wie er ist, damit man ihn schätzt und verehrt und sich an seiner Weisheit und seinem Beispiel aufrichtet und erbaut. Aber bei der Zusammenstellung der Mosaikbruchstücke, aus denen ein solches „Lebensbild“ besteht, sind doch auch selbständige Beiträge nötig, die mitunter mehr als man glaubt für den Eindruck des Ganzen von Bedeutung sind. Da kann man denn die lesende Welt nur beglückwünschen, daß sich eine Frau, die es auf den am schwersten zugänglichen Gebieten menschlichen Wissens und Urteils mit so manchem hochgebildeten Mann aufnehmen kann, der an sich nicht leichten, aber ihrem liebenden und verehrenden Tochterherzen willkommen gewesenen Arbeit einer solchen Zusammenstellung unterzogen hat.

Es ist auf diese Weise ein Buch entstanden, wie man es homogener, korrekter, wohlthuender und befriedigender nicht wünschen kann. In den baltischen Provinzen wird es so leicht in keinem Gelehrtenzimmer, in keiner Gutsbibliothek fehlen dürfen, aber auch für uns in Deutschland ist es von allgemeinem und man möchte sagen dramatischem Interesse. Das hat seinen Grund einmal darin, daß Graf Alexander mit vielen seiner geistreichsten und bedeutendsten Zeitgenossen in regem und zum Teil intimem geselligem oder schriftlichem Verkehr stand. Ich nenne unter den allgemein bekannten nur die Großfürstin Helene und unsern großen Bismarck, von Gelehrten Sir Roderick Murchison, Edouard de Verneuil, Alexander von Humboldt, A. E. von Baer, Dr. Ludwig Strümpell, Professor Theodor Schiemann, Dr. Georg von Seidlitz; von Leuten aus der großen Welt Carmen Sylva, Baronin Editha von Rahden, Fürst Alexander Suworow, Geheimrat Orreus. Andrerseits ist die Art, wie das Russentum, dieser Koloß, der bisher im Schlafe des Werdens gelegen hatte aber immer mehr zum Bewußtsein seiner Kräfte und Aufgaben erwachte, den jungen Mann an sich gezogen, bald gefördert und verwöhnt, bald von sich gestoßen und zurückgesetzt, ihn endlich aber durch eine merkwürdige Verkettung der Umstände um den freundlichen, friedlichen letzten Ausblick in die Zukunft gebracht hat, mit dem Moses für seine Pflichttreue noch unmittelbar vor seinem Tode belohnt worden war, ein im höchsten Sinne tragischer Vorgang, dessen Schilderung etwas tiefschmerzliches, bis ins Innerste rührendes hat.

Die Keyserlings, obwohl ursprünglich aus Westfalen stammend, waren schon im fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert in Livland und Kurland angesessen. Auch das von der Mutter des Grafen Alexander als Mitgift zugebrachte Kabillen, wo er am 15. August 1815 geboren wurde, war ein kurländisches Gut, und wenn auch einzelne Mitglieder der Familie durch den Besitz von Gütern sowohl in Rußland wie in Preußen, wie der technische Ausdruck lautet, „gemischte Unterthanen, sujets mixtes“ waren, so ist der uns hier beschäftigende Graf Alexander Keyserling bis zu seinem Tode nur kaiserlich russischer Staatsunterthan gewesen, und seine unermüdlichen, erfolgreichen Leistungen in den verschiedensten von ihm bekleideten ehrenvollen Ämtern sind ausschließlich seiner russischen Heimat zu gute gekommen.

Die Familientraditionen und die Erziehungsweise waren freilich, wie in vielen andern baltischen Adelsfamilien, auch bei den Keyserlings zum großen Teil deutsch. Vielleicht erinnert sich der Leser, erfahren zu haben, daß sowohl Kant als dessen Nachfolger an der Königsberger Universität, Prof. Chr. J. Kraus, in der Keyserlingschen Familie längere Jahre als Hauslehrer gelebt hatten. So war auch die Universität, die Graf Alexander besuchte, eine deutsche: er studierte in Berlin, und während dieser Studienzeit wurde auch der Grund zu der treuen Freundschaft gelegt, die ihn bis an sein Ende mit unserm großen Kanzler verband.

Der Bericht über eine im Jahre 1835 von dem damals zwanzigjährigen Studenten in Gesellschaft zweier Gefährten, des später als Zoologe bekannt gewordnen Professors J. H. Blasius und eines Herrn Hartlaub in das Karpatengebirge, namentlich bis in dessen Zentralstock, die Tatra, hinein unternommne wissenschaftliche Exkursion ist in jeder Beziehung lesenswert: wegen der primitiven

Zustände, die noch vor siebzig Jahren in diesen Gegenden herrschten, wegen der Energie und der Anspruchlosigkeit, mit der sich die Reisenden ihnen anbequemt hatten oder ihrer Herr geworden waren, und wegen der erstaunlich reichen wissenschaftlichen Ausbeute, die man gehabt hatte, und für deren gebührendes Bekanntwerden sich sofort Männer wie Professor Lichtenstein, Karl Ritter, Alexander von Humboldt, Leopold von Buch interessierten. Auch der Übergang über die Alpen aus dem Martellthal, ein Paß, der heutzutage zu den vielbetretenen Touristenbahnen gehört, und mit dem es Keyserling im Jahre 1836 versuchte, war damals der wissenschaftlichen Welt noch so fremd, daß die Schilderung seines Befundes, wie er sie auf Leopold von Buchs Veranlassung verfaßte, im neuen Jahrbuch für Mineralogie, Geographie, Geologie und Petrefaktenkunde, Jahrgang 1837, abgedruckt wurde.

Eine Forschungsreise, die der Graf mit dem Botaniker Dr. Grisebach in die Balkanländer, nach Makedonien und Illyrien vorgehabt hatte, war nicht zustande gekommen. In Goldingen, wohin sich seine Eltern von Kabillen aus zurückgezogen hatten, und wo er sich während der ersten Monate des Jahres 1840 aufgehalten hatte, wurde ihm von dem Baron Alexander von Meyendorff der Vorschlag gemacht, sich an einer geognostischen Exploration zu beteiligen, durch die unter den Auspizien der russischen Regierung und mit ihrer Beihilfe für einen Teil des russischen Reichs Ermittlungen angestellt werden sollten über die Ausdehnung und Ertragsfähigkeit vorhandner oder noch vermuteter Steinkohlenlager. Keyserling erklärte sich zur Teilnahme bereit. Zwei ausländische Autoritäten, der spätere Sir Roderick Murchison, damals noch Mr. Murchison und der als Geognost bekannte Edouard de Verneuil, hatten ihre Mitwirkung zugesagt. Die Reise, deren Ergebnisse, namentlich was die Umgebung von Tula und Kaluga, sowie von Orel und von Tschugujef, dem Hauptort der Militärkolonien, anlangte, den Wünschen und Hoffnungen des kaiserlichen Finanzministeriums entsprachen, hatte den für die spätern Lebensschicksale des Grafen bedeutsamen Nebenerfolg, daß er im Hause des hochbegabten und einflußreichen Finanzministers Georg Grafen Cancrin bekannt wurde und sich Anfang 1844 mit dessen ältester Tochter Zeneïde verheiratete.

Diese Verbindung, der ein Sohn und zwei Töchter entsprossen, hat zwar in der großen Hauptsache sein Lebensglück begründet, scheint ihn aber doch, soweit das kurzsichtige menschliche Auge nicht zur Verwirklichung gekommne Eventualitäten erkennen kann, behindert zu haben, dem höchsten ihm durch seine Begabung gesteckten Ziele zuzustreben und sich als bahnbrechender Naturforscher allerersten Ranges, namentlich aber als klassifizierender Systematiker mit immer wachsendem Erfolge und immer zunehmender Autorität zu bethätigen. Daß er die Befähigung dazu hatte, darin stimmt das auf uns gekommene Zeugnis der maßgebendsten unter seinen Zeitgenossen überein.

Seine Gemahlin hatte ihm das esthländische Gut Raiküll südlich von Reval und zwei benachbarte kleinere livländische Güter, darunter das Holzgut Könno, das der Sohn, Graf Leo, später übernahm und bewohnte, als Mitgift zugebracht. Es handelte sich für ihn darum, den, wie es scheint, durch rücksichtslose Ausbeutung der Vorbesitzer oder durch die Ungunst der Zeiten etwas heruntergekommnen Besitz, auf den man natürlich wegen der Einkünfte angewiesen war, durch weise, zeitgemäße Vorkehrungen in die Höhe zu bringen. Unter ihnen stand die Ersetzung des seitherigen Fronverhältnisses durch freie Pachtverträge in erster Reihe.

Bei der Schwierigkeit, die es gehabt haben würde, sich in einem so entscheidenden Augenblicke durch einen Fremden vertreten zu lassen, war es die Notwendigkeit, mit dem Auge des Herrn selbst nach dem Rechten zu sehen, die den Grafen an die Scholle fesselte und einen guten Teil seiner Zeit in Anspruch nahm, obwohl sie ihn andrerseits nicht hinderte, in den verschiedensten ständischen und staatlichen Ämtern, namentlich als Ritterschaftshauptmann, Landeshauptmann, Landrichter, Kurator der Universität Dorpat Hervorragendes zu leisten. Dabei leitete er die Erziehung seiner Kinder, erteilte ihnen vielfach selbst Unterricht, war schriftstellerisch thätig,

beschäftigte sich mit Entomologie, Botanik und Gartenbau, pflegte seine schöne Anlage zur Musik und versah zeitweise das aus Verehrung für die Großfürstin Helene übernommene Vertrauensamt, sie und ihre Töchter auf Auslandsreisen zu begleiten.

Sein wesentlicher Wohnsitz blieb Raiküll, das er verschönerte, und dessen Bauerngemeinde er allmählich aus den bedrückenden Verhältnissen, in denen die Leute lebten, in glücklichere und menschenwürdigere hob. Krankheit und Tod waren es, die seine Umgebung unnachsichtig heimsuchten und ihm so die schwersten Schläge versetzten. Sie beraubten ihn seiner Eltern, seiner innigst geliebten jüngern Tochter, seiner Gattin, seiner sämtlichen Geschwister (es waren neun gewesen) und vieler andrer, die ihm, wie namentlich seine Schwiegereltern und die geistvolle Editha von Rahden, besonders nahe gestanden hatten. Sein Sohn, der durch fortgesetzte Kränklichkeit gezwungen gewesen war, die gewählte ihm wegen der sitzenden Lebensweise nicht zusagende Karriere eines Geschichtsforschers aufzugeben, hatte sich verheiratet und lebte in dem benachbarten Könno, auch seine Tochter, mit dem Freiherrn Otto von Taube von der Issen vermählt, lebte ganz in seiner Nähe auf dem ihren Schwiegereltern gehörenden, von ihrem Gatten bewirtschafteten Gute Serwakant.

An die Enkel, namentlich an die beiden Enkelsöhne Otto junior Taube und Hermann Keyserling hatte sich der alte Herr mit besondrer Liebe und Herzlichkeit angeschlossen, und er würde einem schönen friedlichen Lebensabende entgegengegangen sein, wenn sich nicht am Horizont der baltischen Provinzen das unheimliche Gewölk der in den höhern Regionen mehr und mehr zur Geltung kommenden staatlichen und kirchlichen Nivellierungstendenzen immer bedrohlicher aufgetürmt hätte.

Graf Keyserling hat die zu verschiednen Zeiten aus diesem Anlaß gegen ihn angesponnenen Intriguen in seiner Korrespondenz wie in seinem Tagebuche kaum berührt, oder seine Tochter hat doch die darauf bezüglichen Stellen absichtlich gestrichen. Es würde sich deshalb für den abseits stehenden Referenten kaum schicken, wenn er nun selbst auskramen wollte, was ihm darüber seinerzeit bekannt geworden ist. Nur das eine soll hier erwähnt werden, daß nach dem Urteil wohlinformierter Hofleute die Gunst, deren sich Graf Alexander allerhöchsten Orts, man möchte sagen, sporadisch zu erfreuen hatte, für etwas ganz Außergewöhnliches galt, und daß man sie für einen Anhaltspunkt ansah, den ungenutzt zu lassen, wie es von der Seite Keyserlings geschehen war, für einen Beweis geradezu unglaublicher Uneigennützigkeit galt. Als ich viel später einmal der auch hier im Buche berichteten Zuziehung Keyserlings und des Fürsten Suworow zur kaiserlichen Familientafel, unter den gegebnen Umständen in der That eines halben Wunders, einem russischen General gegenüber erwähnte, schloß dieser die Augen und sagte mit matter Stimme, an so etwas könne er nicht denken, ohne daß es ihm schwindlig im Kopf werde: je n'y pense pas, cela me donne le vertige. War es die schwindelnde Höhe oder der schwindelnde Abgrund, den sich der General vergegenwärtigte? Ich weiß es nicht, aber der bange, bedenkliche Gesichtsausdruck, mit dem er sprach, steht mir noch heute vor Augen.

Einmal, zur Zeit der sogenannten Machernschen Unruhen, war es Keyserling allerdings gelungen, die sich für die baltischen Provinzen schon nahenden durchgreifenden Repressivmaßregeln, zu denen man den Kaiser zu überreden gewußt hatte, abzuwenden; später gelang ihm eine solche Vermittlung nicht wieder. Sein Rücktritt, über dessen Motive niemand im unklaren war, von der Stelle eines Universitätskurators, wurde genehmigt, und wenn er auch für seine Person völlig wieder zu Gnaden aufgenommen worden ist, mit einem großen Teile der den baltischen Provinzen bisher gelassenen Selbstverwaltung und mit der von der Staatskirche den Anhängern des evangelischen Glaubensbekenntnisses gegenüber geübten weitherzigen Toleranz war es vorbei.

Das fühlte auch der Graf, und, man mag nun über die heutigestags von der russischen Regierung wegen ihrer den baltischen Provinzen gegenüber befolgten

Grundsätze denken, wie man will, daß es so war, ist ihm gerade in den letzten Jahren seines Lebens, wo öfteres Alleinsein seine Empfindlichkeit in solchen Dingen gesteigert hatte, überaus schmerzlich gewesen. Es war das, was ihm immer von neuem Kummer, Unruhe und Besorgnis verursachte, während er für die Kalamitäten des Privatlebens sein Herz mit dreifachem Erz zu panzern verstanden hatte.

Der Schwiegersohn hatte das durch den Tod seines Vaters in sein und seiner Mutter Eigentum übergegangne Gut Serwakant verkauft, um im Auslande zu leben und die Kinder irgendwo in deutschen Landen mit mehr Vertrauen in die Zukunft neu anzusiedeln: es stand dem alten Herrn deshalb in nicht zu ferner Zeit eine Trennung von der von ihm so innig geliebten Tochter bevor, während sich Graf Leo, obwohl auch er über die Zukunft der baltischen Provinzen beunruhigt war, fürs erste noch als Friedensrichter und praktischer Land- und Forstwirt den heimischen Angelegenheiten mit Eifer und Erfolg widmete.

Graf Keyserling ist vor einem so langen, schmerzensreichen Siechtum, wie es seine Gattin mit heroischer Standhaftigkeit ertragen hatte, verschont geblieben. Eine ursprünglich in Form eines bösartigen Nesselfriesels auf der linken Stirnseite und am linken Schädel zu Tage getretene ernste Erkrankung, bei der es zu einer innern Blutung gekommen zu sein scheint, raffte den etwas mehr als fünfundsiebzigjährigen, aber für sein Alter noch rüstigen Mann so rasch und unerwartet dahin, daß keines seiner Kinder rechtzeitig benachrichtigt werden konnte. Nur die Taubischen Enkelkinder mit ihrem Hauslehrer waren anwesend. Aber das Ende war, wie der ganze Lebenslauf des Grafen, gottergeben und friedlich.

Von dem eigentlichen Zauber des Buchs, der in der außergewöhnlich vornehmen und hochherzigen Gesinnung und Denkungsweise des Verstorbnen liegt, kann dieser kurze Abriß freilich keine Vorstellung geben. Aber er wird dem Leser doch wenigstens im allgemeinen andeuten, welchen außergewöhnlichen Genuß er zu erwarten hat, und ihm hoffentlich den Wunsch nahe legen, sich selbst eingehend mit einem Werke bekannt zu machen, das zu den schönsten und edelsten Blüten unsrer deutschen Memoirenlitteratur gehören dürfte.

Ein Heldenbuch.*) Ein schlichter, aber entschlossener deutscher Mann, der seine Jünglings- und Mannesjahre in Südafrika vom Ackerknecht bis zu einer hervorragenden militärischen Stellung durchlebt, nein durchkämpft hat, erzählt hier seine Lebensgeschichte, die in eigentümlicher Weise eng verbunden ist mit der tragischen Geschichte der Südafrikanischen Republik. Gerade weil der Held und Erzähler des Buches sich von unten heraufgedient hat und von den Grenzkämpfen mit Zulu und Kaffern langsam in den Mittelpunkt der Geschicke des Freistaats gerückt ist, wo er endlich in dem letzten Kriege gegen England mit an erster Stelle stand, ist das Buch ein viel lehrreicherer Beitrag zu der neuern und der jüngsten Geschichte Südafrikas als manche von den Kriegserinnerungen, mit denen wir jetzt überschwemmt werden. Denn hier sehen wir die Gegensätze zwischen Engländern und Buren in beschränktem Bezirk sich schärfen und einander immer näher rücken, und wir erhalten ganz besonders einen auch in rein menschlicher Beziehung fesselnden Einblick in die Eingebornenpolitik der beiden Völker, deren Grundverschiedenheit soviel dazu beigetragen hat, daß zuletzt die Entscheidungskämpfe unvermeidlich geworden waren. Zwischen beiden stehend, beurteilt er sie von Person zu Person und von Ereignis zu Ereignis, fällt kaum irgendwo ein Gesamturteil, läßt vielmehr uns selbst die Summe seiner Erfahrungen ziehn, die, wie zu erwarten ist, für beide Seiten nicht die Meinungen der Verehrer und der Hasser rechtfertigen. Ich lege indessen, wenn ich das Buch

*) Dreiundzwanzig Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika von Oberst Schiel. Ein starker Band mit 26 Separatbildern, einer Karte und einem Schlachtplan. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1902.

empfehle, nicht auf diese belehrende Seite das Hauptgewicht, sondern auf die Freude, die jedem Leser von gesundem Sinn die Bekanntschaft mit dem Obersten selbst und manchen seiner Freunde und seiner Feinde gewähren wird. Diese Männer von kaltem Blut und warmem Gemüt, die wenig Worte machen, aber in der Regel eine gegebne Lage mit ihrem unverbildeten Verstand treffend beurteilen, die fast noch rascher zu handeln als zu denken wissen und in der Regel fast instinktiv das Richtige thun, ob es sich um einen zerbrochnen Wagen oder um eine verfahrne Staatsaktion handelt, erquicken uns. Einige davon sind Deutsche, andre sind Buren, auch tüchtige Engländer lernen wir kennen, wenn auch im allgemeinen kein günstiges Licht auf die englische Politik und ihre Vertreter in Südafrika, die Diplomaten, Missionare und Soldaten, fällt. Volle Gerechtigkeit läßt Schiel der Mission zu teil werden, im Gegensatz zu so manchen „aufgeklärten" Landsleuten. Endlich ist auch seine Beurteilung der Farbigen maßvoll, billig; auch in ihnen zollt er dem in höchst ungleichen Kämpfen bewährten Heldenmut bereitwillig den Zoll einer sozusagen mitempfindenden Bewunderung. Die Sprache des Buches ist die klare, einfache Sprache der Männer, die von ihren Handlungen zu erzählen haben. Die Illustrationen sind erwünscht, soweit sie nach Photographie Landschaft oder Personen darstellen, die komponierten Vollbilder sind von geringerm Wert. Dankenswert ist die Karte und ganz vortrefflich das Register.

Adolf Schiel verließ 1878 Deutschland, wo er Offizier gewesen war, diente in Natal ein Jahr bei einem Farmer und zog 1880 nach Transvaal, um mit äußerst geringen Mitteln „selbst anzufangen"; hier wurde er 1881 als Grenzleutnant und Sekretär des Eingebornenkommissars Ferreira angestellt. In Ferreira, der den Hauptanteil an dem Sieg von Majuba (27. Februar 1881) gehabt hatte, lernte er den besten Typus des Buren kennen: Hüne von Gestalt, ausgezeichneter Reiter, mutig wie ein Löwe, von seltner Geistesgegenwart und dabei ein liebenswürdiger Kamerad. Von Ferreira hat Schiel die Führung der Eingebornenpolitik gelernt; er ist später an der Matabelegrenze selbst Eingebornenkommissar geworden, und die Erfolge, die er dort unter den schwierigsten Verhältnissen erzielte, bahnten ihm den Weg zu höhern Aufgaben. Dort kam er mit einem noch öfter genannten Buren von ganz anderm Typus, mit General Joubert, in Berührung, der dann für Jahre sein Vorgesetzter wurde.

Joubert war ein schwerfälliger Mann von entsprechendem Phlegma, Neuerungen, besonders auf militärischem Gebiet, abhold, raschem, zielbewußtem Denken und Handeln gleich abgeneigt, vorsichtiger als sich für einen Offizier ziemt, dabei aber schlau und durch Ruhe und Geduld manches erreichend. Daß er zu den wenigen angesehenen Buren gehörte, die nach der englischen Annexion von 1877 den Engländern gegenüber mit Ruhe und Würde ablehnend blieben, war eins seiner passiven Verdienste, aber sein Anteil an den Siegen von 1881 wurde ihm verhängnisvoll, denn er sog daraus die Überhebung, die die militärischen Machtmittel der Republik schwach, die Armee in Unordnung erhielt. Im allgemeinen stimmt Schiels Urteil die übertriebne Schätzung des Burencharakters weit herunter; Helden wie Ferreira oder Henning Pretorius ragten aus der Menge hervor, die sehr viel beschränkte, empfindliche, den Staatszwecken und besonders jeder Disziplin egoistisch widerstrebende, in Gefahren unzuverlässige Elemente umschloß. Besonders seine Schilderung des Ausmarsches und der ersten Kämpfe im Spätjahr 1899 bringt sehr unerfreuliche Thatsachen; freilich ist auch nichts darunter, was nicht in den Kriegserinnerungen von Dewet u. a. seine Bestätigung fände. Seine frühern Erlebnisse unter den Buren haben manchmal recht humoristische Züge, die sich freilich heute ausnahmlos tragisch von dem dunkeln Hintergrunde des Untergangs der Burenfreistaaten abheben. Die Geschichte von dem Burenhospital an der Kafferngrenze, wo „Tante" Joubert an den Verwundeten herumdoktert und Joubert dem Erzähler, der sich über die Mißstände beschwert, unter denen das Lazarett litt, einen Vortrag über die Heilkraft frischen Ziegenmists hält, worauf jener „dem Doktor

einen allerdings kürzern, aber viel energischern über seine Schlappheit hält, sich von ein paar alten Frauen schulmeistern zu lassen," oder der Verlust einer Kanone in demselben Kaffernkrieg durch die Feigheit der Truppenführer gehören ganz entschieden mit in eine Vorgeschichte des Krieges von 1899 bis 1901. Schiel ist kein Engländerfeind, aber seine Urteile über das Verhalten Englands und der Engländer in Südafrika fallen mit wenig Ausnahmen ungünstig aus, wobei als hervorstehendere Charakterzüge rücksichtsloses Verfahren mit den Rechten andrer, Heuchelei und krasse Unwissenheit hervortreten. Das sind vor allem die Merkmale ihrer Eingebornenpolitik, deren Früchte ihnen selbst schon längst höchst unschmackhaft vorkommen, und nicht minder auch ihrer Burenpolitik. So wie wir in der einfachen Erzählung dieses Buches im kleinen und zuletzt im großen ihr Auftreten verfolgen können, erscheint uns die Katastrophe, der die Unabhängigkeit der Buren zum Opfer fiel, auch schon darum unvermeidlich, weil Englands Staatsmänner, Offiziere und Missionare Treu und Glauben selbst bei den Eingebornen verloren hatten, und den Wettbewerb mit den Ausländern in einer in Wirtschaft und Kultur aufblühenden Burenkonföderation, die im freien Verkehr mit der ganzen Welt stand, nicht mehr wagen konnten. Nicht weil die Engländer 1881 und schon vorher in den Basuto- und Zulukriegen ihre militärische Geltung verloren hatten, sondern weil sie auch ihr allgemeines politisches und Kulturübergewicht bedroht sahen, mußten Transvaal und Oranjefreistaat erdrückt werden, und zwar noch ehe Ausländer von dem Schlage Schiels die träg und rückständig gewordne Burenbevölkerung aufgerüttelt und organisiert hatten. Da wir keinen Auszug aus dem Schielschen Buche geben wollen, möchten wir die Grenzbotenleser nur noch auf zwei Abschnitte hinweisen: auf den Einmarsch in Natal und den Kampf bei Elandslaagte, wo Schiel schwer verwundet wurde, und auf die Erzählung seiner Gefangennehmung und Gefangenschaft, die reich ist an interessanten Menschen- und Zustandsschilderungen. Gerade zur Kenntnis englischen Charakters und englischer militärischer Einrichtungen und Auffassungen sind die humorvollen Kapitel über das Gefangnenleben auf der „Penelope," bei Simonstown und auf Helena noch sehr ergiebig.

† *

Buschens Graf Bismarck und seine Leute. Es ist bekannt, in wie intimem freundschaftlichem Verkehr der baltische Gelehrte und Staatsmann Graf Alexander von Keyserling bis zu seinem im Jahre 1891 erfolgten Tode mit unserm großen Kanzler Bismarck gestanden hat. Im zweiten Bande des von uns heute besprochnen „Lebensbildes" giebt Graf Keyserling Seite 193 der bekannten geistvollen Hofdame der Großfürstin Helene, Baronin Editha von Rahden gegenüber sein Urteil über Buschens „Bismarck und seine Leute" ab. Er sagt in einem Briefe vom 14. August 1879:

Dieses Mal schreibe ich Ihnen, meine liebe Baronin, zunächst, um Ihnen für die Lectüre des Buchs über „Bismarck und seine Leute" von Busch zu danken. Nach den Essenzen, die davon in die Zeitungen hinein destilliert werden, und nach den vergnüglichen Bosheiten, die Valbert mit gewohnter Meisterschaft daraus gemacht, hatte ich mein Urteil dem Dufte dieser Präparate angepaßt und finde nun, daß es unrichtig gewesen. Wie die Photographien von Kunstwerken mehr Werth haben, trotz der schroffen Kleckse, als heruntergemilderte Lithographien und Zeichnungen, so erregt auch das Buch von Busch mehr Wohlgefallen als viele anspruchsvolle Schilderungen. Man hat die Wahrheit vor sich, wenn auch nicht die ganze, und das erfreut, schon weil es so selten ist. Die Schreibart ist klar, kurz und markig. Nur das Eine fand ich nicht, und zum großen Lobe des Buches, jene Indiscretionen, über welche leeres Geschrei gemacht worden. Wenn der arme Abeken nach Kräften zum Narren gemacht wird, so findet das seine Entschuldigung nicht nur in der jalousie de métier, sondern auch in dem Umstande, daß dieser gefeierte Staatsschriftenfertiger von Bismarck selbst und seinen Leuten zur Erheiterung der Welt förmlich geweiht worden ist. Soweit mein Zeugnis reicht, will ich es nicht zurückhalten und

ausſprechen, daß man den leibhaftigen Bismarck in der Schrift des Dr. Buſch immer wieder finden wird oder wieder finden kann. —

Und an ſeinen Freund den Baron von Uexküll ſchreibt Graf Keyſerling drei Tage ſpäter, am 17. Auguſt 1879 (Seite 195, Band II):

Die Baronin Rahden hat meiner Tochter zur Lectüre während der Geneſung das Buch von Buſch über Bismarck zugeſchickt. . . . Inzwiſchen habe ich es durchgeleſen und freue mich, damit ein ſehr unbegründetes Urteil losgeworden zu ſein. Ich halte das Buch für eine werthvolle und ſeltene Erſcheinung. Es iſt nicht gleich den litterariſch façonnierten franzöſiſchen Memoiren, aber es iſt wahr wie eine kleckſige Photographie, und das erfreut inmitten der vielen Verlogenheit. Man hat ja den leibhaftigen Bismarck vor ſich, wenn auch nichts von ſeinen unter der Meeresfläche verborgenen etwaigen Vorausberechnungen und verwegenen Combinationen, von denen andere nicht viel wiſſen können, da er ſelbſt ſo wenig davon weiß. Kurz, ich rathe Ihnen ſehr, ſich das Buch einſt in extenso vorleſen zu laſſen, da es ſich nach dem Duft, den die Zeitungen daraus gezogen haben, und nach den vergnüglichen Bosheiten Valberts in der Revue des deux mondes ſchwerlich beurteilen läßt. —

Nachdem noch ganz vor kurzem zwei unſrer deutſchen Gelehrten, Herr Profeſſor Kohl und Herr Profeſſor Lorenz, das Buſchiſche Werk ſchmähen zu dürfen geglaubt haben, ſcheint es billig, mit ihrem Urteil das eines Mannes zu vergleichen, der ihnen gegenüber nicht bloß die Autorität des gleichfalls als „gewiſſenhaft und objektiv“ bekannten Forſchers, ſondern auch die „des älteſten und intimſten Freundes“ Bismarcks in die Wagſchale werfen konnte, denn als ſolchen bezeichnet ihn der Reichskanzler ſelbſt in ſeinem an den Schwiegerſohn des Verſtorbnen gerichteten Beileidstelegramme. (Band II des Lebensbildes, Anhang, Seite 655.)

Litteratur

Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeſchichte. Vollſtändig neu bearbeitet von Profeſſor Dr. Alfred Baldamus. 21. Auflage. Erſter Band: Altertum, XIV und 610 S. Zweiter Band: Mittelalter, XX und 786 S. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1902

Der wohlbekannte, weitverbreitete „zweibändige Weber“ erſcheint hier in völlig neuer Geſtalt, auf vier Bände erweitert, völlig umgearbeitet und durch zahlreiche ganz neue Abſchnitte vermehrt, alſo als ein faſt neues Werk. Die Redaktion des Ganzen liegt in den Händen des durch ſeine Bearbeitung des Putzgerſchen Hiſtoriſchen Schulatlaſſes längſt vorteilhaft bekannten Leipziger Hiſtorikers Alfred Baldamus, der ſelbſt zwei Bände, den zweiten und den dritten, übernommen und durch Herbeiziehung andrer bewährter Fachmänner dafür geſorgt hat, daß jeder Gegenſtand den geeignetſten Bearbeiter gefunden hat. Die allgemeine Einteilung des ungeheuern Stoffes in die Abſchnitte Altertum, Mittelalter, Neuere Zeit, Neuſte Zeit, auf die je ein Band entfällt, iſt beibehalten worden, ebenſo die Gliederung nach den Perioden der politiſchen Geſchichte. Aber der Einfluß der modernen Auffaſſung zeigt ſich darin, daß einerſeits die Kulturentwicklung und das Zuſtändliche überall auf das eingehendſte berückſichtigt, andrerſeits der Kreis der dargeſtellten Völker weſentlich erweitert worden iſt und die orientaliſchen Völker mit umfaßt. Im erſten Bande (von E. Schwabe in Meißen) folgt demnach auf einen ganz neuen allgemein orientierenden Abſchnitt (der prähiſtoriſche Menſch, Menſchenraſſen und Sprachen, Religions-, Staats- und Wirtſchaftsformen) das erſte Buch mit der Geſchichte der morgenländiſchen Völker von den Chineſen bis zu den Perſern in der hier natürlichen geographiſch-ethnographiſchen Anordnung, dann in zwei Büchern die Darſtellung der griechiſchen Welt und die römiſche Geſchichte. Der zweite Band beginnt mit einer zuſammenfaſſenden Überſicht über die beiden das Mittelalter beherrſchenden Mächte, das Chriſten-

tum und das Germanentum. Die eigentliche Erzählung setzt mit dem Beginne der sogenannten Völkerwandrung ein und führt sie in acht Büchern bis zum Ende des Mittelalters. Wieder sind auch hier die Reiche des Orients mit aller wünschenswerten Ausführlichkeit dargestellt, im ersten Buche das byzantinische Reich und der Islam bis um 750, im vierten Buche das byzantinische Reich und der Islam vom achten bis zum dreizehnten Jahrhundert, im achten Buche der europäische Orient, Asien und Nordafrika. In der durchdachten, die Zusammenhänge möglichst wahrenden und doch die großen Gruppen übersichtlich in sich vereinigenden Einteilung liegt ein besondres Verdienst des Buchs. Die Ergebnisse der neuen Forschung, die namentlich die Geschichte des Altertums so vielfach umgestaltet haben, sind überall sorgfältig verwertet, das Urteil ist besonnen und unbefangen, die Darstellung hebt immer das eigentlich Wichtigste, auch die leitenden Ideen heraus, wird aber durch zahlreiche Ausführungen in kleinerem Druck ergänzt. Stammbäume der wichtigsten Dynastien erleichtern im zweiten Bande die Übersicht über die so oft entscheidenden genealogischen Verhältnisse. So wird das Buch in seiner erneuerten Gestalt vielfachen Bedürfnissen entgegenkommen und namentlich für Geschichtslehrer wie für reifere Schüler ein sehr praktisches und empfehlenswertes Hilfsmittel sein. Die Ausstattung ist gut.

Der Protestantismus am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Wort und Bild. Verlag Wartburg. (Werner Verlag) Berlin, 1902

Nachdem wir dieses Prachtwerk im vorigen Jahre (3. Band S. 192) und im ersten Bande des laufenden Jahrgangs (S. 748) gebührend gewürdigt haben, brauchen wir jetzt nur noch den Lesern die erfreuliche Kunde zu bringen, daß die zweite Hälfte vollendet ist und das schöne Ganze auf den Weihnachtstisch niedergelegt werden kann. Im 26. Heft werden die deutsch-evangelische Kirchenverfassung und die Kämpfe um sie dargestellt. Das 27. und das 28. enthalten Charakterköpfe aus dem evangelischen Deutschland (darunter Herder, Hebel, Oberlin, Claus und Ludwig Harms, Vilmar, Hengstenberg, Gerok, Kögel), das 29. und das 30. große Theologen. Unter den Meistern der Kanzelberedsamkeit im 31. finden wir auch Bitzius (Jeremias Gotthelf). Die folgenden Hefte stellen „die evangelische Verkündigung in Heer und Marine, evangelisches Christentum außerhalb der Landeskirche, das evangelische Volksschulwesen des neunzehnten Jahrhunderts“ dar. Dann folgen die Dichtkunst und die bildenden Künste. Diese werden sehr vorurteilslos behandelt; die neuern Meister: Uhde, Klinger, Thoma, Böcklin, Meunier sind sehr reichlich, beinahe reichlicher bedacht als Cornelius, Ludwig Richter und Schwind, und während wir uns nach einer Probe aus Schnorr von Carolsfelds herrlicher Bilderbibel vergebens umgesehen haben, ist auch Gabriel Max nicht übergangen. Elf Hefte stellen das protestantische Christentum in den übrigen Ländern Europas und in Amerika dar, das vorletzte Heft behandelt den Protestantismus in der politischen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, und das letzte, das fünfzigste, den Protestantismus unter Kaiser Wilhelm II. Der überaus reiche Bilderschmuck hält bis ans Ende, was die ersten Hefte versprochen haben.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Wilhelms I. und Bismarcks Stellung zur Reichsgründung

Revisionen des geschichtlichen Urteils sind von Zeit zu Zeit unvermeidlich. Nicht nur neuerschlossene Kenntnis der Quellen zwingt dazu, sondern auch die Veränderung der geschichtlichen Auffassung verschiedner Generationen. Die deutsche Kaiserpolitik des Mittelalters, die einer enttäuschten und verbitterten Zeit als eine verhängnisvolle und verderbliche Verirrung galt, erscheint uns jetzt, nachdem wir Kaiser und Reich wieder haben, als eine natürliche, großartige Weltpolitik, als die sie auch früher schon angesehen worden war. Die Politik der Hohenzollern, die seit J. G. Droysen allzusehr als eine bewußt auf ein deutsches Ziel gerichtete aufgefaßt worden war, betrachten wir jetzt unbefangner als ein Ergebnis der gefährdeten Lage des Staats und der klugen Energie bedeutender Monarchen für brandenburgisch-preußische Zwecke, nur daß diese Zwecke mit deutsch-nationalen Interessen zusammenfielen und ihnen deshalb dienten, denn die thatsächlichen Leistungen Preußens für die Größe und die Einheit der Nation brauchen heute nicht mehr historisch bewiesen zu werden. Auch die vielgescholtne Politik der Mittelstaaten erscheint uns heute in einem mildern Lichte; seitdem sie sich dem Reich eingefügt haben und ihm ehrlich dienen, können wir sie rein geschichtlich als die Folge besondrer Verhältnisse und Interessen begreifen. Nur darf freilich das Bestreben, verkannte oder falsch beurteilte Richtungen der Vergangenheit gerechter zu beurteilen, nicht zu vorschnellen Kombinationen verführen. Wenn sich z. B. Max Lehmann zu beweisen bemüht, daß Friedrich der Große 1756 die Erwerbung Sachsens beabsichtigt habe, wie Österreich die Wiedererwerbung Schlesiens, daß also zwei (politische) Offensiven aufeinander gestoßen seien, so hat diese den bisherigen Ergebnissen moderner archivalischer Forschung schroff widersprechende Meinung in der wiederholten Revision der Frage keine Bestätigung gefunden.

Ob ein Versuch, das Urteil über das Verhältnis Wilhelms I. und Bismarcks zur Reichsgründung wesentlich umzugestalten, die Bedeutung des Monarchen mehr zur Geltung zu bringen, wie ihn soeben Ottokar Lorenz in einem umfangreichen Werke unternommen hat,*) besser gelungen ist, das ist

*) Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs 1866 bis 1871 nach Schriften und

eine Frage, die nur ein unbefangnes, von Gunst und Haß unbeirrtes Urteil entscheiden kann. Von vornherein wird zugegeben werden müssen, daß für die allgemeine Auffassung Bismarcks überragende Größe die Persönlichkeit des Königs und Kaisers, also auch seinen persönlichen Anteil an den großen Entscheidungen oft zu sehr überschattet hat. So hat soeben Friedrich Thimme im jüngsten (3.) Heft der Historischen Zeitschrift (N. F. Bd. 53: Wilhelm I., Bismarck und der Ursprung des Annexionsgedankens 1866) nachgewiesen, daß der Gedanke an umfassende Annexionen auf den König zurückgeht, daß dieser hier also „wenn nicht vor Bismarck, so doch neben ihm, gewißlich nicht hinter ihm genannt werden“ muß. Bei Lorenz aber kommt eine Gruppe von mitwirkenden Zeitgenossen zu Worte, die in den schweren Kämpfen um die Reichsgründung ihren selbständigen, mit Bismarcks Politik nicht immer übereinstimmenden, zuweilen im einzelnen ihr zuwiderlaufenden Weg gegangen ist, wenn sie auch dasselbe Ziel im Auge hatte. Es sind das die Freunde und Gesinnungsgenossen des unglücklichen Kronprinzen Friedrich: sein Schwager, der Großherzog Friedrich von Baden, Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, der Bruder der Kaiserin Augusta, in der Bismarck seine gefährlichste Gegnerin sah, der Herzog Ernst von Koburg-Gotha, der Schwager des Großherzogs von Baden und andre mehr, die bekanntlich auch in der innern Politik eine liberale, populäre Richtung verfolgten. Diese fürstlichen Herren haben dem Historiker ihre Erinnerungen, Aufzeichnungen und Akten zur Verfügung gestellt, also gewiß einen hochinteressanten, wertvollen Stoff. Nur freilich ist das noch gar keine Gewähr für ein unbefangnes Urteil, denn die Herren selbst waren doch auch Partei, und obwohl Lorenz im Vorwort versichert, seine eigne „Stellungnahme“ sei in jeder Beziehung unabhängig, so ist sein Buch eben doch ein Nachhall jenes alten Gegensatzes geworden, voll verhüllter oder offner Kritik an Bismarck und voll Opposition gegen Sybels grundlegendes Werk. Aber mit diesem selbst hält es keinen Vergleich aus. Schwerfällig und weitschweifig geschrieben, nicht einmal immer korrekt stilisiert, giebt es fast nirgends lebendige Bilder der Ereignisse oder der Persönlichkeiten, nirgends eine zusammenfassende Übersicht über die Weltlage, die Bismarck bei jeder Wendung aufs sorgfältigste berücksichtigte. Lorenz versteht überhaupt nicht eigentlich zu erzählen, er reflektiert und räsonniert fortwährend, setzt vieles als „bekannt“ voraus, bleibt also oft unvollständig und sieht mit einer geradezu unerträglichen Prätension auf die ganze bisherige Geschichtschreibung über diese Zeit hinab, die er als „leisetretend,“ „eitel,“ „verfälscht,“ „voreilig“ charakterisieren zu dürfen glaubt. Und doch ist die Benutzung längst bekannter Quellen bei ihm höchst ungleichmäßig, also mangelhaft, und das Urteil des Verfassers, das sich dem Leser fortwährend aufdrängt, ist oft genug unbillig, oberflächlich oder geradezu falsch. So macht das Werk keinen erfreulichen Eindruck und liest sich außerdem schwer. Man muß deshalb geradezu bedauern, daß die Bearbeitung der neuen Materialien nicht in andre Hände gelegt worden ist: es wäre besser gewesen, sie als Quellenbeiträge zu veröffentlichen, was in den

---

Mitteilungen beteiligter Fürsten und Staatsmänner von Dr. Ottokar Lorenz, Professor an der Universität Jena. Jena, Gustav Fischer, 1902. VI und 634 Seiten.

umfänglichen Anmerkungen doch nur mit einigen wenigen geschieht. Jedenfalls ist die Geschichte der Reichsgründung auf Grund der seit Sybel so wesentlich vermehrten Kenntnis erst noch zu schreiben; das Buch von Lorenz löst diese schöne Aufgabe nicht.

Versuchen wir nun die neuen Ergebnisse in den Hauptsachen einigermaßen zu fixieren und zu kritisieren. Im einleitenden Kapitel betont Lorenz besonders, daß Wilhelm I. schon als Prinz, schon seit 1848 als sein politisches Ziel die Einigung des außerösterreichischen Deutschlands unter preußischer Führung ins Auge gefaßt und eine Auseinandersetzung mit Österreich für unvermeidlich gehalten habe, aber von einer populären, demokratischen Initiative dazu, wie sie 1848/49 versucht worden sei, nichts habe wissen wollen. Er sei deshalb später zwar jeder Verfolgung des 1859 gegründeten Nationalvereins entgegengetreten, aber durch die Bemühungen seines linken Flügels seit 1861, die Bildung eines deutschen Milizheeres mit Hilfe der Turner- und Schützenvereine zu innern und äußern Zwecken vorzubereiten, mißtrauisch gemacht worden. Die mittelstaatlichen und die österreichischen Bundesreformpläne bis 1863 werden dann summarisch behandelt, von der Lösung der schleswig-holsteinischen Frage 1864 und dem damit eng zusammenhängenden sehr ernsten Versuche Bismarcks, die ganze deutsche Politik auf ein enges Einvernehmen der beiden Großmächte zu begründen, ist kaum die Rede. Die zusammenhängende Darstellung beginnt erst mit 1866. Dabei wird nun Lorenz von der Meinung beherrscht, daß Bismarck von Anfang an Bayern viel zu weit entgegengekommen sei: mit seinem Vorschlage vom 24. März, Preußen und Bayern sollten gemeinsam die Berufung eines deutschen Parlaments beantragen, wie mit dem Bundesreformentwurf vom 10. Juni, der Bayern die militärische Leitung Süddeutschlands zudachte. Der schlechthin deutschgesinnte Patriot wird es als ein wahres Glück bezeichnen, daß diese Pläne, die einen preußisch-bayrischen Dualismus an Stelle des preußisch-österreichischen gesetzt hätten, gescheitert sind, denn was Deutschland brauchte, war die Einheit unter Preußen, nicht ein neuer Dualismus, nicht ein „Gleichgewicht.“ Aber patriotische Bayern mögen es schwer beklagen, daß die unfähige Politik von der Pfordtens diese unwiederbringliche Gelegenheit für Bayern, bei der Neugestaltung der deutschen Dinge eine maßgebende Rolle zu spielen, aus der Hand gelassen hat. Nur lag der Fehler auf der Seite Bayerns, nicht Bismarcks. Auch bei dem Friedensschluß soll Bayern zu gut weggekommen sein, obwohl es doch dreißig Millionen Gulden Kriegskosten zahlen und nicht unbeträchtliche Abtretungen machen mußte, ja anfangs sogar mit der Herausgabe der alten hohenzollernschen Fürstentümer Ansbach und Bayreuth bedroht wurde. Den schwersten Vorwurf aber macht Lorenz Bismarck daraus, daß er in Nikolsburg auf die Ausdehnung der Bundesreform über ganz Deutschland verzichtet habe, obwohl Frankreich in seiner damaligen militärischen Schwäche thatsächlich gar nicht hätte einschreiten können, und daß er damals die Bildung eines süddeutschen „Vereins“ zugelassen habe, dem der vierte Artikel des Prager Friedens sogar eine internationale unabhängige Existenz zugestand. Damit habe er Deutschland in eine „Sackgasse“ hineingeführt, aus der es nur ein ganz unvorhergesehenes Ereignis, wie der deutsch-französische

Krieg, wieder habe herausbringen können. Nun handelte es sich damals gar nicht nur um Frankreich, sondern auch um die keineswegs besonders günstige Stimmung in Rußland und England. Gegen diese ließen sich offenbar die großen norddeutschen Annexionen und die Ausdehnung der Bundesreform auf Süddeutschland zugleich nicht durchsetzen; da König Wilhelm aber auf den Annexionen bestand und das Dringendste die Aufrichtung einer straffen Bundesverfassung im Norden, d. h. in drei Vierteln des außerösterreichischen Deutschlands war, die sich mit den süddeutschen Staatsmännern und einem auch von Süddeutschland beschickten Reichstage damals ganz bestimmt nicht hätte erreichen lassen, so wich Bismarck eben einen Schritt zurück und begnügte sich mit dem Erreichbaren statt des an sich Wünschenswerten. Gegenüber den süddeutschen Staaten hatte die Bismarckische Politik in diesen Jahren des Übergangs zweierlei zu leisten und hat das geleistet: den Abschluß und die Anerkennung des Zoll- und des Wehrbündnisses, die Bismarck mit voller Energie durchsetzte, und die Verhinderung des von Österreich betriebnen Südbundes, wobei ihm Baden durch seine standhafte Ablehnung aller derartigen Pläne die wirksamste Hilfe leistete. Ihre Seele war von der Pfordtens Nachfolger Fürst Hohenlohe, und zweimal hat er einen Anlauf genommen, im März 1867 mit einer darauf zielenden Konvention zwischen Bayern und Württemberg, die auch eine staatenbündische Vereinigung des Südens mit dem Nordbunde und einen gemeinsamen Bundesrat ins Auge faßte, aber in Karlsruhe wie in Berlin rundweg zurückgewiesen wurde, und Anfang 1868 durch ein ähnliches Projekt Heinrichs von Gagern, das kein besseres Schicksal hatte. Nicht einmal die von Bayern vorgeschlagne dauernde süddeutsche Militärkonvention kam zu stande. Jeder dieser Staaten reorganisierte nur für sich sein Heerwesen in bald schwächerer, bald stärkerer Annäherung an die norddeutsche Wehrverfassung. Daß die Stimmung nicht nur der leitenden süddeutschen Kreise während dieser Jahre immer partikularistischer wurde, weist Lorenz an einer Reihe von charakteristischen Einzelheiten, namentlich auf Grund der Berichte des badischen Gesandten in München, R. von Mohl, ausführlich nach.

Den Höhepunkt der selbständigen, souveränen „europäischen“ Politik erreichte Bayern mit dem Rücktritt des Fürsten Hohenlohe und der Berufung des Grafen Bray-Steinburg zu seinem Nachfolger im März 1870. Gewiß ist das Ganze ein höchst unerbauliches Kapitel deutscher Geschichte. Bayern fühlte sich damals eben noch ganz als Rheinbundsstaat, darin liegt die geschichtliche Erklärung seines Verhaltens; aber eine hinter 1806 zurückgehende Geschichtsbetrachtung hätte gezeigt, daß Bayern diese Scheinsouveränität nicht seiner eignen Kraft verdankte, sondern europäischen Umwälzungen und der Gunst Frankreichs, daß es vor 1806 tausend Jahre lang niemals etwas andres gewesen war als ein Stück deutschen Reichsbodens, ein kaiserliches Lehen, daß auch die Wittelsbacher ihre Stellung kaiserlicher Belehnung verdankten, daß der Staat zu einer selbständigen „europäischen“ Politik niemals die Kraft gehabt, jeden Versuch dazu vielmehr mit schweren Leiden bezahlt hat, daß er die Rettung vor der Annexion durch Österreich lediglich dem Einschreiten Friedrichs des Großen verdankte. Hätte man sich das innerhalb der blauweißen Grenzpfähle immer gegenwärtig gehalten, statt sich diese geschichtlichen Thatsachen

durch partikularistische Fabeln und impotente Großsprechereien verdunkeln zu lassen, so wäre Bayern vor ungesunder, selbstgefälliger Sondertümelei auch nach 1866 bewahrt und für Deutschland manche bittere Erfahrung erspart geblieben. Man könnte über diese Dinge jetzt zur Tagesordnung übergehn, wenn nicht diese veralteten Auffassungen in Bayern auch heute noch eine gewisse Rolle spielten.

Gerade die schwülen Jahre 1866 bis 1870 haben nun bewiesen, daß die Politik, deren höchste Weisheit in dem Satze gipfelte: „Wir wollen hübsch für uns bleiben," unmöglich war. In der europäischen Politik bedeutete Bayern damals trotz seiner „europäischen Stellung" gar nichts, und in der deutschen reichte sein Einfluß nicht über seine eignen Grenzen hinaus; niemals hat er so tief gestanden wie in diesen Jahren unbeschränkter Souveränität. Die erziehende Kraft dieser Erfahrungen auf die Masse der Süddeutschen war freilich sehr gering, wie H. von Treitschke noch in dem Aufsatze „Badens Eintritt in den Bund" vom März 1870 konstatieren mußte (Zehn Jahre deutscher Kämpfe I[3], 265 ff.); aber Bismarck hielt ein unfehlbares Mittel in der Hand, seinerzeit den Anschluß des Südens zu erzwingen: die Kündigung der im Jahre 1877 ablaufenden Zollverträge, und er würde es ohne Zweifel ebenso energisch angewandt haben, wie er 1867 die Fortdauer des Zollvereins an die Annahme der Wehrbündnisse knüpfte. Es ist also nicht wahr, daß er 1866 Deutschland in eine „Sackgasse" geführt habe, und es ist ebensowenig wahr, daß jene Jahre „Deutschland in seiner größten Zersplitterung" gezeigt hätten; im Gegenteil, die „Zollverträge und die Schutzbündnisse hatten dem ganzen Deutschland die stärkste Form politischer Einheit gegeben, wovon unsre Geschichte zu melden weiß" (Treitschke a. a. O. S. 267).

Wie schwer es noch 1870 beim Ausbruch des Kriegs den bayrischen und württembergischen Staatsmännern wurde, sich zu einer nationalen Auffassung zu erheben, zeigt Lorenz ausführlich. Die Mobilisierung, die unter dem Drucke der von ihm weit unterschätzten tieferregten Volksstimmung verfügt wurde, war nach der Ansicht der Kammermehrheiten zunächst nur im Sinne einer bewaffneten Neutralität gemeint, und erst nach einigen Tagen stellten beide Könige ihre Truppen vertragsmäßig unter preußischen Oberbefehl. Immerhin, sie thaten es und hielten damit den Verträgen die Treue. Für die künftige Neugestaltung Deutschlands war damit freilich noch nichts entschieden. Noch inmitten der stürmisch aufwogenden nationalen Begeisterung verständigten sich Bray und Varnbüler in München über die gemeinschaftliche Sicherung der souveränen „europäischen" Stellung beider Staaten, die Ludwig II. selbst noch beim Abschiede vom Kronprinzen diesem besonders ans Herz legte. Eine nähere politische Verbindung mit dem Nordbunde folgte also aus dem militärischen Anschluß noch keineswegs, geschweige denn der Eintritt in diesen Bund. Um so glänzender hebt sich von diesem Hintergrunde die wahrhaft nationale Haltung des Großherzogs von Baden ab.

Die Verwicklungen, die zum Kriege führten, werden bei Lorenz nicht aufgehellt, sondern verdunkelt. Er fällt in die überwundnen Anschauungen Sybels zurück, erklärt mit dem überlegnen Lächeln des Spottes die große französisch-österreichisch-italienische Kriegsverschwörung für eine „Legende," obwohl er doch

fortwährend von der feindseligen Gesinnung der leitenden österreichischen Kreise, vielfach nach eignen Erfahrungen, berichtet, und schneidet sich dadurch selbst jede Möglichkeit ab, die auf dieser Voraussetzung beruhende Politik Bismarcks, namentlich seine energische Förderung der spanischen Thronkandidatur eines Hohenzollern zu verstehn. Daß jene Verabredungen zu keinem förmlichen Bündnis geführt haben, steht allerdings fest; aber wenn, wie 1870 geschah, schon Feldzugspläne entworfen wurden, wenn der Kaiser von Österreich am 14. Juni dem französischen General Lebrun seine Teilnahme am Kriege in Aussicht stellte, falls die Franzosen als „Befreier" (von Preußen) in Süddeutschland aufträten, und wenn der bisherige französische Gesandte in Wien, der Herzog von Gramont, am 15. Mai Minister des Auswärtigen wurde (wie Fürst Kaunitz, der österreichische Botschafter in Versailles, 1753 in Wien), so waren doch das alles sehr „feuergefährliche" Dinge. Daß man in Berlin seit 1866 mit diesen Gefahren sehr ernsthaft rechnete, das beweisen zahlreiche Äußerungen eingeweihter Persönlichkeiten: des Kronprinzen, Keudells, Abekens, Usedoms, Bernhardis, vor allem Bismarcks selbst, z. B. in seiner großen Reichstagsrede am 6. Februar 1888 und ausführlich in den Gedanken und Erinnerungen II, 103. Sahen alle diese Männer nur Gespenster? Aber Lorenz hat sich offenbar um diese ganze Litteratur zu wenig gekümmert. Er hätte auch manches aus den Tagebuchblättern von Moritz Busch lernen können, wenn er nicht in diesem unschätzbaren, von sehr „ernsthaften" Historikern wie Georg Kaufmann, Max Lenz, Erich Marcks als eine der wichtigsten Quellen anerkannten Werke ein „trauriges Buch," das Produkt „eines untergeordneten Geistes," „Kammerdienergerede" und dergleichen gesehen und ganz vergessen hätte, daß die neue Ausgabe von 1900 nur eine vervollständigte war, daß das bis 1884 in sechs starken Auflagen unter dem Titel „Graf Bismarck und seine Leute im Kriege gegen Frankreich" verbreitete Buch von Bismarck selbst durchgesehen und gebilligt worden ist. Aber freilich, die „ernsthafte" Geschichte will ihre Helden immer in großer Uniform und in Pose sehen; daß sie nebenher auch Menschen sind, das kommt für sie nicht in Betracht, und gerade daß Bismarck als solcher bei Busch hervortritt, wie er leibte und lebte, das macht das Buch so wertvoll für jeden, der es wagt, der ganzen Wahrheit frei ins Auge zu sehen, also vor allem für den Historiker. Wahrscheinlich sind dann, wenn jene Bündnisverhandlungen für eine „europäische Verschwörungsfabel" und „Legende" gehalten werden müssen, auch Moltkes Feldzugspläne, die er seit 1867 unermüdlich bearbeitete und umarbeitete, und zwar seit 1868 immer in der Voraussetzung eines Doppelkrieges gegen Frankreich und Österreich (siehe Moltkes militärische Korrespondenz III, 1, Nr. 12. 14. 15. 16. 18. 24), nur militärische Stilübungen gewesen, mit denen sich der Chef des Großen Generalstabs zum Zeitvertreib oder zur Übung des Scharfsinns beschäftigt hat.

Wie erklärt nun Lorenz, daß Bismarck so nachdrücklich für die spanische Thronkandidatur eingetreten ist, was doch auch er nicht leugnen kann? Aus seinem Nationalstolz, der erwachte, als die französische Diplomatie sie bekämpfte (S. 244). Das geschah aber doch nicht schon im Februar oder März 1870, sondern erst seit Anfang Juli, als die Annahme der Kandidatur eine vollendete Thatsache war! Und war es jemals Bismarcks Art, persönliche

Empfindungen zum Ausgangspunkt politischer Entschlüsse zu machen? Nein, die Kandidatur war für ihn eine der Gegenminen gegen die werdende Koalition, so gut wie die sorgfältige Pflege des engen Einvernehmens mit Rußland und die Zusammenkunft König Wilhelms mit dem Kaiser Alexander II. in Ems zu Anfang Juni 1870, bei der sich Bismarck der freundlichen Neutralität Rußlands (im Falle eines also für sehr möglich gehaltenen Krieges!) unter der Voraussetzung, daß gegen die süddeutschen Staaten kein Zwang geübt werde, versicherte. Wer freilich alle die Koalitionsverhandlungen für unverbindliche Unterredungen phantasievoller Minister hält, der kann das alles nicht verstehn, und der versteht also auch Bismarcks Größe nicht.

Völlig mißlungen ist nun auch der Versuch, das Urteil über das Verhältnis Wilhelms und Bismarcks zu den entscheidenden Vorgängen am 13. Juli 1870 in Ems und Berlin zu korrigieren. Gewiß, König Wilhelm war im Rechte, wenn er, was Bismarck tadelt (Gedanken und Erinnerungen II, 84), zunächst allein, ohne diplomatischen Beirat, mit Benedetti verhandelte, denn er sah die spanische Angelegenheit ganz ehrlich als Familiensache an. Aber er hat doch sehr bald diplomatischen Beirat herbeigezogen, hat schon am 8. Juli seinen Pariser Botschafter von Werther berufen. Ebenso gewiß hat er gegenüber dem Drängen würdige Festigkeit mit hochherzigem Entgegenkommen verbunden, aber in diesem Bestreben gerade das gefördert, worin Bismarck eine schwere nationale Niederlage sah, den Verzicht des Prinzen Leopold vor dem französischen Preß- und Kammerlärm, denn dazu hat er unter der Hand zwischen dem 10. und 12. Juli in Sigmaringen geraten (S. 259 f.). Er hat dann am 13. Juli, selbst schwer gereizt, die neuen Forderungen Benedettis mit ruhiger Festigkeit abgelehnt, aber den Gesandten nun doch an weitere Verhandlungen zwischen den Ministerien verwiesen, also ihn nicht schlechtweg abgewiesen. Diese Verschleppung, die nur den französischen Rüstungen und Koalitionsverhandlungen zu gute gekommen wäre, hat erst Bismarck mit seiner Redaktion der Emser Depesche verhindert, er hat dadurch mit vollem Bewußtsein im rechten Augenblick den Bruch herbeigeführt, er allein! Das wußte Treitschke schon zu Anfang August 1870 (a. a. O. I, 315). Wenn trotzdem Lorenz (S. 253) behauptet, „daß der König persönlich der handelnde Meister und Herr aller folgenden Entscheidungen war," so ist gerade das die volkstümliche „Legende" von 1870, und sie wird schon dadurch widerlegt, daß Wilhelm, als er am Morgen des 14. Juli die Depesche Bismarcks erhielt, betroffen sagte: „Das ist der Krieg!" (E. Marcks, Kaiser Wilhelm I., 4. Auflage S. 315). Er hat also seine eigne Ablehnung der französischen Forderungen keineswegs als die Veranlassung zum Bruch aufgefaßt In der klassischen Darstellung aber, die Bismarck selbst von dem großartigsten Augenblick seines Lebens in den Gedanken und Erinnerungen (II, 87 ff.) giebt, aber auch schon viel früher mit leichten Versionen gegeben hat, was Lorenz beiläufig auch aus dem verachteten Busch hätte lernen können, sieht dieser „ernsthafte" Geschichtschreiber nur eine „charakteristische, feine und heitere Darstellung," die „der große Kanzler" auch „in einem heitern Sinne" erzählt habe, und er spöttelt von der Höhe seiner Kenntnis herab über die Leute, die noch glauben, „daß durch Auslassung von einem Dutzend Worte eine der größten Katastrophen verursacht worden sei." (S. 265.)

Von der Schwere dieser weltgeschichtlichen Stunde empfindet er nichts! Man traut seinen Augen nicht, wenn man diese unglaublichen Sätze liest. Und welche Vorstellung hat Lorenz von Bismarcks Geschäftsführung, wenn er breitspurig die Frage erörtert (S. 266 f.), ob er sich damals in Varzin vollständig von den Geschäften zurückgezogen habe, „wie er sonst zu thun pflegte." Bismarck in den Ferien, wie ein junger Referendar „in vollständiger Zurückgezogenheit von den Geschäften," „abgesperrt von seinem Amte," „unauffindbar" (S. 251), in der That ein „heiteres" Bild!

In den nächstfolgenden Kapiteln treten die Verhandlungen, die zum Anschluß der süddeutschen Staaten an den Norddeutschen Bund und zur Wiederaufrichtung des Kaisertums führten, vielfach in ein schärferes Licht, namentlich auch der höchst bedeutende Anteil des unermüdlich anregenden und vermittelnden Großherzogs von Baden. Von ihm ging die Denkschrift über die Einigung zwischen den süddeutschen Staaten und dem Nordbunde aus, die sein Minister Jolly schon am 2. September den preußischen Vertretern in Berlin und Karlsruhe überreichen ließ, von ihm der Antrag auf einfachen Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund am 2. Oktober, der auch das widerstrebende Bayern vorwärts drängte; er war es, der die bayrischen Pläne auf Umtausch der badischen Pfalz gegen den Elsaß stolz zurückwies und für die Verwandlung dieses eroberten Gebiets in eine preußische Provinz oder in ein „Reichsland" eintrat. Graf Bray wollte von dem Eintritt Bayerns eigentlich nichts wissen; er hätte im Einvernehmen mit Beust, der es wieder einmal für angebracht hielt, in Berlin auf den vierten Artikel des Prager Friedens hinzuweisen, am liebsten Österreich irgendwie mit herbeigezogen und gebärdete sich noch in Versailles so, als ob Bayern mit seinem Eintritt ins Reich diesem eine große Konzession mache. Erst als Bismarck endlich am 15. November mit Baden und Hessen allein abschloß und der Abschluß mit Württemberg nahe bevorstand, bequemte sich Bray am 23. November zur Unterzeichnung und nannte dann diesen Vertrag trotz aller Zugeständnisse Bismarcks „das Ende Alt-Bayerns" (S. 365). Wie man damals in Norddeutschland dachte, ist noch in lebhafter Erinnerung. Auch die in Versailles versammelten deutschen Fürsten beklagten diese weitgehenden Zugeständnisse, und der Kronprinz hatte darüber am 16. November eine so heftige Aussprache mit Bismarck, daß dieser den Großherzog von Baden um seine Vermittlung ersuchte. Ihm gegenüber betonte der Kanzler die europäische Lage, die ihm damals, wo sich der Krieg endlos in die Länge zog und die Entscheidungen vor Paris und Orleans erst bevorstanden, schwere Sorgen einflößten, und die Drohung Bayerns, sich, wenn die verlangten Konzessionen verweigert würden, an Österreich anzuschließen und seine Truppen abzuberufen, während es andernfalls das Kaisertum zugestehe (S. 367 ff.), sodaß der Großherzog sich zur Vermittlung verstand. Wie unter diesen Umständen Lorenz gegen Bismarck seine üblichen Vorwürfe wegen zu großer Nachgiebigkeit gegen Bayern erheben kann, ist unverständlich. Alle Einwände, die er voraussah, hat der Kanzler noch am Abend des 23. November in vertrautem Kreise widerlegt, als er tiefbewegt eintrat mit den Worten: „Die deutsche Einheit ist gemacht, und der Kaiser auch." Auch das hätte Lorenz bei Busch schon in der ursprünglichen Fassung des Buchs

(II⁰, 257, vergl. Tagebuchblätter I, 427 ff.) lesen können. Auch der norddeutsche Bundesrat und der Reichstag machten große Schwierigkeiten; in jenem nahmen vierzehn Staaten unter der Führung Sachsen-Weimars die Verträge nur unter dem Ausdruck des Bedauerns über die Zugeständnisse an Bayern an (385 f.). Aber es bleibt doch bei dem Urteil Treitschkes (vom 7. Dezember, die Verträge mit den Südstaaten, Deutsche Kämpfe I³, 403): „Das (süddeutsche) Volk bezweifelt gar nicht mehr, daß die deutsche Einheit jetzt gegründet werden müsse. Was soll denn werden im Süden, wenn auch jetzt die Einigung nicht zustande kommt? Eine heillose Verwirrung, deren Ende niemand abzusehen vermag." Die nationale Pflicht gegen den Süden war es also, die dem Norden die Annahme dieser Verträge gebot, und was auch immer die bayrischen Diplomaten, noch ganz befangen in den unseligen rheinbündischen Traditionen, damals an der deutschen Einheit gesündigt haben mögen, wenn auch König Ludwig II., wie Bismarck einmal sagte, sein einziger mächtiger Freund in Bayern war, das bayrische Volk und die bayrischen Truppen haben das alles gut gemacht, und die Gefahr eines neuen, eines preußisch-bayrischen Dualismus ist damals endgiltig beseitigt worden.

Die bayrischen Schwierigkeiten sind es auch gewesen, die in dem König Wilhelm die Abneigung hervorriefen, den Kaisertitel anzunehmen; dieses Kaisertum erschien ihm als zu machtlos und leer. Die Kaiserwürde selbst wies er an sich nicht zurück, er bestand vielmehr auf dem Titel „Kaiser von Deutschland," und mit ihm waren alle in Versailles anwesenden Fürsten für diese Form. Den Kaisertitel, den wenige kleine Fürsten (Weimar, Koburg, Meiningen, Oldenburg) schon im Jahre 1866 vorgeschlagen hatten, brachte 1870 amtlich zuerst die badische Denkschrift vom 2. September in Anregung. Daß ebenso der Kronprinz damals eifrig dafür eintrat (und zugleich die Verwandlung des Bundesrats in ein fürstliches Oberhaus vorschlug), nimmt auch Lorenz an gegenüber den abweichenden Angaben Bismarcks in den Gedanken und Erinnerungen (II, 116) und in einem Gespräch mit ihm selbst am 14. Oktober 1889, dessen Inhalt ihm der Fürst noch am 24. Oktober 1896 bestätigte, (S. 616 f.). Diese längst sichere Entscheidung wäre ihm erleichtert worden, wenn er beachtet hätte, daß Bismarck in einem Gespräch mit Busch am 26. September 1888 selbst die Idee des Kronprinzen von dem Deutschen König statt des Deutschen Kaisers ganz richtig auf das Jahr 1866 verlegt hat (Tagebuchblätter III, 245), und wenn er sich vergegenwärtigt hätte, daß die letzten Redaktionen solcher Erzählungen nicht immer die sichersten sind.

Er hätte weiter aus Busch seinen Irrtum berichtigen können, daß der Kronprinz und Bismarck erst am 24. August hätten zusammentreffen können (S. 408, vergl. über diese Zusammenkunft auch Busch I, 106 f. aus Ligny); denn der Kronprinz besuchte den Kanzler schon am 20. August in Pont-à-Mousson von Nancy aus (Tagebuchblätter I, 91, vergl. G. Freytag, Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone 29 f.), und er würde bei diesem selben Busch (III, 245) dieselbe Erzählung, die er mit so großer Wichtigkeit behandelt, schon aus dem vorhergehenden Jahre (1888) mit der Zeitangabe „vor oder gleich nach Sedan, bei Beaumont oder bei Donchéry" und der Ortsbestimmung: „in einer langen Allee, wo wir nebeneinander herritten" („auf einer Wiese" bei Lorenz) gefunden

haben.*) Oder hat Busch vielleicht auch diese aus dem damals noch gar nicht vorhandnen Manuskript der Gedanken und Erinnerungen abgeschrieben?

Über den weitern Verlauf der Angelegenheit werden dann manche neue Einzelheiten mitgeteilt, die übrigens das schon feststehende Bild nicht wesentlich ändern. Fast dramatisch gestalten sich nach dem eingehenden Bericht des Großherzogs von Baden (452 ff., vergl. Dove, Großherzog Friedrich S. 165 f.) die Schlußszenen: wie König Wilhelm noch in der letzten Beratung am 17. Januar 1871 erregt auf dem Titel „Kaiser von Deutschland" bestand, Bismarck nach seiner Abmachung mit den bayrischen Ministern an dem „Deutschen Kaiser" festhielt, wie dieser Widerspruch überhaupt an diesem Tage nicht geschlichtet wurde, und der König noch am Morgen des 18. Januar unmittelbar vor der Proklamation dem Großherzog von Baden sagen ließ, es bleibe beim „Kaiser von Deutschland"; wie dieser im letzten Augenblick noch eine Verständigung versuchte, und da sie ihm nicht gelang, sein Hoch schlechtweg auf „Kaiser Wilhelm" ausbrachte. Warum Lorenz zum Schlusse die Erzählung Bismarcks (Gedanken und Erinnerungen II, 122), der Kaiser habe ihn nach der Proklamation „ignoriert," bestreitet, weil der dicht dabei stehende Herzog von Meiningen davon „nicht das mindeste bemerkt" habe, gehört wieder zu seinen Sonderbarkeiten, denn es ist schlechterdings nicht einzusehen, warum hier das negative Zeugnis des ganz unbeteiligten Fürsten eine größere Beweiskraft haben sollte, als das positive des sehr stark beteiligten und schmerzlich betroffnen Bismarck.

Die beiden letzten Kapitel (Versailles und der Friede, Der Abschluß der Reichsgründung und die allgemeine politische Lage) bringen wieder einzelne neue Züge in das Bild, fallen aber teilweise einigermaßen aus dem Thema heraus. Jedenfalls ist das Ergebnis des Buchs nicht das von Lorenz beabsichtigte; er hat manches neue beigebracht und einzelnes berichtigt, aber die Umwertung der politisch-historischen Werte, eine Revision des geschichtlichen Urteils zu Ungunsten Bismarcks ist ihm nicht gelungen. Der Weisheit letzter Schluß wird hier für alle Zeiten der Satz bleiben: eine kleine Gruppe großer, starker Charaktere hat in fortgesetztem Ringen miteinander das neue Reich geschaffen, und jeder hat etwas von seinem Wesen in diese Schöpfung hineingebracht, der eine mehr, der andre weniger, der Meister des Werks aber bleibt Fürst Bismarck.

*) Nach den Angaben eines damaligen Regimentsadjutanten, der sich erinnert, diese Stelle passiert zu haben, ist es eine Straße südlich von Beaumont; das Gespräch kann also nur in den letzten Tagen vor der Schlacht bei Beaumont stattgefunden haben. Die oben erwähnten Ortsangaben widersprechen sich nur scheinbar, denn die Allee führte über eine von schmalen Gräben quer durchschnittne Wiese, und die Stäbe ritten oft, da die Straße von Kolonnen besetzt war, neben dieser auf der Wiese. Busch erwähnt in dieser Gegend „eine Chaussee mit italienischen Pappeln" (I, 132, vergl. S. 140).





Die Muttersprache in Elsaß-Lothringen



Das Deutsche Reich hat sich, indem es durch den Frankfurter Friedensschluß das Reichsland Elsaß-Lothringen wieder mit Deutschland vereinigt hat, nicht ein einziges Dorf angeeignet, das nicht früher zum Deutschen Reiche gehört hätte. Wohl aber hat Deutschland, da es sich nur durch Rücksichten auf die eigne Sicherheit leiten ließ, als es gegen Frankreich die neue Grenze zog, kein Bedenken getragen, auch ehemals deutsche Gebietsstücke an sich zu bringen, die dem französischen Sprachgebiete angehören, nämlich einen kleinen Teil der Gebiete, von denen Kurfürst Moritz von Sachsen und dessen Verbündete 1551, als sie „die welschen Bistümer“ an den König von Frankreich als Schutzherrn auslieferten, erklärten, daß diese „von alters her zum Reich gehören und mit deutscher Sprach seind.“ Solcher welscher Gebietsstücke hatte das Reich außer diesen Bistümern noch andre, wie Savoyen, die Freigrafschaft Burgund, die Grafschaften Mümpelgard und Ober-Salm, die Herzogtümer Lothringen und Bar und die „wallonischen Quartiere“ der Niederlande, die auch unter spanischer Herrschaft, gleich der Freigrafschaft Burgund, Lehen vom Reiche blieben.

Als die deutsche Verwaltung in Elsaß-Lothringen 1871 die Sprachverhältnisse des Landes ermittelte, um eine Grundlage für das Gesetz vom 31. März 1872 über die Geschäftssprache und zugleich für den Sprachunterricht und die Unterrichtssprache in den Volksschulen zu gewinnen, hat sie nicht eine Individualzählung vorgenommen, sondern auf Grund der Wahrnehmungen und Ermittlungen der Behörden der verschiednen Dienstzweige eine Sprachgrenze festgestellt und dabei vom deutschen Sprachgebiet ein rein französisches und ein gemischtes Sprachgebiet ausgeschieden. In den beiden letzten Sprachgebieten wurde „bis auf weiteres“ der Gebrauch der französischen Geschäftssprache erlaubt. Dabei scheint sich die Regierung eine Berichtigung der ersten Aufstellung vorbehalten zu haben, da zunächst die Ergebnisse der Optionsbewegung und der damit verbundnen Auswanderung, die erst am 1. Oktober 1872 ihren Abschluß finden sollte, abgewartet werden mußten. Schon die Verordnung vom 5. Dezember 1877 hat dann die Zahl der von dem Gebrauch der deutschen Geschäftssprache ausgenommenen Gemeinden auf 420 von der Gesamtzahl (1696) festgesetzt. Seitdem ist diese Zahl um 109 weitere Gemeinden vermindert worden, sodaß nur noch 311 Gemeinden ausgenommen sind; von ihnen gehören 22 zum Unterelsaß, 3 zum Oberelsaß und 286 zu Lothringen. Für die Städte Metz, Dieuze und Château-Salins wurden, und zwar für Metz schon 1883, für Dieuze 1888, für Château-Salins 1889 besondre Bestimmungen getroffen, wonach amtliche Berichte und Schreiben an die Behörden des Reichs und des Landes und öffentliche Bekanntmachungen

deutsch verfaßt, die Standesregister in deutscher Sprache geführt und deutsch verfaßte Anträge von Privaten in derselben Sprache beantwortet werden sollten.

Wenn wir die Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1895 zu Grunde legen und für die Zahl der Gemeinden wie für die Bodenfläche den Stand von 1899, so erhalten wir für die Sprachverhältnisse in der Zivilbevölkerung folgendes Zahlenbild, das die heute noch bestehenden Ausnahmeverhältnisse darstellt, während die am 1. Dezember 1900 ermittelten Sprachverhältnisse diesen Ausnahmeverhältnissen nicht mehr ganz entsprechen.

Es gehören im ganzen Reichslande vom hundert:

	der Gemeinden	der Zivilbevölkerung	der Fläche
zum deutschen Sprachgebiete	82	90	84
zum französischen „	18	10	16

im Bezirke Lothringen allein:

	der Gemeinden	der Zivilbevölkerung	der Fläche
zum deutschen Sprachgebiete	62	70	67
zum französischen „	38	30	33

Aus den letzten Zahlen ist deutlich erkennbar, daß das französische Sprachgebiet in Lothringen in der Hauptsache durch eine große Anzahl kleinerer schwach bevölkerter Gemeinden zusammengesetzt wird, und würden wir die Städte Metz, Dieuze und Château-Salins, für die die ersten Ausnahmebestimmungen bedeutend eingeschränkt worden sind, außer Rechnung lassen oder dem deutschen Sprachgebiete zuzählen, so würden sich zwar die Prozentzahlen der Gemeinden und der Fläche nur wenig ändern, dagegen sich die Prozentzahlen der Zivilbevölkerung des Ausnahmegebiets fast um ein Drittel vermindern; die Zivilbevölkerung dieser drei Städte zusammen betrug am 1. Dezember 1900: 51112 Personen beider Geschlechter. Schon daraus ergiebt sich, daß die von der Regierung 1872 angenommene Voraussetzung, daß in Lothringen ein rein französisches Sprachgebiet bestehe, durch jede spätere Individualzählung eine Berichtigung hätte erfahren müssen, weil besonders im letzten Jahrzehnt eine starke deutsche Einwanderung nach Lothringen beobachtet werden konnte, wobei wir von den Wirkungen des Schulunterrichts, der Erfüllung der Wehrpflicht in altdeutschen Garnisonen und von den Einflüssen des Verkehrs überhaupt ganz absehen.

Nun ist bei der Volkszählung vom 1. Dezember 1900 auch eine Erhebung über die Muttersprache der Ortsanwesenden im ganzen Deutschen Reiche vorgenommen und auf diese Weise die Möglichkeit gewonnen worden, einen Vergleich zwischen den Erhebungen von 1872 und von 1900, zwischen den Ausnahmeverhältnissen und den Zählungsergebnissen zu ziehn. Bei solcher Vergleichung sind wir aber wegen der Verschiedenartigkeit der bei diesen zwei Erhebungen angewandten Methoden zu begreiflicher Vorsicht genötigt. Die Erhebung von 1872 war eine Schätzung, die von 1900 eine Zählung. Im Jahre 1872 wurde die bei der allgemeinen Zählung ermittelte ortsanwesende Bevölkerung dem auf andre Weise ermittelten Sprachgebiete zugezählt, die welschen Minderheiten des rein deutschen Sprachgebiets mußten dabei ebenso außer Berechnung bleiben, wie die deutschen Minderheiten des rein französischen Sprachgebiets, da für solche Unterscheidung Zahlen überhaupt fehlten. Am

1. Dezember 1900 dagegen ist im ganzen Lande die Muttersprache aller Ortsanwesenden ermittelt worden.

Eine Vergleichung muß deshalb notwendig beschränkt bleiben auf die Gemeinden, die von dem Gebrauch der deutschen Geschäftssprache noch heute ausgenommen sind, wobei zu untersuchen sein wird, ob nach den Ergebnissen der Zählung von 1900 dieses Gebiet als geschlossenes französisches Sprachgebiet noch heute betrachtet werden kann oder nicht. Was dagegen das deutsche Sprachgebiet betrifft, so kann nur im allgemeinen untersucht werden, ob etwa die jüngste Zählung einen Irrtum nachweist, der bei der seit 1872 erfolgten Zuteilung der einen oder der andern Gemeinde zu diesem Gebiet erfolgt sein könnte. Dabei sind nicht ethnographische oder nationale Rätsel zu lösen, wir müssen uns vielmehr auf die Frage beschränken, ob die bestehenden Bestimmungen über die Amtssprache den Ergebnissen der Zählung von 1900 noch entsprechen. Dann erst werden wir uns eine Meinung in der Sache bilden können und von dem ersten — für die deutsche Sprache allerdings ungünstigen — Eindrucke befreit werden, die die Zahlen über die Muttersprache bei oberflächlicher Betrachtung ergeben könnten.

Nach der Zählung vom 1. Dezember 1900 sind in den 311 Ausnahmegemeinden 111163 Personen der Zivilbevölkerung beider Geschlechter und aller Altersstufen gezählt worden, die der französischen Zunge angehören; im ganzen Lande dagegen haben sich 198173 zur französischen Muttersprache bekannt. Auf das deutsche Sprachgebiet sind also von dieser Gesamtzahl 87010 zu berechnen, wovon auf Unterelsaß 12184, auf Oberelsaß 24453, auf Lothringen 50373 entfallen. Wir wissen nun zwar nicht, wie weit diese Zahlen durch die Anwesenheit von Ausländern erklärt werden können, wovon, wenn wir nur Franzosen, Schweizer, Luxemburger und Belgier in Rechnung stellen, am 1. Dezember 1900 rund 40000 im Lande gezählt wurden (Franzosen 15000, Schweizer 12000, Luxemburger 11000, Belgier 2000); wir wissen auch nicht, ob nicht etwa das Wort „Muttersprache" so aufgefaßt wurde, als ob nach der Sprache der noch lebenden oder vielleicht schon verstorbnen Mutter gefragt worden wäre, wobei man noch bedenken muß, daß vor und nach 1870 Ehen zwischen Angehörigen beider Zungen sehr zahlreich waren; vollends aber können wir darüber nur Vermutungen anstellen, ob nicht vielleicht bei der Beantwortung der Frage nach der Muttersprache Einheimische da und dort in pietätvoller Erinnerung an die Vergangenheit, und weil ihre ganze Bildung französisch war, bei Nennung der Muttersprache die französische Sprache bevorzugen zu müssen glaubten. Auf Unregelmäßigkeiten deutet schon hier das Mißverhältnis der Zahlen für die Angehörigen der beiden Geschlechter und der Altersstufen über und unter vierzehn Jahren, die der französischen Zunge zugeschrieben werden. Die Leute französischer Zunge im deutschen Sprachgebiete haben wir nicht nur in den Städten und an der Grenze zu suchen, wo sich die Fremden zumeist ansammeln, sondern überdies im gemischten Sprachgebiete, d. h. in den 109 Gemeinden, in denen nach 1872 die deutsche Geschäftssprache eingeführt worden ist. In den größern Städten des deutschen Sprachgebietes, in Straßburg, Colmar und Mülhausen, dürfte es zusammen kaum mehr als 6000 Einheimische oder Fremde französischer Zunge geben; der Rest verteilt

sich im Elsaß auf das gemischte Sprachgebiet in den Thälern der Breusch, der Leberau und von Kaysersberg, wo — nahe an der Grenze — viele bedeutende Fabrikbetriebe bestehn, während z. B. in den rein deutschen unterelsässischen Kreisen Straßburg (Land), Erstein, Hagenau, Weißenburg und Zabern insgesamt nur 1594 Leute französischer Zunge gezählt worden sind. In den elsässischen Kreisen Molsheim und Rappoltsweiler, wo hauptsächlich französisches und gemischtes Sprachgebiet liegt, beträgt aber die Zahl der Personen, die sich zur französischen Muttersprache rechnen, wenn wir von den Gemeinden absehen, denen die französische Amtssprache noch zugestanden ist, weit weniger als die Hälfte der ortsanwesenden Bevölkerung. Wir können also, bevor ausführlichere Einzelheiten veröffentlicht sein werden, jetzt schon annehmen, daß im deutschen Sprachgebiete des Elsaß ein Rückgang nicht zu bemerken ist, wenngleich die Zahl der Leute der französischen Zunge seit 1872 eine natürliche Vermehrung erfahren hat, die deutsche Einwandrung aber zurückgeblieben ist. Einen Fortschritt der deutschen Sprache im rein französischen Sprachgebiet des Elsaß kann man dagegen auch nicht erkennen. Dabei handelt es sich jedoch nur um 24 Gemeinden, von denen noch 16 weniger als 10 Prozent Deutscher enthalten; ganz französisch ist noch eine kleine Gemeinde mit 105 Einwohnern (Bliensbach im obern Breuschthale).

Ganz anders haben sich dagegen die Verhältnisse im Bezirke Lothringen gestaltet, wo die große Mehrheit der Gemeinden des französischen und des gemischten Sprachgebiets liegen, nämlich 286 Gemeinden, die noch von dem Gebrauche der deutschen Amtssprache ausgenommen sind, und 83 Gemeinden, in denen seit 1872 diese Ausnahme beseitigt worden ist. Diese 286 Gemeinden sind bisher dem rein französischen, die 83 Gemeinden dem gemischten Sprachgebiete zugerechnet worden. Sie bilden zusammen ein geschlossenes Gebiet zwischen der französischen Grenze im Westen und einer Sprachgrenzlinie im Osten, die in nordöstlicher Linie vom Winkel bei Deutsch-Oth, wo die französische, die luxemburgische und die deutsche Grenze zusammentreffen, mehrfach gegen Osten buchtend, bis zum Donon verläuft.

Von den 83 Gemeinden des gemischten Sprachgebiets in Lothringen gehören 28 dem Landkreise Metz an (während die Stadt Metz selbst noch bis jetzt zum überwiegend französischen Sprachgebiet gerechnet wurde), acht dem Kreise Bolchen, neun dem Kreise Château-Salins, dreizehn dem Kreise Diedenhofen, fünf dem Kreise Forbach, zwanzig dem Kreise Saarburg. In diesen 83 Gemeinden sind 42541 Leute der französischen Zunge ermittelt worden; bei dieser Zahl müssen wir dieselben Vorbehalte machen, was die Anwesenheit von Fremden und die mißverständliche Auffassung oder absichtliche Verkennung der Bedeutung des Wortes Muttersprache betrifft, wie für das Elsaß. Schon die vorstehenden Zahlen über die Verteilung der 83 Gemeinden nach Kreisen deuten darauf hin, daß sich diese gemischten Gemeinden auf das ganze Grenzgebiet zwischen Deutsch-Oth und dem Donon verzetteln; eine größere zusammenhängende Gruppe sind nur — als Enklave im rein französischen Sprachgebiete — zwölf Gemeinden der nächsten Umgegend von Metz.

Die Fortschritte der deutschen Sprache in Lothringen sind aber auch im französischen Sprachgebiet weit bedeutender als im Elsaß. Von den 286 Ge-

meinden des Ausnahmegebiets hatten am 1. Dezember 1900 128 mehr als zehn vom Hundert der Einwohner mit deutscher Muttersprache. In der Stadt Metz selbst haben sich zur französischen Muttersprache 12835 bekannt, zur deutschen 31699. In zwölf Gemeinden der unmittelbaren Umgebung von Metz, in denen seit etwa zehn Jahren die deutsche Amtssprache eingeführt ist, sind von der ganzen Zivilbevölkerung (20728) nur 7340 französischer Zunge. In mehreren Gemeinden des weiter von Metz entfernten Industriebezirks spricht die Mehrzahl der Einwohner deutsch. Rein französisch sind nur mehr zwei entlegne winzige Gemeinden des Kreises Metz, die zusammen 149 Einwohner haben. Im ganzen französischen Sprachgebiete des Bezirks Lothringen sind 95629 der französischen, 46907 der deutschen Muttersprache zugezählt worden, während 1872 diesem Sprachgebiete die ganze Zivilbevölkerung zugezählt worden war. Ein rein französisches geschlossenes Sprachgebiet besteht in Lothringen nicht mehr, vielmehr nur gemischtes Sprachgebiet neben dem deutschen. Die auf Grund der Zählung von 1895 und der Schätzung von 1872 berechneten Anteile beider Sprachen an den Zahlen der Gemeinden, der Zivilbevölkerung und der Fläche sind deshalb überhaupt nicht mehr haltbar. Es liegt hier das Ergebnis einer starken deutschen Einwandrung vor. Dem „Statistischen Handbuch für Elsaß-Lothringen" (Straßburg, 1902) kann man z. B. die überraschende Thatsache entnehmen, daß in der Stadt Metz — im im Laufe der Jahre 1883 bis 1898 — 11864 eheliche Kinder geboren wurden, die eingewanderte Deutsche zu Vätern hatten, dagegen nur 6081 Geburten aus Ehen einheimischer Eltern. Innerhalb desselben Zeitraums haben in Metz 3997 Eingewanderte aus Deutschland Ehen geschlossen und nur 2232 Einheimische. Von der Gesamtzahl dieser Ehen waren 2236 zwischen einheimischen und eingewanderten Brautleuten geschlossen worden. Die schon früher erwähnten Einschränkungen der Ausnahmebestimmungen von 1883 über die Geschäftssprache in Metz und die Einführung der deutschen Geschäftssprache in den erwähnten zwölf Nachbardörfern haben also durch die jüngste Zählung eine zweifellose Rechtfertigung erfahren. Die Wirkungen der Einwandrung, des Schulunterrichts, des Heeresdienstes und des Verkehrs — connubium et commercium — haben sich in dem einer ungeahnten Höhe des Industriebetriebs erschlossenen Bezirk Lothringen rascher und eindringlicher bethätigt als in den entlegnen Vogesenthälern des Elsaß.

Es muß noch erwähnt werden, daß bei der Zählung vom 1. Dezember 1900 für 7070 Personen zwei Muttersprachen, die deutsche und die französische angegeben worden sind. Im ganzen Deutschen Reiche sind damals 252918 Personen ermittelt worden, die neben der deutschen noch eine andre Muttersprache angeben zu sollen glaubten, insbesondre eine slawische (z. B. polnisch, masurisch und kassubisch, zusammen genommen: 182184). In der Öffentlichkeit ist eine Erklärung des Wortes Muttersprache bei der letzten Zählung nicht bekannt geworden. Man scheint also von der gewiß allgemein geteilten Annahme ausgegangen zu sein, daß der Mensch nur eine Muttersprache hat. Die Muttersprache ist also nicht aufzufassen als die Sprache der Mutter im Gegensatze zu der des Vaters; die Frage ist auch bei der Zählung nicht gestellt worden, um die Sprachkenntnisse der einzelnen zu ermitteln, etwa wie

in Belgien, wo nicht nur nach der einen der drei Landessprachen (französisch [oder wallonisch], vlämisch und deutsch), sondern auch nach der Kenntnis von zwei oder der drei Sprachen gefragt wird. Man wollte in Deutschland die Sprache des Hauses, der Familie ermitteln. Es wäre schon bedenklich, wenn man aus den Angaben über die Muttersprache die Stärke der Volksstämme berechnen wollte, wobei etwa, wie es bei der Verwertung der Sprachenzählung in Preußen (1890) geschehn ist, die Zweisprachigen je zur Hälfte dem einen oder dem andern Sprachstamme zugeteilt werden. Wenn wir die Zählungsergebnisse vom 1. Dezember 1900 nur zur Beurteilung der Frage verwerten, wie die Bestimmungen über die Geschäftssprache zu regeln sein werden, kann kein Zweifel darüber aufkommen, daß man die Zweisprachigen getrost der deutschen Sprache zurechnen kann.

Wir müssen uns aber mit der Doppelsprachigkeit noch weiter beschäftigen: sie bestand bei den Deutschen des Landes schon früher; sie besteht zum Teil noch, und sie wird durch die Einführung des deutschen Unterrichts in den Volksschulen des französischen Sprachgebiets geradezu gezüchtet. Die 7070 Doppelsprachigen, die 1900 gezählt wurden, sind wohl nur eine kleine Minderheit der wirklich im Lande schon vorhandnen Doppelsprachigen. Der Mülhauser Dichter August Stöber hat von seinen elsässischen Landsleuten durchaus zutreffend gesagt: „Sie babble ditsch, sie rede deutsch, sie parliere welsch.“ Die Beseitigung des französischen Sprachunterrichts im deutschen Sprachgebiete wird im Elsaß die Folge haben, daß mehr und mehr die Kenntnis der welschen Sprache schwinden wird; in Lothringen dagegen entsteht durch den deutschen Unterricht in den Volksschulen eine neue Doppelsprachigkeit, deren Nutzen und lohnende Verwendbarkeit von der Bevölkerung keineswegs verkannt wird. Und so werden sich denn die Erwartungen, zu denen die Sprachverhältnisse im Elsaß und in Lothringen uns von Anfang an zu berechtigen schienen, zunächst in das Gegenteil verkehren. Gutmeinende Deutsche hatten sicher erwartet, daß sich die Elsässer, zum Bewußtsein ihres Deutschtums gebracht, reumütig und gründlich bekehren, und daß die Lothringer an den Elsassern sozusagen abfärben würden. Es ist anders gekommen. Während der Elsässer, der früher auf öffentliche Kosten in der Schule französischen Unterricht erhielt und dadurch zur Auswanderung „ins Frankreich“ befähigt wurde, der deutschen Regierung noch lange wegen der Entziehung einer so guten Gelegenheit grollen wird, erkennt es heute schon der französische Lothringer dankbar an, daß die Kinder in der Schule eine zweite Sprache lernen, die diesen ein besseres Fortkommen im Lande sichert. Da der Lothringer doch ein waschechter Welscher ist und als solcher nicht zu besorgen braucht, daß er verkannt werden könnte, so wird er sich rascher, leichtherziger und unbefangner ins Unvermeidliche schicken, als jene Elsässer, die glauben, sie müßten sich als in ihrer Muttersprache gekränkte Welsche gebärden.

Wir müssen von diesem Standpunkt aus auch die Forderung übereifriger deutscher Patrioten betrachten, die in dem Bestreben, eine Art nationaler Reinlichkeit im Reichslande zu schaffen, die Forderung stellen, es solle die französische Sprache mit Stumpf und Stiel recht bald ausgerottet werden. Solche Wünsche sind unvernünftig und unerfüllbar. Diese deutschen Chauvins, die es als

eine ärgerliche Thatsache empfinden, daß in Metz und Umgegend noch französisch gesprochen wird, scheinen die Sache so aufzufassen, als ob dort schon ganz kleine Kinder aus Bosheit welschten. Die Stadt Metz und das alte „Pays Messin“ waren niemals deutscher Sprache.

Bilingues nannte schon 1214 ein Chronist die Lothringer — sie waren es aber nicht in dem Sinne, daß der Lothringer damals zwei Sprachen sprach oder verstand, sondern das Land war damals schon, wie auch heute noch, von zwei Stämmen bewohnt. Die Herzoge von Lothringen haben aus ihren deutschen Ländern ein gesondertes Amt, das „Bailliage d'Allemagne,“ schon im zwölften Jahrhundert gemacht, das durch den „Bailly d'Allemagne,“ den das deutsche Volk den „Dutschbelissen“ nannte, verwaltet wurde. So hatten auch die Bischöfe von Metz gesonderte Einrichtungen für das „Pays Roumain“ und für die „Gens Tudesques,“ und die Herzoge von Luxemburg herrschten über wallonische und über deutsche „Quartiere.“ Im sechzehnten Jahrhundert begannen die welschen Lothringer, deren Verkehr damals nach dem „Reiche“ wies, ihre Kinder in die Schulen von Zabern, Schlettstadt oder Straßburg zu schicken oder mit den Nachbarn im Elsaß und im Trierischen „Kindertausch“ zu treiben. Nachdem im Elsaß das lutherische Bekenntnis angenommen worden war, predigte die katholische Geistlichkeit in Lothringen gegen dieses alte Herkommen, verlangte und erreichte auch das Verbot dieser Sitte, die für das Volk eine Quelle von Gefahren wegen der contagion de la peste hérétique sei. Die Spaltung der Bekenntnisse hat die katholischen Lothringer den deutschen Nachbarn noch mehr entfremdet als die Politik. Sogar an der Sprachgrenze ist eine Doppelsprachigkeit der seßhaften Bevölkerung nicht entstanden. Wenn sich einzelne auch die fremde Sprache aneigneten, so vererbte sich doch eine solche Anpassung nicht. Heute, wo der Verkehr zu solcher Anpassung nötigt, wird der Schulzwang ein Ersatz für die Vererbung sein. Es wird sich dann ein ähnlicher Vorgang erneuern wie unter französischer Herrschaft, und zwar in rascherer Gangart, da Frankreich den Schulzwang nicht kannte. Im Elsaß und im deutschen Lothringen ist, ungefähr seit der Revolution, der Gebrauch und damit allmählich auch die Kenntnis der deutschen Schriftsprache geschwunden. Die Fähigkeit, beide Schriftsprachen zu beherrschen, blieb ein mühsam errungner Vorzug von wenig Auserlesenen, die Neigung und Muße hatten, alte und in der Heimat wenig verwertbare Überlieferungen zu pflegen. So verschwand die deutsche Schriftsprache; unverwüstlich aber erhielt sich die Mundart des Volkes, das „ditsch“ dachte, sprach, betete und dichtete.

Die alte, vornehme französische Kultursprache wird nicht etwa zu einer lingua vernacula ausarten, wenn sie in den Volksschulen des französischen Sprachgebiets nicht mehr gelehrt werden wird, sondern sie wird, im Elsaß wie in Lothringen, einfach verschwinden. Haarscharf erkennbar ist die Grenze der Spracherrungenschaft aus der letzten Periode des französischen Schulunterrichts in Lothringen. Wo Fortschritte errungen wurden, wurde das neuste Schriftfranzösisch den Kindern beigebracht; wo seitdem der französische Sprachunterricht aus den Schulen entfernt wurde, spricht heute schon Alt und Jung wieder das „Patois Messin“ oder das „Patois Lorrain,“ wie vor etwa

fünfzig Jahren, und daneben wird ein dialektfreies Deutsch gesprochen, freilich nur von den Jungen. Diese Mundarten werden bestehn bleiben; die französische Schriftsprache aber wird, einmal aus den Volksschulen verwiesen, zunächst aus den Dörfern verschwinden, von der städtischen Bevölkerung aber noch durch mehr als eine Geschlechtsfolge gepflegt werden, sie wird aber mehr und mehr nur landfremde Sprache werden. Es ist dabei immer zu bedenken, daß sich in einem Grenzlande wie das Reichsland, das gegen Frankreich eine Grenzstrecke von mehr als 500 Kilometern hat, Fortschritte in der Sprache langsam vollziehn werden. Aufgabe Deutschlands kann es aber nicht sein, die französische Sprache oder Mundart auszurotten. Deutschland hat vielmehr als Herr im Lande die Pflicht, seine eigne Sprache im Lande zu Ehren zu bringen; dies wird genügen, die nationale Aufgabe zu erfüllen. Es wird aber auch die einfache Vernachlässigung der französischen Sprache genügen, ihr Schicksal zu besiegeln.

So berechtigen uns denn schon die bisherigen Vorgänge und Erfahrungen zu der zuversichtlichen Erwartung, daß die Sprachenfrage in Elsaß-Lothringen niemals die innere Bedeutung — vom äußern Umfange ganz abgesehen — der Sprachenfrage in der Ostmark des Deutschen Reichs gewinnen wird. Im Elsaß hat die deutsche Verwaltung das Zerstörungswerk der französischen Regierung unterbrochen; in Lothringen wird die französische Volkssprache ihrem Schicksal überlassen und die deutsche Sprache eingeführt. Die Einführung der deutschen Sprache im Landesausschusse hat bisher zu keinen nennenswerten Schwierigkeiten geführt. Zur Verwertung der Sprachenfrage zu einem politischen oder nationalen Kampfmittel reicht der Rückhalt, den Gegenbestrebungen im Volke selbst finden könnten, nicht aus. Es bedarf keiner Gewaltmaßregeln zur Entfernung der französischen Sprache; der Rückgang wird sich allmählich durch die Umstände selbst ergeben.

Und doch berechtigen uns andrerseits die bei der Zählung gewonnenen Erfahrungen noch keineswegs zu der Erwartung, daß wir fortan nur stetige weitere Fortschritte ohne weitere Thätigkeit der Regierung zu verzeichnen haben werden. Die starke Einwandrung aus Altdeutschland muß teilweise zurückgeführt werden auf die mit der Optionsbewegung nicht abgeschlossene, sondern noch viele Jahre lang fortgesetzte Auswandrung nach Frankreich. Diese Auswandrung hatte nicht nur die Wirkung, daß Welsche oder Verwelschte ausgeschieden sind, sondern ein großer Teil des Grundbesitzes im Lande ist auch in den Händen dieser dem Lande Entfremdeten geblieben. Es ist eine alte, auch anderwärts bestätigte Erfahrung, daß die öffentliche Meinung eines kleinen Grenzlandes durch die Auswandrung in ein großes Nachbarland nicht weniger beeinflußt wird als durch Leute und Dinge daheim. Diese Nebenwirkungen der Auswandrung darf man nicht unterschätzen. Auch hat sich trotz der starken Einwandrung über den Rhein und nach Lothringen die Zahl der Altdeutschen im Reichslande nicht in dem Maße vermehrt, wie man nach der Stärke der ersten Bewegung erwarten konnte. Unverkennbar hat sich die Einwandrung ins Elsaß, Straßburg etwa ausgenommen, nicht auf der ersten Höhe erhalten, während insbesondre die Einwandrung aus der Schweiz ins Elsaß gewachsen ist; auch die verstärkte deutsche Einwandrung nach Lothringen hat nicht völlig

ausgleichend gewirkt. Es hat sich längst dieselbe Unterströmung bemerkbar gemacht wie in Posen — die bedenkliche Neigung der eingewanderten Altdeutschen zur Rückwandrung in die verlassene Heimat. Das Deutsche Reich hat nicht die Machtmittel, die den französischen Königen nach den Friedensschlüssen von Münster und von Ryßwijk zu Gebote standen, die französische Einwandrung im Elsaß festzuhalten. Es sind nicht mehr, wie damals, Erblehen, Pfandschaften, Kanonikate, Stiftspräbenden, Kommenden, Panisbriefe usw. zu vergeben, mit deren Hilfe man erwünschten Zuzug ins Land führte; es werden auch nicht, wie damals, verödete Dorfbanne und herrenlose Güter an Einwandrer verliehen. Das Deutsche Reich ist auch nicht in der Lage, gleich den französischen Königen durch Bevorzugung des einen oder durch Beeinträchtigung des andern Bekenntnisses politische Zwecke zu fördern. Deutschland war zunächst darauf beschränkt, die durch den Wegzug der französischen Beamten erledigten Stellen der verschiednen Dienstzweige durch Altdeutsche zu besetzen. Auf den Zuzug unter dem Zeichen des Verkehrs hat das Deutsche Reich keinen unmittelbaren Einfluß; überdies ist diese Einwandrung unausbleiblichen Schwankungen unterworfen. Gleiche Wahrnehmungen haben in der Ostmark den Entschluß gereift, nicht nur die Dienstbezüge, sondern auch die Ruhegehälter der im Lande verbleibenden Beamten zu erhöhen. Im Reichslande kann man insbesondre in den kleinen Städten seßhaft gewordne ehemalige Beamte aus Altdeutschland nicht häufig finden; die in Ruhestand versetzten deutschen Beamten ziehn zumeist wieder in die Heimat, die auch von den Hinterbliebnen der verstorbnen Beamten in der Regel wieder aufgesucht wird.

Aber auch noch eine andre beschämende Erfahrung muß zugestanden werden. Vermöge seiner fatalen Anpassungsfähigkeit verfällt der vereinzelte Deutsche nur allzuleicht einer Art von nationaler Mimikrie; leichtherzig entäußert er sich der heimischen Art, um sich durch Aneignung einer schützenden Ähnlichkeit von der fremden Umgebung nicht unvorteilhaft zu unterscheiden. Aus den deutschen Kolonien in den überseeischen Ländern verlautet, daß sich seit der kräftigen Entfaltung des Deutschen Reichs die eigne Haltung und die fremde Wertschätzung unsrer Landsleute gehoben haben, und daß das gesunkne nationale Selbstbewußtsein wieder zum Vorschein kommt, wenn sich die deutsche Flagge zeigt. Im Reichslande ist es nicht anders. Vor allem wird es immer Sache der Reichsleitung sein, die öffentliche Meinung für die neuen Verhältnisse zu gewinnen; wenn im Reichslande die Vorteile zum allgemeinen Bewußtsein gebracht sein werden, die die Zugehörigkeit zu einer aufstrebenden mächtigen Nation bietet, dann werden die noch bestehenden Ungleichartigkeiten gründlicher und nachhaltiger beseitigt und entwertet werden, als dies durch eine Reihe von Maßregeln der Landesverwaltung erreicht werden könnte.

Zunächst liegt also auch in der Sprachenfrage nicht etwa nur ein einfaches Problem für die Landesverwaltung vor, der allein etwa die Aufgabe gestellt werden könnte, die Erfüllung der nationalen Erwartungen anzubahnen, die sich allerdings durch Empfehlung von Geduld und Gleichmut so schlechtweg nicht werden abfertigen lassen; die Landesverwaltung kann aber auch nicht den Standpunkt einnehmen, daß noch weitere Wirkungen des nationalen Zusammenlebens abgewartet werden müssen; sie wird vielmehr ihren aus den

ersten Maßnahmen erkennbaren Vorsatz zu weiterer Ausführung bringen müssen, die deutsche Amtssprache allmählich zur alleinigen Geltung zu bringen. Die Mißstände im Osten des Reichs sind ohne Zweifel einer frühern Unterschätzung der Bedeutung der Sache zuzuschreiben; auch in Österreich erntet man jetzt die Folgen einer unverzeihlichen Nachlässigkeit.

Die Ergebnisse der Zählung von 1890 scheinen deutlich darauf hinzuweisen, wo zunächst begonnen werden muß. In diesen Zahlen drückt sich die Thatsache aus, daß die Kenntnis und der Gebrauch der deutschen Sprache in dem 1872 als rein französisches Sprachgebiet betrachteten Landesteile — und zwar nicht nur in den Städten — große Fortschritte gemacht hat. Ein rein französisches Sprachgebiet besteht in Lothringen nicht mehr. Die zum Teil recht ansehnlichen deutschen Minderheiten in Lothringen können füglich dieselbe Berücksichtigung beanspruchen, die seit 1872 französische Minderheiten im gemischten Sprachgebiet erfahren haben, dieselbe Berücksichtigung, die Frankreich dem rein deutschen Sprachgebiet im Elsaß und in Lothringen aus denselben Gründen der staatlichen Notwendigkeit versagt hat, die das Deutsche Reich im Reichslande zu Gunsten der deutschen Amtssprache mit gleichem Rechte wird geltend machen können.

Die Einteilung in Sprachgebiete wird man aufgeben müssen, und es wird in einer nahen Zeit in Erwägung gezogen werden müssen, ob man nicht an Stelle der Ausnahmen von Orten — nach dem Vorbilde der Reichsjustizgesetzgebung — nur mehr die Ausnahmen von Personen von dem Gebrauche der deutschen Geschäftssprache zuläßt. Wie sich die Verhältnisse jetzt schon mit und ohne Zuthun der Behörden gestaltet haben, wird eine solche Anordnung weit weniger einschneidend wirken, als man vielleicht jenseits des Rheins annehmen mag.

Fürst Bismarck hat 1871 bei der Beratung des Gesetzes über die Vereinigung von Elsaß-Lothringen mit dem Deutschen Reiche in Aussicht gestellt, daß sich im Reichslande zunächst ein Partikularismus entwickeln werde, der den Übergang zum innern Anschluß an das Reich schaffen solle. Diese Voraussetzung hat sich erfüllt. Der Partikularismus darf aber kein internationales Gepräge erhalten. Elsässischen oder lothringischen Stammestrotz — die Eigentümlichkeit aller deutschen Stämme — kann das Deutsche Reich recht wohl vertragen, aber fremdländisches Wesen kann als besondre Art der deutschen Elsässer und Lothringer nicht anerkannt werden. Wer sich die deutsche Sprache nicht aneignen will, der mag auf die Beteiligung an den öffentlichen Angelegenheiten verzichten. Das ganze Elsaß und das deutsch redende Lothringen haben sich — etwa drei Jahre vor dem Kriege — empört aufgebäumt, als die französische Regierung den Entschluß kund gab, die deutsche Sprache aus Schule und Kirche zu verdrängen; die katholische Geistlichkeit stellte sich damals an die Spitze dieser Bewegung gegen die Neuerung. Wenn nun — wieder unter der Leitung der katholischen Geistlichkeit — von der deutschen Regierung die Wiedereinführung der französischen Sprache in den Volksschulen verlangt wird, so kann ein solches Verlangen nicht ernsthaft genommen und nicht als berechtigter oder als erträglicher Stammestrotz anerkannt werden.

An die Vorgänge dieser Zeit wird man lebhaft erinnert durch eine Wahr-

nehmung, die sich jetzt jedem aufmerksamen Beobachter aufdrängt. Die ausgestorbne oder verschwindende Generation im Elsaß beherrschte die französische Sprache so mangelhaft, daß ein französischer Inspektor der Akademie — kurz vor dem Kriege — den Eltern den Rat gab, die Kinder, damit sie sich, unbeirrt durch heimische Einflüsse, die französische Sprache tadellos aneigneten, nach Rußland zu schicken. Aber die jüngere Generation der städtischen Bevölkerung, die jetzt in das öffentliche Leben getreten ist, spricht ein einwandfreies Französisch. Wie kommt das? Viele Leute haben ihre Bildung in französischen Schulen erhalten, andre vielleicht in gut geleiteten kleinen Nebenschulen im Lande selbst.

Nicht nur die deutsche Einwandrung im Lande, sondern auch die einheimische deutsche Bevölkerung kann gegenüber den aus dem Inlande und aus dem Auslande stammenden fremden Einflüssen nicht eines starken Rückhalts bei der deutschen Regierung entbehren. Auch für die mit Verfassungen und Volksvertretungen ausgestatteten Staaten der Neuzeit, auch für das Reichsland, gilt noch immer der Ausspruch eines altgriechischen Staatsmannes: „Die Seele des Staates liegt in der Kraft der Regierung."



Die brandenburgische Provinzialsynode und die Vorbildung der evangelischen Theologen



Unter den Verhandlungen der Provinzialsynoden der altpreußischen Landeskirche sind es die der Synode der Provinz Brandenburg, die die öffentliche Aufmerksamkeit am meisten auf sich zu lenken pflegen. Denn Brandenburg ist die volkreichste Provinz dieser Landeskirche, die Provinz, die die Reichshauptstadt mit umfaßt, und in deren Synode neben sonstigen hervorragenden Männern auch Mitglieder der größten und angesehensten deutschen Universität ihren Sitz haben. Dazu kommt, daß, weil die Synode in Berlin tagt, die in ganz Deutschland gelesenen Berliner Zeitungen ausführlich über ihre Verhandlungen berichten, und daß so die dort gefaßten Beschlüsse überall im Reiche bekannt werden.

Diese Umstände wirken zusammen, die brandenburgische Provinzialsynode zu besondrer Bedeutung zu erheben und ihr — neben der nur aller sechs Jahre zusammentretenden Generalsynode — bis zu einem gewissen Grade den Charakter eines Sprachorgans der gesamten Landeskirche zu geben.

Auch in dem Inhalt ihrer Verhandlungsgegenstände und Beschlüsse zeigt sich die hervorragende Stellung, die die in Berlin tagende Provinzialsynode einnimmt. Es sind zum Teil Angelegenheiten der Gesamtkirche, die auch auf ihr zur Erörterung gelangen, und es sind für das gesamte kirchliche Leben einschneidende Fragen, über die sie Beschlüsse faßt.

Unter ihren Verhandlungen in der diesjährigen Tagung haben vor allem

die über die theologische Richtung der Universitätsprofessoren und die Bedeutung und den Zweck der Kandidatenseminare die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Wieder sind hier — wie schon früher wiederholt in Versammlungen der Gesamtsynode — von orthodoxer Seite Klagen erhoben, und von der ganz überwiegenden Majorität Beschlüsse gefaßt worden, die sich gegen die auf den Universitäten vertretenen freiern Richtungen wenden und die Notwendigkeit der Erziehung der angehenden Geistlichen in „bibelgläubiger" und „bekenntnisgemäßer" Richtung betonen.

Die Klagen über den Mangel an Orthodoxie bei den Professoren der evangelischen Theologie sind ja nichts neues; nur die Form, in der sie auftreten, die Begründung und die Folgerungen, die aus ihnen gezogen werden, unterscheiden sich von frühern Vorgängen. Und sie thun das in der That, zum Teil in sehr beachtenswerter Weise.

Die alte Forderung, daß die theologischen Professuren nur mit Vertretern der orthodoxen Richtung besetzt werden dürften, fehlte zwar in den Verhandlungen nicht. Auf Grund einer Petition des Lutherischen Vereins für die Provinz Brandenburg wurde von Freiherrn von Manteuffel und Genossen der Antrag gestellt, an den Kultusminister die Bitte zu richten, es möchten für das Lehramt in den evangelisch-theologischen Fakultäten „nur solche Männer" dem König vorgeschlagen werden, „die imstande sind, die ihnen anvertraute theologische Jugend so auszurüsten, daß diese dereinst das geistliche Amt ehrlicherweise dem Ordinationsgelübde gemäß auszurichten vermag": es wird von orthodoxer Seite eben angenommen, daß eine Amtsführung „gemäß dem Ordinationsgelübde" „ehrlicherweise" nur von Geistlichen geschehn könne, die auf orthodoxem Boden stehn.

Und nicht minder deutlich verlangte Stöcker, daß akademische Lehrer, die „die Heilswahrheiten bestreiten," nicht zu den Lehrämtern berufen würden. Nur als Privatdozenten oder in Schriftwerken dürfe ihnen gestattet werden, ihre Ansichten zu vertreten.*)

Weniger weit als die von dieser Seite erhobne Forderung der Besetzung aller theologischen Lehrstühle mit Vertretern der Orthodoxie ging der Antrag Barthold und Genossen, der nur wünschte, „daß die theologischen Lehrstühle in ausreichendem Maße mit solchen Männern besetzt werden, die nicht nur die gehörige wissenschaftliche Befähigung besitzen, sondern vor allem fest im Glauben der Kirche stehn."

Hier also wird orthodoxer Standpunkt nicht mehr von sämtlichen, sondern nur von einer „ausreichenden" Anzahl theologischer Professoren verlangt: neben den orthodoxen sollen auch andre Lehrer der Theologie mit Amt und Würden betraut werden dürfen.

Beide Anträge nun — der Manteuffelsche und der Bartholdsche — wurden zurückgezogen zu Gunsten eines dritten, von dem Superintendenten Baethge mit 57 Genossen gestellten Antrags, der schließlich mit ganz überwiegender Majorität — gegen nur fünf Stimmen — von der Synode angenommen wurde.

*) Hier wie im folgenden setze ich voraus, daß die Zeitungsberichte bei aller Unvollständigkeit doch im wesentlichen zutreffend sind.

Dieser Antrag spricht sich wegen der Ernennung der Professoren dahin aus, daß an den Kultusminister die dringende Bitte gerichtet wird, „bei der Berufung der Dozenten dauernd auf solche Männer bedacht zu sein, welche durch rechten und besonnenen Gebrauch der evangelischen Freiheit der Wissenschaft den Anforderungen der Kirche Rechnung tragen.“ Er bittet zugleich „die Mitglieder der hochwürdigen Fakultäten als Lehrer der zukünftigen Diener am Wort um ihre Mitwirkung nicht allein an der wissenschaftlichen Ausrüstung, sondern auch an der christlichen Charakterbildung der Jugend.“

Mit diesem Beschluß hat die orthodoxe Partei die von ihrer überwiegenden Mehrheit so lange festgehaltene Forderung fallen lassen, daß nur Anhänger der orthodoxen Richtung oder mindestens, so weit möglich, Anhänger dieser Richtung in die theologischen Fakultäten berufen werden sollten. Auch erkannte der Referent, Konsistorialrat Pfarrer Dr. Keßler an, daß „die Theologie als Wissenschaft der Bewegung des gesamten geistigen Lebens unterstehe“ und sich von dieser Bewegung „nicht emanzipieren könne.“ „Sie müsse mit den wissenschaftlichen Mitteln arbeiten, welche die Zeit ihr darbiete.“ Der theologische Nachwuchs bedürfe der „umfangreichsten Ausrüstung geistlicher Art“ und dürfe nicht „wie Treibhauspflanzen“ betrachtet werden, „die vor jedem Luftzug zu bewahren seien.“ „Die evangelische Theologie sei eine freie Wissenschaft und müsse es unter allen Umständen bleiben. Sie könne nur in dieser Luft leben und existieren, und zwar müsse diese Forderung nicht nur im Namen der Wissenschaft ausgesprochen werden, sondern im Namen der evangelischen Kirche.“

Insoweit darf man diese Ausführungen und den ihnen entsprechenden Teil des zum Beschluß erhobnen Antrags Baethge als sehr erfreulich bezeichnen. Sie bedeuten, wie der Kirchenrechtslehrer an der Berliner Universität, Professor Kahl, in einer Zuschrift an die „Nationalliberale Korrespondenz“ mit Recht hervorhebt, „einen ungeheuern Fortschritt und atmen einen neuen Geist“; „man kann uns auf künftigen Synoden nicht mehr mit den alten Zumutungen kommen.“ Um deswillen hat auch die Mittelpartei, die Evangelische Vereinigung, für den Antrag Baethge in seiner Gesamtheit gestimmt — nach Verlesung einer Erklärung, die gegenüber andern Sätzen des Antrags recht große Bedenken geltend machte und ihnen gegenüber als „Einschränkung und Verwahrung“ bezeichnet wurde.

Und in der That: nur in diesem Verlassen des frühern Standpunkts und der damit in Zusammenhang stehenden Anerkennung der Möglichkeit, mit den gegenwärtig bestehenden Fakultäten zu gedeihlichem Zusammenarbeiten an der Ausbildung der jungen Theologen zu gelangen, liegt das Erfreuliche des Beschlusses der Provinzialsynode.

In andern Beziehungen giebt er zu sehr schweren Bedenken Anlaß.

Schon der bisher besprochne Teil des Beschlusses: die Bitte an den Minister, bei Berufungen dauernd auf solche Männer bedacht zu sein, die von der evangelischen Freiheit „rechten und besonnenen Gebrauch“ machen und damit „den Anforderungen der Kirche Rechnung tragen,“ enthält an sich einen recht schweren Vorwurf — nicht nur gegen einen Teil der Professoren der Theologie, sondern auch gegen die Vorgänger des jetzigen Kultusministers. Denn eine solche „dringende Bitte“ hat doch nur einen Sinn, wenn sie um

deswillen notwendig erscheint, weil ihrem Inhalt bisher nicht entsprochen wurde, weil also die Synode annimmt, daß das Ministerium bisher auch Dozenten berufen hat, die von der evangelischen Freiheit der Wissenschaft nicht den nötigen „rechten und besonnenen Gebrauch" machen, und von denen das Ministerium ein solches Verhalten vorauszusehen imstande sein mußte.

Ein weit schärferes Mißtrauensvotum gegen einen Teil der Professorenschaft enthält der Eingangssatz des Beschlusses: „Provinzialsynode erkennt mit Bedauern, daß sich in der Theologie Richtungen geltend machen, welche die Substanz der christlichen Lehre antasten," und es hallt wieder in der Aufforderung des Referenten an die Professoren, „Selbstzucht zu üben in der Richtung, daß man nicht alles, was doch nur ein vorübergehender Einfall oder eine Phase in der Entwicklung ist, gleich als gesichertes Ergebnis der Wissenschaft hinstellt," wie in der Mahnung der Professors Kaftan, die Dozenten „müssen daran denken, daß, wenn gewisse Dinge in die Gemeinden hineingeworfen werden, sie Anstoß und Ärgernis hervorrufen müssen." Dazu kommt noch des Referenten Vorhalt: „die Instanzen, in deren Händen die Versorgung der Fakultäten mit Dozenten liege, sollten sich immer vergegenwärtigen, daß zu den wissenschaftlichen Qualifikationen sich auch noch persönliche gesellen müssen."

Hat unsre Professorenschaft und hat das Ministerium, und wer sonst noch unter den „Instanzen" in dem letztangeführten Satze begriffen sein mag, diese Vorwürfe verdient?

Es dürfte schwerlich auch nur einen einzigen Professor der Theologie — gleichviel, welcher Richtung — in Deutschland geben, der einen „vorübergehenden Einfall" oder irgend eine Ansicht, die er nicht für fest bewiesen erachtete, als „gesichertes Ergebnis der Wissenschaft" hinstellte, und ebensowenig einen solchen, der sich nicht jederzeit der schweren auf ihm lastenden Verantwortung bewußt wäre, daß er die Pflicht hat, von der Lehrfreiheit „rechten und besonnenen Gebrauch zu machen."

Freilich — darüber, was als gesichertes Ergebnis wissenschaftlicher Forschung anzusehen, wie darüber, was mit dem „rechten und besonnenen Gebrauch" der akademischen Lehrfreiheit vereinbar ist, und was durch ihn geradezu gefordert wird: darüber werden die Ansichten bei den Theologen wie bei den Lehrern in andern Fakultäten wohl jederzeit mehr oder weniger auseinandergehn.

Je stärker die „Persönlichkeiten," je mächtiger die „persönlichen Leistungen" sind, die gerade der Referent forderte, um so weniger wird der Einzelne bereit sein, sich darin an konventionelle Überlieferungen zu binden. Auch die Bitte des Synodalbeschlusses, es möchten die Professoren „auch an der christlichen Charakterbildung der Jugend mitwirken," erscheint als ein überflüssiger Appell: denn auch hier kann man ruhig behaupten, daß sich die theologischen Hochschullehrer aller Richtungen dieses Ziel setzen. Freilich: was zur „christlichen" Charakterbildung gehört, darüber dürften auch hier die Ansichten nicht ganz übereinstimmen.

In der Hauptsache sollen wohl alle diese Klagen und Mahnungen nur abgeschwächte Wiederholungen des an die Spitze des Beschlusses der Provinzialsynode gestellten Vorwurfs sein, „daß sich in der Theologie Richtungen geltend

machen, die die Substanz der christlichen Lehre antasten" — Richtungen, nicht nur eine Richtung.

Was die orthodoxe Mehrheit der Synode — die Mittelpartei hat gerade gegen diesen Satz insbesondre Verwahrung eingelegt — unter dieser „Substanz der christlichen Lehre" versteht, ist einigermaßen klar, wenn es auch nicht offen ausgesprochen ist. Es kehrt in der Erklärung wieder in der Form des „Bodens der Grundwahrheiten und Heilsthatsachen des Evangeliums," auf den „die Kirche sich immer aufs neue zu stellen hat," und klingt durch in der „Befestigung im Bibelglauben und im Bekenntnis der Kirche," auf die bei Ausbildung der Kandidaten in den Seminaren und ähnlichen Anstalten nach dem Schlußsatz des Beschlusses „das Hauptgewicht zu legen ist."

Doch es kommt hier nicht darauf an, festzustellen, was nach orthodoxer Anschauung zur „Substanz der christlichen Lehre" gehört — die orthodoxe Auffassung der Gottessohnschaft und die im zweiten Artikel enthaltenen Aussagen über Christus stehn dabei jedenfalls im Mittelpunkt —, sondern darauf kommt es an: Hat die orthodoxe Partei ein Recht, im Namen der Kirche festzustellen, was als „Substanz der christlichen Lehre" zu gelten hat? Dieses Recht muß ihr nicht minder wie jeder andern Richtung bestritten werden.

So wenig wie die Konzilien der ältesten Zeit und des Mittelalters, so wenig wie Luther und seine Zeitgenossen, so wenig ist auch irgend eine der heutigen theologischen Richtungen berechtigt und berufen, mit unfehlbarer Autorität für die evangelische Kirche festzulegen, was zu den Grundwahrheiten des Christentums gehört. Nur die katholische Kirche erkennt eine Unfehlbarkeit in Glaubenssachen an. Für die evangelische Kirche eine solche behaupten zu wollen, heißt, katholische Anschauungen in sie hineintragen, heißt, ihr den Lebensnerv unterbinden, heißt, ihre Existenzberechtigung untergraben.

Das Fundament, auf dem die Reformatoren die evangelische Kirche gegründet haben, war die unerschütterliche Überzeugung, daß nur die in ernstester Gewissensprüfung gewonnenen Ergebnisse*) die Grundlage der Religion bilden dürften; und daß ein vor solcher Prüfung nicht stand haltender Lehrsatz auch dann nicht als Inhalt religiösen Glaubens anerkannt werden dürfe, wenn auch die höchste Autorität der Kirche seine Richtigkeit behaupte.

Nur auf diesem Fundament kann die evangelische Kirche fortbestehn und fortwirken: andernfalls ist sie selbst in Katholizismus verfallen. Um deswillen kann die evangelische Kirche keine höchste Autorität in Glaubenssachen anerkennen und eine solche weder in der Geistlichkeit, noch in dem Landesherrn, noch in den Konsistorien, noch in den Synoden sehen.

Nur seiner eignen Überzeugung kann und darf jeder Lehrer der protestantischen Theologie folgen: handelt er anders, so handelt er nicht in Übereinstimmung mit den Pflichten, die sein Amt ihm auferlegt. Auch „das Bekenntnis" ist darum — auch abgesehen von seiner orthodoxen Auslegung — kein „Bollwerk," an dem er Halt zu machen hätte. Wen seine wissenschaft-

*) Dazu gehörten nach Luthers Ansicht auch alle aus der Bibel erweisbaren Sätze; aber seine Ansicht über die Bibel, die er für schlechthin inspiriert im alten Sinne des Wortes hielt, war eine andre als die der heutigen Wissenschaft, die sich auch der Bibel gegenüber kritisch zu stellen gelernt hat.

lichen Forschungen zu der Überzeugung bringen, daß Bestandteile des „Bekenntnisses" wissenschaftlich unhaltbar sind, der hat als akademischer Lehrer die Pflicht, diese Überzeugung — unbeirrt um Angriffe, von welcher Seite sie auch kommen mögen — seinen Schülern zu lehren.

So liegt in der Thatsache, daß sich „in der Theologie Richtungen geltend machen," die Glaubenssätze „antasten," die nach orthodoxer Anschauung zur „Substanz der christlichen Lehre gehören," nichts, woraus diesen Richtungen mit Recht ein Vorwurf gemacht werden könnte.

Aber wenn nun die Freiheit der theologischen Wissenschaft in diesem weiten Umfang anerkannt werden muß, führt das nicht mit Notwendigkeit zu den schwersten Mißständen für die Kirche?

„Die zwischen der theologischen Wissenschaft und der Kirche entstandne Spannung stellt einen schweren Mißstand dar," „ruft schwere Sorge hervor," „ist ein ungeheures Unglück" — so der Referent der Provinzialsynode und Stöcker.

Daß diese „Spannung" ein Mißstand ist, wird von keiner Seite bestritten werden. Aber ist es wirklich eine Spannung zwischen der Wissenschaft und der Kirche? Wer hat denn in der evangelischen Kirche das Recht, zu behaupten: „die Kirche" stehe bei theologischen Streitfragen auf einem bestimmten Standpunkt, der von dem der wissenschaftlichen Vertreter der Theologie abweicht? Wer ist berechtigt, solchergestalt einen bestimmten Standpunkt als den Standpunkt „der Kirche" hinzustellen? Etwa die Vertreter der Orthodoxie, weil sie finden, daß sie im ganzen — in manchen Einzelheiten doch auch nicht mehr — auf dem Glaubensstandpunkt Luthers stehn, oder die Mitglieder der Behörden des landesherrlichen Kirchenregiments, weil sie berufen sind, auch über Irrlehre zu entscheiden? Stehn denn etwa die Professoren, die Männer, die ihre ganze Lebensarbeit daran setzen, der Erforschung des wahren Christentums zu dienen, nicht innerhalb der Kirche? Haben sie nicht dasselbe Recht wie die praktischen Geistlichen, mitzusprechen bei Beantwortung der Frage: Was ist Wahrheit in Bezug auf religiöse Dinge? Worin besteht das Wesen des Christentums? Die Aufstellung eines solchen Gegensatzes zwischen den Vertretern der theologischen Wissenschaft und der „Kirche," wie sie der Referent unternommen hat: „Die Theologie sucht die Wahrheit zu erforschen, die Kirche aber befindet sich nicht auf dem Wege zur Wahrheit, sie ist sich bewußt, die Wahrheit zu besitzen — — diese Wahrheit, die über alles Irdische und über den Wechsel der Wissenschaft erhaben ist," ist schon um deswillen verfehlt, weil beide Behauptungen nur richtig sind, wenn unter „Wahrheit" in beiden etwas dem Umfange nach durchaus Verschiednes verstanden wird. Denn der Satz, daß die Kirche „die Wahrheit besitzt," kann doch nur in dem Sinne als zutreffend anerkannt werden, daß die evangelische Christenheit überzeugt ist, in ihrem Christenglauben die wahre Religion zu haben — nicht aber in dem Sinne, daß eine bestimmte Auffassung des Inhalts des Christentums ein für allemal als die der „Kirche" und damit als „die Wahrheit" anzusehen ist. Wäre das letzte denkbar, dann müßten die Lehrer der Wissenschaft ja Narren sein, wenn sie ihre volle Lebensarbeit an die Mitarbeit zur Erforschung einer Wahrheit setzten, die greifbar und klar schon im Besitz der Kirche, deren Glieder sie selbst sind, erkennbar vor ihnen liegt!

Wie alle menschliche Erkenntnis, so ist auch die Gotteserkenntnis und die Erkenntnis der religiösen Wahrheiten der Vertiefung fähig und damit dem Wandel unterworfen. Auch hier gilt der Satz: Stillstand ist Rückschritt. Auch hier ist darum das Streben nach einem Fortschritt geboten, und die evangelische Kirche kann dieses Streben nicht entbehren. Es widerstreitet dem Wesen der evangelischen Kirche, für sie einen ein für allemal unabänderlichen Glaubensstand zu behaupten — baut doch sogar die katholische Kirche noch an dem ihren.

Nicht also zwischen der „Kirche" und der „wissenschaftlichen Arbeit der Theologie" besteht die Spannung: sondern zwischen den Ergebnissen der wissenschaftlich-theologischen Forschung und den Anforderungen, die von der Orthodoxie und — vielfach wenigstens — von den Inhabern der kirchenregimentlichen Ämter an die angehenden und an die amtierenden Geistlichen wegen des Glaubensstandpunkts gestellt werden.

Gewiß ist diese Spannung beklagenswert. Aber man darf sie nicht als eine Spannung zwischen der Wissenschaft und der „Kirche" bezeichnen und daraus dann folgern, daß nur durch ein Nachgeben der Wissenschaft, dadurch, daß diese, wie der Beschluß der Provinzialsynode es fordert, „den Anforderungen der Kirche Rechnung trage," der Konflikt gehoben werden könne.

Die Vertreter der Wissenschaft dürfen und können nicht wider ihre Überzeugung lehren — und ebensowenig wider ihre Überzeugung schweigen, wo zu lehren ihres Amtes ist: das scheint auch die Majorität der Provinzialsynode erkannt zu haben. Aber zu dem Standpunkt, daß um deswillen der Konflikt zwischen der wissenschaftlichen Lehre und den Anforderungen des Kirchenregiments nur dadurch gehoben werden könne, daß diese Anforderungen nach den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung gemodelt würden, hat sich die Provinzialsynode nicht emporgeschwungen. Sie hat geglaubt, noch ein andres Mittel zu finden, den jungen Theologen den Übergang aus der wissenschaftlichen Luft der Hörsäle in die vom Kirchenregiment — jedenfalls vielfach — verlangte und von der Synode für notwendig gehaltne Anschauungsweise zu erleichtern. In dem Vorbereitungsdienst für die pfarramtliche Praxis, der zwischen dem Verlassen der Universität und dem Eintritt in das Pfarramt liegt, „in Lehrvikariaten, Predigerseminaren, regelmäßigen Konferenzen der Ephoren mit den Kandidaten" soll „das Hauptgewicht" darauf gelegt werden, „daß die zukünftigen Geistlichen im Bibelglauben sowie im Bekenntnis der Kirche befestigt werden" — so der Schlußsatz des von der Synode angenommnen Antrags Baethge.

Also: was die jungen Theologen in den Universitätsvorlesungen an „Irrlehren" in sich aufgenommen haben, das soll nun im Seminar wieder aus ihnen ausgetrieben werden, und an Stelle der wissenschaftlichen Arbeit soll die „Befestigung im Bibelglauben und im Bekenntnis" treten.

Kann man einen solchen Gegensatz zwischen Universitätslehre und Seminarlehre wirklich für ersprießlich und auf die Dauer für durchführbar halten? Und sollte es den Seminaren wirklich möglich sein, die ihnen hier gestellte Aufgabe zu erfüllen, die jungen Theologen, die jahrelang nach wissenschaftlicher Erkenntnis auch über die Bibel und über das Bekenntnis gerungen

haben, nun einfach „im Bibelglauben und im Bekenntnis der Kirche“ — wie es von der Majorität der Synode gemeint ist: unter dessen wortgetreuer, orthodoxer Auslegung — zu befestigen? Werden diese Bemühungen nicht weit eher dahin führen, in den Herzen der angehenden Geistlichen Zwiespalt zu erregen und ihnen schwere Gewissensskrupel zu erwecken als sie geschickt zu machen, in Freudigkeit in die Amtsausübung zu treten?

Zudem: was heißt „Bibelgläubigkeit,“ und was heißt „Befestigung im Bekenntnis der Kirche“?

Daß in den biblischen Erzählungen Wahrheit mit Dichtung und Legende gemischt ist, daß sich auch in dem apostolischen Glaubensbekenntnis Ausdrücke finden, die bei dem heutigen Stande der allgemeinen Bildung nur im bildlichen oder im übertragnen Sinn verstanden werden können — hingewiesen sei nur auf das „sitzend zur rechten Hand Gottes“ und auf die „Auferstehung des Fleisches“ —, das wird wohl auch von orthodoxer Seite kaum bestritten werden.

Eine Buchstabengläubigkeit also gegenüber der Bibel und dem Bekenntnis kann auch auf den Seminaren nicht gelehrt und beim Eintritt in die praktische Amtsthätigkeit nicht gefordert werden. Nur um ein Mehr oder Weniger des Abweichens vom Buchstabenglauben kann es sich auf der Universität wie bei der Zulassung zum Amtsantritt handeln.

Unüberbrückbar erscheint danach die Kluft nicht. Ungangbar aber erscheint der von der Provinzialsynode empfohlne Weg, einen Gegensatz des Unterrichtsziels von Universitäts- und Seminarbildung zu schaffen und solchermaßen in der Seminarbildung eine Brücke über die Kluft zu schlagen.

Giebt es noch einen andern Weg?

Will man ihn finden, so ist es zunächst nötig, fest im Auge zu behalten, daß es sich nicht um eine Kluft zwischen „Wissenschaft“ und „Kirche“ und ebensowenig um eine Kluft zwischen „Wissenschaft“ und „Glauben“ handelt, sondern allein um einen Unterschied zwischen dem, was weit verbreiteten Richtungen der heutigen theologischen Wissenschaft, und dem, was der überwiegenden Mehrheit der Inhaber der für die Zulassung der Geistlichen zum Amt in Betracht kommenden kirchenregimentlichen Ämter als Inhalt der christlichen Glaubenslehre erscheint.

Eine Änderung ihrer Lehre von den Vertretern der Wissenschaft zu fordern ist unmöglich, denn sie können und dürfen nicht gegen ihre Überzeugung lehren. Eine Änderung der Anforderungen aber, die vom Kirchenregiment an den Glaubensstand der angehenden und der amtierenden Geistlichen gestellt werden, ist möglich. Hier wird nicht verlangt, daß die Herren vom Kirchenregiment ihre Überzeugung wandeln; es wird in keiner Weise das Ansinnen an sie gestellt, den streng orthodoxen Standpunkt, sofern sie auf ihm stehn, zu verlassen. Nur Duldung solcher Anschauungen, wie sie auf den Universitäten als Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung von streng religiös denkenden Theologen vertreten werden, auch bei den in das Pfarramt eintretenden angehenden Geistlichen ist es, was verlangt werden darf. Denn die Übung dieser Toleranz ist der einzige Weg, zahlreichen jungen Theologen die Gewissensskrupel zu ersparen, die bei Zulassung zum Pfarramt ihnen heute

noch auferlegt werden. Und eine solche Weitherzigkeit in der Duldung jedes in echter Religiosität auf Grund wissenschaftlicher Überzeugung gewonnenen Glaubensstandpunkts wird zugleich dazu dienen, dem Dienste der evangelischen Kirche neue und zahlreiche Kräfte zuzuführen, während der heute meist festgehaltne strenge Standpunkt der kirchenregimentlichen Behörden nicht wenige vom edelsten religiösen Streben beseelte Jünglinge zum Schaden der Kirche dem theologischen Berufe fernhält.

Marburg — Heinrich Lehmann



Konrad Widerhold

Von Albert Landenberger in Kirchheim unter Teck



Unter den Helden des Dreißigjährigen Krieges in Württemberg, die in der geschichtlichen Erinnerung noch fortleben, ist Konrad Widerhold der volkstümlichste, der tapfere Verteidiger Hohentwiels, der fromme und wohlthätige Obervogt über Stadt und Amt Kirchheim. Die Stadt Kirchheim, die ungemein lieblich zu Füßen der stolz in malerischen Linien aufsteigenden alten Burg Teck liegt, des einstigen Schlosses der alten Herzöge von Teck, ist heute noch voll von geschichtlichen und monumentalen Erinnerungen an Widerhold. Auf dem „Widerholdsplatz" liegt eine Grabnische zwischen zwei Strebepfeilern der südlichen Außenwand der stattlichen Kirche, das „Ruhekämmerlein," das er für sich und seine Gemahlin gewählt hatte. Zu dem ursprünglichen Denkmal vor dem großen Brande, der einen Teil der Kirche und nahezu die ganze Stadt im Jahre 1690 in Asche legte, gehört der links am westlichen Strebepfeiler eingefügte Grabstein mit dem Wappen Widerholds und dem seiner Gattin Anna Armgard, gebornen Burckhartsch. Widerhold hatte sich schon längere Zeit vor seinem Hinscheiden seinen Sarg und seinen Grabstein fertigen lassen und für diesen die Inschrift selbst gewählt. Das auf diesem ältesten Teil des Denkmals angebrachte Wappen Widerholds zeigt einen in die Höhe stehenden Widder, das Wappen seiner Gattin einen unter einem Baum ruhenden Hirsch. Unter dem ersten steht die Inschrift:

Der Wider Abrahä ist meine Zuversicht,
Daher ist Gott mir holb, trotz dem, der widerspricht.

Unter dem andern steht der Reim:

Mein Jesus ist mein Burghart in den höchsten Nöten,
Daher er meine Seel wird von dem Tod erretten.

Unter beiden Inschriften sind außer dem Schriftwort: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an; ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach," die Personalien der beiden Gatten angebracht in nachstehender Form:

„Also ruhen allhier der weiland Hochedle, Gestreng und wahrhafte Held,
Herr Conrad Widerhold von und zu Neidlingen,

Fürstl. Württemb. Rath, Obrister Obercommandant der Festung Hohentwiel und Obervogt allhier zu Kirchheim.
Nachdem er in der Welt für Gottes Ehr und Lehr ritterlich gestritten und gearbeitet 52 Jahr und die himmlische Ritterkrone erlangt im Jahr 1667 am 13. Tag des Monats Junii, seines Alters im 70. Jahr.
Dem ist vorangegangen seine treu geliebte Ehegehülffin, die weiland auch Hochedle wohl- Ehren- und Tugendreiche Frau Anna Armgartin Widerholdin, geborene Burkharti, die mit gedachtem ihrem Herrn 49 Jahre in guter Ehe, doch ohne Leibeserben, gelebt, ist selig verschieden im 73. Jahr ihres Alters, den 1. Tag Martii und allhier beigesetzt den 4. ejusd. Anno 1666, welche beide Gott wieder mit Freuden erwecken wolle!"

Alle übrigen Teile des Monuments gehören der neuern Zeit an. Nach dem großen Stadtbrande am 3. August 1690 wurde durch die Behörden der Stadt und durch die edle Herzogin Henriette von Württemberg das Monument wieder hergestellt und ihm die neue würdigere Gestalt gegeben, die es jetzt noch hat. Im Turm der Nische ist nur eine Inschrift angebracht auf dem östlichen Strebepfeiler, die die wichtigsten Notizen über das Leben, die Familie, die Heldenthaten und Verdienste Widerholds enthält. In der Mitte zwischen der alten und der neuen Gedenktafel steht ein über zwei Meter hoher Grabstein, der in einer Vertiefung hinter einem leichten Gitter eine Urne enthält und unter ihr die Inschrift zeigt:

In treue Herzen trugst die Nachwelt du,
Darum in treuem Herzen trägt sie dich.
(Jahr der Renovation.)

Zu beiden Seiten des Grabsteins stehn auf Postamenten die Büsten Widerholds und seiner Gattin, links auf der Westseite die Widerholds mit der Inschrift auf dem Postament:

Der Commandant von Hohentwiel
Fest wie sein Fels, der niemals fiel,
Des Fürsten Schild, des Feindes Tort,
Der Künste Freund, des Armen Hort,
Ein Bürger, Held und Christ wie Gold,
So schläft hier Conrad Widerhold.

Das rechts auf der Ostseite stehende Postament mit der Büste der Gattin zeigt die Worte:

Sanft ruht auch seines Hauses Zier,
Frau Anna Armgard Burkhartsch hier,
Von Delmenhorst war ihr Geschlecht,
Im Glauben rein, von Tugend ächt,
Gott über dir, du edles Paar!
Im Segen bleibt Ihr immerdar.

Diese Inschriften stammen von dem bekannten württembergischen Dichter und Stadtpfarrer Albert Knapp, der einige Jahre hier Geistlicher war, die Büsten von Professor Wagner, der sie nach einem Originalgemälde Widerholds auf dem Rathaus und nach dem auf der innern Seite des Chors hängenden Porträt der Gattin gefertigt hat. An Widerhold erinnern ferner noch seine frühere Wohnung sowie die im Saale des Dekanathauses aufge-

stellte Bibliothek und verschiedne vergoldete Abendmahlskannen in der Sakristei mit Wappen und Namenzug.

Vor allem erhält sein Andenken die ursprünglich aus 15000 Gulden, heutzutage aus mehr als 70000 Mark bestehende Stiftung, die für sechzehn Theologen und zwei weltliche Studierende von Widerhold testamentarisch gegründet worden ist. Hunderte von Studierenden haben seit seinem Tode dieses Stipendium genossen und haben dadurch die Möglichkeit oder wenigstens eine wesentliche Erleichterung ihres Studiums erhalten.

Es ist ein reichbewegtes Lebensbild, das sich hier vor uns entrollt.

Geboren in der frühern Landgrafschaft Hessen-Kassel, in der Stadt und Festung Ziegenhain am 20. April 1598 als der Sohn eines dortigen wohlhabenden Bürgers und Ratsherrn, wurde er nach dem frühen Tode des Vaters von der Mutter in streng lutherischem Glauben erzogen. Gleich nach vollendeter Schulzeit zeigte er Neigung zum Soldatenstand, und schon nach zurückgelegtem siebzehnten Lebensjahre trat er, im Jahre 1615, als Reiter unter die hanseatischen Truppen, die in Verbindung mit den Holländern unter der Anführung des Grafen von Solms die von dem Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig belagerte Stadt Braunschweig entsetzten. Nach Beendigung dieses kurzen Feldzugs nahm er im Jahre 1616 als Musketier Dienste bei der Stadt Bremen, wo er zum Gefreiten aufrückte. Aber auch diesen Dienst verließ er bald wieder; am 10. August 1617 vermählte er sich mit Anna Armgard Burkhartsch, Tochter des Kommandanten von Heiligenland (Holstein), die sich damals bei der Herzogin Maria von Schleswig in Itzehoe aufhielt.

Infolge einer schon vorher übernommnen Verpflichtung, in venetianische Kriegsdienste zu treten, mußte er seine ihm kaum angetraute Gemahlin wieder verlassen. Er lernte in Venedig im Jahre 1619 den Prinzen Magnus von Württemberg kennen, der ihn bewog, mit ihm nach Württemberg zu kommen. Hier wurde er von dem Herzog Johann Friedrich als Exerziermeister, damals Drillmeister genannt, angestellt, ein Amt, das er drei Jahre lang versah. Im Sommer 1622 rückte er zum Kapitänleutnant und am 14. März 1627 zum Kapitänmajor vor, nahm an verschiednen Unternehmungen der württembergischen Truppen im Schwarzwald teil und zeichnete sich namentlich bei der Einnahme von Schramberg am 12. August 1633 so rühmlich aus, daß er dem Herzog Eberhard III. durch den schwedischen Oberst Martin von Degenfeld als einer der tüchtigsten und einsichtsvollsten seiner Offiziere bezeichnet wurde. Bald darauf wurde er zum Kommandanten der Festung Hornberg ernannt; vom 14. April bis 16. Mai 1634 war er bei den württembergischen Truppen, die in Verbindung mit den Schweden unter dem Feldmarschall Horn bei der vergeblichen Belagerung von Überlingen mitwirkten. Am 13. Juni 1634 wurde er, nachdem er sich bei der Belagerung von Villingen noch hervorgethan hatte, dem Kommandanten von Hohentwiel, von Rochau, beigegeben.

Nach der für die Schweden und ihre Verbündeten unglücklichen Schlacht bei Nördlingen, am 27. August 1634, überschwemmten kaiserliche Truppen das Herzogtum Württemberg, alles fürchterlich verheerend und verwüstend. Nun erhielt Major Widerhold durch einen Erlaß des Herzog Eberhard, der sich nach Straßburg geflüchtet hatte, am 14. September 1634 das Ober-

kommando auf Hohentwiel. Für die Erhaltung und den Ausbau der Festungswerke, die damals nur eine Besatzung von 124 Musketieren hatten, sollte er selbst Sorge tragen. Hohentwiel, das im Hegau, in reizender Landschaft liegt, die geognostisch, geschichtlich und malerisch gleich interessant ist, war seit Herzog Ulrich im württembergischen Besitz. Diese natürliche, auf einem vulkanischen Kegel 629 Meter über dem Meer liegende Festung hatte schon dem Herzog Ulrich als Operationsbasis für seine kriegerischen Versuche zur Wiedereroberung Württembergs gedient und war von ihm und seinen Nachfolgern mit Geschütz gut versehen worden.

Widerhold wußte schon in den ersten Jahren seines Kommandos Hohentwiel durch glückliche Streifzüge gut zu verproviantieren. Vom Jahre 1635 an wurde die Festung von den kaiserlichen Truppen unter Oberst von Vitzthum belagert und eingeschlossen. Herzog Eberhard schrieb Widerhold von Straßburg aus, daß „ihm seine seither bewiesene Treue, Standhaftigkeit und Tapferkeit zu ganz gnädigem Gefallen gereiche, und daß er sein beständiges, sonderbares Vertrauen in ihn setze, diese ihm anvertraute Festung männiglich mannhaft zu verteidigen und zu behaupten.“ Es kann nicht die Absicht dieser Zeilen sein, diese von Widerhold so ruhmvoll mit ebensoviel Tapferkeit und Mut, Entschiedenheit und Treue als Klugheit, militärischem und diplomatischem Geschick geführte Verteidigung Hohentwiels im einzelnen genau zu beschreiben. Wer sich näher dafür interessiert, den verweisen wir auf die heute noch sehr lesenswerte, mit ungemeiner Sorgfalt und Objektivität geschriebne „Geschichte von Hohentwiel,“ eine sehr anziehende, im Auftrage des württembergischen statistisch-topographischen Bureaus von dem verstorbnen Generalmajor Carl von Martens verfaßte Monographie. Das Haus Österreich setzte damals seine ganze Kraft ein, dieses Bollwerk in seine Hände zu bekommen. Widerhold, dem sein Herzog ursprünglich befohlen hatte, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen, und auch auf die beiden ersten, ihm vom Herzog ausgefertigen Befehle, die Festung zu übergeben, in Zukunft nicht zu achten, ehe der dritte Befehl dazu erfolge, blieb auch dann später auf seinem Posten, als Herzog Eberhard in höchster Not ihn ernstlich aufforderte, die Festung abzutreten. Widerhold sah sich damals durch seine Isolierung genötigt, sich mit Herzog Bernhard von Weimar und durch ihn mit Frankreich zu verbinden.

G. Droysen hat in seiner trefflichen Monographie über Bernhard von Weimar, in der er allerdings auf seine Beziehungen zu Widerhold nicht näher eingeht, gezeigt, wie Bernhard von Weimar den Anmaßungen, der Perfidie, Habgier und Herrschbegier der Krone Frankreichs gegenüber immer bemüht war, seine deutsche Selbständigkeit zu wahren, und wie er ausdrücklich nach seiner Verbindung mit Frankreich erklärte, daß das mit französischem Geld gebildete und erhaltene Heer unter seinem selbständigen Befehle sein und bleiben müsse. Als auf eine persönliche vom Kaiser Ferdinand III. am 19. Juli 1639 an Herzog Eberhard geschriebne Aufforderung hin dieser an Widerhold den ausdrücklichen Befehl erteilte, die Festung an den österreichischen Feldmarschall von Geleen zu übergeben, blieb Widerhold unerschütterlich fest und verpflichtete sich nach dem Tode Herzog Bernhards dem in Diensten des französischen Königs Ludwig XIII. stehenden schweizerischen General von Erlach. Am

29. August 1640 erließ Ludwig XIII. einen unmittelbaren Befehl an Widerhold mit der Aufforderung, dem Stellvertreter des Generals von Erlach, dem General von Oysonville Folge zu leisten. Die Überschrift lautet: A Monsieur Widerhold Commandant pour mon service à Hohentwiel. Widerhold suchte auch hier, oft mit Erfolg, seine Selbständigkeit zu wahren. Nach dem Tode Ludwigs XIII. verlangte Ludwig XIV. von Widerhold die Erneuerung seines Eides und die Unterzeichnung einer schriftlichen Verpflichtung gegen ihn, die er ihm durch den General von Erlach zustellen ließ. Widerhold, der sich nicht zu fest binden lassen wollte, machte Schwierigkeiten, worauf ihm König Ludwig am 12. April 1645 selbst einen sehr artigen Brief schrieb, worin er ihn einlud, die Urkunde zu unterzeichnen. Dieser Brief, der geschichtlich interessant ist, lautet also:

Monsieur de Widerhold, ayant ésté informé des difficultés que vous avez faites à passer la promesse et renouvellement du serment que J'avois ordonné au Sr d'Erlach de recevoir de Vous, avec assurance du payement et entretiennement de la garnison de Hohentwiel en continuant de la garder sous mon obeissance avec la mesme fidelité et affection à mon service que Je me suis toujours promise de Vous et n'y ayant rien en la dite promesse qui ne soit conform aux precedentes que Vous avez faites au feu roi mon Seigneur et père de glorieuse mémoire, J'ay bien voulu par l'avis de la Reine regente Madame ma mère Vous temoigner par cette lettre que J'aurais à plaisir et que Je desire que Vous passiez et signiez au plus tot la dite promesse en la forme qu'elle Vous a ésté envoyée par le Sr Erlach sans y apporter aucun changement ni retardemens, Vous assurant que Vous ferez chose qui me sera très agreable et qu'en y satisfaisant Vous recevrez de moy le traitement que Vous est promis, et en autre la reconnoissance que Vos services pourront meriter, aux occasions qui s'offriront pour Votre avantage.

Et la presente n'estant pour autre fin Je prie Dieu qu'il Vous aye, Mr de Widerholt, en Sa sainte Garde

Paris, le 12 Avril 1645 Louis.

Noch zwei Briefe von Ludwig XIV. vom 21. Juni 1645 und 24. Juli 1649 an Widerhold, die ebenfalls sehr wohlwollend und anerkennend sind, sind vorhanden.

„Im Griffe seines Schwertes lag damals in der That Württemberg, auf seiner Felsenburg hatte das Evangelium noch Zuflucht und freie Übung.“ Ganz auf sich selbst und sein lebendiges Gottvertrauen gestützt, ohne andre Hilfsmittel als die, die sich sein erfinderischer Geist selbst schuf, holte er sich seinen Bedarf an Waffen und Mundvorrat vom Feinde, erspähte jede Blöße des Gegners mit Blitzesschnelle, benutzte sie immer mit glücklichem Erfolg und brach alle Burgen rings umher, die ihm gefährlich werden konnten. Während immer stärkere Befestigungswerke die kleine Schar gegen jeden Angriff sicherer deckten und fünf Belagerungen tapfer abgeschlagen wurden, baute er seinem Gott zum Dank auf seiner Feste ein Gotteshaus, holte sich dazu den Prediger mitten durch den Feind, die Orgel aus dem überfallnen und eroberten Städtchen Überlingen und war, so lange ein Prediger fehlte, selbst der Tröster

seiner Kranken und Verwundeten, mit dem Worte Gottes in der Hand. Seine Verwundeten besuchte und tröstete er immer selbst; Fluchen und Schwören Roheit und Grausamkeit duldete er nicht, ebenso keine Ausschweifung und Bedrückung des friedlichen Bürgers.

Wenn der treffliche Varenbüler bei dem Westfälischen Friedensschluß 1648 seinem Herzog alles Verlorne wieder errang, wenn der schwedische Kanzler ihm dabei kräftig zur Seite stand, während Frankreich ihn verließ, so ist es ganz besonders auch Widerholds tapfre und glückliche Behauptung Hohentwiels gewesen, der diese überraschend günstige Wendung der Geschicke Württembergs zu verdanken ist.

Für Hohentwiel selbst hat sich Widerhold auch durch die Errichtung einer großen Windmühle, die Erbauung eines neuen Kirchleins, sowie durch Verbesserung und Erweiterung der Festungswerke Verdienste erworben. Deshalb ist auch heute der ehemalige, zum Aussichtsturm hergerichtete Kirchturm, von dem aus sich der prachtvolle Blick auf die herrlichen Gestade des Bodensees und die majestätisch vor uns aufsteigende Alpenwelt eröffnet, mit seiner Büste geschmückt. Tausende haben sich an dieser durch Scheffels Ekkehard später von neuem anziehend gewordnen Festung auch in ihren heutigen Trümmern erfreut. Als endlich im Jahre 1648 der heiß ersehnte Friede über das Land kam und Widerhold Hohentwiel verließ, da brach für ihn die letzte, nicht mehr durch glänzende kriegerische Erfolge hervorragende, aber um so lieblichere und segensreichere Lebensstation an. Der Herzog schenkte ihm zum Lohn für seine Verdienste das schöne Rittergut zu Neidlingen, Randeck und Ochsenwang. Zugleich ernannte er ihn, da er mit dem 53. Lebensjahre noch in voller Rüstigkeit stand, zum Obervogt von Kirchheim u. Teck, zum Oberinspektor von Nürtingen und zum Kriegsrat. Da galt es für ihn, der furchtbaren Not, dem gräßlichen Elend, das vor allem in Württemberg herrschte, dessen Einwohnerzahl von 400000 auf 50000 herabgesunken war, in seinem Bezirke nach Kräften abzuhelfen. Er kannte genau den Wert der Volksbildung, des niedern und des höhern Schulwesens, der christlichen Gesittung und war bemüht, durch Milde und Strenge zugleich in seinem verwilderten, entvölkerten, verwüsteten Bezirk mit kräftiger Hand Ordnung und Wohlstand wieder herzustellen. Ein strammer, evangelischer Christ — darin dem großen Schwedenkönig Gustav Adolf ähnlich —, ein Mann der That, war er zugleich ein Mann echter *christlicher Humanität*.

Die von ihm selbst am 28. Januar 1667 verfaßte Urkunde über die reiche, von ihm hinterlassene Stiftung bestimmt ausdrücklich, daß vor der Bezahlung der Geldsumme an die betreffenden Studierenden *wissenschaftliche Arbeiten* der Bewerber eingesandt werden müssen. Jedem, dem er irgend eine Arbeit für die Verwaltung der Stiftung zuteilt, setzt er auch dafür eine Belohnung aus. Zur weitern wissenschaftlichen Ausbildung der Geistlichen des Bezirks legte er seine heute noch bestehende Bibliothek an; ein helles Auge, ein warmes Herz, ein starker Wille, eine unermüdliche Thätigkeit kennzeichnete auch seine Wirksamkeit in den Zeiten und Geschäften des Friedens. Als Bekämpfer der Trunksucht und des Bettels, als Beförderer strenger und echter Sonntagsheiligung, als christlicher Charakter voll Demut und praktischen Geschicks hat er die Thätigkeit, die wir heute unter dem Namen „innere Mission" zusammen-

fassen, in seiner scharf und reich ausgeprägten hingebenden Persönlichkeit schon damals ausgeübt. So gelang es ihm durch unablässige Sorgfalt, die Wunden, die der Krieg dem Bezirk geschlagen hatte, nach Kräften zu lindern. Donnerstag, den 13. Juni 1667 verschied er im siebzigsten Jahre seines Lebens in Kirchheim. Herzog Eberhard kam selbst mit seinem ganzen Hofstaat von Stuttgart zur Beerdigung seines treuen Dieners. Eine hohe Gestalt ohne Tadel, voll Glaubensernst, Glaubenstiefe und Glaubenskraft, durch und durch wahr, ein Mann der That, fest wie Stahl und treu wie Gold, so stand sein Bild vor den Augen seiner dankbaren Zeitgenossen, und so stehts auch vor der Nachwelt. Das Gedächtnis an diesen wackern Helden aus dem Hessenlande bleibt mit der Geschichte Württembergs unzertrennlich verknüpft.



Was uns nicht retten kann!

Offne Antwort an Herrn Professor Mommsen



Die „Nation," das Publikationsorgan des Abgeordneten Barth, hat einen mit der Überschrift „Was uns noch retten kann" versehenen Aufsatz des fünfundachtzigjährigen Professors Mommsen veröffentlicht, zugleich ist der Aufsatz in der Sonnabend-Morgennummer der Berliner „Vossischen Zeitung" erschienen, die diese Publikation als ein politisches Ereignis ersten Ranges feiert. Veröffentlichungen, die von Mommsen ausgehn, sind — welcher Art auch immer ihr Inhalt sein möge — der allgemeinsten Beachtung im voraus sicher. Der hochbetagte Gelehrte erfreut sich einer meisterhaften Beherrschung der Sprache, bei aller Formgewandtheit einer großen Sicherheit des Ausdrucks, einer sich dem Lapidarstil nähernden Schreibweise. Als ein Musterlesestück für die höhern Gymnasialklassen könnte ein solcher Aufsatz ohne weiteres gelten, wenn der Inhalt auf derselben Höhe stünde wie die Form. Bei allen Fragen, die die Wissenschaft berühren, darf Mommsen einen hohen Grad von Autorität für sich in Anspruch nehmen, als Politiker streitet er mit Virchow um den Preis der Kurzsichtigkeit. Dem Historiker Mommsen ist die bewundernde Anerkennung für bestimmte Gebiete seines Forschens ohne jede Einschränkung zu teil geworden, aber sobald er seinen Lehrstuhl — zum Glück nur in seltenen Fällen — dem Tagespolitiker abtritt, ruft er statt der Bewunderung Kopfschütteln hervor. Diesem Schicksal verfällt auch der in Rede stehende Aufsatz, dem Mommsen die Überschrift der Twestenschen Broschüre aus dem Jahre 1861 gegeben hat, in der dieser den damaligen Chef des Militärkabinetts, General von Manteuffel, den spätern Feldmarschall und Statthalter der Reichslande als „den unheilvollen Mann in unheilvoller Stellung" bezeichnet hatte. Dies trug ihm eine Duellforderung Manteuffels, eine schwere Armwunde und ein Mandat für das Abgeordnetenhaus ein. Nach Königgrätz ist dieser Vorkämpfer der Fortschrittspartei dann aus ihr ausgeschieden und einer der Hauptbegründer der nationalliberalen Partei in Preußen geworden. Hätte Mommsen diesen Verlauf der Dinge be-

dacht — vielleicht hätte er für seinen Aufsatz doch einen andern Titel gewählt. Mommsen hat einen politischen Weg gemacht, der dem seines holsteinischen Landsmannes Twesten entgegengesetzt war. Schon als Professor in Leipzig wurde er in die Bewegung von 1848/49 verwickelt, 1873 trat er als nationalliberales Mitglied in das preußische Abgeordnetenhaus und gesellte sich dann später der Liberalen Vereinigung zu. Seit 1882 gehört er dem Parlament nicht mehr an, aber seine politische Auffassung ist noch mehr nach links gegangen, sie reicht — wenigstens in seinem neusten Aufsatze — nahe an die Sozialdemokratie heran. Schade, daß der Fünfundachtzigjährige kein Mandat mehr annehmen kann. Er würde seinen Platz ja sicherlich auf der äußersten Linken wählen und da, in der unmittelbaren Nachbarschaft der Sozialdemokraten, wahrscheinlich sehr schnell und sehr gründlich von der idealen Beurteilung geheilt werden, die er ihnen jetzt zu teil werden läßt.

Wenn ein Historiker von der Bedeutung Mommsens den Satz niederschreibt: „Der Umsturz der Reichsverfassung entwickelt sich rasch," so fordert er damit unvermeidlich das Urteil aller politisch denkenden Deutschen heraus. Was ist denn eigentlich geschehn? Infolge der Nachlässigkeit in der parlamentarischen Pflichterfüllung, die sich leider ein nicht geringer Bruchteil der Reichstagsabgeordneten hatte zu schulden kommen lassen, war es einer Minderheit von 58 Sozialdemokraten gelungen, die parlamentarische Herrschaft derart an sich zu reißen, daß es thatsächlich von ihr abhing, wie sich die Geschicke Deutschlands vollenden sollten. Gegen diese Diktatur hat sich die öffentliche Meinung und schließlich auch die Mehrheit des Reichstags aufgebäumt, die dem Reiche die Möglichkeit des Abschlusses von Handelsverträgen gesichert wissen, die Zolltariffrage nicht zum Gegenstand eines der Entfesselung aller politischen Leidenschaften dienenden Wahlkampfes werden lassen und die zur Förderung der Geschäfte des Reichstags errichtete Geschäftsordnung nicht länger als Werkzeug der Verhinderung mißbrauchen lassen wollte. Der Reichstag hat in seiner Mehrheit innerhalb seiner verfassungsmäßigen Zuständigkeit gehandelt. Ein so vorgeschrittner Liberaler wie Mommsen wird doch vor allen Dingen nicht an dem Mehrheitsprinzip rühren wollen. Das Mehrheitsprinzip ist doch gewiß ein demokratisches Prinzip. Nachdem aber seine verfassungsmäßige Herrschaft einmal anerkannt ist, darf sie doch nicht deshalb als verwerflich gelten, weil eine bis weit in die Mittelparteien hineinreichende Allianz endlich, fast zu spät, davon Gebrauch macht! Mommsen nennt das einen „Umsturz der Reichsverfassung." Man sollte meinen, daß der greise Gelehrte seine politische Tagesnahrung nur aus dem „Vorwärts" beziehe, denn außer den Sozialdemokraten ist noch kein Mensch auf eine solche Idee oder gar auf einen solchen Ausspruch gekommen. Die Reichsverfassung ist durch keinen Eid geschützt, weder des Kaisers noch der Volksvertretung. Aber dennoch dürfte es nur wenige Verfassungen geben, die durch so viele Kautelen gegen den Umsturz von oben — denn einen solchen scheint Mommsen doch im Sinne zu haben — gehütet sind wie die Verfassung des Deutschen Reichs. Auf die praktischen Bedürfnisse ebenso wie auf das politisch Erreichbare meisterhaft zugeschnitten, hat sie sich in einem für Norddeutschland fünfunddreißigjährigen, für Gesamtdeutschland zweiunddreißigjährigen Bestehn als ein Einigungsband erwiesen, das weder durch die Tragik des Dreikaiserjahres noch durch die mächtige Bewegung der Geister

nach der Entlassung Bismarcks irgendwie tiefer berührt worden ist. Ungeachtet der schweren Verwundung des Reichsoberhaupts im Jahre 1878 war das Deutsche Reich damals imstande, die Völker Europas zu einem Kongreß in seine Hauptstadt zu entbieten, wie er an Umfang und Tragweite noch nicht dagewesen war, und mit ihnen Festsetzungen zu verabreden, die sich seitdem ein Vierteljahrhundert als feste Grundlage für den Frieden Europas bewährt haben. Den Umsturz, sogar den gewaltsamen, dieser Reichsverfassung sowie aller Landesverfassungen hat die Sozialdemokratie seit einem Menschenalter als ihr Ziel und ihre Aufgabe proklamiert, aber so lange die Mittel dieser Verfassung zu ihrem Schutze ausreichen, werden weder die Regierungen noch die auf Erhaltung der staatlichen Ordnung bedachten Parteien ihrerseits einen Umsturz, nicht einmal auf geordnetem legislativem Wege, in Aussicht nehmen. Nach Mommsens Auffassung dagegen stehn wir „am Beginn eines Staatsstreichs, durch den der deutsche Kaiser und die deutsche Volksvertretung dem Absolutismus eines Interessenbundes des Junkertums und der Kaplanokratie unterworfen werden sollen.“ Als Phrase liest sich das ausgezeichnet, der Inhalt ist jedes Verständnisses bar. Im Deutschen Reiche giebt es kein Gesetz, dem nicht die deutschen Bundesregierungen zustimmen. Nun ist aber kaum jemals eine Vorlage regierungsseitig so gründlich vorbereitet und nachher so endlos diskutiert worden, wie die des jetzigen Zolltarifs, irgend einen neuen Gedanken zu diesem Gegenstande vorzubringen, ist kaum möglich. Die Nation, soweit sie nicht in Parteiinteressen verrannt ist, verlangte nach dem Schluß. Diese Mehrheit, die „den deutschen Kaiser ihrem Absolutismus unterwerfen will“, ist genau dieselbe, mit der Bismarck seine Zollreform von 1879 gemacht hat, und die sich dann als Wirtschaftliche Vereinigung noch bis zu den Septennatskämpfen erhalten hat. Aber ja, es giebt einen Staatsstreichgedanken! Wo der eigentlich liegt, das verrät Mommsen höchst naiv einige Zeilen später. Nachdem er den Zusammenschluß „aller nicht in diese Verschwörung verwickelten Parteien“ „unter Einschluß der Sozialdemokraten“ gefordert und sodann erklärt hat, es gebe im politischen Leben weder Ordnungs- noch Umsturzparteien, jede Partei sei eine Umsturzpartei, schreibt er wörtlich: „Was sind die Ziele bei uns Liberalen . . .? Die Liberalen möchten das Reichsoberhaupt in den ersten Beamten des Staates verwandeln nach dem Muster Englands (?) und Nordamerikas. Für unsre Nation mit ihrem tiefen, anscheinend (!) unzerstörbaren dynastischen Gefühl ist das der Umsturz.“ Der antimonarchische Charakter der „an der Verschwörung gegen den deutschen Kaiser“ nicht beteiligten Parteien wird damit von Mommsen ebenso naiv proklamiert, wie die Thatsache anerkannt wird, daß diese Parteien im Gegensatz zu dem „anscheinend unzerstörbaren dynastischen Gefühl unsrer Nation“ stehn. Mommsen spricht zwar nur vom Kaiser, aber man darf als selbstverständlich annehmen, daß er hinsichtlich der andern deutschen Fürsten dieselbe Ansicht hegt. Und nun vergegenwärtige man sich dem gegenüber den Lärm, der in der linksliberalen Presse entstehn würde, wenn der Kaiser oder einer der Bundesfürsten Herrn Mommsen öffentlich als im Gegensatz zu dem dynastischen Gefühl der Nation stehend und den Umsturz des monarchischen Prinzips predigend bezeichnen wollte!

Sodann erhebt sich Mommsen zu dem Gemeinplatz: „Alles Staatsregiment besteht in der Ausgleichung gegensätzlicher Interessen, in der Herbeiführung

von Zuständen, wo die rivalisierenden Richtungen sich in leidlicher Weise ineinander schicken, während keine voll ihren Willen durchsetzt und also das Gemeinwesen balanziert.“ Denselben Gedanken hat nun freilich — Herr Mommsen möge uns das nicht übel nehmen — ein gewisser Bismarck mündlich und schriftlich viel besser zum Ausdruck gebracht, und Mommsen wird sich am Ende für ein Mitglied wider Willen der Staatsstreichverschwörung halten, wenn er erfährt, daß der jetzige Reichskanzler, Graf Bülow, von der Zolltarifvorlage wiederholt erklärt hat, sie sei das Ergebnis des Ausgleichs der einander gegenüberstehenden wirtschaftlichen Interessen und bewege sich auf der mittlern Linie zwischen ihnen. Das ist doch nichts andres als die Mommsensche „Balanzierung des Gemeinwesens,“ von Bismarck „die Diagonale der im Staate lebendigen Kräfte“ genannt.

Herrn Mommsen scheinen freilich schon während des Schreibens allerlei Bedenken hinsichtlich des Zusammengehns mit der Sozialdemokratie zu kommen, er fühlt, daß das Jahrhundert „diesem Ideal nicht reif ist.“ Deshalb meint er, daß sich alles politische Zusammengehn nicht auf die letzten Ziele beziehe, sondern auf die nächsten. Aber wenn nun diese „nächsten“ Ziele erreicht sind, was dann? Dann kommen die folgenden und dann die weiter folgenden — bis auch die letzten erreicht sein werden, und Herr Mommsen, falls er es erlebt, mit Staunen sehen wird, was er angerichtet hat. Doch hören wir weiter:

„Das natürliche und jetzt mehr als je gebotne Zusammengehn zwischen dem ehrlichen (!) Freisinn und den durch die Habsucht der Interessenkliquen gedrückten und zum Teil erdrückten (!) grollenden Arbeitermassen muß in die That umgesetzt werden. Es darf nicht mehr geschehn, daß der Freisinnige dem unverschämten oder verschämten Reaktionär seine Stimme lieber giebt als dem Sozialdemokraten.“

Hat Herr Mommsen nie davon gehört, daß die Zentrumswähler in Baden und am Rhein bis in die jüngste Zeit lieber jedesmal für einen Sozialdemokraten als für einen Nationalliberalen gestimmt haben? Daß Herr Bebel in der vorigen Legislaturperiode das Straßburger Mandat nur durch die Stimmen der dortigen Katholiken gegen einen national gesinnten Landsmann erhalten hat? Weiß Herr Mommsen nicht, daß die Sozialdemokraten es ehedem an Gegenleistungen beim Zentrum niemals haben fehlen lassen? Und wie denkt er nun über das „zu innerer Einigung führende Zusammengehn gegen den gemeinschaftlichen Feind“?

Nach Mommsens Ansicht ist die Sozialdemokratie „die einzige große Partei, die Anspruch hat auf politische Achtung.“ Freilich kann auch er dieser so „geachteten“ Partei den Vorwurf nicht ersparen, daß sie au der „fast verzweifelten Lage der Staatsverhältnisse einen guten Teil der Schuld trage,“ indem sie das Gute nicht anerkenne, das die Regierung sowie ein Teil „der Anhänger der kapitalistischen Wirtschaft“ in ehrlicher Weise und im Wege der Gleichberechtigung für den Arbeiter anstrebe und thue; er erinnert an Krupp und nennt es eine „unbegreifliche Gemütsroheit,“ „daß die Massen für solches Wollen und zum Teil auch Vollbringen gar keine Empfindung zu haben scheinen.“ Aber, bester Herr Mommsen, darin folgen die Massen ja lediglich ihren Führern im Parlament und in der Presse, die von Ihnen in

einem Atem als die Bundesgenossen und Kampfgenossen gegen die Staatsstreichverschwörung gepriesen worden sind!

Oder sollte das Exempel doch nicht stimmen? Sollte Mommsens Gutmütigkeit und politische Unschuld nur von Herrn Dr. Barth zu einer Abonnementsreklame für die „Nation" gemißbraucht worden sein, wobei zugleich noch für die „Vossische Zeitung" ein Bürstenabzug als Primeur abfiel? Und soll der von Bebel als Verräter beschimpfte Eugen Richter auch zu dieser Waffenbrüderschaft gehören?

Die Ehrfurcht vor dem Gelehrten Mommsen verbietet die allzuscharfe Kritik, die hier am Platze wäre. Aber sein Rezept würde Deutschland nicht retten, sondern dem Untergange weihen, die Verfassung nicht vor dem Staatsstreiche sichern, sondern der Notwendigkeit einer Änderung ausliefern. Mommsen selbst hat die Grenzlinie bezeichnet, die im politischen Meinungskampfe die Geister scheidet. Diese Grenzlinie zieht „das anscheinend unzerstörbare dynastische Gefühl des deutschen Volkes." Was uns noch retten kann, liegt diesseits dieser Grenzlinie, jenseits liegt, was uns nicht retten kann. Wir zweifeln nicht, daß auch Mommsen es vorziehn wird, seinen Platz diesseits zu nehmen.



Erinnerungen aus dem polnischen Insurrektionskriege
in der preußischen Provinz Posen im Jahre 1848

Von Fedor von Köppen



Das Jahr der politischen Aufregung in Deutschland 1848 hatte auch in der ehemals polnischen Bevölkerung der preußischen Provinz Posen Hoffnungen auf Wiederherstellung ihrer alten polnischen Wirtschaft und Libertät oder — sagen wir besser — ihrer polnischen Anarchie erweckt. Die nach dem Straßenkampf in Berlin aus dem Zellengefängnis in Moabit soeben entlassenen und amnestierten Polen, darunter Ludwig von Mieroslawski und Dr. Libelt, gründeten nun in der Stadt Posen ein sogenanntes „polnisches Nationalkomitee," das die Reorganisation der Provinz Posen leiten, d. h. ihre Losreißung von dem preußischen Staat planmäßig betreiben sollte. Als die Regierung endlich gegen dieses Treiben einschritt, hatte die revolutionäre Bewegung in Posen schon solche Fortschritte gemacht, daß ihre Niederwerfung durch die Truppen ernste Kämpfe erforderte. Es handelte sich nicht um eine Erhebung und Unterdrückung der polnischen Nation, nicht um eine Wiedererweckung des polnischen Reichs, wie man die Deutschen glauben machen wollte, es war nur das Todesröcheln, bei dem sich die hinsterbende Nation in Posen noch einmal zum Leben aufzurichten suchte. Da ich an diesen Kämpfen teilnahm und dabei meine Feuertaufe erhielt, so sei es mir erlaubt, hier einiges davon aus meiner Erinnerung zu erzählen.

Gleich nach meiner Entlassung aus dem Kadettenkorps war ich als Offizier einem der Regimenter zugeteilt worden (dem 7. Infanterieregiment), die in der Stadt und Festung Posen versammelt wurden. Die Stimmung unter der polnischen Bevölkerung der Stadt war sehr aufgeregt. Die Polen zogen mit der polnischen Fahne durch die Straßen und riefen die polnische Republik aus; sie rissen die preußischen Adlerschilde herunter oder verdeckten sie durch die darüber gehängte polnische Adlerfahne. Ich that in dem Landschaftsgebäude zu Posen meine erste

Offizierwache, da drang am Abend die Wilhelmsstraße herauf ein wüster Lärm. Aus dem tobenden Geheul von tausend Stimmen glaubte ich deutlich nur den immer wiederkehrenden Ruf: „Will sie heraus! Will sie heraus!“ zu unterscheiden. In der dadurch erweckten Meinung, daß es sich darum handle, einem von den tobenden Volkshaufen bedrohten weiblichen Wesen Schutz und Beistand zu leisten, sandte ich sofort eine Patrouille von meiner Wache nach der Gegend, woher der Lärm kam. Als diese lange wegblieb, übergab ich die Wache einem Unteroffizier und begab mich selbst nach einem Hotel nahe an dem Wilhelmsplatze, wo sich das lärmende und tobende Volk drängte, aber alle meine Bemühungen, näheres über die Ursache des Lärmens zu erfahren, blieben fruchtlos, weil die Leute hier alle polnisch sprachen, was ich nicht verstand. Einer der mir zunächst stehenden, an den ich mich wandte, sah mich erst eine Weile stumm und verwundert an, dann brüllte er mir überlaut in das Ohr: „Will se raus!“

Endlich gab mir ein deutsch sprechender Kellner aus dem nahen Hotel den gewünschten Aufschluß. „Der General von Willisen ist als Kommissar von der Regierung aus Berlin eingetroffen, um hier Frieden zu stiften, sagte er, und weil sie den nicht mögen, so wollen sie ihn mit einer Katzenmusik weggraulen, deshalb schreien sie: Willisen heraus!“ Ich gab der mitgenommnen Patrouille einen Wink, einen der Hauptschreier von „Will se raus“ neben mir zu arretieren. Dann begab ich mich mit meinem Gefangnen nach der Wache zurück und schickte über das Vorgefallne eine Meldung an die Kommandantur.

Während noch die Kommissare der Regierung damit beschäftigt waren, auf der Landkarte eine imaginäre Demarkationslinie zwischen dem deutschen und dem polnischen Element in der Provinz Posen zu ziehen, hatte das polnische Nationalkomitee vier kleine Orte, Wreschen (neuerdings viel genannt durch den Aufstand der polnischen Schulkinder), Schroda, Miloslow und Xions zu Brennpunkten eines allgemeinen Aufstandes in der Provinz Posen bestimmt und unter der Leitung herbeigerufner französischer Ingenieure nach allen Regeln der Kunst mit Barrikaden, Schanzen, Verhauen usw. zur Verteidigung einrichten lassen. Hier sammelte sich das durch allerlei Versprechungen verlockte Landvolk. Die meisten waren mit der alten polnischen Nationalwaffe, der gerade aufgerichteten Sense, bewaffnet, andre mit Schußwaffen. Unter jungen Edelleuten wurden die Insurgenten einexerziert, von Geistlichen in der Kirche für die Befreiung Polens geweiht und für kugelfest erklärt.

Nach langem Zögern entschloß sich die preußische Regierung, die Insurrektion an ihren Hauptherden zu unterdrücken. Der Truppenkolonne, die zu diesem Zwecke gegen Xions gesandt wurde, war unser Bataillon zugeteilt.

Am 29. April morgens elf Uhr stand unser kleines Korps unter Oberst von Brandt gefechtsbereit an dem Wege von Schrimm, eine kleine Stunde von Xions. Unser abgesandter Parlamentär wurde mit Hohngelächter und Schüssen abgewiesen. Da begann der Angriff. Während einige Geschütze auf einer Anhöhe nördlich von der Stadt abprotzten und Granaten in die Stadt warfen, drangen die Kompagnien der Avantgarde unter Tirailleurgefecht in die Gärten und Höfe der Vorstadt ein. Unser Bataillon wurde vorgezogen und einige Schritte von dem stark verbarrikadierten Haupteingang (an der Schrimmer Straße) in einer Terrainmulde aufgestellt. Das an Heftigkeit zunehmende Kleingewehrfeuer ließ auf den hartnäckigsten Widerstand schließen, auf den unsre Avantgarde bei ihrem Vordringen durch die Höfe und Scheunen der östlichen Vorstadt gestoßen war. Die Aufgabe, die unserm Bataillon zufiel, war nicht leicht. Die Barrikade, die wir zu nehmen hatten, bestand aus einem Erdwall von zwei Metern Höhe, in ihrem Kern aus Mauerwerk und Feldsteinen mit darüber gelegten Baumstämmen, in die Schießscharten eingeschnitten waren. Die Besatzung der Barrikade — Büchsenschützen und Kossenierr (Sensenmänner) — hielt unerschüttert aus, obgleich sie keinen andern Rückzug hatte als in die Flammen, die in den mit Stroh und Schindeln gedeckten Scheuern der Vorstädte durch hineingefallne Granaten ausgebrochen waren und sich schnell von Dach zu Dach bis auf den Marktplatz verbreiteten.

Die vorderste der beiden gegen die Barrikade vorgesandten Kompagnien wurde

von dieser her und aus den Häusern zu beiden Seiten der Straße mit einem heftigen Feuer empfangen und löste sich nach und nach größtenteils im Straßen- und Häusergefecht auf. Die folgende geschlossene Kompagnie, bei der ich stand, nahm bei dem Einbiegen in die Hauptstraße, etwa hundert Schritt vor der Barrikade, das Gewehr zur Attacke rechts und ging im Sturmschritt unter dem Rufe: „Es lebe der Prinz von Preußen, hurra!" *) auf die Barrikade los. Die Kossseniere streckten uns, zum äußersten Widerstande entschlossen, ihre langen Sensen mit den kurzen scharfen Widerhaken zum Einhaken und Fortziehen der lebenden Leute über die Barrikade entgegen, während die Flammen schon zu ihren Häuptern emporloderten, aber schon blitzten auch die Bajonette und Gewehrläufe der uns vorangegangnen Kompagnie aus den Fenstern und Dachluken der seitwärts liegenden Häuser und machten eine längere Verteidigung der Barrikade unmöglich. Die Übersteigung des steilen Walles unter dem fortdauernden heftigen Feuer der Polen bot dennoch manche Schwierigkeiten und Gefahren. Sie wurde hauptsächlich an einer schmalen Stelle ausgeführt, die vorher als Durchlaß gedient hatte und erst im letzten Augenblick durch Karren, Balken und Gerümpel aller Art geschlossen worden war.

Dem von dem 7. Regiment mit der Erstürmung der Hauptbarrikade gegebnen Impulse folgten auch die andern an den Eingängen der Stadt kämpfenden Truppen. Von allen Seiten drangen jetzt die stürmenden Kompagnien in der innern Stadt bis auf den Marktplatz vor. Hier bot sich ihnen ein grausiges Bild. Auf dem Marktplatze knieten die von allen Seiten eingeschlossenen Polen zu mehreren Hunderten, die Sensen und Flinten vor sich niedergelegt zum Zeichen ihrer Unterwerfung, und reckten gnadeflehend ihre Hände zum Himmel empor, die meisten in ihren langen Kitteln, die Haare wild über die Stirn herab hängend, in Antlitz und Kleidern noch Spuren des mitgemachten Kampfes; andre in Schnurröcken, die Konföderiertenmütze in den Händen zusammenpressend, die Blicke trotzig auf den Boden geheftet.

Schon war es für Freund und Feind Zeit, die Stadt zu verlassen, die sich allmählich in ein wogendes Feuermeer verwandelte. Auf einem Platz angesichts der brennenden Stadt wurden die Gefangnen gesammelt. Besondres Aufsehen erregte ein mitgefangner Priester, der in seiner Amtskleidung mit Wort und That an dem Straßenkampf teilgenommen hatte. Unser Bataillonskommandeur, Major v. G., wußte schon vorher von der Anwesenheit dieses Mannes auf oder hinter den Barrikaden von Xions und hatte vor unserm Ausmarsch zum Gefecht einen Champagnerthaler — so nannte er die Doppelmünze — als Belohnung für den ausgesetzt, der ihm diesen Priester als Gefangnen bringen würde. Als dieser nach der Beendung des Gefechts dem noch zu Pferde sitzenden, grimmig dreinschauenden Major wirklich vorgeführt wurde in seinem theatralischen Aufzug, den Schleppsäbel am breiten Gurte über dem Ornate tragend und das Kreuz mit dem Rosenkranz in der Hand, konnte v. G. sich nicht enthalten, ihm, dem „reißenden Wolf in der Priesterkutte," eine auf seine Art mit Kraftausdrücken gespickte Strafpredigt zu halten, die dieser mit gesenktem und entblößtem Haupt über sich ergehn lassen mußte. Den Säbel ließ v. G. ihm abnehmen und legte ihn selbst an, um „die Waffe, die jener in Unehren geführt, wieder zu Ehren zu bringen." Als dann die Gefangnen aufbrechen sollten, um nach Posen transportiert zu werden, wandte sich der gedemütigte Priester an den Major mit der Bitte, daß man ihm die Vergünstigung gewähren möge, fahren zu dürfen, was aber v. G. mit einer Variante des bekannten Sprichworts: „Mitgefangen — mitgegangen!" kurzweg abschlug. Dann, sagte der geistliche Herr, sehe er sich zu einem Geständnis genötigt, und er fügte mit gedämpfter Stimme nur für den Major eine Mitteilung hinzu, die auf diesen den Eindruck des Unerwarteten zu machen schien; denn er fuhr plötzlich mit verändertem Ton heraus: „I das wäre! Wenn das wahr ist, dann sind Sie ja trotz alledem in Ihrer Art ein Ehrenmann, mein Herr!" — Er ließ einen Arzt

*) Der Prinz von Preußen, unser nachmaliger deutscher Kaiser Wilhelm I., war der allverehrte Chef des hier in Rede stehenden Infanterieregiments Nr. 7.

rufen, und nachdem dieser festgestellt hatte, daß der kriegsgefangne geistliche Herr, der — wie ich und die Mehrzahl meiner Kameraden — heute zum erstenmal im Feuer gewesen war, eine nicht unbedeutende Verwundung erhalten und die Kugel noch in der Wade sitzen habe, fuhr v. G. fort: „Das ändert die Sache, mein Mann Gottes, Sie sollen nicht gehn, Sie sollen aber auch nicht fahren. Sie sind verwundet, Sie haben Ihre Feuerprobe — wenn auch auf der falschen Seite — doch gut bestanden, Sie sind in Ihrer Art ein Ehrenmann. Sie sollen Ihre volle Freiheit wieder erhalten, ich werde es verantworten. Kehren Sie heim! Predigen Sie Ihren Landsleuten den Frieden und sagen Sie ihnen, daß ich, der Major v. G., meine Gefangnen nobel behandle, wenn sie in ihrer Art Ehrenmänner sind."

Noch harrte unser eine ernste Arbeit. Noch lagen unsre Toten an den Straßenecken und Barrikadentrümmern, wo sie gekämpft hatten. Es galt, ihnen ein Ehrengrab zu schaffen. Major v. G. ließ in der folgenden Nacht in der Nähe unsers Biwakplatzes zwei große Gräber graben, wo unsre Toten noch vor Tagesgrauen mit militärischen Ehren bestattet wurden. Die Stelle wurde durch ein einfaches hölzernes Kreuz bezeichnet. Jetzt mag sie kaum noch kenntlich sein:

Der Wandrer zieht vorüber,
Sieht nicht auf sie herab,
Der Pflüger pflügt hinüber,
Fragt nicht nach ihrem Grab.

Bei einem der Leichenhaufen, nahe an dem Schrimmer Ausgang, lag ein Mann von vornehm schönem Antlitz, leichenblaß, bei dem es zweifelhaft schien, ob er schon tot, oder ob noch ein Funke Leben in ihm war; durch den geöffneten Rock sah man auf der Brust eine dreieckige, blutige Wunde, die augenscheinlich von einem preußischen Bajonette herrührte. Der Verwundete schlug die Augen matt zu den umstehenden Soldaten auf und gab mit einer schwachen Gebärde, die anfänglich nicht verstanden wurde, sein Verlangen nach einem kühlen Trunk zu erkennen. Ein Kamerad brachte eine Scherbe mit Wasser herbei, er hielt sie lange an die bleichen Lippen, diese zuckten noch einmal, aber der Verwundete hatte nicht mehr soviel Lebenskraft, den Labetrunk zu sich zu nehmen. Einige der umstehenden Offiziere kannten den Sterbenden: „Das war Dombrowski," sagte eine Stimme. Der Sprößling eines edeln polnischen Geschlechts war hier als Chef der polnischen Insurgentenbanden im Straßenkampf gefallen. Mir und meinen Kameraden schien es, als käme von seinen Lippen der alte Schmerzensruf Kosciuszkos Finis Poloniae! Die Worte hatten aber jetzt noch einen andern Sinn, als einst in dem Munde Kosciuszkos. Sie bedeuteten: Das Ende Polens ist beschlossen; Polen ist durch keinen Krieg und keinen Aufstand, durch keinen Reichstag und keine Verhandlung wieder herzustellen, aber ihr Erben der ehemaligen polnischen Nation, wollt ihr die Keime eurer künftigen Bedeutung und Wohlfahrt retten, so schließt euch ernst und aufrichtig an die überlegne Macht, der ihr angehört, und lernt von ihr, wie Religion und Gesittung, Arbeit und Pflichterfüllung, Gesetz und Freiheit den Frieden und den Fortschritt der Menschheit zu gemeinsamen großen Zielen fördern!

Von der Walstatt bei Xions brach unser Korps gegen Neustadt an der Warthe auf, wo ein Zusammentreffen mit andern Insurgentenhaufen zu erwarten war. Wie wir jedoch unterwegs erfuhren, waren diese sämtlich nach Miloslaw gezogen, einem Ort, der an diesem Tage (30. April) von einer andern Kolonne, bei der unser zweites Bataillon stand, angegriffen wurde. Nur ein Detachement unsers Korps wurde bei Neustadt über den Fluß gesetzt und gegen Miloslaw vorgeschoben. Den Verlauf des Gefechts bei Miloslaw setzen wir als bekannt voraus. Mangel an einheitlicher Führung und Unterschätzung des Gegners machten den preußischen Angriff auf den verschanzten Ort scheitern. Bei der Deckung des Rückzugs zeichnete sich unser zweites Bataillon aus, hatte aber leider auch schwere Verluste zu beklagen, darunter zwei allgemein geachtete und beliebte Kameraden, die Leutnants von Uthmann und von Gayette. Uthmann, dessen Name durch seine Zeichnungen (Bilder aus dem Leutnantsleben) in militärischen Kreisen auch weiter bekannt geworden war, war in der Stadt gefallen und zurückgelassen worden, doch wurde die Stelle,

wo er gefallen war, von verschiednen Zeugen verschieden angegeben. Möglich, daß er schon verwundet gewesen war, als er die tödliche Wunde empfing, und daß von einigen schon der Platz seiner ersten Verwundung irrigerweise als die Stelle bezeichnet wurde, wo er gefallen wäre. Diese Unsicherheit der Angaben erregte bei der in Schweidnitz lebenden Mutter Zweifel, ob ihr Sohn wirklich gefallen oder ob er vielleicht doch noch am Leben sei, vielleicht irgendwo verborgen und gefangen gehalten werde, eine Vermutung, in der sie durch die Aussagen einer sogenannten Somnambule, die damals in Leipzig viel von sich reden machte, bestärkt wurde. Diese sagte ihr, als Frau von Uthmann selbst zu ihrer Befragung nach Leipzig kam: „Dein Sohn lebt noch, aber sein Leben steht in großer Gefahr, er wird in dem letzten Quartier, das er am Tage vor jener Schlacht inne gehabt hat, von polnischen Kossenieren versteckt und gefangen gehalten. Schnelle Hilfe thut not." — Die unglückliche, getäuschte Mutter kam nun selbst nach Posen, aber das letzte Quartier ihres Sohnes war schwer zu finden — es war auf der Feldwache unter freiem Himmel gewesen. Sie bereiste nun alle Orte im Posenschen, wo ihr Sohn während des Krieges Quartier gehabt hatte, alles ohne Erfolg; sie kam nach Miloslaw, sie ließ durch Vermittlung der Militärbehörden noch am Abend ihrer Ankunft die große Grube auf dem Kirchhof öffnen, in die nach dem Gefecht die Gefallnen versenkt worden waren, sie ließ die Toten jenes Tages mit den zum Teil schon in Verwesung übergegangnen Zügen noch einmal emporholen, sie leuchtete jedem einzelnen mit der flackernden Laterne in das starre Antlitz — er war nicht darunter. Die unglückliche Mutter reiste ohne jede Nachricht von ihrem Sohn wieder in die Heimat, sie überließ sich der schmerzlichen Täuschung, daß ihr Sohn noch lebe, auch noch fernerhin, nachdem die strenge amtliche Untersuchung das Gegenteil festgestellt hatte, bis zu dem Wiedersehen in einer andern Welt. — Leutnant v. Gayette war, durch mehrere Kugeln und Sensenhiebe schwer verwundet, bewußtlos und für tot in der Stadt zurückgelassen worden und wurde ebenfalls einige Zeit ganz vermißt. Als wir einige Tage darauf durch die Gegend von Miloslaw marschierten, wurde ein Offizier des Regiments in meiner Begleitung nach Miloslaw abgeschickt, Erkundigungen über Gayette einzuziehn. Wir fanden ihn endlich in guter Privatpflege. Zwei anmutige junge Polinnen in weißen Kleidern (der polnischen Nationaltrauertracht) saßen als seine treuen Pflegerinnen an seinem Lager und weigerten sich entschieden, den Kranken aus ihrer Pflege zu lassen, wofür dieser ihnen sehr dankbar zu sein schien. Im folgenden Jahre erlag er zu Meran, wo er Genesung gesucht hatte, seinen Wunden.

Der Erfolg von Miloslaw gab der Insurrektion neuen Aufschwung; aber auch auf der andern Seite wurde jetzt mehr Ernst gezeigt. Die beiden Kolonnen, die bei Xions und Miloslaw gefochten hatten, wurden zu einem Korps vereinigt, und die Operationen unter Leitung des Generals von Wedell wurden mit Nachdruck wieder aufgenommen. Mieroslawski, dessen Insurgentenkorps auf nahe an zehntausend Mann gewachsen war, war klug genug, einem abermaligen ernsthaften Zusammenstoß mit den Truppen auszuweichen, und wandte sich den ganz polnischen Grenzdistrikten im nordöstlichen Teile der Provinz zu, wohl in der Hoffnung, den Aufstand von hier aus nach Russisch-Polen hinüberzuspielen und durch Zuzug von dort unterstützt zu werden. Bittere Täuschung! Auch die russische Regierung hatte ihre Vorkehrungen getroffen. Die Grenze war durch einen Kosakenkordon abgesperrt worden, und in den russischen Grenzstädten Kalisch, Peisern usw. standen russische Truppen bereit, die etwa übertretenden Insurgentenhaufen sogleich in Empfang zu nehmen.

Für uns galt es unterdessen, den Spruch Turennes zu bewähren, daß die Taktik in den Beinen liege. Nach einigen Kreuz- und Querzügen über Gnesen, Trzemeßno, Mogilno, Witkowo hatten wir die Insurgenten endlich derart von allen Seiten umstellt und gegen die russische Grenze gedrängt, daß ihnen keine Wahl mehr blieb, als einen verzweifelten Kampf zu wagen oder die Waffen zu strecken. Ihre Anführer wählten das letzte, aber schon hatte ihr Wort keine Geltung mehr. Noch ehe die mit ihnen abgeschlossene Kapitulation zur Ausführung kam, löste sich die Mieroslawskische Armee von selbst auf. Die Leute schossen auf ihre eignen

Führer und liefen davon, oder sie warfen sich in die Wälder und trieben dort noch als Räuberbanden eine Zeit lang ihr Unwesen.

Schon auf dem Marsche unsers Bataillons nach dem Rendezvousplatz, wo der geschlossenen Kapitulation gemäß die gesamte polnische Insurgentenarmee angesichts der preußischen Truppen die Waffen strecken sollte, fiel eine solche Bande von etwa zehn bis zwölf Strolchen in unsre Hände, die in ihrer tierischen Verwilderung einen entsetzlichen Eindruck machte. Unser Major v. G. drohte, an ihnen ein furchtbares Beispiel aufzustellen. Er ließ die Strolche auf einem Ackerstück an der Landstraße niederkauern und kündigte ihnen an, daß sie durch ihren wiederholten Treubruch die Todesstrafe verwirkt hätten, die auch sogleich an ihnen vollstreckt werden sollte. Vorher ließ er ihre Personalien aufnehmen. Dabei ergab sich, daß einer der Gefangnen Schuhmacher von Gewerbe war. Als der Major dies erfuhr, beschloß er, mit diesem eine Ausnahme zu machen, da „das ehrbare Schuhmachergewerbe ohnehin selten" werde. Die Vollstreckung des Todesurteils an ihm sollte vorläufig sistiert werden; dafür sollte er sogleich ein Probestück seiner Geschicklichkeit ablegen und ein Paar wasserdichte Stiefel für ihn anfertigen. Er ließ sich auf der Stelle Maß dazu nehmen, ließ Material und Handwerkszeug durch einen Capitaine d'armes herbeibringen und hieß den Gefangnen sich in den Straßengraben niedersetzen und unter Bewachung eines Postens mit gespanntem Gewehr sofort seine Arbeit beginnen. Wenn er binnen zwei Stunden fertig wäre und die Stiefel sich in der That als wasserdicht bewährten, sollte er begnadigt, im andern Falle aber „erst recht" totgeschossen werden, weil „ein Mensch, der nicht einmal sein Gewerbe verstehe, auf der Welt zu nichts nütze" sei. Während der geängstigte Schuhmacher ans Werk ging, begab sich der Major zu seinen übrigen Gefangnen zurück und ließ unter Umkehrung ihrer Taschen ihren Vermögensbestand feststellen. Es ergab sich, daß die meisten nur im Besitz einiger Kupfermünzen waren, während andre gar nichts hatten. Nur einer, der Schreiber auf dem Gute eines polnischen Edelmanns gewesen war, hatte eine gefüllte Börse, in der sich über fünfzig Thaler vorfanden. „Ihr wollt Gütergleichheit haben — sagte v. G. —, vor euerm Tode soll sie euch werden," und ließ sogleich das Teilungsexempel machen. Damit konnte die Mehrzahl freilich einverstanden sein, und die vor Todesangst fast erstarrten Gesichtszüge der gefangnen Strolche belebten sich noch einmal mit unheimlichem Leuchten, als sie ihre Finger nach dem ihnen zugewiesenen Anteil an dem „Gemeingut" ausstreckten, sie wußten nun ja, daß sie nicht ganz ohne bare Habe zum Himmel oder zur Hölle zu fahren brauchten.

Der Schuhmacher im Straßengraben hatte sich unterdessen sehr beeilt, durch Herstellung der wasserdichten Stiefel sein Leben in Sicherheit zu bringen. Noch ehe die gesetzte Zeit abgelaufen war, waren die Stiefel fertig, allerdings etwas plump aussehend, aber sie hielten die Probe aus, ließen keinen Tropfen Wasser durch. Der Major v. G. zog die Stiefel sogleich an und nickte ihrem Verfertiger seine Zufriedenheit zu, worauf dieser, eingedenk des erhaltnen Versprechens, sich anschickte, eiligst die Flucht zu ergreifen. „Halt! so war das nicht gemeint," rief der Major, aber in den plumpen, hochschäftigen Stiefeln mußte er jeden Versuch, ihm nachzusetzen, als vergeblich einstellen, und der Schuster wäre entwischt, hätten nicht auf den Wink des Majors einige von den umstehenden Mannschaften ihn wieder ergriffen und zurückgebracht. „So war das nicht gemeint, rief der Major ihm zu, als er zitternd wieder vor seinen Augen stand. Glaubt Er, daß ich, der Major v. G., mir ein Paar Stiefel bei Ihm bestellen werde, ohne die Rechnung zu bezahlen? Hier, nehm Er meine Schuldigkeit mit, und werde Er lieber ein ehrlicher Schuster als ein Strauchdieb!" — Verwundert strich der Schuster den aufgezählten Arbeitslohn mit höflichem Dank ein und zog dann ungehindert vergnügt seines Weges.

Diese Freilassung ihres frühern Spießgenossen weckte neue Lebenshoffnung auch in den übrigen, die noch immer von einer Sektion mit gespannten Gewehren bewacht wurden. Als der Major wieder zu ihnen zurückkehrte, umfaßten sie gnadeflehend seine Kniee. Der Major, der im Ernst wohl nie daran gedacht hatte,

seine Drohung wirklich vollstrecken zu lassen, rechnete ihnen die ausgestandne Todesangst für die Strafe selbst an und schenkte ihnen großmütig die Freiheit, nachdem er sie hatte geloben lassen, daß sie fortan brave und rechtschaffne Menschen, treue und gehorsame Unterthanen werden und sich nie wieder auf den polnischen Revolutionsschwindel einlassen wollten.

Der Feldzug war zu Ende, der Kriegszustand in der Provinz dauerte fort. Täglich wurden größere oder kleinere Patrouillen ausgesandt, das Land nach allen Richtungen zu durchstreifen, die Bevölkerung zu entwaffnen, die verstreuten Banden zu überfallen. Bei einer solchen Veranlassung hatte ich das Glück, einen der Führer des aufgelösten Insurrektionsheeres, auf den schon längere Zeit vergeblich gefahndet worden war, in Haft zu nehmen. Erst vor kurzem sorglos auf sein Landgut heimgekehrt, hatte er sich, als er Haus und Garten plötzlich von Husaren meiner Patrouille umstellt sah, dadurch zu retten versucht, daß er einen langen Bauernkittel über seinen Schnürrock zog und sich im Garten mit dem Spaten in der Hand zu thun machte, aber die weiße Leibwäsche und die gespornten Reitstiefel verrieten ihn trotz der Verkleidung. Während auf dem Hof der Wagen für den Gefangnen angespannt wurde, stürzten plötzlich zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, aus dem Hause und beschworen mich unter Thränenausbrüchen und Beteurung seiner Unschuld, die eine in polnischer, die andre in französischer Sprache, den Gefangnen, der ihr Gatte, ihr Vater sei, freizugeben. Ich setzte ihren stürmischen Bitten ein kühles Nie rozomie entgegen; aber ich mußte meine ganze Kraft zusammennehmen, um diesen Thränen und Bitten gegenüber standhaft zu bleiben und mich der von der jungen schönen Polin mir drohenden Umarmung zu entziehn.

Unser Major führte ein eigentümliches Justizverfahren ein, das ihn der Weitläufigkeit enthob, die Gefangnen nach der Festung Posen abzuliefern, von wo sie nach kurzem Aufenthalt in den Kasematten doch wieder freigelassen wurden. Er ließ nämlich den eingebrachten Gefangnen, nachdem er eine körperliche Züchtigung an ihnen hatte vollstrecken lassen, mit einer Auflösung von Höllenstein, die für lange Zeit durch kein Waschen zu entfernen war, ein Ohrläppchen schwarz brennen. Wurde einer der so gezeichneten bei einer Bande wieder ergriffen, so ließ der Major die körperliche Züchtigung in verschärfter Weise wiederholen und demnächst auch den andern Ohrzipfel schwarz brennen. Wer mit zwei schwarzen Ohrzipfeln gefangen wurde, entging dem Arme des Gesetzes nicht mehr und wurde ohne Erbarmen nach Posen abgeliefert und in die Festungskasematten gesperrt, schon wegen seiner Dummheit, sagte der Major, sich dreimal fangen zu lassen. Obschon er mit diesem Verfahren die Grenzen seiner militärischen Befugnisse überschritt und sogar die Entrüstung der damals in Berlin tagenden preußischen Nationalversammlung erregte, hatte er sich doch durch sein eigenmächtiges Auftreten und Handeln in weitem Umkreise seines Standquartiers zu Pleschen unter polnischen und deutschen Einwohnern in solches Ansehen gesetzt, daß sich diese mit allen Klagen unter Umgehung der Gerichte und Behörden nur noch an ihn wandten und sogar in Familienangelegenheiten, bei Heiratsverträgen, Scheidungsklagen oder häuslichen Zwisten seinen Schiedsspruch anriefen und ohne Widerrede anerkannten. Als der Major v. G. die Stadt verließ, wo er nach der polnischen Insurrektion mehrere Monate lang als preußischer Pascha gewaltet hatte, widmeten ihm die deutschen sowie die polnischen Einwohner des Stadt- und des Landkreises von Pleschen einen Nachruf, worin sie ihm für die Gerechtigkeit dankten, die er unter ihnen jederzeit geübt habe. Major v. G. nahm bald darauf seinen Abschied und trat in die schleswig-holsteinische Armee, in der er sich als Generalmajor und Führer der Avantgarde (1850) rühmlich auszeichnete. Diese Art von Originalen ist in der letzten Zeit in der preußischen Armee ausgestorben; sie hatten bei aller äußern Rauheit und Derbheit doch ihre achtungswerten Seiten, denn wenn sie sich mit ihrer rücksichtslosen Energie auch öfters in den Mitteln vergriffen, so verfehlten sie doch selten den Zweck.





Der Professor, Onkel Zinnober, Rosamunde und Ännchen

Eine Weihnachtsgeschichte

s war das letzte Konzert vor Weihnachten. Der jüngste ordentliche Professor der Universität — es war noch gar nicht so sehr lange her, daß er in seiner Heimatstadt einfach Geheimrats Waldemar genannt wurde — hatte seinen Platz eingenommen und wartete gespannt. Weniger auf den Beginn der Musik, obgleich es ein Programm war, das ganz seiner Liebhaberei entsprach, als auf die Inhaberinnen der beiden noch leeren Plätze jenseits des Mittelgangs ihm gegenüber. Es waren die Witwe eines berühmten Gelehrten und ihre Tochter, und diese Tochter entsprach ganz der Idee, die er sich von weiblicher Vollkommenheit machte. Das war ihm nach jedem Ball klarer geworden — eine vornehme, edle Gestalt, eine wahre Diana mit dunkelm Haar, klassischem Gesichtsschnitt und vollendetem Weltschliff. Reich auch, aber das war Nebensache, denn er konnte ihr eine Stellung bieten, die auf derselben Höhe war wie die ihres verstorbnen Vaters, und einen Namen, der an und für sich einen ebenso guten Klang hatte, und den er selbst noch klangvoller machen wollte, das durfte er sich zutrauen.

Seit Anfang des Semesters war er hier in der Musenstadt. Der Ruf an die Universität hatte ihn ereilt, während er in Italien war, wo er die letzten Jahre wegen seiner Kunststudien zugebracht hatte, denn er war Archäologe und Kunsthistoriker. Er hatte sich natürlich nicht einen Augenblick besonnen, denn der Ruf war höchst ehrenvoll. Und schließlich war er, da sich der Abschluß von Studien, die er begonnen hatte, hinauszog, ohne den Umweg über seine Heimat hierhergekommen und hatte seine Lehrthätigkeit begonnen. Es war nicht anders möglich gewesen; die Mutter hatte allerdings geschmollt, aber sein alter Herr war einverstanden gewesen. Er war ja selbst Professor der Architektur am Polytechnikum daheim.

Und dann war das geschehn, was sehr häufig alsbald zu geschehen pflegt, wenn man ledigerweise ordentlicher Professor wird, er war seinem „Ideal" begegnet. Er hatte auch nicht die Absicht, lange zu fackeln. Zeichen davon, daß seine unverhohlene Bewunderung nicht mißfällig aufgenommen wurde, glaubte er bemerkt zu haben; es war auch ganz natürlich, Gleich gesellt sich zu Gleich, und von allem andern abgesehen, er war doch ein famoser Kerl und hätte als Gardekavallerieoffizier ebenso gut Figur gemacht wie als Kunstprofessor. Die Weihnachts- und die Neujahrsgesellschaften boten Gelegenheit zu weiterer Annäherung, und bei einer dieser Gelegenheiten wollte er es zur Entscheidung bringen. Er hatte auch heim geschrieben, zuerst andeutungsweise, daß er vielleicht in den Weihnachtsferien verhindert sein könnte, heim zu kommen, dann bestimmt, es wäre nicht möglich, und endlich hatte er verblümte Anspielungen auf ein Ideal gemacht. Die Mutter hatte einen Brief voll Ausrufungszeichen geschrieben und ihrem Jungen dringende Mahnungen erteilt, nichts Übereiltes zu thun und sein Herz recht zu prüfen — es hatte ihn königlich amüsiert —, und der Vater hatte geschwiegen. Also war er einverstanden mit den

Absichten des Sohnes, der ja auch als ordentlicher Professor wissen konnte, was er that.

Der Kapellmeister klopfte auf sein Pult. Der Saal war voll, aber die beiden Plätze Waldemar gegenüber waren noch leer. Wo sie nur blieben? Das schönste an der Musik war doch, daß sich ihre Augen dabei immer wieder begegneten.

Die Ouverture war vorbeigerauscht; die Sängerin hatte ihr Ah perfido! in das entzückte Publikum geschmettert — der Professor hatte zerstreut hingehorcht, war sich aber nicht ganz klar darüber geworden, was er hörte, denn die beiden Plätze waren immer noch leer.

Also heute war er auf sich allein angewiesen. Er zerknüllte sein Programm nervös, gab sich aber Mühe, sich zu sammeln, denn jetzt kam das, was ihm das Hauptstück des Programms war — natürlich neben der Symphonie —, die Rosamundenmusik von Schubert. Und wie es nun anhub, süß und bestrickend, da war er auch ganz bei der Sache, das heißt, da schwebte seine Phantasie mit ihm auf den Tönen davon. Da starrte er auf die schmucklose Wand drüben unter der Galerie und wußte nichts mehr von dem, was ihn umgab, von all den Hunderten von Leuten, dem taktierenden Dirigenten und dem arbeitenden Orchester. Seine Phantasie malte ihm bunte Bilder auf die leere Wand, und die klingende Schönheit der Töne weckte eine Schönheit nach der andern, die er im Herzen trug. War das nicht ein leuchtender Frühlingswald mit Blätterrauschen und Quellengemurmel und Vögelgesang? War das nicht, wie die Melodien in das sanfte Moll glitten, Mondeszauber im dunkeln Walde? Und wie bevölkerten sich alle diese wechselnden Szenen: Sie kommen, sie nahen, die Himmlischen alle, mit Göttern erfüllt sich die irdische Halle! Jetzt rauscht es heran — das ist sie, umgeben von bacchantischem Gewimmel — ja du bist es, Diana, mein Ideal, deine Züge sind es — — Er schloß die Augen und malte weiter. — — Es war eine seltsame Störung in das Bild gekommen: eigentlich sollte sie doch blond sein — — Er grübelte: Kannst du dir die Diana von Versailles schwarz denken, oder muß sie blond sein? Sie mußte blond sein; und doch, sie, die ihr glich wie — — —

Rauschendes Händeklatschen riß ihn unsanft aus seinen Träumen. Er fuhr auf. Wie albern, jetzt war es zu Ende, und er hatte nicht aufgepaßt! Und in demselben Augenblick that sich die Thür drüben auf, und seine Diana rauschte herein. Prachtvoll wie immer, ein stolzes Lächeln auf den Lippen, eine rote Kamelie in dem dunkeln Haar, und hinter ihr — —

Es ging eine Bewegung durch den Saal, alle Köpfe wandten sich nach dem schönen Paar — hinter ihr kam nicht die Mutter, wie es sonst geschah, sondern stolz und seines Eindrucks bewußt — ein Gardereiterrittmeister. Mit dem Säbel.

Sie bogen in den Mittelgang ein und setzten sich auf die beiden leeren Plätze. Nebeneinander. Ihr Blick streifte erst strahlend das Auge des Reiters und flog dann an dem Professor vorbei scheinbar gleichgiltig über die Menge.

Dem Professor wurde es elend zu Mute; ganz elend. Aber er hielt tapfer die Lieder der Sängerin aus — was sie sang, davon hatte er keine Ahnung; er sah nur ihre albernen Gesten. Und er hielt die Pause aus, stand auf wie die andern Herren und sah sich gleichgiltig wie sie im Saal um. Und als er nicht vermeiden konnte, einem Paar dunkler Augen ihm gegenüber zu begegnen, vermochte er es über sich, eine weltmännische Verbeugung zu machen. Und er hielt die ganze Mendelssohnsche Amollsymphonie aus, auf die er sich so sehr gefreut hatte — es war ein Glück, daß sie ohne Pausen hintereinander weg gespielt wurde —, aber es war ihm, als hörte er ein ganz fremdes Musikstück, und bei dem wunderbaren Schlußjubel war es ihm, als sollte er weinen. Und dann drängte er sich hinaus und ging nicht wie sonst nach den Konzerten zu den Freunden in den Thüringer Hof, sondern nach Hause und direkt ins Bett. Ohne Nachtessen und ohne Schlummerpunsch.

Aber er konnte auch nicht schlafen. Er hatte Heimweh, entsetzliches Heimweh. Nach seinem Mütterchen. Ja, sie hatte Recht gehabt! Wie nur ein ordentlicher

Professor imstande war, sich nach seinem Mütterchen zu sehnen und wirkliche Thränen in sein Kopfkissen zu weinen. Aber so geschah es dem großen Jungen wirklich. Und endlich schlief er doch ein mit dem Gefühl, daß das alte liebe Mütterchen ihm sanft mit der Hand über die Stirn strich. Gott sei Dank, daß er noch ihr Junge war! Und wie er in den Traum hinübersank, wußte er es auch, daß die Diana von Versailles blondes Haar habe. Wundervoll goldblondes. Woher wußte er es nur?

Am andern Morgen hatte er merkwürdigerweise prachtvollen Appetit. Löwenappetit. Die Eier waren exquisit, und der Kaffee war eine Wonne. Ich werde sie überraschen, dachte der Professor, während er frühstückte; das wird famos. Dann wunderte er sich, daß es ihm so schmecke. Eigentlich müßte er doch schmerzlich niedergebeugt sein, dachte er; gramvoll und verzweifelt. Ein andrer würde in einem solchen Falle hingegangen und Einsiedler in einem härenen Gewande geworden sein. In einer Höhle, vor die eine primitive Fassade gemauert war, mit einer kleinen Glocke unter einem kleinen Dach, die er läuten konnte, daß ihm fromme Leute ein gutes Frühstück brächten; mit einem Reh vor der Thür und einem Eichhorn auf einem Aste der dicken Eiche, die sich über der Einsiedelei wölbte. — Du hast kein Herz, Waldemar! sagte der Professor zu sich. Oder dein Herz war nicht wirklich im Spiele. Die Blamage ist ja grenzenlos —

Er konnte doch plötzlich nicht recht schlucken, als er sich wieder vorstellte, wie er gestern abend dagesessen und den Schicksalsschlag empfangen hatte. Es war doch hart, wenn eine rauhe Hand so mit einem Stoß ein Luftschloß zerstörte, woran man so lange und mit solcher Zuversicht gebaut hatte. So lange? Na, Waldemar, mehr als vier Wochen waren es eigentlich nicht. Und gesteh es nur, es war doch auch etwas Eitelkeit und geistiger Hochmut bei dieser Gefühlsentwicklung par distance.

Eigentliche Liebe konnte es ja noch gar nicht gewesen sein, wenn ihn auch diese klassische Schönheit hingerissen hatte. Er senkte die Stirn, als er an das schöne Mädchen dachte und an den Rittmeister mit dem Schnurrbart und dem Siegerblick, und es wollte sich doch ein schmerzlicher Zug um seinen Mund legen.

Gott sei Dank, dachte er, indem er aufstand, daß die Sache noch so par distance abgelaufen ist. Große Blößen hatte er sich noch nicht gegeben. Nur bei denen zu Hause durfte er auf etwas Spott rechnen. Nein, bei der Mutter nicht. Ihr würde vielleicht das Herz mehr weh thun, als ihm selbst.

Wenn sie nur dem Onkel Zinnober nichts gesagt hatten — — das wäre gräßlich!

Aber je mehr er an den Onkel Zinnober dachte und an sie alle zu Hause, desto sehnsüchtiger wurde er.

Es ist doch famos, daß ich sie nun wirklich so gänzlich überrasche! dachte er, indem er eilig seinen Koffer packte. Und dann rasselte er in der Droschke auf den Bahnhof, und dann saß er in dem warmen Coupé und fuhr durch das winterliche Land, der Heimat zu.

Nun war es schon länger als drei Jahre her, seit er zum letztenmal den Fuß über die väterliche Schwelle gesetzt hatte. Er saß grübelnd in seiner Ecke und sah in die schneebedeckte Landschaft hinaus. Weite, weiße Flächen; dann und wann ein Wald — kahle Bäume oder dunkle Tannen, deren Zweige der Schnee niederbeugte, dann und wann ein Dorf mit hochbeschneiten Dächern; gelbe Glanzlichter im Wintersonnenschein und violette Schatten. Auf den Stationen überall Menschengedränge — alle Leute hatten die Arme und die Hände voll Pakete. Dann wieder die große, hehre Einsamkeit der Natur. — Daß er gar nicht an Ännchen gedacht hatte! Das war doch merkwürdig. Freilich, es hatte ja eine andre Gestalt alle seine Gedanken erfüllt und ihn der Heimat so fremd gemacht, daß er nicht einmal zu Weihnachten hatte heimkommen wollen. Zu den Seinen, zu den warmen Herzen, die immer bei ihm waren, wenn er auch falschen Göttern anhing!

Er dachte an all die fernen Weihnachten zurück, die hinter ihm lagen. Alle so warm, so strahlend, so voll Liebe. Und zu allen diesen Weihnachten hatte auch Onkel Zinnober gehört, schon als Waldemar noch ein ganz kleiner Junge gewesen war.

Denn Onkel Zinnober war der beste Freund seines Vaters, seit die beiden an ihrem ersten Schultage auf einer Bank nebeneinander gesessen waren. Sie hatten zusammen die Schule durchgemacht, hatten zusammen studiert und waren immer unzertrennlich gewesen. Und das waren sie noch heute, wo sie anfingen, alte Männer zu werden, und da Onkel Zinnober unverheiratet geblieben war, so hatte er den Beruf eines Familienonkels ergriffen und war als solcher alle die vielen Jahre pünktlich am Sonntag Mittag zum Essen erschienen. Da blieb er dann — ebenso an allen Feiertagen — den ganzen Nachmittag da und zum Abendbrot; an den Wochentagen würde ihn niemand dazu gebracht haben, auch die größte Freundlichkeit der Frau Mama nicht, an den Mahlzeiten teilzunehmen. Onkel Zinnober hatte seine festen Grundsätze für das Maß der Gastfreundschaft, das man in Anspruch nehmen durfte. Die Geburtstage wurden natürlich zu den Feiertagen gerechnet.

Wie mochte er nur zu dem wunderlichen Namen gekommen sein? Vielleicht hatte er ihn schon von seinen Studiengenossen auf der Akademie erhalten, an der er jetzt der Professor der Zeichen- und Malklassen war. Was für Dampf die Schüler vor ihm hatten! Aber er konnte auch was. Es kam doch wohl selten vor wie bei ihm, daß einer nie in seinem Leben ein Bild auf einer Ausstellung gehabt und doch jedes schon verkauft hatte, ehe es nur im Rahmen war. Warum der Onkel wohl nicht geheiratet hatte? Ob die Frauenzimmer alle auch solchen Dampf vor seiner Hakennase über dem Spitzbart und dem bösen Mund und vor den dunkeln funkelnden Augen gehabt hatten, wie die Akademiker? Er sah wirklich wie ein bösartiges Wurzelmännlein aus, und doch, wie freundlich konnte der böse Mund lächeln, und konnten die scharfen Augen blicken. Aber man mußte ihn freilich sehr gut kennen, wenn man keine Angst vor ihm haben wollte.

Es wird das Gescheiteste sein, dachte der Professor, ich gebe den Koffer auf dem Bahnhof ab und lasse ihn erst am Abend heimbringen, und gehe derweilen zum Onkel Zinnober und rauche eine Zigarre bei ihm, bis es Bescherungszeit ist, und wir zusammen zu den Eltern gehn können. Sie dürfen es nicht wissen, daß ich da bin, bis der Baum brennt.

Unvermerkt hatte die Landschaft sich verändert, durch die er fuhr. Da waren schon die Hügel, an denen der Wald emporstieg mit dem Gestrüpp des Unterholzes, das die braunroten dürren Blätter festhielt. Und unvermerkt war die Sonne über die Mittagshöhe hinweggegangen, und die Nachmittagsfarben lagen gedämpft über der Natur.

Ja, das war auch ein Weihnachten gewesen, wie Ännchen ins Haus gekommen war, ein mageres Mädchen mit flachsblondem Ruschelkopf. Er sah es noch so deutlich mit seinen verstörten braunen Augen, wie es der Onkel gebracht hatte. Die braunen Augen waren ihm so wunderlich gewesen, wie sie aus den blonden Locken, die ihr ins Gesicht fielen, hervorgeschaut hatten. Es war das einzige Kind der Schwester Onkel Zinnobers. Die Eltern waren plötzlich beide an einer Seuche gestorben, die den Ort heimgesucht hatte, wo die armen Leute gelebt hatten. Onkel Zinnober war in seinem Radmantel zu den Eltern gekommen und hatte ihnen die Nachricht gebracht. Dann war er mit einem Gesicht, vor dem die Leute sich fürchteten, auf die Bahn gestiegen und davon gefahren. Nach ein paar Tagen, am Weihnachtsabend, war er mit dem zitternden Kinde an der Hand zurückgekommen und hatte mit dem bösesten Gesicht zu der Mutter gesagt: Da habe ich die Range, was fange ich nun mit ihr an? Dabei waren ihm die dicken Thränen die Wangen hinunter gelaufen. — Geben Sie das Kind nur her, hatte die Mutter geantwortet und hatte es an sich gezogen. Dann hatte sie mit ihren schönen strahlenden Augen zum Vater aufgeschaut. Nicht wahr, Mann, du läßt es mir? hatte sie gefragt; das soll unser Christkind sein.

So war es bei ihnen geblieben und heran gewachsen. Der Professor mußte lachen, wie er daran dachte, was für ein seltsamer wilder Kobold das Kind gewesen war, und wie es immer in bitterer Feindschaft mit ihm, dem großen Jungen, gelebt hatte. Sie waren ja wie Bruder und Schwester zusammen erzogen worden. Aber es war immer ein komischer Gegensatz zwischen ihnen gewesen. Er wußte nie recht, haßte sie ihn, oder hatte sie ihn gern. Und auch als sie schon ein großes Mädchen und fast erwachsen war, war sie von einer wunderlichen Herbheit gegen ihn gewesen. Er hatte sie ja wirklich lieb gehabt, wie man eine Schwester lieb hat, und er war ihr manchesmal zärtlich genaht. Aber dann war sie immer scheu vor ihm zurückgewichen. Den Eltern gegenüber war sie hingebend und anschmiegend wie eine Tochter, und zwischen ihr und dem wunderlichen polternden Onkel herrschte ein eigentümliches zartes Verhältnis, obgleich er ihr immer barsch und oft geradezu feindselig gegenübertrat. Das entsprang, es war dem Professor klar, aus dem Gefühl, daß er den Freunden eine große Last und Verantwortung aufgebürdet hätte; er wachte mit Argusaugen darüber, daß das Kind seinen Pflegeeltern Ehre mache und sich seiner Dankespflicht bewußt sei. Aber worin hatte Ännchen den Grund zu ihrem seltsamen Benehmen ihm selbst, dem Pflegebruder gegenüber? Der Professor schüttelte den Kopf, als er es sich vergegenwärtigte. Es war doch wohl das Gefühl, daß sie sich als Eindringling betrachtete, wenn auch niemand ihr Anlaß dazu gab. Er freilich, er hatte ihr ja in seiner superklugen Jungenhaftigkeit tausendmal Anlaß gegeben, in zornige Thränen auszubrechen, das konnte er sich nicht verbergen; aber Jungen sind nun einmal Flegel, und ein guter Bruder war er ihr doch immer gewesen.

Ja, du kluger Professer Waldemar mit deinem zerstörten Ideal; ein guter Bruder! Aber weißt du denn, was in einem Mädchenherzen vor sich geht, das einer Schwester gehört, die gar keine Schwester ist? Ich, der deine Geschichte schreibt, weiß es, aber du weißt es trotz aller Gelehrtheit nicht!

Und dann warst du am Ziel. Du ordnetest an auf dem Bahnhof, was du dir ausgedacht hattest, und gingst auf die Straße hinaus. Es herrschte schon ein mattes Dämmern, als du um den Wall gingst, und im Westen schimmerte orangegelbes Licht durch die Stämme der Anlagen.

Wenn sie wüßten, daß ich jetzt hier gehe! dachte der Professor. Eilige Leute überholten ihn oder kamen ihm entgegen. Es war noch alles geschäftig bei den Weihnachtsbesorgungen. Da fiel ihm eine schlanke Mädchengestalt auf, die mit elastischem Schritt vor ihm her ging. Ein Hut mit mächtigen Federn saß auf einem prachtvollen blonden Haarknäuel. Das ist ja eine merkwürdige Farbe! dachte er; die ganze Gestalt war auffallend. Wundervolle Symmetrie, und diese Bewegungen! Die reine Musik! Wie die Pelzjacke die feine Gestalt umschließt! Wenn sie doch einmal den Kopf ein wenig —

Da wandte sie ihn, nur ein wenig, aber er erhaschte doch etwas von ihrem Profil.

Donnerwetter, sagte er und drehte sich so rasch zur Seite, daß er beinahe einen Jungen mit einem Christbaum umgerannt hätte. Donnerwetter, wenn sie mich gesehen hätte!

Er eilte über den Fahrdamm einem Gäßchen zu, das in die Stadt hineinführte. An der Ecke sah er sich noch einmal vorsichtig um. Drüben ging die schlanke Gestalt und sah gerade vor sich. Jetzt verlor sie sich zwischen den Menschen. Das mußte Ännchen gewesen sein. Aber wie hatte sich das Mädchen herausgemacht. Die reine Di — —

Der Professor stolperte verblüfft über diesen unvollendeten Gedanken. Zu dumm! Ein andrer Dianakopf stand wieder vor ihm. Aber dieses Blond — und wie sie den Kopf trug — —

Da, nur noch um die Ecke, das war die alte wunderliche Straße mit ihren Biegungen und den hochgiebligen Häusern. Und hier war die Thür. Er zog an der Klingel und hörte den schrillen Ton drinnen im Haus, den er so gut kannte.

Dann hörte er, wie sich der Riegel zurückschob, und trat ein. Es war schon ganz dunkel im Treppenhaus. Er tastete sich vorwärts und stieg die Treppe hinauf. Das Herz klopfte ihm. Oben wurde es lichter. In der Korridorthür stand Marianne und wartete, wer käme.

Guten Abend, Marianne! Ist der Professor zu Hause?

Herr du meines Lebens! Der Wal— der Herr Professor! Nein, Herr Professor, der Herr Professor sind ausgegangen, werden aber bald retour sein. Wollen nicht der Herr Professor — —

Ja, ich gehe ins Atelier und warte. Aber Marianne, wehe, wenn Sie ein Sterbenswörtchen — —

Die Alte kicherte. Nein, gewiß nicht! Aber diese Überraschung, Herr Waldemar; es dachte doch kein Mensch —

Es weiß es auch kein Mensch. Ich bin ganz heimlich gekommen. Gerade komm ich vom Bahnhof. Also Stille!

Sie machte ihm die Atelierthür auf. Gleich wird er wieder da sein. Nein, die Freude, die er haben wird!

Es war schon ganz dämmerig in dem Raume. Aber eine angenehme Wärme umfing den Professor. Er zog seinen Überrock aus und legte ihn samt dem Hut auf den wirren Haufen Studienmappen und Skizzenbücher, die auf dem mächtigen frei im Raume stehenden Tische lagen, und sah sich um. Eine mehr als mannshohe Leinwand stand auf der großen Staffelei, deren Querbrett ganz hinuntergeleiert war; neben ihr, gegen das Fenster, auf einem Hocker der offne Farbenkasten, auf den Tuben die Palette, dahinter im Dunkeln auf kleinern Staffeleien ein paar wohl fertige Bilder in Rahmen; er konnte nicht mehr unterscheiden, was sie darstellten. An den Wänden hingen die Skizzen über und unter den Wandbrettern mit dem alten Gerät, wie sonst, und um das große Atelierfenster rankte sich der Epheu, den der Staub auf seinen Blättern offenbar nicht am Wachstum hinderte. Der Professor trat an das Fenster und sah eine Weile auf die beschneiten Dächer hinaus. Drüben im Westen zog sich noch ein dunkelgelber Lichtstreifen unter den Schneewolken hin, aber auf die Stadt rieselte schon das Dunkel des frühen Winterabends; die Fenster der Häuser fingen an, sich vom Lampenlicht zu erhellen, und von der Straße blitzte eine Laterne nach der andern herauf, wie sie der Laternenmann anzündete, dessen dunkle, hurtig von einer Seite zur andern huschende Gestalt der Professor verfolgte, bis er sie aus den Augen verlor. Dann wandte er sich in das Zimmer zurück.

Der Ofen prasselte behaglich; rotes Licht strömte aus dem Zugloch und den Glinsen des Thürchens, und manchmal stoben knisternde Funken heraus.

Der Professor setzte sich in den Sorgenstuhl Onkel Zinnobers und sah dem Funkenspiel eine Weile träumerisch zu. Dann streckte er die Beine behaglich von sich und schloß die Augen. Es war doch eine feine Gestalt gewesen, schlank und doch so kräftig gebildet. Es war schade, daß er ihr Gesicht nicht ordentlich hatte sehen können. Wie sicher und nett hatte sie die Füße gesetzt bei dem raschen Gang. Und den Kopf mit dem dicken Haarknoten unter dem runden Federhut hatte sie getragen wie eine Königin. Es war etwas wie Musik gewesen in den rhythmischen Bewegungen des schlanken Körpers. — Ja, wirklich. — Wie Musik. — Ja. —

Herr Gott, Onkel Zinnober, rief der Professor auf einmal, indem er auffuhr; wie sind Sie denn hereingekommen? Ich habe Sie ja gar nicht kommen hören. Was machen Sie denn da?

Er starrte den Onkel ganz verblüfft an, der in seinem großen Radmantel, den breitkrempigen Hut auf dem Kopf, die Palette und einen Haufen Pinsel in der linken Hand vor der Staffelei stand und mit einem ganz großen Pinsel in der rechten Hand in der Luft hin und her fuhr.

Onkel Zinnober wandte ihm das Mephistogesicht über die Achsel zu und blitzte ihn mit den schwarzen Augen an.

Bleib nur ruhig sitzen, sagte er, als der Professor Miene machte, aufzustehn. Was ich hier mache? Das siehst du doch. Ich muß das gute Mondlicht benutzen, die Sache anzulegen.

Richtig, der Mond war aufgegangen und schien durch das große Atelierfenster herein. Es war fast taghell im Raum, und die Leinwand, vor der der Onkel in schwarzen Umrissen stand, glänzte weiß zu Waldemar herüber.

Wenn ich es jetzt nicht festhalte, ist es auf und davon! fuhr der Onkel Zinnober fort. Du hast ja keine Eile. Du willst nur auf andre Gedanken kommen — der Onkel hatte sich der Leinwand wieder zugewandt, und der Professor hatte das unangenehme Gefühl, daß der Alte boshaft vor sich hinlache —; da kannst du mir ja ein bischen zusehen. Es ist gar nicht übel für einen Kunstprofessor, manchmal zu sehen, wie es gemacht wird. Technik! Wie oft hast du das Wort unnütz im Munde geführt. Technik! Du weißt ja kaum, wie man den Pinsel ansetzt. Und daß Technik weiter nichts ist, als wie man es herausbringt. Mit dem Stiel oder mit den Borsten oder mit dem Spachtel, das ist jedes eigne Sache und ganz einerlei, wenns nur was wird. Sieh doch nur — der Onkel fuhr mit dem Pinsel in die Farben —

Aber Onkel, wollen Sie nicht wenigstens ablegen? In Mantel und Hut —

Der Onkel fuhr herum. Thörichtes Geschwätz! Wie soll ich denn barhäuptig — siehst du nicht, daß ich nur den Sommerhavelock anhabe?

Das war richtig. — Aber Onkel, im Mondlicht! Man kann ja die Farben gar nicht unterscheiden!

So? Kann man nicht? Der Onkel fuhr mit dem Pinsel eben über die Leinwand. Ist das Kobaltblau, oder was ist es? Siehst du, ganz leuchtendes Frühlingsblau! Und siehst du hier — sieh nur! das sind Wölkchen, schneeweiß, leuchtend — ja, nicht wahr, ein bischen Jaune brillant, das machts, daß sie leuchten, wenn sie auch nur weiß erscheinen. Kremserweiß allein thuts freilich nicht. Aber der gebrannte lichte Ocker, und der gelbe Ocker und das Neapelgelb, die hineingemischt sind, geben auch noch kein Jaune brillant, sondern erst die Spur Zinnober und Kadmium, die drin sind, die machen es. Denkst du denn, ich wüßte nicht, was Jaune brillant ist? Ich brauche Mewes und Schönfeld nicht dazu. Das kann man sich überlegen! So was Brutales, wie roter Zinnober und Kadmium, nicht wahr? Aber nun sieh nur die Wölkchen, wie sie schimmern, hier, zwischen den Bäumen durch!

Er hatte nach einem andern Pinsel gefaßt, ihn in die Farbenhäufchen auf der Palette gestoßen und fuhr hastig damit auf der Leinwand hin und her. Waldemar sah in starrem Staunen zu.

Siehst du, fuhr der Onkel zwischen seinem eiligen Arbeiten fort, wie sich die Baumwipfel ineinander weben und die Zweige sich leise in dem Sommerhauche bewegen? Da stehn die Stämme, und das Unterholz wächst an ihnen hinauf. Sieh, wie die Sonne durch das Blattgewirr funkelt. Und dort drüben, hinter der dicken Eiche geht es ganz dunkel und dämmerig in den Wald hinein. Aber hier in der Mitte — siehst du, da liegt die Waldwiese, halb im Schatten, halb im Sonnenschein, und über das Gehege weg, zu dem der Pfad hier durch die Wiese führt, siehst du zwischen den Waldkulissen in die duftige Ferne — warte, das müssen wir zart machen — siehst du das Dörfchen ganz im Duft und dahinter den feinen Höhenzug — und siehst du jetzt, wie die Wolken am Himmel vorüberziehn und das Himmelsblau bald verdecken, bald durchschauen lassen, und wie sie durch die Zweige leuchten?

Immer heftiger fuhr die geschäftige Hand zwischen Palette und Leinwand hin und her. Wie seltsam das war. Fast die ganze weiße Fläche der Leinwand war verschwunden, und ein golddurchglänztes Landschaftsbild that sich vor Waldemars Augen auf. Und wunderbar; es schien zu wachsen und sich auszudehnen. Die Zweige bewegten sich, die Wolken zogen — ja dort drüben vor dem Dorfe, ganz in der Ferne, waren Leute mit Pferden und Wagen. Sie machten Heu, man sah es deutlich, wie sie harkten und aufluden, und ein hochgetürmter Wagen fuhr davon.

Das ist doch wundersam, dachte der Professor. Es ist doch nur ein Bild.

und doch scheint es zu leben und sich zu bewegen. Aber hier vorn — am untern Rand ist doch wirklich nur weiße Leinwand!

Nicht wahr? rief der Onkel, als hätte er seine Gedanken erraten. Warte nur, das werden wir gleich haben. Siehst du, dort hinten rechts, hinter der großen Buche, die ich hier in den Vordergrund male, ganz im Waldesschatten? Ja, es ist ein moosiger Fels, über den ein Bächlein herabrinnt. Sieh, wie es hervorläuft, hinter den Büschen und Kräutern hier vorn weg, ganz vor — da, jetzt rinnt es vor bis an den Rand der Leinwand und plätschert an der Waldwiese vorbei — sieh, wie die Büsche dort links in der Ecke sich darüber neigen. Da möchtest du baden, was? Nein, das geht nicht gut. Dort drüben kommen die Dorfbuben schon angelaufen und klettern über das Gehege. Komm rasch — spring herüber! Ach, du großer Professor! hast du Angst vor dem Bächlein?

Da stand der Onkel drüben über dem Wasser und rieb sich die Hände und lachte dazu so boshaft, daß der Professor sich ärgerte. Er sprang von dem Sorgenstuhl auf, nahm einen Anlauf und war mit einem Satz hinüber. Der Onkel hatte ihm wieder den Rücken zugekehrt und lief mit eiligen Schritten dem Walde zu. Siehst du, wie gut es war, daß ich den Havelock an- und den Hut aufbehalten habe? rief er über die Schulter zurück. Es ist recht, daß du wenigstens den Hut aufgesetzt hast.

Ja, das ist wirklich gut, dachte der Professor, indem er sich an den Kopf faßte. Er hatte sich den Hut in der That aufgesetzt. Dann eilte er dem Vorausgehenden nach, blieb aber einen Augenblick stehn und sah nach dem Bache zurück, zu dem mit lustigem Geschrei die Dorfjungen liefen, die ihre Hüte und Jacken ins Gras warfen und sich auszuziehn begannen, um zu baden.

Als er sich wieder nach dem Onkel umsah, war der verschwunden. Er eilte rasch die Böschung hinan, auf die er ihn hatte zugehn sehen, mußte über einen Hag klettern und stand mitten in dem dämmerigen Walde. Onkel! rief er. Onkel Zinnober!

Hier! tönte es aus der Ferne zurück. Komm nur!

Er mußte sich einen Weg durch das Gestrüpp bahnen — da hatte er einen Pfad vor sich, der sich durch die Stämme wand. Er schritt rasch zu. Onkel! rief er wieder. Onkel, wo bist du?

Hier! tönte es aus weiter Ferne.

Mein Gott, dachte der Professor, kann der Alte laufen! Man kommt ja ganz außer Atem. Na, er wird schon auf mich warten.

Er ging etwas langsamer. Droben durch das schaukelnde Blättergewirr leuchtete der Sonnenglanz mit funkelnden Lichtern, aber hier unten war es schattig und still. Es war ihm wohlig zu Mute in dieser Waldeinsamkeit. Ein angenehmer Duft umwehte ihn, und von allen Zweigen tönte das Singen und Zwitschern der Vögel. Immer tiefer ging er in den Wald. Gold träufte durch die Wipfel auf seinen Pfad. Man meint, man hört es klingen, dachte er; und es ist doch nur Sonnengold. Der Wind flüsterte durch die Zweige, die Vögel sangen auf allen Seiten — nein, wirklich! es war tropfendes Gold, was von den Blättern herniederrieselte, und es fiel klingend auf den Waldboden um ihn, leise und süß tönend, rhythmisch — er horchte und horchte, und jetzt verstand er den Rhythmus und die Symphonie, zu der sich all das Tönen verband. Natürlich, dachte er, es ist ja die Rosamunden-Zwischenaktmusik. Freilich, so versteht man sie erst wirklich.

Lauschend und träumend ging er dahin. Das Sonnenlicht drang jetzt von der Seite rot zwischen den Baumstämmen durch; über ihm wurde es schattiger, das Gold träufte spärlicher herab, und es schien, als wollte das Klingen leise dahinsterben. Er blieb unwillkürlich stehn und legte die Hand über die Augen, während er den verwehenden Tönen lauschte. Aber dann sagte er plötzlich laut: Ach! und ließ die Hand sinken. Verwundert sah er um sich. Wie war nur auf einmal diese Veränderung möglich? Auf einmal alles dunkel und Nacht? Nein

sieh doch, dort lugt es hell herein — das ist der Mond! Und es webt schon silbern wie ein zarter Lichtschleier zwischen den Bäumen, und die Blätter blitzen und funkeln — und horch, jetzt hebt auch das Klingen wieder an. Ja, das ist ganz Schubert, dieser Wechsel von Dur und Moll! Das ist der echte Rosamundenton, der immer und immer bei ihm anklingt!

Und sieh! dort wird es licht; ob da der Wald sein Ende hat?

Es war ihm, als würde er von der Musik getragen, als er auf die Lichtung vor sich zueilte. Da öffnete sich eine Waldwiese vor ihm, auf der das Mondlicht lag. Er sah erstaunt um sich. Die Bäume kannte er doch, den Bach, der dort rieselte, und drüben über dem Gehege die verschleierte Ferne — wo hatte er sie nur gesehen? Mein Gott, dachte er, bin ich denn im Kreise gegangen, das ist doch das Bild, das Onkel Zinnober — — wo ist er nur? Er wollte den Mund aufthun, um ihn zu rufen, da blieb er starr stehn und sah auf eine seltsame Gruppe drüben unter den Bäumen. Da saß ein Faun und blies auf der Syrinx, und neben ihm zusammengekauert, sich an ihn schmiegend, saß eine Faunin und tränkte ihr Junges. Daher kam also das süße Getön, das ihn gelockt hatte! Er stand atemlos da und wagte nicht, sich zu rühren, um das entzückende Bild und die holden Klänge nicht zu stören. „Der Vollmond strahlt auf Bergeshöhn“ — o Gott ja, so mußte es klingen, wie der es da drüben blies — —

Da fuhr er zusammen. Dicht neben ihm war etwas ins Gras geplumpst von dem Baum über ihm. Er sah auf den Boden: da saß schimmernd im Mondenschein mit seinem nackten Körperchen ein allerliebster kleiner Putte, der die Ärmchen rückwärts ins Gras stemmte und ihn mit schelmischen Augen anlachte.

Mich wundert gar nichts mehr, sagte der Professor. Du bist der reine Rafael, aber du paßt zu der Musik. Was treibst du kleiner Renaissancebengel denn hier?

Über ihm kicherte es. Er hob die Augen und sah droben über sich auf einem Aste eine ganze Reihe Putten sitzen, die sich im Takte zu der Musik schaukelten und ihn anlachten. Plötzlich flatterten sie alle herab in das Gras, fingen an sich zu seinen Füßen zu überkollern, zu springen und um ihn zu tanzen.

Jungens, rief er, treibt es nicht zu toll! Da kann man ja schwindlig werden! Aber da flatterten sie alle auf einmal auf, über die Wiese gegen den Wald zu und gaukelten um einen Zug, der aus dem Walde herauskam, gerade da, wo der Professor eben erst herausgetreten war.

Voran kam dick und weinselig Silen auf seinem Esel geritten, rechts und links von ein paar üppigen Nymphen gestützt. Der Esel hob ein paar mal den Kopf und legte die Ohren zurück, als wollte er zu schreien beginnen, aber sobald der flötende Faun den Finger erhob, ließ er den Kopf wieder sinken, spitzte die Ohren nach vorn und schritt ehrbar weiter. Vorbei an der Faunfamilie, quer über die Waldwiese — ein Gedränge von thyrsosschwingenden und beckenschlagenden Satyrn und tanzenden Nymphen hinterher — war das noch die Zwischenaktsmusik? Nein, das war ja gar nicht mehr Schubert. Was war es nur? Ach ja! Jetzt wußte er es — das erhob sich wie gewaltiges Sturmgebrause, das war der Weihegesang am Schlusse der Amoll.

Und mit einem mal war es, als flösse alles Licht und alles Tönen in einen Glanz auf eine Stelle zusammen: aus dem Walde traten zwei weiße Hirsche, die einen zweirädrigen Wagen zogen, auf dem ein herrliches Frauenbild ruhte. Mit ruhigem Schritt gingen in hochgeschürztem Chiton Jägerinnen mit Köchern und Bogen neben dem Wagen und hinter ihm her, und schlanke Jagdhunde umkreisten ihn mit zierlichen Sprüngen.

War es der Mond, was wie ein silbern leuchtender Schein um sie stand? Ging das Licht von ihr selbst aus? Weiß schimmerten die herrlichen Glieder zu ihm herüber, licht wie Mondesstrahlen war das leichtgelockte Haar, das ihren Kopf mit dem glänzenden Diadem umgab und sich am Hinterhaupt in einen Knoten

sammelte; überirdisch schön das feine Antlitz, das sich zu ihm wandte und ihn aus dunkeln Augen ansah.

Sprach sie zu ihm? War es ihre Stimme, die ihn mit himmlischem Wohllaut umfing?

Er sank in die Kniee und breitete die Arme nach ihr aus. Ja, du bist es, rief er mit bebenden Lippen, du bist es, die Poesie, mein Ideal! Nimm mich mit dir! Ich weiß es, es war Thorheit, daß ich dich in dem irdischen Weibe sah. Nur dir gehöre ich. Nun folge ich dir in deine himmlischen Gefilde.

Sie schüttelte leise das Götterhaupt, und ein mildes Lächeln verklärte ihren Mund. Ihr leuchtender Arm erhob sich und winkte nach dem Walde. Und zugleich wurde das schöne Bild blaß und bläßer, nur noch wie ein Hauch, in silbernem Nebel zog es an ihm vorbei. Die Musik verhallte leis in der Ferne — alles war verschwunden. Silen und die Nymphen, Faune und Putten, Hirsche und Hunde — von fern her tönten wieder leise verhallend die Klänge des Schubertschen Liedes, und dann rauschten nur noch die Bäume über ihm, und drüben hinter den fernen Hügeln tauchte die Scheibe des Mondes hinab.

Aber während er noch ganz vergessen vor sich hinschaute und langsam aufstand, hub es wieder an zu klingen. Mein Gott, dachte er, ist denn alles nur Musik? Das ist doch wieder die Durmelodie aus der Rosamunde! Ja! Und sie bringt Tageslicht und Sonne! Sieh, wie die Morgenröte über den Himmel fährt! Wie es leuchtet und blitzt im Grase. Wie es auf den Blättern funkelt, und die Ferne sich aufthut — ach, diese balsamische Morgenluft, und diese Flut von Sonnengold.

Es ist merkwürdig, dachte der Professor, wie wunderbar es berührt, wenn Schubert so geheimnisvoll mitten aus seinem sonnigsten Dur in das Moll hinübergleitet — er legte einen Augenblick die Hand über die Augen, als wollte er ein vorbeigeglittenes Bild festhalten —, und wie er dann plötzlich wieder ganz in dem belebenden Sonnenlicht des Durs schwebt. Ja, das ist Dur! Er sah um sich. Ja, Onkel Zinnober, du verstehst es auch! Da ist ja die ganze Wonne des Sommertags, wie du ihn gemalt hattest. Aber still, was kommt dort?

Aus den Büschen trat eine schlanke Mädchengestalt. Goldnes Haar quoll unter dem leichten Sommerhut hervor, der auf dem feinen Köpfchen über dem hinten aufgebundnen dicken Zopfe saß. Der schlanke Nacken war geneigt, denn die Augen des entzückend geschnittnen Gesichts suchten auf dem Boden, und hin und wieder beugte sich die Gestalt — Anmut in allen Bewegungen — nieder, um eine Blume zu pflücken. Richtete sie sich dann wieder auf und fügte das Blümlein stillstehend zu dem Strauße, den sie in der Hand trug, so war die ganze Gestalt Rhythmus und Musik. Die halb geöffneten süßen Lippen, um die es wie ein sonniges Lächeln floß, sangen halblaut vor sich hin — ja, daher kam das süße Klingen, das den Professor umwob. Wo hatte er doch dieses feingeschnittne edle Gesicht gesehen, eben erst? Er sah mit atemlosen Staunen auf die liebliche Gestalt. Auf einmal kam es ihm!

Änn— rief er mit der größten Überraschung. Ännchen!

Ein leiser Schrei antwortete ihm. Aber zugleich fuhr Finsternis um ihn. Es war ihm wie einem, der im Traum aus einer schwindelnden Höhe herabstürzt und sich mit pochendem Herzen in seinem Bette wiederfindet. Wie so einer saß er da in Onkel Zinnobers Sorgenstuhl, klammerte sich mit den Händen an die Armlehnen und starrte wild aus seinen Augen. Sonnenschein und Waldesweben waren verschwunden, wie vom Sturm verweht, die Klänge waren verstummt; es rauschte nur noch in seinen Ohren, wie ein verschwimmender mächtiger Akkord — nur eins blieb hellleuchtend vor ihm in dem Dunkel, das war das liebliche Antlitz, das ihn mit großen dunkeln Augen ansah.

Ännchen! wiederholte er.

Sie stand wie unentschlossen in der Thür. Jetzt sah er, daß sie ein Licht in der einen Hand trug, das sie mit der andern beim Eintreten schützend beschattet

hatte. Sie hatte auch keinen Sommerhut auf dem Kopfe, auch nicht mehr den großen Federhut, sondern ein feines schwarzes Tuch, auf dem Schneeflocken schimmerten, und unter dem die blonden Löckchen lustig hervorquollen. Aber es waren immer noch die entzückenden, feinen Züge.

Mein Gott! sagte sie, immer noch in der Thür, woher kommst — wie kommst du nur hierher? Ich wollte auf Onkel Zinnober warten und ihn zur Bescherung mitnehmen — —

Er war aufgesprungen und sah unsicher um sich. Dort knisterten die Funken aus der Ofenthür, dort schien das verschleierte Mondlicht durch das Atelierfenster herein, und dort stand die große Leinwand kalkweiß auf der Staffelei.

Das begreife, wer will, sagte er. Geschlafen habe ich nicht!

Ein leises, silbernes Lachen tönte von der Thür her — es klang wie Musik. Er fuhr herum. Fing das Tönen schon wieder an?

Nein, Ännchen stand dort und lachte ihn mit belustigten Augen an. So, geschlafen haben Sie nicht?

Ich? Nein, gewiß nicht. Aber so komm doch herein. Es zieht ja infernalisch. Und was soll denn dieses wunderliche Sie?

Sie trat in das Atelier und schloß die Thür hinter sich. Vor allem wollen wir erst einmal die Lampe anbrennen! sagte sie, während sie ihre Handschuhe auszog. Onkel muß ja gleich kommen. Sie hob die Glocke von der auf dem Tische stehenden Lampe, nahm den Cylinder ab und hielt das Licht an den Docht. — Den Cylinder, die Glocke wieder darauf — gleich war es behaglich hell in dem Raume, und sie blies das Licht aus. Er sah ihr stumm zu, und ein eigentümliches Gefühl ergriff ihn, als er die geschickten feinen Hände beobachtete, wie sie die Sache verrichteten.

Wollen wir uns nun nicht erst einmal ordentlich guten Tag sagen? fragte er, indem er ihr die Hand hinhielt.

Gewiß, warum nicht? sagte sie, indem sie einen Augenblick ihre weiche Hand in die seine legte. Aber ich bin noch immer ganz starr, wie Sie auf einmal hier hereingeschneit sind. Ihre Eltern —

Aber Ännchen! rief er, was soll nur dieses thörichte Sie?

Ich habe mir vorgenommen, wenn du kämst, dann sagte ich Sie zu dir! sagte sie fast heftig. Aber wer dachte denn, daß du kommen würdest!

Ja, ich dachte es ja auch nicht, sagte er traurig. Aber dann zog es mich doch so mächtig — — ich wollte die Eltern überraschen, und deshalb bin ich erst hierher zu dem Onkel gekommen, um den Abend abzuwarten.

Sie stand hoch aufgerichtet vor ihm und sah ihn mit großen Augen an. Eine Überraschung wird es freilich — es ist eine große Überraschung! sagte sie.

Es hatte sich ein herber Zug um ihren Mund gelegt. Es war ihm, als finge der Boden leise an, unter ihm zu schwanken, wie er sie ansah. Vor den Ohren begann es ihm zu klingen — das war die Syrinx, die der Faun blies —

Es ist unbegreiflich, wie ähnlich Sie ihr sehen — er sagte unwillkürlich auch „Sie."

Wem? fragte sie hart. Ihre Lippen zitterten.

Der Diana von Versailles.

Der Di...?

Ja, sagte er.

Sie sah ihm ganz erstaunt in die Augen. Wie kommen Sie darauf, etwas so Wunderliches zu sagen? Es war dumm von ihr, aber sie fühlte, daß sie errötete.

Ännchen! rief er. Ich habe es ja selbst gar nicht gewußt. Aber wie du vorhin aus dem Walde — —

Er stockte und fuhr sich mit der Hand in den Bart.

Wie ich was? fragte sie verwundert.

Das ist doch zum Verrücktwerden! dachte er. Wie ich — wie ich — — ja natürlich, doch — freilich, es war doch auf dem Walle! Du hast mich gar nicht

bemerkt. Aber ich ging, als ich von der Bahn kam, ein Stück hinter dir her. Ich hatte die größte Angst, daß du dich umdrehen und mich bemerken würdest. Ich war ganz erstaunt, als ich dich erkannte. Und wie ich dich gehn sah, so groß und so — — — er stockte wieder; beinahe hätte er gesagt: so schön und so graziös in deinen Bewegungen — es war ja wie Musik! Aber er sagte nur: so verändert!

Sie hatte sich halb abgewandt von ihm. Es ist gräßlich heiß hier! sagte sie. Ich lege solange ab! Sie knöpfte die Pelzjacke auf, zog sie aus und legte sie auf einen Stuhl. Dann hob sie die Arme und nestelte an dem Tuch auf ihrem Haupte. Ich war vorhin noch einmal zu Hause, sagte sie, nur um etwas zu sagen, und habe das Tuch umgebunden, weil es anfing zu schneien, ehe ich mit meinen letzten Besorgungen für den Onkel fertig war.

Der Professor meinte, nie so schöne Umrisse gesehen zu haben. Er wandte in seltsamer Verwirrung die Augen mit Gewalt von ihr ab, trat an das Fenster und sah hinaus. Der Mond schien nicht mehr draußen. Nur ein matter Schein dämmerte noch durch den Schleier des herabwehenden Schnees. Und auch der wurde immer schwächer. Dichter und dichter fielen die Flocken, bald war es ganz dunkel vor den Scheiben, und man sah nur noch die Flocken, die im Bereich des Lampenlichts vorüberhuschten. Weit draußen im Lande, jenseits dieser Mauern, wo die Wolke, die diesen Schauer herabsandte, nicht hinreichte, lag wohl lichter Mondschein auf der träumenden Flur und verklärte den winterlichen Wald. Es war dem Professor, als lockte und zöge es ihn, weg, hinaus, in die Ferne, in ein Traumland. Ännchen sagte nichts mehr. Er hatte das drückende Gefühl, daß sie ihm grolle, und sein Gewissen sagte ihm, daß er Grund genug dazu gegeben habe. So wagte er das Schweigen nicht zu unterbrechen und sah finster in das Dunkel vor dem Fenster und auf die wirbelnden Flocken. Eine ganze Weile — eine Ewigkeit deuchte es ihn. — Ob er denn gar nicht kommt? sagte er plötzlich laut. Er erschrak fast über seine Stimme. Zögernd wandte er sich um. Ännchen hatte sich in Onkel Zinnobers Sorgenstuhl gesetzt und sich mit geschlossenen Augen darin zurückgelehnt.

Er muß ja jetzt gleich kommen, antwortete sie, ohne die Augen zu öffnen.

Da nahm er einen Stoß Mappen von einem Hocker am Tisch, warf die Mappen auf den Boden und rückte den Hocker neben den Sorgenstuhl. Dann setzte er sich darauf und betrachtete sie träumend. War sie nicht gerade wie Sie? Dieselben feinen, klassischen Formen; genau so, wie Sie auf dem Wagen, lag sie hingegossen. War diese Wirklichkeit nicht noch schöner als ein Traum?

Und dein Ideal? fragte sie plötzlich — jetzt sagte sie „dein" —, ohne sich zu bewegen und die Augen zu öffnen.

O Ännchen! flüsterte er — er wußte nicht, wie es kam, daß er neben ihrem Stuhl kniete. Er ergriff ihre feine Hand, die über die Armlehne herabhing — sie zuckte ein wenig, gab sich aber doch gefangen — und küßte sie. Mein Ideal? Ich habe es gesucht, und ich hatte mich verirrt — ich wußte ja nicht, daß ich es im Herzen trug, und daß es fest verankert darinnen war, während ich es suchte.

Er spürte es, daß sie leise weinte. Er wollte sich erheben und sich über sie beugen. Da polterte es an der Thür.

Was? rief eine scharfe entrüstete Stimme, während sie beide auffuhren. Wie? Was sehe ich hier?

Aber Onkel! rief Ännchen, die empor flog und sich vor ihn stellte. Wie kannst du nur — du bist wirklich abscheulich!

Wie kann ich nur? höhnte er, darf ich nicht mehr in mein Atelier, wenn ich will? Wie? Was? Geh nur beiseite, ich will wissen, was da hinterm Sorgenstuhl steckt.

Aber Onkel, es ist ja doch nur Wal—

Was? Nur Waldemar?

Aber Onkel, sagte dieser, indem er sich endlich von seinen Knieen erhob, Sie wissen doch, daß ich es bin!

Ich weiß es? Seh einmal einer den langen Schlingel von Kunstgelehrten! Wie kommst du denn da hinter meinen Sorgenstuhl?

Aber Onkel, ich habe doch die ganze Zeit bei Ihnen — und dann im Wal—

Waldemar stutzte wieder und fuhr sich wieder mit der Hand in den Bart.

Was sagt er da? Was faselt er?

Onkel Zinnober hatte Ännchen beiseite geschoben und stand jetzt vor dem Professor. — Geradeso wie vorhin, den großen Schlapphut hatte er auf dem Kopfe, den Radmantel um die Schultern, wie ein Doppelpilz sah er aus, nur daß auf dem Hutdeckel, der Krempe und den Schultern eine dicke Schneekruste lag. Die schwarzen Augen flogen funkelnd zwischen Ännchen und dem Professor hin und her, und ein ganz gewaltiger Grimm prägte sich auf den scharfen Gesichtszügen aus.

Dieses ist ja nett! sagte er. Na wartet! Mich gehts ja nichts an, aber — na! — Hast du mir besorgt, wozu ich dich beauftragt habe? fragte er Ännchen. — Ja. — Wo sind die Pakete? — Hier! — Also fort, marsch.

Er ging zur Thür, sperrte sie auf und stellte sich daneben.

Die beiden waren zu ihren Sachen geflogen, hatten sie angezogen und huschten an dem Onkel vorbei auf den Korridor und zu der Ausgangsthür. Dort blieben sie klopfenden Herzens stehn und warteten. Aber sie sahen den Onkel nicht, denn er stand noch im Atelier und bog sich vor Lachen — ganz leise lachte er — und rieb sich die Hände wie besessen. Er sah aus wie ein ganz fideles Wurzelmännlein.

Dann fuhr er aus der Thür. Mari — anne! rief er mit seiner schrillen Stimme. — Herr Pro — fess — sor? scholl es in demselben Tonfall aus der Küche. — Wir gehn jetzt. Mache Sie alles ordentlich zu und folge Sie uns dann. — Jawoll, Herr Professor.

Also hinaus, ihr Gelichter!

Sie eilten zur Thür hinaus und die Treppe hinunter. Hinter ihnen her polterte der Onkel.

Draußen schneite es, daß man kaum die Laternen sah. Einhaken! kommandierte Onkel Zinnober, indem er die Hausthür hinter sich zuzog.

Ännchen steckte gehorsam die Hand durch Waldemars Arm. Er griff mit der freien Hand nach dem warmen Händchen, das leicht auf seinem Arme lag, und drückte es fest.

Vorwärts!

Sie stapften voran durch den tiefen Schnee gegen den Wind, der ihnen die Flocken ins Gesicht und in die Augen trieb.

Verfluchtes Wetter! Am heiligen Abend! schalt der Alte hinter ihnen her, keuchend, denn er vermochte ihnen kaum nachzukommen.

Wie freue ich mich, daß er es zuerst erfahren hat! sagte Ännchen, indem sie des Professors Arm an sich drückte. Der gute Onkel!

Was denn, Ännchen?

Aber Waldemar! Schäme dich! — Ich glaube, keiner hat es sich so gewünscht, wie er!

Du auch nicht, Ännchen?

Sie ging einen Augenblick etwas langsamer und lehnte ihr Köpfchen ganz leise — der Onkel konnte es ja nicht sehen in dem Gestöber — an seine Schulter.

Dann waren sie am Hause. Onkel Zinnober hatte sie jetzt eingeholt, stellte sich vor sie an die Thür und klingelte. Als sich die Thür aufthat, marschierte er voran und stieg die Treppe hinauf, als gingen sie ihn nichts an, und legte im Vorraum Mantel und Hut ab. Dann ging er in das Wohnzimmer. Hier sind wir — hörten sie ihn beim Eintreten sagen.

Der Professor half Ännchen aus der Jacke und zog seinen Überrock aus, während sie das Tuch abnahm und ihr Haar ordnete. Dann trat er auf sie zu und legte den Arm um ihre Taille. Es durchzuckte ihn, wie er die Wärme spürte, die das seidne Kleid ausströmte.

Sie wandte den Kopf ab und drängte ihn von sich. Dein ganzer Bart ist ja voll Schnee! sagte sie, und als er stutzte und danach griff, lachte sie leise und huschte durch die Wohnstubenthür.

Am Tisch saß der Vater mit dem weißen Haar, ihr den Rücken zukehrend, vor einem dicken Buche — es war die Bibel —, worin er gelesen hatte, während die Mutter nebenan schäfterte. Nach alter Gepflogenheit wurde zuerst das Weihnachtsevangelium vom Geheimrat gelesen, bevor es dann drüben klingelte. Onkel Zinnober hatte sich dem Vater gegenüber in einen Lehnstuhl gesetzt und blitzte Ännchen aus den schwarzen Augen an, während er die Daumen umeinander drehte.

Sie beugte sich über den Vater, hinter seinem Stuhl stehend, und sagte: Guten Abend, Vater. — Guten Abend, Kind! — Aber wie sie das Wort „Vater" sagte, stutzte sie und warf rasch einen Blick auf den gleichmütig die Daumen umeinander drehenden und vor sich niedersehenden Onkel. Sie wurde plötzlich dunkelrot, fiel dem Vater um den Hals und küßte ihn leidenschaftlich auf Stirn, Mund und Augen.

Aber Kind, was hast du denn? fragte der Geheimrat erstaunt; doch in demselben Augenblick verschloß ihm eine Hand die Augen. Waldemar war ganz leise hereingeschlichen.

Wer ists? jubelte Ännchen.

Deine Hand ists nicht! sagte der Vater und griff nach der, die über seinen Augen lag.

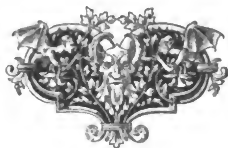
Onkel Zinnober, Ännchen! Seid ihr denn endlich da? Ich bin ja längst fertig! rief die Stimme der Mutter durch die Thürspalte. Heller Lichterglanz blitzte hervor. Dann ging die Thür ganz unprogrammmäßig ein ganzes Stück auf. Die Frau Geheimrätin stand da, als wäre sie — heute, am heiligen Abend! — in eine Salzsäule verwandelt worden wie weiland Lots Frau. Der Lichterbaum hinter ihr strahlte in funkelnder Pracht.

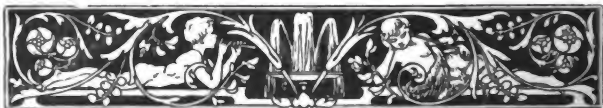
Waldemar!

Der Vater fuhr herum und stieß einen Ruf der Überraschung aus. Die fesselnde Hand hatte ihn freigelassen und haschte nach einer andern. Aber Ännchen flog an dem Onkel vorbei und an der starren Mutter vorüber in das Christbaumzimmer, und der Professor Waldemar stürzte hinter ihr her, und die Frau Geheimrat rief, während auch ihr Mann, der aufgesprungen war, an ihr vorübereilte: Nein, diese Kinder! Da hört doch alles auf! Aber ihr Herz sagte ihr, was passiert sei, und helle Thränen glänzten auf ihren rundlichen Wangen, als sie sich wandte und den andern folgte.

Onkel Zinnober aber rieb sich die Hände wie besessen und grinste dabei über das ganze Gesicht wie ein Satan; dann tanzte er ganz leise einen Menuett, ehe auch er hinüberging zu dem Lichterbaum. Und dabei hingen ihm, was gar nicht zu seinem auffälligen Benehmen paßte, zwei dicke glänzende Perlen am Schnurrbart, an jeder Spitze eine.

Hans Grunow



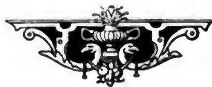


An die alten und die neuen Grenzbotenleser

In dem Augenblick, wo die Grenzboten die Arbeit des zu Ende gehenden Jahres abschließen und sich zu der für das kommende rüsten, möchten sie eine Bitte an ihre Leser richten. Sie dürfen hoffen, daß sie deren Zufriedenheit erworben haben. Die alten Leser haben zu einem stark ermäßigten Preis in den Heften dieses einundsechzigsten Jahrgangs reichern Stoff erhalten, als ihnen die frühern Jahrgänge geboten haben; die neuen Leser haben gesehen, daß die Grenzboten mehr bringen als irgend eine andre Zeitschrift ihrer Art, aber nicht nur mehr an Stoff und Seitenzahl, sondern mehr vor allem an innerm Gehalt. Die Grenzboten glauben deshalb, an ihren neuen Lesern auch neue Freunde gewonnen zu haben. Von seinen Freunden darf man aber hoffen, daß sie, soweit sie dazu imstande sind, hilfreich mit Hand anlegen bei einer Arbeit, die zum Nutzen der Gesamtheit, des Vaterlands dienen soll.

Wer Wert auf das Wirken der Grenzboten legt, wird sie auch gern zu fördern suchen. Der beste Hebel ist die Fürsprache im Freundeskreise; also werden unsre Leser gebeten, diese nicht zu versäumen vor dem Beginn des neuen Jahrgangs, wo sie Gelegenheit dazu haben. Sie können durch die Verbreitung des Probeheftes und durch die kleine Mühe einer Postkarte, durch die sie Bekannte zum Lesen der grünen Hefte auffordern, mit dazu beitragen, daß weitere Kreise für diese gewonnen werden. Es steht jedem der Leser jede Anzahl von Exemplaren des ersten Heftes des neuen Jahrgangs zur Verfügung. Man wolle nur bestellen; je mehr Bestellungen kommen, desto froher wird an die Arbeit gehn

Der Herausgeber



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Klassendünkel und Sozialpolitik

nsre Zeit ist in besonderm Grade sozialpolitisch. Sie scheint aber zugleich eine Zeit wieder erstarkenden Standeshochmuts, Klassendünkels und Kastengeistes zu sein. Viele, auf die etwas zu geben ist, sind überzeugt davon, wenn auch die mit dieser Strömung treibenden natürlich nichts davon wissen wollen. Die soziale Frage steht mit Recht mehr als jemals im Vordergrund unsrer innern Politik. Die Sozialpolitik der Sozialdemokratie muß überwunden werden durch die rechte Sozialpolitik; die arbeitenden Massen — das ist das dringendste — müssen von der Herrschaft der Sozialdemokraten befreit und wieder zu eignem Beobachten und eignem Überlegen gebracht werden. Der Kaiser hat ihnen in Breslau wiederum die Hand gereicht. Unsre Sache ist es, alles aufzubieten, daß seinen humanen, arbeiterfreundlichen Absichten im Volk die Wege geebnet werden. Wenn die, die die Arbeiter von der Herrschaft der Sozialdemokratie befreien wollen und sollen, noch mehr in Klassendünkel und Kastengeist hinein geraten, so werden die Aussichten auf wirklichen Erfolg nur schlechter werden. Vielleicht ist diese Geistesströmung unter den führenden Klassen, den sogenannten „bessern" Ständen, schon mit daran Schuld, daß trotz aller Sozialpolitik, die sie gemacht haben, die verhängnisvolle Macht der Sozialdemokratie über die Massen eher zu- als abgenommen hat.

In seinem neuen Buche über die deutschen Universitäten sagt Friedrich Paulsen über die Stellung der akademisch Gebildeten in der Gesellschaft, ihre Gesamtheit stelle in Deutschland eine Art „geistiger Aristokratie" dar. Es gehörten dazu die Geistlichen und Lehrer, die Richter und Beamten, die Ärzte und Techniker, kurz alle, die sich „durch einen Kursus auf der Hochschule" den Eintritt in einen der „gelehrten und dirigierenden Berufe" verschafft hätten. Sie bildeten in ihrer Gesamtheit eine Art Amtsadel, wie sie denn auch alle an der Staatsregierung und Staatsverwaltung beteiligt seien. Wir fänden sie „in den Bureaus und Gerichtshöfen, in den Konsistorien und Schulkollegien, in der hygienischen und technischen Verwaltung aller Stufen nebeneinander thätig." Und erklärend fügt er dann noch wörtlich hinzu: „Im ganzen bilden die Inhaber dieser Berufe eine homogene gesellschaftliche Schicht; sie erkennen

sich, eben auf Grund der akademischen Bildung, als sozial Gleichstehende an, was natürlich weder Rangunterschiede innerhalb des Berufs noch auch Abstufungen in der Vornehmheit der Berufe selbst ausschließt; allerlei Rivalitäten, so z. B. zwischen Technikern und Juristen, haben hierin ihren Ursprung. Aber im ganzen gilt doch: wie die akademischen Bürger auf der Universität sich grundsätzlich als Gleichstehende, als Kommilitonen anerkennen, wenn auch diese oder jene Gruppe ihren privaten Hochmut hat, so erkennen sich auch die Inhaber aller akademischen Berufe grundsätzlich als Gleichstehende an, und wäre es nur darin, daß die »Satisfaktionsfähigkeit« keinem prinzipiellen Zweifel unterliegt."

Es ist von Interesse, daß Paulsen hier die Duellfrage mit besondrer Betonung in Betracht zieht. „Satisfaktionsfähig" ist doch nur der, der dem Standesgenossen auch Satisfaktion mit der Waffe giebt und sie auch von ihm fordert, kurz der sich der Duellsitte unterwirft. Mit dem studentischen Paukboden hat das nichts oder sollte es nichts zu thun haben. Die Mensur, und gerade die Bestimmungsmensur hat ihre besondre erziehende, für manche unersetzbare Bedeutung. Sie soll nicht unterschätzt, aber auch nicht überschätzt werden. Wenn sie dahin führt, die Duellsitte zu fördern, so muß das bedauert und bekämpft werden. Die Duellsitte ist und bleibt ein unsrer Kultur Hohn sprechender Unfug, das Duell selbst eins der traurigsten notwendigen Übel. Wenn die bestehende Rechts- und Gesellschaftsordnung und — so muß man hinzufügen — die zurückgeblieben oder entartete öffentliche Meinung dem gebildeten Manne den zur Aufrechterhaltung seiner sittlichen Persönlichkeit in der Gesellschaft unerläßlichen Schutz gegen Ehrenraub versagt, so bleibt ihm unter Umständen keine andre Wahl, als sich selbst Recht zu nehmen, sich selbst zu rächen. Man schlägt damit nicht immer den Beleidiger nieder, man kann ebensogut von ihm niedergeschlagen werden, aber man schlägt sicher die erbärmliche Gesellschaft ins Gesicht, die einen im Stiche läßt, und darin hat man Recht. Aber man muß dann auch den Mut haben, die Folgen davon zu tragen. Nur die allerschwersten Beleidigungen sollten eigentlich das Duell entschuldigen, und nur ein Duell unter den schwersten Bedingungen sollte eigentlich entschuldigt werden. Für Duellanten sollte es vernünftigerweise nebeneinander keinen Platz mehr in ein und derselben Gesellschaft geben. „Entweder du oder ich" — nur so hätte das Duell rechten Sinn. Wenn sich der tödlich Beleidigte und der Beleidiger — man denke z. B. an einen niederträchtigen Ehrenraub begangen an der Frau, der Schwester, der Mutter — einige Säbelhiebe versetzt haben und dann — gehörig zusammengeflickt — beide, als wäre nichts geschehn, in derselben „guten" Gesellschaft die alte Rolle spielen, so ist das eine Lächerlichkeit, aber keine Sühne. Unsre Gesellschaft erscheint noch ganz unfähig, in Ehrensachen Recht zu sprechen, Recht zu finden. Wer nicht gedankenlos ins Leben hineingelebt hat, dem müssen sich bei einiger Erfahrung in solchen Dingen diese Gedanken aufgedrängt haben. Aber die Gedankenlosigkeit, das heißt die nichts als konventionelle und formelle Betrachtung des Menschenlebens ist leider gerade unter den Gebildeten nur zu sehr verbreitet. Von allen zu verlangen, daß sie sich unter allen Umständen

über diese Schwächen der Gesellschaft mit Verachtung hinwegsetzen sollen, geht freilich nicht an. Aber wenn es überhaupt ethische Ziele und Imperative für den Einzelnen und für die Gesellschaft giebt, so gehört die energische Bekämpfung der Duellsitte dazu.

Die höchste Achtung verdient deshalb das Streben der Männer, die sich aus reinem sittlichem und religiösem Empfinden heraus in diesem Kampf zur Führung entschließen, mehr Achtung sicher als die Redereien derer, die die Ehrenstellung des gebildeten, namentlich des „akademisch" gebildeten Mannes, des jungen wie des alten, des robusten und gewandten wie des schwächern und ungeschicktern, im zwanzigsten Jahrhundert nur noch mit dem Säbel in der Faust anerkennen zu wollen vorgeben. Natürlich hat Paulsen diesen Förderern des Duellunfugs nicht nach dem Munde reden wollen, aber bei der das Duell fördernden Strömung fordert es zu besondrer Prüfung heraus, daß er auch nur so, wie er es thut, die Duellsitte zum Hauptmerkmal der Stellung der Inhaber akademischer Berufe zu einander und zur Gesellschaft macht. Trotz der lauten duellfördernden Strömung ist das thatsächlich nicht ganz richtig. Der Stempel, der den akademisch Gebildeten das gemeinsame Gepräge giebt, ist denn doch auch heute noch ein andrer. Auch der großen Masse der Studenten auf den deutschen Universitäten gilt, dank zum Teil wohl ihrer humanistischen Vorbildung, die Wissenschaftlichkeit ihres Berufs, das freie Forschen nach der Wahrheit, kurz der Idealismus als das, was ihn auszeichnet. Es paßt — Gott sei Dank — noch immer nur auf eine Minderheit unter den deutschen, auch unter den preußischen Studenten, was Paulsen treffend schildert, wenn er schreibt: „Freilich nicht ganz vermag ich der Besorgnis mich zu entschlagen, daß das Zeitalter der »Realpolitik«, dessen Spuren im Leben des deutschen Volkes überall zu erkennen sind, auch in die studierende Jugend mit allerlei Wirkungen Eingang gefunden habe: Hochschätzung des Reichtums und Prunks, Wertlegen auf äußere Erscheinung und konventionelle Formen, Nachobensehen und Korrektheitsfanatismus, all das spielt jetzt auch in der akademischen Jugend seine Rolle. Ich gestehe, daß die philiströse Ängstlichkeit, womit heute in manchen Kreisen auf »patentes« Auftreten und Repräsentation gehalten wird, mir mit dem Wesen des Studenten weniger verträglich zu sein scheint, als ein Übermaß von Gleichgiltigkeit gegen diese Dinge, wie es früher wohl vorkam. Es zeigte doch den Mut, eigne Wertmaßstäbe gegenüber dem Geltenden anzulegen. Die allzu bereite Unterordnung unter die Korrektheitsforderungen der Talmivornehmheit läßt auch für die Folge nicht viel Selbständigkeit des Urteils und des Charakters erwarten."

Das sind goldne Worte, deren Wert wir hoch anschlagen, wenn wir auch hier den eisernen Imperativ, der daraus zu folgern ist, ungern vermissen. Wir können es uns nicht versagen, auch noch folgende Sätze Paulsens wörtlich anzuführen: „Und ein andres geht damit zusammen: die Schätzung der Menschen nach ihrem innern Wert, unabhängig von Besitz und Rang. Jene Talmivornehmheit pflegt mit pöbelhaftem Hochmut gegen geringe Leute und schmiegsamer Unterwürfigkeit gegen Macht und Reichtum zusammen zu gehn. Auch hier empfand der deutsche Student in der ersten Hälfte des Jahrhunderts

freier, als es in der Gegenwart vielfach der Fall ist. Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt; der Mann, der das Wort zuerst sprach, durfte so reden. Aber unter denen, die es ihm nachsprechen, sind, fürchte ich, nur zu viele, die sich vor allen Dingen in der Welt fürchten, nur nicht vor Gott, die sich fürchten vor der Gesellschaft und der öffentlichen Meinung, vor dem Geld und dem Rang, vor jedermann, der einmal nützen oder schaden kann, ja vor jedermann aus dem Volke, und wenn er nichts kann als die Nase rümpfen."

Aber es ist doch noch immer nur eine Minderheit der deutschen Studenten, auf die diese Beschreibung paßt, doch kommt leider diese Minderheit vielfach als „Elite" äußerlich immer mehr zur Geltung und versteht es wohl auch besonders gut, „Karriere" zu machen, gerade weil sie die unverfälschtesten „Realpolitiker" schon als Studenten sind oder werden, unangekränkelt von irgend welchem Idealismus. Das sind die Musterschüler für den erstarkenden Standeshochmut, Klassendünkel und Kastengeist, für das anmaßende, rücksichtslose Strebertum, das um so verderblicher wirkt, je mehr talentvolle, kluge und fleißige junge Leute ihm verfallen.

Auf den technischen Hochschulen haben sich die Verhältnisse anders entwickelt als auf den Universitäten. Sie können auch jetzt noch nicht ohne weiteres über denselben Kamm geschoren werden, wie das vielfach Mode zu werden scheint. Der Idealismus des freien Universitätsstudiums ist bei den studierenden Technikern vielfach unterbunden worden durch den Zwang, sich von Anfang an für den ergriffnen praktischen Spezialberuf, der häufig in der Sphäre des Erwerbslebens liegt, eine Masse praktisch verwendbarer Kenntnisse anzueignen. Das „Student spielen" hat erst neuerdings mehr überhand genommen; leider, wie es scheint, erst unter der modernen, von Paulsen geschilderten realpolitischen Strömung. Ob das Streben der neuen Technikerkorps ein wirklicher Fortschritt ist im Vergleich mit dem Streben der alten Vereine der Polytechniker, ist mehr als zweifelhaft. Die Erziehung zur Duellsitte hat wohl kaum viel zur Veredlung der jungen Herren beigetragen, die neumodische Dressur zum korrekten Strebertum sicher gar nichts.

Unter den Beamten, Ärzten, Geistlichen, Gymnasiallehrern tritt die Rücksicht auf die Duellsitte als Merkmal der Zugehörigkeit zu einem besondern und zwar ausgezeichneten Berufsstande bis jetzt noch mehr in den Hintergrund, als das schon unter der Masse der Studenten immer noch der Fall ist. Ob die Propaganda für den krummen Säbel darin eine wesentliche Änderung herbeiführen wird, bleibt abzuwarten. Daß diese Propaganda weniger zu einer Einschränkung der Pistolenduelle als zu einer Zunahme der Duelle überhaupt führen würde, wenn sie Erfolg haben sollte, kann man annehmen. Lange würde die Freude wohl nicht dauern. Immerhin ist schon die Möglichkeit einer bemerkbaren Neubelebung des Faustrechts unter den Gebildeten und namentlich unter den akademisch gebildeten Beamten gerade bei den dringenden sozialpolitischen Aufgaben der Gegenwart ernst zu nehmen. Es könnte den ungebildeten Massen gar kein schlechteres Beispiel und ihren sozialdemokratischen Verhetzern gar keine willkommnere Handhabe für ihre Wühlarbeit gegeben werden, als wenn die höhern Beamten das Faustrecht als das

charakteristische Vorrecht ihres Berufsstandes vor der öffentlichen Meinung praktisch zur Anerkennung brächten. Aber die ganze Duellfrage interessiert hier doch nur nebenher.

Wenn unsre höhern Beamten mehr als früher des Kastengeists, des Klassendünkels und des Standeshochmuts beschuldigt werden und sich schuldig machen, so ist doch von vornherein zu sagen, daß sich eine ähnliche beklagenswerte Erscheinung auch in andern Berufsständen zeigt. Zunächst bei den Kaufleuten und den Industriellen. Nicht nur zwischen ihren drei Hauptklassen, den Unternehmern, den Angestellten und den Arbeitern, herrscht ein die Sozialreform erschwerender und ihre gute Wirkung oft aufhebender Kastengeist und Klassendünkel, sondern auch zwischen den verschiednen Klassen der Unternehmer und zwischen den Angestellten untereinander. Die verletzende persönliche Überhebung der Unternehmer und der Angestellten gegen die Arbeiter hat vielleicht etwas abgenommen. Man hat der Not gehorchend sich zu humanern Formen bequemt und ist damit dann wohl auch hier und da zu humanern Anschauungen gelangt. Leider wird man den Arbeitern zum Teil recht geben müssen, wenn sie sich für diesen Fortschritt den Sozialdemokraten zu Dank verpflichtet fühlen. Den in ihrer Allgemeinbildung und ihrer geschäftlichen und technischen Tüchtigkeit den „Chefs“ im allgemeinen kaum nachstehenden bessern Angestellten gegenüber ist der Kastengeist und der Standeshochmut der Unternehmer viel ärger und auf die Dauer verbitternder als die Überhebung der höhern Beamten über die niedern von gleicher persönlicher Bildung. Hier treibt das sogenannte Protzentum seine allerunangenehmsten Blüten, gegen die auch der alte Adelshochmut und Adelskastengeist anmutig erscheint. Der Nepotismus hat in der modernen Unternehmungsform der Aktiengesellschaft ein beklagenswert günstiges Bethätigungsfeld gefunden, und es ist nicht unmöglich, daß sich das über kurz oder lang an unsern Großbetrieben und damit an der ganzen deutschen Volkswirtschaft, soweit sie auf Handel und Industrie beruht, empfindlich rächt.

Sozialpolitisch ist dieser kaufmännische Kastengeist der wirksamste Bundesgenosse der Sozialdemokratie. Ihn zu bestreiten, ist ganz unmöglich. Man frage nur einmal bei den Herren und den Damen unsrer „großen Häuser“ nach, die jedem Nichtsthuer, der aus einem ebenso großen Hause kommt, bereitwillig ihre geselligen Pforten öffnen, ob es ihnen auch nur denkbar erscheint, einen jungen kaufmännischen Angestellten, der kein großes Vermögen ererbt oder zu erben hat, gesellig zu empfangen, mag er ihnen auch als noch so gebildet und tüchtig bekannt sein. Wie die Dinge in dieser Beziehung liegen, ist es nicht wunderbar, wenn gerade tüchtige und gebildete junge Angestellte immer zahlreicher offen zur Fahne der Sozialdemokratie schwören. Im Herzen thut es vielleicht schon die große Mehrzahl. Die rühmlichen, sogar nicht allzu seltenen Ausnahmen, wo Großunternehmer ihren Angestellten persönlich die berechtigte Gleichachtung und freundschaftliche Teilnahme erweisen, zeigen, daß es auch so geht, und sie rechtfertigen gerade den schweren Vorwurf, den wir den Protzen machen. Freilich der Unternehmerkastengeist reicht weit hinunter bis in die Sphäre des Kleinhandels und des Handwerks. Vielfach nimmt er hier nur andre, vollends brutale Formen an.

Und wenn sich die Kaufleute und die Industriellen über Beamtenhochmut beklagen, so ist, auch wenn die Klagen zum Teil begründet sind, doch auch hier daran zu erinnern, daß ihr Protzentum, ihre übertriebne Wertschätzung des Reichtums und des äußern Genusses und Prunks, der ihn voraussetzt, den gebildeten Beamten eine größere Exklusivität, ein schärferes Wahren ihres höhern, idealern Standpunkts in der Gesellschaft zur Pflicht macht. Diese Pflicht wird eher zu wenig als zu viel erfüllt in unsrer „realpolitischen" Zeit. Obwohl freundschaftliche Geselligkeit zwischen dem reichen Kaufmann und dem vermögenslosen höhern Beamten und Gelehrten nicht nur möglich ist, sondern sehr erfreulich und für beide Teile ehrend sein kann, und obwohl in solchen Fällen ein Kerbholz über die gegenseitig dargebotenen geldwerten Aufwendungen zu führen auf beiden Seiten das allerunvornehmste sein würde, so giebt es doch kaum etwas widerlicheres, als den gebildeten Beamten, der beim Protzen schmarotzt, d. h. sich durch den geselligen Verkehr mit ihm die materiellen Genüsse zu verschaffen sucht, die er sich aus eignen Mitteln nicht verschaffen zu können bedauert. Das Volk hat ein feines Gefühl für dieses Schmarotzen, und der sozialdemokratischen Propaganda kommt es sehr zu gute. Das Gefühl dafür auch im Beamtentum wieder recht scharf zu machen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Regierung. Leider führt die andressierte Talmivornehmheit der studierenden Jugend von dem gebotenen Ziel immer weiter ab. Was die Beamten immer noch in der Gesellschaft auszeichnet, das ist ihre Stellung über dem Erwerbsleben, über dem immer schärfer entbrannten Kampf um Geldgewinn. Der ideale Vorzug dieser Stellung kann gar nicht genug betont werden. Nirgends hat das Wort: „Was ist Wahrheit!" eine so verhängnisvoll große Bedeutung wie in der modernen Jagd nach Geld. Man muß lachen, wenn man sich die Wahrheitsliebe der Geschäftsinteressenten daraufhin ansieht. Da ist auch nicht einmal mehr auf Adam Riese Verlaß. Die Wahrheit, die andern Geld bringt, darf nicht gelten, aber die Wahrheit, die einem selbst was einbringt, möchte man sich immer patentamtlich schützen lassen. Diesem Banausentum — im weitesten Sinne des Worts — gegenüber haben der Richter, der Geistliche, der Verwaltungsbeamte, der Lehrer und der Professor doch wirklich eine beneidenswert ideale Stellung, und man wird auch heute noch — so viele Ausnahmen es giebt — sagen können, daß das den deutschen akademisch gebildeten Beamten hauptsächlich den gemeinsamen besondern Stempel aufprägt, der ihr Verhältnis zur Gesellschaft und untereinander bestimmt. Freilich, je mehr die Talmivornehmheit, von der Paulsen schreibt, überhand nimmt, um so mehr wird die akademische Beamtenprägung zur Falschmünzerei. Nur aus diesem Idealismus nimmt die deutsche Beamtenvornehmheit ihr Recht, ohne ihn werden die Berufsbeamten trotz aller andressierten Korrektheit und krummen Säbel auch in Deutschland einer capitis deminutio verfallen.

Von einem agrarischen Protzentum zu reden könnte bei der finanziell ungünstigen Lage, in der die meisten deutschen Landwirte zur Zeit sind, als Anachronismus erscheinen. Und doch gab es, giebt es teilweise noch und wird es bei zunehmendem Wohlstande wieder vor allem ein Bauernprotzentum geben, das hinter dem städtischen an Widerwärtigkeit und sozialer Schädlichkeit nicht

zurücksteht. Der Bauernstolz ist ja sprichwörtlich im übeln Sinne. Es ist jetzt vielfach Mode geworden, sich für alles, was bäurisch ist, zu begeistern. Bei Städtern, die die Bauern gar nicht verstehn, fast am meisten. Wir wollen uns bei solchen Narrheiten hier nicht aufhalten, aber es wird hohe Zeit, daß wir gebildeten Deutschen auch in dieser Beziehung wieder zu denken anfangen. Wo das Protzentum auf dem Lande auftritt, da ist es bäurisch. Den Adelshochmut, den Adelskastengeist, die Adelsvorurteile nennt man ihrer historischen Basis wegen nicht Protzentum, wenn sich in neuster Zeit auch manche Vergleichspunkte zwischen beiden Erscheinungen ergeben. Den in der Gesellschaft lebenden möge es überlassen sein, darüber ihre Beobachtungen und sich Gedanken zu machen. Die sozialen Pflichten der Großgrundbesitzer werden vielfach noch besonders mangelhaft erfüllt. Hoffentlich wird, wenn die leidigen Zollfragen zur Ruhe gekommen sein werden, die soziale Frage auf dem Lande mit all dem Ernst, den sie verdient, in Behandlung genommen werden. Hier ist die Gefahr der Ausbreitung der sozialdemokratischen Herrschaft über die Arbeiter ungeheuer. Alles wird dabei auf die Imponderabilien ankommen, die gerade auf dem Lande das Verhältnis zwischen Herr und Arbeiter bestimmen, und die ganz wesentlich im Standeshochmut, Klassendünkel und Kastengeist der Herren ihren unberechenbaren Ausfluß haben. Tempora mutantur et nos mutamur in illis. Der Patriarchalismus von heute muß ein ganz andrer sein als der vor fünfzig Jahren. Wer das nicht wahr haben will, der ist der schlimmste Feind jeder ländlichen Aristokratie in Deutschland. Und die brauchen wir nun einmal, namentlich in Altpreußen. Die sogenannte Selbstverwaltung setzt eine gründliche Reform der sozialen Gesinnung dieser Aristokratie ganz besonders voraus. Ein in Kastengeist und Klassenhochmut befangner Großgrundbesitz kann in Deutschland eine zur Selbstverwaltung taugliche Gentry nimmermehr abgeben, die bei der Lösung der dringenden sozialen Aufgaben der nächsten Zukunft mehr nützte als schadete. Die Sozialdemokratie kennt die Schwächen unsrer Zustände in dieser Beziehung, und sie wird sie kräftig zu ihrem Vorteil benutzen. Auch die Berufsbeamten in den ländlichen Bezirken werden danach ihr Verhalten in der Gesellschaft, namentlich dem neumodischen Junkertum gegenüber, vielfach revidieren müssen. Es wird nicht allen leicht fallen, denn die Talmivornehmheit, die die Abhängigkeit von den sogenannten Junkern verleiht, hat in den Augen vieler Vorgesetzten einen besonders echten Schein und fördert die „Karriere" deshalb oft ganz vortrefflich. Aber Talmi bleibt Talmi. Die Beamtenvornehmheit, die darauf beruht, muß sich in schweren Zeiten als jämmerlich unecht und unzuverlässig erweisen. Von den sozialen Aufgaben soll sie ganz die Finger lassen.

Von dem alten „Liberalismus" der Junker, der sich in der Abneigung gegen die Berufsbeamten erschöpfte, ist auch heute noch ein gehöriges Quantum vorhanden, nur daß man den alten liberalen Umschlag nicht mehr gebraucht. Er ist zu fadenscheinig geworden, und ein neues Muster ist noch nicht am Markte. Wie unser Junkertum aussieht, so ist zu fürchten, daß sein Einfluß die von Paulsen geschilderte „realpolitische" Richtung unter den sich vorbereitenden jungen akademisch gebildeten Beamten leider ebenso begünstigt wie der

Einfluß des städtischen Protzentums. — Womit durchaus nicht gesagt ist, daß der deutsche Adel, der ja mit dem Junkertum von heute ganz und gar nicht identisch ist, das Zeug hat, uns wirklich vornehme Beamten in großer Zahl zu stellen.

Der tadelnswerte Kastengeist, Klassendünkel und Standeshochmut der Beamten äußert sich in seiner sozialen Schädlichkeit sowohl nach außen gegen die Staatsbürger ohne Beamtencharakter als auch innerhalb des Beamtentums selbst. Zunächst sucht man denn doch der akademischen und namentlich der Universitätsbildung viel zu allgemein einen viel zu hohen Wertstempel aufzuprägen. Die wissenschaftliche Bildung ist auch in Deutschland viel weniger mehr Monopol der Universitäten als noch vor fünfzig Jahren, und auf der andern Seite hat die oft erwähnte „Realpolitik" der Studenten der alten idealen Wissenschaftlichkeit schon gehörig Abbruch gethan. Aber abgesehen davon: was für Banausen und Böotier treten nicht schon immer Jahr für Jahr nach rite durchgehaltenen, manchmal sogar fleißig durchochsten Semestern und genügend bis gut absolviertem Staatsexamen in die verschiednen akademischen Berufsstände ein. Und wieviele versauern erst gar nach dem Staatsexamen zu so ausgesprochnen Philistern, daß ihre höhere ideale und wissenschaftliche Bewertung andern unakademisch gebildeten Staatsbürgern gegenüber der reine Hohn ist.

Gewiß ist die Berufsthätigkeit der höhern Beamten eine Schule des Idealismus und der Wissenschaftlichkeit oder kann und sollte es sein. Auch, ja ganz besonders, die Berufsthätigkeit der Juristen, vornehmlich der Richter. Man ist wenig geneigt, das anzuerkennen, weil man überhaupt die Bedeutung des positiven Rechts und des gesicherten Rechtswegs nicht mehr anerkennen will oder zu verstehn viel zu gedankenlos ist. Man denkt nicht daran, daß den Richtern Tag für Tag berufsmäßig die vielgestaltigen Erscheinungen des vollen, praktischen Menschenlebens vor Augen geführt werden, die festzustellen, in ihrem Wesen zu verstehn und nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen und nach den Regeln der Logik zu beurteilen sie die Aufgabe haben. Und das immer unter der unmittelbarsten, schärfsten Verantwortung, denn die vor Gericht unterliegende Partei ist der gefährlichste Kritiker. Kein andrer Beruf ist so unausgesetzt zur wissenschaftlichen — gerade dieses Wort ist zu brauchen — Prüfung der menschlichen Dinge gezwungen, kein andrer Berufsstand so unausgesetzt in der Übung, sich über den Parteien, über den Interessen zu halten und kein Ansehen der Person gelten zu lassen. Das Suum cuique tribuere ist wie vor zweitausend Jahren noch jetzt die herrliche Devise, die oberste Berufspflicht des Juristen. Darauf vor allem zielt die ganze Schulung des Verstandes und Charakters beim Rechtsstudium ab, nicht nur auf der Universität, sondern erst recht in dem viel längern praktischen Vorbereitungsdienst, der in sehr viel höherm Maße, als jetzt gewöhnlich behauptet wird, seine wissenschaftliche Seite hat. Daß das Universitätsstudium von den meisten angehenden Juristen so arg vernachlässigt wird, bringt den Beruf leider in Verruf, und man kann nur wünschen, daß in dieser Richtung endlich durchgreifend Wandel geschafft wird. Freilich, die Talmivornehmheit, die man in bedauerlicher Verblendung gerade an den jungen Juristen besonders zu lieben

scheint, macht das immer schwerer. Durch Gigerltum und Strebertum wird der Idealismus, den das Rechtsstudium in so hohem Grade pflegt und voraussetzt, und durch den es die Juristen zu den berufensten Sozialpolitikern macht, natürlich zu Schanden.

Vor allem wird in der Gegenwart eine möglichst vollkommene juristische Schulung von Verstand und Charakter bei den höhern Verwaltungsbeamten verlangt werden müssen. Es ist ein verkehrter Weg, sie durch eine Sammlung technischer, statistischer und dergleichen Spezialkenntnisse ersetzen zu wollen. Auch ein Halbjahr auf einer Domäne oder in einem Bankhause wird wenig helfen. Was in dieser Beziehung im Kolleg, in den Seminaren und in kurzen Spezialkursen usw. gelernt werden kann, erspart es den jungen Verwaltungsbeamten doch nicht, sich immer wieder neuen Erscheinungen des praktischen Lebens gegenüber zu sehen, wo es immer wieder gilt, Jurist zu sein, suum cuique tribuere. Die juristische Vorbildung ist deshalb in der Regel, d. h. für den Durchschnitt der Beamten, unersetzlich, und zwar eine juristische Vorbildung, zu der — wieder in der Regel — eine ein- bis zweijährige Thätigkeit als Gerichtsassessor wünschenswert erscheint. Wenn sich der höhere Verwaltungsdienst aus den soweit ausgebildeten Juristen rekrutierte, so würde er am besten fahren, gerade der Sozialpolitik gegenüber. Techniker und Spezialisten wird er daneben natürlich immer brauchen und auch reichlich zur Verfügung haben.

Überhebung und Rücksichtslosigkeit der untern Beamten gegen das Publikum sind eine ziemlich allgemeine Klage von jeher. Wie sehr sie der sozialdemokratischen Propaganda nützen, namentlich, wenn sie mit ausgesprochner Mißachtung des positiven Rechts verbunden sind, liegt auf der Hand und sollte unserm höhern Beamtentum am wenigsten zweifelhaft sein. Ob solche Rechtsmißachtungen von Unterbeamten in neuerer Zeit häufiger vorkommen als früher, ist schwer zu sagen. Sie werden jetzt häufiger an die große Glocke gebracht, und jedenfalls sind sie jetzt viel schädlicher, ist sie zu verhindern viel mehr geboten. Das liegt durchaus an den höhern Beamten. Ein höheres Beamtentum, das nicht von dem rechten persönlichen sozialen und humanen Geist beseelt ist, das selbst an Überhebung, Standeshochmut, Rücksichtslosigkeit gegen vermeintlich Tieferstehende leidet, ist nicht nur unfähig, das Mißverhalten der Unterbeamten abzustellen, sondern es regt sie dazu an.

Der heutige Stand des Kastengeistes im Beamtentum wird, wenn auch nicht im einzelnen durchweg zutreffend, so doch im ganzen treffend ausgedrückt durch die Behauptung, in Preußen verkehre der Regierungsassessor kaum noch mit dem Gerichtsassessor. Es kommt dabei vor allen Dingen darauf an, einzusehen und anzuerkennen, daß bei uns in Preußen, und zwar namentlich in den Ostprovinzen, die von Paulsen angedeutete Talmivornehmheit mit allen ihren Ausflüssen am allerärgsten ihr Wesen zu treiben anfängt, und daß wir in dieser Beziehung sehr viel von den Süddeutschen lernen können. Auf die Lorbeeren der Väter pochend uns jeder Kritik zu entziehn, wäre das falscheste, was wir machen könnten, und würde uns bald genug so ins Hintertreffen bringen, daß wir erschrecken müßten. Diesem Pochen auf der Väter Lorbeeren hat die Geschichte der letzten hundert Jahre allerdings Nahrung

gegeben, und die patriotische Geschichtschreibung über die Begründung des Deutschen Reichs hat ihm kräftig Vorschub geleistet. Was Preußen für Deutschland gewesen ist, darf uns mit berechtigtem Stolz erfüllen und gegen die Verkleinerungssucht des nichtpreußischen Partikularismus empfindlich machen. Aber ein Recht auf Überhebung kann das heutige Geschlecht in Preußen auf keinen Fall daraus ableiten, so schön die Phrasen auch klingen, durch die es scheinbar begründet wird. Das Preußen, das das Deutsche Reich schaffen konnte, das haben die Hohenzollern in vielfachem hartem Ringen gegen die Preußen geschaffen, und die Geschichte weiß, wie zahlreich ihnen in großen Zeiten Nichtpreußen dabei gute Diener waren. Aber den Kastengeist und den Standesdünkel, soweit er jetzt das preußische Beamtentum gegenüber dem süddeutschen unvorteilhaft auszeichnet, aus der Geschichte rechtfertigen zu wollen, ist überhaupt ohne Sinn, so oft es auch von Preußen und überpreußischen Nichtpreußen noch versucht werden wird. Wir haben unsre Pflicht und Schuldigkeit zu thun, und kein neumodischer Historismus darf uns an der Erkenntnis hindern, daß wir in der fraglichen Beziehung schleunigst und ganz bescheiden bei den Süddeutschen in die Schule gehn müssen. Wer Gelegenheit gehabt hat, in Süddeutschland das soziale Verhalten der höhern Beamten zu den untern und zum Publikum kennen zu lernen, der muß zugeben, daß es im Vergleich mit den preußischen Zuständen ist wie Tag und Nacht. Er wird aber auch namentlich darüber nicht im Zweifel sein, daß gerade diese fehlerhafte Seite des preußischen Wesens der partikularistischen Strömung fort und fort neue Nahrung zuführt. Der preußische Beamtenkastengeist, diese andressierte Korrektthuerei, die jeden dienstlichen Rangunterschied auf alle außerdienstlichen Verhältnisse zu übertragen bemüht ist, die die Beamtenklasse auch unter den Frauen und Kindern zur Anerkennung bringen möchte und auch die Nichtbeamten nach ebenso unsachlichen, eingebildeten äußerlichen Merkmalen in Klassen einteilt und demgemäß verschieden behandelt, ist dem süddeutschen gebildeten Manne und der ganzen süddeutschen Bevölkerung mit Recht in der Seele zuwider. Es ist nicht wahr, daß die süddeutschen höhern Beamten an wirklicher Vornehmheit hinter den altpreußischen irgendwie zurückstünden, nur auf die Talmivornehmheit verstehn sie sich nicht so gut. Der wirklich Vornehme darf sich gehn lassen. Das gilt auch noch in gewissem Grade für Rheinpreußen im Unterschiede zu den Ostprovinzen. Alle Versuche, diesem Kastengeist schließlich doch noch seine guten Seiten abzugewinnen, mißglücken einem, wenn man die süddeutschen Zustände gründlich und unbefangen kennen lernt. Vor allem ist es nicht wahr, daß die Pflichttreue, der Beamtengehorsam, die Disziplin durch das Fehlen des Kastengeistes in Süddeutschland beeinträchtigt würde. Das Gegenteil ist richtig. Wo sich die höhern Beamten kastenmäßig abschließen, da schließen sich auch die untern ab und verfolgen ganz natürlich dienstlich und außerdienstlich ihre Sonderinteressen gegen die obern, die davon nichts sehen und hören, weil sie auf ihrer eingebildeten Höhe keinerlei Verständnis für das persönliche Empfinden und Denken der untern haben. Dank ernten diese obern auch fast niemals von den untern, wenn sie sich selbst ostensibel darum bemühn. Denn sie verletzen gerade die Bessern unter den Untergebnen

durch ihr talmivornehmes Wohlwollen. Der Dienst wird geschädigt, statt gefördert. Die äußerliche Unterwürfigkeit bei innerlicher Abneigung macht es, daß der beste Teil der Leistungsfähigkeit unter den Tisch fällt, und erzeugt ein unfruchtbares, bureaukratisches opus operatum. Die zu diesem Verhalten erzognen oder in ihm erhaltenen untern Beamten selbst sind sicher nichts weniger als sympathisch. Man gewinnt vielfach den Eindruck, daß sie die Behandlung erfahren, die sie verdienen. Es will einem manchmal fast so scheinen, als ob die Deutschen westlich von der Elbe nicht so ganz Unrecht hätten, wenn sie die unechte Vornehmheit wie die falsche Unterwürfigkeit im Osten auf die Versetzung mit slawischem Blute zurückführen, obwohl das gerade gegenüber der Zunahme des Kastengeistes und des Klassendünkels in der Gegenwart ganz unhaltbar ist. Auch im östlichen Preußen zeigen sehr zahlreiche, erfreuliche Ausnahmen noch heute, daß es auch anders sein kann, und daß es da, wo es schlecht ist, nicht schlecht bleiben darf. Es giebt schlechterdings keine Entschuldigung dafür, daß wir nicht nur in sozialpolitischer Beziehung mit unserm Beamtentum anfangen, dem Süden gegenüber ins Hintertreffen zu geraten.

Es mag dahingestellt bleiben, ob die Ansicht richtig ist, daß die süddeutsche Sozialdemokratie ungefährlicher sei als die preußische. Das aber steht fest, daß es der Sozialdemokratie in Süddeutschland bisher bei weitem nicht in dem Grade und Umfange gelungen ist, die Arbeiter in eine unversöhnliche, sie ganz beherrschende Verbitterung hinein zu hetzen, wie in den preußischen Städten und Industriezentren. Fast ebenso fest steht es, daß dazu das Fehlen des widerwärtigen Kastengeistes, des unnötigen Verschärfens der gesellschaftlichen Klassengegensätze, der wachsenden sozialen Überhebung in Süddeutschland sehr viel beiträgt. Die sozialen Reformen gelingen dort weit leichter, müssen weit leichter gelingen, weil den Behörden und den Beamten die soziale Arbeit frei und natürlich von der Hand geht, während sie in den preußischen Ostprovinzen zum großen Teil Behörden und Beamten zugemutet werden muß, die bis über die Ohren im Kastengeist und in ganz unsozialen Anschauungen und Gewohnheiten drin stecken. Wenn nun unsre akademisch gebildeten Beamten und ihr Nachwuchs auf den Universitäten immer mehr, wie Paulsen sagt, in übermäßige Hochschätzung des Reichtums und des Prunks, in Wertlegen auf äußere Erscheinung und konventionelle Formen, in Nachobensehen und Korrektheitsfanatismus, in jene Talmivornehmheit hineingeraten sollten, die mit pöbelhaftem Hochmut gegen geringe Leute und schmiegsamer Unterwürfigkeit gegen Macht und Reichtum zusammengeht, wie sollen wir da die nötigen Sozialreformen in Stadt und Land durchführen, wie der Sozialdemokratie Terrain abgewinnen und sie an weitern Eroberungen hindern?

Eine gewisse Art von Sozialpolitik zu machen ist ja freilich auch das blutigste Strebertum imstande. Leute, die persönlich ganz und gar jenen von Paulsen genannten „realpolitischen" Grundsätzen huldigen und nachleben, sehen wir vielfach als eifrige theoretische, legislative und bureaukratische Sozialpolitiker an der Spitze. Daß sie selbst für sich den schärfsten Kastengeist und Standeshochmut bethätigen, bar sind jedes Wohlwollens und jeder Nächsten-

liebe gegen den einzelnen äußerlich niedriger und im Einkommen viel schlechter gestellten Mitmenschen, unterwürfig nach oben, herrisch nach unten, nur den eignen Nutzen suchen, geniert diese Herren Sozialpolitiker nicht. Der moderne Sozialismus und auch die moderne Ethik begünstigen leider diese Art. Danach braucht Nächstenliebe überhaupt kaum noch unmittelbar gegen den Nächsten geübt zu werden. Sie ist Sache der Gesamtheit und braucht nur noch theoretisch erwogen, durch Gesetze vorgeschrieben und bureaukratisch inszeniert zu werden. Was dabei herauskommen muß, ist klar. Der Sozialdemokratie werden die Geschäfte damit glänzend besorgt werden, und wenn dann die Flinte schießen und der Säbel hauen muß, um die Kasten- und Klassenprärogative zu schützen, erst recht.

Der politische Liberalismus ist am Materialismus zu Schanden geworden. Mit ihm hat unsre Sache nichts zu thun. Aber den echten, rechten, idealen und sozialen Liberalismus an den Universitäten und im Beamtentum, den brauchen wir heute in Preußen dringender als jemals, und ihn zu fördern hat man die Macht, wenn man nur will.



Catholica

Von Joseph Mayer

9. Die katholische Universität von Amerika



Als das zweite Plenarkonzil der Bischöfe in den Vereinigten Staaten von Nordamerika im Oktober 1866 in Baltimore gefeiert wurde, sprachen die versammelten Väter den lebhaften Wunsch aus, daß in diesem Lande eine Universität errichtet werde, „an der alle Zweige der Litteratur und des Wissens, sowohl der heiligen wie der profanen Wissenschaften, gelehrt werden sollten.“ Die Zeit für eine solche Gründung war noch nicht gekommen, und erst als sich die Väter zum dritten Plenarkonzil von Baltimore im Jahre 1884 versammelt hatten, konnte etwas geschehn.

Hauptsächlich auf Veranlassung von Monsignore John Lancaster Spalding, Bischof von Peoria, hatte sich Miß Mary Gwendoline Caldwell von Newport (Rhode Island) entschlossen, der amerikanischen Hierarchie 300000 Dollar, das sind 1200000 Mark anzubieten, „zu dem Zwecke der Gründung eines großen theologischen Seminars zur höhern Ausbildung des Klerus der Vereinigten Staaten, in der Erwartung, daß es die Grundlage einer zukünftigen katholischen Universität abgebe.“ Selbstverständlich wurde die fürstliche Schenkung angenommen, und ein Ausschuß wurde mit der Erledigung der Vorarbeiten betraut. Am 26. Januar 1885 versammelte sich dieser Ausschuß in New York und stellte den in der Überschrift mitgeteilten Namen der zukünftigen Anstalt fest. Als Sitz der Hochschule wurde am 7. Mai des genannten Jahres Washington bestimmt und die Geschäfte von einem mittlerweile gebildeten Verwaltungsaus-

schuß (board of trustees) übernommen. Durch den Erlaß vom 20. Oktober 1885 billigte Leo XIII. den ihm vorgetragnen Plan und bestätigte im allgemeinen die schon getroffnen Entschließungen.

In einer mir vorliegenden, jetzt schon seltener gewordnen Schrift Constitutiones Catholicae Universitatis Americae a Sancta Sede approbatae cum documentis annexis (Romae, ex typographia polyglotta MDCCCLXXXIX) sind sieben der wichtigsten Aktenstücke, die vom 25. Oktober 1886 bis zum 23. März 1889 erlassen wurden, vereinigt, und am Schlusse folgen die Constitutiones generales sowie die Constitutiones facultatis theologicae. Für die zahlreichen sonstigen Angaben dieses Aufsatzes verweise ich auf das Year-book of the Catholic University of America 1902—1903 (Washington, 1902) und eine Anzahl Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften. An passender Stelle werde ich dann noch einige Streitschriften namhaft machen, die, wenigstens indirekt, mit der Universitätsfrage zusammenhängen. Die von der Universität herausgegebnen Circulars of information sowie the Catholic University Bulletin kommen als Nebenquellen für die folgende Darstellung in Betracht.

Im Jahre 1886 bestand der Verwaltungsausschuß der zukünftigen Universität aus dem Kardinal Gibbons von Baltimore, den Erzbischöfen von Boston, New York und Philadelphia, drei Bischöfen, einem apostolischen Vikar und sechs Priestern. Diese versammelten sich, zusammen mit fünf in Geschäften anwesenden Erzbischöfen, beim Kardinal in Baltimore am 25. Oktober und richteten eine Eingabe an Papst Leo XIII. und einen Brief an den Generalpräfekten der Propaganda, Kardinal Simeoni. Nach Aufzählung der bisher unternommenen Schritte und der gefaßten Beschlüsse wird der Vorschlag gemacht, den Bischof von Richmond, Monsignore John Joseph Keane, zum Rektor der Universität zu wählen und ihn zu bevollmächtigen, daß er Professoren für die zunächst in Aussicht genommene theologische Fakultät auswähle.

Mit einigem Rechte hatte der oben genannte Bischof von Peoria, Monsignore Spalding, darauf gerechnet, daß der Verwaltungsausschuß ihn zum Rektor vorschlage, da seinem Einwirken die Schenkung zu verdanken war. In der Qualifikation bestand zwischen Keane und Spalding keinerlei Unterschied, da beide gute Redner und häufig gelesene Schriftsteller sind, wenngleich keiner von beiden auf dem Gebiete der eigentlichen wissenschaftlichen Theologie in nennenswerter Weise hervorgetreten war. Da jedoch die einflußreichsten Mitglieder des Ausschusses, der Kardinal Gibbons und der Bischof (heute Erzbischof) von St. Paul, Monsignore Ireland, eine größere Förderung ihrer Pläne von Keane erwarteten, so setzten sie, zum großen Ärger Spaldings, die Wahl dieses Prälaten durch.

Am 27. Oktober reiste Monsignore Keane mit den notwendigen Akten und Dokumenten nach Rom, begleitet — merkwürdigerweise — von Monsignore Ireland von St. Paul, und dort eröffneten die beiden Prälaten schon am 6. Dezember 1886 einen geharnischten Feldzug gegen die Deutschen in den Vereinigten Staaten, anstatt die Geschäfte der Universität zu regeln. Hierüber mag man sich aus der höchst interessanten Schrift unterrichten, die den

Titel führt: Relatio de quaestione germanica in statibus foederatis a Rev. P. M. Abbelen, sacerdote Milwauchiensi conscripta a Rmo et Illmo M. Heiss archiepiscopo Milwauchiensi approbata et sacrae congregationi de propaganda fide mense Novembri 1886 submissa; sequuntur objectiones plurimorum Revmorum praesulum eidem S. Congregationi propositae. Man kann von diesem Büchlein sagen, daß in cauda venenum sitzt, indem die objectiones von solcher Abneigung und solcher Blindheit gegen das wackre deutsche Element unter den Katholiken Nordamerikas zeugen, wie sie kaum noch überboten werden können. Als Anmerkung mag hier noch auf die gehässige „Denkschrift über die deutsche Frage in der Kirche Amerikas“ (Memoriale sulla questione dei Tedeschi nella chiesa di America) verwiesen werden, mit der die Bischöfe von Cleveland und St. Augustine schon am 2. Oktober 1885 die Propaganda-kongregation belästigt hatten. Wenn die beiden Verschwornen, Keane und Ireland, mit ihrem rücksichtslosen und objektiv sehr angreifbaren Vorgehen beabsichtigt hatten, die künftige katholische Universität bei den deutschen Katholiken in den Staaten in Mißkredit zu bringen, so hatten sie damit den allerbesten Anfang gemacht. Es wird sich noch Gelegenheit geben, diesen Punkt des nähern auszuführen.

Unter dem 10. April 1887 erließ Leo XIII. das Breve Quod in novissimo, worin er in allgemeiner Weise die bisherigen Maßnahmen lobt und anerkennt, jedoch den Beschluß vom 7. Mai 1885 nochmals an die gesamte Hierarchie Nordamerikas zurückwies; man solle die Bischöfe einzeln befragen, in welcher Stadt die Universität errichtet werden solle. Während drüben unter dem 21. April die Hochschule gesetzlich inkorporiert wurde, am 7. September die Abstimmung der Bischöfe für Washington als Sitz endgiltig entschieden hatte, und am 4. Mai 1888 die feierliche Grundsteinlegung vorgenommen wurde, gingen die Verhandlungen in Rom langsam weiter.

Man hatte ein sehr großes und schön liegendes Grundstück in Washington am Treffpunkte der Michigan Avenue und Fourth Street Northeast erworben und begann alsbald mit der Errichtung der Caldwell Hall, die auch heute noch das Hauptgebäude der Universität ist. Obschon es vor den Thoren der Stadt liegt, kann man den Zugang sowohl durch die elektrische Straßenbahn wie durch die Vorortseisenbahnzüge leicht erreichen, da beide Linien eine eigne Haltestelle für die Universität errichtet haben. Das äußere Ansehen der Hochschule, soweit die Gebäude und der zugehörige Park in Frage kommen, ist unzweifelhaft durchaus entsprechend.

Mittlerweile hatte man die Konstitutionen der Universität entworfen, und der Verwaltungsausschuß unterbreitete sie durch Eingabe vom 13. November 1888 dem Papste zur Prüfung und Genehmigung. Zugleich wurde der Generalpräfekt der Propaganda durch ein Schreiben hiervon verständigt. Hierauf erfolgte am 7. März 1889 das Breve Magni nobis gaudii als Antwort, worin die kanonische Errichtung der Universität ausgesprochen wird mit den Worten: Nunc eorum sententiis ad Nos delatis, Nos postulationibus vestris libenter annuentes statuta ac leges Universitatis vestrae per has litteras auctoritate Nostra probamus, eidemque propria iustae ac legitimae Universitatis stu-

diorum iura tribuimus. Ferner wird jedesmal der Erzbischof von Baltimore, als das Haupt der katholischen Kirche in den Staaten, zum Kanzler der Hochschule ernannt, der unter Oberaufsicht des apostolischen Stuhls die Geschäfte leiten soll. Endlich darf keine weitere Universität von den Katholiken Nordamerikas gegründet werden, ohne vorherige Beratung mit der Kurie, damit die Universität von Washington nicht durch vorzeitige Konkurrenz in ihrer Entwicklung gehemmt werde (vergl. das Reskript der Propaganda an den Rektor vom 23. März 1889).

Kraft dieses Breves wurde dann die Universität am 13. November 1889 feierlich eröffnet, und die theologische Fakultät trat sofort in Thätigkeit. Als der Verwaltungsrat im April 1891 zu seiner regelmäßigen Sitzung zusammentrat, lag ein Anerbieten des Priesters James Mac Mahon aus New York vor, wonach dieser sein Vermögen, das hauptsächlich aus Grundstücken bestand, im Werte von 400000 Dollars (1600000 Mark) der Universität anbot. Am 8. April wurde die Schenkung mit herzlichem Dank angenommen, die Objekte wurden veräußert und mit dem Erlöse die Erbauung einer Mac Mahon Hall für die philosophische und staatswissenschaftliche Fakultät beschlossen. Nachdem am 27. April 1892 der Grundstein gelegt worden war, konnte am 1. Oktober 1895 die Einweihung des Hauses und die Eröffnung der Lehrthätigkeit vorgenommen werden. Im Sommersemester 1896 (24. März) erfolgte die Errichtung des Kurses für technische Wissenschaften, und sechs Monate später wurde der seitherige Rektor Keane vom Papste gezwungen, sein Rektorat niederzulegen. Am 22. November 1896 wurde Dr. J. Conaty zum zweiten Rektor der Universität ernannt und am 19. Januar 1897 feierlich in sein Amt eingeführt. Nachdem er dann am 2. Juni zum Hausprälaten erhoben worden war, erfolgte seine Konsekration zum Titularbischof von Samos am 24. November 1901.

Für die Professoren und die Studenten aus dem Laienstande hatte man ein eignes Haus errichtet, dem man bei der Eröffnung am 30. Januar 1897 den Namen Keane Hall gab. Die Trennung der juristischen Vorlesungen von denen sozialer und volkswirtschaftlicher Art, sowie die Vereinigung der Lektoren mit der philosophischen Fakultät erfolgte am 8. Februar 1898, sodaß jetzt die Universität besteht: 1. aus der theologischen Fakultät mit den vier Hauptabteilungen für biblische, dogmatische, moraltheologische und geschichtliche Wissenschaften; 2. aus der philosophischen Fakultät mit den fünf Hauptabteilungen für Philosophie im engern Sinne, Philologie, physikalische, biologische und soziale Wissenschaften; 3. aus der juristischen Fakultät mit den drei Hauptabteilungen der allgemeinen Kurse, der Gesetzeskunde und der Jurisprudenz in philosophischer, historischer und vergleichender Beziehung; 4. aus den technologischen Kursen.

Die Universität ist ausgestattet: 1. mit einer Kapelle, in der alle religiösen Funktionen, die mit dem akademischen Leben zusammenhängen (Eröffnung, Schluß des akademischen Jahres, Patronatstage usw.), feierlich begangen werden. Die von der Baronin von Zedtwitz gebornen Caldwell mit einem Aufwand von 50000 Dollars errichtete Kapelle ist für die heutigen Verhältnisse zu klein geworden, sodaß man bald mit dem Bau einer neuen beginnen muß; 2. mit einer

in drei Teile zersplitterten Bibliothek, die im ganzen ungefähr 45000 Bände umfaßt; 3. mit einem leidlich besorgten Zeitschriftenlesezimmer, wo auch eine Anzahl Zeitungen ausliegt; 4. mit einem kleinen ethnologischen Museum, das hauptsächlich Americana enthält; 5. mit einem psychologischen, 6. chemischen, 7. physikalischen Laboratorium; 8. mit einem chemischen Museum; 9. mit einem kleinen astronomischen Observatorium und 10. mit einem in den ganzen Vereinigten Staaten hochberühmten Herbarium, worin die Vegetation von Kalifornien, den Rocky Mountains-Staaten und -Territorien in fast abschließender Vollständigkeit vertreten ist.

Der Universität sind eine Anzahl andrer theologischer Lehranstalten der Staaten affiliiert, d. h. unter voller Wahrung ihrer eignen Autonomie haben sie sich mit Erlaubnis des Verwaltungsrates der Universität dieser angeschlossen, und sie genießen dafür die Vorzüge, daß die an diesen Anstalten durch eine günstige Schlußprüfung erlangte Vorbildung ohne weitere Nachprüfung von der Universität als genügend für die Immatrikulation angesehen wird. Unter diese Anstalten gehören: 1. das Erzdiözesanseminar von St. Paul, Minnesota; 2. das St. Thomas College, d. h. das Noviziat und Scholastikat der Kongregation von St. Paul (Paulistenväter); 3. das Marist College, d. h. die theologische Lehranstalt der Gesellschaft Mariä; 4. das Holy Croß College, d. h. das Studienhaus der Kongregation vom Heiligen Kreuz; 5. das College of the Holy Land, d. h. das Noviziat der Franziskaner, in dem Missionare für das Heilige Land ausgebildet werden, und 6. das St. Austins College, d. h. das amerikanische Scholastikat der Sulpizianer.

Mit Ausnahme des Seminars von St. Paul liegen alle diese Anstalten in der Nähe der Universität, sodaß deren Insassen, wenn sie den gewöhnlichen Seminarkurs in Philosophie und Theologie beendet haben, die Vorlesungen der Universität zur höhern Ausbildung und Erlangung akademischer Grade besuchen können. Meistens werden diese Universitätsstudenten nach Beendigung ihrer akademischen Laufbahn als Professoren in andern Anstalten ihres Ordens oder ihrer Kongregation verwandt.

Die Konstitutionen der Universität handeln in zwölf Kapiteln 1. Vom allgemeinen Zwecke der Hochschule. 2. Vom Verwaltungsrat. 3. Vom Kanzler. 4. Vom Rektor, der Priester und Doktor der Theologie sein muß, vom Verwaltungsrate gewählt und vom heiligen Stuhle bestätigt wird; er hat Sitz und Stimme im Verwaltungsrate, dessen Beschlüsse er auszuführen hat. 5. Vom Vizerektor und Generalsekretär; der erste wird vom Rektor und vom Senat gewählt und vom Verwaltungsrate bestätigt, er hat die verantwortliche Verwaltung der Hochschule unter sich, soweit deren materielle Interessen in Frage kommen. Der Generalsekretär führt die Register und Matrikeln, die Prüfungsrollen und das Tagebuch der Universität. 6. Vom akademischen Senate; dieser besteht aus dem Rektor als Vorsitzendem, dem Vizerektor, dem Generalsekretär, den Vorstehern der affiliierten Anstalten, den Fakultätsdekanen, die aller zwei Jahre von den ordentlichen Mitgliedern der Fakultät gewählt werden, und einigen andern Professoren; einmal im Monat ist Sitzung, und zwar immer nach den Fakultätssitzungen. 7. Von den Dekanen, Vizedekanen und Pro-

fessoren; diese scheiden sich in ordentliche (Doctores) und außerordentliche Professoren (Doctores Sociati) und Privatdozenten (Academici), wobei zu bemerken ist, daß sich die deutschen Begriffe nicht ganz mit dem Inhalte der lateinischen Ausdrücke decken; thatsächlich werden unterschieden professors, associate professors, assistant professors, lecturers und fellows. 8. Von den Lehraufträgen und den Studierenden; die Studenten sollen, von Ausnahmen abgesehen, alle in den verschiednen Gebäuden der Universität wohnen, und wenn sie gegen die Disziplin verstoßen, werden sie entweder verwarnt oder entlassen oder davongejagt, je nach der Schwere des Falles. 9. Von den akademischen Graden, über die ich weiter unten sprechen werde. 10. Von den Studienkosten. 11. Von den himmlischen Patronen der Universität, d. h. der Bestimmung, daß die ganze Universität unter den Schutz der Gottesmutter gestellt ist, und die Fakultäten ihre gesonderten Patrone verehren, wie das im ganzen Mittelalter geschah und teilweise noch heute üblich ist. 12. Von der Beobachtung der Statuten, die ohne Genehmigung des apostolischen Stuhles nicht geändert werden können.

Das Studienjahr ist nach englischer Sitte in drei Terms eingeteilt: Fall Term, Winter Term und Spring Term. Das akademische Jahr beginnt am ersten Dienstag des Oktobers und endigt am Donnerstag, der am nächsten beim 7. Juni liegt. Im laufenden Studienjahr regeln sich die Terms folgendermaßen: 1. Vom 7. Oktober bis zum 23. Dezember 1902. 2. Vom 5. Januar bis zum 8. April 1903. 3. Vom 14. April bis zum 10. Juni 1903. Der Bestand an Professoren im Studienjahr 1901/02 ist aus folgender Zusammenstellung ersichtlich:

14	professors
1	emeritus professor
1	honorary professor
5	associate professors
2	assistant professors
1	lecturer
1	fellow
25	Lehrkräfte.

Hierzu muß man bemerken, daß der emeritierte Professor der Kirchengeschichte Monsignore O'Gorman jetzt Bischof von Sioux Falls ist, also nicht mehr liest. Es bleiben mithin nur 24 eigentliche Lehrkräfte übrig. Von diesen sollten die beiden assistant professors vom 1. Oktober laufenden Jahres zu associate professors befördert werden, doch scheint daraus nichts zu werden, wie man aus folgenden Mitteilungen der amerikanischen Blätter entnehmen kann:

„Was ist denn los an der katholischen Universität in Washington? Sieben Professoren, so lautet die Nachricht, sind gezwungen worden, zu resignieren, und die Resignation des Rektors Monsignore Conaty wird verlangt. Geldmangel soll die Entlassung jener sieben Professoren nötig gemacht haben. Wir schenken der letzten Nachricht keinen Glauben. Was immer die Ursache der innern Zerwürfnisse sein mag — an Geld fehlts nicht. Die Universität ist irisch, so irisch, wie sie sein kann, und da denken wir immer an die Kilkennykatzen, die sich so lange bekämpften, bis zuletzt nur die Schwänze übrig blieben."

Die vorstehende Auslassung des Katholischen Sonntagsblattes von Chicago (Nr. 10 vom 11. Mai 1902) irrt gewiß, wenn sie die Geldfrage ausschaltet, wie man aus dem Western Watchman (Nr. 26) von St. Louis, dessen Herausgeber ein überspannter Bewundrer des Erzbischofs Ireland von St. Paul ist, ersehen kann: The two millions in bonds that was bringing in five per cent has been reinvested at four per cent. That means a shrinkage of $ 20000 in its revenues. As a consequence some lectures have been discontinued. Das heißt mit andern Worten: Das Vermögen der Universität im Betrage von 8 Millionen Mark war zu 5 Prozent angelegt, gab also einen Zinsgenuß von 400000 Mark und mußte aus nicht bekannt gegebnen Gründen zu 4 Prozent neu investiert werden, wodurch ein ganz bedeutender Ausfall herbeigeführt wurde. Eine Anzahl Vorlesungen mußte also sistiert werden, da man die Lehrkräfte fürderhin nicht mehr bezahlen konnte.

Es muß anerkannt werden, daß außer den materiellen Streitigkeiten auch sonstige vorhanden sind, so zwar, daß in einer langen Korrespondenz des Freeman's Journal offen ausgesprochen wurde, daß es sich entscheiden müsse, ob die katholische Universität ein Fehlschlag oder ein Erfolg zu nennen sei. Die beiden vergangnen Jahre waren sehr schwer, und es gab Zeiten, in denen die Gelehrten des Landes versucht waren, zu erklären, daß alles verloren sei. Aber die Leute, die die Kämpfe kennen, die keiner jungen Einrichtung erspart bleiben, weisen es ab, eine solche pessimistische Auffassung zu hegen. Das nächste Jahr jedoch muß eine Konzentration katholischer Gelehrsamkeit, Kraft und Überlegung herbeiführen.

Es muß hier eingeschaltet werden, daß sich die Universität eines sehr starken Deutschenhasses von Anfang an befleißigt hat, daß sie sich zum Mittelpunkte gewisser Gedankenkomplexe gemacht hat, die später von Rom verurteilt wurden, daß sie Wege gewandelt ist, die ihr von allen treuen Katholiken sehr verübelt wurden. Daraus folgte, daß die Begeisterung für die Universität in weiten Kreisen sehr mäßig war, und die Beisteuern zu ihrer finanziellen Sicherung von vielen Millionen von Katholiken Nordamerikas rundweg verweigert wurden. Als dann zwei deutsche Professoren unter erschwerenden Umständen sozusagen hinausgetrieben wurden, weil sie sich mit gewissen liberalen Ansichten in der Erziehungs- und Schulfrage und mit andern Anschauungen nicht befreunden konnten und durften, da sperrten sich sämtliche deutschen Katholiken der Staaten gegen eine von ihnen verlangte Dotation eines Lehrstuhls für deutsche Litteratur, der auch heute noch nicht eingerichtet ist. Zahlreiche Katholiken andrer Nationalitäten hegten dieselben Anschauungen wie die deutschen Katholiken, sodaß sich nur die in der Mehrzahl beteiligten Iren der Universität annahmen.

Seinerzeit glaubten die Macher, Ireland und Keane, auch ohne die „Reaktionäre“ fertig werden zu können, da im Anfange große Summen gegeben wurden; heute sehen auch sie ein, daß die Universität so gestaltet werden muß, daß sie die Sympathien aller Katholiken in den Staaten notwendig hat, wenn sie nicht zusammenbrechen soll. Es wäre das deswegen zu bedauern, weil Leo XIII. dieser Gründung immer sein liebevollstes Interesse entgegen-

gebracht hat, weil er alles gethan hat, ihr die Wege zu ebnen, weil er mit ängstlicher Sorge die Entwicklung der schwierigen Verhältnisse verfolgt.

Es war in den Blättern gemeldet worden, daß Monsignore Conaty, der Rektor der Universität, wegen der entstandnen Ausfälle in den Einnahmen aus dem Amte scheiden wolle. Er hat dieser Nachricht sofort widersprochen, wie ich der ausgezeichneten Zeitschrift The Review von St. Louis (Nr. 18 vom 8. Mai) entnehme. Es wird dort weiter gemeldet, daß es ein offnes Geheimnis ist, daß die Universität seit einiger Zeit und jetzt noch in einer übeln Lage ist. Sie hat nicht die Unterstützung gefunden, auf die sie als eine zeitgemäße und würdige päpstliche Gründung rechnen zu können glaubte. Noch jüngst mußte sie einen außerordentlichen Fiskalprokurator zur Sammlung von Beiträgen ernennen und eine Anzahl außerordentlicher Professoren und Lektoren entlassen, weil sie keine Mittel mehr hatte, sie für ihre Dienste zu entschädigen. In einer an die Tagespresse gelangten Mitteilung, die augenscheinlich auf den Rektor oder seine nächste Umgebung zurückgeht, werden die Hierarchie und der Klerus wegen ihres Mangels an Interesse für die Universität getadelt. Daß ein solcher Mangel an Interesse fühlbar geworden ist, kann niemand leugnen. Und wir verletzen niemandes Vertrauen, wenn wir sagen, daß es nicht so sehr auf einen Mangel an Anerkennung des Ideals des Heiligen Vaters bei der Errichtung der Universität oder der Notwendigkeit einer solchen Einrichtung im Amerika des zwanzigsten Jahrhunderts zurückgeführt werden mußte und muß, wie auf die Fehler und Mißgriffe bei der Verwaltung, wie sie sich namentlich unter dem frühern Rektor zeigten. Nachdem man die Professoren Pohle und Schröder so ungerecht behandelt, nachdem man Dr. Péries so ohne alle Komplimente hinausgedrängt und deren Stellen mit wissenschaftlichen Nullen ausgefüllt hatte, konnten die Universitätsbehörden nicht erwarten, daß die deutschen und die französischen Katholiken, die auf diese tüchtigen Männer als ihre besondern Vertreter in der Fakultät hinschauten, ein größeres Interesse an einer Einrichtung zeigten, die sie von Anfang an mit einem gewissen Mißtrauen wegen der liberalisierenden Ansichten einiger ihrer Hauptgründer betrachtet hatten. Auch konnten sie nicht hoffen, auf das große katholische Publikum mit ihrem Wunsche und ihrer Fähigkeit, die Fakultät zu einem Stern erster Größe zu machen, erfolgreich einzuwirken. Ohne von Professor Bouquillon zu sprechen, der seinen früher ausgezeichneten Ruf durch seine öffentliche und unerbetene Befürwortung falscher und gefährlicher Erziehungsgrundsätze im berühmten Schulstreit untergraben hat, hat die Universität heute in ihrem ordentlichen Lehrkörper nur einen Gelehrten, dessen Name allgemeine Hochachtung einflößt.

Man muß anerkennen, daß diese Skizze der Review leider durchaus den thatsächlichen Verhältnissen entspricht. Aus der stellenweise etwas gereizten Sprache der katholischen deutschen Zeitungen Nordamerikas kann man entnehmen, daß das Schuldkonto der Universität nicht so ganz belanglos sein dürfte. Jules Tardivel, der geistvolle journalistische Führer der katholischen Kanadier, hat in einer Polemik gegen den Ami du Clergé von Langres in Frankreich (vom 14. November) die hart angegriffnen katholischen Deutschen

der Vereinigten Staaten warm in Schutz genommen. Aus seinem langen Aufsatze in der Vérité (Quebec) Nr. 21 Seite 2 und 3 hebe ich die folgende Stelle heraus:

„Mehr noch. Sieht man nicht zwischen diesen Zeilen etwas von dem nationalen Vorurteil hervorschimmern, das man sogar bei den besten französischen Schriftstellern zu finden gewohnt ist? Ein Franzose vermag — besonders seit 1870 — sehr schwer Deutschland und die Deutschen gerecht zu beurteilen. Auf alle Fälle finden wir, die wir über diesem Standpunkte stehn, dieses Urteil, das von dem Ami du Clergé über die katholischen Deutschen der Vereinigten Staaten gefällt wurde, sehr ungerecht. Vielleicht sind diese guten Deutschen nicht immer sehr umgänglich (commodes): sie haben ihre Fehler wie andre Leute auch. Aber im allgemeinen glauben wir mit Bestimmtheit, daß ohne die Anwesenheit der deutschen Katholiken in den Vereinigten Staaten die katholische Kirche der Union in einem unendlich traurigern Zustande sein würde als jetzt.

„Es ist eine bekannte Thatsache, daß die deutschen Katholiken der Vereinigten Staaten treue Anhänger der »römischen« Ideen sind. Bei ihnen findet man nicht die Merkmale des »Amerikanismus«, den Leo XIII. in seinem berühmten Schreiben zu verdammen für notwendig fand. Sie erkennen auch besser als viele der andern die absolute Notwendigkeit der Pfarrschulen und die ernsten Gefahren der staatlichen Erziehungsanstalten. Mit einem Wort: die deutschen Katholiken der Vereinigten Staaten sind die Hauptwiderstandskraft gegen das Eindringen der Irrtümer des Modernismus in die Kirche der amerikanischen Union. Und wenn es vor einigen Jahren in der katholischen Universität zu Washington zu einer Zänkerei kam, so geschah das gerade wegen dieser Anhänglichkeit der Deutschen an die wahrhaft katholischen Ideen in Sachen des Unterrichts."

Diese völlig zutreffende Charakteristik des französischen Kanadiers bietet die beste Erklärung für die bisher ablehnende Haltung der katholischen Deutschen gegenüber der Universität. Wie dem nun auch in der Vergangenheit gewesen sein mag, das eine steht fest, daß die Hochschule in Washington in demselben Augenblicke die lebhafte Unterstützung sämtlicher Katholiken der Vereinigten Staaten erhalten wird, da sie aufhören wird, Sonderinteressen zu pflegen, die Anstalt einer Partei, die Pflanzschule der Ideen des verurteilten Amerikanismus zu sein, und wo sie sich rückhaltlos auf den ganz katholischen Boden stellen wird. Man darf hoffen, daß die gegenwärtige schwere Krisis die maßgebenden Persönlichkeiten zum Einlenken bewegen wird, damit des Papstes Gründung nicht an innerer Haltlosigkeit und äußerm Brotmangel zu Grunde gehe.*)

---

*) Vergl. Onclair, A., La question scolaire aux Etats-Unis. Grenoble, Baratier et Dardelet, 1892. (Extrait de la Revue catholique des Institutions et du Droit.) Der gewandte Verfasser wendet sich darin in aller Schärfe gegen Professor Bouquillon von Washington und Erzbischof Ireland von St. Paul im berühmten Faribault-Falle.

Des weitern vergleiche Tacitus und Germanicus, Audiatur et altera pars. Antwort auf die bekannte Denkschrift über die deutsche Frage in der Kirche Amerikas. Chicago, Mühlbauer und Behrle, 1890. Mit erdrückendem Beweismaterial werden die oben erwähnten

Wie man in Rom über die Universität denkt, kann man aus dem Schweigen des Papstes über die Hochschule in seinem Breve vom 15. April 1902 entnehmen. Leo XIII. dankt der nordamerikanischen Hierarchie für ihre Glückwünsche zu seinem Jubiläum, und er berührt im Breve alle Punkte, über die er irgend etwas Lobenswertes sagen kann. Über Erziehung und Unterricht bemerkt der Papst das Folgende:

„Es ist Uns nicht unbekannt, ehrwürdige Brüder, wie jeder von euch eifrig die Gründung und den Ausbau von Schulen und höhern Lehranstalten zur rechten Erziehung der Jugend betreibt. Diese Aufgabe entspricht durchaus den Ermahnungen des Heiligen Stuhls und den Dekreten des Konzils von Baltimore. Die aufopfernde Fürsorge, die ihr den Priesterseminarien gewidmet habt, giebt zudem gegründete Hoffnung, daß sich die Zahl der Geistlichen zugleich mit ihrer Tüchtigkeit vermehren möge."

In diesem Zusammenhange erwartet man notwendig ein Wort über die höchste katholische Lehranstalt der Staaten. Der Papst jedoch übergeht die Universität mit eisigem Schweigen, ein deutliches Zeichen für den Kenner der Verhältnisse, daß Leo nichts zu ihrem Lobe sagen konnte und wollte.

Nach dieser kleinen Abschweifung will ich die Schilderung der Organisation der Universität fortsetzen.

Die Studenten werden eingeteilt in immatrikulierte und hörende. Die Matrikel erhält, wer die von den Statuten geforderte Vorbildung durch anerkannte Zeugnisse oder ein Examen nachweist. Macht er diese Prüfung an der Universität, so ist er bis zur Ablegung „Kandidat für die Matrikel." Nur die Immatrikulierten können akademische Grade erlangen. Wer nur bestimmte Fächer belegen will, ohne zu promovieren, gehört zur Klasse der special students, und die übrigen werden schlechtweg Hörer genannt. Diese Hörer müssen für jede Vorlesung, die sie belegen wollen, die ausdrückliche Erlaubnis des betreffenden Dozenten nachweisen.

In der theologischen Fakultät gilt das Aufnahmeexamen, an dem sich nur solche Studenten beteiligen können, die den ganzen philosophisch-theologischen Kurs eines Seminars mit Erfolg absolviert haben, als Baccalaureat der Theologie. Die Klausurarbeit hierfür muß in vier Stunden angefertigt werden, während die mündliche Prüfung eine Stunde dauert. Nach zweijährigem Besuche der Universität kann durch eine von der Fakultät genehmigte Dissertation und durch die öffentliche Verteidigung von fünfzig Thesen aus dem Lehrstoffe der beiden Jahre der Grad eines Lizentiaten erworben werden. Nach weitern zwei Jahren wird auf Grund einer zu druckenden, selbständigen wissenschaftlichen Arbeit und einer öffentlichen Verteidigung von 75 Thesen

---

Angriffe der Prälaten Ireland und Keane zurückgewiesen, und für die deutschen Katholiken wird mit Recht in Anspruch genommen, daß sie weitaus das gesetz- und ordnungsliebendste Element unter den nordamerikanischen Katholiken seien.

Endlich verweise ich noch auf die Schrift Knownothingisme clérical ou ignorance cléricale en matière religieuse dans l'Eglise Catholique des Etats-Unis. Diese aus dem Deutschen übersetzten Aufsätze des Pastoralblattes von St. Louis sind eine glänzende Apologie der deutschen Katholiken gegenüber den irischen Hetzern aller Grade.

(an zwei aufeinander folgenden Tagen je drei Stunden lang) der Doktorhut erteilt. Die Theologen zahlen jährlich tausend Mark für Wohnung, Verpflegung und Unterricht. Die Promotionsgebühren betragen vierzig Mark für den Baccalaureus, vierzig Mark für den Lizentiaten und hundert Mark für den Doktor. Die Gesamtzahl der Studenten der Theologie im abgelaufnen akademischen Jahre betrug 44.

In der philosophischen Fakultät wird nur immatrikuliert, wer den Grad eines Baccalaureus einer andern Anstalt von Ruf erhalten hat oder ein entsprechendes Examen ablegt. Magister philosophiae kann ein Student nach zwei Jahren auf Grund einer mündlichen Prüfung und einer selbständigen wissenschaftlichen Arbeit — die Fakultät bestimmt von Fall zu Fall, ob die Arbeit gedruckt werden soll — werden. Nach dem dritten Studienjahre findet die Doktorpromotion statt, wenn die üblichen Bedingungen (Examen und Dissertation) erfüllt worden sind. Die Kollegiengelder dieser Fakultät betragen 300 Mark im Jahre; die Gebühren für die beiden ersten Grade sind zwanzig, für das Doktorat hundert Mark. Im Jahre 1901/2 waren 35 Studenten immatrikuliert und 29 als special students eingeschrieben worden, zusammen also 64.

Wegen der Eigentümlichkeiten der amerikanischen Gesetzgebung und der Praxis der Juristen, die ganz auf englischem Vorbilde beruhn, ist die Promotionsordnung für die Juristen recht kompliziert, die uns hier in den Einzelheiten nicht interessieren kann. Es genüge zu sagen, daß man Doctor communis juris und Doctor civilis juris werden kann. Wer in beiden Abteilungen promoviert, heißt Doctor utriusque juris. Wer diesen Titel erworben hat und noch zwei Jahre vergleichende Rechtswissenschaft studiert, kann Doctor legum (doctor of laws) werden. Außerdem kann man noch Doctor juris und Doctor legis civilis werden. Diese beiden letzten Titel werden von der School of law, die andern von der School of jurisprudence erteilt. Die Kollegiengelder in beiden Schulen betragen jährlich 300 Mark und die Promotionskosten jedesmal hundert Mark. Wohnung und Verpflegung kann für zwanzig Mark die Woche geboten werden. Die Zahl der immatrikulierten Studenten betrug im abgelaufnen Jahre 38.

Für die technologische Abteilung waren immatrikuliert sechs Studenten; zwei andre hatten sich als special students eingeschrieben, sodaß nur acht Studenten überhaupt im abgelaufnen Jahre gezählt wurden.

Bei einem aktiven Lehrkörper von 24 Dozenten gab es demnach im akademischen Jahre 1901/2 154 Studenten, von denen 44 Theologen, 64 Philosophen, 38 Juristen und 8 Techniker waren. Am 5. Juni 1901 — für 1902 liegt mir das Ergebnis noch nicht vor — wurden folgende Grade erteilt: Baccalaureat in der Theologie siebzehn mal, Lizentiat in der Theologie acht mal; Baccalaureat in der Philosophie einmal, magisterium einmal, Doktorat einmal; Baccalaureatus legum achtmal, magisterium einmal, juris doctoratus dreimal (unter den Kandidaten hierfür waren zwei Japaner); das Diplom eines Zivilingenieurs wurde einmal vergeben. Im ganzen erfolgten also für alle verschiednen Grade 41 Promotionen, von denen vier für das Doktorat waren.

Neben den obengenannten 750000 Dollars (300000 Caldwell, 400000 Mac Mahon, 50000 für die Kapelle) oder 3 Millionen Mark erhielt die Universität folgende Stiftungen von einzelnen Persönlichkeiten oder Korporationen: 1. Die Dotation von elf Lehrstühlen im Betrage von je 50000 Dollars gleich 200000 Mark, also zusammen 2200000 Mark. 2. Die Dotation von zwei Fellowships im Gesamtbetrage von 80000 Mark. 3. Die Dotation von achtzehn Stipendien oder Bursen im Gesamtbetrag von 360000 Mark.

Diese mir einzeln bekannt gewordnen Summen im ganzen von 5640000 Mark stellen nun nur den Teil der Zuwendungen dar, die in ganz großen Summen zur freien Verwendung oder für bestimmt umschriebne Zwecke gegeben wurden. Annähernd sechs Millionen Mark ergaben die allgemeinen Sammlungen in den Vereinigten Staaten, sodaß ein verzinslich angelegtes Kapital von acht Millionen Mark übrig blieb, als man die sämtlichen Bau- und Einrichtungskosten bestritten hatte.

* * *

Überschaut man die Gesamtleistungen der katholischen Universität von Amerika seit der Eröffnung am 13. November 1889, so lautet das Urteil nicht ganz so günstig, wie man nach Maßgabe der reichen Mittel hätte erwarten dürfen. Die Auswahl der Lehrkräfte kann man nur in seltenen Fällen eine vorzügliche nennen, und dann handelt es sich immer um europäische Gelehrte. Unter den Amerikanern hat Professor Shahan eine solide Bildung erworben, doch hat er noch keine in weitern Kreisen bekannt gewordnen größern Arbeiten herausgegeben. Der heutige Bestand an Lehrkräften entspricht im allgemeinen nicht den hohen Zielen, die sich die Universität gesetzt hat.

Sieht man auf die Zahl und die Qualität der Studenten, so ist auch dort kein wirklich bedeutsames Resultat gezeitigt worden. Der Besuch war immer schwach und ist heute noch durchaus unbefriedigend. Die auf dem Papiere stehenden Anforderungen, die man bei der Immatrikulation stellen soll, werden dahin ausgelegt, daß man z. B. den Primaner eines deutschen Realgymnasiums anstandslos immatrikulierte. Das steht in schneidendem Gegensatze zu den Paragraphen. Als mildernder Umstand hierfür muß allerdings angeführt werden, daß die Universitäten Nordamerikas fast ausnahmlos in ähnlicher Weise bei ihren Immatrikulationen vorgehn, sodaß man es drüben kaum anders kennt. Es soll nun keineswegs geleugnet werden, daß die Universität eine ganze Zahl tüchtiger, für die Wissenschaft begeisterter Männer herangebildet hat; jedoch steht ihre Zahl in keinem Verhältnis zur Katholikenzahl der Staaten. Diese privilegierte Hochschule sollte viele Hunderte von Studierenden zählen, unter denen das Laienelement sehr stark vertreten sein müßte. Statt dessen muß man leider feststellen, daß eigentlich nur ausnahmsweise Laien nach Washington gehn, wie denn auch nur fünfzehn Laien unter sämtlichen 41 Graduierten des Jahres 1901 waren.

Ich drücke den Wunsch aus, daß die junge Hochschule am Scheidewege den richtigen Pfad in Zukunft verfolgen möge, damit die Ziele ver-

wirklicht werden können, die für die Gründung maßgebend, jedoch durch doktrinelle und kirchenpolitische Streitigkeiten stark hintangesetzt worden waren. Denn hat sich eine Universität auf ausschließlich katholischen Boden gestellt, so steht und fällt sie mit der vollen Anerkennung des gesamten katholischen Glaubens- und Überlieferungsinhalts. Die Wahrheit dieses Satzes hat die kurze Geschichte der katholischen Universität von Amerika schon so weit illustriert, daß es nicht geraten erscheint, den Beweis für die Richtigkeit des Gegenteils weiter fortzuführen, wie es bisher geschehn ist. Da man nicht annehmen kann, daß die Prälaten von St. Paul und Dubuque, die bisher die Richtung wesentlich mitbestimmten, ihre Anschauungen ändern werden, so dürfte der erste Schritt zur Sanierung der Verhältnisse in der Ausschaltung ihres Einflusses liegen. Wenn dann weiterhin der jetzige Rektor etwas vorsichtiger im Gebrauche der lateinischen Sprache werden würde, die gänzlich unbedeutenden Professoren durch bessere wissenschaftliche Kräfte ersetzt werden und der gesamte Lehrkörper — Hyvernat und Bouquillon ausgenommen — mehr wissenschaftliche Leistungen von anerkanntem objektivem Werte produzieren würde, so wäre das als ein bedeutender Fortschritt mit Freude zu begrüßen. Der ziemlich großsprecherische Text des Year-Book müßte auch etwas umgestaltet werden, daß er mehr den thatsächlichen, wesentlich bescheidnern wirklichen Verhältnissen entspreche, weil man bisher leider hat feststellen müssen, daß Wort und That nicht immer zusammengehn. Bei der persönlichen Kenntnis, die ich von der Universität und vielen ihrer Mitglieder habe, glaubte ich die vorstehenden Bemerkungen als Zeichen meines aufrichtigen Interesses aussprechen zu sollen, um mein Scherflein zur Besserung der Dinge beizutragen.



Eine Silvesterfeier im Zuchthaus



Der Leser braucht vor dem Gange, zu dem ich ihn heute einlade, kein Grauen zu empfinden. Was an dem Hause, in das ich ihn führe, grauenhaft ist, verbirgt sich dem Blick des Uneingeweihten so vollständig, daß man flüchtige Besucher oft fast erschrocken sagen hört: Aber nach allem, was ich hier gesehen habe, sind diese Leute ja viel glücklicher daran, haben es viel besser, als so mancher brave ehrliche Mann da draußen, der trotz des heißesten Ringens mit dem Dasein nicht aus den Sorgen um die notwendigsten Bedürfnisse des täglichen Lebens, um ein schützendes Obdach für seine Familie, um das tägliche Brot für seine Kinder herauskommt! — Gewiß, o gewiß! für die Insassen dieses Hauses ist täglich der Tisch — „gedeckt“ kann man allerdings nicht sagen, aber — bereitet. Auf die Sekunde pünktlich wird ihnen dreimal täglich das Essen gebracht; auf die Sekunde pünktlich dürfen, nein — müssen sie ihre Lagerstatt, die gut und reinlich ist, aufsuchen; kein vergeblich Arbeit suchender ist unter den sechs bis acht hunderten. Sogar für den täglichen

Spaziergang, für gute Bücher, für Hilfe in manchen Krankheitsfällen, ja auch für Unterricht ist vom Staate gesorgt. „Eigentlich fehlt dir doch hier absolut nichts als — na ja — als höchstens die Freiheit," sagte neulich einmal ein höherer Anstaltsbeamter zu einem Sträfling, der einst bessere Tage gesehen hatte. Und der Mann hatte durchaus Recht. „Höchstens die Freiheit!" Und „Freiheit" — das ist eben für die Menschen, die sie genießen, ein so selbstverständliches Ding, daß sie meist gar nicht darüber nachdenken, worin sie eigentlich besteht, ja daß sie sogar, wenn sie darüber nachzudenken versuchen, nicht selten zu dem Schluß kommen, sie sei überhaupt bloß ein Begriff, den es in Wirklichkeit gar nicht gebe.

Die Insassen dieses Hauses, die auch darüber nachgedacht und dazu auch Zeit gehabt haben, denken freilich anders. Sie sind ganz genau über diesen „Begriff" im klaren, und wenn sie auch, je nach Charakter und Anschauungsweise, nach Erziehung und Lebensgang, das eine oder das andre Merkmal dieses Freiheitsbegriffs höher schätzen und für wichtiger halten — sie alle wissen, daß „Freiheit" kein abstrakter Begriff ist, und sie alle seufzen unter dem furchtbar lastenden Drucke des gänzlichen Freiheitsmangels, unter dem sie leben. Und sie alle — ob sie nun in der Verübung schändlicher Lüste oder im Faulenzen und Müßiggehn, im Voll- und Tolltrinken oder in der Arbeit für Weib und Kind, in dem abenteuerlichen Leben des Gewohnheitsverbrechers oder in der Befriedigung ihres Ehrgeizes das wesentlichste Merkmal der Freiheit sehen —, sie alle sehnen sich, ob sie stets wiederkehrende Stammgäste oder ängstlich entsetzte Neulinge sind, ob sie als „Lebenslängliche" kaum zu hoffen wagen, oder als „Einjährige" nur eine kurze Gastrolle geben, nach dem Zeitpunkt, wo sich die Fülle der Riegel und der Schlösser und die eisernen Thore vor ihnen öffnen und der „Begriff" Freiheit für sie wieder Wirklichkeit werden soll.

Nach diesem Augenblick geht all ihr Denken und Trachten, mit einer Sehnsucht, einer Energie, die, wieder je nach Charakter und Anschauungsweise, die einen zu wirklicher Selbstverleugnung, die andern zu mühsamster, jahrelanger Verstellung, die dritten zu den gewagtesten und grausigsten Thaten der Verzweiflung treibt. —

Es ist ein ganz schmuckes kleines Kirchlein, in das ich den Leser führen will. Er wird wohl kaum glauben, wie viel diese wirklich kirchenmäßige Gestaltung des Andachtsraumes den Gefangnen wert ist, wie sehr sie auf fast alle einwirkt. Ich weiß von einem Gefangnen, der gar nicht besonders religiös war, und der fast ein Jahr in Untersuchungshaft gesessen und während dieser Zeit nur die aller zwei bis drei Wochen abgehaltnen mehr als nüchternen Andachten in einem schmutzigen Arbeitssaale mitgemacht hatte, daß er förmlich aufjubelte, als er nach seiner Verurteilung und seinem Transport ins Zuchthaus zum erstenmal dieses kleine schlichte Gotteshaus betrat. Dieser durch zwei Stockwerke hindurchragende Raum mit seinem weißen Anstrich und Goldleisten, mit dem großen Altarbau in Barockstil, der erhöhten Kanzel an der linken Empore, der Orgel an der dem Altar gegenüberliegenden Eingangswand macht wirklich auf den an die öden kahlen vier Wände seines Arbeits-

saales oder seiner Einzelzelle Gewöhnten einen so erhebenden freundlichen Eindruck, daß sogar unter den allerstumpfesten Naturen nur wenige sich ihm vollständig entziehn können.

Über die meisten kommt doch, bis Gewöhnung und Zwang sie auch in dieser Beziehung abgestumpft haben, das Gefühl: Hier bist du frei, auf die eine bis anderthalb Stunden wenigstens, die der Gottesdienst dauert. Und wenn auch körperlich nicht ganz frei, so doch geistig und sittlich; du kannst deinen eignen Gedanken nachhängen oder dem nachdenken, was das gesungne Lied oder die Worte des Geistlichen dir in den Sinn zu prägen versuchen: du kannst dem, was du jetzt hören wirst, Glauben oder stummen Spott entgegenbringen, du kannst dem Hauch des Übermenschlichen, des Überirdischen, des Reinen, von allem Zwange Freien und Befreienden, des Ewigen, der dich hier umweht, dein Herz verschließen oder es ihm öffnen, daß es auch dich rein und frei mache von all dem Häßlichen und Gräßlichen, das dich hierher gebracht hat; du kannst das alles, du kannst, was du sonst in diesem Hause nicht kannst und darfst, du kannst wollen!

Und zugleich mit dieser durch die äußere Umgebung angeregten Ahnung einer nur beschränkten und doch viel höhern Freiheit, als die ist, deren er sich früher erfreute, bringt diese äußere Umgebung ihm allerlei Erinnerungen in den Sinn. „Nun bist du wieder in einer Kirche; wann warst du zum letztenmal in einer Kirche draußen? Wars damals, als du deinen Jüngsten taufen ließest und — dich nachher so furchtbar betrankst, daß du deinen besten Freund mit dem Messer bedrohtest? Oder wars damals, als du dein Weib zum Altar führtest, dein Weib, das dir ihr Bestes, ihr eignes Selbst anvertraut hatte, und das nun, von dir schnöde verlassen, mit der härtesten Not des Lebens ringt? Oder war es damals, als du eingesegnet wurdest — weißt du noch, wie der alte Pastor dir den Spruch auf den Lebensweg mitgegeben hatte — wie hieß er doch? »Der Herr kennt die Seinen, es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennt!« Richtig, du kannst ihn noch; und wie du vom Altar tratest, wer umarmte dich da, glücklich und doch thränenden Auges? Lebt sie noch, deine Mutter? Du weißt es nicht? Wie lange hast du überhaupt nicht an sie gedacht? Und mußtest du solche Wege gehn, mußtest du bis an diese Stätte kommen, daß du dich endlich wieder einmal ihrer erinnerst? Du senkst das Haupt und hast so ein würgendes Gefühl in deiner Kehle und so ein heißes Aufsteigen hinter deinen Augenlidern! O — um alles in der Welt, jetzt keine Thränen! nichts merken lassen, bloß nichts merken lassen vor den mitleidig spöttischen Blicken der Genossen und ihren Stichelreden und vor den beobachtenden Augen des Aufsehers da drüben, deines Todfeindes, der dich immer so verächtlich behandelt und so gemeine Redensarten führt — wenn ihn sonst niemand hört. Nein — bloß nichts merken lassen!“ Und er richtet den Kopf wieder in die Höhe und schaut mit starren Blicken vor sich hin.

Wir wollen uns etwas umsehen in der kleinen Kirche. Hier, rechts vom Mittelgang sitzen dicht aneinander gedrängt, zu sieben auf jeder Bank, die Leute der Gemeinschaftshaft, die massa perdita, an der nach höherer Ansicht nichts mehr zu verderben ist durch schlechte Gesellschaft, nichts mehr zu bessern

durch einsames Nachdenken. Dort drüben, links, nur je drei auf einer Bank, also in großen Abständen voneinander, die Isolierten, meist junge Burschen. Oben auf dem Chor auch noch Gemeinschaftsgefangne. Ein mächtiger Altar! Die beiden schweren Säulen zu seiner Seite rahmen das große Altarbild ein; es ist schon stark gedunkelt, und bei dem Schein der vier brennenden Wachskerzen kann man nur mühsam erkennen, daß es Jesum den Gekreuzigten darstellt, den, der für die Sünder gestorben ist. Auch für diese hier? In goldnen Buchstaben flammt ihnen allen, die hier versammelt sind, von der Altardecke das größte und holdeste Wort entgegen, das je gesprochen worden ist: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“

Wer kann so sprechen? Wenn ein Mensch heute so spräche, sei es draußen auf der lärmenden Gasse zur hastenden Menge, sei es hier drinnen im stillen Kirchlein zu den Insassen des Zuchthauses — müßte dem nicht die unruhige Flamme des Größenwahns aus dem unsteten Auge lodern? Wer kann so sprechen, heute noch wie einst? Gott — Gott — ein leises Achselzucken, ein spöttischer Zug um die Mundwinkel verrät, was in jenem Gefangnen dort vorgeht, der diese Gedankengänge macht; er läßt sein Auge weiter schweifen, da trifft ihn hoch oben von der Wölbung der Altarnische das wohlbekannte Wort: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!“ — und nun wird das Achselzucken energischer und verächtlicher, um die blassen Lippen spielt bitterster Hohn. Jawohl! Friede auf Erden — im Zuchthaus! den Menschen ein Wohlgefallen — im Zuchthaus — im Zuchthaus!

Da rasselt wieder ein Schlüsselbund, ein Riegel knarrt, eine Thür wird geöffnet; ernst und gemessen schreitet der Geistliche durch den Mittelgang und tritt in den kleinen als Sakristei dienenden Raum. Und nun braust Orgelklang durch die Kirche.

Wie unendlich viel hängt hier von dem Manne ab, der in dieser Umgebung, unter diesen Verhältnissen an den Seelen dieser Menschen zu arbeiten hat!

Silvesterabend! Zwar noch ist es nicht recht Abend, erst vier Uhr nachmittags; der Gottesdienst muß beendet, und die Leute müssen wieder in ihre Räume eingerückt sein, ehe die Austeilung der Abendsuppe um 5¾ Uhr beginnt. So kämpft das vom großen Hofe durch die vergitterten Fenster hereinfallende Tageslicht noch ein Weilchen mit dem hellstrahlenden Glanze der weit mehr als hundert Kerzen, die von den beiden großen Tannenbäumen herabschimmern, die rechts und links vom Altar aufgestellt und mit Lametta und anderm Flitter behängt sind. Diese Kerzen brannten schon vor einer Woche, bei dem Gottesdienst, der am heiligen Abend um dieselbe Stunde wie heute die Gefangnen zur bitter wehmütigen Weihnachtsfeier vereinte.

Die Orgel — sie ist nicht groß und auch an Tönen wenig umfangreich, aber für den kleinen Raum völlig ausreichend — hat nach kurzem Vorspiel das ergreifende Silvesterlied der Fürstin Reuß intoniert:

Das Jahr geht still zu Ende,
So sei auch still, mein Herz!

und gern und lebhaft singen die meisten Gefangnen mit, auch die härtesten und ungläubigsten.

Sehen wir uns während des Gesanges die Insassen dieses Hauses ein wenig an. Der flüchtige Blick bemerkt ja nur wenig Unterschiede. Sie sind alle gleich gekleidet: dicke, schwarze Tuchjacken, braune Beiderwandhosen, niedrige Lederschnürschuhe, um den Hals ein blauweißes Halstuch, das nur wenig über den Kragen der bis oben geschlossenen Jacke hinausragt; in der Hand eine schwarze Tuchmütze und das Gesangbuch. Das Kopfhaar ist ganz kurz geschnitten. die Gesichter sind glatt rasiert. Dadurch und durch die kurze, kaum bis an die Hüften reichende Jacke erhalten die Gestalten ein so seltsam unnatürlich jugendliches Aussehen, das, namentlich wenn der Haarwuchs spärlich, die Gesichter recht tief gefurcht und die Haltung gebückt ist, oft so widerwärtig abstoßend wirkt. *Mußten* diese Menschen so fratzenhaft entstellt werden?

Doch nicht lauter abschreckende Gestalten füllen den Raum. Dort der zweite auf der ersten Bank der Isolierten — ist das nicht ein bildschöner Mensch? Diese ebenmäßige, geschmeidige Gestalt, diese stramme Haltung, dieser tadellos gebaute eiförmige Schädel, und dieses schöne regelmäßige Gesicht mit den großen, fast dunkelblauen Augen und dem feingeschnittenen Munde! Zweiundzwanzig Jahre ist er alt. Auf der Außenfläche der rechten Hand, die das Gesangbuch hält, sieht man bei scharfem Hinschauen einen Anker in dunkelblauer Farbe eintätowiert. Ein Matrose also! Und was hat den hierhergebracht? fragt man erschrocken. Ja, was von den Leuten hier zwei Drittel, nein, drei Viertel — nein, fünf Sechstel und noch mehr hierhergebracht hat: der Alkohol. Vor kaum zwei Jahren schwamm er noch draußen in den chinesischen Gewässern auf einem deutschen Kriegsschiff, einer der flottesten und frischesten „blauen Jungen," da kam ein Fest, wobei den Mannschaften Bier gegeben wurde, er trank zuviel, trank wohl auch dazwischen einen Schnaps auf eigne Rechnung, er wurde laut und übermütig, ein Unteroffizier wies ihn zur Ruhe, er antwortete; es gab einen Wortwechsel, der damit endete, daß der Unteroffizier ihn zur Meldung zu bringen drohte. Da kam gerade der Offizier vom Dienst vorbei, der Unteroffizier tritt an ihn heran und macht ihm eine Meldung über etwas ganz andres. Der Matrose aber glaubt, daß es sich um ihn handle, und in seiner Beschämung, daß er, der bisher Unbestrafte und allgemein Beliebte, dem in kurzem die Unteroffizierabzeichen sicher gewesen wären, bestraft werden solle, stürzt er sich in einer durch den Alkohol entflammten ungezügelten Wut auf den vermeintlichen Angeber und schlägt mit dem Bierglas nach ihm. Dies ist nun schon seine zweite Silvesterfeier in diesem Hause; noch dreimal wird er sie hier verleben müssen.

Ja, der Alkohol! Wollen wir noch mehr von den Heldenthaten dieses Seelenverderbers hören? Dort, gleich der Nebenmann des Matrosen, ist ein früherer Volksschullehrer; unglücklich verheiratet kam er so recht aus dem Rausch nicht heraus, bis er sich in seinem wüsten Bierdunst an seinen Schulmädchen vergriff. In der zweiten Reihe, der mittlere, der mit den todtraurigen Augen, ist ein junger Bergmann, kaum neunzehn Jahre alt, Totschläger im Rausch; sein Nachbar, auch ein Bergmann, vor dreiviertel Jahren erst als Ge-

freiter vom Militär gekommen, Messerstecher, Landfriedensbrecher im Rausch; in der dritten Bank, der stramme, frische Junge mit den klaren, grauen Augen, ein echter Pommer, natürlich auch einst Matrose: draußen in einem chinesischen Hafen auf Urlaub an Land bekam er in Gemeinschaft mit einem Kameraden in der Bezechtheit Händel mit einem englischen Konstabler, dem er sein scharfgeschliffnes Seitengewehr ins Bein stieß. Aus Angst vor der Strafe beschlossen beide Matrosen, nachdem der Alkohol ihre Sinne verwirrt hatte, zu desertieren — deutsche Seeleute, in China! Er darf nun sechs Jahre darüber nachdenken, was die Kriegsartikel von Desertion vor dem Feinde halten.

Und so geht es weiter, fast immer spielt der Alkohol seine verhängnisvolle Rolle in den Trauerspielen, deren letzter Akt in dieses Haus führt. Und nun gar hier, auf der rechten Seite, unter den Leuten der Gemeinschaftshaft, finden wir oft auf einer ganzen Bank keinen einzigen, den nicht direkt oder indirekt der Alkohol hierhergebracht hätte. Hier, der Alte mit dem spärlichen weißen Haar: den größten Teil seines Lebens hat er in Gefängnissen und Zuchthäusern zugebracht, und in der Zeit, die er draußen verlebt hat, war er nur nüchtern, wenn er zum Stehlen ging. Und oft auch dann nicht einmal, sonst hätten sie ihn z. B. beim letztenmal gar nicht bekommen. Sein Nachbar ist auch ein Säufer. Als ihm die Zechschulden über den Kopf wuchsen, zündete er sein Haus an und hätte die Versicherungssumme bis zum letzten Pfennig vertrunken, wenn er sich nicht im Rausch selbst verraten hätte. Der nächste ist ein Messerstecher im Wirtshaus; nebenan sitzt ein Mörder, ein Epileptiker, der Sohn eines Säufers; der nächste, ein Gewohnheitseinbrecher, der das Trinken so wenig lassen kann, daß er neulich — er ist in der Tischlerei beschäftigt — eine ganze Flasche Politurflüssigkeit hinuntergegossen hat; der nächste — nein, der säuft nicht, den hat die Habsucht zum Meineid verleitet.

In der zweiten Bank der erste — ja, das ist ein origineller Kerl. Ihn zeichnete seit seiner Jugend eine wahnsinnige Angst vor der Arbeit aus; sogar das Stehlen war ihm zu mühsam, doch blieb ihm zuweilen nichts andres übrig, denn auch er trank gern. Jetzt verbüßt er seine elfte Strafe wegen Diebstahls, die siebente Zuchthausstrafe, die zwischen Ostern und Pfingsten abgelaufen sein wird. Dann sagt er aber nicht etwa „Adieu!" sondern nur „Auf Wiedersehen!" und die Aufseher necken ihn auch schon mit der Frage: „Na, wirst Pfingsten wieder da sein, Hannes?" und „Hannes" erwidert ganz treuherzig: „Ick denke doch, et wird flummen, Harr Upseiher!" Und er hofft auch wirklich ganz ehrlich, daß es „flummen," d. h. glücken wird, unmittelbar nach seiner Entlassung, sobald der ihm mitgegebne Spargroschen vertrunken ist, irgend einen unbedeutenden, möglichst offenkundigen Diebstahl zu begehn und sich dabei fassen zu lassen; und wenn dann — er ist natürlich geständig — die rächende Themis diesen einfachen Fall mit einiger Routine behandelt, so können in der That Untersuchungshaft, Anklage, Verhandlung und Verurteilung in zwei bis drei Wochen erledigt sein, sodaß er noch rechtzeitig mit dem letzten Transport vor Pfingsten im Zuchthaus wieder eintrifft. „Je, süh mal, Minsch — sagte er bei seiner letzten Ankunft zu einem Neuling, der ihn neugierig fragte, warum

er, der doch erst vor anderthalb Monaten entlassen sei, sich schon wieder habe erwischen lassen —, süh mal, wat schall eck dor buten? Dor heww eck keen Verwandte unn Bekannte nich, keen Fründ nich — nah den Frugensminscher frag eck nich nach —, de Bottel — na ja — äwerst et jeiht ock ohne! Unn heer — heer heww eck min rejelmäßiget Eten unn min Rauh unn mine olen Bekannten unn mine Fründe, unn de Upseihers mögen mi ok liden, wil dat eck sonn olen Stammgast bün, unn wenn eck krank wer, heww 'ck 'n Dokter unn allens in sine Rejelmäßigkeit. Dor mach eck man ümmer, dat eck ball wedder heer bün, dunn weet eck doch, wo eck ann bün!"

Man könnte meinen, der Kerl hätte es doch offenbar noch viel zu gut im Zuchthaus, und auf den paßte nicht, was ich eben von dem Sehnen dieser Leute nach Freiheit gesagt habe. Und doch irrt man sich! Erstens darf man von einer solchen Abnormität keine verallgemeinernden Schlüsse ziehn, und dann sehnt sich auch „Hannes“ nach dem Tage der Freiheit und der „Bottel,“ und wenn er sich in die Freiheit das mitnehmen könnte, was er für die wünschenswertesten Lebensgüter hält, sein „Eten“ und seine „Fründe“ und allenfalls noch „de Dokter,“ so würde er vielleicht sogar das Stehlen lassen. Aber vielleicht brächte ihn der Alkohol, dem er dann sicher verfallen würde, doch auf anderm Wege wieder hierher, denn der scheut kein Mittel und keinen Weg. Es giebt kaum eine einzige Verbrechensart, zu der nicht der Alkohol die größte Kandidatenzahl stellte, teils mittelbar, teils unmittelbar, und wenn ich fortfahren würde, die einzelnen Reihen durchzugehn und die Geschichte der Leute, die hier sitzen, zu erzählen, so würde man erschaudern vor dem himmelhohen Berge von Sünde und dem jähen Abgrund von Jammer und Elend, die durch diesen Volksverderber geschaffen werden. Und dann würde man vielleicht mit andern Augen die Tempel ansehen, ob sie elegante Weinstuben, stolze Bierpaläste oder schmutzige Destillen sind, in denen allen man diesem Todesgötzen opfert. Man würde sich entsetzen vor allen den Brauereien und Brennereien, in denen die Gewinnsucht wohnt mit der allzu leichten Kainsfrage auf den genußsüchtigen Lippen: „Soll ich meines Bruder Hüter sein?“ Und man würde sich angeekelt wegwenden vor einer Staatsweisheit, die sich „aus finanziellen Gründen“ scheut, diese Volkspest energisch zu bekämpfen und sich aus denselben Gründen nicht scheut, Maßnahmen zu treffen, die notwendig noch weitere größere Kreise dieser Seuche zutreiben müssen.

Aber wenn auch der Alkohol oder wenigstens sein überreichlicher Genuß aus der Welt geschafft werden könnte — die Zuchthäuser würden zwar auf ein Sechstel oder ein Achtel ihrer jetzigen Zahl verringert werden können, aber die übrig bleibenden würden darum doch nicht leerstehn. Das Menschenherz birgt noch andre Abgründe, wo das „ewige Licht“ ihm nicht leuchtet. Eifersucht und Haß, Genußgier und Leichtsinn, Ehrsucht und Geiz, und wie sie alle heißen mögen — sie alle fordern ihre Opfer, die man hier sehen kann. Jener dort erschoß seine Braut, weil er sie für untreu hielt, dort der kleine Alte hat seine Frau umgebracht, um sie zu beerben. Der neben ihm unterschlug Gelder, um alte Leichtsinnsschulden zu bezahlen; jener junge Bursche steckte seinem Nachbar die Scheune an, weil er ihn haßte, der andre wollte durch einen Millionendiebstahl reich werden.

Und sie alle singen nun das schöne Silvesterlied, ihnen allen leuchten die brennenden Christbäume. Was zieht dabei wohl durch ihre Seelen?

Der Gesang verstummt, die Orgel verhallt, zur Kanzel schreitet die hohe Gestalt des Geistlichen. Was wird er ihnen sagen? Was soll er ihnen künden?

O, es muß furchtbar schwer sein, dieses Amt der Liebe und Gnade denen gegenüber zu verwalten, für die die Welt nur Härte und Strafe kennt! Aber der Mann, der hier die Kanzel besteigt, weiß seines Amtes zu walten. Wer an sich selbst die Liebe und die Gnade Gottes erfahren hat, der kann sie auch andern künden; und er kann es nicht nur, er kann nicht anders. Und das wissen und fühlen sie auch, alle, die ihm zu Füßen sitzen. Auch die Härtesten, die Stumpfsten, die Ungläubigsten, die Verbittertsten — sie fühlen, daß hier nicht nur ein Mund zu ihren Ohren, sondern ein Herz zu ihrem Herzen spricht; daß der Mann da oben sie liebt, wirklich liebt, mit der Liebe des Gekreuzigten, von dem er nicht müde wird ihnen zu predigen, daß er in die Welt gekommen sei, zu suchen und selig zu machen das Verlorne! Auch dich! auch dich! gerade dich, der du wieder und wieder dieses Haus aufsuchst, gerade dich, dich mit den blutigen Händen, gerade dich, der du dich sträubst zu glauben, gerade dich, der du seit Jahren schon die Gefängniskrankheit, die Schwindsucht, mit dir herumschleppst und es fühlst, daß du heute zum letztenmal den Weihnachtsbaum brennen siehst, gerade dich, und gerade heute, am letzten Tage dieses Jahres, vielleicht des dreißigsten, das du hier verlebst, vielleicht des zwanzigsten, das du überhaupt erst erlebst, gerade dich, und gerade heute am Silvesterabend.

Ja, es muß furchtbar schwer sein, den Gebundnen die Freiheit, am Silvesterabend im Zuchthaus „das angenehme Jahr des Herrn" zu verkünden; aber der da oben, der kann es, weil die Liebe alles kann.

Und wie wirkt sein Wort auf die Gefangnen? Nun, natürlich heißt es hier gerade so gut wie anderwärts: „Vierfach ist das Ackerfeld." Nicht alle merken so gespannt auf, wie dort der hübsche junge Mensch mit dem frischen, fast rosigen Gesicht, der mit seinen sonnigen hellblauen Friesenaugen dem Pastor fast jedes Wort von den Lippen zu saugen scheint, oder wie jener ältere, der so gern, ach so brennend gern glauben möchte, was er heute hört, was er aus diesem Munde so oft schon gehört hat. Mancher brütet stumpf vor sich hin, nur hier und da durch einen wärmern Ton der Stimme, durch ein ungewohntes Wort oder durch sonst einen äußern Anstoß veranlaßt, aufzuhorchen und eine Weile zuzuhören, bis er wieder in sein altes Brüten zurückfällt. Mancher andre merkt absichtlich nicht auf, aus Opposition gegen das ganze Wesen, das ganze Räderwerk, das ihn gefaßt hat und gefangen hält. Aber heute, am Silvesterabend, will es doch so recht nicht glücken mit der Unaufmerksamkeit. Es sind gar eigne seltsame Gedanken, die so ein brennender Christbaum, die das nahe Jahresende, die Jahreswende weckt. „Werde ich noch hier sein übers Jahr, oder wird man mich bis dahin schon hinausgetragen haben auf den kleinen kahlen Zuchthausfriedhof, in einem der engen schwarzen Kasten, die ich selbst neulich in der Tischlerwerkstatt habe zimmern helfen — unter rohen Witzen und frivolen Späßen. Wie schnell das hier gehn kann!"

Und so mancher Genosse fällt ihm ein, der nicht wieder zurückgekommen ist aus dem Lazarett, nachdem er sich eines Morgens krank gemeldet hatte; und dann jener, der neulich den Aufseher beschimpft hatte, nur, um in Arrest gesperrt zu werden, und der dort in der dunkeln Arrestzelle endlich ein einsames Plätzchen fand, wo er seinem verfehlten Dasein ein Ende machen konnte; und vor wenig Wochen erst, sein langjähriger Kamerad an derselben Hobelbank, der sich nachmittags beim Spaziergang plötzlich an die Brust griff, umfiel und — frei war! So ein Herzschlag, und alles ist vorbei! Alles? — „Noch ist es Zeit, thu es heute, heute am letzten Tage des alten Jahres! Wirf ab die Last der Sünde, die dich zu Boden drückt; ergreife die Hand, die dir geboten ist; laß an dieser Hand dich hinüberführen ins neue Jahr, daß es dir auch hier in diesem Hause ein Jahr des Segens, ein Jahr des Friedens werde!" So tönt ihm eben die Stimme des Geistlichen ins Ohr, und es wird ihm schwer, unter der eindringlichen Gewalt dieser bittenden, sorgenden, herzlichen Stimme wieder in die trotzige Unaufmerksamkeit zu verfallen.

O gewiß — gar viele Worte, die von dieser Kanzel herabtönen, gehn verloren; aber doch bei weitem nicht alle! Wer weiß, wann das Gehörte einmal seine Wirkung thut, ob es nicht schon im Dunkel dieser Nacht, die sich nun langsam herniedersenkt, aufwachen wird, tief drinnen im Herzen bei einem, der sich schlaflos auf seinem Lager wälzt?

Mit einem Dank für das alte und einer Bitte für das neue Jahr hat der Pastor seine Predigt geschlossen. Wieder durchtönt Orgelklang und der Gesang der Gefangnen das lichtgeschmückte Kirchlein. Dann erteilt der Geistliche vom Altar aus der Gemeinde den Segen. Die Silvesterandacht ist zu Ende.

Noch stiller als sonst geht es heute zu auf dem Wege von der Kirche zu den Arbeitssälen oder zu den Zellen. Manches Haupt, das sonst trotzig hoch getragen wird, ist heute gesenkt, manches Augenpaar, das sonst frech um sich blickt, schaut heute zu Boden. Während sonst keine noch so geringe oder gewagte Gelegenheit versäumt wird, dem Verbot entgegen zu plaudern, ist heute gar keine Stimmung dafür vorhanden. Ist dennoch einer leichtfertig genug, seinem Nachbar irgend eine Albernheit zuzuflüstern, so kann er heute sicher sein, keine Antwort zu erhalten. Doch der begleitende Aufseher hat es gehört: „Na, wer kann da wieder 's Maul nicht halten?" fragt er, sich umdrehend nach der Richtung, aus der die Worte kamen. Aber dabei bleibt es auch; eine große Untersuchung darüber anzustellen, wer der Schuldige sei, dazu mangelt auch ihm heute die Lust.

Noch einige Stunden bis 9 Uhr abends, dann ist das Tagewerk zu Ende. In den Schlafsälen und in den Zellen liegen die Gefangnen auf ihrem Lager. Da schweifen die Gedanken wohl wieder zurück in die Vergangenheit. Wie waren die frühern Silvesternächte so ganz, ganz anders! Und wenn es auch nicht immer schäumende Sektkelche oder duftende Punschgläser waren, die das neue Jahr begrüßten — eins brachte das neue Jahr doch immer mit sich: neuen Mut, neue Hoffnungen, neue Erwartungen. Die dicken Eisenstäbe, die dreifachen Riegel und die meterdicken Wände hier predigen keinen Mut: der

Gedanke an die Strenge des Gesetzes, an die Mitleidlosigkeit der Menschen und — der Blick in das eigne Herz wecken keine Hoffnungen. Und Erwartungen? — ach ja, erwarten darfst du mancherlei, nur nichts Gutes, nichts Frohes, nichts Schönes mehr! Was erwartet dich, wenn die Stunde der Freiheit dir einst schlägt? Wenn du nach verbüßter Strafe aus dem Zuchthaus entlassen, in die Welt hinaus, unter deine Brüder trittst? Ach, wo ist da einer, der nicht dem ältern Bruder des Gleichnisses gliche, der da zornig wurde, als seines Vaters verlorner Sohn wiedergekehrt war, und der es nicht mit ansehen konnte, daß jenem wieder der Tisch gedeckt wurde? Nein, erwarte nichts mehr, wenn du in diesem Hause gewesen bist. Wenn deine Strafe verbüßt ist, so fängt sie eigentlich erst an!

Das sind die Silvestergedanken, mit denen sich die ernstern unter den Gefangnen tragen, die Unglücklichen, die nicht Stammgäste werden wollen in diesem Hause, in das ich den Leser heute zu flüchtigem Besuche geführt habe. Wie wäre es, wenn diese Silvesterfeier den Leser dazu anregte, sich im kommenden Jahre nicht bloß mit einem kalten Geldbeitrag für irgendeinen der „Fürsorgevereine für entlassene Sträflinge," deren Name allein schon die Hilfesuchenden abschreckt, abzufinden, sondern dem jüngern Bruder selbst freundlich die Hand zu reichen, wenn er etwa an seine Thür klopfen sollte?



Griechische Kultur in der modernen

Von Johannes Geffcken



Schon um die Mitte der zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts sind die realistischen Schulen aufgekommen, deren erste energische Lebensbethätigung sich in heftiger Polemik gegen „die auf der Sitzbank vermüfften Geschöpfe" des Gymnasiums äußerte, wie es Immermann in seinem Zeitspiegel, den „Epigonen," einem Realschulmann in den Mund legt. Auch damals schon fiel im Lager der glücklich Besitzenden, der Freunde der absoluten Gymnasialbildung, manches Wort, das in spätern Zeiten wieder erklungen ist, und auch manche Parteiphrase. Dann wurde es wieder auf lange Zeit ruhig; die Vertreter der humanistischen Bildung glaubten sich weiter ihres ungestörten Besitzes erfreuen zu können, obwohl die Gegner, rührig wie jede Aktionspartei, nicht müßig blieben, bis dann endlich vorausfliegende Sturmvögel auch dem behaglichsten Schulmann in der Geißblattlaube eines kleinen Städtchens, dem ungläubigsten Optimisten einen Orkan gegen alles, was ihm bisher teuer gewesen war, verkündete.

Nun wurde mobil gemacht im Philologenlager; der Abfall weniger, die ihrer Wissenschaft nicht froh geworden waren, zählte nicht viel, machte die Reihen noch nicht dünner. Aber leider war die Mobilmachung doch nicht allgemein; die Universitäten hielten sich fast ganz beiseite. Männer, von denen man erwartet hatte, daß sie ihre bisher bei jeder Gelegenheit so kräftig beherrschende Stimme erheben würden, schwiegen oder meinten, die Wissenschaft würde dadurch, daß sie den Boden der Schule verlöre, in sublimer Höhe über dem Erdenstaub schwebend nur um so freier die glänzenden Schwingen ent-

falten, wie sich ja auch die Orientalistik für sich selbst entwickelt habe. Das wurde zum Leitmotiv mancher Universität, man hörte den gefährlichen Trugschluß immer wieder, besonders aus dem Munde der jüngern Dozenten. So standen die Schulmänner, deren Ideal die hurtigen Federn schnellfertiger Journalisten zu durchlöchern suchten, und deren Persönlichkeiten bis in die Romane der Eintagsdichter hinein lächerlich gemacht wurden, ziemlich allein. Das hat ihnen trotz aller Bitterkeit, die sich bei ihnen ansammelte, nicht geschadet.

Denn man besann sich auf sich selbst, man lernte die Ideale, die von ernsten Gegnern angegriffen, von frivolen besudelt wurden, durch genaue Prüfung aller der gegen sie erhobnen Gründe neu beleben, und der Glaube an sie wurde nur noch stärker; so nützte uns der Streit nicht weniger, als der Theologie in den siebziger Jahren die vielen Angriffe der Gegner. Auch auf den Universitäten besann man sich wieder auf seine Pflicht, nicht etwa, weil sich nach 1890 die Hörsäle der Philologen reißend leerten, sondern in der Erkenntnis der gewaltigen Gefahr, die unsrer deutschen Kultur drohte, und was versäumt worden war, suchte man nachzuholen. Durch öffentliche Vorträge, durch populäre Schriften, die dazu bestimmt waren, für Griechenlands Geistesarbeit bei denen zu wirken, die des Griechischen unkundig waren, wurden erfreuliche Ergebnisse erreicht. So fand denn die neue Schulkonferenz die Häupter der humanistischen Bildung auf ihrem Platze; es machte tiefen Eindruck, mit welcher Wärme, mit welcher bedingungslosen Energie z. B. der Theologe A. Harnack für die Erhaltung des Griechischen eintrat.

Der Streit ist noch lange nicht zu Ende damit, daß das Gymnasium nun nicht mehr allein die Reife zur Universität giebt. Denn jetzt geht man dem Gymnasium selbst in seinem innersten Kerne zu Leibe, dem Griechischen. Mit diesem aber steht und fällt das Gymnasium: das ist unendlich oft gesagt worden, muß aber ebenso oft wiederholt werden. Das Lateinische will man bestehn lassen, weil man meint, daß die unerbittliche Logik seiner Satzfügung im Verein mit der Mathematik den jungen Geist in die beste Denkzucht zu nehmen vermöchte, und weil man dem Römervolke doch für die juristische Verstandesschulung einen gewissen Dank zu schulden glaubt. Aber allein mit dem Lateinischen, ohne das Griechische steht das Gymnasium da wie ein Kavallerist zu Fuße.

Fast alle geistigen Kämpfe werden gelegentlich mit frivolen Mitteln geführt. Es ist aber oberflächlich, die Gegner, weil unter ihnen auch frivole Gesellen sind, geistig zu verachten. Der neue Kulturkampf, worin wir mitten drin stehn, ist nicht vom Zaune gebrochen; es ist falsch, wenn O. Jäger sagt, man habe der Nation den ungeheuern Bären aufgebunden, daß sie unzufrieden mit ihrem Schulwesen sei. Man kann, wie ich es selbstverständlich auch thue, den Gegnern keinen Schritt zu weichen gesonnen sein, aber man muß zugeben, daß die Wurzeln des Streits tiefer liegen. Der Kampf gegen das Gymnasium, den man mit übel angebrachtem Pessimismus schon den Todeskampf des Gymnasiums genannt hat, ist nur ein Teil der litterarisch-künstlerischen Revolution, die in den achtziger Jahren begonnen hat. Man hatte sich an den traditionellen Konflikten der die klassischen Dichter unsrer Nation mehr oder minder nachahmenden Poeten, am hohlen Pathos, am akademischen Wesen der bildenden Künstler so übersättigt, daß man nach Neuem, nach Originellem geradezu schrie. Und das Neue, das Originelle kam, es kam in der Litteratur mit Ibsen, Tolstoi und einer Reihe begabter deutscher Autoren, die ohne jede Tradition, ganz voraussetzungslos arbeiteten; es kam in der Kunst mit einer Reihe ursprünglicher Kräfte, die man wohl ablehnen kann, deren Energie man aber bewundern muß. Dieser Strom schoß denn auch heran gegen die bisherige allgemeine Bildung und suchte auch sie als einen Rest einer vergangnen,

vielleicht seinerzeit ganz verdienstlichen, aber doch jetzt ganz und gar überlebten Erscheinung hinwegzuspülen. Hier aber fand er Widerstand; es regten sich viele scharfe Federn, als der neue Kulturkampf das ganze Gebäude unsrer bisherigen geistigen Bildung niederlegen wollte. Der Kampf wurde wesentlich auf dem Boden unsers Vaterlandes geführt, denn die Engländer und die Amerikaner, deren klassische Bildung doch an äußerlichem Drill alles übertraf, was die Gegner unsern klassischen Abrichtungskünsten nachsagten, sie dachten gar nicht daran, ihre Schulen zu reformieren, dieselben Nationen, deren matter of fact-Wesen man jetzt so gern nach Deutschland übertragen hätte. Nur in Skandinavien, im Vaterlande Ibsens und Kjellands, dessen Litteratur solchen Einfluß auf Deutschlands Denken und Dichten gewann, empfand man teilweise ähnlich wie bei uns, zum deutlichen Zeichen, wie sehr diese Bewegung Teil einer größern, elementaren gewesen ist.

Diese Sturzwelle, die neben trübem Schlamm auch belebende Fluten brachte, hat sich noch nicht ganz verlaufen. Aber die Gewässer haben sich geklärt. Man will keine klassizistischen Dichtungen mehr, man will keine akademischen Bilder, aber man will dem Neuen in der Litteratur und in der Kunst Raum geben, ohne dem Alten Lebewohl zu sagen, man will das Originale, Gute ganz abgesehen von seiner Zeit genießen. Das ist ein gesunder Standpunkt, er wird von unzähligen geteilt; unzählige freuen sich am Modernen, wenn es gut ist, und vertiefen sich doch in Goethe und lassen sich von kundigen Interpreten in die klassische Zeit deutscher Litteratur einführen.

Man redet heute so viel von bildender Kunst, man ereifert sich für und wider mit solcher Leidenschaft, daß man bei der allgemeinen Teilnahme an die Heftigkeit der alten Kirchenstreitigkeiten erinnert wird. Aber viel zu wenig erinnert man sich bei dem Schlagwörterwechsel daran, daß es auch eine litterarische Kunst giebt. Man urteilt über Dichtungen hinweg, ohne sich der feinen Kunstgesetze, der Kunstmittel ihres Schöpfers bewußt zu werden. Gewiß ist der Beifall eines naiven Gemüts für den Autor die beste Belohnung, aber die Kunst verlangt allerwärts Studium, was der Meister unter Herzklopfen und Nachdenken erschaffen hat, das sollen wir nachschaffend genießen lernen. Wir Deutschen sind ja das Volk der edelsten Kunstkritik der Welt, Goethe und Schiller, Lessing und Herder sind schlagende Namen, in neuerer Zeit setzen Männer wie V. Hehn und E. Schmidt unsern alten Ruhm fort. Aber woher kommt uns diese Kunst. Sie ist erwachsen aus der gründlichen Beschäftigung mit den antiken Poeten; als es außer Klopstock, Ramler, Gellert noch keine eigentliche deutsche Litteratur gab, sann Lessing, geschult an seinen antiken Klassikern, über den Aufbau, über die Grundbedingungen poetischer Erzeugnisse nach; er erkannte ein Kunstgeheimnis Homers, er prüfte an dieser Norm die Neuern, und voll des Gelernten schuf der große Kunstdenker Dramen, die sich bis heute erhalten haben. Aber man versteht sie bis ins einzelne nur, wenn man auch die Muster Lessings kennt. Lessing hat sich, tapfer wie er jederzeit war, bemüht, die Kunstregeln des Aristoteles zu ergründen. Es ist ihm nicht geglückt, aber geglückt ist ihm der Beweis, wie oberflächlich die Franzosen den Aristoteles deuteten und befolgten. Gewiß, wir sind über die technologischen und etwas pedantischen Anschauungen des Aristoteles von der Poesie hinausgediehen, aber wir dürfen nicht vergessen, welche ungeheure Bedeutung seine Lehre für unsre Litteratur gehabt hat.

Wenn sich Goethe einen Homeriden nannte, so wissen wir, wen er als seinen Meister bezeichnete. Ein wirklich künstlerisches Verständnis von „Hermann und Dorothea“ ist ohne Homer völlig unmöglich. Es soll hier natürlich nicht geleugnet werden, daß die Frage, ob sich Goethe und besonders Schiller in der Nachahmung der Antike nicht zuletzt doch verirrt haben, offen bleibt; Goethe ist es ja auch schon bei seinen Lebzeiten vorgeworfen worden.

Aber das trifft nicht auf Hermann und Dorothea zu; es ist mit das Deutscheste, was Goethe, ganz in Homer lebend, geschaffen hat. Wenn aber ein Geist wie Goethe Befriedigung fand in dem bescheidnen Gefühl, ein letzter Homeride zu sein, da sollten wir uns doch auch des Ursprungs aller Poesie in unserm Abendlande wieder bewußt werden. Freilich durfte nur ein Goethe in den Spuren des Meisters gehn, ohne ein Nachahmer zu werden, nur bei ihm, dem Größten, vollzieht sich die Verbindung zwischen Deutschem und Griechischem lebendig; um so tiefer aber dringen wir darum auch durch die Kenntnis des Griechischen in Goethe ein. Man lese das genannte Idyll in einer Realschule und auf einem Gymnasium: gewiß, unbefangne Gemüter werden den unendlichen Reiz der Dichtung in sich aufnehmen. Dazu aber braucht es nicht der Schule. Die Schule aber, hat sie einmal die Deutung der Litteratur übernommen, muß ihrer Arbeit auch ganz walten. Und halbe Arbeit bleibt es zuletzt, wenn der Lehrer den Schülern mitteilt, Homer, für sie eine unbekannte Größe, habe hier sehr mitgewirkt. Wie anders aber, wenn der Schüler, der in seinem Homer lebt, nun für sich selbst die Probe vollziehn kann, selbst für sich die Entdeckungen wiederholt und in gemeinsamer Arbeit mit dem Lehrer seines Goethe, den er als Ganzes doch kaum zu ahnen vermag, wenigstens in einem Teile froh wird.

Aber noch viel weiter müssen wir gehn. Wo haften denn überhaupt die letzten Wurzeln unsrer Poesie, weshalb bezeichnet man die Dichtungsgattung von Hermann und Dorothea mit dem herkömmlichen Namen Idyll? Der deutsche Prosaroman ist ein Abkömmling des englischen und des französischen Romans, der wieder in der italienischen Novelle wurzelt. Die italienische Novelle aber geht durch die Vermittlung der lateinischen Übersetzungen aus dem Griechischen auf hellenische Vorbilder zurück. Wieviel diese taugen, ist einerlei, das Original, das von den Griechen erfundne schriftstellerische Genre ist vorhanden, seine tiefste Wurzel steckt in griechischem Boden.

Jeder Abend im Theater, jedes Schauspiel führt uns hinüber nach Griechenland. Ich bin nicht so thöricht, zu meinen, daß sich mimische Aufführungen nicht überall von selbst erzeugen können. Aber die Kunstform in unserm Abendlande ist hellenischen Ursprungs. Wir kennen ein englisches, ein französisches, ein italienisches, ein deutsches, auch ein spanisches Theater. Shakespeare und auch der französische Einfluß haben unser deutsches Theater erzeugt. Aber ohne den römischen Poeten Seneca hätte sich die Tragödie in keinem Lande ausbilden können, die Kunstform fand in ihm ihr Vorbild, solange man die griechischen Tragödien noch nicht kannte. Seneca ist aber ohne die Griechen nicht denkbar, so frei er sie behandelt, so sehr er sie verwässert; so hat die griechische Tragödie mittelbar die Kunstform der modernen geschaffen, sie selbst aber ist ohne Original ursprünglich auf dem Boden ihres Vaterlandes gewachsen.

Fast noch mehr zeigt sich dasselbe Verhältnis bei der Komödie. Das französische Lustspiel Molières wird, mag man vieles darin veraltet finden, mag sein oft burlesker Witz unserm Geschmacke nicht immer zusagen, doch immer für klassisch gelten; durch Molière — das wird wohl jedermann zugeben — ist das französische Lustspiel geschaffen worden, und damit mehr oder minder auch das deutsche. Aber Molière ist keineswegs ursprünglich, er kennt seine römischen Komödien gut; eins seiner besten Stücke, L'avare, ist die Nachahmung eines lateinischen Originals, aber die römischen Komödien, deren Bau auf die deutschen Stücke des Mittelalters, deren Geist auf Molière gewirkt hat, sind allzumal Übersetzungen oder Bearbeitungen griechischer Originale. Die schönen Worte: homo sum, oder: summum jus summa injuria, sie sind zuerst in griechischer Sprache erklungen. Das bürgerliche Schauspiel ist eine Schöpfung griechischen Geistes, wieder ohne Original, ursprünglich auf dem Boden von Hellas erwachsen.

Steigen wir nun einmal im Hause der Poesie ein paar Stockwerke tiefer, gewissermaßen ins Kinderzimmer. Da tönen uns aus dem Munde der Kleinen die niedlichen Fabeln mit ihrer trocknen, hausbacknen Moral entgegen. Auch da säuselt der feine Hauch der griechischen Muse. Die deutsche Fabeldichtung stammt aus der französischen, die französische ist eine Tochter der lateinischen, und die Römer übersetzten wie immer so auch hier aus dem Griechischen. Treten wir, wohin wir wollen, ins Reich der litterarischen Kunst, lesen wir einen Roman, lassen wir uns von der Tragödie erschüttern, von der Komödie erheitern, hören wir auf den Kindermund: überall zeigen sich dem Wissenden uralte Beziehungen, lächelt ihm aus den jüngsten Schöpfungen die ewige Jugend uralter Kultur. Das ist nicht etwa Nachahmung, Anlehnung an Vorbilder, nichts, was wir der Renaissance, der Humanistenperiode verdanken, das ist nicht der heute auch von Philologen unnötig verschrieene Klassizismus, das ist ein geheimes Fortwirken der griechischen Kultur, eine latente, ununterbrochne Umsetzung, das ist, um es kürzer zu sagen, die Immanenz des hellenischen Geistes in unserm Denken und Schaffen, von der wir, so modern wir auch empfinden mögen, uns nicht lösen werden, diesen Zustand hat der sausende Webstuhl der Zeit selbst geschaffen.

Diesen Zusammenhang kann kein noch so scharfsinniges Menschenwort, kein frivoler Spott wegleugnen, keine physische Gewalt unterbrechen. Wir sagen nicht, daß was das Altertum auf dem Gebiete der Kunst geschaffen hat, unerreichbares Muster bleibe. Die Verhältnisse des Daseins waren damals einfacher, und einfacher ist auch der Ausdruck dafür gewesen. Mit Recht wird auch darauf hingewiesen, daß das Altertum keine Historiker wie Ranke hervorgebracht hat, keinen Geist, der wie Treitschke alle Wesensäußerungen einer Zeit in jedem ihrer Pulsschläge zu spüren versucht hätte; eine Biographie wie die Wilhelms I. von E. Marcks wäre, so wenig bekannt uns auch die Biographie des Altertums im ganzen ist, in jener ganzen Zeit unmöglich gewesen. Aber wieder stehn wir hier am Ende einer langen Entwicklungsreihe. Von den Griechen, von Thukydides und Plutarch und ihren lateinischen Nachahmern — denn die Römer haben auch hier alles von Griechenland empfangen — lernte man Geschichte schreiben, die Kunstformen der Prosa sind von den Hellenen geschaffen. Daß wir sie übertroffen haben, darf uns nicht undankbar machen, um so weniger, als die großen Meister unsrer historischen Litteratur immer wieder zu den Alten zurückgekehrt sind und sich an ihrer Erhabenheit erfrischt, von ihrer wuchtigen Einfachheit gelernt haben. Vor noch nicht langer Zeit hat ein Forscher des Altertums ein Buch über die antike Kunstprosa geschrieben; er beginnt mit dem sechsten Jahrhundert v. Chr., er schließt, die Kontinuität dieser Litteratur nachweisend, mit der Renaissance.

Noch einmal sei es gesagt: wir denken nicht daran, ein Litteraturprodukt aus dem Altertum, nur weil es alt ist, für schön auszugeben, es vorbildlich zu nennen. Das Altertum hat wie unsre Zeit auch schlechte Skribenten hervorgebracht. Gewiß hat der unbedingte Klassizismus in frühern Zeiten geschadet, aber der Schade ist nicht so groß, wie man ihn neuerdings, nachdem ein bedeutender Geist einmal das Motiv angegeben hat, im Chore der Philologen zu machen sucht. Denn niemand darf leugnen, daß das Griechentum fast auf jedem Gebiete des Denkens Klassisches geschaffen hat. Ein solches Volk, das dies aus sich selbst vermag, ist eben ein klassisches, auch wenn wir nicht jeder seiner geistigen Lebensäußerungen dieses Attribut geben werden.

An den antiken, d. h. den griechischen Autoren geschult liest man mit um so feinerm, geweckterm Sinne das Moderne und prägt sich dessen Schönheiten um so tiefer ein. Der große Germanist Müllenhoff riet jedem jungen Studenten, sicher oft zu dessen größter Verwunderung, einen antiken Autor mit einem guten Kommentar gründlich durchzuarbeiten; erst wenn das geschehn war,

ließ er ihn zu seinen deutschen Übungen zu. Wir leugnen nicht, daß z. B. ein Kaufmann, der seinen Dickens, seinen Cervantes mit Behagen liest, ganz denselben verfeinerten Genuß kosten kann wie der humanistisch Gebildete bei seinen Klassikern; aber um seinem Dichter recht nahe zu kommen, muß er eine Gedankenarbeit gleich dem humanistisch Geschulten leisten. Ohne diese Arbeit ist der Genuß keines Schönen in der Kunst zu erreichen, dazu aber gehört vor allem die Kenntnis der Sprache des Originals.

Und dann, in welcher Sprache sind uns denn die Worte des Herrn, ist die Kunde von ihm uns überliefert? Es ist doch kein Zufall, daß das Neue Testament griechisch geschrieben ist, daß die ganze älteste Litteratur des Christentums nur in dieser Sprache redet, also daß auch die heidnischen Gegner zumeist nicht anders als griechisch antworten. Wer könnte das Christentum vom Boden des Altertums ablösen! Die Männer, die in Wort und Schrift den neuen Glauben verteidigten, waren zum großen Teil Griechen; in griechischen Symbolen fand man mystischen Ausdruck für den Namen des Herrn, in den Katakomben Roms herrscht die griechische Sprache. Wer das Griechische aus dem Gymnasium vertreiben will, der nimmt der Schule auch den Urtext des Neuen Testaments. Aber es ist ja übersetzt! Jawohl, übersetzt, durch einen Mann, der es verstand zu übersetzen, wie niemand vor ihm noch nach ihm, der aus seiner Übersetzung ein Litteraturdenkmal geschaffen hat. Aber weder er noch seine Nachfolger dürfen sich rühmen, das Werk zu Ende geführt zu haben. Wer kann Paulus in Luthers Übersetzung oder einer neuen wirklich ganz verstehn, wieviel deutet unsre theologische Wissenschaft noch an ihm herum! Wie gut ist es da für unsre Gymnasiasten, wenn ihnen nach der Konfirmation in den obern Klassen der griechische Text in die Hände gegeben wird. Noch erinnere ich mich deutlich, mit welcher Ehrfurcht ich den kleinen Tischendorf aufschlug und nun, mit Verwundrung ein höchst unklassisches Griechisch lesend, alle die alten wohlbekannten Geschichten, die eindringlichen Sprüche im Original mit Freuden wiederfand. Und warum will man denn den Schülern, denen hier das Präparieren verhältnismäßig wenig Mühe macht, die echt deutsche Freude am tiefeindringenden Nachsinnen, am Grübeln, wie dieser oder jener Satz des Paulus gemeint sei, nehmen, warum will man sie auf diese Weise zurückhalten, des Lehrers Auffassung am Urtexte zu prüfen und wieder ein Stück sonst gemeinsamer Arbeit durch die ex cathedra gegebne Erklärung ersetzen? Es ist ja doch gerade einer der herrlichsten Vorzüge des evangelischen Daseins, daß es bei uns nicht Priester und Laien giebt, daß wir die Lehre vom allgemeinen Priestertum vertreten. Es ist doch der ungeheure Fortschritt der Reformation gewesen, daß sie die Tradition beiseite schob, beiseite schob die erbärmliche Vulgata, durch die bisher dem, der die Bibel las, Kunde wurde von dem Ursprunge seines Glaubens, daß sie auf die Urtexte zurückging. Wenn wir dieses Werk jetzt aufgeben, nicht fortsetzen, so erstarren wir. Dann wird sich wieder eine vornehme Oberschicht bilden, ein Konzil von vielleicht sehr streitsüchtigen Philologen und Theologen; die mögen dann über die Deutung des Neuen Testaments ohne Kontrolle beschließen und den Laien ihre Meinung aufdrängen. Nein, wir müssen neben der großen Christengemeinde auch noch eine kleine haben, eine Gemeinde von Kundigen, die es weiß, was es mit dem Neuen Testament auf sich hat, die es kennt und gern in der Ursprache liest. Und durch die historische Notwendigkeit dieser Ursprache soll uns die große Bedeutung des Griechischen für unsre Religion klar werden. Das ganze jüdische Volkstum war von hellenischer Kultur durchzogen; begeisterte Juden schrieben griechisch, nicht etwa, um dadurch bessere Propaganda zu machen, sondern wesentlich, weil ihnen diese Sprache die natürlichste war. So ist es auch mit Paulus, der nach Christus selbst uns die wichtigste, die anziehendste Persönlichkeit bleibt. Kein Mensch kann in einer andern als in der ihm eigen-

tümlichen Sprache so etwas Göttliches schreiben wie 1. Korinther 13. Und diese Sprache, die Ursprache unsers Glaubens, muß immerdar eine Gemeinde, eine Gemeinde nicht nur von Philologen und Theologen finden.

Es ist bisher ausschließlich vom Altertum die Rede gewesen; ich habe unter anderm gezeigt, wie die griechische Antike in römischer Übertragung durch das Mittelalter hindurch auf unsre Zeit gewirkt hat. Aber diese Kontinuität des Griechentums hat noch eine andre Seite. Als das römische Reich im Westen vor den Germanen zerfiel, da blieb der Name Roms nur noch auf die Osthälfte beschränkt. Man ist gewohnt, unter den Byzantinern etwas ganz verkommnes zu verstehn, das Wort Byzantinismus enthält, heute schon in seiner Ableitung für viele ganz unverständlich, einen verächtlichen Sinn. Aber die Kultur des griechisch redenden Ostens war vermöge ihres Alters für den mehr oder minder barbarischen Westen durchaus maßgebend. Wenn auch durch längere Strecken halbbarbarischer Zeiten unterbrochen, herrschten hier doch Wissenschaft und Kunst; die alten Autoren fanden pietätvolles Studium, eine ungeheure neue Litteratur wuchs heran. Von solcher Produktion, solcher Kunstübung war der Westen noch weit entfernt. Aber er lernte hier. Der byzantinische Geschmack bestimmte die Hoftracht der deutschen Kaiser, die Kunst des Ostens, die noch immer, wenn auch noch so steif und hölzern geworden, von antiker Überlieferung lebte, beherrschte die des Westens, noch in Cimabue erkennt man die byzantinische Schule. Vollends ist ja Rußland, das seine Religion von Byzanz empfangen hat, eine Domäne des römischen Ostreichs. Und endlich, was hat dieses früher so vielfach verachtete Ostreich gethan, um in einem achthundertjährigen Kampfe ein Bollwerk gegen den Islam zu sein! Erst mit dem Falle Konstantinopels wurde die orientalische Frage dringend für den Westen. Bis dahin schützte dieses Bollwerk griechischer Kultur, die Stadt, in der die Pflege der reinen antiken Sprache Ehrensache für die Gelehrten war, in der eine nie unterbrochne Tradition bis zum Jahre 1453 herrschte, die abendländische Gesittung vor der Barbarei der Orientalen. Und wie innig verwachsen mit dieser Kultur die des Westens ist, lehrt nicht zuletzt eine Tradition, die man vielleicht für ein urdeutsches Sagenvermächtnis unsers Volkes hält, die Sage vom wiederkehrenden Kaiser. Wir kennen alle die Kyffhäusersage; sie ist heute fast ein integrierender Bestandteil unsrer patriotischen Festreden geworden. Aber ihre letzten Wurzeln ruhen im byzantinischen Boden; der schöne deutsche Mythus mit seinen Nebenzügen ist erzeugt durch die griechisch-mittelalterlichen Vorstellungen von einem Endkaiser, der das Sehnen seines Volkes dereinst stillen soll.

Wir können hier nicht das Thema erschöpfen, was uns die Kultur des Volkes bedeutet, in dessen Sprache Homer sang, Äschylos dichtete, Platon schwärmte, Paulus predigte, und das mittelalterliche Volk des Ostens sich wundersame Mären zuraunte vom Ende der Dinge. Man könnte eine Zeitschrift gründen, die manchen Jahrgang erleben würde, um nur zu sagen, was die Griechen geleistet haben. Noch haben wir ganz und gar nicht unser Augenmerk auf die Philosophie der Griechen, auf die ewigen von ihnen gefundnen sittlichen Wahrheiten, auf die exakten Wissenschaften, auf die von den Griechen gefundnen Gesetze des Daseins gerichtet. Aber das Gesagte möge genügen; denn so wichtig es ist, zu sehen, wie scharf die Griechen die Welt um uns erkannten und zu studieren suchten, wie ihnen der Sinn für die vielberufne voraussetzungslose Wissenschaft zu allererst verliehen worden ist, so haben doch die von den Griechen gemachten Entdeckungen nur historischen Wert, gegebnenfalls auch didaktischen, indem sie uns lehren sollen, bei der Betrachtung der Leistungen ihrer Zeit nicht zu vergessen, wie weit die Hellenen mit unvollkommnen Mitteln gediehen sind. Es ist in unsern Tagen von dem berühmten Philologen Wilamowitz-Möllendorff ein griechisches Lesebuch erschienen, das Lesestücke aus

der Geschichte, der Philosophie, der religiösen Betrachtung, der Mathematik, der Technik der Griechen enthält und so den Beweis liefert, was überall von diesem Volke geleistet worden ist. Man kann leider von einem solchem Werke befürchten, daß es zu einer Art Propaganda benutzt wird. Propaganda aber bleibt gegenüber der mit Recht oft kritisch denkenden Jugend der obern Klassen ein etwas gefährliches Ding. Es kann hier wie mit dem Patriotismus gehn. Die stete begeisterte Hervorhebung dessen, was unser Volk geschaffen habe, begegnet leicht, wenn nicht dem Unglauben, so doch dem kritischen Zweifel, den wir nicht hinweg pädagogisieren können noch dürfen, den wir nur durch die ruhige Vorführung der Thatsachen im voraus widerlegen können. So könnte es auch hier gehn. Je weniger aber die reifern Schüler eine Tendenz merken, desto mehr wird sie die Gewalt der Thatsachen überzeugen. Eine Wissenschaft aber, deren moderne Fortschritte ihnen in der Mathematik- und der Physikstunde vor die staunenden Augen geführt wird, historisch zu begreifen, ist die Mehrzahl noch nicht imstande; das vermögen ja nicht einmal alle Erwachsenen. Aber das kann jeder Schüler begreifen, was in unsrer Kultur von der antiken lebt. Das sind nicht nur die neu auf die mittelalterliche Anschauung gepfropften Reiser des Humanismus, die etwas hypertrophisch gewachsenen Blüten eines historisch betrachtet durchaus unverächtlichen Klassizismus, das ist vielmehr Saft und Trieb innerhalb der mittelalterlichen, innerhalb auch der modernen Kultur, die Versetzung altgriechischer Kraft, das ist innerhalb unsrer Kultur das Fortleben der hellenischen Kultur. Der Genius eines Volkes aber, das solches geschaffen hat, redet nur im Naturlaut seiner Sprache, die er selbst erzeugt hat: diese Sprache aber verbannen heißt nicht etwa nur eine reine Quelle des Schönen verstopfen, ehe man auf anderm Gebiete belebenden Trank gefunden oder mühsam erbohrt hat, sondern heißt die Quelle unsrer Kultur überhaupt verschütten.



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

10. Die Wohnungsgenossenschaft



Trudchen Leverkühn war ein hübsches, junges, strebsames Mädchen. Sie war mit Pensionsberechtigung angestellte Lehrerin an der städtischen Bürgerschule und bewohnte eine Mansardenstube vier Treppen hoch in Aftermiete bei einem Schuster. Diese Wohnung, die vier Treppen, und der Schustergeruch, der gar nicht fern zu halten war, und der jedesmal vom Vorsaal herein quoll, wenn die Thür geöffnet wurde, waren der schwarze Punkt ihres Lebens. Sie hatte gethan, was sie konnte, ihre „Bude“ zu verschönern, sie hatte alle ihre Ersparnisse in hübschen Möbeln angelegt und die Wände mit Bändern, Brandmalerei und Kerbschnitzwerken verziert, aber hatte es dadurch nicht ändern können, daß die Wände schief und die Tapeten verräuchert waren. Und sie hätte doch gar zu gern ein wenig Komfort um sich gesehen, wie sie es aus der Zeit, wo ihr seliger Vater noch lebte, gewöhnt war. Aber konnte sie mit ihren neunhundert Mark hoffen, je eine Wohnung zu finden, wie sie sie gern gehabt hätte? und mußte sie nicht Gott danken, daß sie wenigstens eine sichere Lebensstellung gewonnen hatte?

Dies hatte sich Trudchen Leverkühn wieder einmal gesagt, und darauf hatte sie sich resigniert ihren Studien zugewandt.

Vor ihr lag aufgeschlagen: F. W. Grandners Nationalökonomie auf rechnerischer Grundlage. Man fragt: Was hat Trudchen Leverkühn, die alle Monate ihre fünfundsiebzig Mark auf der Stadtkasse bar und richtig erhob und in der Zwischenzeit ihre Mädchen im Lesen und Schreiben unterwies, mit Nationalökonomie zu thun? Aber man würde mit dieser Frage den wissenschaftlichen Bildungstrieb der Schülerinnen des Reichenauschen Seminars unterschätzen. Der Direktor dieser Anstalt hatte es verstanden, bei seinen Schülerinnen einen wahren Bildungshunger zu erwecken. Sie waren an der Hand des Meisters eingetreten durch das so vielen verschlossene Thor der höhern Wissenschaft und hatten Metaphysik und mathematische Psychologie studiert. Trudchen Leverkühn fürchtete sich auch nicht vor einer Nationalökonomie auf rechnerischer Grundlage. Und da die Nationalökonomie nun einmal zeitgemäß war, so studierte sie sie mit Eifer.

Es ist wahr, das Buch war sehr gelehrt. Der Verfasser behandelte die wirtschaftlichen Erscheinungen als Kräfte. Er brachte alle diese Kräfte auf Krafteinheiten und rechnete mit ihnen unter Zugrundelegung des Gesetzes vom Parallelogramm der Kräfte. Alle wirtschaftlichen Hemmungen und Störungen erklärte er aus der Divergenz der wirtschaftlichen Kräfte, dagegen lehrte er den Parallelismus der Ziele und kam zu dem Resultate, daß das Heil der Welt in der Koalition liege. Bei dieser Zusammenfassung der Kräfte ergab sich nun, wie rechnerisch nachgewiesen wurde, ein Ersparungskoeffizient von 0,8505. Wenn also der Jahresverbrauch einer Person, so wurde gezeigt, durchschnittlich 302,17 Mark beträgt, so haben zwei Personen, um zu derselben Kraftwirkung zu kommen, zwei Jahresbeträge, also 604,34 Mark multipliziert mit dem Ersparungskoeffizienten 0,8505, also nur 513,191170 Mark zu verwenden, drei Personen 771,006955 Mark. Es würden demnach drei Personen soviel wirtschaftliche Kraft entwickeln, als wenn sie statt 906,51 Mark 1065 Mark hätten.

Großartig! Wirklich großartig! Was die Wissenschaft heutzutage vermag, ist enorm! Zwar war nicht recht einzusehen, wie der Verfasser zu seinen Rechnungsunterlagen gekommen war, aber ausgerechnet hatte er unzweifelhaft richtig, bis auf die sechste Dezimalstelle.

Hierauf ging der Verfasser zu geschichtlichen Betrachtungen über, nämlich zu einer Historie der Koalition, die er von dem wirtschaftlichen Betriebe der alttestamentlichen Patriarchen über die altgriechischen Syzygien, über das mittelalterliche Mönchswesen bis zu den Volksküchen, zu den Konsumvereinen, den Klubhäusern und dem amerikanischen Hotelleben der Gegenwart verfolgte. Das Resultat war dies: die natürlichste und erfolgreichste, weil auf strengem Parallelismus der Ziele gegründete Koalition sei die Ehe.

Hier schlug Trudchen Leverkühn unmutig das Buch zu, schlug auf den Tisch und sagte: Zum Kuckuck, wenn ich hätte heiraten wollen, so hätte ich nicht nötig gehabt, so viel zu studieren. Dann hätte ich die Ermittlung des Ersparungskoeffizienten meinem Manne überlassen und Suppen kochen können.

In diesem Augenblick wurde nach heftigem Anklopfen die Stubenthür aufgerissen, und eine junge Dame, groß, männlich und mit kurzgeschnittenem Haar trat im Theaterschritte herein, während eine Welle Schustergeruch nachflutete.

Ah! Perfido! sang sie. Es waren die ersten Töne der großen Konzert- und Schreiarie, mit der sie in der Philharmonie in Berlin Erfolg gehabt hatte. Darauf ließ sie sich auf den nächsten Stuhl niederfallen, schleuderte ihren Hut in irgend eine Ecke und rief: Scheußlich!

Was ist denn scheußlich? fragte Trudchen.

Es ist einfach zum rasend werden. Man kann singen wie die Lilli Lehmann und unterrichten wie die Marchesi, es hilft alles nichts. Meine vier Treppen steigen die Gören nicht hinauf. Also wieder nichts. Aber ich kann mir doch keine herrschaft-

liche Wohnung im ersten Stocke mieten! Das wirfts nicht ab. Nein, es ist scheußlich! scheußlich!

Fräulein Grossi (eigentlich hieß sie Große), entgegnete Trudchen etwas altklug, das erste ist, daß Sie sich abregen, und dann lassen Sie uns die Frage methodisch anfassen. Die Wissenschaft —

Ich bitte Sie um Gottes willen, unterbrach sie die Sängerin, bleiben Sie mir mit der Wissenschaft vom Leibe.

Erlauben Sie, sagte Trudchen. Unterschätzen Sie die Wissenschaft nicht. Wissen Sie zum Beispiel den Wert der Koalition zu schätzen? Die Koalition ist die wirtschaftliche Kraft des zwanzigsten Jahrhunderts.

Ich soll mich wohl mit der Rechenberg-Zeising koalisieren? Es ist schlimm genug, daß ich, anstatt auf den Höhen der Kunst zu wandeln, zu denen ich mich berufen fühle, mein Brot mit Singstunden verdienen muß, aber vor dieser schauderhaften Person, der Rechenberg-Zeising, zu Kreuz kriechen — niemals. Nein, lieber sterben als das!

Trudchen wurde immer erhabner. Sie ließ die Freundin austoben, kam auf ihre Wissenschaft zurück und sagte im Lehrton: Der durchschnittliche Lebensunterhalt einer Person beträgt bekanntlich 302,17 Mark —

Damit käme ich nicht aus, schaltete die Sängerin ein —

Ich auch nicht, fuhr Trudchen fort, aber der wissenschaftliche Wert ist nun einmal 302,17 Mark, für zwei Personen sind es 513, für drei 771 Mark. Das giebt ein Ersparungsverhältnis von — ich weiß nicht mehr, wieviel. Egal, es ist jedenfalls ganz riesig. Einzeln stehende Damen sollten sich also koalisieren. Wissen Sie, Fräulein Grossi, wir sollten uns zusammenthun, eine Wohnungsgenossenschaft gründen und eine Familienwohnung zwei Treppen hoch mieten. Das kostete weniger, als wir beide einzeln zahlen, ich hätte ein hübsches Heim, und Sie kriegten Schülerinnen. Und wenn es zu zweien noch nicht reicht, so koalisieren wir uns zu dreien.

Fräulein Grossi staunte. Als sie den Plan begriffen hatte, sprang sie auf, holte ihren Hut aus der Ecke, stülpte ihn auf den Kopf und sagte: Kommen Sie, wir mieten uns eine Wohnung.

Aber heute abend doch nicht mehr, erwiderte Trudchen.

Das war richtig; für heute abend war es zu spät, dagegen noch Zeit genug, den Plan gründlich zu überlegen. Die Sängerin blieb also den Abend da. Man trank viele Tassen Thee und stellte als ausgemacht fest, daß, wenn man in gedachter Weise eine Wohnungsgenossenschaft gründe, kein Anlaß vorhanden sei, zu heiraten oder Familienanschluß (schrecklich!) zu suchen. Und so schwur man sich zum Schlusse zu einem Rütlibunde ein, umarmte sich und trank bei Thee Brüderschaft. Es war ein herrlicher Abend.

Am nächsten Mittag sagte Lieschen Probst zu ihrer Mama: Mama, aber heute war Fräulein Leverkühn zu komisch. Sie hat immer gelacht. Und in der Zwischenstunde hat sie mit uns getanzt. Und dann hat sie uns gefragt, ob wir wüßten, was eine — Koh — Kohlo—nazi oder so etwas sei — ich weiß nicht mehr. Es war was von Kohl drin — Und da hat Emmi Rinkleben gesagt, es wäre eine Verlobung. Und da hat sie Fräulein Leverkühn geküßt und gesagt, es wäre noch etwas viel schöneres als eine Verlobung. So dumm. Als wenn es was schöneres gäbe!

Währenddessen standen zwei junge Damen draußen auf der Straße und betrachteten das zweite Stockwerk des Hauses, wo in einem Fenster der bekannte Vermietungszettel zu sehen war. Man sah ihnen äußerlich nicht an, wie unentschlossen sie innerlich waren, und wie eine heimlich zur andern sagte: Geh du doch. Es war Trudchen Leverkühn und Eleonore Grossi. Da sich nun herausstellte, daß die Sängerin trotz ihrer dramatischen Haltung die schüchternere war, so ging Trudchen voraus. Man klingelte, man ließ sich von Lieschens Mutter die Wohnung zeigen, man fand sie wunderschön und auch nicht zu teuer. Aber sie war

auf eine Genossenschaft von drei Personen berechnet. Gut, so nehmen wir eine dritte hinzu, sagte Trudchen. Die Vermieterin drang darauf, sich bald zu entscheiden, da noch andre Herrschaften — und so weiter —, und so entschloß sich Trudchen Leverkühn kurz und mietete die Wohnung.

In dieser Stunde begannen die Sorgen. Es war nicht so leicht, wie sie gedacht hatte, eine dritte Teilnehmerin zu finden. Ein Konfektioneuse oder so etwas durfte es doch nicht sein. Und auf die Anzeige im Blatte meldeten sich nur wenig Reflektanten. Endlich nach endlosen Verhandlungen und vielen Enttäuschungen, und nachdem Trudchen, weil sie doch die Wohnung gemietet hatte und also die Verantwortung trug, schon ganz nervös geworden war, endlich fand sich eine dritte Teilnehmerin, ein Fräulein Scherbitz, eine an der Hauptpostkasse angestellte Dame, die glücklicherweise nicht Uniform trug, aber so steif war, wie man es von einem ordentlichen Kassierer nur verlangen konnte. Man teilte also die Wohnung unter sich und behielt eine Kammer und die Küche übrig für den dienenden Geist.

Neue Sorgen. Gewisse alte Damen, die als maßgebende Personen angesehen werden müssen, und die von der Genossenschaft gehört hatten, erklärten, es sei unpassend, daß drei junge Mädchen allein und unbeschützt eine eigne Wohnung bezögen. Trudchen entrüstete sich, redete von unwürdiger Sklaverei, in der das weibliche Geschlecht gehalten würde, und fragte, warum man denn für die Studenten keine Anstandsdamen hielte, die brauchten es nötiger als sie. Aber was half es? Gegen Vorurteile kämpfen Götter selbst vergeblich. Eine Hausdame zu engagieren verbot der Ersparungskoeffizient, aber man konnte ja eine alte Köchin anstellen. Ging wieder nicht, denn es war unmöglich, die verschiednen Interessen zu vereinigen. Trudchen konnte nur zwischen zwölf und zwei Uhr essen. Fräulein Scherbitz hatte bis fünf Uhr Dienst, und Eleonore Grossi wollte sich überhaupt an keine bestimmte Zeit binden.

Da erblühte unerwartet ein großes Glück. Von gewisser tantenhafter Seite wurde auf Jungfer Antonie, gemeinhin die berühmte Antonie genannt, aufmerksam gemacht. Besagte Antonie war bei dem Herrn Schloßprediger fünfunddreißig Jahre im Dienste gewesen und hatte ihrer Zeit jenachdem als Cerberus oder Mittelsperson eine große Rolle gespielt, ja sie hatte zu den Stützen der Schloßgemeinde gezählt, solange nämlich, als der Herr Schloßprediger lebte. Als dieser gestorben war, und man sich um andre Sonnen sammelte, wurde die zuvor unentbehrliche Antonie schnöde beiseite gesetzt, was ihr einen großen Schmerz bereitete und sie veranlaßte, ihre Meinung von dem Werte der Mitwelt sehr herabzusetzen. Also dieses Juwel wurde den drei Koalisierten vorgeschlagen. Trudchen suchte klopfenden Herzens das Juwel auf und fand es in einer Bodenstube eines Hinterhauses Kaffee trinkend. Sie trug ihr Anliegen vor und fand Erhörung. Nur eine Bedingung stellte Antonie, es müsse ihr erlaubt sein, alle Missions- und Bibelstunden zu besuchen. Dies wurde bereitwilligst zugestanden; aber Antonie erweiterte die Erlaubnis aus eigner Machtvollkommenheit auch dahin, zu allen Trauungen von Bedeutung und zu allen Begräbnissen von dritter Klasse an gehn zu dürfen. Sie war also reichlich viel abwesend.

Man zog ein. Jungfer Antonie erhielt ihre Kammer und ihre Küche, wofür sie die Verpflichtung hatte, gewisse häusliche Arbeiten zu verrichten und die Aufsicht über das Logis zu führen. Trudchen verwandte die freie Zeit einer ganzen Woche dazu, ihre Zimmer zu einem Schmuckkästchen zu machen, Fräulein Scherbitz behandelte ihr Zimmer geringschätzig, stellte ein paar alte eckige Möbel hübsch ordentlich hinein und war fertig. Und Eleonore Grossi war sehr aufgeregt und machte viele Umstände, bis ihr Flügel endlich den richtigen Standpunkt gefunden hatte. Dann setzte sie sich hin, sang Wagnersche Töne und ließ alles stehn und liegen, wie man es hineingetragen hatte. Hierauf erschien die berühmte Antonie, einen langen Strickstrumpf in der Hand. Sie blieb in der Thür stehn, sah sich die Unordnung mit mißbilligenden Blicken an und sagte: Fräulein, das muß ich

Ihnen aber sagen: Bei Ihnen sieht es ja aus, wie in Sodom und Gomorrha. Beim seligen Herrn Schloßprediger wurden immer erst die Strümpfe weggethan und dann gesungen.

Eleonore Grossi nahm keine Notiz von der Vermahnung. Worauf sich Antonie mit ihrem Strickstrumpfe zu Trudchen Leverkühn begab und sie für die Unordnung bei ihrer Freundin verantwortlich machte. Bei Schloßpredigers hätten sie jeden Morgen allemal erst Buße gethan, und dann hätte kein Mensch die Strümpfe auf dem Klavier liegen lassen dürfen. Was wollte Trudchen Leverkühn machen? Sie begab sich zu ihrer Freundin und stiftete Ordnung. Was ihr jedoch immer nur auf kurze Zeit gelang, denn Eleonore Grossi war gar zu genial und nicht dazu zu bringen, früh nach dem Kaffee allemal erst Buße zu thun.

Man konnte unmöglich das große Ereignis des Einzugs vorüber gehn lassen, ohne ein Einzugsfest zu feiern. Nach langen Verhandlungen fand sich ein Abend, der allen Beteiligten paßte. Trudchen Leverkühn hatte die Rolle des Familienhauptes übernommen. Sie hatte ihre Stube besonders schön geschmückt. Man sah eine bekränzte, durch Brandmalerei hergestellte Tafel, auf der die Zahl des Ersparungskoeffizienten 0,8505 prangte. Darunter lag F. W. Grandners Nationalökonomie auf rechnerischer Grundlage, und rechts und links davon standen die Photographien von zwei Professoren, die vielleicht in entfernter Weise mit der Sache in Verbindung gebracht werden konnten. Für Theegebäck war reichlich gesorgt, auf dem stummen Diener sang ein ansehnlich großer Theekessel, den Trudchen Leverkühns Mama gestiftet hatte. Um acht Uhr erschienen feierlich die beiden Geladnen, fünf Minuten darauf Jungfer Antonie ungeladnerweise. Man sah sich unwillig an und flüsterte sich zu, was denn die Person wolle, aber niemand wagte es, ihr zu sagen, daß sie nicht willkommen sei. Der Abend war zu schön, als daß man ihn sich durch so eine Person hätte verderben lassen sollen. Man ließ sie ihre länglichen Geschichten von dem seligen Herrn Schloßprediger erzählen und trank viele Tassen Thee. Sogar Fräulein Scherbitz taute auf und steckte sich eine Zigarette an. Zuletzt erhob sich Trudchen Leverkühn, hielt eine Rede über die Notwendigkeit der Zusammenfassung der Kräfte, über die Bildung von Familien der Unverheirateten und schloß mit einem Hoch auf die Freiheit.

Jungfer Antonie sah währenddessen mit mißbilligender Verwundrung von der einen zur andern und sagte, ohne mit ihrer Theetasse mit anzustoßen: Die Freiheit ist nämlich vom Teufel.

Was ist? fragte man lachend. Die Freiheit ist vom Teufel?

Ja, erwiderte die berühmte Antonie, angelegentlich auf ihren Strickstrumpf schauend, so sagte der selige Herr Schloßprediger. Und daß ichs nun sage, niemals ist beim Herrn Schloßprediger bis Glocke elf Thee getrunken worden, und niemals hat man mit den Theetassen auf dem Teufel sein Reich angestoßen.

Die jungen Mädchen hätten zerknirscht sein müssen, sie waren es aber nicht, sondern sagten sich vergnügt Gute Nacht und wünschten der Jungfer Antonie, daß sie vom Teufel träumen möchte. Dies hatte zur Folge, daß Jungfer Antonie den ganzen folgenden Tag eine strenge Miene machte, und daß sie noch weniger als sonst geneigt war, zu hören, wenn man etwas von ihre wollte.

So war also das große Werk gelungen. Wenn sich Trudchen, nachdem sie ihren Unterricht beendet und ihre Hefte korrigiert hatte, mit einem guten Buche in der Hand auf dem gemeinsamen Balkon in ihren Triumphstuhl setzte, so that sie es mit dem Selbstbewußtsein des kleinen Klaus im Märchen, als er mit sechs fremden Pferden pflügte und rief: Hü, alle meine sieben Pferde. So hatte sie sichs in ihren kühnsten Träumen gedacht. Heil der Wissenschaft, Heil dem Ersparungskoeffizienten! Selbständig, unabhängig und doch nicht vereinsamt oder vier Treppen hoch in die Sphäre von Schustern verbannt! Dies war ein Teil der Lösung der Frauenfrage. Es genügt doch nicht, der Frau einen selbständigen Beruf zu schaffen, man muß die selbständigen Frauen zu Familien zusammenfassen,

zu Familien Gleichberechtigter, nicht zu Zwangsanstalten, in denen der Hausherr kommandiert. Es war unbegreiflich, wie man diese Zwangsanstalt als den Himmel auf Erden preisen konnte, und wie sich so viele Mädchen nichts bessres wünschten als dies. Nein, Trudchen Leverkühn lobte sich ihre goldne Freiheit. Und so sah sie mit überlegnem Wohlwollen auf ihre Kolleginnen herab, wenn sie unten auf der Straße vorübergingen, ohne eine Ahnung zu haben, wie gut sie es haben könnten, wenn sie Nationalökonomie auf rechnerischer Grundlage verstünden, und mit bedauerndem Mitleid auf Frau Rektor Heinrich, wenn sie mit ihrer Kinderschar auszog. Man sah es allerdings der Frau Rektor an, daß sie eine schwere Last zu schleppen hatte. Wenn aber Herr Gustav Vulpius mit einer Blume im Knopfloche vorüberkam und schüchtern heraufgrüßte, so nahm sie eine wahrhaft erhabne Miene an und dankte mit großer Zurückhaltung. Was fällt dem Menschen ein? sagte sie zu sich. Fällt mir gar nicht ein, meine goldne Freiheit aufzugeben. Und überhaupt, ein Seifensieder, wenn er auch ein ganz anständiger Mensch ist. Habe ich darum soviel studiert, daß ich zuletzt Frau Seifensieder Vulpius werden sollte?

Auch die beiden andern Teilhaberinnen der Genossenschaft waren zufrieden. Fräulein Eleonore Grossi bekam Schülerinnen, und Fräulein Scherbitz rühmte sich vor ihren Kolleginnen der nobeln Lage ihrer Wohnung, rauchte zu Hause Zigaretten und rückte ihre Stühle in eine tadellose Reihe.

Nur war der Himmel dieses Glückes doch nicht ganz wolkenlos. Jungfer Antonie war nicht dazu zu bringen, die Küchenthür zu schließen, und so gab es auf dem Korridor allerlei ordinäre Gerüche, was Trudchen durchaus nicht leiden konnte, und was sie nur zu sehr an den Schuster im vierten Stock erinnerte. Jungfer Antonie war zwar ihren eignen Reden nach ein Juwel, aber in Praxi ließ sie es doch sehr an der Erfüllung ihrer Obliegenheiten fehlen. Zum Beispiel auf die Leiter steigen und Fenster putzen, das gab es nicht, das verbot ihr die Schamhaftigkeit durchaus.

Wer putzte denn aber bei Oberpredigers die Fenster? fragte Trudchen.

Das that die Minna. Diese war aber ein Weltkind, entgegnete Antonie.

Auch hielt sie es für unziemlich, wenn Fräulein Grossi Hoiahoh und Hojottohoh sang — sie übte die Walkürenszene —, das seien unchristliche Töne, und bei Schloßpredigers sei so etwas nie gehört worden. Oder wenn Fräulein Scherbitz eine Zigarette rauchte, oder wenn sich Trudchen vor allen Menschen draußen auf der Straße in den Triumphstuhl legte. Ja, diese Antonie fing an, eine wahre Tyrannei auszuüben, überall zu schulmeistern, in alles ihre Nase zu stecken und so zu thun, als wenn sie die Hauptperson im Hause sei. Und wenn man ihr etwas sagte, so waren ihre Ohren und ihr Verständnis gänzlich verschlossen. Was aber dabei das übelste war, jedes der drei jungen Mädchen versteckte sich hinter dem andern. Eleonore Grossi wütete, wenn sie mit den andern allein war, wenn sie aber der Antonie entgegentreten sollte, verlor sie alles Walkürenhafte, Fräulein Scherbitz lehnte die Zumutung, für die andern einzutreten, kühl ab, sie halte sich nicht für berechtigt, sich in die Angelegenheiten andrer einzumischen, und Trudchen Leverkühn dachte seufzend an ihren seligen Papa, der kurzen Prozeß gemacht haben würde. Und so kam man nicht über einige bescheidne Vorstellungen hinaus, die auf die berühmte Antonie, wie gesagt, gar keinen Eindruck machten. Und es zeigte sich die merkwürdige Anomalie, daß der strenge Parallelismus von drei Kräften keinen Kraftzuwachs brachte, oder mit andern Worten, daß drei junge Mädchen zusammen immer nur drei Hasen blieben.

So verging ein Vierteljahr. Die Miete mußte bezahlt werden, was Trudchen Leverkühn, die den Mietkontrakt unterzeichnet hatte, zu vermitteln hatte. Fräulein Scherbitz war die Pünktlichkeit selber gewesen. Aber die Grossi ließ nichts von sich sehen. Schon war Mittag vorüber. Man blamierte sich tödlich, wenn die Miete nicht auf die Minute bezahlt wurde. Trudchen zitterte schon vor Ungeduld. Es blieb nichts andres übrig, als die säumige Freundin zu erinnern. Eleonore Grossi that sehr unbefangen. Sie habe eben den kleinen Betrag nicht flüssig. Auch

habe die Sache ja keine Eile. Die Sache habe große Eile, erwiderte Trudchen entrüstet, und sie wenigstens hätte keine Lust, sich vor Probsts zu blamieren.

Dann möchte man die Kleinigkeit auslegen, sagte Eleonore.

Fräulein Scherbitz lehnte mit kühler Bestimmtheit ab, für irgend jemand Verpflichtungen zu übernehmen. Was war zu thun? Trudchen mußte in die eigne Tasche greifen und die Miete auslegen.

Und diese Korridorglocke! Sie konnte einen Menschen nervös machen. Fortwährend klingelt es. Streichhölzer zu verkaufen, ein Weinreisender, ein Mausefallenmann, Strohdecken, Gott weiß, wer da alles kam. Und diese Bettler! In den vierten Stock gelangten sie nicht so leicht, und wenn einer sich einmal so hoch verstiegen hatte, dann war er dem Schuster in die Hände gefallen, der ihn mit Hurra wieder hinabschaffte. Aber hier — es war, als wenn sie es gewußt hätten, daß hier drei alleinstehende Damen wohnten. Sie wußten es auch wirklich. Denn draußen an der Wand des Treppenhauses standen drei Dreiecke eingekratzt, was in der Hieroglyphenschrift der Lumpen bedeutet: Hier giebts nur drei Frauen. Und so kamen sie in Scharen und waren, wenn sie einmal in den Korridor eingedrungen waren, nur mit äußerster Mühe wieder hinauszuschaffen. Und nie war es genug, was sie kriegten, und immer war das Ende eine große Schimpferei.

Das war ja nun zwar lästig, wäre jedoch noch zu ertragen gewesen, aber man las in der Zeitung, daß Mord- und Raubanfälle in der Stadt auf einzeln stehende Damen, Lehrerinnen, Beamtinnen und Rentnerinnen verübt worden seien. Aller acht Tage wurde ein neuer Fall berichtet. Das war ja schrecklich. Neulich war keine drei Häuser weit ein Kerl bei einer alten Dame eingedrungen, und wer weiß, was geschehn wäre, wenn nicht glücklicherweise der Schornsteinfeger hinzugekommen wäre, der dem Mörder mit dem Besen über den Kopf gehauen hatte, ihn aber doch nicht dingfest hatte machen können.

Unsre drei Wohnungsgenossenschafter fürchteten sich nicht, Gott bewahre, aber sie erschraken doch jedesmal, sobald die Thürglocke erklang. Es müßte doch scheußlich sein, so in der Blüte der Jahre von so einem Mörder abgemurkst zu werden. Und drei alleinstehende Damen in einer Wohnung ohne männlichen Schutz, das mußte doch zu einem Mordanfalle förmlich herausfordern. Geht es denn wirklich nirgends in der Welt ohne diese Männer?

Wozu hatte man aber die berühmte Antonie ins Haus genommen? Wozu ertrug man ihre Tyrannei und Schulmeistereien und Küchengerüche, wenn nicht dazu, daß sie das Haus beschützte? Aber die berühmte Antonie war nie da, wenn man sie brauchte. Antonie war sozusagen christlich-vergnügungssüchtig. Sie mußte früh bei jeder Trauung sein und mit Gleichgesinnten die Kleider der Braut und der Brautjungfern besprechen, sie mußte nachmittags bei jedem Begräbnis zur Bildung des Frauenchors beitragen, sie durfte abends bei keiner Missionsstunde fehlen und mußte sich je nachdem für das Heil der Kaffern oder der Papuas begeistern, da konnte sie natürlich nicht zu Hause auf die Thür achten.

Ja, was noch schlimmer war, sie ließ selbst die Thür regelmäßig offen stehn. Erst neulich war ein Mensch bis in die Stube von Fräulein Scherbitz vorgedrungen. Fräulein Scherbitz war bis auf den Tod erschrocken, und es war nicht auszudenken gewesen, was hätte geschehn können, wenn nicht in diesem Augenblicke das Hoiottoho einer Walküre aus dem Zimmer von Fräulein Grossi erklungen wäre.

Nun aber machte man der Jungfer Antonie ernste Vorstellungen.

Na, was denn? erwiderte das Juwel, bei Schloßpredigers wurde die Thür nie zugeschlossen. Der selige Herr Schloßprediger — ach Gott, was war das für ein Mann! — sagte immer, es ist Sünde, sagte er, wenn man die Thür zuschließt. Und daß ich es Ihnen nur sage, Sie haben alle kein rechtes Gottvertrauen, sonst würden Sie sich nicht so haben.

Sprachs, ging zu einem Begräbnis erster Klasse mit Marschällen und dem großen Leichenwagen und ließ die Thür wieder offen stehn.

Das waren, wie gesagt, dunkle Punkte; im übrigen aber befand sich die Wohnungsgenossenschaft ganz wohl. Man zankte sich nicht. Die Leute sagen, daß manche weibliche Genossenschaft schon daran zu Grunde gegangen sei, daß man sich nicht vertragen habe. Man vertrug sich sehr gut. Fräulein Scherbitz kümmerte sich grundsätzlich nicht um das Wohl und Wehe andrer Leute, Eleonore Grossi schwebte in den obern Regionen der Kunst und ließ in den irdischen Regionen alles gehn, wie es gehn wollte, und Trudchen machte alle Arbeit, die den andern unbequem war. Trudchen war energisch und praktisch und griff lieber selber zu, als mit andern lange Reden über das ob und wie auszutauschen.

Als der Herbst kam, hatte man Rat gehalten, wie man die Wohnung verschönern könnte. Zunächst bedurften die Fußböden eines neuen Anstrichs. Probsts waren nicht zu bewegen gewesen, etwas für die Wohnung zu thun; aber auf eigne Kosten den Maler kommen zu lassen, war eine zu teure Sache. Wißt ihr was? sagte Trudchen, wir streichen uns unsre Dielen selber. Fräulein Scherbitz hatte Bedenken, und Eleonore Grossi war zu solcher Arbeit unbrauchbar. Also blieb die Sache wieder bei Trudchen hängen, die sich auch nicht lange besann, Farben und Pinsel kaufte, ihre Stube auskramte, ein entsprechendes Kostüm anlegte, und während die beiden Genossinnen aufmerksam zuschauten, anfing, den Fußboden ihres Zimmers nach allen Regeln der Kunst anzustreichen.

Die Arbeit wurde sehr schön. Schon hatten Kleid, Hände und Gesicht ihr Teil Farbe abbekommen — Herr Gott, da klingelte es. Wo war Antonie? Antonie war natürlich nicht da. Wenn Trudchen die Thür nicht selbst zugeschlossen hätte, so hätte natürlich die Thür wieder aufgestanden, und man hätte den Menschen schon auf dem Halse. Eben erst hatte man von einem neuen Überfall auf eine dreiundsiebzigjährige Dame, die vor Schrecken krank geworden war, gelesen, wer sagte gut dafür, daß der da draußen nicht der Mörder war, der ein neues Opfer suchte? — Es klingelte wieder, hart, grausam, gewaltthätig. So konnte nur ein Mörder klingeln. Trudchen war aufgesprungen. Die Gesangsheroine zitterte, und Fräulein Scherbitz machte sich bereit, sich in ihr Zimmer zurückzuziehn und die Thür zu verrammeln. Aber etwas mußte geschehn. Trudchen schlich sich an die Korridorthür und schaute durch das Guckloch. Da stand ein Mensch draußen mit breitkrempigem Hute, unter dem eine spitze Nase hervorsah, und einem Banditenmantel. Man sah nichts weiter als Hut, Nasenspitze und Mantel. In der Hand konnte er ganz gut ein Brecheisen und in der Tasche Dolch und Revolver tragen. Trudchen kehrte zurück und berichtete.

Wenn nur ein Dienstmädchen im Hause wäre, sagte Eleonore Grossi, die könnte aufmachen, und einem Dienstmädchen thut kein Mörder etwas. Und wir könnten uns einschließen.

Gut, sagte Trudchen, ich werde das Dienstmädchen vorstellen.

Der Mensch draußen klingelte schon wieder. Es war nicht mehr schön, wie er die Glocke in Bewegung setzte. Eleonore Grossi und Fräulein Scherbitz verschwanden in der nächsten Thür, die zum Musikzimmer führte, Trudchen nahm ihren Farbenpinsel in die Hand, entschlossen, dem Menschen, wenn er sich irgend gewaltthätig zeigen würde, mit dem Pinsel und Sikkativ in die Augen zu fahren, was auch ein Mörder nicht vertragen kann.

Sie öffnete. Da stand ein ganz gefährlicher Mensch vor ihr. Ein bleiches, bartloses Gesicht, aus dem eine krumme, scharfe Nase hervorsah, eingekniffner Mund, stechende Augen, dazu ein Garibaldihut und ein Radmantel, dessen rechter Flügel über die linke Schulter geworfen war. In der Hand trug er eine Papierrolle. Was aber war in dieser Rolle? Niemand konnte es wissen. Trudchen erschrak und faßte ihre Waffe fester. Ach, es war nur ein Ölfarbenpinsel, und sie war, obwohl Vorsteherin einer Wohnungsgenossenschaft, doch nur ein Mädchen, das sich vor jedem Manne fürchten mußte. Doch sie ließ sich nichts merken, sondern fragte schnippisch, was der Herr wolle.

Der Mann in der Thür antwortete mit lauter, tönender Stimme, daß er die Grossi sprechen wolle.

Die Grossi? Was das für eine Ausdrucksweise war! — Ach, Sie meinen Fräulein Grossi? fragte Trudchen.

Meinetwegen Madame Grossi, sagte der Mensch. Aber bitte, ein bischen hopp! hopp! Ich stehe hier schon eine halbe Stunde.

Wollen der Herr nicht näher treten? fragte Trudchen. Aber wohin mit ihm? In Fräulein Grossis Zimmer sah es schlimm aus, auch war die Sängerin keineswegs in empfangsmäßigem Anzuge. Auf dem Korridor und in ihrem Zimmer herrschte der Greuel der Verwüstung, blieb also nur der Scherbitz Zimmer übrig. Dahin führte sie ihn. Es roch dort zwar nach Tabak, aber das half nun nichts. Sie setzte einen Stuhl in die Mitte der Stube, bat Platz zu nehmen und verschwand. Gott sei Dank, bis jetzt war es gut gegangen.

Als Trudchen ihrer Freundin mitteilte, daß sie gewünscht werde, wollte diese verzweifeln. Sie raste im Zimmer umher und erklärte, daß sie nicht für alle Schätze der Welt hingehn werde. — Aber es gehe doch nicht an, den Menschen vergeblich warten zu lassen. — Trudchen möchte mitkommen. — Das gehe auch nicht, da Trudchen ja die Rolle des Dienstmädchens spiele. — Sie sei auch nicht angezogen. — Dann solle sie schnell Toilette machen.

Herr Gott, da klingelte es schon wieder. Es waren der Briefbote und ein Dienstmann. Der Dienstmann brachte ein lose zusammengefaltetes Paket in Gestalt einer Düte für Trudchen, und der Briefbote einen amtlichen Brief für Fräulein Scherbitz. — Man möge alles nur dort auf den Tisch legen.

Die Grossi vermochte es kaum, mit ihren zitternden Händen ihr Kleid anzuziehn. Beide Freundinnen halfen, und so wurde man endlich fertig. Trudchen schlich zu der Thür von Fräulein Scherbitzens Zimmer und schaute durch die Thürspalte. Der Mensch saß noch immer auf seinem Stuhle, pfiff und trat dazu den Takt mit dem Fuße. Daraus war freilich nicht mit Sicherheit zu schließen, ob er zu den guten oder den bösen Menschen gehöre. Als man Eleonore Grossi dem Menschen zuführte, sträubte sie sich, als wenn sie zum Schafott geführt würde, aber es half ihr nichts. Trudchen steckte ihr noch einen Galanteriedolch in die Hand, daß sie ihn im Kleide verberge und auf alle Fälle gerüstet wäre. Als man sie durch die Thür schob, sah man noch, wie sich der Mensch erhob, und wie Eleonore ihren Dolch in der Verwirrung auf die Erde fallen ließ. Dann war es still, eine lange, lange Zeit. Trudchen und Fräulein Scherbitz, die vor der Thür stehn geblieben waren, sahen sich besorgt an. War es nicht unrecht gewesen, daß sie ihre Freundin allein in die furchtbare Gefahr hinausgestoßen hatten? Es war tödlich still im Zimmer. Vielleicht war schon alles vorüber, und Eleonore Grossi lag abgemurkst am Boden. Da rückte ein Stuhl, und die tönende Stimme des Menschen sagte etwas abschließendes. Dann that sich die Thür auf, und Fräulein Eleonore Grossi erschien in der geöffneten Thür mit dem Ausdruck strahlenden Glücks. Und auch der Mensch sah entschieden menschlicher aus.

Die Grossi sagte: Mein lieber Herr Direktor, gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Freundinnen vorstelle, Fräulein Scherbitz, Postschwedin und — Trudchen winkte ab und suchte die Grossi daran zu erinnern, daß sie, Trudchen, ja Dienstmädchen sei; aber sie merkte nichts — und Fräulein Leverkühn —

Mädchen für alles, sagte Trudchen, einen Knicks hinsetzend.

Herr Direktor Kucheureuter, fuhr die Grossi fort, der mir eben ein Engagement für B. überbracht hat.

Das ist famos, rief Trudchen und fiel ihrer Freundin jubelnd um den Hals.

Der Direktor sah sich die Szene mit Verwundrung an und sagte: Erlauben Sie mal, meine Damen, Sie scheinen ja hier ein merkwürdiges Kollegium zu bilden.

Thun wir auch, sagte Trudchen, eine Wohnungsgenossenschaft auf wissenschaft-

licher Grundlage mit dem Koeffizienten 0,8505. Ein kleiner, ganz moderner nationalökonomischer Staat.

Es scheint mir aber, fuhr der Direktor fort, daß ich Ihren famosen Staat eben gesprengt habe. Denn die Grossi nehme ich gleich mit. Und Sie kriegen sie auch nicht wieder. Also auf Wiedersehen fünf Uhr neunzehn zum Schnellzuge! Habe die Ehre, meine Damen.

O weh! Das war freilich eine betrübende Folge des frohen Ereignisses.

Fräulein Scherbitz griff in die Tasche und brachte ihren Brief heraus, den der Postbote gebracht hatte, und sagte etwas verlegen: Was ich sagen wollte, ich habe hier meine Versetzung nach H. bekommen. Ich werde zum nächsten Ersten auch aus der Genossenschaft ausscheiden müssen.

O weh! Ein einziger Augenblick, und die Wohnungsgenossenschaft zerfiel in Atome. Und Trudchen Leverkühn, die allein übrig blieb, saß da mit der Wohnung und der Miete und der berühmten Antonie. Würde es sich der Mühe verlohnen, die Genossenschaft zu rekonstruieren mit der gewissen Aussicht, daß sie über Nacht doch wieder auseinander fliegen werde? Gab es denn für einzelne Damen keine dauernden Bande als Ehebande? Gab es denn keinen soliden Parallelismus der Kräfte in der Welt als das harte Muß?

Fräulein Scherbitz und Eleonore Grossi waren mit ihren eignen Angelegenheiten zu lebhaft beschäftigt, als daß sie sich hätten um Trudchen Leverkühn und deren Sorgen bekümmern können, und so wandte sie sich traurig ihrer Arbeit wieder zu. Was half ihr nun ihr Anstrich? Am liebsten hätte sie den Pinsel in die Ecke geworfen. Aber das ging doch nicht. Die angefangne Arbeit mußte zu Ende geführt werden. Und so setzte sie sich auf die Erde und strich ihre Farbe auf und seufzte zum Erbarmen

Da seufzte es hinter ihr eben so tief. Trudchen sah sich erschrocken um. Wer stand da in der Thür im Frack und weißer Binde? Herr Gustav Vulpius.

Wie mich das dauert, sagte Herr Gustav Vulpius, so jung und so hübsch und so klug, und so arbeiten müssen, wie ein Dienstbote, und dabei so unglücklich! — wie mich das dauert!

Dem guten Gustav Vulpius traten die hellen Thränen in die Augen.

Trudchen errötete vor Unwillen und rief: Was wollen Sie hier, wer hat Ihnen erlaubt —

Aber Fräulein Leverkühn, sagte Gustav Vulpius demütig, Sie haben doch mein Bouquet und den Brief erhalten, worin ich geschrieben habe, ich würde mir die Freiheit nehmen, zu kommen, wenn Sie es mir nicht verböten.

Was für ein Bouquet? Da lag das Paket, worin unzweifelhaft Bouquet und Brief enthalten waren, noch uneröffnet auf dem Tisch. Man hatte es über den schrecklichen Ereignissen der letzten Stunden völlig aus dem Auge verloren. Wenn nun Gustav Vulpius kam, wenn er sich Hoffnung gemacht hatte, so war sie, Trudchen, nicht ohne Schuld. Sie durfte also ihren treuen Verehrer nicht ungnädig behandeln. So bat sie ihn lachend, Platz zu nehmen, und man setzte sich auf das Kanapee, das auf einer noch ungestrichnen Insel der Stube stand. Und Gustav Vulpius hätte seinen Cylinder beinahe in die frische Farbe gesetzt. Und Trudchen, deren Herz übervoll war, erzählte auf die Frage Gustavs, warum sie so geseufzt hätte, die traurige Geschichte von der Wohnungsgenossenschaft, und daß sie jetzt auch ausziehn und zu einem Schuster im vierten Stocke zurückkehren müsse. Denn sie allein könnte die große Wohnung nicht brauchen und auch nicht bezahlen. Und es sei doch hier gar zu hübsch gewesen.

Fräulein Trudchen, sagte Herr Vulpius, der mit innigem Anteil zugehört hatte, und der es schon wagte, Fräulein Trudchen zu sagen, Sie brauchen nicht auszuziehn. Das Seifengeschäft muß sowieso vergrößert werden, und dazu kann ich meine Wohnung sehr gut gebrauchen. Nun will ich Ihnen was vorschlagen. Sie bleiben wohnen, und ich trete in die Genossenschaft als zweiter Teilhaber ein. Meinetwegen gleich zum ersten Januar. Wollen Sie?

Was wollte Trudchen machen? Sie sagte Ja und nahm ihren Seifenfabrikanten — der Wohnung wegen, wie sie später behauptete, seiner mitleidigen Augen wegen, wie sich die Sache wirklich verhielt. Das geschah aber nicht in der halb gestrichnen Wohnung, sondern später im Hause der Frau Mutter, wie sich das gehörte.

Und die berühmte Antonie erhielt ihre Kündigung. Dafür hielt sie den beiden übrigen Genossenschafterinnen bei der nächsten Gelegenheit eine Strafpredigt und schloß: Und daß ich es Ihnen nur sage, ich habe es schon lange zu der Maiern gesagt, daß ich in diesem gottlosen Hause nicht bleibe, wo man nichts weiter thut, wie singen und rauchen und auf Triumphstühlen herumliegen, und wo man nicht einmal Zeit hat, zu einem feinen Begräbnisse zu gehn.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Europa, die Vereinigten Staaten und Südamerika. Ein Zusammenwirken zwischen Deutschland und England im fernen Ausland ist, mit Ausnahme der chinesischen Wirren, an deren Unterdrückung sich alle Mächte beteiligten, bis jetzt nur in dem einen Fall eingetreten, der augenblicklich die Welt beschäftigt. Die gemeinsame Aktion britischer und deutscher Kriegsschiffe an der venezolanischen Küste ist schon aus diesem Grunde ein wichtiger Vorgang, ganz abgesehen von seiner sonstigen Bedeutung. Sie beweist, was viele von Britenhaß verblendete Deutsche nicht zugeben wollen, daß ein Zusammengehn zwischen Deutschland und England gegebnenfalls sehr wohl von Wert sein kann. Und mehr als die Möglichkeit eines Zusammenwirkens in einem Einzelfall hat niemand gewollt. Nur diese darf nicht durch eine Geschäftspolitik, die sich stellenweise bis zum Paroxysmus gesteigert hatte, versperrt werden. An ein allgemeines Bündnis denkt kein Deutscher, ganz einerlei, wie sich England dazu stellt. Das britische Weltreich wäre vielleicht für ein Bündnis mit Deutschland zu haben, wenn wir ihm den Besitz Indiens gegen Rußland verbürgen wollten. Darauf kann das Deutsche Reich sich selbstverständlich niemals einlassen. England wäre dann „fein heraus," es hätte den Vorteil von Indien, während uns die Verteidigung dieses englischen Besitzes unter Herausforderung des russischen Hasses auf unser Haupt verbliebe. Und hier handelt es sich nur um ein Entweder—Oder, ein Mittelding giebt es nicht.

Auf einem völlig andern Blatt steht die Frage, ob wir uns die Bahn frei halten wollen, um gegebnenfalls mit England in Fragen zusammen zu wirken, die uns gerade so nahe berühren wie die Briten. Deren lassen sich sehr viele konstruieren, doch wäre es thöricht, sie hier aufzählen zu wollen. Eine haben wir ja in concreto vor uns: die venezolanische, und hier ist die gemeinsame oder parallele Aktion in vollem Gange. Dabei liegen aber die wichtigsten Fragen nicht im Vordergrunde der Bühne, sondern weiter zurück, teilweise noch hinter den Kulissen. Venezuela hat $2^1/_2$ Millionen Einwohner auf einem Gebiet von der doppelten Größe Deutschlands. Ein solcher Staat ist in der Aggressive ohnmächtig, in der Defensive stark. Will man mehr thun als die Häfen in Beschlag nehmen, so steht man vor einer schwierigen Aufgabe. Die Besetzung der Häfen hätten wir auch ohne England leicht ausführen können. Aber alsdann wäre ein gellendes Geschrei erhoben worden, das jedenfalls Deutschlands Ruf noch schlechter gemacht hätte, als er durch Unbesonnenheit und Ruhmredigkeit auf unsrer und Verleumdung auf feindlicher Seite schon ist; es hätte vielleicht eine unfreundliche Haltung der Vereinigten Staaten heraufbeschworen, sicherlich aber die Widerstandskraft der Venezolaner gehoben und Leben und Eigentum unsrer im Orinokostaat wohnenden Landsleute noch mehr bedroht. Das Zusammenwirken mit England hat dies alles

geglättet. Es hat den südamerikanischen Republiken gezeigt, daß die Rechnung auf Uneinigkeit zwischen den europäischen Großstaaten denn doch ein Loch haben kann. Die sehr weit verzweigte Hetzarbeit gegen Deutschland sieht sich behindert, wenn auch viel Antipathie gegen unser Land in den englischen Blättern noch immer zu Tage tritt.

Vor allem hat die Verdächtigung schweigen müssen, daß Deutschland in Venezuela auf Landerwerb ausgehe. Nur wenn es das thäte, hätte man die Monroedoktrin mit Erfolg anrufen können. Da das aber ausgeschlossen ist, so hat sich die offizielle amerikanische Politik von jedem Schritt zu Gunsten Venezuelas fern gehalten und Präsident Castros Hoffnungen auf mächtigen Beistand völlig enttäuscht. In der That ist in dieser Richtung auch Präsident Roosevelt, so freundlich er sonst zu dem Expansionsgedanken steht, ganz klar und folgerichtig gewesen. In seiner ersten Kongreßbotschaft vom Anfang Dezember 1901 sagte er: „Die Monroedoktrin stellt sich durchaus nicht irgend einer Nation der Alten Welt feindlich gegenüber, und noch weniger soll sie einen Übergriff einer Macht der Neuen Welt auf Kosten einer andern decken. . . . Wir gewähren keinem Staat Sicherheit gegen Strafe für ungebührliches Verhalten, es sei denn, die Strafe bestehe in der Erwerbung von Land durch eine außeramerikanische Macht; und wir haben nicht den leisesten Wunsch, irgend welches Land von unsern Nachbarn zu erwerben.“ Und in Übereinstimmung damit heißt es in der neuen Botschaft vom 2. Dezember 1902: „Keine unabhängige Nation in Amerika braucht irgend welche Furcht zu hegen, von den Vereinigten Staaten angegriffen zu werden. Jede muß Ordnung in ihren Grenzen halten und ihre Verpflichtungen gegen die Ausländer erfüllen. Wenn sie dies thut, sei sie stark oder schwach, so möge sie versichert sein, daß sie nichts von Einmischung von außen zu fürchten hat.“

Darin ist dreierlei enthalten: 1. Die amerikanischen Staaten finden Hilfe bei der Union, wenn eine außereuropäische Macht ihnen Territorium zu rauben droht. 2. Sie finden keine Hilfe, wenn außereuropäische Mächte nur die Erfüllung eingegangner Verpflichtungen fordern (was bei Venezuela der Fall ist). 3. Sie brauchen keine Sorge vor nordamerikanischen Angriffen zu haben.

Für Deutschland ist die Zeit, in Südamerika zu kolonisieren, vollständig vorüber. Das geben sogar Organe zu, die im Vordergrunde des Kampfes für „schärfere Betonung unsrer nationalen Ansprüche“ stehn. Es ist lächerlich, von Erwerbungsplänen durch deutsche Kolonisation zu sprechen. Am dichtesten wohnen die Deutschen im brasilianischen Staate S. Catharina, und doch machen sie unter 283000 Einwohnern nur 50000, d. h. ein Sechstel aus. In Rio Grande zählen die deutsch sprechenden Brasilier unter 897000 Einwohnern nur 120000. Überall sonst sind sie Fremdlinge unter einer spanisch oder portugiesisch sprechenden Bevölkerung. Auch ist unsre Auswanderung nach Süd- und Mittelamerika ganz verschwindend.

	Gesamtauswanderung	davon nach den Vereinigten Staaten	dem übrigen Amerika
1889	96070	84424	4655
1890	97103	85112	5703
1891	120089	108611	5647
1899	24323	19195	1976
1900	22309	19338	840
1901	22073	19516	684

Unsre Auswanderung nach Südamerika ist also niemals von großem Belang gewesen, überdies ist sie noch stark zurückgegangen. Die Masse der Einwandrer nach Südamerika kommt von Italien und Spanien. Im Jahre 1898 wanderten 53822 Personen nach Brasilien ein, darunter waren nur 785 Deutsche; 1900 kamen nach Argentinien 105902 Personen; in demselben Jahre gingen aus Deutschland nach ganz Amerika ohne Vereinigte Staaten und Brasilien 364 Personen. Die deutsche Auswanderung nach Südamerika ist also gegenüber der sonstigen vor-

tigen Einwanderung verschwindend. Auf Grund von Kolonisation kann also so wenig eine Erwerbung amerikanischen Gebiets in Aussicht genommen werden wie auf jede andre Weise.

In Deutschlands Interesse liegt die Unabhängigkeit Süd- und Mittelamerikas. Und darin begegnet es sich ganz dem englischen. Für die Vereinigten Staaten hat Präsident Roosevelt in den beiden erwähnten Botschaften dasselbe proklamiert. Er ist ein Ehrenmann, an seinen Worten darf man nicht zweifeln. Etwas andres ist es, ob immer ein so besonnener Mann an der Spitze der großen Republik stehn wird. Volksleidenschaften, wirksam angefacht, reißen in einer Republik, die sich aller zwei Jahre ein neues Repräsentantenhaus und aller vier Jahre einen neuen Präsidenten giebt, leicht die offizielle Politik mit fort. Solche Leidenschaften sind vorhanden. Seit dem raschen und glücklichen Kriege gegen Spanien spielen Expansion und Imperialismus eine große Rolle im Sinnen und Trachten des amerikanischen Volkes. Die schutzzöllnerischen Großfabrikanten im Nordosten hatten schon viel länger ihr panamerikanisches Programm. Sie wollen möglichst viele neue Märkte erobern und durch ihre Zollgrenzen die europäische Konkurrenz davon aussperren. Die Blaineschen „Reziprozitätsverträge" waren Werkzeuge zu diesem Zweck. Die Annexion Hawaiis, Portorikos und der Philippinen hat noch vollständigere Arbeit gemacht. Kuba wird aller Wahrscheinlichkeit nach nur ganz vorübergehend eine selbständige Existenz haben. So ist es denn sehr begreiflich, daß sich der Blick einen weitern Horizont sucht.

Auch in Südamerika ist man für diese Dinge nicht blind geblieben. Der panamerikanische Gedanke hat dort keine Fortschritte gemacht; auch die „panamerikanische" Ausstellung in Chicago und der „panamerikanische Kongreß" in Mexiko haben das wachsende Mißtrauen nicht zu beschwichtigen vermocht. Nach der wirtschaftlichen Bevormundung durch den Norden trägt man kein Verlangen. Mögen die nordamerikanischen Exporteure nun durch „Reziprozitätsverträge" oder durch Annexion ihr Absatzmonopol im Süden erhalten: die dortigen Konsumenten müssen alsdann ihre Bedarfsartikel gerade so teuer bezahlen wie jetzt, aber wenn diese dann aus dem Norden kommen, so liefern sie kein Geld in die Zollkassen, und die Bürger Südamerikas müssen für ihre eignen Staatszwecke die Mittel dann auf andre Weise aufbringen. Die Korruption ist ja leider auch in Südamerika wohlbekannt. Aber am wenigsten kann man es leiden, wenn die bestechlichen Beamten und die betrügerischen Lieferanten ihren Raub im fernen Lande verzehren. Die Besorgnisse in Südamerika gehn aber noch viel weiter. Man fürchtet, daß die mächtige Union unter dem Vorwande, den kleinen Schwestern im Süden helfen zu wollen, allmählich die Stellung einer anerkannten Schutzmacht erlangt. Schon vor einigen Jahren erregte es große Erbitterung im Süden, daß ein nordamerikanisches Kriegsschiff den Amazonenstrom hinauffuhr, ohne zuvor die übliche und völkerrechtlich sanktionierte Erlaubnisforderung bei der Landesregierung erledigt zu haben. Bei einer Wiederholung in diesem Jahre hat man die Formalität allerdings peinlich beobachtet. Dafür haben sich aber wichtigere Dinge am obern Amazonenstrom, vielmehr an seinem mächtigen Nebenfluß, dem Madeira, zugetragen. Es giebt dort einen auf allen Karten verzeichneten, im Stielerschen Atlas Bolivia zugeschriebnen dreieckigen Zipfel Landes, der in Wahrheit zwischen Brasilien und Bolivia streitig ist. Verschiedne Verträge zwischen den beiden Staaten, die die Sache ins reine bringen sollten, verfehlten ihren Zweck. Seit dem vorigen Jahre organisieren sich in Manaos, der Hauptstadt des brasilianischen Staates Amazonas, Banden, um dieses Gebiet — es nennt sich Acre — für Brasilien zu gewinnen oder als selbständige Republik zu organisieren. An ihrer Spitze steht Galvez, ein prachtvoller Typus des südamerikanischen Condottiere. Ihm und seinen Banden ist es wohl am meisten darum zu thun, bei ihren „Befreiungs"feldzügen Beute an Gummi elastikum zu machen, das dort in großer Menge gewonnen wird und in den Haciendas vorrätig lagert. Der Staat Amazonas hat sträflicherweise und im Gegensatz zur Zentralregierung in Rio de Janeiro die Unternehmung geduldet.

Bolivia hat einmal mit Erfolg Truppen gegen die Abenteurer aufgeboten und dann das ganze Gebiet mit allen obrigkeitlichen Rechten auf 99 Jahre an einen nordamerikanischen Trust verpachtet. Wenn etwas im Süden verhaßt und gefürchtet ist, so sind es die Yankeetrusts. Brasilien bestreitet nun mit verdoppeltem Nachdruck Bolivien das Recht, das Gebiet von Acre zu verpachten. Inzwischen ist Galvez mit seiner Bande zur offnen Erklärung der Republik Acre übergegangen.

Kleiner sind die nordamerikanischen Eingriffe in Kolumbien. Auch dort tobt wie in Venezuela die Revolution. Nun haben sich die Vereinigten Staaten das große Verdienst erworben, durch Ausschiffung von Truppen in Panama und Colon den Isthmusverkehr zu sichern. Kolumbien sieht das aber als eine unerlaubte Einmischung an und rächt sich, indem es erhöhte Forderungen für den Bau des Panamakanals aufstellt. Chile liegt in einem alten Streit mit seinem nördlichen Nachbar Peru. Es hat sich erst bereit erklärt, den panamerikanischen Kongreß zu beschicken, nachdem ihm verbürgt worden war, daß sein Streit mit Peru nicht vor das Schiedsgericht dieses Kongresses gezogen werden sollte. Mit unverbrüchlicher Konsequenz hat Argentinien jegliche Annäherung an die Union zurückgewiesen. Freundschaft und Kundschaft Europas sind ihm viel wichtiger. Venezuela allein wendet sich jetzt an die Vereinigten Staaten, aber offenbar nur unter dem Druck einer augenblicklichen Notlage.

Man sieht also nahezu ganz Südamerika mit Abneigung jeden Versuch, eine Vormundschaft des Nordens zu errichten, abwehren. Europäische Bestrebungen, es darin zu unterstützen, sind keineswegs aussichtslos. Man kann sagen, daß sich die Verhältnisse völlig umgekehrt haben. Von Europa geht kein Versuch mehr aus, die Unabhängigkeit Südamerikas anzutasten, vielmehr gebietet das eigne Interesse Europas, diese mit allen Kräften zu stützen und zu kräftigen. Und dabei sind die europäischen Interessen solidarisch. Keine Macht könnte es sich als einen Vorteil deuten, wenn ein Teil Süd- oder Mittelamerikas unter die „Kontrolle" der Vereinigten Staaten gelangte. Denn, ob ausgesprochen oder unausgesprochen, deren Tendenz geht immer dahin, durch Zölle und andre Abwehrmaßregeln die europäische Konkurrenz fern zu halten und den Markt allein in Beschlag zu nehmen. Bleiben die süd- und die mittelamerikanischen Staaten unabhängig, so konkurrieren Europa und Nordamerika unter gleichen Bedingungen.

Allen den Republiken ist die Kundschaft Europas um ein Vielfaches wichtiger als die der Vereinigten Staaten, und so werden sie auf die Dauer diesen freiwillig keine Vorzugstarife einräumen. Die jetzige nordamerikanische Regierung hat sicherlich keinerlei aggressive Absichten gegen die südlichen Republiken. Was aber einst an ihrer Stelle in Washington regieren wird, weiß kein Mensch. Und da ist es doch für Deutschland und England als den beiden hauptsächlichsten Ausfuhrländern, dann aber auch für Frankreich, Belgien, Spanien, Italien geboten, mit allen Mitteln auf den Schutz der Unabhängigkeit Süd- und Mittelamerikas hinzuwirken. Die Monroedoktrin wird jetzt nicht von Europa bedroht, vielmehr geradezu geschützt. Nur muß man sie dahin interpretieren: Amerika nicht den Nordamerikanern, sondern Nordamerika den Nordamerikanern, Südamerika den Südamerikanern.

Ihren wirksamsten Schutz müssen die südlichen Republiken in der Hebung ihrer Staaten suchen. Wege, wie sie Präsident Castro einschlägt, müssen gerade ihnen zum Verderben gereichen. Dem Aufruhr und dem Bürgerkriege muß ein Ende gemacht werden. Reformen im ganzen Staatsgefüge müssen es unmöglich machen, daß sich Präsidenten und Machthaber bereichern. Ist man dazu gelangt, so fällt der hauptsächlichste Anreiz zur Revolution weg. Dann können Ruhe, Ordnung, bürgerlicher und äußerer Frieden ihre wohltätige Macht entfalten. Vielleicht wäre der wirksamste Schutz, den sie sich darüber hinaus noch bereiten könnten, die Bildung eines Bundes der süd- und der mittelamerikanischen Republiken. Eine Religion, ein Kulturstand, nahezu eine einzige Sprache und eine einzige Nationalität — das sind schon mächtige Bindemittel. Sie haben zusammen etwa

45 Millionen Einwohner: über einen solchen Bund gehn auch die expansionslustigsten Großstaaten nicht leicht zur Tagesordnung über. Gemeinsame Besorgnis vor einer gemeinsamen Gefahr kann die entgegenstehenden Hindernisse wohl überwinden. E. F. Seemann

Venezolanisches Staatsrecht. Man könnte behaupten: jeder Erdteil hat den Wetterwinkel, den er verdient. Auf Europa, Asien und Afrika mag dies zutreffen, aber auf Südamerika nicht. Die ganze geschichtliche Entwicklung beweist, daß dort moderne Kultur und veraltete Sitten, rohe Machtverhältnisse und gut ausgearbeitete Gesetze, mit einem Worte: Wille und Fähigkeit im schweren Kampfe um die Oberhand ringen. Verfehlt wäre es also, hier, weit vom Schusse aber auch weit von den Thatsachen, vorschnell zu urteilen. Will man gerecht sein, so soll man erwägen, daß nur eine lange Entwicklung, deren Ende auch nicht eine große Flotte von nordamerikanischen oder gar europäischen Schiffen herbeiführen wird, den Ländern des südamerikanischen Kontinents den von ihnen selbst gewünschten Frieden bringen kann.

Liest man die jüngsten Zeitungsberichte über Venezuela, dann ist man ordentlich froh, daß man recht weit von dieser Gegend entfernt ist, dann ist man aber auch empört darüber, daß solche Zustände heutzutage noch vorkommen können. Da kämpft Präsident Castro, vereinigt mit General Garrido, gegen den aufständischen Mendoza, da bricht das Kriegsschiff „Restaurador" unter falscher Flagge in Ciudad Bolivar ein und bombardiert die Stadt; da werden oder sollen schließlich alle Kabel zerstört werden. Ein Gebiet des Bundesstaats erklärt sich endlich gar für unabhängig und erklärt einem andern Bundesgliede den Krieg. Des Schlechten beinahe zu viel! Obwohl ich nicht einen Augenblick zweifle, daß wir bald noch Schlimmeres hören werden. (Diese Voraussage, die ich vor längerer Zeit machte, als ich diese Zeilen schrieb, ist nun eingetroffen.) A la guerre comme à la guerre. Es liegt mir fern, damit diese Vorgänge zu entschuldigen oder gar zu verteidigen. Ich will nur hervorheben, daß die Zustände in Venezuela uns verständlicher und in richtigem Lichte erscheinen werden, wenn wir die Geschichte und das Staatsrecht Venezuelas näher betrachten.

Ich glaube, mit dem folgenden vielen etwas Neues oder jedenfalls bisher nicht Bekanntes zu bringen. Denn die staatsrechtliche Litteratur ist bis auf Westerkamp, der sich zum erstenmal damit beschäftigte, achtlos, ja beinahe geringschätzig an den Erscheinungen des südamerikanischen Staatslebens vorübergegangen. Ich habe nach Möglichkeit das gut zu machen gesucht (in Le Fur und Posener, Bundesstaat und Staatenbund, 1902, Band I, Seite 229 ff.) und will hier in Kürze auf die Geschichte und die gegenwärtige, sehr interessante Verfassung Venezuelas eingehn. Die Selbständigkeit Venezuelas stammt, wie die der andern südamerikanischen Staatenverbindungen, aus der Zeit seiner Erhebung gegen das europäische Mutterland. Der Priester Madariaga und der Oberst Bolivar leiteten den Aufstand in Caracas, und schon am 5. Juli 1811 erklärte sich die Konföderation von Venezuela für unabhängig. Die Versuche Spaniens, das Land wiederzuerobern, schlug Simon Bolivar zuletzt 1814 zurück. Am 6. Mai 1821 vereinigte Bolivar Venezuela mit Neu-Granada und Ecuador zu einem neuen Bundesstaate, Kolumbien. Bolivar plante, nachdem er auch Peru und Bolivia befreit hatte, einen großen Bund der spanischen Kolonien in Südamerika. Auf dem Kongresse zu Caracas sollte diese in ihrer Ausdehnung einzig dastehende Staatengründung vor sich gehn. Aber hier kam es vor Streit und Parteiungen nicht zur Einigkeit. Bolivar selbst, der Freiheitsapostel und unermüdliche Kämpfer, wurde damals von dem peruanischen Minister des Auswärtigen angeklagt, daß er nach der Kaiserkrone strebe.

Bald wurde auch das engere Band der Kolonien gelöst: Venezuela und Caracas trennten sich 1829, Ecuador erklärte sich im Mai 1830 zu Riobamba für unabhängig. Venezuela gab sich am 22. September 1830 eine Verfassung, die sowohl Züge der Zentralisation als der Föderation enthielt. Wie gleich an dieser

Stelle bemerkt werden soll, ist gerade der Umstand, daß eine Verfassung zu unionistisch oder nicht unionistisch ist, der stete Anlaß zu Bürgerkriegen in Südamerika und in Mexiko gewesen. Er wird auch gegenwärtig die Hauptursache der Unruhen in Venezuela sein. Die Anhänger der Zentralisation wollen eine starke Bundesregierung und sehr abhängige, namentlich zahlende Einzelstaaten. Die Föderalisten wünschen vollkommne Gleichberechtigung und keine Hegemonie eines mächtigen Vorortes.

Nach den Verfassungsänderungen von 1857 und 1858 kam es zu einem dreijährigen Bürgerkriege, worin die Föderalisten siegten. Die Regierungspartei, selbst zentralistisch gesinnt, mußte mit den Siegern einen Vertrag schließen, der ihnen Vorteile bei der Präsidentenwahl sicherte. Es kam denn auch ein Föderalist, der General Falcon, ans Ruder. Am 28. März 1864 erhielt Venezuela eine reine Bundesverfassung und nahm die Bezeichnung „Vereinigte Staaten von Venezuela" an. Von hier stammt die neuere politische Geschichte des Bundes.

Bis 1881 bestand Venezuela aus zwanzig sehr selbständigen Staaten. Durch die Verfassungsänderung von 1881 wurden die Staaten in Sektionen umgewandelt und unter acht Grandes Estados verteilt, zu denen noch der Bundesdistrikt, sechs Territorien und zwei Kolonien hinzukamen. Die neuste, jetzt geltende Verfassung vom 21. Juni 1893 hat nur teilweise den frühern Zustand wieder hergestellt: die Sektionen, die schon 1864 unabhängige Staaten waren, können wieder Staaten werden, sobald sie hunderttausend Einwohner haben und sich zwei Drittel der Distrikte dafür erklären. Schon in dieser Bestimmung des Artikels 4 der venezolanischen Verfassung liegt ein Anlaß zu Hader und Streit, denn die Zahl der Parteigänger für und wider eine Unabhängigkeitserklärung schwankt. Rasch ist auch die südamerikanische Abstimmung mit den Waffen bewerkstelligt worden. Selbständige Einzelstaaten sind folgende neun: Los Andes, Bermudez, Bolivar, Carabobo, Falcon, Lara, Miranda, Zamora, Zulia. Hierzu kommen noch der Bundesdistrikt Caracas und die sechs Territorien: Colon, Goajira, Delta, Yuruari, Alto Orinoco und Amazonas.

Die Verfassung zeigt die Merkmale aller bekannten bündischen Staatenbildungen. Nur der Bund ist für die auswärtigen Angelegenheiten, also für Kriegserklärung, Friedensschluß, Gesandtschaftsrecht und Verträge mit dem Auslande, zuständig. Sehr interessieren dürfte übrigens die — leider nur theoretische — Bestimmung des Artikels 111 der Bundesverfassung, wonach ausdrücklich in alle internationalen Verträge eine Bestimmung aufgenommen werden muß, kraft deren etwaige Streitigkeiten der vertragschließenden Mächte nicht durch Krieg, sondern durch ein Schiedsgericht eines oder mehrerer befreundeter Staaten entschieden werden sollen. Für die Gesetzgebung über Post und Telegraphie, für Heeresorganisation und Armeeverwaltung ist der Bund allein zuständig. Namentlich untersagt die Verfassung den Einzelstaaten alle militärischen Operationen gegen den Bestand des Bundes oder andrer Einzelstaaten. Insbesondre wird in Artikel 13 verboten, daß Einzelstaaten gegeneinander Gewalt brauchen: sie sollen ihre Zwistigkeiten vielmehr dem Bunde unterbreiten und von diesem schlichten lassen.

Die Gesetzgebung übt ein Kongreß aus, der aus Deputiertenkammer und Senat besteht. Grundsätzlich tagen und beschließen beide Kammern getrennt, wie im Deutschen Reich Reichstag und Bundesrat. Zum Kongreß unter Vorsitz des Senatspräsidenten treten sie nur in besondern Fällen, z. B. bei der Wahl eines Bundespräsidenten zusammen. Ein Gesetz kommt zu stande, wenn die Mehrheitsbeschlüsse beider Körperschaften übereinstimmen. Einige Vorrechte hat noch die Deputiertenkammer, so die Prüfung der Jahresrechnungen, die Erteilung von Mißtrauensvoten an Minister, die Ernennung des Generalstaatsanwalts.

Die Exekutive ruht beim Bundespräsidenten und dem Regierungsrate. Dieser ist eine ganz besondre Behörde, die auch keine Ähnlichkeit mit dem schweizerischen Bundesrat aufweist. Er ist aus neun Vertretern der neun Einzelstaaten zusammengesetzt und vorzugsweise zur Beratung des Bundespräsidenten und der Minister

bestimmt. In gewissen Fällen ist sogar seine Zustimmung einzuholen. Der Bundespräsident wird auf vier Jahre gewählt, bei seiner Behinderung vertritt ihn der Präsident des Regierungsrats. Die Wahl erfolgt nach dem Artikel 63 durch das ganze Volk; hat kein Kandidat die absolute Mehrheit, dann nimmt der Kongreß die Stichwahl vor. Ist der Kongreß nicht beschlußfähig, dann nimmt das Oberbundesgericht seine Stelle ein. Die äußern Bundesangelegenheiten stehn unter dem Bundespräsidenten, ebenso das Heer. Im Einverständnis mit dem Regierungsrate darf er Streitigkeiten der Einzelstaaten im Notfalle mit Waffengewalt schlichten.

Die sieben Minister Venezuelas werden von dem Präsidenten ernannt und entlassen; gewöhnlich — nicht etwa wie in parlamentarisch regierten Staaten: immer — werden sie der Kammermehrheit entnommen. Die Regierungsakte des Bundespräsidenten bedürfen der Gegenzeichnung eines Ministers, damit sie giltig und verbindend werden. Der Bundespräsident ist nicht unverletzlich: er kann, ebenso wie die höchsten Bundesbeamten, vor dem Oberbundesgericht abgeurteilt werden. Dieses Gericht ist auch für Kompetenzkonflikte und Streitigkeiten öffentlichrechtlicher Art zwischen Bund und Einzelstaaten zuständig. Neben dem Oberbundesgericht besteht mit besondrer Kompetenz ein Kassationshof. Am wichtigsten — namentlich in Anbetracht der so häufig wiederkehrenden Umsturzbestrebungen — erscheinen die Bestimmungen der Artikel 152 ff. über die Verfassungsänderung. Grundsätzlich kann die gegenwärtige Verfassung nur unter folgenden Modalitäten geändert werden: Die Initiative geht von den Einzelstaaten aus; der Kongreß muß in ordentlicher Sitzung die Abänderung beschließen; eine Dreiviertelmehrheit der gesetzgebenden Körperschaften sämtlicher Einzelstaaten muß sich in ordentlicher Tagung dafür erklärt haben. Damit ist der Antrag auf Verfassungsänderung zwar angenommen: in Kraft tritt er jedoch erst dann, wenn für sämtliche Organe, die bei dem Antrag und seiner Erledigung thätig waren, Neuwahlen ausgeschrieben und durchgeführt worden sind.

Dieser kurze Überblick über eine der ausführlichsten Bundesverfassungen dürfte gezeigt haben, daß es dem Lande nicht an guten Gesetzen fehlt, die ihm Frieden und Ordnung vorschreiben. Aber es fehlt an einem ruhigen Bürgerstande, der Achtung vor den Ansichten und der Existenz seines Nächsten hat, es fehlt an verständnisvoller Unterordnung der Einzelstaaten unter das Ganze, es fehlt schließlich an einer besonnenen und friedfertigen Zentralgewalt, die bei den anerkannt schwierigen Verhältnissen ohne Blutvergießen und ohne Völkerrechtsbruch den Weg einer ehrlichen, ruhigen Vermittlung zu finden weiß. Nur eine lange, ununterbrochne Kultivierung der breiten Massen des Volks wird Venezuela den Frieden, den ausländischen Interessen Sicherheit und Schutz geben können.

Stettin Paul Posener

Ein Gnostiker. Zu Steffensen (Grenzboten 1890 IV, 535 und 1895 II, 199) und Rocholl haben wir zwei Geschichtsphilosophen gnostisch-manichäischer Richtung kennen gelernt. Auch der Rostocker Theologieprofessor Michael Baumgarten, den erlittene Verfolgung weit über den Kreis der Fachgenossen hinaus bekannt gemacht hat, glaubte an den persönlichen Teufel und gründete seine Theologie auf diesen Glauben. In den „Nachtgesichtern Sacharjas“ schreibt er: „Das unbefangne Menschheitsbewußtsein weiß ebenso bestimmt von einer bösen wie von einer guten Macht, der das menschliche Leben und Sein unterstellt ist, und wir finden unter allen Völkern diesen Dualismus nicht etwa eigens behauptet und gelehrt, sondern als unantastbare Voraussetzung aller Weltanschauung und Lebenserfahrung. Dieses schlichte und einfache Volksbewußtsein will die Aufklärung zu berichtigen suchen.“ Der klügelnde Verstand mühe sich jedoch vergebens ab, in die durch diesen Dualismus gespaltene Welt Einheit zu bringen. Diese Stelle zitiert Johannes Pestalozzi, der von Baumgarten stark beeinflußt zu sein scheint, in seiner Schrift: Vertiefte Gottes-, Welt- und Selbsterkenntnis, das große Bedürfnis der Christenheit und der Kirche unsrer Tage (Stuttgart, Max Kielmann, 1902). Pestalozzi

hat sich auf Grund biblischer Andeutungen eine Weltansicht gebildet, die man gnostisch nennen darf, weil sie ein Wissen vom Unwißbaren zu sein beansprucht. Ihre Hauptdogmata sind die folgenden. Ein Engel hat versucht, seine Abhängigkeit von Gott zu durchbrechen, und dadurch den Frieden des Gottesreichs gestört. Der Kampf zwischen Gott und seinem Widersacher dauert bis zum Ende der Zeiten. Gott wollte den Teufel nicht vernichten, sondern nur ein Strafurteil an ihm vollziehn, aber erst, nachdem die Frevelthat durch Gutthat ausgeglichen sein würde. Zu diesem Zweck schuf er die Körperwelt mit dem Menschen. Denn daß die Schöpfung den Zweck hätte, Gottes Liebe zu bethätigen, kann man bei der Unmasse von Elend nicht glauben. Die Gutmachung — Korrektur sagt Pestalozzi — des Frevels muß im Gehorsam bestehn. Der Mensch muß in den satanischen Frevel verstrickt werden und die Verstrickung überwinden. Damit diese Überwindung vollständig sei, muß dem Satan Raum und Zeit gegeben werden, seine Macht vollständig zu entfalten. Es ist ihm ein Zeitraum von 6000 Jahren und die ganze Menschheit zum Kampfplatz gegönnt worden. Die Menschenseele ist also Schauplatz des großen Weltdramas und zugleich Werkzeug zur Überwindung Satans. Der Mensch hat keinen freien Willen, sondern alles höhere Geistesleben ist Inspiration des Satans oder Gottes. (Ein sehr berühmter Mann — die Gelehrten wissen, wer er ist — hat den Willen ein Pferd genannt, das abwechselnd Gott und der Teufel reitet.) Der Übergang aus dem teuflischen in den göttlichen Einflußbereich wird von der Schrift Wiedergeburt genannt. Die Taufe ist, wie schon die tägliche Erfahrung lehrt, keineswegs das Bad der Wiedergeburt; lebt doch die Masse der Getauften nicht anders als die Heiden. Da aber dem Satan niemand als Gott selbst gewachsen ist, so mußte er selbst Mensch werden und durch Leiden und Tod seinen Gehorsam beweisen. Nicht den Charakter eines Sühnopfers trägt der durch einen Justizmord herbeigeführte Tod Jesu, denn Gott hat durch die Propheten ausdrücklich verkündigt, daß er blutige Opfer nicht mag, sondern nur der Gehorsam bis in den Tod verleiht ihm Wert. Deshalb ist die Idee des katholischen Meßopfers wie auch die des protestantischen Abendmahls falsch, und auch schon Paulus hat in diesem Stück geirrt; Gott verzeiht die Sünden aus Erbarmen; wenn er sich die Sündenschuld bezahlen ließe, so bliebe für das Erbarmen kein Raum.

Ein großartiges Welttableau, das Menschen von einer bestimmten Eigentümlichkeit als Theorie und als Orientierungsplan für ihr Handeln genügen mag. Den Lehrern des Volkes und der Jugend möchten wir seine Anerkennung nicht empfehlen. Wir glauben, daß der „klügelnde Verstand“ durch die Bekämpfung des Dualismus der Menschheit eine große Wohlthat erwiesen hat. Werfen wir einen Blick in die Schule, deren kleine Welt so ausschließlich auf dem Gehorsam beruht, wie nach Pestalozzi die große! Die Büblein haben zuerst ihre Muttersprache lesen und schreiben, dann fremde Sprachen, niedres und höheres Rechnen zu lernen. Das ist kein Vergnügen (Naturgeschichte, Geographie, Geschichte, Naturkunde, die bereiten, wenn sie nicht gar zu ungeschickt angefaßt werden, an sich selbst Vergnügen), sondern eine mühselige, auch mit körperlichen Beschwerden verbundne Arbeit. Dennoch gelingt es ausgezeichneten Lehrern, daß alle ihre Schüler diese Arbeit willig verrichten, und daß keiner sich der Sünde des Ungehorsams, der Auflehnung gegen einen unbequemen Zwang schuldig macht. Sehr ungeschickte Lehrer dagegen haben beständig über Rebellion zu klagen. Sie kämpfen mit Schlägen gegen den Widerstand an und verstärken ihn dadurch. Und aus dem Haß, den der Krieg zwischen Lehrern und Schülern auf beiden Seiten erzeugt, kriecht das giftige Gewürm von einem Dutzend andern Sünden aus: Bosheit, Rachsucht, Grausamkeit, Schadenfreude, Lüge, Verstellung, Betrug, Hinterlist. Wie in der Schule, so gehts in der Familie, auf dem Gutshofe, in der Werkstatt, im Kriegsheere, in der Gemeinde, in dem Staat zu. Da haben wir also die ganz natürliche Entstehungsweise des Bösen und brauchen keinen Teufel dazu! Daß kein vernünftiger und erfolgreicher Unterricht möglich war, solange man die Ursache der Halsstarrigkeit und Faulheit der Schüler im Teufel und in dem durch die Sünde verdorbnen Willen suchte, statt in der

schlechten Lehrmethode, in der falschen Disziplin und in ungünstigen Verhältnissen, das bestreitet heute wohl niemand mehr. Schon vor 800 Jahren sagte Anselm von Canterbury einem Klosterabt, der sich über die Roheit und den Stumpfsinn seiner Zöglinge beklagte, die er vergebens mit Schlägen zum Guten zu zwingen suche: Eine traurige Erziehung das, mit der ihr aus Menschen Vieh und wilde Tiere macht! Liegt es nun nicht nahe, alles sittlich Böse auf gleiche Weise zu erklären? Die tiefste Wurzel freilich: der Ratschluß Gottes, eine Welt zu schaffen, in der sich Natur, menschliches Unvermögen und menschlicher Unverstand vereinigen, immer wieder aufs neue Böses zu erzeugen, der bleibt uns verborgen; aber um vernünftig und heilsam zu wirken, bedürfen wir der Kenntnis dieses Ratschlusses nicht. Möchte in diesem der Teufel auch wirklich eine Rolle spielen, für die Praxis, das sagt uns eine zweitausendjährige Erfahrung, ist es weit nützlicher, wenn wir ihn aus dem Spiele lassen und nur die Beweggründe und Bedürfnisse der Menschen, ihren Verstand und ihren Unverstand in Rechnung stellen.

Der Kritik des heutigen Kirchenwesens in der vorliegenden Schrift können wir beipflichten. Der Verfasser findet ihre Verfehlungen u. a. darin, daß die katholische Kirche die Welt zu beherrschen suche, die protestantischen Kirchen ihr allzusehr dienen. Er schreibt: Es giebt keinen christlichen Staat und kann keinen geben, und weist auch die Einbildung zurück, das echte und wahre Christentum sei ein Privilegium der Deutschen. (Es giebt heutzutage mancherlei Urteutonen; die um Schönerer jammern darüber, daß Judentum und Christentum die Deutschen verdorben und ihnen ihre eigentümliche Religion geraubt hätten.) Diese Kritik hängt durchaus nicht so eng mit Pestalozzis Theologie zusammen, daß sie durch deren Ablehnung hinfällig würde. Mit seiner Theologie will er den Zeitgenossen zur wahren Gottes-, Welt- und Selbsterkenntnis verhelfen. Nun bekennt er aber selbst, daß die Belehrung nicht ausreicht, wo die persönliche Erfahrung fehlt, die allein eine Gotteserkenntnis und eine Glaubenskraft erzeugen könne, wie sie Paulus hatte. Das ist vollkommen richtig. Wir aber folgern daraus zweierlei. Erstens lassen sich weder innere noch äußere Erfahrungen erzwingen. Was Musik ist, kann keiner wissen, der nie Musik gehört hat. Die ungeheure Mehrzahl der Menschen aber gleicht in Beziehung auf die Wahrnehmung des Göttlichen einem Stocktauben. Folglich kann Gott gar nicht wollen, daß alle Menschen im höchsten Sinne des Wortes Christen seien; hätte er es gewollt, so hätte er ihnen die äußern Fügungen und das innere Organ zu ihrer Wahrnehmung nicht versagt. Zweitens machen andre ganz andre Erfahrungen als Pestalozzi, und sie glauben aus diesen Erfahrungen entnehmen zu sollen, daß die Welt keineswegs, wie Pestalozzi glaubt, überwunden, der Weltsinn vernichtet werden soll; sie finden, daß ohne die Welt und den Weltgeist das echte Christentum und sein Gottesgeist gar nicht da sein, sich nicht bethätigen könnten, und sie vermuten, daß die Welt nicht vom Teufel, sondern sozusagen das Weben der linken Hand Gottes ist, die mit der rechten zusammen der Gottheit lebendiges Kleid wirkt. Aus so verschiednen Erfahrungen folgern wir, daß der einen nicht Alleinberechtigung zuerkannt werden darf.

Eine konfessionelle Friedensliga? „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.“ Dieses oft zitierte Wort bezeichnet am besten die Aufnahme, die der Versuch, auf eine konfessionelle Friedensvereinigung hinzuarbeiten, bei den meisten in Nord- und Süddeutschland gefunden hat. Und doch haben wir keine Veranlassung, den Gedanken an einen Friedensbund aufzugeben und alle dahin zielenden Pläne in das Reich utopistischer Träumerei zu verweisen; denn große, kühne Unternehmungen pflegen nicht über Nacht fertig dazustehn, sondern bedürfen meist einer langsamen, stetigen Entwicklung. Warum sollte es in diesem Fall anders sein?

Ja, auch dann, wenn der Versuch zu Wasser werden sollte, würde das Bewußtsein, etwas Gutes für die Wohlfahrt der Nation gewollt zu haben, reichlich trösten und die leidige Empfindung der Enttäuschung völlig aufheben. Noch sind wir nicht so weit. Auch auf die Gefahr hin, zu den unverbesserlichen Idealisten

gezählt zu werden, werden wir dafür sorgen, daß die Idee eines konfessionellen Friedensstandes nicht so rasch zu Grabe getragen werden wird. Der Stein ist ins Rollen gebracht, und da es auch im Reich des Geistes gesetzmäßig zugeht, so wüßten wir nicht, weshalb diese Bewegung plötzlich ins Stocken geraten sollte. So manches Problem, das anfangs unlösbar erschien, hat danach doch noch seinen Entdecker gefunden. So wird es auch mit diesem Problem gehn. Es bedarf nur der Ausdauer und eines Glaubens an den gesunden Kern der deutschen Nation, dann wird der Fortschritt nicht fehlen.

In weiten Kreisen der deutschen Bevölkerung hat man das gegenseitige konfessionelle Kämpfen und Streiten gründlich satt. Das deutsche Volk, das ohnedies unter der Misere des industriellen Niedergangs, der ja hoffentlich bald seinen tiefsten Stand erreicht haben wird, unsagbar leidet, sehnt sich seit langem schon in seinem religiös-kirchlichen Leben nach Ruhe und Frieden. Der Kampf war vormals notwendig, aber unnötig und verderblich ist es, ihn ohne Not jetzt weiter fortzusetzen. Als nach der Beendigung des Kulturkampfes, bei dem der preußische Staat weltliche und geistliche Waffen verwechselte, der gesamte deutsche Protestantismus gefährdet erschien, da mußte zu dem Schwerte scharfer, rückhaltloser Auseinandersetzung gegriffen werden. Das war in den achtziger Jahren. Die Zeiten sind anders geworden, die Lage hat sich verschoben, das Bild hat sich verändert. Heute bricht sich die Erkenntnis Bahn: Wenn das deutsche Volk nicht stark geschädigt werden soll, so muß der Kampf ein Ende haben; denn schon werden Verstimmung und Verbitterung wegen konfessioneller Zwistigkeiten in die bürgerlichen Kreise, in das geschäftliche Leben hineingetragen. Die Wahl eines Arztes nach konfessionellen Rücksichten ist heute schon keine Seltenheit mehr, und wenn die Fehde länger dauert, dann werden die kaufmännischen Geschäfte in den Städten dieselben Erfahrungen machen, wie draußen auf dem Lande, vor allem in der Diaspora. Man kauft dann nur noch bei seinen Glaubensgenossen ein. Das sind keine übertriebnen Schilderungen, keine Malereien schwarz in schwarz, sondern wahrheitsgetreue Darstellungen, die wahrhaftig zu denken geben. Wohin sind wir gekommen!

Aber kann man denn überhaupt ein halbwegs durchführbares Programm für eine solche neu zu schaffende Friedensliga aufstellen? Wir zweifeln nicht daran. Nur muß ein solches Programm alles ausscheiden, was störend und hinderlich wäre. Vor allem müssen alle kühnen Hoffnungen auf eine förmliche Wiedervereinigung der beiden Kirchen als gänzlich aussichtslos aufgegeben werden. Romanismus und Protestantismus sind und bleiben seit dem Reichstag von Speier 1529, wo man zum ersten mal den Namen „Protestanten" hörte, Gegensätze, die eine förmliche Aussöhnung und Verquickung niemals zulassen. Der Protestant denkt anders, empfindet anders und will etwas andres als der Katholik. Die beiden gehn in ihren Lehr-, Heils- und Weltanschauungen völlig auseinander, wenn man die prinzipiellen Gegensätze nach der Theorie betrachtet. Aber es gilt zum Glück auch hier das Wort von der „grauen Theorie." Die geistige Luft, die beide atmen, der unausgesetzte gesellschaftliche Verkehr, die tausend gemischten Ehen — das alles kann unmöglich spurlos an den Zeitgenossen vorübergehn, und so geschieht es, daß sich thatsächlich zwischen dem Protestantismus und dem Katholizismus hundert Brücken finden, die auch für eine Friedensvereinigung recht wohl das Fundament bilden könnten.

Das von uns aufgestellte Programm lautet: „Unter Ausschluß aller rein politischen Fragen und unter Wahrung des Bekenntnisstandpunktes reichen sich alle Mitglieder zu dem Zweck die Hand, den konfessionellen Frieden zu schaffen, wo er zerrüttet ist, den Frieden zu pflegen und zu fördern, wo er bedroht ist." Man wende auch nicht ein, daß die Durchführung dieses Programms auf große Hindernisse stoße; denn noch immer pflegt sich ein Weg zu finden, wenn ein ernster und energischer Wille vorliegt. So wird man auch hier Versammlungen, Vorträge über gemeinsame Berührungspunkte u. a. ganz leicht bewerkstelligen können. Man braucht ja nicht gleich an weltumgestaltende Einrichtungen zu denken. Es wird sich alles

ganz natürlich machen, und der Gewinn wäre der, daß sich die Vertreter der Konfessionen wieder näher kommen und sich achten lernen würden. Das alles ist ja durch den jahrelangen Kampf verloren gegangen.

Freilich hat man von protestantischer Seite vorgehalten: „Erst muß Rom seine Prinzipien gegenüber dem Protestantismus einer Revision unterziehn, dann erst kann es seinen Klerus zur Duldung erziehn, und dann erst kann Friede werden.“ Das ist an und für sich ganz richtig. Aber wenn wir Protestanten darauf warten wollen, dann können wir lange warten. Im übrigen ist ja die Praxis der katholischen Kirche nicht so fürchterlich. Wenn, wie vor einigen Tagen, bei der Einweihung einer evangelischen Kirche gleich mehrere katholische Priester zugegen sind, so ist doch da wenigstens von einer Zurücksetzung oder Nichtachtung des Protestantismus wahrhaftig keine Rede.

Die Frage, wer an die Spitze der neuen Liga treten und wer zu Mitgliedern geworben werden soll, kann man auch leicht beantworten. Keinesfalls die Geistlichkeit. Die protestantischen wenigstens scheinen, vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, herzlich wenig Lust zur Sache zu verspüren; und die katholischen würden vermutlich von ihren Ordinariaten kaum die Erlaubnis zur Mitthätigkeit erhalten. Dann aber ist es Sache der protestantischen und der katholischen Bürger und Beamten, den Plan weiter zu verfolgen, und daß es da nicht an nationalgesinnten Männern fehlt, das ist uns zweifellos.

Die ganze Bewegung, die erst in diesen Monaten begonnen hat, geht von Mittel- und Norddeutschland aus. Es ist vor allem der Herausgeber der Zeitschrift „Die christliche Welt,“ Dr. Rade, der diese Schwenkung, wie wir glauben, zu Nutz und Frommen des deutschen Volks gemacht hat.

Muß es denn immer das Schicksal des Südens sein, daß wir erst nachhinken? Können wir nicht gleich mithalten? Allerdings hat unser Nürnberg, das ziemlich fern vom konfessionellen Kriegsschauplatz steht, heute und morgen keine Veranlassung, die Friedensglocke zu läuten. Anders aber sind die Verhältnisse im südlichen Bayern. Dort ist die Stimmung sehr günstig. Wie wir hören regt es sich schon in Städten wie München und Augsburg, und wir können nur wünschen, daß dort die Bewegung nicht versande, sondern rasch um sich greife. Noch ist es Zeit, daß vieles gut gemacht wird.

Es war kein Geringerer als der Vorkämpfer des „Evangelischen Bundes,“ der verstorbne Professor Dr. Beyschlag, der in einer Versammlung 1887 erklärte: „Eine Kirche, die ihre Fénélons und Pascals, ihre Sailer, ja auch ihre Sedlnitzky, Amalie v. Lasaulx und Döllinger hervorbringen, wenn auch nicht immer bis ans Ende festhalten kann, ist des göttlichen Geistes noch nicht bar und ledig.“ Auf diese Tonart müssen wir alle wieder unsre Instrumente stimmen lernen, dann wird eine Vereinigung nicht zu lange auf sich warten lassen, und der Bund wird gute Früchte tragen, ihm selbst zur Ehre, der Kirche zum Heil, dem Vaterlande zum Nutzen.

Nürnberg Julius Schiller

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 1. Vierteljahr ihres 62. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im Dezember 1902 **Die Verlagshandlung**

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

61. Jahrgang

Nr. 40

Ausgegeben am 2. Oktober 1902

Inhalt:

[illegible]

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

[illegible]

[illegible]

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

In kurzem erscheint:

Doktor Duttmüller

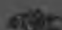
und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart

von

Fritz Anders

Ein Band. Fein gebunden 7 Mark



[illegible]

[illegible]

[illegible] vierteljährlich [illegible] Mark — Wöchentlich ein Heft — [illegible]
Expedition: Leipzig, Inselstraße 20

Die Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

61. Jahrgang

Nr. 41

Ausgegeben am 9. Oktober 1902

Inhalt:

	Seite
Die wirtschaftliche Lage Rußlands	57
[illegible]	63
Volk und Land in England. Von [illegible] (Fortsetzung)	69
Musikalische Zeitfragen. 4. [illegible] und Erwerbsverhältnisse der Musiker. Von Hermann Kretzschmar	71
Von einer Weltreise. 7. [illegible] der Menschheit [illegible] über die andern Völker	84
Des Freiherrn Augustin von Mörsberg Bericht über seinen Besuch bei [illegible] auf dem [illegible]. Mitgeteilt von Johannes [illegible]	90
Heimkehr. Von [illegible] (Fortsetzung)	94
Maßgebliches und Unmaßgebliches: [illegible] — [illegible] — Philosophische Schriften — [illegible] — [illegible] — [illegible] Friedrichs des Großen	107
Litteratur	111

Fr. Wilh. Grunow

Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man [illegible] persönlich richten [illegible]: Fr. Wilh. Grunow, [illegible]straße [illegible].
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite [illegible] geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Neues vom Büchermarkte

[illegible], Bernh.: Exlibris. [illegible] Berlin, [illegible] Mk. 4.—

[illegible], Prov. [illegible] K. Kvmr.: Geschichte der Dogmatik in russischer Darstellung. [illegible] 2.80, geb. 3.50

[illegible], Prof. D. Fritz: Der Knecht Jahwes des Deuterojesaia. [illegible] 3.80

[illegible], Dr. Richd.: Die handelspolitische Bedeutung der Ausfuhrprämien. [illegible] 3.—

Schulz, Dr. Arth.: Kornzoll, Kornpreis und Arbeitslöhne. [illegible] Leipzig, Duncker & Humblot. 2.70

[illegible], Prof. Dr. Ferd.: Die Schweiz — eine „deutsche Provinz"? [illegible] 1.—

Brandt, Otto: Studien zur Wirtschafts- u. Verwaltungsgeschichte der Stadt Düsseldorf im 19. Jahrh. [illegible] Düsseldorf, [illegible] 6.—

[illegible] [illegible] Leipzig, [illegible] 4.— geb. in Leinw. 7.50

[illegible], Prof. Dr. [illegible]: F. W. Raiffeisen in seinem Leben, Denken u. Wirken im Zusammenhange mit der Gesamtentwicklung des neuzeitlichen Genossenschaftswesens in Deutschland. [illegible] Berlin, P. Parey. 5.—

[illegible], Dr. Arth.: Die deutschen Börsensteuern 1881 bis 1910. [illegible] 5.—

[illegible], Prof. Dr. W. v.: Die Energie des lebenden Organismus u. ihre psycho-biologische Bedeutung. [illegible] Wiesbaden, J. F. Bergmann. 6.—

[illegible], Dr. [illegible]: Die Abstammung des Menschen u. die Bedingungen seiner Entwicklung. [illegible] Cassel, Th. G. Fisher & Co. 2.20

[illegible], Jac.: Tiere, Atlas f. Himmelsbeobachtungen. [illegible]

[illegible]: [illegible] u. Menschheit. [illegible] 12.—, geb. [illegible] 15.—

[illegible], Dr. [illegible]: Das [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible], Franz: Die Dogmen [illegible] [illegible] Leipzig, [illegible]

Schmitt, [illegible]: [illegible] u. Mädchenschul-Reform. [illegible]

Eckhardt, Dr. Eduard: Die lustige Person im älteren englischen Drama (bis 1642). [illegible] Berlin, Mayer & Müller. [illegible]

[illegible], Wilh.: Beiträge zur Kenntnis [illegible] [illegible]

[illegible], Otto: Geschichte des Unterganges der antiken Welt. [illegible]

[illegible], Isolde: Die Stadt des Lebens. [illegible]

[illegible], Alfr.: Aus Deutsch-Brasilien. [illegible] Leipzig, [illegible]

[illegible], Prof. Dr. Ed. Frhr. v. der: Reisebilder aus dem [illegible] Osten. [illegible]

[illegible], Dr. Kurt: Das Antlitz der Erde. [illegible]

[illegible], W.: Erde u. Leben. 2. Bd. [illegible]

[illegible]: [illegible] u. Regulierung d. Grenzflüsse. [illegible] P. Parey.

[illegible], B. [illegible], geb. v. [illegible]: [illegible] Innerungen e. alten Kurhessen. [illegible]

[illegible]: [illegible]

[illegible], Fritz: [illegible]

[illegible], Dr. [illegible], Frhr. v.: Das [illegible]

[illegible], Wal.: Die [illegible]

Soeben ist erschienen!

Doktor Duttmüller

und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart

von

Fritz Anders

Ein Band. Fein gebunden 7 Mark



Niels Glambäk

Wie er ein Mann wurde

Erzählung

von

K. G. Bröndsted

Ein Band. Fein gebunden 4½ Mark



Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

61. Jahrgang

Nr. 42

Ausgegeben am 16. Oktober 1902

Inhalt: Seite

Der Schiffbau in Deutschland und im Auslande. Von Georg Wislicenus . . . 113
Die wirtschaftliche Lage Englands. (Schluß) . . . 122
Stadt und Land in England. Von Hugo [illegible] (Schluß) . . . 131
Die Anfänge der Bildnerei. Von Heinrich [illegible] . . . 140
Geographische und Kolonialliteratur . . . 149
[illegible]. Von Marthe Renate Fischer (Fortsetzung) . . . 155
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die altruistische Moral — Der Befähigungsnachweis im Baugewerbe . . . 165

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

61. Jahrgang

Nr. 43

Ausgegeben am 23. Oktober 1902

Inhalt:

	Seite
Österreich. Von Albin Geyer	169
Deutschland und Dänemark. Von H. Petersen	176
Heidentum u. Christentum. Eine Schlußbetrachtung	183
Musikalische Zeitfragen. Von Herm. Kretzschmar: 3. Die Musik als tönende Kunst	190
Die Anfänge des Bildwerks. Von Heinrich Welzhofer (Schluß)	196
Heimkehr. Von Martha Renate Fischer (Fortsetzung)	205
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Kaiserliche Eisenbahnpolitik — Verwaltungsreform — Die Gefahr öffentlicher Vorträge von Ärzten — Humanistische Bildung und humanistisches Gymnasium — Nachschrift	213

[illegible]

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Herausgeber persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).
Die Manuskripte müssen deutlich und sauber und nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben und breiten Rand erhalten.

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 6 Mark — Wöchentlich ein Heft — Preis des Heftes einzeln: 50 Pf.
Expedition: Leipzig, Inselstraße 20



Die Grenzboten



Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

61. Jahrgang

Nr. 44

Ausgegeben am 30. Oktober 1902

Inhalt:

	Seite
Die Bodenbewegung im Deutschen Reiche	225
Österreich. Von [illegible] (Schluß)	238
Das Eisenbahnnetz [illegible] vom militärischen Standpunkt aus	245
Französische Justiz. Von Wolfgang [illegible]	250
Goethe und der italienische Dichter Vincenzo Monti	255
Aus [illegible]. 5. Die [illegible] des Tropenkollers. Von Georg [illegible]	261
[illegible]. Von Martha Renate Fischer (Schluß)	265
Maßgebliches und Unmaßgebliches: [illegible] in Berlin — Zur Organisation der Volkswirtschaft — Das [illegible] — Der reinste Germanentypus — [illegible] — König Johanns Gedicht auf die Geburt König Alberts — Litteratur	271

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.



[illegible]

[illegible] Druck von [illegible] & [illegible] in [illegible]

[illegible] vierteljährlich 3 Mark — Wöchentlich ein Heft — [illegible] Jahrgang 20

6

Die Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

61. Jahrgang

Nr. 45

Ausgegeben am 6. November 1902

Inhalt: Seite

Der Siegeszug des Kapitalismus 281

Russische Kultur 290

Zur Mittelmeerfrage. Von Georg Wislicenus . 298

Musikalische Zeitfragen. Von Hermann Kretzschmar: 4. Die Musik als freie Kunst. Im Stande oder Staat? 305

Wie steht es 317

Lebenslügen. Von Luise Glaß 319

Maßgebliches und Unmaßgebliches: Zur Frage des Reformgymnasiums — Die Dienstpflicht der Lehrer — Ein Schritt zum Christentum der Zukunft — Die Ding und andre Sachen . 329

Fr. Wilh. Grunow

Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.



Die Grenzboten



Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

61. Jahrgang

Nr. 46

Ausgegeben am 13. November 1902

Inhalt

Inhalt	Seite
Die [illegible] in der Provinz Posen	337
Der Siegeszug des Kapitalismus (Schluß)	343
Russische Kultur (Schluß)	354
Etwas zur [illegible]	361
Elizabeth Barrett-Browning und Goethes Faust. Von M. J. Minckwitz	368
[illegible]. Von Louise Glaß (Schluß)	372
Maßgebliches und Unmaßgebliches: [illegible] — Vagabunden — [illegible] — Die [illegible] in Dresden	382
Litteratur	392
Berichtigung	392



Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Die Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

61. Jahrgang

Nr. 47

Ausgegeben am 20. November 1902

Inhalt:

	Seite
Deutschlands [illegible] und die gegenwärtige Wirtschaftskrisis	395
[illegible] oder Regimentsfähigkeit?	402
Aus St. Petersburg. Von Otto Kaemmel	406
Der Dichter der griechischen Aufklärung. Von K. Bulle	413
Von einer Weltreise. 5. Über den politischen und den wirtschaftlichen Wert der Tropenkolonien. 6. Was lockt den Europäer in die Tropen? 7. Ideale in der Politik	424
Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. Von Fritz Anders. Dritte Reihe. 9. Bei abfallendem Ufer	430
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die [illegible] — Zwei Städte der Rheinprovinz — [illegible]	440

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 6 Mark — Wöchentlich ein Heft — Preis des Heftes einzeln: 50 Pf.

Expedition: Leipzig, Inselstraße 20

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

61. Jahrgang

Nr. 48

Ausgegeben am 27. November 1902

Inhalt: Seite

Reichsfinanzen und Partikularismus 449
Der Frankfurter Warenhandel von 1750 bis 1866. Von A. Gerland in Homburg v. d. Höhe. 1. Die Verkehrsmittel. 2. Die Stände in ihrer Beziehung zum Warenhandel. 3. Die Frankfurter Handelspolitik 460
Zur Hochschulreform 467
[illegible] Eine Stadt 475
Am St. Gotthard. Von Otto Kaemmel (Fortsetzung) 481
Die Sache des [illegible]. Von Georg [illegible] 490
Maßgebliches und Unmaßgebliches: [illegible] 498
Litteratur 503

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Ein Prospekt über Festgeschenke aus dem Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen, ... ndlung von C. A. Koch (H. Ehlers) in Dresden über das Werk Adolf Stern, „Studien zur Litteratur der Gegenwart“ und über andre Werke.

jährlich 6 Mark — Wöchentlich ein Heft — Preis des Heftes einzeln 50 Pf.
Expedition: Leipzig, Inselstraße 20

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

61. Jahrgang

Nr. 49

Ausgegeben am 4. Dezember 1902

Inhalt:

Seite
Deutsch-Österreich 505
[illegible] 513
Die Entwicklung und Bedeutung der deutschen Lebensversicherung 520
Eine neue Geschichte Bismarcks. Von Johannes Kreutzer 528
Am St. Gotthard. Von Otto Kaemmel (Schluß) 536
Am Fuße des Hradschin. Von Georg [illegible] (Fortsetzung) 544
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Zur Geschäftsordnung. — Ein neues Buch über Rußland 556

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

[illegible]

[illegible] vierteljährlich [illegible] Mark — Wöchentlich ein Heft — [illegible]

Expedition: Leipzig, Inselstraße 20

Die Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

61. Jahrgang

Nr. 50

Ausgegeben am 11. Dezember 1902

Inhalt:

	Seite
[illegible]	562
[illegible]	572
[illegible]	580
[illegible]	594
[illegible]	601
[illegible]	611
Litteratur	619

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig.

Vorzügliche Geschenkwerke!

Harnack, Professor D. Adolf, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten.

Mk. 9—; geb. in Leinen Mk. 10—; in feinstem Halbfranzband Mk. 12—

Inhalt: Einleitung. — Die Missionspredigt in Wort und Tat. — Die Missionare. Missionsmethoden und Erfolge der Mission. — Die Verbreitung der christlichen Religion.

[illegible]

Adolf Harnack, Das Wesen des Christentums. 26. bis 30. Tausend.

Mk. 3,20; geb. in Leinen Mk. 4,20; in Liebhaberhalbfranzband Mk. 6—

[illegible]

Hilty's neust. Buch: „Für schlaflose Nächte".

[illegible] 16. bis 20. Tausend.

[illegible]

Hilty, Glück.

[illegible]

Hilty, Lesen und Reden.

[illegible]

Runneberg, Joh. Ludw. Fähnrich Stäls Erzählungen.

[illegible]

Babel und Bibel.

[illegible]

Das Buch Hiob.

[illegible]

Die babylonische Kultur

[illegible]

Der alte Orient.

[illegible]

Goethe in der Epoche seiner Vollendung 1805 bis 1832.

Versuch einer Darstellung seiner Denkweise und Weltbetrachtung. Von Prof. Dr. Otto Harnack.

Zweite, umgearbeitete Auflage. Mk. 5— in Leinen gebunden Mk. 6—

[illegible]

…ierzu **drei litterarische Beilagen:** Ein Prospekt von der Verlagsbuchhandlung von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig …(…) Kurt Boeck, „Durch Indien ins verschlossene Land Nepal" — ein Prospekt von der Allgemeinen Verlagsgesellschaft — ein Prospekt über … …wischen über fünf neue illustrierte Romane, herausgegeben von der Deutschen Literaturgesellschaft in Leipzig. … und Erzählungen aus dem Verlage von Fr. Wilh. Grunow (Verlag der Grenzboten) in Leipzig.

…Grenzboten: vierteljährlich 6 Mark — Wöchentlich ein Heft — Preis des Heftes einzeln: 50 Pf.
Expedition: Leipzig, Inselstraße 20

Die Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

61. Jahrgang

Nr. 51

Ausgegeben am 18. Dezember 1902

Inhalt: Seite

Wilhelm I. und Bismarcks Stellung zur Reichsgründung 621
Die Muttersprache in Elsaß-Lothringen 631
Die brandenburgische Provinzialsynode und die Vorbildung der evangelischen Theologen. Von Heinrich Lehmann 641
Konrad Widerhold. Von Albert Sandenberger in Kirchheim unter Teck 649
Was uns nicht retten kann! Offene Antwort an Herrn Professor Mommsen 656
Erinnerungen aus dem polnischen Insurrektionskriege in der preußischen Provinz Posen im Jahre 1848. Von Ernst von Wippern 659
Die Protzcher. Onkel Bernhard, Aufzeichnungen aus Zwickau. Eine Weihnachtsgeschichte von Hans Arnauer 668
An die alten und an die neuen Grenzbotenleser 680

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verlag persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 6 Mark — Wöchentlich ein Heft — Preis des Heftes einzeln: 50 Pf.
Expedition: Leipzig, Inselstraße 20

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

61. Jahrgang

Nr. 52

Ausgegeben am 25. Dezember 1902

Inhalt. Seite

Machtpolitik und Sozialpolitik 681
Catholica. Von Joseph Mayer. 9. Die katholische Universität von Amerika . . . 692
Eine [illegible] im [illegible] 704
Griechische Kultur in der Gegenwart. Von Johannes Geffcken 717
Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. Von Fritz Anders. Dritte Reihe. 10. Die [illegible] . . . 720
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Europa, die Vereinigten Staaten und Südamerika. — [illegible] Staatsrecht — [illegible] — [illegible] . . . 730

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verlag persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.



